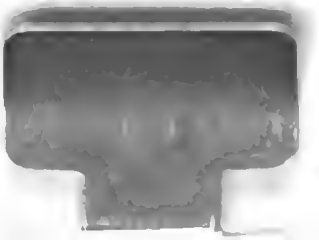
Digitized by Google

Didaskalia

4. Per.

7 Fk (27. Okt. – Dez.



Digitized by Google

DEUTSCHE
BIBLIOTHEK
IN
GENF
1933.

Digitized by Google

Digitized by Google

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Didaskalia.

DEUTSCHE BIBLIOTHEK IN GENF 1833.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№. 234. Montag, den 1. October 1849.

Der Pechkönig.

Eine humoristische Skizze von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

So geht es auch mit der Kritik, die, wenn sie gewissenhaft ist, der letzte Leuchtthurm einer Civilisation ist, die von weither datirt; die Fackel, welche auf den höchsten Punkt aller erlangten Kenntnisse gestellt ist, denn sie ist Wissen, Macht und Prophezeihung. Geht die Kritik aber von der Gunst aus, welche die getreue Macht der Bestechung ist, oder von Neid und Feindseligkeit, so stimmen wir mit Wilhelm Schulz ein, der die Kritik die Laus nennt, welche sich einbildet über der Poesie zu stehen und sie überwunden zu haben, weil sie ihr auf dem Kopfe krabbelte. Beißend mag sie mitunter seyn, aber zum Auffressen mit Haut und Haar kommt's nicht. Die Poesie ist noch nie an der Kritik gestorben, sie ist nur zuweilen eingeschlafen, da sie wieder aufwachte, hat sie sich gewaschen und gekämmt und ist zu neuem Leben auferstanden.

In der Kritik, welche zur Vernichtung des armen Pechkönigs in den Wendelsberger Seifenblasen erschien, hieß es unter Anderm: Alle gefährliche Abwechslungen der moralischen Temperatur werden ohne Einfluß auf die starke Natur des jungen Dichters bleiben. Er wird seine Reise mitten durch die Stürme der Intelligenz fortsetzen; wenn ihn aber kaum noch die Dauer einer brennenden Cigarre von der Kohlenpfanne trennt, worin das ewige Feuer flammt, dann wird ihn der eifersüchtige Jupiter niederdonnern. Von seinen Brandwunden geheilt, wird Prometheus alsdann an den Caucasus eines Schusterschemels angeschmiedet werden, wo ihm der Geier der Kundschaft täglich die Leber abfressen wird. — Kurz, diese Kritik war ein solches Gewebe monströser Niederträchtigkeit, daß das sanftmüthige Lama Cornel zum wüthigen Tiger wurde, dem Literaten Abends auflauerte und ihm schlagende Beweise seiner Anerkennung gab, worauf sich dieser langsam auf seinen literarischen Mist schleifte, indem er vor sich hin murmelte: „Welch ein Hundehandwerk ist doch das Kritikenschreiben!"

Drei Wochen später langten die kritischen Blätter aus Leipzig, Berlin, Wien und Hamburg in Wendelsberg an, und alle waren des Lobes des jungen Dichters voll, und alle prophezeihten ihm einstimmig eine große literarische Zukunft. Gleichzeitig zeigte die Verlagshandlung die bereits nothwendig gewordene zweite Auflage der lyrischen Blüthen an. Ganz Wendelsberg staunte, doch ließ ihm, außer Jakobea und dem freudetrunkenen Magister, Niemand Gerechtigkeit widerfahren, man nahm lieber an, daß sämmtliche Recensenten Gevattermännchens mit dem jungen Dichter spielten.

Jetzt war die Wüste der widerwärtigen Zeiten endlich durchwandert, jetzt konnte, durch ein reiches Honorar in Stand gesetzt, Cornel die Universität G. beziehen, und er schickte sich an, es schon in den nächsten Wochen zu thun. Aber ach! sein Herz mußte er in Wendelsberg zurücklassen; denn er, so kalt wie bisher der Montblanc, war in Jakobea's Nähe plötzlich zum glühenden Vesuv geworden, und sie .... theilte im Stillen seine Leidenschaft.

Sein Herz hatte in seinen Knabenjahren zwar schon ein Mal gesprochen, als er sich auf einer ländlichen Kirchweihe bei Verwandten seines Vaters, einer kleinen Dorfschönen gegenüber, befunden, an deren Teint die Sonne Gewaltthätigkeit ausgeübt hatte. Da ihm diese ländliche Delila in einem Anfall von Muthwillen seine blonden Locken abgeschnitten hatte, und er sich ohne Haarschmuck nicht in der Stadt sehen lassen wollte, so wartete er auf dem Lande, bis die Spuren dieser vandalischen That wieder verschwunden waren, und sein Haarwuchs wieder eine einigermaßen anständige Proportion angenommen hatte. Damals glaubte er die kleine Christine von ganzem Herzen zu lieben; aber die ersten Liebesgefühle gleichen den Milchzähnen, sie müssen ausfallen, um stärkeren Platz zu machen. Nach vierzehn Tagen hatte er das Mädchen wieder vergessen.

Anders war es mit Jakobea, diesem Engel der Barmherzigkeit, der den Leidenden in seinem Schmerz getröstet und erhoben hatte. Sie war mit allen Wurzelfasern seines Daseyns verschlungen; hundert Mal hatte er ihren mit dem seinen verschlungenen Namen mit einem Federmesser in den Tisch und die Kommode des Magisters eingeschnitten. Anfänglich hielt er sein Gefühl für nichts weiter als Dankbarkeit, ja, um ihretwillen liebte er sogar den Minister .... aber es ist ja bekannt, daß der Vernunft nichts so gefährlich ist, als die Heuchelei des Herzens, als der Jesuitismus der Leidenschaft, wenn sich die Liebe unter dem falschen Namen brüderlicher Zuneigung einschleicht. — Was seine Liebe zu dem Minister betraf, so war diese eine Art Fideikommiß, welches durch den Vater ging, um an die Tochter zu gelangen.

Als er bei Jakobea Abschied nahm, traf er sie allein. Beide waren ganz und gar durchströmt von der Elektrizität der Liebe, und trotz der Trauer dieser Stunde, war sie ihnen doch süß wie die Auferstehung der Hoffnung, denn ohne Worte hatten sie sich verstanden; der eisige Nordwind des Zweifels, der Nebel der Ungewißheit machte dem belebenden Thau des Glaubens Platz; doch da sie sich nicht frei machen durften von der Fessel der Vorsicht, so gehorchten sie der Nothwendigkeit, deren eiserne Hand sie erkannten. Sie trennten sich mit der festen Ueberzeugung, zu lieben und geliebt zu seyn, und mit zahllosen aber unausgesprochenen Gelöbnissen einer unwandelbaren Treue. Cornel war selig, denn wie Christoph Columbus, hatte er in Jakobea seine neue Welt entdeckt.

Von ihr verfügte sich Cornel zu dem Minister, der ihm noch einige gute Lehren mit auf den Weg geben zu müssen glaubte,

Digitized by Google

denn der Gewaltige hatte die Schwäche, sich gerne reden zu hören. Seine Rede dehnte sich oft so lange aus, wie Makaroninudeln, sie war eben so farblos und unverdaulich, wie diese ausländische Speise, aber bei weitem nicht so delikat wie sie.

Er hatte schon einigemal bemerkt, daß Cornel ein glühendes Vertrauen in die Demokratie setzte, daß er mit Hingebung an der Sache der Menschheit hing, und die wahre Legitimität in den Volksrechten begründet wähnte; daher begann er ihm den Cultus des Goldes zu predigen, dessen Hoherpriester er war. „Geld," hob er an, „ist der Zauberstab des Jahrhunderts; es macht Alles möglich. Der Zweikampf um Gold ist weniger gefährlich, als der Zweikampf um Blut, das schreibe Er sich hinter die Ohren, und suche Er den Platz eines Schwiegersohns in einer reichen Familie zu bekommen. Die Liebe ist heut zu Tage eine berechnende Leidenschaft geworden, deren Einnahme- und Ausgabebuch mit der größten Genauigkeit geführt wird, und die stets bereit ist, ihre Bilanz in dem Augenblick niederzulegen, wo die Wage nicht mehr im völligen Gleichgewicht zwischen dem Soll und dem Haben steht. — Das Glück will, daß man sich selber helfe, und daß man es zur rechten Zeit ergreife, denn es ist ein Weib. Aber grade deshalb will es den Schein haben, als gewähre es; was man ihm entreißt, und man muß ihm Zeit lassen, die Hand zu öffnen. — Sündige Er auch nicht durch allzugroßes Vertrauen in seine Nebenmenschen, sonst wird Er sich stets getäuscht finden. Hat Er mit großen Herren zu thun, so merke Er sich, daß sie nicht immer sagen, was sie zu sagen scheinen; ihre Reden sind voll Ellipsen, voll Doppelsinn, voll grammatikalischer Marderfallen, in welchen die Logik hinkt *). Kann Er sich den Adel erwerben, so versäume Er es ja nicht, denn außer den Vortheilen, die er im Leben gibt, wird ein gestorbener Adeliger, wenn er auch im Leben gar nichts war, nach seinem Tode doch ein Ahne. Kommt Er dereinst in den Staatsdienst oder in die Kammer, so suche Er der Opposition den Mund hermetisch zu verschließen, und wenn Er den Bundestag als eine heilsame Einrichtung zur Verhinderung der Ueberhandnahme freisinniger Ideen betrachtet, so kann es Ihm nicht fehlen. So, nun gehe Er mit Gott."

(Fortsetzung folgt.)

Das Leben Heinrich Zschokke's.

(Fortsetzung.)

Ein Jahr etwa vor seiner Verheirathung hatte Zschokke seinen „Schweizer Boten" wieder aufgenommen, der nun in Aarau erschien und nicht geringere Theilnahme fand, als vordem in Luzern. Der „Bote" hatte seine klare, ungekünstelt naive, nicht minder geistreiche als verständige Weise bewahrt und fuhr fort, unter dem Volke für Sittlichkeit und Freiheitsliebe zu wirken. Aber trotz seines Mühens, fern vom Kampf der Factionen zu bleiben, wurde er doch durch die heftigen Angriffe, die er, zumal seit der Restauration von 1814, von Seiten der aristokratisch-priesterlichen Partei erfuhr, genöthigt, eine bestimmtere politische Stellung einzunehmen, und zählte seitdem definitiv unter den Organen der liberalen Richtung.

Im Jahre 1808 unternahm Zschokke ein Werk, das den religiösen Tendenzen, die dazumal im Publikum herrschend wurden, gewidmet war. Unter dem Titel „Stunden der Andacht" gab er allwöchentlich ein Blatt frommer Betrachtungen heraus, die voll religiösen Gefühls, aber gleicherweise entfernt waren von nebelhafter Glaubensschwärmerei und dogmatischer Trockenheit. Diese Erbauungsschrift ward mit großem Beifall von Katholiken wie von Protestanten aufgenommen und hatte so ausschließlich die gemüthliche Seite der Religion zum Gegenstande, daß, da Zschokke sorgfältig seinen Namen verschwieg, Niemand zu sagen wußte, ob der Verfasser ein Katholik oder ein Protestant war. Der Ruf der „Stunden der Andacht" überschritt bald die Gränzen der Schweiz, und ihre Popularität in Deutschland war so groß, daß dort in kurzen Zwischenräumen zahlreiche Ausgaben davon veranstaltet wurden. In der Schweiz erschöpfte man sich in Konjekturen über den vermuthlichen Autor und schrieb das Buch bald dem Generalvikar Wessenberg in Konstanz, bald dem Pfarrer Keller in Aarau, bald Anderen zu. Zschokke hütete sein Geheimniß bis zum Jahre 1842 und enthüllte es in seiner Selbstschau nur, weil er nicht länger auf den Namen von Männern, die er hoch verehrte, den Verdacht wollte ruhen lassen, als hätten sie Antheil an der Abfassung eines Werkes, das Pius VII. auf den Index gesetzt hatte.

In den Jahren von 1811 bis 1816 machte Zschokke drei Reisen nach Bayern, wo er mit der schmeichelhaftesten Aufmerksamkeit empfangen wurde. Man bot ihm die Mitgliedschaft der Münchener Akademie an, überschickte ihm ein Naturalisations-Patent und selbst ein Adelsdiplom. Er wies indessen diese Ehren zurück, die ihm für den Bürger einer Republik nicht angemessen schienen. Um sich aber dem Könige Maximilian Joseph für seine vielen Beweise der Achtung erkenntlich zu zeigen, schrieb er eine Geschichte Bayerns, die gerechtes Aufsehen erregt hat.

Zschokke hatte das häusliche Stillleben so liebgewonnen, daß er den festen Entschluß faßte, nicht mehr in die große Welt zurückzukehren, wie sehr er auch befähigt war, daselbst zu glänzen. Er kaufte ein Landgut am Fuße des Jura und am Ufer der Aar im Kanton Aargau, ließ sich da eine Villa nach seinem Geschmacke einrichten und beschloß, in diesem Hause alt zu werden: „in otio cum dignitate, musis et amicis". — Blumenhalde, so hieß das neuerworbene Besitzthum, ward bald der Sammelplatz aller bedeutenden Männer, welche die Schweiz besuchten. Zschokke theilte da sein Leben zwischen den Pflichten der Freundschaft, der Erziehung seiner Kinder und literarischen Arbeiten. Seine Schriften folgten sich jetzt Schlag auf Schlag. Unter dem Eindruck des Mitgefühls, das er für die unteren Klassen des Volkes empfand, machte er den Plan, eine Reihe von Büchern zu schreiben, die eigens auf die geistige und sittliche Hebung derselben berechnet waren. Das erste dieser Reihe war das „Goldmacherdorf", das unter dem Titel: Le val doré von Jussieu in Frankreich popularisirt wurde, dann erschien die „Branntweinpest", eine tragische Anekdote, endlich die „Geschichte des schweizerischen Volkes", deren französische Uebersetzung, von Monnard veranstaltet, nicht geringere Theilnahme in der westlichen, als das Original in der östlichen Schweiz fand. Indessen ist es selbst nach dem Urtheil französischer Kritiker nicht geglückt, die Naivetät in Zschokke's Schreibart, die ein Hauptverdienst seiner Werke ist, in der Uebersetzung wiederzugeben. Am besten ist noch in dieser Hinsicht die Uebertragung der Novellen durch Loewe-Weimars gelungen. Unsern deutschen Lesern braucht nicht gesagt zu werden, wie Zschokke's Erzählungen Belehrung und Unterhaltung zu vereinigen wissen, wie seine „Sylvesternacht", sein „Loch im Aermel", sein „Tagebuch des Pfarrers von Wiltshire" und manche andere Novelle, obwohl nicht nach einer und derselben Manier verfaßt, doch lauter kleine Meisterstücke sind. Weniger glücklich war Zschokke im Roman, wenn auch seine „Beguine von Aarau" unter den besten Leistungen der zahllosen Nachahmer Walter Scoot's mitzählt.

Heiter in seinem Innern, hochgeschatzt von Allen, die ihn kannten, führte Zschokke ein friedliches, wohlbenutztes Leben. Es blieb zwar auch der Kummer nicht aus, denn er hatte den Verlust mehrerer Kinder zu betrauern; aber er trug diese Prüfungen mit christlicher Ergebung. In seinem sechzigsten Jahre

*) Brav, Herr Minister! ohne Zweifel werden die Zuckerbacker ihre Pastilloten nächstens in die Kammereröffnungsreden einwickeln, statt in Devisen und in illustrirte Rebus. D. V.

Digitized by Google

war er Vater von acht Söhnen und einer Tochter, auf deren Erziehung er große Sorgfalt verwendete. Die bewundernswerthe Thätigkeit, die er entwickelte, hatte ihm zu einem anständigen Vermögen verholfen, und er konnte ohne Sorgen dem Alter entgegensehen. Da erschien das Jahr 1830 mit seinen Unwettern und trieb Zschokke von neuem auf die Bühne der Politik.

Die Pariser Julirevolution fand ihren Wiederhall in der Schweiz, wo sich seit der Restauration von 1815 viel Zwiespalt und Mißvergnügen angesammelt hatte. Der Kanton Aargau war einer der ersten, in welchem Bewegungen zu Gunsten einer Verfassungsreform stattfanden. Zschokke, ein erklärter Feind von Volksemeuten und Gewaltthätigkeiten, bestand im Großen Rathe auf Einberufung einer konstituirenden Versammlung, als dem einzigen Mittel, einer Revolution vorzubeugen und die Wühler zu entwaffnen. Seine Meinung drang nicht durch, und der Groß-Rath beschloß, die neue Verfassung selbst zu entwerfen. Aber kaum waren acht Tage verflossen, so gingen Zschokke's Voraussagungen in Erfüllung. Ein allgemeiner Aufstand brach aus, das Landvolk besetzte die Stadt Aarau, die Regierung entfloh. Zschokke, obwohl er an der Bewegung nicht im Geringsten Theil genommen, wurde überall für den Anstifter derselben gehalten, weil er sie im Voraus angedroht hatte. Zahlreiche Stimmen wählten ihn zum Mitglied der konstituirenden Versammlung, und diese ernannte ihn zu ihrem Vice-Präsidenten. Aber in Folge einer Abstimmung — die freilich später wieder zurückgenommen wurde — nach welcher nur geborne Schweizer in die regierenden Körperschaften gewählt werden sollten, gab er seine Entlassung, die er trotz aller entgegenstehenden Bitten nicht wieder zurücknehmen wollte.

Nach Einführung der neuen Constitution wurde Zschokke wieder in den Großen Rath gewählt und blieb hier dem gemäßigten Liberalismus treu, der stets die Richtschnur seiner Handlungsweise gewesen war. Nur einmal machte er mit den Radikalen gemeinschaftliche Sache. Er stimmte nämlich im Jahre 1841 für die vielbesprochene, folgenschwere Aufhebung der aargauischen Klöster. Die Uebergriffe und Intriguen der Ultramontanen hatten ihn um die Ruhe der Eidgenossenschaft besorgt gemacht; bevor er aber zu dem äußersten Mittel die Hand bot, versuchte er noch durch versöhnliche Schritte und Unterhandlungen das Ungewitter abzuwenden. Er ließ sich als Regierungskommissarius in die renitenten Klöster schicken zur Abfassung eines Berichtes über die Natur und Anwendung ihrer Einkünfte, und benutzte diese Gelegenheit, die Oberen durch Vorschläge der Milde zur Nachgiebigkeit zu stimmen. Seine Anerbietungen wurden in der That nicht zurückgewiesen, und er erwarb sich — mehr, als seine beiden katholischen Kollegen, — die Achtung und das Vertrauen mehrerer einflußreichen Geistlichen. Aber Bedeutenderes, als eine gute Aufnahme und einige interessante Verbindungen, erreichte er doch bei alledem nicht. Die Oberen mußten ihre persönliche Neigung dem Gehorsam gegen höhere kirchliche Befehle zum Opfer bringen, und Zschokke, als er sah, daß seine versöhnlichen Bemühungen an dem Wirken einer geheimen Macht scheiterten, die sich der Klöster und ihrer Dependenzen bediente, um eine Contrerevolution im Aargau anzufachen, entschied sich für Schließung jener gefährlichen Sitze der Intrigue und Wühlerei. Er konnte dies um so eher, als der Direktor des katholischen Seminars, Augustin Keller, ein Mann, der die höchste Achtung genoß, den ersten Vorschlag dazu gemacht hatte.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

* (Danzig, 24. Sept.) Oft genug ist Danzig als eine bloße Handelsstadt verschrieen und von seinen Bewohnern behauptet worden, sie hätten nur Sinn für „Weizen und Holz"; und doch gleicht das deutsche Venedig auch darin dem italienischen, daß es, wie jene Königin des adriatischen Meeres, auch der Geburtsort ausgezeichneter Maler ist, wenn dieselben sich auch den Meistern der venetianischen Schule nicht ganz gleichstellen können. Die Maler der Neuzeit, Kretschmer und die beiden Hildebrandts, sind Danziger, und zu ihnen gesellt sich jetzt als Vierter Rathke, ein noch junger Künstler, dessen Pinsel Großes verspricht. Zur Zeit weilt Letzterer in Berlin, wo der König ihm eine eigene Wohnung im königl. Schlosse eingeräumt und mit vielen Aufträgen beehrt hat.

Hecker soll bei seiner letzten Anwesenheit im Elsaß auf die Fragen wegen Uebersiedlung nach Amerika mehreren oberländischen Landleuten geantwortet haben: Wenn sie Lust hätten, doppelt so viel zu arbeiten, halb so viel zu essen und das Trinken ganz zu lassen, möchten sie es immerhin versuchen.

Gegen frühere Zeiten sieht es jetzt in dem wiedereroberten Venedig, namentlich auf dem Markusplatze, sehr stille aus, wie dies auch nicht anders seyn kann, wenn man bedenkt, daß vielleicht 40,000 Einwohner, und darunter gerade die wohlhabendsten, abwesend sind. Daher sind auch noch immer die Theater geschlossen, und doch sagt das Sprüchwort: „Venedig verwandelt die Nacht in den Tag." Zu anderen Zeiten waren die Kaffeehäuser am Markusplatze die ganze Nacht hindurch erleuchtet und belebt. In vielen Häusern war es Sitte, um 11 — 12 Uhr Mittags aufzustehen, von 3 — 5 spazieren zu gehen, um 6 zu diniren, von 9 — 12 im Theater zu seyn und um 1 Uhr nach Mitternacht Gesellschaften zu besuchen. Darum gaben und empfingen die Nobili Besuche in den Logen des Theaters; Visiten bei Tag waren ungewöhnlich. Gegenwärtig macht man weder Besuche, noch geht man in's Theater, die ganze Stadtordnung ist umgewandelt: in den Abendstunden, wenn der lästige Sirocco, der weder der Revolution, noch der Capitulation gewichen ist, nicht mehr so drückend auf den Menschen liegt, erscheinen hie und da auf den Balkonen einige Frauengestalten, die meistens schweigend und trübseligen Blickes in die Kanäle niederblicken, auf denen die Gondeln häufig mit schwarzgelben Fähnchen vorüberfahren. In diesen plötzlichen Farbenwechsel hat sich Niemand schneller gefunden, als eben die Barkenführer: sind doch mit den Oesterreichern wieder die Weinfässer angezogen. (A. Mdztg.)

Literatur.

Platen's Polenlieder. Verlag der literarischen Anstalt in Frankfurt a. M.

Es gereicht uns Deutschen nicht gerade zur Ehre, daß eine poetische Herrlichkeit, wie die Platen'schen Polenlieder, achtzehn Jahre alt werden konnten, ohne auf vaterländischem Boden sich heimisch fühlen zu dürfen! Wenn Lord Byron's Verleger seiner Zeit sich weigerte, gewisse atheistische Aussprüche des Dichters in dessen gesammelten Werken aufzunehmen, so war das eine religiöse Pedanterie, über die man lachen, die man aber gewissermaßen achten kann. Wie aber entschuldigt sich die fortwährende Weigerung der Cotta'schen Buchhandlung, eines der Meisterwerke Platen's dessen gesammelten Werken einzuverleiben, blos weil es, in ächt deutsch patriotischer Begeisterung, die heilige Leidenschaft der Nation gegen jene furchtbare Gefahr der Barbarei und Knechtung zu entflammen sucht, die uns von Osten droht? Wurden doch in der neuesten Ausgabe von Goethe in vier Bänden Stellen in Goethe's „Faust" aufgenommen, die das ästhetische und moralische Gefühl in empörender Weise verletzen, — hat Hr. v. Cotta mehr Rücksicht für das russische als für das deutsche Zartgefühl? Doch wir wollen hier mit Buchhändler Cotta nicht rechten, wir wollen blos der literarischen Anstalt in Frankfurt danken, daß sie uns die Genugthuung

Digitized by Google

verschafft hat, die politischen Lieder Platens, diese Zierde unserer poetischen Literatur, endlich in einer ganz deutschen, freundlichen Ausgabe genießen zu können. Wir verweisen unsere Leser auf die Vorrede, welche Dr. Löwenthal dem Büchlein vorangeschickt hat, und die den Standpunkt dieser Ausgabe, so wie den Charakter dieser Lieder selbst genügend andeutet. Wir bemerken hier nur noch, daß die Polenlieder auch jetzt noch eben so wenig in politischer wie in ästhetischer Beziehung veraltet sind, und daß sie jetzt, wo so viele hochherzige und tapfere Völker ihren schnöde bewirkten Untergang zu beweinen haben, nicht mehr nur eine polnische, sondern leider eine kosmopolitische Bedeutung haben. Auch die tiefprophetische Kraft der Polenlieder müssen wir staunend bewundern, denn Platen rief schon vor achtzehn Jahren einem deutschen Fürsten die jetzt so furchtbar wahr gewordene Drohung zu:

Du konntest schlichten jeden Streit,
Auf daß die Freiheit siege;
Nun aber droh'n, durch Dich entzweit,
Dem Va.erland Zerrissenheit
Und dreißigjähr'ge Kriege!

Dem Gottesgnadenkönigthum aber, das jetzt so kühn sein Haupt wieder hebt und die Erfahrungen der letzten Zeit ganz vergessen zu haben scheint, schleudert der durch Geburt, aber mehr auch an Geist und Seele adlige Dichter die Zornesworte zu:

Wie Manche, deren Gräber sprechen,
Erlangten Kronen durch Verbrechen:
Kann ein Verbrechen göttlich seyn?

Manch Reich entstand durch Schwert und Flamme,
Es ist von manchem hohen Stamme
Die Wurzel faul.
Und seit es Kön'ge hat gegeben,
So rief sie nur das Volk in's Leben,
Seit jenem ersten König Saul!

Das deutsche Volk kann nur Thatkraft gewinnen, wenn es sich die herrlichen Lieder des großen Dichters recht tief in's Herz prägt. Hier ist auch politische Poesie, aber es ist die höchste Poesie der Politik!

Sechs Lieder für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte oder der Guitarre. Gedichtet und in Musik gesetzt von Fried. Ferd. Franz. Offenbach, bei Joh. André.

Diese sechs Lieder, welche man als gemüthliche Blüthen mit Recht bezeichnen kann, sind theils ernsten, theils heiteren Inhaltes und bewegen sich auf dem Gebiete einer zarten und sinnigen Lyrik. Sie dürften sich sowohl für die Erheiterung und Erhebung in einsamen Stunden, als auch für gesellige Kreise eignen. Anspruchslos und warm empfunden werden sie bei Gleichgestimmten den Eindruck nicht verfehlen. Die dem Texte sich treu anschließende Composition ist einfach gehalten und leicht ausführbar, welches nicht minder von der Instrumentalbegleitung gilt. Als besonders gelungen bezeichnen wir Nro. 3 und 5 der Sammlung, jenes in sanfter Klage, dieses in heiterer Anmuth. Die äußere Ausstattung des genannten Heftes ist schön und geschmackvoll und der Ladenpreis von 1 Gulden rhein. billig zu nennen. Dr. F. F. Franz ist dem Publikum bereits vortheilhaft bekannt durch sein vor etwa zwei Jahren erschienenes „Vaterlied", welches damals mit entschiedenem Beifall aufgenommen und als eine sehr pikante Gabe nach Verdienst belobt wurde.

Korrespondenz.

Bockenheim, 29 Sept.

Das hiesige Sommertheater, welches dem kunstliebenden Publikum im Laufe der Monate Juli, August und September so manchen erheiternden Genuß gewährte, steht nun auf dem Punkte, seine Vorstellungen dahier einzustellen, und es wird demnächst vom 1. October an in dem nahe gelegenen Offenbach die Fortsetzung derselben stattfinden. Die gestrige drittletzte Vorstellung auf der hiesigen Bühne war: „Sieben Mädchen in Uniform", welcher „der Lügner und sein Sohn" voran ging. In beiden Vorstellungen leistete das Theaterpersonal zur angenehmen Erheiterung des anwesenden Publikums Alles, was man von ihm erwarten konnte, gleichsam als wollte das bald von uns scheidende Künstlerpersonal dadurch seinen Dank für den Beifall aussprechen, dessen es sich oft für seine Leistungen zu erfreuen hatte. In Offenbach wird demnach eine neue dramatische Aera der hiesigen Theatergesellschaft beginnen. Möge dieses neue Unternehmen unter Leitung des Hrn. Direktors Worret, der ein rastloses Bestreben und eine unermüdliche Thätigkeit entwickelt, den Erwartungen der Theaterfreunde zu entsprechen, mit dem besten Erfolge gekrönt werden! Ungern sehen wir ihn von Bockenheim scheiden; doch haben wir die angenehme Hoffnung, daß er auch für einen Theil des Winters mit seiner Gesellschaft wieder hierher zurückkehren werde, indem ein geeignetes Theater für die zu gebenden Vorstellungen gleich nach Neujahr in dem bisherigen Sommerlokal dahier errichtet werden soll, welches unter dem Namen Wintergarten ins Leben tritt, der uns dann mit seinen dramatischen Blüthen, trotz winterlichem Gefolge von Eis und Schnee in diesem Treibhaustempel der Kunst, zu erfreuen verspricht. Möge sich dies bestätigen und zur frohen Wirklichkeit sich gestalten, dann würde gewiß des langweiligen Winters drückende Schwere in Bockenheim weniger fühlbar werden!

X.

Vom Main, 22. Sept.

In der römisch-katholischen Christenheit war es bis dahin dem Ermessen und frommen Gefühle der Laien und Geistlichen ganz überlassen, von der unbefleckten Empfängniß Maria's zu denken und zu glauben, was man wollte oder wozu man sich durch seine Frömmigkeit bewogen fühlte. Es mußte daher unter den Geistlichen kein geringes Aufsehen erregen, als durch ein Schreiben vom 15. Juni 1849 das hochwürdigste Ordinariat zu Würzburg Welt- und Kloster-Geistlichen verkündete, daß Seine Heiligkeit der Papst Pius IX. die unbefleckte Empfängniß Maria's zu einer Glaubenslehre, Dogma, der katholischen Kirche erheben wolle, daß er hierzu die Unterstützung sämmtlicher Bischöfe, das Gebet der Geistlichen und Laien in Anspruch nehmen und daß somit deßhalb in allen Kirchen öffentliche Gebete abgehalten werden sollten. Damit aber dem Volke durch keine eigentliche theologische Darstellung Aergerniß gegeben werde, so möchten die diese Feier verkündenden Geistlichen sich auf die allgemein gehaltene Erklärung beschränken, daß der heilige Vater in so unruhigen Zeiten, wegen des Schutzes der Jungfrau Mutter, deren Verehrung zu steigern, dieses angeordnet habe. — Eine ähnliche Verfügung hat das Ordinariat von Fuld erlassen; Mainz scheint noch zurückzuhalten. — Der Befehl Seiner Heiligkeit des Papstes Pius IX., vom 2. Febr. 1849 Datum Cajetae, ist an die verehrungswürdigen Väter, Patriarchen, Primaten, Erzbischöfe und Bischöfe der ganzen katholischen Welt gerichtet und beginnt: Ubi primum nullis etc. Obiges spricht für sich selbst und bedarf keines Commentars; aber die Bemerkung kann Verfasser Dieses, der selbst Katholik ist, nicht unterdrücken: Hat der Papst keine anderen Dogmate zu wahren, als die des dem Katholicismus aufgepflanzten Muttergottesdienstes? Warum den Spalt, der zwischen der Christenheit eingerissen ist, immer größer machen? Müssen solche Verfügungen, statt zur Frömmigkeit hinzuführen und statt dem eingerissenen Indifferentismus einen kräftigen Damm entgegenzustellen, nicht theologischen Scepticismus heraufbeschwören. Warum sucht man eine solche neue Glaubenslehre dem deutschen Volke, das von allen andern Völkern das philosophische genannt wird, aufzudrängen! Wir haben ja deutsche Bischöfe, welche über das Beste der deutschen Christenheit wachen sollen, und den Befehlen des Papstes blind gehorchen. Deutsche Katholiken! hört Acht und wahrt euch!

Theater-Anzeige.

Montag, 1. October. Die Töchter Lucifer's, Zauberspiel mit Gesang in 5 Abth. (12 Tableaux) von W. Friedrich, Musik componirt und arrangirt von Ed. Stegmann.

Dienstag, 2. October. (Neu einstudirt): Lucrezia Borgia, große Oper in 3 Akth., Musik von Donizetti

---

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 235. Dienstag, den 2. October 1849.

Der Pechkönig.

Eine humoristische Skizze von Karbinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Wie ganz anders entließ dagegen der ehrliche Magister seinen Zögling! Er gab ihm seinen Segen und sagte: „Ziehe hin, mein geliebter Sohn, und weiche nicht von dem Pfade der Rechtschaffenheit, denn man kann sich nur noch auf dem Wege der Tugend auszeichnen, da man auf ihm nicht viele Conkurrenten findet. Thue Recht, scheue Niemand, und laß Dich nicht durch das Beispiel Derer verleiten, die durch die Verkehrtheiten unserer Zeit oxydirt und überoxydirt sind. Willst Du Freundschaft schließen, so bedenke, daß keine Freundschaft ohne Achtung bestehen kann; die Bösen erhalten sich einander aufrecht, aber sie lieben sich nicht. Mißtraue dem Schmeichler; die Fuchsschwänzerei verbirgt stets eine Schlinge. Hasse das Laster, doch nie die Menschen; uneigennützige Menschen halte hoch, weil Uneigennützigkeit ein Beweis von Seelengröße ist, und vergiß nicht, daß das wahre Glück darin besteht, unsere Umgebung glücklich zu macheen. — Du bist ehrgeizig. Laß Dich von dieser Leidenschaft nicht auf Abwege führen, denn das Herz zu beherrschen verstehen, unempfindlich und geduldig seyn, stets sein Ziel vor Augen haben, sich verstellen, seine Kühnheit nicht an Pläne vergeuden, sondern sie zur Handlung bewahren, mit der Niederträchtigkeit unterhandeln, indem man sie erräth, stark scheinen, um es zu werden, sich Kreaturen machen, weniger durch Dankbarkeit, welche den Eifer ermüdet, als durch Hoffnung, welche ihn anspornt .... ist im selbstsüchtigen und gemeinen Wortsinne das Genie des Ehrgeizigen. Der Ehrgeiz ist die Plage unserer Epoche; doch gibt es zweierlei Arten von Ehrgeiz. Den eben geschilderten blinden, zügellosen, unersättlichen, der sich nicht um die Wahl der Mittel kümmert, das Geld der Ehre, die Ausübung der Gewalt dem allgemeinen Wohle vorzieht. Vor diesem Ehrgeiz mußt Du Dich wohl hüten und ihn stets bekämpfen. Der andere Ehrgeiz besteht darin, Alles recht zu machen, in der Liebe zum Guten für sich und Andere, in dem Streben nach Ruhm durch den Fortschritt in Kunst und Wissenschaft: dieser Ehrgeiz ist kein Laster, sondern eine Tugend. Ohne ihn würde die Welt stehen bleiben; die Vergangenheit würde weder die Gegenwart noch die Zukunft zu beneiden haben. Wenn die Menschheit der Vervollkommnung fähig ist — und wer dürfte läugnen, daß sie es ist? — so vermag der edle Ehrgeiz allein, sie dieser Vervollkommnung entgegen zu führen ... ihm magst Du also immerhin huldigen. Dagegen meide Menschen mit selbstsüchtigen Gemüthern, Engherzigkeit und platter Gesinnung. Der Aufklärung thue überall Vorschub, wenn sie auch die größte Mörderin ist, da sie den Teufel todtgeschlagen hat, an dessen Wiederbelebung der Jesuitismus stark arbeitet und ihn als Gespenst erscheinen läßt. — Und nun ziehe mit Gott, und mache Deinem alten Lehrer Ehre." —

Cornel bezog die Universität. Er war rein aus den pontinischen Sümpfen der Jugend hervorgegangen, in welchen so viele Andere ihre Börsen, ihre Gesundheit, ihre Illusionen und oft ihre Ehre stecken lassen. Er ergab sich mit voller Seele den Studien, im Gegensatz zu vielen jungen Leuten, welche trinken, sich berauschen, mit verderbten Frauen verkehren, all' ihre Habe auf einer Karte verspielen und ihr Leben zu einer beständigen Orgie machen. Bei dieser Anwendung ihrer Zeit bleibt ihnen keine Stunde zum Studium, dieser Pflicht der Jugend. In ihren verderbten Herzen bleibt kein Schlag für die wahre Liebe, diese reine Flamme der Jünglingszeit. Sie haben weder den der Jugend eigenen Arbeitstrieb, noch ihren Aufschwung, nicht einmal ihre Leidenschaften, sondern nur ihre Laster. Als Liebhaber des Skandals durchziehen sie die Straßen, und glauben Don Juans zu seyn, weil sie sich bemühen, Laster zu besitzen. Sie ketten sich an die Ausschweifung, wie Mazeppa an das wilde Pferd, und sehen auf ihrem Wege weder die Blutspuren, die ihre herabhängenden Fleischfetzen hinterlassen, noch die Raben, die ihnen nachflattern. Aber durch diese Richtung unserer Jugend wird die Zeit faul und gleicht einem Sumpfe. Ein Mann, der noch auf unbefleckte Ehre hält, wird verlacht, wie Einer, der kurze Hosen trägt, er gehört seiner Zeit nicht mehr an. Die Laster sind heut zu Tage vom besten Tone, sie verrathen den Stamm und erheben den Menschen. Viele haben Laster, und die keine haben, erwerben sich welche. — Wir haben Fürsten gesehen, die sich der Fälschung schuldig machten, Herzöge, die zu Frauenmördern wurden, Ordonnanzoffiziere, die im Spiel betrogen, Minister, die sich gegenseitig kauften und verkauften .... Dieses alles würde nicht seyn, wenn unsere Zeit nicht so faul wäre.

Doch lassen wir das, um den Hauptpersonen unserer Erzählung zu folgen. Während den drei Jahren, die Cornel auf der Universität zubrachte, war Jakobea zu einer herrlichen Jungfrau empor geblüht, die gleich der Biene die duftende Essenz der Rose in ihrem Innern verbarg, bis sie die Natur zu Honig gestaltet hatte. Bald war das schöne reiche Mädchen von Freiern umschwärmt, die ihr kalter Ernst in Schranken hielt und die der Vater ziemlich barsch abwies, da ihm keiner reich noch vornehm genug war, bis auf zwei, den Oberkammerherrn von Fellhübel und den Staatsrath Grafen von Bodenhammer.

Der Erste, ein Mann ohne wirklichen Verstand und ohne Herz, der den Frauen zu gefallen suchte, ohne sie zu lieben, war früher Offizier gewesen. Er hatte die Leidenschaft des menschlichen Herzens vielfach an den Frauen studirt, war der moralische Blaubart vieler unglücklichen Geschöpfe gewesen, die, seiner Aussage nach, alle aus Liebe zu ihm gestorben waren. Wenn man seinen Worten glauben durfte, so war sein Herz stets von

Digitized by Google

dem weiblichen Geschlechte in Belagerungszustand gehalten worden, und mehr als ein Mal hatte man ihm das Sacktuch aus der Tasche gestohlen, welches die Sultans mit so viel Indolenz der Schönheit zuzuwerfen pflegen. Gewöhnt an Altären zu opfern, deren Göttheiten den Wechsel des Priesters nicht fürchten, verstand er die Frauen nicht zu achten, ja, er machte sich kein Gewissen daraus, sie zu blamiren, ohne darum in der öffentlichen Meinung gerade verächtlicher zu werden, denn die Verbrechen des Herzens werden stets verziehen und zuweilen sogar glorifizirt. In seinen Lieutenantsjahren ein armer Teufel, hatte er der Tochter eines reichen Emporkömmlings im Austausch für ihr Geld seinen alten Adel angeboten, um Ruhe vor seinen Gläubigern zu bekommen, die ihn zu einer steten Bewegung zwangen — was seiner Gesundheit sehr dienlich war — und da sie ihn nicht erwischen konnten, wenigstens seines Gehaltes habhaft zu werden suchten. Nach seiner Heirath war er in Civildienste übergetreten, und seit dem Tode seiner Frau führte er, obgleich in reiferen Jahren, wieder das dummskandalöse Leben eines Tageslöwen. Trotz seinem nur von spärlichen Haaren bedeckten Schädel war seine Toilette stets nach dem neuesten Modejournal; über dem feinsten Weißzeuge stand sein blauer Frack offen, wie die beiden Flügel einer Thüre. Die Wände seines Zimmers waren mit den Bildnissen aller Schönen bedeckt, welche die Waffen vor ihm gestreckt hatten. Seine Gemäldegallerie war die gemalte Geschichte seiner Siege und Eroberungen. Obgleich er für seine Rechnung keinen Gebrauch von der Tugend machte, so schätzte er sie doch sehr bei Andern. Er hätte lieber selber zehn Frauen beleidigt, als eine beleidigen lassen; hätte lieber einen Gassenbuben windelweich geprügelt, als zugegeben, daß ihm ein Anderer einen Nasenstüber versetzt hätte.

Seit einigen Jahren hatte sich Herr von Fellbübel der Gastronomie zugewendet; sein Tempel war die Küche; er glänzte durch die Gewalt seiner Kinnladen. Wäre er bei der Hochzeit des Gamacho zugegen gewesen, er würde gewiß nicht das geringste Bröselein übrig gelassen haben.

Seit er die Augen auf Jakobea geworfen, schlich er um ihr Haus herum wie ein hungriger Fuchs um einen Hühnerstall, bis er endlich als offizieller Bewerber auftrat und von dem Vater angenommen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Das Leben Heinrich Zschokke's.

(Schluß.)

Dies war das letzte Mal, daß Zschokke im Großen Rathe das Wort ergriff. Kurz darauf gab er seine Entlassung und schied für immer aus dem Staatsdienste. Obwohl sein kräftiger Körper noch keine Spur von der Hinfälligkeit des Alters zeigte, „so war ihm doch, als sey er nun, mit seinem siebzigsten Jahre, auf eine Bergeshöhe gelangt, an deren Fuße vor ihm das Meer der Ewigkeit hörbar rausche."

„Wenn ich ehemals" — schrieb er 1842 — „von Freudenlosigkeit des hohen Alters las oder hörte, wandelte mich stille Bangigkeit an. Jetzt erstaune ich, daß das Greisenthum so viel Anmuth und Genuß darbiete. Jeder Zeitraum des Menschenlebens prangt mit eigenthümlichen Reizen, von denen schwer zu entscheiden ist, welcher der wünschenswürdigere sey? — Cicero's alter Cato hat vollkommen Recht, zu sagen: „Wer in sich selbst nicht zum Seligwerden Kraft gewonnen, dem wird jedes Alter beschwerdenreich. Wer aber aus dem eigenen Innern das Beste schöpft, dem tritt Nichts als ein wirkliches Uebel entgegen; auch das späte Alter nicht, das Jeder erreichen möchte, aber Mancher, wenn er's erreicht hat, grämlich beklagt." Selbst minder weise, als dieser Cato, war der Palmensänger, der da seufzte: „Unser Leben währet siebzig und, wenn es hoch kömmt, achtzig Jahr; und wenn es köstlich gewesen, ist es Müh' und Arbeit gewesen!" Ich weiß es wohl, daß in dieses Klagelied Tausende einstimmen, deren einzige Welt die Außenwelt mit ihren Goldschätzen, Behaglichkeiten und Weihrauchwolken ist; oder die, wie Frau v. Genlis sagt, ihr siebzigstes Jahr in der vollkommenen Ueberzeugung antreten, daß sie nur dazu geschaffen seyen, sich anzukleiden, zu frühstücken, Mittag- und Abendbrod zu essen, Piquet zu spielen und zu schlafen. . . .

„Nun ist der Feierabend da, und willkommen! Ich bereue nicht, gelebt zu haben. — Mögen Andere in ihrem Herbste die eingesammelten Ernten überschauen und zählen. Ich kann dies nicht. Ich streute die Saat aus; wohin sie der Wind entführte, ich weiß es nicht. Mein war nur die Güte des Wollens; über das Gedeihen der Arbeit verfügte die Hand Gottes, das Schicksal. Auch manches taube Korn hab' ich gestreut. Ich klage darum weder mich, noch den Himmel an.

„Mögen Andere sich eines mehr oder minder mühsam erworbenen Reichthums, oder Ranges, oder Ruhmes freuen. Ich gönne ihnen diese Freude und bedaure ihre Mühen. Fortuna's Huld hat mir keine goldenen Schätze gespendet. Aber genügsam mit Dem, was eigener Fleiß mir erworben, freu' ich mich jener edlen Unabhängigkeit, der ich von jeher nachstrebte, und in welcher ich aus dem Wenigen auch zuweilen noch Unbeglückteren Hülfe zu reichen im Stande war. . . Rang? Ich trachtete nur nach dem der besseren Sterblichen; — Ruhm? Schriftstellerische Celebrität? Seifenblasen! Ich kannte wohl Höheres!"

Im Schooße dieses süßen, innig empfundenen Friedens bot Zschokke seine geistige Thätigkeit noch manchen Genuß. Bis an sein Ende behielt er den unverkürzten Gebrauch seiner schönen Gaben. Kam auch die Kunde der bürgerlichen Kämpfe, denen die Schweiz von neuem zur Beute wurde, seinen Frieden zu stören, so stärkte ihn wieder der Gedanke, daß das heranwachsende Geschlecht die heilsame Erfahrung aus dieser stürmischen Zeit nützen werde. Sanft und fromm flossen die letzten Jahre des thätigen, ehrenwerthen Mannes dahin, und der Name Heinrich Zschokke's wird in den Herzen der Schweizer fortan ein Denkmal haben; rührend und ruhmvoll wird die Erinnerung an die uneigennützige Geisteskraft und anmuthige Tugend dieses guten Bürgers bleiben. (M. f. d. Lit. d. A.)

Die allgemeine deutsche Lehrerversammlung zu Nürnberg.

Die erste Sitzung der zweiten allgemeinen deutschen Lehrerversammlung fand am 27. Sept. im Katharinensaale statt und wurde gegen 9 Uhr mit einem Gesang eröffnet. Sofort bestieg Herr Oberlehrer Müller von Nürnberg die Rednerbühne und begrüßte die Anwesenden in einem längeren Vortrag, in welchem er sich über den Zweck der Versammlung: Erzielung der Einheit und Freiheit auch auf dem Gebiete der Schule, aussprach. Hierauf richtete der Vorsitzende, Direktor Berthelt aus Dresden, einige Worte über den Werth des Rechts der freien Versammlung an die Anwesenden. Als man jetzt zur Tagesordnung übergehen wollte, protestirte Hr. Dr. Clemen aus Kassel dagegen, daß diese in der Vorversammlung vom 26. Sept. bereits festgesetzt worden sey. Diese ist ihm nicht praktisch genug; man dürfe sich bei allgemeinen Fragen nicht so lang aufhalten, und er schlägt deshalb vor, vor Allem einen Beschluß zu fassen, daß künftig in Vorversammlungen keine Beschlüsse mehr gefaßt werden dürften. Hiergegen macht Prof. Dr. Fricke aus Leipzig geltend, daß man eben, um sofort die praktischen Fragen zur Debatte zu bringen, jene Formalitäten bereits beseitigt habe; Hrn. Dr. Clemen stehe

Digitized by Google

ja noch das Recht zu, seine etwaigen Anträge nach der parlamentaren Grundlage schriftlich einzubringen, über die dann, wenn sie Unterstützung fänden, diskutirt werden müsse. Nach einer längeren Debatte, die damit endigt, daß die Versammlung die Einwendungen des Dr. Clemen fallen läßt, leitet Hr. Direktor Lebebur aus Magdeburg den ersten Gegenstand der Tagesordnung (über deutsche Nationalbildung) durch einen erschöpfenden Vortrag über den Begriff und das Wesen der Nationalität und die Mittel zur Erringung derselben ein. Als solche Mittel bezeichnet er: Gesinnung, Kenntniß und Liebe des Lehrers zur Nationalität, Sprache, Geschichte und Literatur des deutschen Volkes. Lehrer Grießhammer aus Nürnberg will, daß die Mundarten des deutschen Volkes, als der Grundstoff seines Wesens, dann der Gesang, als Belebungsmittel des Bewußtseyns und des Gefühls für die Einheit und Volksbildung, mit mehr Achtsamkeit behandelt; und daß ein allgemeines Glaubensbekenntniß, d. h. das allgemeine Christenthum, gegenüber dem besonderen, welches sich mit den verschiedenen Bekenntnißformen beschäftigt, in den Volksschulen gepflegt werde. Direktor Steglich wünscht, daß hauptsächlich die Volksschullehrer sich über den schwebenden Gegenstand vernehmen lassen möchten, da die längeren Schulen zur Einführung der nationalen Bildung ohnehin eher geeignet seyen. Aber nicht bloß während des Unterrichtes, sondern hauptsächlich nach der Schule habe der Lehrer auf das Kind am meisten zu achten; er empfiehlt daher Unterrichtsanstalten, Sonntagsschulen, Lesebücher, Vereine für Verbreitung von Volksschriften ꝛc. Kirchenrath Döhner aus Zwickau knüpft hieran einen kürzern Vortrag über die Pflege der Volksschriften-Vereine unter Hinweisung auf die Wirksamkeit des Vereines in Zwickau und will, daß die hier ausgesprochenen Wünsche kompendiarisch geordnet würden. Auch Dr. Clemen verbreitet sich über Volksschriftenvereine und wünscht zugleich, daß konfessionelle Gegenstände aus dem Spiele bleiben. Ihm sind Gesinnung, Charakter und Bildungshöhe der Lehrer die besten Hebungsmittel der Nationalität, Nahrungssorgen das Haupthinderniß, weshalb zuerst diese zu heben seyen und die Frage erörtert werden müsse: wie sind die speziellen Interessen des bürgerlichen Lebens mit denen der Nationalität zu vereinigen? Dr. Mann aus Biberich bezeichnet als weiteres Mittel Verfassungs- und Gesetzeskunde. Er hält es für nothwendig, daß die Schüler auch darüber unterrichtet werden, damit sie nicht schon in der Jugend einer unzeitigen Parteirolitik unterliegen. „Schafft daher Licht in die jungen Geister", schließt er seinen blühenden, mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag, „und statt finsterer Fanatiker für das Gesetz begeisterte Bürger!" Dinkel aus Fürth will das nationale, öffentliche Leben, Gesang und Turnerei besser gepflegt, und daß der Lehrer dem Streben darnach eine gesetzliche Richtung gebe. Prof. Burkhard aus München bedauert, daß gerade auf den deutschen und speziell den bayerischen Gymnasien am wenigsten für Nationalität gethan werde, und führt als Beispiel an, daß auf den bayerischen Gymnasien der deutschen Sprache nur zwei Lehrstunden wöchentlich gewidmet seyen. Mit der Geschichte und Geographie Griechenlands würden die Schüler viel besser vertraut gemacht, als mit denen Deutschlands; auch er ist für das Turnen und wünscht, daß es auch in den gelehrten Mittelschulen gepflegt werde. Dr. Fricke spricht in warmer Rede über deutsche Individualität, die ihm eine doppelte ist: 1) eine positive mit den Eigenschaften a) der Ritterlichkeit und Kraft, b) der Innigkeit und Tiefe und 2) eine negative, insofern es ihr an der Praktik fehle; doch scheint ihm eben die deutsche Individualität mehr als jede andere berufen, Nationalität zu wecken und zu pflegen. (Großer Beifall.) Dr. Heusinger tadelt das Unbestimmte der Debatte. Nicht die Nationalität, sondern die Religion ist ihm die Quelle aller Lebensentfaltung; er weist auf die Konsequenzen hin, wenn man die Nationalität an die Spitze stelle: sie habe bei den Franzosen eine Vernunftgöttin und in neuester Zeit die sociale Bewegung hervorgerufen. Gymnasiallehrer Albani aus Dresden: Die nationale Bildung dürfe nicht aus Einem Unterrichtsgegenstand, sondern müsse aus allen genommen werden; der ganze Geist des Unterrichts müsse ein nationaler seyn. Das Leben Jesu bietet ihm einen unerschöpflichen Quell der Belehrung; er will Vereinfachung des Unterrichts, damit das Vorgetragene desto besser aufgenommen werde; bessere Organisation der Seminarien, als der Bildungsanstalten der Lehrer; Anschließen des Lehrers an den Schüler; andere Stellung des Lehrers außerhalb der Schule; Hineinleben desselben in das bürgerliche Leben und Umgang mit den Eltern der Schüler. Schlegel aus Feuchtwangen spricht für Gründung von Dorfbibliotheken. Hiemit wird die allgemeine Debatte für geschlossen erklärt. Dr. Fricke stellt hierauf den Antrag, daß eine Kommission zu Ausarbeitung eines Lehrbuchs im Geiste der Versammlung niedergesetzt werde; der Antrag wird angenommen, die Debatte über das Nähere auf später verschoben. Am Schlusse der Sitzung — 12½ Uhr — verliest der Vorsitzende noch eine Zuschrift des Ministers v. d. Pfordten an ihn, in welcher er, unter Hinweisung auf seine frühere Stellung als Kultminister in Sachsen, sein Interesse für die Bestrebungen der Versammlung und sein Bedauern darüber ausspricht, daß ihm seine dienstlichen Geschäfte nicht gestatten, derselben beizuwohnen; er hoffe jedoch, die Theilnehmer bei seiner Hieherkunft am Eröffnungstage der Süd-Nord-Eisenbahn, am Sonntag, noch begrüßen zu können. (Der Hr. Minister ist jedenfalls noch besser daran, als die Lehrer in Unterfranken, welchen ihre Kreisregierung die Theilnahme an der Versammlung geradezu verboten hat, und als die Lehrer in Mittelfranken, welchen die Theilnahme zwar gestattet worden ist, jedoch unter der Bedingung, daß weder dem Schul- noch dem Kirchendienst dadurch Abbruch geschehe — eine Bedingung, die den Lehrern vom Lande den Besuch unmöglich macht.) Auf den Vorschlag des Hrn. Direktors Steglich erhebt sich sodann die Versammlung zum Zeichen ihres Dankes für dieses huldvolle Schreiben des Hrn. Ministers von ihren Sitzen. — In der zweiten, Nachmittagssitzung, die von 1 bis 3 Uhr dauerte, und in welcher Hr. Direktor Steglich die Tagesordnung: „Lehrerbildung" einleitete, nahmen die HH. Clemen, Mann, Albani, Dinkel, Steglich, Fricke, Noth aus Leipzig ꝛc. ꝛc. an der Debatte Theil und erörterten in längeren und kürzeren Vorträgen die Mittel. Als solche wurden hauptsächlich bezeichnet: innere Reform des Lehrerstandes, einfache, zeitgemäße, ästhetische, akademische Bildung, Organismus der Seminarien ꝛc. ꝛc. — Die Präsenzliste zeigte in der Mittagsstunde 240 Theilnehmer.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Der Maler Carlo Bellosio, von welchem das berühmte große Gemälde der Sündfluth herrührt, ist, wie die Mailänder Zeitung meldet, in einem Häuschen am Comersee gestorben, wo er auf Entwerfung eines Kolossalbildes aus der neuern Geschichte sann.

(Altenburg, 25. Sept.) Minister v. Lindenau hat unlängst für die Aufstellung seiner Sammlungen von Statuen, Vasen, Büsten und Gemälden ein umfangreiches Gebäude aufführen lassen. Die Inschrift lautet: Der Jugend zur Belehrung, dem Alter zur Erholung. Außerdem hatte derselbe schon früher, außer seiner Bibliothek, auch sein chinesisches Cabinet, an dem er über 22 Jahre gesammelt und welches über 400 Nummern enthält, der öffentlichen Benutzung überlassen.

Digitized by Google

(Wien, 25. Sept). Wien hat einen unersetzlichen Verlust, freilich nicht in politischer Hinsicht, wohl aber in jener Sphäre der Kunst erlitten, die so ganz verwebt mit seinem Leben und Treiben, mit seiner innersten Natürlichkeit ist: der Hofball-Musikdirektor Joh. Strauß, besser bekannt in der ganzen Welt als der „Walzerkönig", ist gestorben! Noch am letzten Sonnabend entquollen seiner Violine im Geleite des trefflich von ihm organisirten Orchesters die freudigen Klänge bei dem Festmahl zu Ehren Radetzky's im Redoutensaale; er fühlte sich bald darauf unwohl, achtete bei der Abhärtung seiner Natur, die ihm eigen war, eigen seyn mußte, wenig darauf; die Krankheit steigerte sich zu einem Scharlach, der sich auf das Gehirn warf, und heute Nacht raffte den noch nicht 50 Jahre alten Mann der Tod dahin. Strauß war wegen seiner gebildeten und bescheidenen Persönlichkeit allgemein beliebt. In der Kunst war er der Repräsentant des gemüthlichen Wiener Frohsinns, und mit seinem schon früher verstorbenen Kollegen Lanner der Schöpfer der bis auf diese Höhe ausgebildeten Tanzmusik. Zahlreiche, mitunter geniale Kompositionen werden seinen Namen der Nachwelt überliefern, sowie er den Ruhm der Wiener Walzermusik selbst in ferne Länder trug. Gegenwärtig hat er keinen Nachfolger hier, der seinen Platz nur einigermaßen würdig ausfüllte.

(Braunschweig.) Seit vorigem Sonntage ist in der Aegydienkirche hierselbst die vom Prof. Rietschel in Dresden gefertigte Statue Lessing's ausgestellt. Das Denkmal wird hier errichtet werden und unsere Stadt um ein geniales Kunstwerk bereichern.

Bei der letzten Wahl fand in New-York eine Prügelei im allergrößten Maßstabe statt. Wie in großen Feldschlachten ward zuletzt fast die ganze Stadt darein verwickelt. Der Referent des amerikanischen Blattes, aus dem jene Notiz herrührt, bemerkt: „Da Niemand todt auf dem Platze geblieben ist, hat die Polizei keine Notiz von dem Vorfall genommen."

(Waadt.) Ueber die Weinlese schreibt der „Nouv. Vaud.": Die Weinernte nähert sich immer mehr; das schöne Wetter verzögert sie, während das schlechte sie befördern würde. Die schönsten Reben, die wir gesehen, sind die bei Lausanne, welche vor zwei Jahren durch Hagel stark litten, deßhalb auch keinen Ertrag lieferten, jetzt aber wieder reichlicher geben als andere. An anderen Orten wird die Ernte nur sehr gering seyn. Die Preise, die in Lacôte bis jetzt vorkamen, stehen auf 100 Fr.; in Lausanne hat man zu 100 und selbst zu 105 Fr. verkauft. In Lavaux wird die Maß wohl auf 3 Btz. kommen. Seit 1811 waren die Trauben nie wieder so vollkommen ausgereift. Die Beeren sind nicht mehr grün, sondern durchweg weiß. Voraussichtlich erfolgen starke Nachfragen; denn es ist sonst selten, daß schon um diese Zeit Preise gemacht werden.

Literatur für Chemiker und Landwirthe.

In der Hermann'schen Buchhandlung erschien wieder ein Heft der „landwirthschaftlichen Literatur-Zeitung" von Fischer. Auf dieses, wie auf das vorhergehende Heft machen wir das landwirthschaftliche Publikum vorzugsweise aufmerksam, da sowohl bei der Kritik verschiedener neuerer Werke, als auch in dem Beiblatt, dem „landwirthschaftlichen Sprechsaal", die schwierigsten und interessantesten Gegenstände der Landwirthschaftslehre und der Agriculturchemie besprochen werden. So z. B., was bis jetzt noch unerforscht war, die wahre Ursache der Wirkung des Gypses, auch mit Rücksicht auf die verschiedenen Bodenarten, Witterungsverhältnisse ꝛc.; ferner das wahre Wesen der Kartoffelkrankheit, die Wirkung des animalischen und vegetabilischen Düngers, nebst scharfer Kritik aller neueren Ansichten darüber; die Fruchtwechselwirthschaft und Nahrungsmittel der Pflanzen; die Entstehung der ersten organischen Substanz im Pflanzenorganismus; die Viehmästung; die Entstehung des Zuckers und der Weinsäure in den Trauben ꝛc. ꝛc. Es scheint, als beginne in der Landwirthschaft eine neue Epoche. Die vorherrschend chemische Richtung ist als einseitiges Moment erkannt worden. Liebig's Ansichten haben für die landwirthschaftliche Praxis keinen Werth gehabt. Die chemischen Düngerpräparate sind als nichtig erkannt worden, und zwar sowohl a posteriori, als a priori.

Korrespondenz.

Darmstadt, 30. Sept.

Die lange verschlossenen Pforten unseres Kunsttempels haben sich unter Thalia's freundlichem Schutze seit dem 23. d. wieder geöffnet und an die Stelle der langen Sommernacht, in welche das Innere des Hauses gehüllt war, ist der Glanz der neu beginnenden Wintersaison getreten, welche, nach dem glücklichen Anfange zu schließen, uns zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft zu berechtigen scheint. Der neue Verwaltungsrath des großh. Hoftheaters, bestehend aus den Herren Mangold (Kapellmeister), Teicher (Balletmeister), Fischer und Birnstill (Regisseure) legt unverkennbar das Bestreben an den Tag, sich seiner Bestimmung würdig zu zeigen und Schauspiel wie Oper, in zeitgemäßer Auswahl, den Forderungen des veredelten Kunstgeschmacks entsprechend zu geben. Die beiden ersten interessanten Stücke, nämlich die Oper „Martha" und das, im Anfange etwas langweilige, im Verfolge aber anziehende und befriedigende Schauspiel: „Der Pfarrherr", sind Zeuge dafür, und auch die dritte Vorstellung: die Oper „Lucia von Lammermoor", obwohl nicht neu, wie die beiden vorhergehenden, war ein würdiger Bestandtheil des neuen Repertoirs, welches, wie wir hören, viel Neues und Schönes in bunter Mischung mit dem guten Alten bringen wird. Die eben erwähnte Oper ließ in der Besetzung der Hauptrollen kaum etwas zu wünschen übrig: Hr. Pasque, nun wieder eingebürgert auf unserer Bühne, sang den Ashton ausgezeichnet und erhielt mit Frau Marlow, welche die Rolle Lucia hatte, wiederholte Beifallsbezeigungen des Hauses. Hr. Peez, ein schätzbarer neuer Erwerb unserer Bühne, empfahl sich durch Edgar's Rolle dem Hause in der verbindlichsten Weise. — Mit den jetzt vorhandenen alten und neuen Kunstkräften kann in dem Schauspiel und der Oper viel geleistet werden, und von dem Eifer und der Thätigkeit des jetzigen Verwaltungsrathes läßt sich mit Recht erwarten, daß er keine derselben unbenutzt lassen, sondern jede derselben an ihrer Stelle zweckmäßig zu beschäftigen wissen werde. — Von Hrn. Karl Tenner, dem Dichter des neuen Rheinliedes und des poetischen Grußes an die biederen Bewohner von Sachsenhausen, sind „fünf Lieder nach beigedruckten beliebten Volksweisen" erschienen, welche auf die neuesten Zeitereignisse Bezug haben und eine, den in die Heimath zurückgekehrten hessischen Truppen dargebrachte Huldigung sind.

Zum Besten der Abgebrannten in Brody

wird der Unterzeichnete Donnerstag, den 4. d., im großen Saale des Hrn. Fay eine Abendunterhaltung veranstalten, worin Vorträge in gebundener (Poesie) wie in ungebundener Rede (Prosa) gehalten werden sollen. Es werden sich mehrere Mitglieder des Redevereins dabei betheiligen. Wer, außer diesen, noch redend mitwirken will, beliebe mich baldigst davon in Kenntniß zu setzen, um die Eintheilung (Programm) machen zu können. Der Eintrittspreis ist nach Belieben, jedoch erwartet man nicht unter 12 kr. für einzelne Zuhörer oder Zuhörerinnen. Anfang um 7 Uhr.

Johann Hartig, Graben 33.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 2. October. Faust, große romantische Oper in 3 Abth. von J. C. Bernhard, Musik von Spohr.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 236. Mittwoch, den 3. October 1849.

Der Pechkönig.

Eine humoristische Skizze von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Der Staatsrath von Bodenhammer war ein alter Werther, der es vergessen hatte, sich vor fünfzig Jahren todtzuschießen. In seiner Jugend hatte er für den Adel geschwärmt, der auf seinen Gütern wohnend, den Auerochsen gejagt, und Meth aus Büffelhörnern getrunken hatte. Das war noch eine gute Zeit für ihn; damals war er glücklich wie ein Häring im offenen Meere. Später, als er sehr sentimental und so überfromm geworden war, daß er die ganze Stadt mit dem Geruch seiner Heiligkeit parfümirte, konnte man ihn höchstens noch mit einem geräucherten Bückling vergleichen. Als Staatsrath war er höchstens die mikroscopische Idee eines Staatsmannes, das eingefleischte Wunder einer politischen Nullität; doch war das ganz gleichgültig, da es ihm, trotz seiner Frömmigkeit, weniger darum zu thun war, das Amt auszufüllen, als den Sack zu füllen.

Seitdem die Sentimentalität bei ihm zum Durchbruch gekommen war, war er höchst komisch, und verzehrte von da an viel Wasser, behauptend, daß der Mensch nur dann ein vollkommenes Glück zu erlangen vermöchte, wenn er zu dem Zustand eines Frosches übergegangen seyn würde. Er verlebte den größten Theil des Tages in einer Badewanne, und trug sich mit dem Gedanken, eine Zeitschrift zu gründen, in welcher die berühmtesten Wassertrinker ihre Biographien veröffentlichen sollten. Diejenigen, welche das meiste Wasser verschluckt hätten, sollten Trinkschaalen als Ehrenpreise erhalten.

Graf von Bodenhammer gehörte zu den unglücklichen Menschen, bei welchen die Verliebtheit mit den Jahren zunimmt. Kaum hatte er Jakobea bei Hofe erblickt, als sein von einem Amorspfeil durchstochenes Herz wie ein am Spieße bratender Hammelsnieren brannte. In dem Hause des Ministers eingeführt, regnete es Langeweile, wenn er sprach, denn seine Unterhaltung hatte das mit einem Wiegenliede gemein, daß sie einschläferte. Dem schönen geistreichen Mädchen gegenüber war er einem Barbarismus mitten in einer eleganten Phrase zu vergleichen. Unter andern barocken Redensarten sagte er einst zu ihr:

„Holdes Fräulein! ich verehre Ihr Geschlecht so sehr, daß ich täglich den Himmel frage, warum bin ich kein Mägdlein, warum ließ mich Gott nicht unter der schönen Hälfte des menschlichen Geschlechtes geboren werden? Ach, meine Augen haben nicht Thränen genug, um das unglückselige Schicksal zu beweinen, das mich zum Manne werden ließ. Lebte ich in den Zeiten der Ovid'schen Verwandlungen, so würde ich die ochsenaugigte Juno oder die rehfüßige Diana bitten, mich in ein schüchternes Jungfräulein zu verwandeln. Da ich aber nun ein Mal ein Mann bin, so bleibt mir nichts übrig, als meine glühendste Liebe, den Damen, und vor allen Ihnen, meine Allerschönste, zuzuwenden."

Jakobea, deren Lächeln stets mit Dornen für ihn gestachelt war, gab ihm spöttisch zur Antwort:

„Ich bezweifle nicht, Herr Graf, daß, wenn Sie dereinst an einer zurückgetretenen Leidenschaft gestorben sind, die Damen Sie unter der Gestalt eines Cupido's verehren werden, der ein Körbchen voll Geraniumsblüthen über das weibliche Geschlecht ausschüttet."

Die beiden Bewerber standen, wie begreiflich, auf dem Kriegsfuß miteinander; sie waren eifersüchtig, denn die Welt ist voller Jagos in schwarzen Fräcken und gelben Glacehandschuhen. Sie bestürmten den Minister um sein Jawort, und dieser drang in seine Tochter, sich für einen ihrer beiden Freier zu entscheiden. Jakobea gab die kathegorische Erklärung von sich, daß keiner von ihnen je Ansprüche auf ihre Hand machen dürfe. Wölfersberg, der nicht den Muth hatte, sein einziges Kind zu zwingen, theilte den Herren diese Antwort in Gestalt einer vergoldeten Pille mit. Der Kammerherr von Fellhübel machte Augen wie eine in ihren Hoffnungen getäuschte Katze; dann ward er zornig wie ein Hahn, dessen Hühner mißhandelt wurden, er sprach davon, seinen Degen durch das Portefeuille des Ministers zu rennen. Die verletzte Eigenliebe öffnete der Rache Thor und Thüren, er verließ das Haus unter den gräulichsten Drohungen.

Ganz anders benahm sich Bodenhammer. Sein Blick kroch erst herum wie eine Viper, die Lust zum Beißen hat, aber den Kopf nicht empor zu heben wagte. Er zeigte die resignirte Sanftmuth eines Schafs, das sich unter den Händen des Schlächters befindet, dann warf er dem Minister seinen Wortbruch vor und appellirte an dessen Gewissen.

Ach, wie recht hat Balsac, wenn er sagt: das Gewissen ist ein Stock, den Jeder gebraucht, um seinen Nachbar damit zu schlagen, dessen er sich aber nie für sich selbst bedient! —

Der Minister hörte ihn an mit dem demüthigen Blick eines Fuchses, der den Schwanz verlor, und sagte kein Wort. Bodenhammer fuhr fort, sein Haus nach wie vor zu besuchen; er hoffte auf die Zukunft, und als der Minister bald darauf durch verfehlte Spekulationen einen beträchtlichen Theil seines Vermögens verlor, streckte er ihm sogar eine große Summe vor, um ihm aus einer augenblicklichen Verlegenheit zu helfen.

Von da an wurden Jakobea's Tage von einer sanften Wehmuth umdüstert; wenn sie zuweilen an einem schönen Sommerabend, den Kopf auf die Hand gestützt, an ihrem offenen Fenster weilte, so hätte man sie für die auf dem Balkon von Porquilstone an Ivanhoe denkende Rebekka halten können. Einst aber sah sie herab blickend einen stattlichen jungen Mann die Straße daher kommen, der sich ehrerbietig vor ihr neigte. Mit einem leisen Aufschrei der Freude erkannte sie Cornel; ein Wink von ihr zog ihn in das Haus . . . sie standen sich mit klopfender Brust, mit hochrothen Wangen einander gegenüber, sie öffneten die Arme, und von der Attraktionskraft der Liebe hinge-

Digitized by Google

rissen, lagen sie Herz an Herz, bevor sie es selber wußten, und der erste Kuß der heiligsten Empfindung besiegelte ihren Bund.

Als sie aufblickten, stand der Minister mit der Miene eines zornigen Spartaners vor ihnen, und als er Cornel, den verachteten Pechkönig erkannte, gingen ihm grauenhafte Aeußerungen aus dem Munde, Aeußerungen, die ihn selber ganz und gar aus dem Konzept brachten. In der Regel mußte man ihm seine Bosheit in Anbetracht seiner Logik verzeihen; diese Tochter der Vernunft gab ihm meistens einen vernünftigen, wenn auch nicht immer höflichen Rath; aber dieses Mal hatte sie sich von ihm gewendet, und so gerieth er in Widerspruch mit sich selbst.

Nachdem sich Cornel mühsam Gehör verschafft hatte, gab er dem stolzen Minister zu bedenken, daß er sich als Dichter einen ehrenwerthen Ruf erworben, und daß der Sänger mit dem König gehe. Er stand jetzt an dem Vorabend seines Staatsexamens, nach dessen Beendigung er durch die wirksame Empfehlung seines alten Freundes, des Magisters Abedarius, von dem Fürsten von Quinkelquankel ausersehen war, dessen jüngsten Sohn drei Jahre hindurch auf Reisen zu begleiten, nach welcher Zeit ihm eine ehrenvolle Anstellung in Aussicht gestellt war. Er bat also den Minister um Jakobea's Hand und um Verzeihung, weil er sich unterstanden, die Tochter ohne seine Einwilligung zu lieben. Doch unerbittlicher als ein römischer Kaiser, wollte ihm die Excellenz nichts als einen Degenstoß in die Brust gewähren, und bedrohte die Tochter mit dem väterlichen Fluch. Jakobea war Willens in Ohnmacht zu fallen, doch besann sie sich anders; sie hieß den Geliebten gehen und sich auf ihre unwandelbare Treue verlassen; beide gelobten, sich im schlimmsten Falle im Himmel wieder zu finden, welcher das ewige Stelldichein aller auf Erden unglücklich Liebender ist.

Als Cornel nach der Universitätsstadt zurück ritt, wirkte seine Trauer sogar auf sein Pferd, das den Kopf hing und die Straße mit seiner Mähne kehrte. — Der Herbstwind einer traurigen Erfahrung fuhr mit scharfen Wehen über das abgemähte Stoppelfeld der Hoffnungen des jungen Dichters.

Fortan quälte der Minister sein Kind. Er hatte sich in Spekulationen eingelassen, die meistens zum Unglück für ihn ausschlugen, und bei Hofe, wo der Kammerherr von Fellhübel gegen ihn kabalisirte, fing er an mißliebig zu werden, daher ließ er all' seinen Zorn an Jakobea, diesem Engel, aus, der zu erbleichen und auf Erden hinzusterben begann, weil ihr der Vater täglich die Flügel ihrer Fantasie stutzte, indem er sie zu überreden suchte, seinen Gläubiger, den Staatsrath von Bodenhammer zu heirathen. Aber sie ließ sich nicht irre machen; das Gefühl ihrer Liebe war für sie die schützende Arche mitten in den Stürmen der Sündfluth des väterlichen Zornes; sie vermied die rauschenden Freuden der Welt; einsame Spaziergänge aufsuchend, vermischte sie den Krystall ihrer Thränen mit dem Krystall des Bächleins, welches durch die mit weißen Gänseblümchen und blauen Vergißmeinnichte geschmückte Wiese floß, und da Kaffee ein langsames Gift ist, so beschloß sie, sich damit zu tödten. Ihr Eckel vor dem Leben ward nach und nach so groß, daß sie keine Gelegenheit vorbeigehen ließ, sich von diesem Gift in die Adern zu flößen.

(Fortsetzung folgt.)

Die allgemeine deutsche Lehrerversammlung zu Nürnberg.

(Schluß.)

Die dritte Sitzung fand am Abend des 27. Sept. unter dem Vorsitz des Hrn. Prof. Burkhard im Saale des Reichsadlers statt. Gegenstand der Berathung waren: die Statuten, die Zeitung des allgemeinen Lehrervereins, Verwaltungsgegenstände, Rechnungsablage, statistische Notizen ꝛc. Nach einer langen, ziemlich heftigen und nicht immer geordneten Debatte nahm die Versammlung zunächst die Statuten an, wie sie vom Vorort beschlossen und in No. 18 der „Zeitung des allgemeinen deutschen Lehrervereins" abgedruckt sind. Nächstdem vereinigte man sich zu folgenden, im Geiste der Eisenacher Versammlung gefaßten Beschlüssen: Die gegenwärtige Versammlung ist eine allgemeine Lehrerversammlung; sie ist aber auch eine Versammlung des allgemeinen deutschen Lehrervereins. In Vereinssachen entscheiden die Deputirten. Ferner wurde beschlossen: der Verein bestreitet die Kosten der Zeitung, „soweit der Vorstand die Ausführbarkeit dieses Beschlusses für möglich hält". Die Reisekosten, die dem Vorort erwachsen, sind auf die einzelnen Vereine, je nachdem sich ihre Größe statistisch herausstellt, zu repartiren. Dem nächsten Vorort werden 100 Thaler bewilligt. Nach 9 Uhr wurde die Sitzung mit einer Gesangesproduktion der Nürnberger Lehrer geschlossen.

In der den 28. Sept. stattgefundenen vierten Sitzung brachte Dr. Clemen folgende Anträge ein: 1) der Lehrerverein erläßt in öffentlichen, namentlich auch politischen Blättern eine Erklärung, resp. Vertheidigung gegen die in neuester Zeit dem Lehrerstande gewordenen Verdächtigungen und Angriffe; 2) der Lehrerverein sucht durch die politischen Blätter, auch das Volk und die Regierungen für seine Interessen zu gewinnen. Der Antrag wird unterstützt, von dem Antragsteller motivirt und einstimmig angenommen. Janson aus Kassel wünscht diese Erklärung weitergehend; nicht bloß negativ abwehrend, sondern positiv fordernd solle sie seyn; er will auch die Berechtigungen der Lehrer gewahrt wissen. Als eine solche Berechtigung, wo nicht Verpflichtung, bezeichnet er, daß der Lehrer auf Seite des Volkes stehen müsse, so lange diesem seine Rechte vorenthalten würden; nur müsse er sich vor Ueberstürzungen hüten. Schulz aus Gotha verwahrt sich gegen die Annahme, daß die Lehrer Trennung der Schule von der Kirche wollten; ihr Bestreben gehe nur auf Unabhängigkeit von der Geistlichkeit; gibt noch weitere Mittel an, das Interesse des Volkes für den Lehrerstand rege zu machen und zu verbreiten. Lebedur beleuchtet die Ursachen, woher die Verdächtigungen kommen, und findet eine solche zunächst darin, daß man bis jetzt gewohnt gewesen, die Lehrer über die Schulter anzusehen, und nun ärgerlich darüber sey, daß diese bei der Bewegung endlich auch zur Anerkennung und Berechtigung gekommen seyen. Er wünscht ein „Manifest des deutschen Lehrerstandes an die deutsche Nation". Es wird eine ganze Reihe von Vorschlägen zur Verbreitung eines solchen Manifestes gemacht. Man beschließt endlich, dem Vorort Wahl der Mittel, Wege und Form zu überlassen, und es sollen demselben die gemachten Vorschläge gleichsam zur Instruktion mitgetheilt werden. Auf den Antrag von Dr. Fricke wird beschlossen: eine freiwillige Sammlung zur Deckung der Druckkosten dieses Manifestes zu veranstalten (diese ergibt 24 fl.). Mit dem Entwurf wird Dr. Fricke und als Korreferent Dr. Clemen betraut. Man geht zur Tagesordnung: Art. III des Programms, die Zeitung des allgemeinen deutschen Lehrervereins betreffend, über. Die ganze Fassung des III. Abschnitts wird mit einigen Erweiterungen, Redaktionsveränderungen ꝛc., angenommen. Noch hält der (blinde) Lehrer Scherer aus München einen Vortrag über Blindenbildung, worauf gegen 12 Uhr eine kurze Pause eintritt. Nach Wiedereröffnung der Sitzung gibt Hr. Kirchenrath Döhner interessante Aufschlüsse über die Entstehungsgeschichte, den Fortgang und die Wirksamkeit des Zwickauer Volksschriftenvereins, die den erfreulichen Beweis liefere, welche außerordentliche Resultate ernstes und gemeinsames Wirken zu erzielen im Stande sey. Hierauf Uebergang zur Tagesordnung: Wahl des Vororts und des zukünftigen Versammlungsortes. Auf den Vorschlag Mehrerer wird unter Danksagung für dessen bisheriges Wirken Dresden als Vorort wieder ge-

Digitized by Google

wählt und als Versammlungsort Kassel. Der Vorort wird hierauf beauftragt, die Versammlung nach genommener Rücksprache mit den Landesvereinen innerhalb eines Jahres zu berufen. Alleni beantragt, daß von den einzelnen Landesvereinen dahin gewirkt werde, daß die Michaelis-Ferien möglichst gleichzeitig fallen. Wird angenommen. Der Vorsitzende schlägt vor, morgen früh noch eine (die letzte) Sitzung abzuhalten und damit die Versammlung zu schließen, was ebenfalls angenommen wird. Man schreitet hierauf zur speziellen Berathung des VII. Artikels des Programms: Lehrerbildung. Der erste Paragraph wird in folgender Fassung angenommen: „Bei der gesammten Lehrerbildung ist das Hauptaugenmerk darauf zu richten, daß, verbunden mit Tiefe und Klarheit, Vielseitigkeit der geistigen Anschauung und Tüchtigkeit eines praktisch gebildeten Charakters, ruhend auf religiös-sittlicher und volksthümlicher (deutsch-nationaler) Grundlage, erzielt werde." Mehrere Redner stellen als das Alpha und Omega der Bedürfnisse für die Lehrer sogenannte wissenschaftliche (keine akademische) Bildung auf, daher auch Kenntniß des Französischen und in zweiter Reihenfolge des Lateinischen, worüber sich eine sehr lange Debatte erhebt. Direktor Lebedur nimmt hierauf, da er abreisen muß, Abschied von der Versammlung und spricht zugleich sein Bedauern darüber aus, daß die sogenannten höheren Schulen so wenig vertreten gewesen sind. Die Versammlung drückt durch Erheben von ihren Sitzen dem Scheidenden ihren Dank aus. Hierauf, nach 3 Uhr, Schluß der Sitzung. Die in der Mittagsstunde ausgegebene Präsenzliste zeigte 265 eingezeichnete Theilnehmer.

Zu Anfang der am 29. stattgefundenen Sitzung beschloß die Versammlung, eine Deputation zu wählen, welche den Hrn. Minister v. d. Pfordten morgen begrüßen soll. Hierauf Uebergang zur Tagesordnung, beziehungsweise Fortsetzung der Debatte über Lehrerbildung. Eine ganze Reihe Redner sprachen ihre Ansichten über diesen wichtigen Gegenstand aus und begegneten sich so ziemlich in der Hauptforderung: wissenschaftliche Bildung; allein über die Bildungselemente gingen die Meinungen oft wesentlich auseinander. Namentlich erhob sich über die Frage: ob akademische Bildung, ob nicht? eine sehr lebhafte und geistreiche Debatte. Zur Abkürzung und Abklärung derselben ward endlich der Vorschlag gemacht, daß von den beiden Parteien noch je zwei Redner auftreten sollten. Fricke und Mann sprachen nun mit wärmster Begeisterung für akademische Bildung, wollten darunter jedoch keine sogenannte „gelehrte" verstanden wissen; die Herren Schultheiß von Nürnberg und Schmitt von Crailsheim erhielten darauf die undankbare Aufgabe, gegen die Nothwendigkeit akademischer Bildung für den Lehrer zu sprechen. Inzwischen war eine ganze Reihe selbstständiger Anträge, Zusätze und Redaktionsänderungen zu dem Wortlaut des Programms eingelaufen. Da sich die Versammlung über die Fassung nicht zu einigen vermochte, ward endlich der Vorschlag angenommen, daß die Antragsteller eine Art Kommission bilden und die verschiedenen Amendements in einen Paragraphen zusammenfassen sollten, ohne daß die übrige Versammlung sich dabei betheiligen dürfe. Die Versammlung stellte hierauf folgende Bedingungen als unerläßlich für gediegene Lehrerbildung fest: gründlichere allgemeine Bildung; tiefere wissenschaftlich-pädagogische Ausbildung. Sodann wurden noch folgende Anträge angenommen: 1) der kombinirte Antrag der Kommission, also lautend: Die Lehrer an den Elementarvolksschulen und diesen gleichstehenden Klassen anderer Lehranstalten müssen vor dem Anfang ihrer Berufsbildung das Bildungsziel einer nach den Forderungen der Jetztzeit eingerichteten Real- oder höheren Bürgerschule erreicht haben und ist zugleich die entsprechende Vorbereitung für ihre besondere Berufsbildung zu berücksichtigen. 2) Haben sie diese Vorbereitung nachgewiesen, dann schließt sich Behufs ihrer weiteren Berufsausbildung der Besuch einer zeitgemäß organisirten Universität, die mit einem pädagogischen Lehrstuhle und den erforderlichen praktischen Uebungsschulen versehen ist, an. 3) Sodann bilden sich die Lehramtskandidaten unter der Leitung tüchtiger Schullehrer vorzugsweise praktisch weiter aus, werden als Gehülfen und nach vollendetem 25. Lebensjahre als selbstständige Lehrer angestellt. (Wörtliche Fassung des Programms.) Prof. Fricke, der den (abgelehnten) Antrag gestellt hatte, daß sich die Seminarien in größeren und womöglich Universitätsstädten befinden sollen, ließ denselben hierauf zu Protokoll nehmen; Lehmann und Baab unterzeichneten diese Erklärung ebenfalls; ingleichen erklärten die Pfälzer Abgeordneten Namens ihrer Kommittenten zu Protokoll: „daß sie eine Universitätsbildung der Volksschullehrer nicht für zweckmäßig erachten könnten und deßhalb gegen den betreffenden Paragraph gestimmt hätten". Die Versammlung wurde nun von dem Vorsitzenden gegen 3 Uhr für geschlossen erklärt; er sprach zugleich dem Magistrat, den Gesangvereinen, den Besitzern von Sammlungen und dem Comitee in Nürnberg für ihr freundliches Entgegenkommen und der ganzen Versammlung für ihre würdige Haltung seinen Dank aus. Professor Fricke dankte dem Präsidenten Namens der Versammlung und gab seinen Gefühlen nochmals in einem längeren, mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrag Ausdruck. Der Präsident schloß mit einem: Gott segne den deutschen Lehrerstand! Die Versammlung schied mit einem feierlich gesungenen: „Nun danket Alle Gott!" Nachträglich zu den Beschlüssen der Vorversammlung haben wir noch zu erwähnen, daß die Verhandlungen in einer Broschüre gedruckt werden sollen. (N. C.)

Zur Unterrichtsreform in Deutschland.

Die in Leipzig erscheinende „Deutsche Universitätszeitung" — deren Empfehlung wir mit Vergnügen erneuern — gibt in der letzten Nummer des verwichenen Semesters einen sehr interessanten Aufsatz aus einem Lande, dessen Schicksale jedes deutsche Herz nahe angehn. Vor einem Jahre nämlich entwarf eine Commission in Kiel ein allgemeines Unterrichtsgesetz für die Herzogthümer Schleswig-Holstein; aus diesem theilt das genannte Blatt den die Universität betreffenden Abschnitt mit. Nach diesem soll die Universität acht Fakultäten umfassen: die philosophische, naturwissenschaftliche, medicinische (Sanitäts-), theologische, didaktische (Sprachen, Literatur, Alterthümer u. dgl.), juristische, staatswissenschaftliche und technische. Dabei wird in würdig entschiedener Weise hervorgehoben, daß die Naturwissenschaften nebst der Philosophie allen übrigen Facultäten, als die eigentliche Quelle derselben, übergeordnet sind. Leider gibt es auch Facultäten, deren Weisheit sich übernatürlichen Ursprungs rühmt und denen wir wenigstens ihre Entfernung von der Natur, wie von der wahren Philosophie, nicht streitig machen; wird sich eine solche Facultät diese Unterordnung gefallen lassen? — Zu den charakteristischen Zügen dieses Entwurfs gehören auch: die Aufhebung alles Collegienzwangs und das Recht der Freizügigkeit; die Zusammensetzung einer Jury aus dem Senate und einer gleichen Anzahl aus Docenten und Studenten gewählter Mitglieder als Sitten- und Disciplinargerichtes, während die Studenten in allen eigentlich gerichtlichen Angelegenheiten der gewöhnlichen Obrigkeit untergeordnet sind; die Einrichtung von Reisestipendien für weitere Ausbildung der Privatdocenten. Einigermaßen contrastirt mit diesen, dem besten Geiste der Gegenwart entsprungenen Satzungen die Forderung, mindestens das schriftliche Promotionsexamen in lateinischer Sprache auszuführen. Es gibt jetzt keine Wissenschaft mehr, deren Inhalt in lateinischer Sprache dargestellt werden kann. L. D.

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

„Fiele doch irgend einem genialischen Kopfe, wie einstens Newton, ein dicker Apfel auf die Nase, damit er das wahre politische Weltsystem entdecken möchte! Bisher sind entweder alle Aepfel noch neben die Nasen gefallen, oder die Nasen wußten sie nicht aufzufangen." Dieser Bemerkung eines geistreichen Schriftstellers haben wir leider nur Eins beizufügen. Wenn wirklich ein Denker oder ein weiser Staatsmann dieses wahre politische Weltsystem auffände, und das wäre so unmöglich nicht, — wer sollte oder würde es in's Leben führen? Diejenigen, welche es könnten und die Macht dazu besäßen, würden den Erfinder standrechtlich verurtheilen und sein neues System als unbrauchbar und staatsgefährlich verwerfen; Diejenigen dagegen, denen es gefiele, wären zu ohnmächtig, um ihm die gehörige Geltung zu verschaffen. So aber wird es noch lange beim Alten bleiben.

Literatur.

Paul Chanel's Musterbriefe für die weibliche Jugend. Mit einem Vorworte von Georgens. Gießen. Ricker'sche Buchhandlung. 1849. 8.

Man hat in den Schulen und Anstalten, welche der Bildung und Erziehung der weiblichen Jugend gewidmet sind, zu mannichfachen Auskunftsmitteln seine Zuflucht nehmen müssen, wenn man den Schülerinnen Briefe in die Hand geben wollte, welche man ihnen in jeder Hinsicht als Muster empfehlen konnte. Wir haben Frauen, welche vortreffliche Briefe schrieben; aber nur sehr wenige passen für das zartere Mädchenalter. Wir haben Briefsteller, welche auch der weiblichen Jugend gedachten; man würde jedoch ein schlechter Erzieher seyn, wenn man sie, und zwar eines Theils ihres übrigen Inhalts wegen, jungen Mädchen vorlegte. Mit einem Worte, ein Büchlein, wie das vorliegende, war ein Bedürfniß, und da es das zartere, sowie das heranreifende Alter berücksichtigt, so zu sagen alle Lebensverhältnisse berührt, die feinsten Fasern des Herzens zerlegt, die Erscheinungen der Natur vom wildesten Sturm bis zum sanftesten Windesflüstern, den Wechsel des Daseyns vom herzzerreißendsten Schmerze bis zum friedlichsten Stillleben, die Freuden der Reise wie den Genuß der häuslichen Ruhe u. s. w. einfach und lebendig, spielend und ernst, unterhaltend und belehrend schildert und in der Wahl der Gegenstände, in dem Style, wir möchten sagen in jedem Worte die zarteste Weiblichkeit sich spiegelt, dürfte diese Gabe als eine der willkommensten erscheinen, welche die neuere pädagogische Literatur geboten hat. Auch betrachten wir es als eine Empfehlung dieser Schrift, daß sie bereits eine Zeit lang als Handschrift in der weiblichen Erziehungsanstalt des Hrn. Georgens zu Worms, die in einem vortrefflichen Geiste geleitet wird und nah und fern allgemeine Anerkennung findet, gebraucht wurde und sich als zweckgemäß auswies.

Korrespondenz.

Darmstadt, 28. Sept.

Das fromme Werk der Mission, welches früher in Hessen niemals recht gedeihen wollte, scheint in gegenwärtigem Augenblicke hier fröhlich Wurzel zu schlagen. Als Werk der sogenannten „innern Mission" betreibt man jetzt die Gründung eines Rettungshauses für verwahrlos'te „evangelische" Kinder in der Provinz Starkenburg, und gestern predigte hier in der Stadtkirche vor zahlreichen Zuhörern ein Missionar für die äußere Mission. Der gewohnte mittelalterliche Aberglaube von dem Zorne Gottes, von der „Rache", welche Christus einst an seinen Feinden nehmen werde, von der ewigen Verdammniß und Höllenqual der Ungläubigen, von der kleinen Zahl der Gläubigen, die allein gerettet werden, war uns in dieser fanatischen Rede nicht unerwartet; neu aber war uns diese unwürdige Politik und der niedrige Parteigeist auf der Kanzel. So äußerte der Redner, es gäbe Menschen, welche alle Menschen für Gottes Söhne erklärten, welche sich selbst für Götter hielten; sie seyen aber schlechte elende Götter. Da habe eine solche Götterschaar in Baden ihr freches Haupt erhoben und sich empört wider ihren rechtmäßigen Herrn von Gottes Gnaden, aber sie seyen gewesen „wie die Hasen", erzitternd vor jedem Laubblatt, seyen sie davon gelaufen vor „einigen preußischen Pickelhauben." Bei der Schilderung des Zustandes der Wilden, welche noch nicht so glücklich, einen König zu besitzen, äußerte der Redner, bei ihnen sey das Ideal der Republik, wie es unsere Republikaner zu erreichen strebten, solche Freiheit und Gleichheit sey es, die sie wollten. Der Mann des göttlichen Zornes verachtete zwar für sich alles Geld und irdische Herrlichkeit, aber Geld, Geld müßten die Gläubigen geben zur Verherrlichung Jesu Christi, denn alle Missionsanstalten hätten leider — Schulden. Aerger als hier haben wir die Kanzel noch nicht entweihen hören. Kein sicheres Mittel kann es geben, den Credit des bisherigen Kirchenwesens zu vernichten, als solche Missionspredigten und heilige Röcke. Damit aber der rollende Wagen der kirchlichen Reaction nicht gar zu schnell im Mittelalter ankomme, legt sich von der andern Seite ein Stein in den Weg. Der „Lucifer oder südwestdeutsche Kirchenteufel", redigirt von Carl Schäffer, erscheint nach kurzer Ruhe wieder zum Schrecken aller Gläubigen. Dies Blatt erregte durch seine kühne radicale Opposition früher Aufsehen, mußte aber in dem Gewirr der Politik zur Ruhe gehen. Unerwartet aber, da das ganze Deutschland jetzt ruhig ist, erscheint es wieder und trägt einen so heiligen Respect vor sich her, daß, wie wir hören, anfangs kein Buchdrucker und kein Verleger zu finden war, der sich mit diesem Blatte und seiner Mißliebigkeit gefährden wollte. So werden denn Missionspredigten von der einen, und Lucifer von der andern Seite den deutschen Michel in Hessen bewahren, daß er nicht wieder in seinen gewohnten Kirchenschlaf verfalle.

Frankfurt, 2. October.

Das gestern Abend zum Besten der im badischen Feldzug verwundeten Krieger und deren Hinterbliebenen stattgefundene Konzert war nur schwach besucht. Wir wollen glauben, daß in Betracht des guten Zweckes desselben unsere Aristokratie und „die Freunde der Ruhe und Ordnung" sich zahlreicher durch Unterzeichnungen an demselben betheiligt haben, als die leeren Stuhlreihen es zu bezeugen schienen. Die sämmtlichen, auf dem Programm verzeichneten Piecen wurden mit Geschmack und Präcision ausgeführt; namentlich gefiel die vom Musikcorps des k. preuß. 30. Infanterieregiments executirte Festouverture von Leutner, worin sich die Mitglieder desselben als tüchtige Künstler bewährten, und die Gesangspiecen des Hrn. Stigelli, der als Liedersänger durch den Schmelz und den Metallklang seiner Stimme sein Publikum stets zu electrisiren weiß. Besonderen Beifall erhielt derselbe durch den Vortrag des Liedes: „Die schönsten Augen", welches er wiederholen mußte. Ein weiteres, durch ihn vorgetragenes Gesangstück: „Tarantella", machte durch seine komische Originalität einen erheiternden Effekt. Die Herren A. Baldenecker und Bockmühl, eben so sehr bekannt durch ihre Bereitwilligkeit, ihr musikalisches Talent zu milden Zwecken zu leihen, als durch die Virtuosität auf ihren Instrumenten, ernteten verdienten Beifall in dem von ihnen ausgeführten Duo für Violine und Violoncello über steyerische Thema's von Schubert und Kummer. Die Begleitung auf dem Piano hatte Hr. J. Sachs übernommen, und namentlich die schwierige Begleitung zu dem Liede „Tarantella" zu großer Zufriedenheit ausgeführt. — Bei dieser Gelegenheit wollen wir nicht versäumen, darauf aufmerksam zu machen, daß das zum Konzert dienende Piano aus der Fabrik des Hrn. A. H Soltau dahier war, ein ausgezeichnetes Instrument, welches nach übereinstimmender Aussage sachverständiger Künstler bei angenehmer Spielart große Präcision im Anschlag, einen zarten, weichen und dabei doch durchdringenden Ton hat und mit einer soliden und dauerhaften Bauart ein gefälliges Aeußere verbindet. Der Preis für ein so vorzügliches Instrument von 600 fl. (so viel soll nämlich dasselbe kosten) ist demnach mäßig, und glauben wir den Musikliebhabern eine dankenswerthe Gefälligkeit erzeigt zu haben, indem wir sie darauf aufmerksam machen. Die Fabrik des Hrn. Soltau befindet sich vor dem Schaumainthor.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 3. Oct. Iphigenie auf Tauris, Schauspiel in 5 Akten von Goethe.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 237. Donnerstag, den 4. October 1849.

Der Pechkönig.

Eine humoristische Skizze von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Folgen wir indessen Cornel auf seinen Wegen, dessen glühender Kopf die Gedanken in feurigen Strömen ausgoß und zu den erhabensten Dichtungen gestaltete, dessen Romane die edelsten Interessen der Menschheit verfochten, ohne, wie so viele andere Schriftsteller, das Laster unter Spitzen zu verbergen und den Ehebruch als sehr romantisch darzustellen. Seine Schriften bestanden vor dem Richterstuhl der Zeit; er fand allenthalben im reichlichen Maße die Anerkennung, die ihm seine Vaterstadt noch immer mit hartnäckigem Trotze versagte.

Mit dem jungen Prinzen, zu dessen Führer er erkoren war, besuchte er vor allen Dingen das lauwarme Italien, dieses Land der Nachtigallen, in dem sich die Sonne dem Gebrauch der Regenschirme widersetzt, in dem das Feuer Vulkane brütet, und man mit jedem Tage den Ausbruch eines revolutionären Vesuvs erwartet. Zuerst gingen sie nach Venedig, der klassischen Stadt der Intriguen; dann über Rom nach Neapel, wo der Pulcinello die lebende Zeitung des neapolitanischen Volkes ist; dieser, sein amtlicher Satyriker von Holz oder Pappe, ist der einzige Neapolitaner, der die öffentlichen Angelegenheiten frei durch die Hechel ziehen und vor dem König Alles sagen darf, ohne zu befürchten, daß ihn dieser erschießen läßt, denn das Blei ist durch das konspirirende junge Italien viel zu theuer geworden, um eine Marionette erschießen zu lassen.

Cornel besuchte in Italien auch mit einem wehmüthigen Schauer die Stätte, worauf eine Kugelsalve dem Leben der Brüder Attilio und Emilio Bandiera ein Ende gemacht hatte, die Beide an Gott, an ein ewiges Leben, an die Fortschritte der Menschheit geglaubt hatten. Ihre Gedanken hatten sich von der Menschheit auf das Vaterland, von dem Vaterland auf die Familie, von der Familie auf das Individuum erstreckt. Die Gerechtigkeit war ihnen die Basis alles Rechtes. — Sie werden aber auch ewig in dem Universalpantheon leben, welches das Herz der Unterdrückten heißt.

Der Weg unserer beiden Reisenden führte sie zunächst nach England, dem Land der Contraste, in welchem die Päpstin Viktoria in der einen Hand die Schlüssel zum Himmel, und in der andern ihren Sonnenschirm hält; wo das Elend der irischen Bauern scharf absticht gegen den Prunk der Bischöfe, wo der Ueberfluß der Lords des Oberhauses das Elend der arbeitenden Klassen verhöhnt, wo sich unter der Larve der Frömmigkeit und der puritanischen Strenge die Gewohnheit der größten Sittenverderbniß verbirgt. — Ach, möchte es doch für die armen Irländer künftig Kartoffeln vom Himmel regnen, das heißt aus den Nebelschichten, welche der englische Himmel sind — und zwar völlig zubereitet, mit Rostbeefsauce.

Durch das Land, in welchem das Volk täglich ruft: „Es lebe die Knute! Vivat Sibirien!“ ging die Reise nach Asien, in das klassische Land der Krokodille, wo das schöne Geschlecht leichter entzündlich ist, als ein chemisches Zündhölzchen; wo alle Mädchen die Wendezirkel in den Augen haben, und die Vulkane des Aequators wie Malasia erster Qualität aus ihren Blikken strömen. Als sie die Wüste durchzogen, war der Sand, auf welchem ihre Füße wandelten, so heiß, daß man Straußeneier darin hätte sieden können, und die Sonne, die ihnen auf den Kopf schien, drohte ihnen das Gehirn unter den Schädeln zu versengen.

So besuchten sie nacheinander Afrika, in dessen herrlichem Clima man bei Tage Sonnenstiche erwischt, indessen Einem bei Nacht die Muskitos erwischen; das freie Amerika, wo die Reichen statt der Strohplatte einen Sclaven vor der Thüre liegen haben, an dem man sich die Füße abputzen kann; ferner, das Land, wo die Diamanten funkeln, die beiden Indien, wo die Menschheit in allen Farben spielt; wo es es sepia- und ockerfarbige Leute gibt; wo die menschliche Farbe von der Kinnrußschwärze in das Citronengelbe geht; wo man wirkliche Mohren findet, die kein Vorurtheil sind ... während es in Europa Mohren gibt, die eigentlich mit Eierweichs gewichste Weißen von ziemlich täuschender Nachahmung sind.

Auch China ward von ihnen bereist, China, wo das Fächerspiel eine symbolische Sprache ist; wo ihr Mittagsmahl aus gebratenen Papageien, frikassirten Affen, Salmys von Chakals, gefüllten Tapirköpfen und einer Menge anderer erotischer Gerichte bestand, welche die Lust eines Naturforschers ausgemacht haben würden.

Nach drei Jahren kehrte Cornel mit dem Prinzen reich an Erfahrung zurück, denn er hatte nicht nur alle literarische Catakomben durchwühlt, sondern er hatte die Länder und ihre Sittengeschichte studirt. Ganz besondere Forschung hatte er aber auf Deutschland verwendet, in dem das Herz des Despotismus stets nur mit unschuldigen Theaterdolchen bedroht wird. Er veröffentlichte in einem tiefdurchdachten Werke das Ergebniß seiner Beobachtungen, nicht wie früher in Form des Gedichtes, sondern in körnigter Prosa, denn aus den melancholischen Dichtern schöpft man Gefallen am Tode, wenn es Noth thut die Wissenschaft des Lebens zu studieren, und Cornel fühlte zu tief, daß es nicht an der Zeit sey, entnervende Wohlgerüche einzuathmen, sondern daß man sich die Glieder mit dem Oele der Athleten stärken müsse.

Cornel sprach sich in seinem Werke besonders gegen das Gefängnißwesen aus. Die Menschen — sagte er — haben das Cellensystem erfunden; die Natur, weniger grausam als wir, hatte nur den Tod zu finden gewußt. Man muß erkennen, daß nicht leicht Jemand zehn Jahre Cellensystem erträgt; nach anderthalb Jahren kommen die Gefangenen gewöhnlich wahnsinnig oder todt heraus; wer in einem solchen Gefängniß nicht verrückt oder blöd-

Digitized by Google

sinnig wird, kann sich rühmen, ein solides Gehirn zu haben. Die Ausdünstungen der politischen Gefängnisse vermischen sich denn auch so lieblich mit dem Duft der Nägelchen und Veilchen. Das Gerassel der Ketten und das Rappeln der Schlüssel bildet eine so schöne Harmonie mit dem Gesang der Nachtigall und dem Lispeln des Westwindes. Aber wann wird Das anders werden? Gewiß nicht eher, als bis die Hühner dereinst Zähne haben werden.

Cornel hatte einsehen gelernt, daß der Deutsche am ungerechtesten gegen sich selbst ist, indem er das eigene Gute nicht anerkennt; er gehörte nicht zu den Reformatoren, die mit ihren engherzigen Ideen nicht begreifen, daß der Luxus des Reichen dem Armen Brod gibt. Er schrieb und handelte für das Volk, welches Kronen ertheilt und nackt einher geht, welches bei allen Kämpfen ist, und keinen Antheil an den Triumphen hat, welches bei allen Mühen und bei keinem Feste ist. Er bewaffnete sich mit den Waffen der Moral und des Wortes, um gegen die Laster der Zeit, gegen die Mißgriffe der Fürsten zu donnern, welche die Opposition als eine der traurigen Klippen betrachten, womit die göttliche Vorsehung die Wege der Menschheit übersäet hat. Er wieß nach, daß die Charte, die unser politischer Codex ist, der Buchstabe, aber nicht der Geist der Constitutionen ist, und daß um die guten oder die schlechten Eigenschaften einer politischen Jurisprudenz gehörig würdigen zu können, um im Stande zu seyn, ihre Unvollkommenheiten verbessern zu können, es nicht hinreichend ist, den Text studirt zu haben, sondern daß man auch die Philosophie derselben kennen müsse.

Darum hatte Cornel die Philosophie zu seinem Hauptstudium gemacht, denn die heutige Philosophie sucht die alten Vorurtheile zu verbannen und strebt nach der geistigen Verjüngung der Menschheit, auf daß sie mit festen sichern Schritten der Zukunft entgegen schreite — wenn gleich unsere auswärtigen Feinde Deutschland eine Metaphysikerin nennen, die sich vortrefflich darauf verstehe, auf dem gespannten Seil der Philosophie zu tanzen und täglich ohne Balancirstange bis in den Himmel zu steigen.

Da die Ideen, die man als Trödelwaaren auf ewige Zeit außer Dienst glaubte, nach kürzerer oder längerer Frist, als nagelneu wieder auftauchen, da sich der Rost vergangener Jahrhunderte wieder an die Gegenwart anzusetzen strebt, da es in dieser gespensterscheuen Zeit noch Menschen gibt, welche die Geister fürchten, und die Aufklärung nur einäugigt einherschreitet, während auf der andern Seite tausend Stimmen die Menschenrechte in Anspruch nehmen, sprach er mit der Beredtsamkeit des Herzens gegen den Unsinn, in manchen Ländern noch eine Menge Automaten zu ernähren, die eben so gelangweilt als langweilig sind, und die das sinnlose Gelübde ablegten, niemals Menschen zu seyn. Das Recht der Erstgeburt nannte er ein Naturverbrechen; auch behauptete er, daß die abgeschaffte Leibeigenschaft bei uns durch die Conscription und die Werkstätten ersetzt worden sey, daß wir statt der Folter die Preventivhaft, und statt der Inquisition das Preßgesetz und die Censur haben, von der die Gewalthaber sagen, daß sie geschaffen sey, um die großen Interessen des Staates, der Religion und der Sittlichkeit zu beschützen. Er sagte, daß es gut sey, dem Elend der armen arbeitenden Klassen abzuhelfen, doch wäre es besser, ihm zuvor zu kommen. Unser Zeitalter nannte er das Zeitalter der Projecte, in welchem die individuelle Thätigkeit zur Aufsuchung neuer Befriedigungen verwendet werde, und daher die Menschen von einer halbdurchlaufenen Bahn auf neue Wege treibe, die sie für besser erachteten; da aber die Beständigkeit des Herzens nur aus der Ruhe des Geistes erzeugt werde, so könnten aus der stets bewegten Intelligenz nur die Launen einer Stunde, die Leidenschaften eines Tags entstehen.

Am Schlusse seines Buchs wendete er sich an die Lebensschiffbrüchigen, welchen die Leiden der Gegenwart die Geheimnisse der Zukunft offenbart haben — an die Trappisten des Jahrhunderts, die wenn sie sich begegnen, den Wahlspruch der neuen Religion: Laßt's hoffen! austauschen, und ermunterte sie, auszuharren in dem großen Kampf der Geister und auf die Zukunft zu vertrauen.

(Fortsetzung folgt.)

Ansichten und Vorschläge in Bezug auf Beseitigung der im Auswanderungswesen bestehenden Mißbräuche.

Der in No. 229 der Didaskalia vom 25. Sept. d. J. erschienene Aufsatz: „Ueber den Geschäftsbetrieb der Auswanderungs-Agenten zur Warnung für deutsche Auswanderrr" hat die bei Beförderung der Auswanderer nach Amerika eingerissenen Mißbräuche so wahr und überzeugend dargelegt, daß sich ein Jeder, der Gefühl für seine Mitmenschen und die nöthige Fachkenntniß hat, für verpflichtet halten muß, auf die möglichst baldige Beseitigung jener Mißbräuche hinzuwirken. Einsender dieses, der sich schon Jahre lang aus persönlicher Vorliebe für die Sache mit der Beobachtung des Auswanderungswesens befaßt hat, glaubt dieser Verpflichtung für seinen Theil nachzukommen, indem er die folgenden Ansichten und Vorschläge der öffentlichen Beurtheilung unterwirft.

Es wird von keiner Seite gebilligt werden können, daß bis jetzt in einzelnen Staaten Deutschlands zur Regulirung des so überaus wichtigen Auswanderungswesens noch gar Nichts geschehen, in anderen nur Mangelhaftes angeordnet worden ist. Ob hierbei das in Aussicht gestellt gewesene Reichsauswanderungs-Gesetz von Einfluß gewesen, oder ob die einzelnen Staatsregierungen vorerst noch Erfahrungen sammeln wollten, muß dahin gestellt bleiben. Nach der gegenwärtigen Sachlage dürfte aber mit den dringendsten deßfallsigen Anordnungen nicht länger mehr zurückzuhalten, solche dürften vielmehr in der Art zu treffen seyn, daß sie auch dann fortbestehen können, wenn dereinst etwa das Reichsauswanderungs-Gesetz noch zur Ausführung kommen sollte. Mit andern Worten: die jetzt nothwendigen Maßregeln werden sich vorzugsweise auf die Regulirung des Auswanderungswesens im Innern Deutschlands beschränken müssen, daher dem Reichsauswanderungs-Gesetz möglichst anzupassen seyn.

In dieser Beziehung, sowie in Rücksicht auf das Ganze, erlaubt sich Einsender folgende Vorschläge zu machen:

1) In jedem Staate müßten zum Schutze der Auswanderer gesetzliche Vorschriften, etwa nach Maßgabe der großh. hessischen Verordnung vom 16. März 1847, erlassen werden.

2) Jeder, welcher das Gewerbe als Auswanderungs-Agent betreiben will, müßte von seiner Staatsregierung eine Concession erwirken und eine angemessene Caution, entweder in baarem Gelde oder in Staatspapieren, leisten.

3) Bei der Concessionirung und Cautionsverbindlichkeit der Agenten würde zwischen Haupt- und Unter-Agenten zu unterscheiden seyn. — Haupt-Agent würde nur Derjenige werden können, welcher mittelst gerichtlicher Urkunde den Nachweis liefert, daß er mit einem soliden Schiffsrheder in direkter Geschäftsverbindung stehe, und daß dieser zur Erfüllung der vom Haupt-Agenten durch seine Ueberfahrtsverträge übernommenen Verbindlichkeiten sich solidarisch verpflichte. — Ein Unter-Agent würde nur für denjenigen Haupt-Agenten, der ihn gewählt hat, zu concessioniren seyn und nur in dessen Namen Ueberfahrtsverträge abschließen können. — Die Caution eines Haupt-Agenten müßte mindestens drei- bis vierfach höher, wie diejenige eines Unter-Agenten seyn. Wenn z. B. die Caution eines Unter-Agenten auf 3000 Gulden festgesetzt würde, so müßte sie für einen Haupt-Agenten 9000 bis 12,000 Gulden betragen.

4) Jeder Unter-Agent würde mit seiner Caution solidarisch

Digitized by Google

für die vollständige Erfüllung der von ihm Namens seines Haupt-Agenten abgeschlossenen Verträge — jeder Haupt-Agent dagegen für die Erfüllung aller Verträge, mögen sie von ihm direkt, oder von seinen Unter-Agenten abgeschlossen worden seyn, mit der von ihm geleisteten Caution haftbar seyn müssen.

5) Haupt-Agenten würden nur an denjenigen Orten ihre Haupt-Agentur aufschlagen dürfen, wo nach dem Ermessen der betreffenden Staatsregierung die Verkehrsverhältnisse und das Interesse der Auswanderer solches erheischen.

6) Am Wohnsitze der Haupt-Agenten würden Auswanderungs-Inspektoren zu ernennen seyn, denen alle Verträge, welche die Haupt-Agenten selbst, oder durch ihre Unter-Agenten abgeschlossen haben, zur Prüfung und Beglaubigung dessen, daß deren Inhalt in jeder Beziehung mit den gesetzlichen Vorschriften übereinstimme, vorgelegt werden müßten.

7) Verträge, welche in dieser Weise nicht amtlich beglaubigt sind, dürften keine Rechtsgültigkeit haben. Haupt-Agenten, welche sie gar nicht oder nur theilweise zu diesem Zwecke den Auswanderungs-Inspektoren vorlegen, würden mit dem Verluste ihrer Concession unnachsichtlich zu bestrafen seyn.

8) Haupt- und Unter-Agenten, welche durch Mäkler oder andere Zwischenhändler sich Auswanderer zuführen lassen, um Verträge mit ihnen zu schließen, oder durch Umherreisen im Lande, sey es selbst oder durch andere Personen, Auswanderer anwerben, dürften ebenfalls ohne Weiteres ihrer Concession verlustig zu erklären seyn.

9) Zur besseren Regulirung des Auswanderungswesens würden einstweilen die Regierungen von Bayern, Würtemberg, Baden, der drei Hessen, von Nassau und Frankfurt in ein engeres Bündniß zu treten und sich über gleiche Grundsätze zu verständigen haben.

10) Ein Haupt-Agent, welcher von seiner Staatsregierung concessionirt ist, würde berechtigt seyn, in allen übrigen dem vorerwähnten Bündnisse beigetretenen Staaten, durch daselbst von ihm erwählte und von der betreffenden Staatsregierung concessionirte Unter-Agenten, mit Auswanderern Ueberfahrtsverträge abschließen zu lassen.

Einsender dieses, der damit lediglich das Wohl und den erforderlichen Schutz der Auswanderer zu erreichen bezweckt, wird sich glücklich schätzen, wenn diese Vorschläge, nach etwaiger Prüfung durch unparteiische Sachkundige, von den angeführten hohen Staatsregierungen einiger Berücksichtigung gewürdigt werden, und wünscht darum, daß auch diesem Aufsatze die größtmöglichste Verbreitung durch öffentliche Blätter und Zeitschriften gegeben werden möchte.

Russische Beamten.

Außerordentlich beliebt ist in Petersburg der Minister des Innern, Perowsky, der aber im Beamtenstande gefährliche Feinde hat und nur durch die Gunst des Kaisers gehalten werden kann. — Die Polizei zu überführen, was für feile Beamte in ihren Reihen sich befinden, ließ er einst einen Chef derselben zu sich entbieten, und theilte ihm die ihm gemachte Anzeige mit, daß allnächtlich in einem designirten Hause hochverpönte Hazardspiele stattfänden. Er verlangte zwei der zuverlässigsten Beamten und entsendete sie in der Nacht zu dem bezeichneten Hause. Dieses ward cernirt und nun begaben sich die Diener der öffentlichen Ordnung in die bezeichneten Lokale. Sie fanden dort an einem runden Tische eine Gesellschaft von sechs bis acht Herren in enger Vertraulichkeit mit dem König Pharao, der eben von dem auf dem Tische aufgehäuften Golde je nach seiner Laune unter seine Günstlinge die Gaben des Glückes vertheilte. Auf der That ertappt, sollten die überraschten Glücksritter eben den Saal der Freude mit der Hauptwache vertauschen, als es einem derselben gelang, den beiden Polizei-Tyrannen begreiflich zu machen, daß „Ecarté", was sie eben gespielt, ein sehr unschuldiges Vergnügen gewähre, daß das auf dem Tische aufgehäuft liegende Geld nicht gegen sie zeuge, da sie gewohnt seyen, dies Commerce-Spiel zu hohen Summen zu spielen, und um den Beweis dieser Behauptung zu liefern, bot er Jedem von ihnen eine Partie „Ecarté" zu tausend Rubel an. Die Herren nahmen den Vorschlag an, sowie die tausend Rubel, ecartirten sich, und andern Morgens stattete der Chef des Bezirks dem Minister Rapport ab, wie seine Beamten an bezeichnetem Ort die denunzirten Herren allerdings gefunden, aber nur in einem freundschaftlichen Commerce-Spiele begriffen. Perowsky ließ beide Polizei-Offizianten kommen, ihre Aussage wiederholen und sich darauf zu ihrem Chef wendend, sagte er: „So lernen Sie die Zuverlässigkeit der Männer kennen, denen Sie Ihr Vertrauen schenken, und die die Wächter des öffentlichen Wohls seyn sollen". Damit öffnete er eine Seitenthür und zeigte den bestochenen Dienern des Staats im Nebenzimmer rund um einen grünen Tisch sitzend dieselben Männer von gestern Nachts, in derselben Ordnung und dasselbe Hazardspiel spielend. — Verkleidet, mit langem Barte angethan, ging Perowsky in Läden und Buden, kaufte Zucker, Fleisch und Butter, und untersuchte nach abgeschlossenem Handel das Gewicht. Mancher Laden wurde geschlossen, aber alle Hausfrauen jubelten über die plötzliche Zunahme von Maß und Gewicht. (Modeztg.)

Mannichfaltigkeiten.

Von den nach der Türkei geflüchteten Magyaren sollen viele zum Islam übergetreten seyn. Als ein frommchristlicher Leser dies aus den Zeitungen erfuhr, nahm er Veranlassung, die Uebergetretenen wegen ihres nun verscherzten Seelenheils aufrichtig zu bedauern. Ein anwesender Freigeist, wenn wir ihn so nennen sollen, beruhigte jenen mit den Worten: „Was liegt an diesem Uebertritt? Sie haben den Kaiser gewechselt, hoffentlich aber denselben Gott behalten. Der irdischen Fürsten gibt es viele, aber nur Einen himmlischen Herrscher. Zudem ist es dieselbe Sonne, die in Ungarn und in der Türkei scheint. Jedes Volk gibt seinem Gott einen andern Namen, während er selber für Alle derselbe bleibt." Es scheint uns, daß dieser Mann etwas ganz Vernünftiges gesagt hat.

(München, 27. Sept.) Auf unserer Bühne erregt gegenwärtig eine junge Debütantin, Fräul. Hesner (Tochter des Landrichters in Friedberg) Aufsehen, die in hiesigen Konservatorium ihre Ausbildung als Sängerin erhalten hat und deren Stimme an die einer Metzger und Schechner erinnert.

Man hat beobachtet, daß wenn die Zwiebeln, die zu Ende des Sommers geerntet werden, eine dünne Oberhaut haben, ein gelinder Winter zu erwarten ist, dagegen ein strenger Winter, wenn die Haut dick und zähe.

In Berlin befindet sich ein Künstler, Hr. Kayser, der in der Absicht Deutschland durchreist, die Portraits aller bedeutenden Zeitgenossen anzufertigen. Er hat die Portraits aus Belgien und Holland bis jetzt vollendet. (Modztg.)

Digitized by Google

Frankfurter Theater.

Götz von Berlichingen. — Allgemeines.

Wir wollen an die Vorstellung des „Götz von Berlichingen", die am Sonntag, 30. Sept., auf unserer Bühne Statt fand, einige Bemerkungen über die deutsche Bühne im Allgemeinen und über unser Theater insbesondere knüpfen.

Es ist anerkannt, daß unser Dichter in diesem Schauspiel die Kraft und Originalität Shakespeare's auf deutscher Grundlage entwickelt hat, wie denn große Vorbilder für das Genie unverloren sind; sie reproduciren sich gewissermaßen in demselben und selbst der splitterrichtendste Kritiker wird es nicht wagen, auf eine Nachahmung hinzuweisen. Daß „sich die schönen Geister begegnen", ist eben das untrügliche Anzeichen der Genialität. Solche dramatische Schöpfungen tragen auch das gute Zeichen in sich, daß sie nicht von einer vollendeten Darstellung abhängig sind, sondern daß das ursprüngliche Leben, welches sie bezeichnet, über eine mittelmäßige Ausführung erhaben ist. So haben wie auch gelegentlich der Aufführung jenes Schauspiels einen genußreichen Abend erlebt, ohne daß wir diesen Genuß unmittelbar auf die Darstellung schieben wollen, die selbst in dem Verständniß, mit welchem Hr. Breuer, ein eben so fleißiger wie von dem Beruf der Schauspielkunst durchdrungener Mime, die Hauptrolle darstellte, die gemüthliche Behaglichkeit und die biderbe Kraft vermissen ließ. Diese kommt bei Götz gewiß nicht aus der Betrachtung, sondern aus Fleisch und Blut eines Charakters, der von dem moralischen Recht so tief durchdrungen ist, daß er das formelle Recht des ewigen Landfriedens demselben in allen Fällen unterordnet, wo es nicht mit jenem Hand in Hand gehen kann.

Goethe hat, wie seinen Clavigo aus Beaumarchais' Memoiren, seinen Götz aus dessen eigenhändiger und sehr lebendiger Lebensbeschreibung geschöpft. Wir haben es also nicht nur mit einem Charakter, sondern selbst mit einem Portrait zu thun, machen aber auf diesen Umstand hauptsächlich aus dem Grunde aufmerksam, daß selbst unser größter deutscher Dichter gern an der Quelle schöpfte, wenn dieselbe auch nicht so zugänglich war, wie solches neuere Vorwürfe neueren dramatischen Autoren sind. Das Leben, die Sitten und die Einzelheiten des Mittelalters, wie sie in Götz vorkommen, finden wir sehr ergötzlich und unterhaltend in jenem, in den ersten dreißiger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts im Drucke erschienenen Buche. Dem Dichter wird dadurch natürlich sein voller Werth erhalten; wie wir uns denn auch gegen jede Anspielung auf neuere dramatische Nachbildungen anderer Dichtungen, die man in dieser Hinweisung finden könnte, verwahren wollen. Nur Das wollen wir hervorheben, daß, wenn ein gutes, der Bühne und den Schauspielern nützliches und dem Publikum angenehmes Stück durch solche Nachbildung erhalten werden kann, wir in eben diesem Grunde auch die Berechtigung der Nachbildung erblicken. Wie der juristische Maßstab dieser Frage festgestellt wird, geht uns nichts an. Die Kritik hält sich an den ästhetischen. Wenn die Nachbildung zu einer Mißgeburt geräth, so wird die Rechtfertigung des Originals sich von selbst machen. Gelingt sie, so wird dasselbe in keinem Falle durch sie verlieren.

Wir haben erwähnt, daß die Kritik Shakespeare's Kraft in „Götz von Berlichingen" erkannt hat. Demungeachtet, und trotz der nationalen Färbung, trotz der lebendigen Frische, trotz der interessanten Schilderung mittelalterlicher Zustände, blieb es der neueren Zeit vorbehalten, dem Götz auf der Bühne ein Heimathsrecht zu verleihen, während alle jene Ritter-Spektakelstücke, die durch dieses schöne kräftige Drama angeregt wurden und nur die carrikirte Manier des Mittelalters wiedergaben, die deutsche Bühne überfluteten. In diesem Zeichen wird man sicher nicht den Verfall der Bühne erblicken können. Aber im vorigen Jahrhunderte wollte man einfach, bequem und ohne großes Nachdenken im Theater genießen. Jetzt will man eben so einfach, bequem und auch ohne großes Nachdenken kritisiren. Wir tadeln das Eine, wie das Andere; allein sollen wir zwischen Beiden wählen, so ziehen wir ein genußhingiebiges Publikum der blasirten Kritik des Parterre's vor, die freilich so viel weiß, daß Götz von Berlichingen den schönsten Werken Goethe's beigezählt wird, die aber der Darstellung nur das oberflächliche Interesse eines Theaterabends schenkt.

Wir wiederholen es, die Bühne, als solche, ist nicht verfallen; aber die Bildung, die über sie gekommen ist, da sie sich hauptsächlich als eine kritische darstellt, sowohl im Parterre, als auf den Brettern (denn in den meisten Leistungen unserer Schauspieler gewahren wir weit mehr Verständniß der Rolle, wenn auch nicht allzuviel, als Produktivität, weit mehr Betonung der Worte, als der Seele, weit mehr materielle Auseinandersetzung, als urkräftiges Leben) ist der Schauspielkunst nicht förderlich gewesen. Dieselbe verlangt eine bedeutende individuelle Freiheit des Talentes, die durch die kleine, sich in den Tagesblättern zersplitternde Kritik auffallend beeinträchtigt wird, da dieselbe weniger das Geniale, wenn auch Uncorrecte, würdigt, als das Kleine, wenn auch Verständige, lobpreiset, und dadurch das wahre Talent zur Befangenheit oder zur Gleichgültigkeit herabstimmt. Das Talent ist aber die Hauptsache eines Schauspielers. Alle unsere großen Schauspieler hatten drei Viertheile Talent und höchstens ein Viertheil Bildung. Unsere kleinen Schauspieler dagegen verstehen zu thun, als hätten sie drei Viertheile Bildung, während sie doch nicht ein Viertheil Talent besitzen.

Wir kommen nun auf unsere Bühne. Sie besteht sicher aus so tüchtigen Kräften, wie nur irgend eine andere, wir nehmen keine aus. Was hat sie damit, seit Mühling's Eintritt in die Direktion, gethan? Sie hat damit gethan, was sie thun konnte. Sie hat sie im Interesse des Instituts benutzt, weil sie sie dadurch zugleich in ihrem eigenen benutzte. Spricht man von einem abgesonderten Interesse der Kunst und versteht man darunter die Berücksichtigung des Werthvolleren und Klassischen, so hat die hiesige Direktion alle ihr zuständigen Mittel aufgeboten, um auch diesem Interesse Rechnung zu tragen. Eine Darlegung des Repertoires würde den Beweis dieser Behauptung liefern. Sie hat außerdem das Personal nicht nur vollständig erhalten, sondern auch namentlich durch Heranziehung junger Kräfte im weiblichen Personale dasselbe verbessert. Von welcher Seite her sie nur zu Gästen gelangen konnte, die durch Ruf und Talent den Genuß des Publikums herausforderten, hat sie dazu gethan. Sie hat außerdem den Ausfall, der ihr durch Kündigungen vieler Logen-Abonnements (ein Fall, der in unseren Theater-Annalen unerhört ist, da es sonst zum guten Ton gehörte, eine Loge im Theater zu besitzen) bereitet wurde, durch mancherlei mit Kosten verbundene und durch reiche scenische Ausstattungen bemerkenswerthe Unternehmungen (man kann diese Bezeichnung ohne Uebertreibung von „Lucifers Töchtern" gebrauchen) zu decken gesucht. Sie hat dem Schauspiel in Hrn. Haake, einem durchbildeten und von der tiefen Bedeutung der Kunst durchdrungenen Kenner der Bühne, einen Regisseur verliehen, der auf diesem Felde Durchgreifendes wirken kann, wenn man seine reiche Erfahrung nicht unter den Scheffel stellt. Das Alles hat die Direktion gethan, die aus einem Manne gebildet wird, dem der Titel Künstler in seinem Fache von Allen zugestanden werden muß, die die deutsche und selbst die französische Bühne kennen, und aus einem andern, der mit dem behenden Talente der Speculation einen Ehrgeiz verbindet, der ihn selbst zu Opfern hinreißt, wenn es der Ehre der ihm anvertrauten Anstalt gilt.

Mehr kann eine Privat-Direktion für die Kunst nicht thun. Was hier zu thun übrig bleibt, ist lediglich den Schauspielern, den Autoren und dem Publikum zur Ergänzung überlassen: den Schauspielern ist überlassen, große Eindrücke durch ihre Darstellungen zu machen, den Autoren, Stücke, die die unmittelbare Theilnahme veranlassen, dem Publikum ist überlassen die reine Empfänglichkeit für Beide. Wenn der Kritik etwas überlassen seyn soll, so wäre es die Billigkeit des gesunden Menschenverstandes, der die Forderungen der Aesthetik mit der rauhen Nothwendigkeit der Interessen abwägt und der selbstständig genug ist, sich von allen persönlichen Einflüssen frei zu erhalten, ohne doch dem der Begeisterung für das Schöne unzugänglich zu seyn.

Wir wollen noch erwähnen, daß in der heutigen Vorstellung Hr. Schneider den Franz in sehr lebendiger Weise darstellte, in einer Weise, die das männliche Element aufrecht erhielt in der Hingebung an die Liebe, die der Dichter hier eben so schön dramatisch charakterisirt, wie er sie in vielen seiner Gedichte lyrisch andeutet und ahnen läßt. Der Schauspieler kann hier leicht an der Wirklichkeit scheitern. Hr. Schneider erreichte sie glücklich; war aber allerdings in seinem ersten Auftritt nahe daran, in das niedere Gebiet derselben herabzusteigen und den Fanten auf Kosten des Schwärmers hervorzuheben. Die Adelheit der Fräul. Janauschek war ein neuer Beweis des Verständnisses und der glücklichen Ausbildung des Talents dieser Schauspielerin, der der verführerische Reiz inmitten der Vorstellung dieses Charakters glückte. Hr. Reger war als Hans von Selbitz sicher nicht ohne Wahrheit, aber weshalb die Kraft des Charakters stets an die des Organs setzen, das jenen übertönt? Fraul. Marsteller war, als Georg, so munter und aufgeweckt, wie nur ein Mädchen im Helm sein kann. ††

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 4. Oct. Das Liebes-Protokoll, Lustspiel in 3 Abth. von Bauernfeld. Hierauf: Das Versprechen hinterm Herd, österreichische Alpenscene mit Nationalgesängen von Baumann.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 238. Freitag, den 5. October 1849.

Der Mensch und das Schicksal.

Gehüllt in düst're Nebelkreise,
Die keines Strahles sich erfreu'n,
Greift wunderbar, nach Geisterweise,
Des Schicksals Hand in's Leben ein.
Es ist des Menschen Loos auf Erden,
Von Mängeln sich umringt zu seh'n,
Durch Gram und Schmerz geprüft zu werden,
Durch Nacht und Grau'n zum Licht zu geh'n.

Noch schlug kein Busen, der das Sehnen,
Nach bess'rem Loose nie empfand;
Noch brach kein Auge, das die Thränen
Getäuschter Wünsche nicht gekannt.
Nie schloß mit Kummer und Beschwerde
Die Freude günstigen Vergleich,
Nie stieg befriedigt von der Erde
Ein Sterblicher in's Schattenreich.

Ja von der Wiege bis zum Grabe
Sind wir von Wahn und Trug umringt,
Und ungewiß bleibt jede Gabe,
Die uns die nächste Stunde bringt;
Es nimmt bereit zu Fluch und Segen
Das Schicksal seinen Herrschersitz;
Aus gleicher Wolke fällt der Regen,
Aus gleicher Wolke zuckt der Blitz.

Und dennoch soll, wenn dumpf und bange
Des Unglücks Nacht Orkane weh'n,
Im wildempörten Lebensdrange
Ein edler Geist nie stille steh'n.
Von Gaukelbildern rings umgeben,
Die Wahrheit fern, die Täuschung nah',
Soll er dem Ziel entgegenstreben,
Das noch kein sterblich Auge sah'.

Es wechseln auf der Lebensreise
Die Launen des Geschickes ab,
Der Jüngling pilgert sich zum Greise,
Dann senkt er still den Wanderstab.
Wie wäre sie so unvollkommen
Die Lust, die er am Ziele spürt,
Hätt' ihn der Weg, den er genommen,
Durch Blumenthäler nur geführt.

An Gegnern, die den Kampf erschweren,
Nur an dem Trotz der Feindesmacht
Kann sich des Streiters Muth bewähren,
Der in der tiefen Brust erwacht.
Nur in empörten Sturmeswogen
Thut es der Seemann kräftig dar,
Ob er nach Würde vorgezogen
Und des Berufes kundig war.

Weh' Dem, der steht mit Angst und Zittern,
Sobald sich über seinem Haupt
Die Luft erfüllt mit Ungewittern,
Sich rettungslos verloren glaubt,
Der in dem Andrang der Gefahren
Des Erdenbürgers Ruhm und Preis,
Den festen Muth nicht zu bewahren,
Die Kraft nicht zu behaupten weiß.

Schwer büßen wird er seine Schwäche;
Das Launenspiel der Außenwelt
Wird streng sich an dem Herzen rächen,
Das nur im Glück sich aufrecht hält;
Nach Freuden wird sein Auge schweifen,
Und schauerlich zurückgeschreckt
Wird seine Hand die Schlange greifen,
Die unter Blumen sich versteckt.

Nicht von der Erde heischt der Weise,
Was sie zu leisten nicht vermag,
Ihn lockt das Glück nicht aus dem Gleise,
Ihn beuget nicht des Unglücks Schlag.
Was ihm des Himmels Gunst beschieden,
Nimmt er mit freud'gem Herzen an,
Doch nimmer sucht sein Wunsch hienieden,
Was er nur droben finden kann.

Aus Leidensnächten, bang und trübe,
Wand er das Auge sternenwärts;
Nicht irren kann die Heimathliebe,
Ihr Führer ist das eig'ne Herz.
Durch Wünsche, die sich aufwärts sehnen,
Durch Ahnungen der Geisterwelt,
Schließt sich die dunkle Flur der Thränen
An Triften, die das Licht erhellt.

D'rum schließ' er sich mit heiterm Glauben
Dem Ideal des Lichtes an,
Das keine Zeitenfluth ihm rauben,
Kein Lebenssturm zerstören kann.

Digitized by Google

Er sey, wird Haß und Zwietracht rege,
Sich Friedens mit sich selbst bewußt,
Und finde für des Schicksals Schläge
Den Balsam in der eig'nen Brust.

Es wird ein Tag der Klarheit kommen,
Vor dem die Schatten sich zerstreu'n,
Der Schleier wird hinweggenommen,
Des Schicksals Gang enträthselt seyn.
Durch Flammenmacht davon getrieben,
Wird Wahn und Sinnentrug vergeh'n,
Der Erdkreis wird in Nichts zerstieben,
Der Menschengeist wird dauernd steh'n.

C. S.

Der Pechkönig.

Eine humoristische Skizze von Kathinka Zitz.

(Fortsetzung.)

Der Fürst von Quinkelquankel, der geistig höher stand als die meisten seiner Standesgenossen, verbot das freisinnige Buch nicht nur nicht in seinen Staaten, sondern er schüttete das Füllhorn seiner Gunst über den jungen Schriftsteller aus, den er sogar aufforderte, ein großartiges Journal in seiner Residenz zu begründen; allein Cornel verwarf diesen Vorschlag, weil man die Journalisten beschuldigt, daß sie sich gegenseitig mit Wortstichen verwunden, sich ihre Federn einander bis an den Daumen in das Herz stoßen, sich mit ihren Federmessern skalpiren, um sich endlich in einer Tintenbrühe einander aufzuessen. Darauf verlieh ihm der Fürst eines der Spielzeuge, womit die Monarchen die kindischen Gemüther der Menschen amüsiren, nämlich einen Orden, adelte ihn, und ernannte ihn zum Gesandtschaftsrath. Und als darauf die Pumpen ihre Strohkleider ausgethan, an welchen die Eiszapfen wie gefrorne Schmachtlocken herunter gehangen hatten, als der Winter, dieser mit dürren Blättern gekrönte Laureat, von dem Frühling abgelöst wurde, als das Feld wieder Sonnenbäder nahm und die Schmetterlinge, diese luftigen Zierbengel, um die Blumen zu flattern begannen, ward er zu seiner unaussprechlichen Freude von seinem fürstlichen Gönner mit einer diplomatischen Sendung an den Hofe von Wendelsberg betraut, da man voraussetzte, daß er die rauhe Forderung, die er zu stellen hatte, mit dem nöthigen Klugheitsfirniß überkleistern würde.

Indessen hatte sich in Wendelsberg Vieles verändert; es hatte seit einiger Zeit unter dem Volk zu gähren begonnen; die dynastischen Schaafe waren zu republikanischen Böcken geworden; die Anarchie drang durch die Poren, welche man bis jetzt für die treuesten gehalten hatte, und Viele, auf welche die höchste Gewalt rechnen zu können geglaubt, wandelten auf dem Wege der Mißliebigkeit. Fellhübel, der jetzige Todfeind des Ministers, wußte den Erbprinzen zu überreden, daß der geldsüchtige Wölfersberg, um seine gemeinen Interessen zu fördern, im Geheimen an der Spitze des Aufstandes stehe. Von da an ward der politische Horizont des Ministers düster wie der fünfte Akt eines Trauerspiels; nach mancherlei unsaubern Handlungen fühlte er jetzt das Bedürfniß, sich die Hände zu waschen ... aber es war zu spät, denn bald darauf wurde der alte Fürst von einem bösartigen Fieber hingerafft. Ach, das Fieber hat schon mehr denn einen Fürstenmord begangen; es ist schade, daß man diesen politischen Feind nicht vor ein Kriegsgericht stellen kann! Der neue Fürst, der ein Abgrund von Gerechtigkeit, ein Himalaya von Festigkeit war, stellte ihn scharf zur Rede und forderte Rechenschaft von seinen Handlungen. Bei dieser Zumuthung sah der arme Minister aus, als wenn er graden Weges aus dem Lande der Abstraktionen herkäme; er stimmte eine jammerselige Melodie an, allein da dieser Mensch mit den Fuchstugenden, der sogar Nutzen aus seinen Fehlern zu ziehen gewußt hatte, nur die Kraft der Niederträchtigkeit besaß, so gerieth er vor dem prüfenden Auge des Herrn in die Verlegenheit des Schuldbewußtseyns; er sprach so viel zu seiner Entschuldigung, daß er sich endlich verwickelte und in die sonderbarsten Widersprüche gerieth, und so ward denn dieser Mann, der sich einen politischen Horizont nach dem Bilde seiner Meinungen und seines Gewissens, das heißt unendlich wandelbar, geschaffen hatte, dieser Anbeter aller aufrechtstehenden Götter, dieser Verbrenner aller umgestürzten Götzenbilder, dieses Werkzeug, welches die Dachdecker als Wetterfahne beneideten, von dem Fürsten seines Ehrenamtes entsetzt und der Hof ward ihm verboten.

Von Ungnade durchpestet, glich er dem Hunde, der einen Knochen, den er im Maule trug, fallen ließ, um seinen Schatten anzubellen, den er im Fluß erblickte. Seine Augen wurden zu zwei Dachtraufen, seine Stimme zu einem Jammerton; er warf sich gewaltsam in die Arme aller ihm ausweichenden Bekannten und benetzte die Umschläge ihrer Röcke mit Thränen. — Und wegen eines so geringen Fehlers — sagte er — will man mich armes Lamm auf dem Altar der öffentlichen Rache opfern! So will der Serinissimus der Calchas seyn, der ungerecht und barbarisch genug ist, solch ein Brandopfer zu vollziehen? Gleich darauf aber ergrimmte er; er hegte den vermessenen Wunsch in seinem Herzen, daß das ganze Land, den Fürsten mit einbegriffen, nur ein einziger Rücken seyn möge, um ihm eigenhändig die Knute zu versuchen zu geben. Endlich hüllte er sich, der Welt gegenüber, in seine Tugend und seine Verachtung, zwei Paletots, die gleich bequem, aber sehr luftig sind.

Da aber kein Unglück allein kommt, so forderte Graf Bodenkammer jetzt die ihm gemachten Vorschüsse mit Strenge zurück. Wölfersberg mußte voll Verzweiflung eingestehen, daß er ein ruinirter Mann sey, wenn sein Gläubiger auf seiner Forderung beständе. Da nannte der Staatsrath den Namen Jakobea, und als Wölfersberg nickte, strahlten des Grafen Augen, sein Mund lächelte, seine Backen blieſen sich auf und seine Ohren spitzten sich. Er ward sehr häßlich, welches das Zeichen einer lebhaften und aufrichtigen Seelenfreude bei ihm war. Seinem gewöhnlichen Aussehen nach konnte man freilich glauben, daß er sich stets in einem Zustande von Seelenfreude befand.

Aber Jakobea machte einen Strich durch die Rechnung der beiden alten Herren, indem sie den Kopf zum ihrem Vorschlag beharrlich schüttelte.

Da wurde das vermeinte Schaaf zum Wolf; statt es scheeren zu können, wie es Wölfersberg gehofft hatte, mußte er sich vor seinen Zähnen in Acht nehmen. Er drohte der Tochter, den Vater zu stürzen und hielt Wort. Acht Tage darauf war Wölfersberg bankerott; vierzehn Tage darauf war er eine Leiche, denn wenn er auch das Pulver nicht erfunden hatte, so wußte er es doch zu gebrauchen.

Nachdem ihr Vater im Fallitzustande gestorben war, erschien der Graf nochmals als unerbittlicher Gläubiger bei Jakobea, und verlangte ihre Hand als Dividende.

„Herr Graf" — gab sie ihm zur Antwort — „sonst haßte ich Sie, jetzt, da ich Sie näher kenne, finde ich, daß Sie nicht ein Mal meiner Verachtung werth sind. Ihr Betragen heißt sogar die Gränzen des Unwürdigen überschreiten." Sie ließ ihn stehen, und da das Unglück eine bittere Arznei ist, die man wohlweislich auf einen Zug hinunterschluckt, so verließ sie am andern Tag Wendelsberg, um fortan das Brod der Dienstbarkeit zu essen.

Als Bodenhammer, nachdem er die Gewißheit hatte, sein vieles Geld verloren zu haben, auch die Kunde erhielt, daß sich Jakobea ohne Angabe ihres künftigen Aufenthalts aus ihrer Vaterstadt entfernt habe, begegnete er gegen Abend seinem nächsten

Digitized by Google

Intestaterben auf der Straße, fiel ihm schluchzend um den Hals und bestand darauf, die ganze Nacht auf seiner linken Schulter weinen zu wollen; allein der Erbe schützte einen entzündlichen Rheumatismus vor, für welchen die Feuchtigkeit sehr schädlich sey, und legte den Kopf des Grafen auf den an der Straßenecke befindlichen Röhrbrunnen.

Ich lüge nicht, trauter Leser! solltest du jemals nach Wendelsberg kommen, so kannst du die Sache varifiziren, denn er ist noch immer dort zu sehen, nämlich der Röhrbrunnen.

Der Riesenrabe der Nacht beschattete die Welt mit seinen Flügeln, der Sturm blies in die Posaune und der Donner schlug die Pauken dazu, als Cornel in Wendelsberg anlangte. Er stieg in dem ersten Gasthofe ab, wo er in dem Hausherrn eines jener gastfreundlichen Individuen fand, die für Geld und gute Worte Alles hergeben, was Küche und Keller vermag. Dieser Mann war weiß gekleidet wie ein Opferpriester und war früher Patientenlieferant, das heißt Hofkoch gewesen. Cornel ließ sich einen Imbiß von ihm auftragen und erkundigte sich bei ihm nach dem Minister und seiner Tochter, von welchen er seit mehreren Jahren nichts mehr gehört hatte, da der Magister Abedarius indessen gestorben war. Als er die indessen stattgehabten Ereignisse erfuhr, lag es ihm plötzlich schwer auf dem Magen, als wenn ihm seine sämmtlichen Werke darauf gefallen wären. Er schnitt sich noch ein Stück kalten Braten ab, um sein schmerzliches Erstaunen zu beschwichtigen, und um die stechenden Pfeile der Ungewißheit aus seinem Busen zu ziehen, verlangte er zu wissen, wo Jakobea gegenwärtig verweile; allein über diesen Punkt mußte der Wirth stumm bleiben, wie eine kranke Kartoffel.

(Fortsetzung folgt.)

Heinrich Dembinski.

Zum zweitenmal hat dieser geborne Krieger einen großen, thatenreichen Schauplatz verlassen, und doch würde das Urtheil schwankend seyn, wenn die Frage über seine Feldherrngröße gestellt würde. — Die Talentproben, welche der ungarische Krieg ihm zu geben gestattete, vermögen jetzt, da die Thätigkeit der ungarischen Generale in rein militärischer und administrativer Rücksicht noch nicht in ihrem ganzen Zusammenhange offen liegt, auch noch nicht gewürdigt zu werden. Görgey ist das einzige militärische Haupt der Insurrection, das in die folgenreichsten Wendepunkte seiner Operationen für uns mehr Verständniß gebracht hat, weil in ihnen eine Reihe eklatanter Thatsachen vorliegt. Für Dembinski und seinen Freund Bem gilt vorerst noch derselbe Maßstab, welchen das Jahr 1831 bei ihnen anzulegen berechtigte. Die beiden Helden von damals können und müssen mit den Helden von heute verglichen werden, im Ganzen haben für sie sich nur die Dimensionen verändert, ihre Neigungen, Fähigkeiten sind von der Weichsel der Donau übertragen, ihre Antheile am Kampfe sind dieselben geblieben. — Dies ist nichts Zufälliges; die Verhältnisse, unter welchen die polnischen Heerführer in den ungarischen Unabhängigkeitskampf gerufen wurden, waren so gestaltet, daß ein Vergleich mit denen Polens nach der November-Revolution von 1830 sich von selbst aufdringt. Es wäre leicht, diese Parallele bis in ihre Einzelheiten durchzuführen. In Warschau, wie in Pesth, ist es die Volksvertretung, welche, um die verletzte Verfassung zu rächen, den Kampf sanctionirt. Anfangs bei fast gleichen Streitkräften ist das Glück dauernd auf Seiten der Insurgenten, sie ergreifen überall die Offensive. Die Invasion wird vorsichtig und zaudert, der Oberfeldherr mißmuthig. Diesen Moment aber benutzen die Insurgenten nicht, es ist inzwischen Parteiung im Rath und in der Nation ausgebrochen, sie theilt sich dem Heere mit. Die Invasion stellt ihnen einen neuen Oberfeldherrn entgegen. Im Jahre 1831 und 1849 datirt vom Auftreten des Fürsten Paskewitsch die letzte Epoche der beiden größten Nationalkämpfe, welche seitdem den Continent erschüttert haben. — Zweimal gelang es diesem großen Pazifikator, die Contre-Revolution zu wecken, zu dreisterem Vorgehen zu nöthigen, und mit ihrer Hülfe legte er die überwundenen Länder zu den Füßen Sr. Majestät des Kaisers Nikolaus.

Der polnische Feldzug dient in mehr als einer Hinsicht zum Vorbilde der nationalen Erhebung Ungarns, dort hatte ein Theil der Führer seine ersten Studien für die neueste Katastrophe gemacht, hatten sich die Kräfte der polnischen und russischen Strategie gemessen. Dort galt dieselbe Kriegführung, wie in Ungarn, nur wurde das System des kleinen Krieges von den Insurgenten dort nicht so konsequent festgehalten, wie hier. Dieses System, das noch vor der großen Schlacht von Warschau der französische Gesandte in Berlin, Graf Flahault, dringend empfahl, hätte Polen damals retten können. Eine Hauptschlacht führte die endliche Entscheidung herbei, wie in Ungarn die Unmöglichkeit, ihr auszuweichen. Die entfernteren Ursachen der Niederlage der Insurgenten waren dort, wie hier, Zerwürfnisse unter den Befehlshabern. Wie Görgey hier dem Diktator, verweigerte Dembinski in Litthauen seinem Oberfeldherrn, verweigerte Skrzynecki dem Reichstage den Gehorsam. Die Parteien bekriegten sich gegenseitig im Parlament und auf den Straßen von Warschau; ein Theil der Nation, als der aristokratische verschrieen, suchte durch Unterhandlungen sich billige Zugeständnisse zu verschaffen, der andere wollte siegen und den Thron des Selbstherrschers vernichten. An dieser Parteiung scheitern alle Nationalkriege, und der diplomatischen Fraction sich zu entledigen, war daher seit 1830 das Sinnen und Streben der revolutionären Propaganda. Die Polen und Ungarn sind Nationen mit fast gleichen Leidenschaften, die schon im Jahre 1830 eine gewisse Solidarität zwischen ihnen begründeten. Damals hatten alle Komitate Ungarns Bittschriften an den Kaiser von Oesterreich gerichtet, um bewaffnete Intervention zu Gunsten der Insurgenten; diese Schicksalsgenossen haben sich jetzt dankbar bewiesen, und sie sind es gewesen, die dem ungarischen Kriege den Charakter socialer und demokratischer Grundsätze mitgetheilt haben. Sie haben durch ihren fast zwanzigjährigen Aufenthalt in Paris verlernt, anders, als in dieser Richtung, zu denken und zu handeln, und auf fremden Boden kostete es ihnen wenig Aufopferung, für ihre Theorien ein Experiment zu wagen, sie hätten es auch auf dem eigenen gewagt.

Dembinski erscheint in dem polnischen Feldzuge als ein Doppelter, einmal als ein Anhänger der aristokratischen Fraction, das anderemal als der fanatische Kämpfer für die Volksehre, der Letzte auf dem Kampfplatz, der nicht nur mit Entrüstung jeden Gedanken an Verträge zurückweist, sondern auch den Sturz Rybinski's herbeigeführt, als er den Vorschlag zu Unterhandlungen gewagt, nachdem schon die Schlacht vor Warschau verloren war. Verließ er jetzt ohne Schwertstreich den Platz, so mußte nicht mehr ein Funke von Hoffnung in ihm leben.

Vielleicht hat ein fast 60jähriges Alter sein Blut gekühlt. Dembinski ist 1791 geboren, und sein Körper soll matt geworden seyn. Ueber seine Jugendjahre ist wenig bekannt. Er ist der Sohn des ehemaligen Landboten Ignaz Dembinski, der den Reichstagen von 1788 und 91 beiwohnte, also an der Verfassung vom 3. Mai 1791 Theil hatte, und den Sohn verpflichtete, zum Schutze dieses liberalen Werkes bereit zu seyn. Durch seine Mutter, die Tochter des sächsischen Oberhofmeisters, Grafen Moszynski, erhielt Heinrich Dembinski eine vortreffliche Erziehung. Körper und Geist waren gleich elastisch, Beides befähigte ihn zu einem gewandten Soldaten. Im Jahre 1807 bezog er, nach Beendigung seiner Vorstudien, die Ingenieur-Akademie in Wien, und zwei Jahre später wurde ihm eine Offizierstelle in

Digitized by Google

der österreichischen Armee angetragen. Er schlug sie aus, um seinem Vaterlande zu dienen. Als gemeiner Soldat trat er in ein reitendes Jägerregiment, indem er auch hier die Beförderung zum Offizier, die er erst verdienen wollte, ablehnte. Er hatte diese Auszeichnung schon vor der Eröffnung des Feldzugs nach Rußland erworben, und bei Smolensk machte Napoleon ihn, aufmerksam auf ihn geworden, zum Hauptmann. Sokolnicki wurde sein Lehrer in der Kunst, das Terrain zu benutzen, unter ihm lernte er auch eine kleine Heeresabtheilung selbstständig führen; weitere Gesichtskreise eröffnete ihm aber Graf Wielhorski, unter dem er stand, als dieser in Paris bis zur Abdankung Napoleons die Geschäfte des Kriegsministers für das Großherzogthum Warschau besorgte.

(Fortsetzung folgt.)

Theilung des Grundbesitzes.

Der Socialist Louis Blanc sagt in seiner Widerlegung von Thiers Schrift über das Eigenthum Folgendes:

„Was den Landbau angeht, so ist Theilung Zerstörung. Da das Fleisch der Ochsen und Schaafe den Menschen ernährt, ihre Hülle ihn bekleidet, ihr Mist den schöpferischen Urstoff der Vegetation in sich schließt, so ist es klar, daß vom Erfolg der Viehzucht der Erfolg abhängt, den man vom Bau des Pflanzenreichs, mit andern Worten von Cultivirung von Getreide, Gemüse, Obst, erwarten kann. Das beste System des Ackerbaues ist also dasjenige, das die Bildung großer Weiden, die Unterhaltung von Wiesen, das Aufziehen zahlreicher Heerden, mit einem Worte die Vermehrung des kostbaren Düngstoffes zuläßt, in welchem das Prinzip der Wiedererzeugung liegt. Schon dies beweist, wie schädlich der Landbau im Kleinen ist. Der Landbau im Kleinen bekämpft durch seine innerste Wesenheit die Entwickelung des Thierreiches, des wichtigsten von allen, weil es das Leben der Erde in sich schließt; der Landbau im Kleinen zielt dahin, in verderblichen Verhältnissen Wiesen durch Felder, die Viehzucht, die den Boden belebt, durch Kornbau, der ihn erschöpft, den Pflug, der die menschliche Kraft schont, durch die Hacke zu verdrängen, welche diese abnutzt. Der Landbau im Kleinen ist unvereinbar mit der Anwendung großer Kapitalien und neuer Methoden. Der Landbau im Kleinen verhindert die Errichtung großer Gebäude im Mittelpunkt der Güter; er verbannt den Wirthschafter in Dörfer und entfernt ihn vom Schauplatz seiner Arbeit. Der Landbau im Kleinen zeigt uns die Mehrzahl der Erbstücke in elende, oft weit von einander entfernte Fetzen Landes zersplittert. Er verhindert den Landmann, seine Arbeiten nach Lage des Feldes und nach Eigenschaft des Bodens verschieden einzurichten. Er ist endlich so sicher eine Quelle des Ruins, daß die Hypotheken in Frankreich sich auf mehr als 13 Milliarden belaufen, das heißt, daß in Frankreich Die, welchen vom Grund und Boden am allerwenigsten gehört, gerade die Grundeigenthümer sind. Die Sachen sind so weit gediehen, daß, um der Zerstäubung des Bodens vorzubeugen, fast nur noch Expropriation in Masse zu Gunsten der Wucherer übrig bleibt. Aber was der Wucher heute wieder zusammen bringt, theilt der code civil morgen auf's Neue; und während dieses seltsamen Kampfes zwischen Gesetzgebung und Wucher verdirbt die Landwirthschaft; die Menge der Produkte wächst viel weniger als die Volkszahl; ein Theil des Volkes wird um seine Nahrung verlegen, ein anderer nährt sich, statt von Fleisch, von Korn, dann statt von Korn, von Kartoffeln, und die Gesellschaft ist auf dem Wege, eine Plage herrschend zu sehen, die alle Plagen in sich schließt — den Hunger."

Dies ist die Weisheit unserer Staatsphilosophen und Gesetzgeber, deren praktische Folgen uns dieses immense Proletariat geschaffen haben und doch sehen wir sie mit starrer Consequenz daran festhalten.

Mannichfaltigkeiten.

Als Kossuth anfing, den Nationalkrieg gegen Oesterreich zu predigen, wandte er sich mehr als ein Mal an den Patriotismus der Frauen. Eines Tages kam er in Ullo, einem Dorfe vier Meilen von Pesth liegend, zu einer Zeit an, wo die Männer auf dem Felde beschäftigt waren. Da er in Pesth erwartet wurde, so konnte er nicht bis zu ihrer Zurückkunft weilen, er ließ daher die Frauen auf dem Platz vor der Kirche zusammenkommen und hielt ihnen eine jener patriotischen Reden, welche das Herz der Ungarn hoch von Vaterlandsliebe schlagen ließen. Enthusiastischer Beifall folgte seinen Worten, und kaum war Kossuth abgereist, so brachten die Weiber ihren Männern die Waffen entgegen und schickten sie in den Kampf.

Ueberall Partei, Parteiumtriebe und Parteikämpfe! So schwört die Masse immer auf das Wort und die Lehre ihrer Führer und läßt sich von diesen hin und her lenken. Nach Gründen wird dabei meistens nur wenig gefragt, oder wenn es geschieht, so sind es doch nur die Gründe des Egoismus und der Leidenschaft, der persönlichen Eitelkeit oder des momentanen Vortheils. Wann werden die Menschen einmal nicht die Partei dieses oder jenes andern Menschen, sondern die Partei der Vernunft ergreifen?

Glänzende Feste und öffentliche Lustbarkeiten sind der süße Brei für erwachsene Kinder und gleichen dem Lethestrom, aus welchem die Völker die Vergessenheit all' ihrer Sorgen trinken. Wie unendlich beruhigend muß es für die Freunde des Conservativen seyn, wenn sie in allen Zeitungen lesen, wie die Namens- und Geburtstagsfeste unserer hohen und höchsten Herrschaften wieder so festlich begangen und mit so rührender Pietät hingenommen werden! Die gute alte Zeit ist nicht verloren und der deutsche Michel kann seine alten Kinderspiele doch nicht vergessen. Da haben sie neulich bei einer solchen Veranlassung einen Kirchthurm bis zu dessen höchster Spitze mit bunten Lämpchen erleuchtet, als Sinnbild der allgemeinen Lichtverbreitung. Die Illumination mag sich gut ausgenommen haben; aber als die Lichter heruntergebrannt und erloschen waren, da war Alles vorüber und es ist darum im deutschen Vaterlande auch in keinem Winkel heller geworden. Mit den schönen Sinnbildern wird nicht viel gewonnen, man amüsirt sich nur dabei.

Theater-Anzeige.

Freitag, 5. Oct. Der Königslieutenant, Lustspiel in 5 Aufzügen von Karl Gutzkow.

Samstag, 6 Oct. Muttersegen, oder: Die neue Fanchon, Schauspiel mit Gesang in 5 Abth. nach dem Französischen des G. Lemoine von W. Friedrich, Musik von H. Schäffer.

Montag, 8. Oct. (Zum Vortheil der Fräul. Janauschek und zum ersten Male): Deborah, Volks-Schauspiel in 4 Abth. von Mosenthal. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 239. Samstag, den 6. October 1849.

Der Pechkönig.

Eine humoristische Skizze von Kathinka Zitz.

(Schluß.)

Am nächsten Morgen ging Cornel aus, glänzend wie ein neuer Thaler, denn er hatte Besuche in höheren Sphären zu machen. Bald verbreitete sich die Kunde: „Wißt ihr, wer der Gesandte von Quinkelquankel ist? Niemand anders, als des Polterhannes kleiner Pechkönig, der jetzt ein vornehmer Herr, ein großer Schriftsteller geworden ist. Wer hätte das gedacht, daß wirklich etwas Rechtes in dem Schusterjungen steckte, der nun Freiherr Polter von Wendelsberg heißt."

Und als er gar freundlich bei Hofe aufgenommen wurde, da steckten sie die Köpfe in allen Klatschvisiten zusammen. — „Wir haben ihm Unrecht gethan," hieß es da. — „Unsere Stadt hat alle Ursache stolz darauf zu seyn, daß er in ihr geboren ist; er ist einer der größten Männer des Jahrhunderts. Er ist auch noch ledig! vielleicht will er sich eine Wendelsbergerin zur Gattin wählen."

Die Damenwelt ist nun ein Mal so, daß sie stets die Blüthe der besten Frucht vorzieht. Der ledige Mann ist die Blüthe. In der Ehe ist der Mann eine überreife Frucht, die in der Haushaltung aufgegessen wird.

Zu Hause wurde die Pantoffeltaktik angewendet, um die Männer zu bestimmen, ihrem großen Landsmann ein Zweckessen zu veranstalten; er ward als ein Wallfisch mitten unter dem Völkchen der heimischen Sardellen betrachtet, und sämmtliche Frauenzimmer nahmen sich vor, sein Herz mit Liebespfeilen zu harpuniren. In der That begab sich dann auch eine Deputation gehorsamer Ehemänner zu dem großen Mann. Erst erblickten sie nur seinen Schlafrock, der an einem Kleiderbrett hing, und fanden ihn um so dummer, da der geistvolle Mann nicht darin steckte. Endlich hatten sie das Glück, vorgelassen zu werden, und die Freude, daß er ihre Einladung mit einem skoptischen Lächeln annahm.

Das Zweckessen fand statt und verursachte eine große Trunkenheit; die Goldperlen des weißen, und die Rubinfluthen des rothen Weins erheiterten die Gemüther, und bei dem Anblick der zahllosen Speisen glaubte man auf der Hochzeit des Gamacho, oder in der Speisekammer des Gargantua zu seyn. Cornel benahm sich so liebenswürdig, daß sich die Damen um seine Cigarrenstümpfchen stritten, um sie als Reliquien in Broschen fassen zu lassen. Es ist als ein Wunder zu betrachten, daß sie sich, als die Gesellschaft auseinander ging, nicht an die Droschke spannten, welche ihm als Triumphwagen diente. Es ist aber auch möglich, daß sich der Kutscher dieser Veränderung des Gespanns widersetzte.

Gerade Diejenigen; die früher seine Hauptgegnerinnen gewesen, waren nun seine Hauptverehrerinnen. Wendeline, die sommersprossige Tochter des Superintendenten, die seit fünfzehn Jahren, gleich dem griechischen Philosophen, einen Menschen, das heißt einen Mann suchte, aber keine Laterne mitnahm, daher sie auch keinen gefunden hatte, schwärmte jetzt für den Pechkönig; sie wäre im Stande gewesen, das Straßenpflaster zu küssen, worauf der große Mann geruht hatte, die großen Sohlen seiner großen Stiefel zu setzen. Traf sie ihn in Gesellschaft und richtete er zufällig ein Wort an sie, so zirpte sie wie eine Grille im reifen Korn, und kehrte er ihr den Rücken, so sagte sie vorwurfsvoll zu den Andern: „Die Berge haben noch Marmorblöcke, und man hat ihm noch keine Bildsäule errichtet!"

In seiner Nähe verzwickten alle alten Jungfern den Mund, und wer konnte es ihnen verdenken! es fällt ja so schwer, die Gewalt der Anmuth und der Schönheit nicht mehr auszuüben, darum suchen sie einen künstlichen Frühling zur Ewigkeit auszudehnen, und darüber werden sie zu Mumien einer längst vergangenen alten Zeit, die mit der Achtung betrachtet werden, welche man alten Ueberlieferungen und alten Glorien schuldig ist.

Auch die Wittwe Rusina entbrannte für ihn. Als sie unsern Helden zum ersten Mal sah, trug sie noch Trauer um ihren Seligen; aber ihre Verzweiflung verkehrte sich bereits in Melancholie, und bekanntlich findet sich die Melancholie so ziemlich in dem Daseyn zurecht, obgleich sie sich das Ansehen gibt, als ob es ihr gewaltig mißfiele; sie nährt sich von der Vergangenheit, ohne daß ihr die Gegenwart grade Ekel einflößt, und ließ durch eine verschwiegene Mittelsperson dem jungen Gesandten ihre geldschwere Hand anbieten. Der Barbar gab ihr einen Korb.

Noch haben wir der blonden Eobana zu erwähnen, die sich erst seit kurzem an einen Offizier verheirathet hatte, der dem Sonderbund zu Hülfe geeilt. Während er in der Schweiz Lorbeeren pflückte, las seine Frau in der Zeitung, daß er geblieben sey; ihre Treue überlebte diese traurige Nachricht nicht, sie faßte sogleich den Vorsatz, die Myrthen einer zweiten Ehe an Cornels Hand zu pflücken. Schon hatte sie die Netze ihres Liebreizes über ihn ausgeworfen, als die Nachricht von der Kapitulation Freiburgs eintraf, und drei Tage darauf stand der todtgeglaubte Mann vor seiner erstarrenden Gattin, legitimirte sich als gesund und lebendig, und ersuchte sie, ihm den zwischen ihnen bestehenden Beständigkeitskontrakt zu erneuern.

Seit den wenig Wochen, die Eobana mit ihm verheirathet war, hatte sie noch nicht Gelegenheit gefunden, eine jener entscheidenden Erörterungen mit ihm anzuknüpfen, welche in dem häuslichen Zusammenleben dem entsprechen, was man in dem konstitutionellen Regimente eine Kabinetsfrage nennt. Diese ward jetzt durch allerlei weibliche Kunstgriffe herbeigeführt; die ärgerliche Färbung von Verdruß und Gleichgültigkeit, welche den sichern Todeskampf einer ersterbenden Liebe anzeigt, ward täglich sichtbarer in ihrem Gesicht; man fand, daß man nicht zusammen

Digitized by Google

passe, und leitete mit gegenseitiger Einwilligung eine Scheidungsklage ein.

Selbst die Fürstin Erna war nicht frei von dem Einfluß geblieben, den der begabte Dichter auf die Frauenherzen ausübte. Sie fing an, eine sehr launenhafte Gesundheit zu bekommen; der Fürst glaubte zu bemerken, daß sie bei'm Regenwetter trübe und ärgerlich sey, und daß sie wieder freundlich würde, sobald sich ein Sonnenstrahl am Himmel zeige. Er hielt es für eine Folge ihrer Nervenkonstitution. Aber der Leibarzt, den er zu Rathe zog, sah heller in der Sache; dieser gelehrte Doktor, der sich eben so gut auf das menschliche Herz, als auf die Arzneikunde verstand, entdeckte, daß Regen und Sonnenschein ganz einfach die Ab- oder Anwesenheit des jungen Gesandtschaftsraths war. Er theilte seine Entdeckung dem Fürsten mit, der nun das Geschäft, weßhalb Cornel an seinem Hofe weilte, in größter Eile beendigte, und nachdem der Arzt verschiedene ableitende Mittel ohne Erfolg versucht hatte, griff er, diesem in's Handwerk pfuschend, das Uebel auf radikale Weise in der Wurzel an. Indem er die Ursache entfernte, verschwanden die Wirkungen.

Als Cornel aus Wendelsberg schied, wähnte man, die Temperatur sey besonders feucht in jenem Monat; der Regen war aber nichts anderes als Thränen des schönen Geschlechtes.

Cornel verließ seine Heimath sehr betrübten Herzens, weil es ihm nicht gelungen war, die geringste Spur von seiner geliebten Jakobea zu entdecken; dennoch war es mit Sternenschrift in den Himmel geschrieben, daß sie sich wiederfinden sollten.

Schon hatte er das Ziel seiner Reise, die Residenz Quinkelquankel, erreicht, als sein betrunkener Postillon in der Nähe eines schönen Landgutes den Wagen des Gesandtschaftsraths in den Chausseegraben warf. Cornel blieb glücklicherweise unverletzt und arbeitete sich behende aus dem zerschellten Wagen heraus. Eine Dame, die mit zwei Kindern an der Hand auf der Landstraße spazieren ging, eilte herbei, um dem Reisenden ihren Beistand anzubieten. Diese Dame war Jakobea.

Soll ich mich des homerischen Styls voll Bilder, oder des ciceronischen Styls voll rhetorischer Blumen bedienen, um Dir, lieber Leser, dieses Wiederfinden zu schildern? Ich denke, ich unterlasse Beides, und überlasse es Deiner Fantasie, Dir Alles selber auszumalen; es ist viel bequemer für mich.

Jakobea, welche Erzieherin bei einer gräflichen Familie war, die das Landgut bewohnte, in dessen Nähe der Unfall mit dem Wagen statt gefunden hatte, war mit einem bezaubernden Lächeln und einem Kleide von untröstlicher Farbe geschmückt; in ihren Augen glänzten Perlen der süßesten Rührung über das unvermuthete Wiederfinden des geliebten Freundes, denn der Verlust eines wahren Freundes ist unersetzlich, weil er ein Schatz ist, den man nicht zwei Mal findet.

Cornel begleitete Jakobea zu ihren bisherigen Beschützern, in deren Gegenwart sie sich verlobten, und acht Tage darauf führte er sie als sein trautes Weib heim, bei welcher Gelegenheit ihm der Fürst von Quinkelquankel nochmals seine Zufriedenheit mit der ihm am Wendelsberger Hofe übertragenen Sendung zu erkennen gab, und ihn so reich dotirte, daß ihn Cornel mit Abulkasam, mit Harun-al-Raschid, kurz, mit den Kornphäen der orientalischen Freigebigkeit zu vergleichen sich gedrungen fühlte.

Hoffen wir, daß sein Lebensfaden sich von dem Spinnrad der Parzen, dessen Rocken in seiner Jugend so verwirrt war, fortan glatt abspinnen wird; denn wenn die erste Jugend vorüber und das reifere Alter noch entfernt ist, dann tritt im menschlichen Leben nach den Gluthjahren eine Zeit der Besänftigung, der Gemüthsruhe ein. Alles fängt an ruhiger zu werden im Innern des Menschen. Er steht dann eine Zeitlang still und ruht sich gleichsam aus in dem glücklichen Gleichgewichte aller seiner Fähigkeiten. Versöhnt mit den strengen Anforderungen der Dinge, hat er den Illusionen des jugendlichen Alters noch kein letztes Lebewohl gesagt, aber er stößt sie in eine gewisse Entfernung, in welcher sie sich täglich mehr verwischen.

Als man in Wendelsberg seine Vermählung mit Jakobea erfuhr, da begannen die Schlangen des Neides an den Herzen gewisser Damen zu nagen, ihre Eingeweide zu verzehren und sie in das Gehirn zu stechen und die sommersprößige Wendeline rief in der ersten großen Kaffeegesellschaft: „Mit meiner Einwilligung wird ihm nimmermehr eine Bildsäule errichtet werden; in meinen Augen ist und bleibt er der Pechkönig, der den lächerlichen Anspruch macht, ein großer Mann zu seyn."

Heinrich Dembinski.

(Fortsetzung.)

Als Napoleons Glücksstern erloschen war, kehrte Dembinski in die Heimath zurück. Die damaligen Verhältnisse forderten ihn nicht auf, an den öffentlichen Angelegenheiten thätig Theil zu nehmen, er lebte in ländlicher Zurückgezogenheit — und erscheint erst wieder mit dem Jahre 1830 im Vordergrunde der Begebenheiten.

Beim Ausbruche der Revolution war er noch, was er bei Smolensk geworden war, Hauptmann, erhielt aber schnell mit dem Majorstitel den Befehl über ein bei Krakau gebildetes Regiment und darauf den über die mobile Nationalgarde der Wojewodschaft Kalisch. Schon hier ließ sich sein hervorragendes Organisationstalent erkennen: er bildete diese Garde vortrefflich aus. Skrzynecki würdigte zuerst diese Verdienste und vertraute ihm nach der Schlacht bei Grochow nicht nur eine Brigade von 4000 Mann, sondern ertheilte ihm auch, als er mit dieser Mannschaft bei Kuflew sich 60,000 russischen Truppen entgegengestellt und sie eine ganze Nacht aufgehalten hatte, das Generalspatent. Daher stammt wahrscheinlich die dankbare Pietät, welche Dembinski später im umgekehrten Verhältnisse, als Generalissimus, gegen Skrzynecki bewies.

Alle einzelnen Waffenthaten Dembinski's anzuführen, ist nicht die Absicht; wie er bei Ostrolenka gegen die Russen mit einer Truppe, nur aus Rekruten bestehend, einen 14stündigen Kampf aufnahm und eine bis dahin für unbezwinglich gehaltene Brücke stürmte, hat er selbst erzählt, eben so berichtet er ausführlich über seine gleich darauf ausgeführte, so berühmt gewordene Expedition nach Litthauen. Hier beginnt die dritte Epoche des polnischen Insurrectionskrieges, dieselbe, in der Dembinski seine selbstständige Laufbahn beginnt und die Blicke seiner Landsleute auf ihn, als ihren Retter, sich hinlenken.

Der Einfall in Litthauen und die Verbreitung der Insurrection daselbst war vom Anfange des Kampfes her ein Lieblingsgedanke Dembinski's gewesen. Er hatte die Vorschläge für seine Ausführung bei allen Gelegenheiten wiederholt; denn er kannte die Wichtigkeit Litthauens für das Gelingen des ganzen Aufstandes. Der Oberfeldherr hatte nicht eher ein Ohr für diesen Plan, als bis ihm nur die Wahl blieb, nach einer so gut wie verlornen Schlacht einen desorganisirenden Rückzug anzutreten oder durch die Entsendung Dembinski's zum Gielgudschen Corps in Litthauen wenigstens den Schein der Offensive zu retten. Dembinski selbst ließ sich mit den nöthigen Instructionen an Gielgud beauftragen, bildete nach gegenseitiger Verständigung dessen Avantgarde, in der er wichtige Dienste zu leisten Gelegenheit findet, erringt gleich im Anfange der Expedition Vortheile gegen den russischen General Sacken und „macht den Einzug in Litthauen", wie ein Schriftsteller, der nicht sein Schmeichler ist, sich ausdrückt, „zum Resultat einer gewonnenen Schlacht und nicht des Zufalls". Bei dieser Gelegenheit, in der Schlacht bei Raygrod, wo es in die Macht Gielguds gegeben war, den Feind zu ver-

Digitized by Google

nichten, hätte dieser unentschiedene Führer ohne Dembinski nicht den geringsten Vortheil aus seiner Ueberlegenheit gezogen. Schon hier verlor daher Dembinski das Vertrauen zu seinem Obergeneral, der durch sein Zaudern und Schwanken jede glücklich auszuführende Operation gegen den hier sehr schwachen Feind scheitern machte und nicht einmal viel für die Insurgirung der litthauischen Bevölkerung that. Dembinski unterzog sich nur mit Widerstreben den Anordnungen des Obergenerals, fügte sich aber bis zu dem freilich viel zu spät gemachten Versuch der Einnahme Wilna's. Gielgud theilte ihm an der Wilia eine schwere Aufgabe zu, gab ihn aber im entscheidenden Momente dergestalt preis, daß Dembinski sich nur mit Mühe einer großen Gefahr entzog. Es war kein Einklang in den Bewegungen dieser beiden Feldherren, und Dembinski verdient darum den Tadel nicht, daß er durch seinen Ungehorsam gegen das Oberkommando die Expedition in Litthauen scheitern machte, er entzog sich nur zur Vermeidung eigener Gefahr den Befehlen eines talent- und muthlosen Führers und versuchte auf eigene Hand glücklicher zu operiren.

Zu diesem Versuche war Dembinski durch die Umstände gezwungen, denn Gielgud, der aus der Affaire vor Wilna einen Sieg machen wollte und Dembinski Befehl gegeben hatte, die Flußlinie zwischen der Wilia und Swenta zu halten, zugleich aber Wilkomierz zu gewinnen — eine Vertheidigungslinie, welche die Russen leicht durchbrechen konnten, um Dembinski zu einem erzentrischen Rückzuge zu nöthigen, — Gielgud, sage ich — hatte es durch diese übel berechneten Anordnungen geschehen lassen, daß er von seinem Unterfeldherrn völlig abgeschnitten wurde. In dieser Verlegenheit legte Dembinski sein Projekt vor: alle polnischen Streitkräfte auf der äußersten Linken zu vereinigen und nach Kurland einzubrechen, wo er sich Sympathieen der Landbevölkerung versprach. Er hatte von jeher die Idee verfolgt, einen Küstenpunkt zu erreichen und sich vermittelst desselben mit dem Pariser Comitee zum Zweck der erforderlichen Waffenlieferung in Verbindung zu setzen. Die Hafenstadt Polangen sollte ihm dazu einen geeigneten Punkt bieten, und deshalb drängte er unwiderstehlich nach Samogitien. Er wollte, so schlug er Gielgud vor, mit ihm gemeinschaftlich am linken Ufer der Dwina entlang marschiren, Dünaburg überfallen, die russische Armee umgehen und mit Beschreibung eines großen Halbkreises durch ganz Litthauen fliegen, den Bug erreichen, überall Insurgenten an sich ziehen — und endlich mit einem starken Heere bei Skrzynecki anlangen. Gielgud hatte Bedenken gegen diesen Plan, der Muth und Raschheit erforderte, er wies ihn zurück. Dembinski hatte sich davon, auch wenn er nicht oder nicht ganz gelang, mit Recht die Herbeiführung einer neuen Wendung für den ganzen Krieg versprochen, die Expedition mußte, wenn nicht Schrecken, doch Aufmerksamkeit bei den Russen erregen und konnte vielleicht Paskewitsch vom Ueberschreiten der Weichsel abhalten.

Schon jetzt hatte Dembinski 2000 Insurgenten an sich gezogen, wie leicht konnte er, wenn es ihm gelang, den Muth der Litthauer, den Gielgud niedergedrückt, zu beleben, sein Corps auf die doppelte Stärke erhöhen! Gielgud gab ihm Befehl, sich auf Szawle zurückzuziehen. Bevor dies geschehen konnte, mußte Dembinski ein Gefecht mit dem überlegenen Feinde bestehen.

Er errang einige Vortheile in demselben, und seine Vereinigung mit dem Gielgudschen Corps bei Szawle gelang. In einem hier gehaltenen Kriegsrath brachte Dembinski sein kühnes Projekt von neuem vor. Gielgud, der noch ein Corps von 11,000 Mann befehligte, durfte solches Unternehmen wagen, er theilte aber lieber die Armee und überließ dem General Dembinski, mit seinen Truppen eine beliebige Richtung zu nehmen. Es ist falsch, was ein jüngerer militärischer Schriftsteller sagt — daß Dembinski sich selbstständig abgesondert, „aus adeligem Oppositionsgeist" den Oberfeldherrn preisgegeben und „den Eigensinnigen gespielt habe". Gielgud gilt bei allen seinen Landsleuten für einen unfähigen Offizier, und es war kein Verbrechen, ihm nicht in Allem zu gehorchen; außerdem aber war er es, der Dembinski bei Wilna preisgegeben hatte, und er genehmigte ferner seine Absonderung, indem er „der Schule der Decentralisation" in gleichem Grade huldigte, wie der Unterfeldherr.

In Litthauen hatte nun Dembinski freie Hand. Diesem Lande hing er, um einen Ausdruck Mieroslawski's zu brauchen, an, wie einem Messias; im ganzen Königreiche waren durch ihn die Hoffnungen auf Litthauen gewachsen. „Dembinski war damals", sagt Soltyk, „bei der Armee so allgemein geliebt, daß er nur den Wunsch auszusprechen brauchte, um zum Oberbefehlshaber des ganzen litthauischen Operationscorps ernannt zu werden". Vielleicht aus Achtung vor den Forderungen der Subordination, vielleicht aus Rücksicht auf die Zerrüttung des Heeres sprach er diesen Wunsch nicht aus. Seine eigene Truppe war vollständig organisirt, durch ihre Ablösung vom Haupteorps wurde hier die Entmuthigung allgemein. In einem Kriegsrath sah man sich bewogen, auszusprechen, daß es an der Zeit sey, die Waffen niederzulegen.

Bekanntlich endete Gielguds Leben in dem Augenblicke, als er auf dem benachbarten Gebiete die Entwaffnung anordnete, eine Kugel aus der Pistole eines untergebenen Offiziers. Am 16. Juli legte Roland, nachdem er noch einige Versuche gemacht, sich gegen das russische Corps zu halten, ebenfalls die Waffen nieder. Dembinski blieb übrig mit 4000 meist neu ausgehobenen Soldaten, 458 Kartuschen in den Protzen und 100 polnischen Gulden in der Kasse. Mit diesen Mitteln wagte er, was man mit der vereinigten Macht nicht hatte versuchen wollen. Sein Kalkül war, der Feind werde Gielgud und Roland nachrücken, von deren Corps auch nach der Ergebung noch einzelne Abtheilungen wieder nach Litthauen zurückkehrten und ihn beschäftigten, dadurch werde die Gränze von Kurland unbewacht und ihm mehrere Wege nach dem Königreich zurück geöffnet.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Frankfurt, 5. Oct.) Schon einige Mal wurde die Frage aufgeworfen, warum noch keiner der zahlreichen Theaterdichter in die nächstliegende, so ereignißvolle Vergangenheit gegriffen habe, um dort den Stoff für eine Bühnendichtung zu schöpfen. Vieles wurde dafür, Vieles dagegen vorgebracht, aber bei dem Disputo blieb das harrende Publikum unbefriedigt. Während nun die Theoretiker über diese eigenthümliche Erscheinung stritten, arbeitete im Stillen das schaffende Genie und im Frühling dieses Jahres wurde plötzlich in Wien das Volksschauspiel „Deborah" von S. H. Mosenthal angekündigt und mit vielem Beifall gegeben. Der Kaiser von Oesterreich ließ dem jugendlichen Dichter eine Brillantnadel, als Zeichen der Anerkennung, zustellen. In Berlin schien man Anfangs scrupulös. Man wollte religionsfeindliche Absichten in dem Volksdrama erkennen und versagte dem Stück die Aufnahme. Als aber die Kritik von allen Seiten gerechtes Lob spendend sich vernehmen ließ, worin je nach der subjectiven Auffassung des Kritikers manchmal ein kleiner Tadel einfloß (denn wer kann die ganze Zufriedenheit Aller erringen), da brach der Strom der öffentlichen Meinung auch dieses Vorurtheil, und Deborah zog unter dem beifälligen Zuruf Berlins über die dortige Bühne. Der König von Preußen bezeugte dem Verfasser in einem eigenhändigen Schreiben seine günstige Theilnahme. Keineswegs ist unsere Absicht, mit dieser Mittheilung die Kritik hiesiger Bühne gefangen zu nehmen, denn wir verhehlen uns nicht, daß bei den verschiedenen Verhältnissen des

Digitized by Google

deutschen Volkslebens, je nach der Länderlage, die Auffassung und Beurtheilung des Stückes eine andere seyn muß und seyn wird, weshalb wir auf den Inhalt des Stückes nochmals zurückkommen werden.

Heute genügt uns, die Freunde der Dichtkunst auf dieses Kunstwerk hinzuweisen, das, getragen auf Flügeln der Lyrik, eine willkommene Erscheinung ist, und durch die bilderreiche Sprache dem Darsteller eine herrliche Gelegenheit bietet, empfundene Kunst durch's Auge dem Herzen anschaulich zu machen. Wir beglückwünschen Fräulein Janauschek zur trefflichen Wahl; sie wird, wie Lessing sagt, mit und für den Dichter denken und im Vereine mit den schon rühmlichst bekannten Mitgliedern unserer Bühne uns das Gute leisten, was uns von dort her stets geboten wird. Möge nun das Publikum den Einklang vollständig machen und das Stück aufnehmen für Das, was es ist, für die Eingabe des Momentes bei der endlichen Versöhnung aller Glaubensgenossenschaften, ... r

---

(Znaim, im Oesterreichischen, 27. Sept.) Ein unerhörtes Ereigniß hat sich hier zugetragen, ein Kriminalfall vom ausgezeichnetsten Interesse, der freilich noch in tiefes Dunkel gehüllt ist, aber eben jetzt das Publikum in die höchste Spannung versetzen muß. Der Magistratskanzlist Scharer lebte seit neun Jahren mit seiner 29jährigen Ehefrau in Znaim. Die Frau galt allgemein als sehr brav, indessen war ihre Ehe unglücklich, und es war notorisch, daß Scharer sie nicht selten arg mißhandelte. Das moralische Leiden wirkte auf sie in solchem Maße, daß sie in eine auszehrende Krankheit verfiel, die ihrem Leben binnen kurzem ein natürliches Ziel gesetzt hätte. Eines Tages fand man den Untertheil eines weiblichen Körpers, der bei den Schenkeln fast kunstgemäß abgelöst war, am Rabensteine, einem bei dem Znaimer Publikum beliebten Spazierorte, ausgesetzt. Als am letztverflossenen Sonnabend die Nachricht von dem entsetzlichen Funde in die Magistratskanzlei gelangte, rief Scharer, dem schon seit einigen Tagen eine auffallende Verstörung abzumerken war: „Das ist gewiß meine Frau!" rannte in die Amtsstube, wo der Körper niedergelegt war, und ohne ihn genauer angesehen zu haben, schrie er: „Ja, ja das ist sie!" Erst jetzt eröffnete er, daß seine Frau bereits am Dienstage verschwunden sey und daß der Mord höchst wahrscheinlich von einem polnischen Grafen herrühre, der bekanntlich vor zehn Jahren ein zärtliches Verhältniß mit ihr unterhielt. Er habe den Grafen gesehen, müsse seine Spur ausforschen und wünsche demzufolge einen Reisepaß. Derselbe wurde ihm ausgefertigt und Scharer verschwand. Erst jetzt verfiel man auf den Gedanken, das Dienstmädchen der Scharer'schen Eheleute zu vernehmen. Ihre Aussage lautete dahin, an jenem Dienstage sey ein Herr in Scharer's Abwesenheit in das Zimmer getreten und habe gerufen: „So bewahrst Du meine Treue!" u. s. w. Das Gericht veranstaltete nun eine genaue Durchsuchung der Thaza, in der Hoffnung, den Körper dort zu finden. Man fand ein blutiges Leintuch mit einem schweren Steine. Hierüber befragt, wurde die Magd verlegen, gab ausweichende Antworten und entfernte sich noch vor dem zweiten Verhör gänzlich. Die Ueberreste des Körpers ausfindig zu machen, blieb erfolglos. Dem ärztlichen Gutachten zufolge mußte die Leiche wenigstens drei Tage lang gewässert worden seyn, da der vorgefundene Theil gar keine Blutspuren an sich trug.

Die von Ch. Didier erschienene kleine Schrift: „Une visite à Monsieur le Duc de Bordeaux" hat in 14 Wochen 14 Auflagen erlebt, und liefert einen Beweis für das Interesse, welches Frankreich noch immer an der Bourbonen-Familie in Frohsdorff nimmt. — Auch in Deutschland ist eine kurze Reiseskizze von Hermann Scharf von Scharffenstein, die dessen Besuch bei Heinrich V. zu Frohsdorff schildert, erschienen, die einige nicht uninteressante Details enthält. Freilich wird sie es nicht bis zu vierzehn Auflagen bringen, da man bei uns für den genannten Herzog sich zu interessiren keine Veranlassung hat.

Korrespondenz.

Wiesbaden, 4. October.

Des Lieblings deutscher Kunstfreunde, Mendelsohn-Bartholdy's Schwanengesang, sein Elias, wurde gestern im Kursaal vom hiesigen Gesangverein in Gemeinschaft mit dem gesammten Theaterorchester und unter tüchtiger Mitwirkung der Fräul. Rummel und Grimm und der Herren Tepan und Eberius aufgeführt. Fürwahr ein solches Meisterstück muß unwillkürlich auch die Seele des Indifferentisten aufwühlen, weil bald sanft, bald donnernd, immer aber unwiderstehlich zurechtweisen. Denn wir ein gewaltiges Blitzen und Wogen und Rauschen faßt dies Oratorium das Gemüth und läßt es nicht wieder los bis zum Schlusse mit dessen nur nachhaltig abwogendem Nachschwung. Daher war denn diesmal der Kursaal, wo sonst gewöhnlich nur die zerstreuenden Genüsse und Tänze zu Hause sind, ein Tempel Gottes, die Kirche aller Gebildeten, denn wenn das Wahre und Gute in solcher Form geboten wird, dann muß der Sterbliche im Geiste seine Hände falten und seine Kniee beugen, er muß betrn. Dieses Oratorium war eine gute Gelegenheit für unsere Fräul. Rummel im Sopran ihre schulrichtige Taktik und ihr freundliches inniges Seelenleben; fur Fräul. Grimm im Alt, ihr reines, kräftiges und klangreiches Organ, das sich so tapfer fast durchgehends in Solos und den Chören einstellte, und für Hrn. Stepan im Baß, seine durchdringende, selbst den großen Kursaal erfüllende Stentorstimme zu äußern. Die bereitwillige Unterstützung von Seiten des Hrn. Eberius hat sich auch diesmal bewährt. Die ausgezeichneten Leistungen des kraftvollrn Theaterorchesters waren doppelt anerkennenswerth, weil die Männerstimmen verhältnißmäßig zu gering besetzt waren. Dank aber auch diesen und der ausdauernden Hingebung der Jungfrauen! — Möchte die geschickte und verdienstvolle Leitung des Direktors des Gesangvereines, Hrn. Collaborators Bogler, und seine unermüdliche Thätigkeit und der Gesangverein selbst, forthin in harmonischer und so praktischer Eintracht mit dem Theaterpersonal eine immer reichere Wirksamkeit finden, und den Sinn für die heilige Kunst in der weltberühmten Kurstadt Wiesbaden mehren! —

Geographischer Verein.

Die für das begonnene Winterhalbjahr bestimmten Vorlesungen sind folgende:

I. Sechzehn Vorträge über Proletariat und Pauperismus in den bedeutenderen Ländern, verbunden mit einer Geschichte des Socialismus und Communismus.

II. Acht Vorträge über Peru.

Diese Vorlesungen werden im Senckenberg'schen Stiftsgebäude (vorerst im Hörsaale der naturforschenden Gesellschaft und des physikalischen Vereines) an jedem Mittwoch Abends von 7 — 8 Uhr gehalten werden und beginnen Mittwoch, den 10. October.

Nichtmitglieder und Damen, welche sich an denselben zu betheiligen wünschen, finden das ausführlichere Programm in der Schmerber'schen Buchhandlung. Der Vorstand des geogr. Vereins.

Theater-Anzeige.

Samstag, 6. Oct. Der Barbier von Sevilla, komische Oper in 2 Abth., Musik von Rossini.

Sonntag, 7. Oct. Die Töchter Lucifer's, Zauberspiel mit Gesang in 5 Abth. (12 Tableaux) von Friedrich, Musik componirt und arrangirt von Stiegmann

Montag, 8. Oct. (Zum Vortheil der Fräul. Janauscheck und zum ersten Male): Deborah, Volks-Schauspiel in 4 Abth. von Mosenthal. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 240. Montag, den 8. October 1849.

Das Gericht des Savoyarden.

Charaktergemälde von Karl Wölbner.

1.

Das Dörfchen Sans-le-Bourg, welches am Berge Cenis auf französischer Seite liegt, besteht aus einer kleinen Kirche, etwa hundert Hütten und dem Gasthause zum „goldenen Löwen", an welch' letzterem diesnach Turin reisenden Eilwagen und Malleposten anhalten und die Pferde wechseln. Sans-le-Bourg ist eines jener Dörfchen, wie man sie fast überall findet, welche gleichsam wie hingezaubert erscheinen, um für einen Moment den Blick zu fesseln; einer jener Orte, welche man im Vorübergehen bewundert, deren Namen aber nur zu bald sich aus dem Gedächtnisse verwischt. Bei diesem Dörfchen prägt sich uns namentlich die herrliche Umgebung: die grünen, mit Heerden bevölkerten Auen, die Berge, welche sich rings in stolzer Majestät erheben und deren beschneite Gipfel sich längs dem Horizonte hinziehen, als wollten sie zum Schutze dieses Thales sich schwesterlich die Hand reichen; endlich der Cenis selbst mit seinem weißen beeis'ten Haupte, von welchem mit jedem Augenblicke Lavinen auf das arme Städtchen herab zu stürzen drohen.

Sans-le-Bourg ist der Anfangspunkt jener schrecklichen fast 16 Stunden langen Straße, welche sich längs den schroffen Seiten des Gebirges hinzieht. Das Auge des kühnen Wanderers erblickt hier nur verwüstete Bergspitzen auf der einen Seite, während jenseits Susa's ihn ein neues Klima empfängt, ein schönerer, heiterer Himmel ihm entgegen lacht, der Himmel Italiens. Wehe dem leicht gebauten Reisewagen, wehe dem schwankenden Maulthiere auf diesem gefährlichen Wege!

Der Reisende, welcher Sans-le-Bourg durchfährt, sieht sich bald von halbnackten Savoyardenkindern mit runden, rothen Wangen umringt, dieselben Kinder, welche im Winter die größeren Städte heimsuchen, um dort ihre kleinen Künste zu treiben. Sie werfen dem Durchreisenden Feldblumen in den Wagen, um einige Sous zum Danke zu erhalten. Die Eltern sitzen indessen eben so nackt und elend an der Straße und begnügen sich mit den Gaben, welche man ihnen unaufgefordert reicht — sie betteln nicht. Wenn sich da ihre finsteren Blicke dankend auf den Geber heften, so könnte man glauben, es seyen drohende Räuber, wüßte man nicht, daß in diesen Menschen ein außerordentliches Rechtlichkeitsgefühl wohnt, und die Dienstleistungen bei Fremden ihr einziger Erwerbzweig ist.

Die Erzählung, welche ich hier dem Leser biete, wird einen Beweis liefern, daß auch in der elendesten, ungebildetsten Menschenklasse wahre Großherzigkeit zu finden ist. Was ich hier berichte, sind Thatsachen, welche die Bewohner von Sans-le-Bourg und der Umgegend bestätigen können.

Entfernt von dem Städtchen stand vor einigen Jahren eine vereinzelte, ärmliche Hütte, welche sehr malerisch zwischen Felsen lag. Wegen ihres kleinen Umfanges hätte man sie sehr leicht für die Behausung eines Chaussee-Aufsehers halten können, wo Reisende, vom Unwetter überfallen, eine sichere Zufluchtstätte finden konnten. Das war jedoch nicht die Bestimmung dieses Gebäudes, welches von Holz aus den benachbarten Waldungen erbaut worden war. Die Gemsfüße und Sperber, welche an der Hausthüre angenagelt waren, ließen vermuthen, daß es die Wohnung eines Jägers sey. An einem Schilde las man noch die Worte: „Gaetan Carlotto, Führer zum Mont-Cenis."

Es war an einem Herbstabende, zu der Jahreszeit, in welcher gemeiniglich die dortige Gegend in die größeren Städte wandert (namentlich nach Paris), als eine große Anzahl Leute vor dieser Hütte hielt. Nach der Kleidung der Männer, Weiber und Kinder zu urtheilen, galt es eine Festlichkeit, da alle ihre besten Kleider trugen, was sehr selten geschah. Sie hatten sogar Schuhe an, und Beine, welche aus ihren grobtuchenen Hosen gewöhnlich noch nackt hervorsahen, waren dieses Mal mit prächtiger dunkler Leinwand bedeckt; die Strohüte der Frauen zierten Alpenblumen; und selbst die Kleinen waren, vielleicht das erstemal in ihrem Leben, neu gekleidet. Dann trugen diese Letzteren noch große Sträuße mit seltenen Blumen, die sie an steilen Felswänden gepflückt hatten.

Die Blicke aller dieser Leute waren nach der Landstraße in der Richtung gegen den Mont-Cenis gewendet, und dem Anscheine nach erwarteten sie Jemand von dorther. Ein drückender Dunst erfüllte die Luft und umgab die weißen Gipfel der Alpen, ein rauher, trockener Wind wehte vom Lande her und führte die Wohlgerüche der blühenden Fluren, den Duft der Tannen herüber, während die tönenden Glöckchen die Rückkehr der Heerden verkündeten.

Schon ging die Sonne unter, und noch hatte sich Niemand gezeigt, als einige fremde Fußgänger, welche von den Kindern mit dem üblichen „buona mano" oder „charité" um einen Almosen angegangen wurden. Man hatte schon eine geraume Weile gewartet, als plötzlich Einer aus der Versammlung, welcher einen Felsen erstiegen hatte, von dem man die Gegend überschauen konnte, einen Freudenschrei ausstieß und im savoyardischen Jargon ausrief: „er ist's!"

Alle erhoben sich jetzt, um die Straße hinunter zu sehen. „Wo denn, Janvier?" fragte man von allen Seiten.

„Da unten, ganz nahe am rothen Felsen," schrie der Kletterer mit der ganzen Kraft seiner Stimme, „er kommt mit seinem Fremden, in einer Viertelstunde werden sie hier seyn." Nach diesen Worten rutschte er auf dem Rücken und den Fersen den Felsen herunter und mischte sich unter die Andern.

„Wer redet ihn aber an?" fragte einer der Jungen.

„Ich," erwiederte Janvier, einer der ältesten und stärksten

Digitized by Google

der Truppe. „Paßt auf, Knaben," setzte er dann, gegen die Kinder gewendet, hinzu, als diese ihre Sträuße erwartungsvoll in die Höhe hoben.

Es erfolgte jetzt eine feierliche Stille, alle Savoyarden blieben inmitten des Weges unbeweglich stehen mit derselben Ehrfurcht, als wenn sie einen König erwarteten.

Zwei Personen wandelten etwa eine Viertelstunde davon entfernt langsamen Schrittes auf der Heerstraße; in diesem Augenblick verbarg beide ein hoher Felsen, den man wegen des rothen, ihn bedeckenden Haidenkrautes den „rothen Felsen" nannte. Sie schritten dem Städtchen zu, ohne daß sie zu wissen schienen, wie sehr man sich um sie bekümmere. Es waren die beiden nämlichen Leute, deren Ankunft Janvier so eben verkündigt hatte; sie sprachen sehr wenig mit einander und nur in ganz kurzen Sätzen, gleich als ob Jeder genug für sich zu denken habe oder auch, als ob die Ungleichheit des Standes, welche sich schon in ihrer Kleidung aussprach, einem von ihnen zu reden verbiete.

Der Eine, ein großer, starker Mann, schien ein Landeskind zu seyn; man konnte ihn als Ideal eines ächten Bergbewohners betrachten, dem die Zeit wohl etwas von seinem jugendlichen, kräftigen Aeußern genommen hatte, an dem aber noch immer Spuren jugendlicher Kraft sichtbar waren. Langes Haar umwallte sein gebräuntes Antlitz, — er war noch immer in seinem kräftigsten Mannesalter, und in seinem Wesen sprach sich etwas Stolzes und Ehrfurchtgebietendes aus. Sein Anzug bestand aus einer rothleinenen Mütze, einem groben Ueberkleide, tuchenen Hosen und ledernen, bis an die Knie gehenden Kamaschen; eine Gurte umschloß seine Hüften, und ein Sack von Ochsenfell hing über seine Schulter, wo auch der lange Karabiner mit gezogenem Laufe nicht fehlen durfte, der in den Händen eines geübten Schützen auf 200 Gänge die Gemse zwischen die Hörner trifft. In der noch freien Hand trug er eine Falle, welche der Ausbesserung bedurfte, und die nach der Leichtigkeit ihrer Zusammensetzung zu urtheilen, nicht für größere Thiere bestimmt seyn mochte.

Die Züge dieses Mannes, welcher eben so gut ein Jäger, als ein Handelsmann oder Führer seyn konnte, trugen nicht jenen Charakter der Geldgier, wie man ihn in so mancher Savoyarden-Physiognomie ausgeprägt findet. Es schien italienisches Blut in seinen Adern zu fließen. Sein Blick war nicht trübe und stumpf, wie jener seiner unwissenden und armen Mitbrüder, sondern aus diesem glühenden Auge leuchtete Thatkraft, Muth und Entschlossenheit und dabei lag ein Adel in seinem Wesen, wie man ihn unter dieser Menschenklasse selten findet. Seine Worte waren einfach und gerade, seine Manieren frei und nicht ohne Bildung. Man sah, daß diese schöne Naturgestalt wohl durch die Civilisation etwas von ihrer Rauheit abgelegt hatte, wobei aber der Kern frisch und gesund geblieben war. Aus dieser rohen Umhüllung glänzte ein Diamant — unter diesem schlichten, einfachen Rocke schlug ein muthiges Herz.

(Fortsetzung folgt.)

Heinrich Dembinski.

(Fortsetzung.)

Nachdem Dembinski eine Menge Nachzügler der anderen Corps aufgenommen und strenge Mannszucht hergestellt hatte, setzte er sich in Marsch und nahm in den ersten Tagen durch eine Umgehung in Szawle eine russische Abtheilung gefangen. Am fünften Tage stand er vor Poniewicz, wo seine Truppen ein glückliches Vorpostengefecht mit dem Feinde bestanden. In einem hierauf gehaltenen Kriegsrath entschieden alle Corpsführer sich für die Rückkehr nach Polen. Diesem Gutachten fügte sich Dembinski und ging, ohne einer russischen Streitmacht zu begegnen, über die Wilenta; von hier an eilte ihm der General Sawoiny auf dem Fuße nach. Dieser General hatte neun Meilen in einem Tage zurückgelegt und war nahe daran, Dembinski einzuholen. Der aber verdoppelte seine Schnelligkeit, durchzog ein Land voller Sümpfe und See'n, wo er den Dämmen folgen und über Brücken gehen mußte, die glücklicherweise nicht in Feindes Gewalt waren, und gerade diese Hindernisse waren es, welche ihn in Stand setzten, den Feind aufzuhalten. Während seine Nachhut, häufig kämpfend, sich immer glücklich aus gefährlichen Lagen zog, hob seine Vorhut russische Detaschements auf, die sie in den Dörfern antraf, und versah das Corps mit Mundvorräthen und Munition. Dembinski suchte fortwährend durch verstellte Richtungen den Feind zu täuschen.

Wir können hier den kühnen Zug nicht beschreiben, sondern müssen auf Dembinski's eigenen Bericht und auf Soltyk verweisen. Unter den größten Gefahren setzte er über den Niemen und Bug, wo die Lage noch kritischer wurde, als bisher. Rings von russischen Truppen umgeben, war er durch ungünstiges Terrain an der Umgehung gehindert. „Hier ließ er sich", sagt Soltyk, „nur von seinem Muthe rathen; er entledigte sich des Restes seiner Bagage und der überflüssigen Munition, ließ die Gefangenen los und beschloß, den Durchgang zu erzwingen. Sein Weg ging zwischen zwei Sümpfen auf langen Dämmen hin, und um den Massen zu entgehen, die ihn im Rücken drängten, warf er sich ungestüm auf die, welche er vor sich hatte, als er, bei Narewka angelangt, mit einemmal statt der Russen, die er hier zu finden glaubte, Polen antraf, die ihm entgegenkamen. Die Freude war lebhaft von beiden Seiten, man überließ sich allen Gefühlen, welche die Sorge für das Vaterland einflößen kann."

In dieser Vereinigung gelang der denkwürdige Zug vollkommen; Dembinski langte am 3. August in Praga an. „So krönte," fährt General Soltyk fort, „das Glück die Kühnheit, so wurde eine der schönsten militärischen Operationen, die je in den Jahrbüchern des Krieges verzeichnet waren, zum Ziel geführt."

Dembinski setzt über einen Strom, über zehn Flüsse, täuscht fortwährend den Feind über seine Absichten, läßt sich nie von ihm auf seiner wahren Richtung zuvorkommen, eilt mit solcher Schnelligkeit vorwärts, daß er 130 Meilen in 25 Tagen zurückgelegt, führt sein fortwährend in der vollkommensten Ordnung erhaltenes Corps unversehrt nach Warschau zurück und bringt bei alledem noch dem Feinde beträchtliche Verluste bei.

Die Freude der Bevölkerung Warschau's über die unerwartete Ankunft Dembinski's war unbeschreiblich, man pries sie als ein öffentliches Glück. Sein Einzug in die Stadt glich einem Triumph; 60,000 Menschen drängten sich auf seinem Wege, enthusiastisch drückte man seine Hände, umfaßte man seine Füße, seine Decorationen wurden als Reliquien vertheilt. Die Nationalregierung bewillkommnete ihn, und der Reichstag erließ sofort ein Dekret, um zu erklären, daß Dembinski's Corps sich um das Vaterland verdient gemacht habe. Jeder Soldat dieses Corps erhielt durch Beschluß des Reichstages eine Urkunde zum Zeugniß der Theilnahme an dieser denkwürdigen Expedition. Solche Auszeichnung war nie einem Vertheidiger der Nation zu Theil geworden.

Um dieselbe Zeit war Skrzynecki in der öffentlichen Gunst gefallen; hatten sich die Anhänger der demokratischen und constitutionellen Partei in seine erklärten Gegner verwandelt, so war ihm andererseits nur eine Fraction der Conservativen ergeben geblieben, und diese war es, welche sich in die Nähe Dembinski's drängte, um diesen hoffnungsvollen General zum Adepten ihres Führers zu machen. Diese Partei erreichte ihren Zweck so schnell und vollkommen, daß Dembinski die Männer der Bewegungspartei nicht nur mied, sondern über ihre geheimen Umsturzpläne sich auch in den härtesten Ausdrücken aussprach. Nach einer mit Skrzynecki in dessen Hauptquartier gehaltenen Unterredung erklärte

Digitized by Google

er sich öffentlich für einen Anhänger des Generalissimus, und es muß damit in Verbindung gebracht werden, daß er unmittelbar darauf seine Ernennung zum Divisionsgeneral und zugleich zum Gouverneur der Hauptstadt erhielt. Zur Ausübung dieser hohen und schwierigen Amtsverrichtungen, sagt Soltyk — brachte er gefährliche Vorurtheile und jene Lagermaximen mit, die er während seiner litthauischen Expedition angenommen hatte. Daher verlor er seine Popularität und wurde Genosse der den Obergeneral treffenden Ungunst.

Skrzynecki sollte inzwischen nach einer Reihe von Unfällen, die wir uns enthalten aufzuzählen, das Ober-Kommando der Armee entzogen werden. Der Reichstag ordnete zu diesem Ende eine Deputation ab, welche die Corpsführer zur Bezeichnung eines neuen Kandidaten zusammen berief. Das Resultat der Abstimmung war für Skrzynecki so ungünstig, daß die Commission, mit dem Fürsten Czartoryski an der Spitze, dem General den Oberbefehl in der That abnahm und einstweilen an Dembinski übertrug. Von ihm erwartete man endlich eine entschiedene Maßnahme; er unterzog sich dem übertragenen Amte auf sechzig Stunden.

Um sich der Armee zu zeigen, sollte er sein neues Kommando mit einer großen Musterung beginnen; denn er war bis dahin noch wenig bekannt; in der Meinung der Soldaten galt er mehr für einen achtungswerthen Menschen, als für einen General von hoher militärischer Erfahrung. An seinen schönsten Operationen hatte das Glück einen großen Antheil gehabt, und durch sie war er zu dem Rufe eines furchtlosen Parteigängers gekommen. Skrzynecki, dieser imposante Mann, stellte den neuen Obergeneral der Armee vor und gewann durch diese Rolle in den Augen des Soldaten den Schein edler Resignation. Der Anblick rührte, als der Vorgänger, seiner Stellung beraubt, seinen Nachfolger der Gunst der Armee empfahl, so daß Dembinski neben den Explosionen des Beifalls für Skrzynecki sich nur spärliche Huldigung errang. Dembinski dagegen, diese Symptome nicht verkennend und aus Achtung vor seinem Gönner, versprach laut, seinen Fußstapfen zu folgen.

Dieses Bekenntniß der Pietät sollte verhängnißvoll für ihn werden; es wurde sogleich mit tausend Entstellungen nach Warschau getragen und zur Beute der Parteien gemacht. Dembinski wurde Erbe des Hasses, den sie auf seinen Vorgänger geworfen hatten, und Dembinski war so weit entfernt, diese Erbschaft für gefährlich zu halten, daß er sich den Oberbefehl mit scheinbarer Umgehung der legitimen Gewalt von Skrzynecki übertragen ließ. Insbesondere durch diesen Akt drang die Unzufriedenheit tief in den Schooß selbst der mäßigen Partei.

Nun sollte Dembinski sogleich handelnd auftreten; dann aber hätte er die Offensive ergreifen müssen, er mußte aber erst das verwahrloste Heer organisiren. Diese Aufgabe löste er ihrem Haupttheile nach glücklich in zwei Tagen. Er theilte die Armee in drei Corps und übergab die Reserve dem General Skrzynecki, der durch die Selbstverleugnung der Uebernahme den Anspruch auf Dankbarkeit noch erhöhte. Je weniger Dembinski sie verleugnete, desto mehr wuchs aber die Unzufriedenheit in der Hauptstadt. Eine Verschwörung wühlte hier schon seit einiger Zeit in den Reihen der Radikalen, einerseits durch heißblütige Patrioten, wie Lelewel, andererseits durch ehrgeizige Intriguants, wie Krukowiecki, geschürt. Dembinski zog sich deshalb mit der Armee auf Warschau zurück, sobald er die erste Kunde davon erhielt. Inzwischen ist die Regierung vom Reichstage zur definitiven Besetzung des Ober-Kommandos ermächtigt, und da Dembinski zwei Parteien gegen sich hat, so fällt die Wahl nicht auf ihn. Doch die Erhaltungspartei fährt fort, für ihn zu arbeiten, weil sie nur von ihm die Energie hofft, welche sie für nothwendig hält; ihr ist jede Regierungsform gleich, sie will nur die kräftigste und hätte gern alle Gewalt in Dembinski's Hand vereinigt, dem ein Theil sogar einflüsterte, sich der Diktatur mittelst eines Gewaltstreiches zu bemächtigen.

Dembinski hätte wohl die Diktatur genommen, wenn sie ohne Handstreich zu erlangen war, er wollte aber nicht geradezu usurpiren. Er war noch Gouverneur von Warschau. Nach dem Rückzuge der Armee auf diese Stadt zog er mit einer glänzenden Suite in dieselbe ein, Czartoryski und den Generalissimus Pradzinski in seinem Gefolge. Er begab sich geradeswegs auf das Regierungsgebäude, und während Pradzinski sich beeilte, zu erklären, daß er nur gezwungen den Oberbefehl übernommen habe, gab Dembinski als Grund seiner Ankunft die Unordnungen in Warschau an, die er mit scharfen Worten der Regierung zur Last legte. Er schloß seine Apostrophe mit dem Beweis der Nothwendigkeit einer starken und zwar einer militärischen Regierung und erwartete, daß man hierauf ihm die höchste Gewalt antragen werde; aber es geschah nicht, und er wagte keinen illegalen Versuch.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Leipzig, 2. Oct.) Das am 27. v. M. in der Dresdener Galerie gestohlene Bild von Metzu ist bereits am 28. in Leipzig wieder erlangt worden. Ein anständig gekleidetes Frauenzimmer bot es in der Kunsthandlung von Del Vecchio zum Kauf an. Hier erkannten es Kunstkenner alsbald als ein Original von Metzu und Einer war bereit, den geforderten Preis von 20 Louisd'or zu zahlen. Beim Nachschlagen der Kataloge machte man jedoch die Entdeckung, daß die Beschreibung eines Bildes der Dresdner Galerie zu dem Gemälde passe. Dies und das unsichere Benehmen der Verkäuferin führte auf die Vermuthung eines Diebstahls, und noch eine Stunde, bevor die offizielle Anzeige von dem geschehenen Diebstahl hier eintraf, hatte der Besitzer der genannten Kunsthandlung bei der hiesigen Polizei seinen Verdacht mitgetheilt. Diese nahm denn auch alsbald das Bild, die Verkäuferin und muthmaßliche Diebin und eine Begleiterin derselben in Gewahrsam.

Die Aufführung der Stummen von Portici und einige dem Belagerungszustand Gefahr drohende Stellen des jüngsten Bühnenrepertoirs in Mannheim veranlaßten die dortige Stadtkommandantur, das Theaterpersonal vor „Anspielungen" zu warnen, „auch wenn solche in der Rolle stehen," im Falle solche geeignet sind, das Verhältniß zur Obrigkeit zu verspotten, aufzulockern und sonst die „politische Begriffsverwirrung" von neuem zu nähren.

Der bisher unzugängliche Monte-Rosa ist diesen Sommer zum ersten Mal erstiegen worden, und zwar von Prof. Ulrich von Zürich und G. Studer von Bern. Den bedeutendsten früheren Versuch zu diesem Wagniß machte der bekannte General Welden.

Die erneuerte Aufgrabung des römischen Forums hat am 3. Sept. unter Leitung des französischen Geniekorps begonnen. Auch in der Umgegend von Rom, namentlich in Ostia, sollen Ausgrabungen angestellt werden.

In der bürgerlichen Gesellschaft gibt das Volk seine natürliche Freiheit der Regierung als ein Darlehen gegen bedungene Zinsen hin. Werden ihm letztere vorenthalten oder geschmälert, dann zieht es sein Kapital mit Recht zurück und sucht sich einen sicherern Schuldner. (Börne.)

Digitized by Google

Man kann verhindern, daß Völker lernen, aber verlernen machen kann man sie nichts.

Glücklichen Staaten schadet keine Meinung! Wo kein Pulver liegt, braucht man das Tabaksrauchen nicht zu verbieten. Aber die Furcht hört nicht auf, ihre verderbliche Rolle zu spielen und die Köpfe zu verwirren. Kinder, die sich vor Gespenstern fürchten, sind nicht so lächerlich, als Minister, welche vor der Meinung eines Menschen zittern.

Gute Fürsten müssen — sagt Börne — wie fruchtbare Jahre angesehen werden. Man soll ihre Regierung dazu benutzen, Nothmagazine von Volksfreiheiten und Gerechtsamen aufzuspeichern für die möglichen Hungerjahre eigenmächtiger Erbfolger. Vorsicht hierin ist nie überflüssig, Pharao's magere Kühe bleiben nicht aus.

Ehrfurcht ist die Leibwache der Könige gewesen, Furcht war es, Gewohnheit ist es, Liebe wird es seyn.

Deutsche, englische und französische Blätter sind auffallend arm und leer und keine Früchte zwischen den Blättern. Das macht, die Diplomaten sind wieder oben auf nach dem lauten Treiben der Parlamente und schleichen auf leisen Socken umher und die Völker harren still und verdrossen, was die flüsternden Worte und das Spritzen der Federn ihnen bringen wird, nachdem „das Schaumspritzen der Revolution" der trostlosen Ebbe gewichen ist.

Korrespondenz.

Köln, 4. Oct.

Der Wunsch, Dr. Gottschalk ein Monument zu errichten, gewinnt immer mehr Anhänger und zwar auch in den höheren Klassen. In der künftigen Woche wahrscheinlich schon wird ein Konzert zu diesem Behufe gegeben, zu welchem man Formes, der in den ersten Tagen hier eintrifft, um seine Mitwirkung gewiß nicht vergebens ersucht. Kleinenbroich, einer der geschicktesten Portraitmaler, ist mit einem Oelgemälde beschäftigt, das Gottschalk vorstellt und das, nachdem man es lithographirte, zur Verloosung kommen wird. Auf die Lithographie, welche das Comité zum Druck befördert, ist man sehr gespannt. — Heute findet ein Konzert statt, das man für den Kapellmeister Dorn veranstaltete, der, wie bekannt, vom 1. d. M. ab an der Hofkapelle in Berlin angestellt ist. Wer hier sein Nachfolger seyn wird, darüber verlautet noch nichts; wenn seine Stelle unbesetzt bliebe, so würde dadurch der Stadt eine Ausgabe von 800 Thlr. erspart, wogegen man in der so schlechten Zeit und den anderweitig so sehr vermehrten städtischen Ausgaben gewiß sehr wenig einwenden wird.

Bräunlingen auf dem Schwarzwald, 4. Oct.

Heute hatten wir ein seltenes Glück, nämlich den durch seine gediegenen Reden bekannten Prediger der Heidelberger deutschkatholischen Gemeinde, Dr. Brugger, einmal zu hören. Seine Leistungen haben den ihm vorangegangenen Ruf noch weit übertroffen. Alle Anwesenden waren tief im Innersten gerührt und ergriffen durch die klare und consequente Rede, die er bei der Leichenfeier eines 70jährigen Deutschkatholiken dahier zu halten gerufen wurde. Von allen umliegenden Ortschaften waren zahlreiche Schaaren von Zuhörern eingetroffen und Alle gingen sehr befriedigt nach Hause. Wir wünschten nur, öfter die Gelegenheit zu haben, ähnliche populäre und dennoch erhebende Vorträge zu vernehmen, und wir sind überzeugt, daß in kurzer Zeit eine Menge Uebertritte in der ganzen Gegend stattfinden würden. Diese Feier war um so merkwürdiger und ergreifender, weil sie in einer fast zur Ruine zerstörten alten Kirche auf dem Kirchhof stattfand, die schon Jahrhunderte nicht mehr zum Gottesdienste gebraucht wird. Die Anregung, welche dadurch auf's neue für die richtige Ansicht der freien christlichen Kirche gegeben wurde, ist von großem Werth für die hiesige, sowie für die Nachbargemeinden, die alle noch streng römisch-katholisch sind.

Mainz, 4. Oct.

Nach einem Zwischenraume von fünf Monaten ist unser Theater am verwichenen Sonntage mit Gutzkow's „Zopf und Schwert" wieder eröffnet worden, welchem Stücke die herrliche Ouverture von Beethoven zum Gedichte „Lenore" voranging, und Tags darauf hörten wir, zu Ehren der Anwesenheit der Versammlung der Land- und Forstwirthe, als Festoper, Flotow's hier so beliebte Oper „Martha". Beide Vorstellungen, obwohl außer dem Abonnement gegeben, waren sehr stark besucht und wurden vom Publikum, welches wohl schwerlich erwartet hatte, daß es dem neuen Direktor, Hrn. Wilh. Böttner, gelingen würde, in der ihm so kurz anberaumten Frist eine so zahlreiche und in vielen Theilen vortreffliche Gesellschaft zusammen zu bringen, mit verdientem Beifalle aufgenommen. Ohne in ein näheres Detail über das neue Personal und dessen Leistungen einzugehen, können wir nicht umhin, unsere besondere Freude darüber auszusprechen, daß es der Direktion gelungen ist, die als ausgezeichnete Coloratur-Sängerin anerkannte Fräul. Rummel, vom Hoftheater in Wiesbaden, für unsere Bühne zu gewinnen. Fräul. Rummel wurde als Martha stürmisch applaudirt und in der Scene, sowie am Schlusse gerufen. Unser neuer erster Tenor, Hr. Brauckmann, hat als Lionel mit Glück debutirt, und in Hrn. Bertram, als Pinkert, erkannten wir einen würdigen Nachfolger des von hier abgegangenen Hrn. Beck, welcher im verflossenen Jahre der Liebling des Publikums gewesen. Als Kapellmeister ist Hr. Retzer engagirt, welcher zur Zeit der Glanzperiode der Pockorny'schen Unternehmung im Theater an der Wien dirigirte, und ist mit diesem Engagement der abgegangene Musikdirektor, Hr. Fischer, auf würdige Weise ersetzt. Wie wir vernehmen, ist der Gagenetat der neuen Direktion höher als alle früheren, und mehrere bedeutende Mitglieder werden noch erwartet, so daß man recht gelungenen Aufführungen im Laufe dieses Winters entgegensehen darf, und gereicht es uns deshalb zum Vergnügen, zu hören, daß das bereits eröffnete Abonnement ungewöhnlich stark zu werden verspricht. — Die Hauptschwierigkeit, unserer Stadt, ein gutes Theater zu erhalten, lag jedenfalls darin, daß seither nur acht Monate im Jahre hier gespielt wurde, worauf die ganze Gesellschaft wieder auseinander ging. Hr. Böttner ist nun gesonnen, diesem Uebelstande abzuhelfen. Schon steht derselbe mit Straßburg in Unterhandlung, um die Conzession zu erlangen, zwei Monate in dieser Stadt Vorstellungen geben zu dürfen, worauf die ganze Gesellschaft wieder hierher zurückkehrt, um hier das Sommertheater zu eröffnen, zu welchem ein besonderes Abonnement stattfindet. Die nöthigen Fonds zum Bau des Theaters und zu dessen glänzender Ausstattung sind bereits vorhanden, und soll dasselbe in unserer reizenden Anlage errichtet, dazu dienen, den im Laufe des Sommers so zahlreich hier anwesenden Fremden, die seither fehlenden Kunstgenüsse zu verschaffen. Die Einrichtung wird eine ähnliche seyn, wie die der Sommertheater in Preßburg und Ofen vor dem Ausbruche der ungarischen Revolution, und sollen lediglich Lustspiele, Vaudeville's, komische Opern ꝛc. zur Aufführung kommen. Was also seit langen Jahren vergeblich hier erstrebt wurde, soll im Laufe des nächsten Sommers versucht werden, und dürfte es somit nur von der Betheiligung unseres kunstsinnigen Publikums abhängen, ob unsere Stadt auch für die Folge ein stehendes Theater haben wird oder nicht. Mit den lange gehegten Wünschen der Bewohner von Mainz, sowie mit den Intentionen der Direktion, bezüglich der Art und Weise des projektirten Sommertheaters vertraut, glauben wir jetzt schon dem neuen Unternehmen ein günstiges Prognosticon stellen zu können.

Theater-Anzeige.

Montag, 8. Oct. (Zum Vortheil der Fräul. Janauscheck und zum ersten Male): Deborah, Volks-Schauspiel in 4 Abth. von Mosenthal. Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 9. Oct. Don Juan, große romantische Oper in 2 Abth., Musik von Mozart. (Gastrolle) Zerline: Frau Gräser, vom Stuttgarter Hoftheater.

---

ruck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 241. Dienstag, den 9. October 1849.

Das Gericht des Savoyarden.

Charaktergemälde von Karl Wölbner.

(Fortsetzung.)

Der Reisende, welcher den Erwarteten begleitete, schien, seiner Kleidung und dem rothen Ordensband nach zu schließen, ein Franzose zu seyn. Er mochte 40 Jahre zählen, sein Antlitz war mild, und die krankhafte Bläße desselben ließ einen Gelehrten errathen. Er trug eine Brille, welche beständig zu Boden gerichtet war, selbst dann noch, als bereits die Dunkelheit ihren schwarzen Schleier über die Erde ausbreitete. Er schien in Betrachtungen ernsterer Art versunken. Die Menge Pflanzen, welche er mit sich schleppte, und die er theils in den Händen, theils in einer großen Mappe auf dem Rücken trug, ließen in ihm mit leichter Mühe den Botaniker erkennen, da Leute seines Gleichen ja jedes Jahr hierher kamen, um den reichen und herrlichen Alpenblumenflor auszubeuten. Während der Führer nachdenkend weiter schritt, wandte er sich ofmals zur Seite der Straße, um Blumen und Pflanzen abzupflücken, wobei er öfters lateinische Worte vor sich hin murmelte. Der Bergbewohner hörte Alles an, ohne ein Wort zu sprechen, und stand stille, wo es Jenem bequemte mit einer Ruhe, einer Gelassenheit, einer Geduld, welche ihres Gleichen suchte.

Der Botaniker war doch endlich von seinem Suchen ermüdet; mühsam richtete er sich auf, putzte seine Brillengläser und sagte, nachdem er sie in das Futteral gesteckt hatte, mit etwas übler Laune:

„Für heute muß ich wohl darauf verzichten, die Zwerg-Enziana, gentiana minima, zu finden; nur die fehlt mir noch zur Vervollständigung eines Geschlechtes. Der Teufel muß wohl sein Spiel mit mir getrieben haben, daß ich sie heute nicht fand."

Dieser Ausruf weckte den Führer aus seinem Nachdenken.

„Herr Doktor," sagte er, „wir sind nicht hoch genug gestiegen, um die von Ihnen gesuchte Pflanze zu finden. Die Zwerg-Enziana blüht über der Eisfläche, an der Gränze der Schneelinie. Sie sind aber stets in der Tiefe geblieben, während ich auf Murmelthiere Jagd machte."

„Du bist also Botaniker, Gaetan?" fragte der Franzose erstaunt, indem er ihn mit großen Augen ansah: „so kennst Du wohl die gentiana minima?"

„Die Gewohnheit, Gelehrte an die Bergabhänge zu geleiten, ließ mich gelegentlich einige Pflanzen und Mineralien kennen lernen, so daß ich den Reisenden wenigstens die Gegend sagen kann, wo solche zu finden sind."

„Das ist wirklich nichts Seltenes," sprach der Doktor lächelnd, gleich als ob er mit sich selbst redete: „Claudius Anet, den Jean-Jacque citirt, war ein vorzüglicher Botaniker, ohne gerade gelehrter zu seyn, als Du."

Sie gingen nun weiter, indem der Doktor das Gespräch fortzusetzen suchte; er begann von neuem:

„Warst Du bei Deiner Jagd eben so glücklich, als ich bei meinem Suchen? Als ich meine Ernte auf den Felsen von Serbench hielt, ließ ich Dich Deine Murmelthierfallen legen und den Gemsen nachjagen. Es scheint mir," setzte er mit einem spöttischen Blicke auf des Jägers Sack hinzu, „daß Dir weder Deine Büchse, noch Deine Falle etwas eingebracht haben, da ist kein lebendes und kein todtes Thier zu sehen."

„Nein, mein Herr," erwiederte Gaetan, „der Tag war nicht günstig. Ich konnte weit und breit keine Gemse gewahren, und was die Murmelthiere betrifft, so muß meine beste Falle ausgebessert werden. Es thut mir sehr leid, daß ich gerade heute nicht glücklicher war; ich hatte dem kleinen Paolo, einem der Knaben, welche morgen in die Fremde gehen, ein Murmelthier versprochen. Seine Mutter ist alt und schwach, und dieses Murmelthier wäre für das Kind der einzige Erwerbsquell gewesen. Morgen reisen nun die andern ab, und der arme Paolo muß allein zurückbleiben, was seine Familie in Verzweiflung bringen wird."

Diese Worte und des Jägers niedergeschlagene Miene machte den Doktor aufmerksam.

„Es scheint," sagte er zu Gaetan, „daß Du hier eine wichtige Rolle spielst. Man sagte mir, Du seyest so eine Art kleiner Fürst, weil man Dich als den geschicktesten Murmelthierfänger weit und breit in den Alpen kennt. Auch weiß ich, daß es von Dir abhängt, Deine junge Unterthanen glücklich zu machen."

„Ich finde darin mein gutes Interesse," erwiederte der Führer lächelnd; „wenn die Kinder in die Berge zurückkehren und einige Ersparnisse mitbringen, so zahlen sie mir eine kleine Entschädigung für meine Mühe. Diese Entschädigungen, der Ertrag meines erlegten Wildes und die Trinkgelder der Fremden, die ich in die Berge führe, genügen zu meinem Lebensunterhalte, ohne daß ich genöthigt wäre zu betteln, was der Anfang zur Entehrung ist."

Mit sichtlichem Staunen blickte ihn der Doktor an.

„Hast Du diese Berge schon einmal verlassen?" fragte er.

„Zehn Jahre war ich in Paris," erwiederte Gaetan mit schmerzlichem Tone; „als zehnjähriger Knabe wanderte ich mit meinem Bruder dahin. O, ich liebte diesen Bruder über Alles, mehr als mich selbst; allein er blieb in Paris zurück."

„Du bist nicht wie die Andern," sagte der Doktor, welcher zum ersten Male seit seinem Aufenthalte am Mont-Cenis seinem Führer eine nähere Aufmerksamkeit schenkte; „sicherlich kannst Du lesen und schreiben . . . ."

„Ich kann den Pfiff des Murmelthieres von dem der Gemse unterscheiden, ich kann den Wind angeben, welcher am andern Tage auf dem Mont-Cenis weht, kann mit der Büchse schießen,

Digitized by Google

über eine Kluft setzen, eine Lawine vermeiden, und zur Noth einem Reisenden aus der Klemme helfen, ich kann auch einem guten Freunde oder Kinde, das in die Fremde reist, einen guten Rath geben — allein ich kann weder lesen, noch schreiben ...."

„Und ohne Zweifel bist Du glücklich?"

„Glücklich!?" sagte Gaetan mit einem Achselzucken.

In diesem Augenblicke sah der Doktor die Dorfbewohner, welche, von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet, stumm und ruhig vor ihnen standen. Voll Staunen wandte er sich mit der Frage an Gaetan: „Wer sind diese Leute?"

Ein stolzes Lächeln umschwebte Carlotto's Lippen.

„Hat man Ihnen denn nicht gesagt, daß ich ein kleiner Fürst hier sey? Sie sollen nun sehen, was ein Murmelthierjäger bei diesen armen Bewohnern des Mont-Cenis gilt!"

Er trat auf sie zu, die ihn voll Ehrfurcht erwarteten.

(Fortsetzung folgt.)

Heinrich Dembinski.

(Schluß.)

Indessen machte man Dembinski, da Pradzinski sein Amt wirklich niederlegte, zum Generalissimus; die radikalen Mitglieder des Reichstages aber gaben ihm nur aus Liebe zur Einigkeit ihre Stimmen. Dembinski schien das Vertrauen Aller rechtfertigen zu wollen. Er ergriff kräftige Maßregeln zur Erhaltung der bedrohten öffentlichen Ruhe, ließ gegen die patriotische Gesellschaft einschreiten und schonte selbst Krukowiecki nicht. Der Beifall, den dieses Auftreten erlangte, machte ihn so sicher, daß er sich von neuem mit der Berufung zur höchsten Gewalt schmeichelte. Eine Proclamation hatte er für diesen Fall schon fertig, die Konservativen unterstützten seine Aussichten, auch hatte die extremste Partei noch jetzt nicht den Gedanken aufgegeben, ihm durch Ueberrumpelung des Reichstages die Diktatur zu verschaffen. Man wollte ihn in den Saal der Abgeordneten führen, ihn zum Diktator ausrufen und die Majorität überraschen. Dembinski ging in der That auf diesen Plan ein, aber er wurde zu früh verrathen. Als seine Partei das Manöver mit ihm ausführen wollte, gab der Präsident ihm nicht einmal das Wort. Einige Landboten waren so erbittert, daß sie auf ihn zugingen, um ihn zu durchbohren. Der Schrecken, welchen diese Scene unter den Konservativen hervorbrachte, nöthigte sie, von ihrem Vorhaben abzustehen.

Der Reichstagsmarschall ließ Dembinski freundlich warnen und ihm anzeigen, daß russische Kolonnen im Anzuge auf Warschau seyen. Der Generalissimus verließ seinen Abgeordnetenstuhl und eilte, nachdem er die nöthigen Sicherheitsmaßregeln angeordnet hatte, auf seinen Posten.

In Warschau hatte sich endlich mit Hülfe der Emeute Krukowiecki emporgearbeitet, ein erbitterter Feind Dembinski's, der ihm den Oberbefehl zu entreißen strebte, um zunächst den altersschwachen Malachowski einzuschieben, dann aber desto leichter selbst in den Besitz der unbeschränkten Gewalt zu kommen. Während dieser Nichtsnutzige intriguirte, näherte sich die russische Armee immer mehr der noch schwach befestigten Hauptstadt, — und die polnischen Führer stritten, welchen Vertheidigungsplan man unter den vorgelegten befolgen wolle. — Dembinski wollte die Hauptstadt aufgeben, eine starke Garnison in Modlin lassen, dorthin Reichstag und Regierung verlegen und mit der Hauptmasse der Streitkräfte nach Litthauen gehen. Jeder Militär wird einsehen, daß dieser Rath, die Hauptstadt mit ihrem bedeutenden Kriegsmaterial preiszugeben, zu früh war. Aber war man der Vertheidigung nicht gewiß, so entgingen die polnischen Truppen wenigstens einer Hauptschlacht, und diese war es, die Dembinski vermeiden wollte. Die Generale vereinigten sich auf Uminski's Plan, aber in der Ausführung fehlte Einheit und Methode; die den Einzelnen zugetheilten Aufgaben waren zu groß; Dembinski sollte mit seinem Truppentheile einen zu umfangreichen Raum decken. Die Decentralisation spielte hier den verderblichsten Streich. Als Paskewitsch sich am 1. September zum Sturme auf Warschau rüstete, war die polnische Armee über dreißig Meilen zerstreut.

Wir können hier nicht in Einzelheiten gehen und den Werth der Operationen der Generale bemessen. Der Ausgang der Schlacht vor Warschau ist bekannt genug, die leitenden Generale haben einander darüber mit Vorwürfen nicht geschont. Die Diplomatie, auf polnischer Seite in Krukowiecki's Person vereinigt, begann ihre Thätigkeit, und wir sehen fortan Dembinski weniger mit dem Degen vor der Front, als im Kampf gegen die Unterhändler, die er haßte und mit Leidenschaft angriff. Er wollte den Krieg fortsetzen, sein Plan, nach Litthauen zu gehen, war noch nicht aufgegeben. Dem diplomatisirenden Rybinski verweigerte er den Gehorsam, mit dem kühnen und kampflustigen Uminski hatte er sich vereinigt. Er nahm nach der Uebergabe Warschau's an allen Vorbereitungen zur weiteren Fortsetzung des Krieges Theil, bis ihn Erschöpfung aufs Krankenbett warf. Auch da noch sehnte er sich nach Fortsetzung des Kampfes, umgeben von vielen jungen Offizieren und redlichen Patrioten, die ihm ernstlich riethen, Rybinski die Würde eines Obergenerals zu entreißen, welche dieser nur den Intriguen der Prätorianer verdanke. Er wies diesen Gedanken ab, in der Hoffnung vielleicht, Rybinski werde ihm den Feldherrnstab ans Bett bringen.

Den 5. Oktober endete Rybinski seine Laufbahn auf preußischem Gebiete, die Arrieregarde unter Dembinski kehrte noch einmal tollkühn zum Kampfe zurück, engagirte den Feind zu einem verzweifelten Treffen, brachte ihm bedeutende Verluste bei — und zerstreute sich, als sie ihre letzte Kugel verschossen hatte.

Wie seine Genossen, suchte Dembinski ein Asyl in Frankreich, nachdem er einige Zeit in Dresden verweilt, die sächsische Regierung ihn aber, bestimmt „durch administrative und politische Gründe", ersucht hatte, das Land zu verlassen. In Sachsen hatte er noch eine Beschreibung seiner Expedition nach Litthauen für das deutsche Volk vorbereitet, „um ihm zu zeigen, wie groß das Gefühl der Dankbarkeit in ihm sey für die herzliche Aufnahme, die seine Landsleute und Kampfgenossen in allen deutschen Ländern gefunden hätten." „Ja, überall," ruft er bei dieser Widmung aus, „fühlte das edle deutsche Volk, daß unser Kampf der Kampf für das allgemeine Wohl der Menschheit war."

Die Ruhe des Exils war ihm unerträglich; er suchte, in Paris angekommen, wo seine Landsleute den Säbel mit der Feder vertauschten, nachdem auch er seine Memoiren (die er nachher aus Schonung vernichten ließ) aufgezeichnet hatte, einen neuen Platz zum Handeln. In Aegypten hoffte er ihn zu finden, er erkannte in Mehmed Ali schon damals einen großen reformatorischen Geist, den thatkräftigen Mann, den man heute einem Peter dem Großen verglichen hat, und trat in die Dienste des Pascha's. Sein erster Auftrag war, nach Syrien zu gehen und die dortige ägyptische Armee zu organisiren. Das Organisiren war eigentlich seine Stärke, aber er muß hier auf Hindernisse gestoßen seyn, die zu beseitigen nicht in seiner Macht lag; denn er kehrte bald darauf wieder nach Paris zurück.

Von da an erfahren wir bis auf den ungarischen Krieg Nichts über ihn; in der Stille seinen Studien obliegend, blieb er dem Parteigetriebe, das im Journalwesen seine Fehden führte, fremd. An die Spitze eines ungarischen Truppencorps gerufen, setzte er seine Arbeit von 1831 fast in gleicher Richtung fort: er organisirte und insurgirte. Dies ist sein freilich der Natur der Sache nach wenig beleuchteter, weit weniger durch glänzende Er-

Digitized by Google

folge hervorstechender Antheil am ungarischen Kriege. Sein Plan war, nicht blos die österreichischen Feldherren zu schlagen und Ungarn freimachen zu helfen, sondern die Insurrection zu erweitern bis an die Gränzen Polens. Daß er im Dienste Polens kämpfen werde, betheuerte er im Beginn des Krieges in einer offenen Zuschrift an seine Landsleute.

Es fehlt zwar nicht ganz an Material, Dembinski's Operationen zu beurtheilen; seine Landsleute haben von Zeit zu Zeit Nachrichten über ihn gegeben, doch ist Alles bruchstückartig, und ein begründetes Urtheil muß einer späteren Zeit vorbehalten bleiben; wir müssen die Berichte aus seinem Lager für jetzt mit demselben Mißtrauen betrachten, als die seiner Gegner. Aus der polnischen Revolution ist ja zur Genüge bekannt, mit welchen Anklagen die Generale sich überhäuften, wie Einer dem Anderen die Schuld des unglücklichen Ausgangs beimaß. Die ungarischen Generale werfen Dembinski sein Verhalten bei Temeswar vor; seine Freunde verwünschen einen Befehl des Kriegsministers, der ihn gezwungen, Temeswar zu verlassen, um Arad zu halten, durch diesen übereilten Rückzug sich 15,000 Mann an der Donau abschneiden zu lassen und durch den moralischen Eindruck dieses Rückzuges sein Corps um eben so viele Truppen zu vermindern, wie er entgegengesetztenfalls auf dem Punkte war, es zu erhöhen. Diese Nachrichten datiren vor Görgey's Ergebung her, konnten damals also noch nicht den Zweck haben, eine verlorene Sache zu beschönigen. Doch, wie gesagt, wir wagen kein bestimmtes Urtheil.

Der General sitzt mit einer Zahl anderer Häupter vielleicht noch in Widdin. Niemand kann sein Schicksal vorhersehen. Wird der Pascha von Orsova ihn ferner in Schutz nehmen, wird er ihn an Oesterreich ausliefern? Das sind Fragen, die sich bei einer so unsicheren Politik, wie sie in den Donau-Fürstenthümern gehandhabt wird, nicht beantworten lassen. Indessen es darf gehofft werden, daß Oesterreich seinen Blutdurst gelöscht haben wird, ehe die Reihe an die Flüchtlinge der Walachei gekommen. Vor drei Jahren gab Metternich dem Diktator von Krakau einen Paß und Reisegeld nach Amerika, vielleicht wird das machtlose Ministerium Schwarzenberg, wenn nicht Geld, wenigstens Pässe geben. (Mag. f. d. Lit. d. A.)

William Balfe.

Dieser Componist, dessen Namen, wenn auch in Deutschland noch weniger bekannt, in England, Frankreich und Italien doch vom besten Klange ist, befindet sich gegenwärtig in unsern Mauern, um am 17. October eine seiner letzten Opern: Bohemian Girl (die Zigeunerin) auf unserer Bühne in Scene zu setzen und selbst zu dirigiren. Schon haben die Klavierproben begonnen, und bei unsern Sängern herrscht nur eine Stimme sowohl über die Gentilesse seiner Persönlichkeit, wie über die Energie seiner Leitung. In Bezug auf die Art und Weise, mit dem Geiste eines Tonstücks vertraut zu machen, soll Balfe an Guhr erinnern.

Was eine Kritik über die Oper betrifft, so wollen wir dem Urtheile des Publikums nicht vorgreifen, wie es überhaupt zu einer zwecklosen Gewohnheit geworden ist, durch Anticipation theoretischer Prinzipien, durch die Sucht zu vergleichen u. s. w. das Urtheil des Publikums zu verwirren und seinen Genuß zu verkümmern. Man höre selbst und urtheile frei.

Nützlicher mag uns die Mittheilung einer Lebensskizze von einem Künstler seyn, der bereits zum zweiten Mal den Kanal überschritt, um sich auch im südlichen Deutschland Freunde zu erwerben, denn Hr. Balfe dirigirte bereits im Jahr 1846 am Thater a. d. Wien drei seiner Opern: the Siege of Rochelle, die vier Haimonskinder und unsere Zigeunerin, welche bekanntlich großen Succès erlebt, und dem Componisten zu einem zweiten Versuche, den Continent zu bereisen, ohnfehlbar Lust gemacht haben.

William Balfe, ein Irländer, und am 15. Mai 1808 zu Dublin geboren, begann seine musikalische Laufbahn als Violinist, denn schon in seinem vierzehnten Jahre war er einer der ersten Geiger am Nationaltheater (Drury-Lane) in London. Dabei entwickelten sich in ihm so hervorstechende Gaben des Gesanges und der Composition, daß der junge Wanderer auf dem Parnaß wohl oftmal in Zweifel gerathen seyn mochte, welchen Weg er einzuschlagen hätte. So tauchte Balfe bald als Sänger, bald als Virtuose und Tonsetzer auf, so erblicken wir ihn zu seiner höhern Ausbildung in Rom, dann als Darsteller auf den Theatern zu Florenz, Bologna, Palermo und Genua, dann wieder als Tonsetzer am Schreibepult.

Wie frühe sich sein Compositions-Talent entwickelte, davon zeugen seine Romanzen, die er schon in seinem eilften Jahr heraus gab, und die noch jetzt als Volksweisen in Irland und England gesungen werden. Die Musik zu einem Ballet „la Pereuse" schrieb er in seinem 16. Jahre für die Mailänder Scala.

Nach Paris zurückgekehrt, woselbst er sich schon vor seiner italienischen Reise aufhielt, setzte er seine Studien bei Paer und Bordogni fort, aus welchen Quellen er vollends die Weisen schöpfte, die ihn jetzt zu einem so populären Melotheten gemacht haben, und wenn Jemand des Glückes theilhaftig geworden ist, wonach so viele Berühmtheiten vergeblich streben, nämlich daß ihre Werke die Beute der Minstrels des 19. Jahrhunderts werden, so hat es Balfe erlangt.

Unter den vielen Gesängen, welche diese Volksthümlichkeit besitzen, erwähnen wir nur der Romanze: the light of other days, die Barkarole: Bel mestier del Gondoliere, und die Arie: Il Postiglione. Mehrere sind, ins Deutsche übersetzt, auch auf dem Continent bekannt geworden.

Während Balfe's Gesangesperiode wurde Rossini von seinem Vortrage so angezogen, daß er unter dessen Einfluß an Pelegrini's Stelle bei der italienischen Oper engagirt wurde, und dort mit der Sontag den Figaro und mit der Malibran den Dandini gab. Von solchen Beispielen angefeuert und mit den Elementen des Gesanges innig vertraut, konnte es nicht fehlen, daß Balfe's Genius sich endlich ganz der dramatischen Composition zuwendete. So entstanden denn vom Jahre 1830 an bis 1848 eine Reihe von Opern, die er theils in Italien, England und Frankreich componirt hat. Es wird unseren deutschen Tonkünstlern interessant seyn, damit bekannt zu werden.

I Rivali; un avvertimento ai Gelosi (in Mailand von Ronconi zum Debut gewählt); Enrico quarto al passo della Marna; Fallstaff (componirt für die Sänger: Grisi, Albertazzi, Rubini, Tamburini und Lablache); Keolanthe; Puits d'Amour; Bohemian Girl; les quatre fils d'Aymon; la fille de St. Mark; l'Etoile de Seville; l'Enchanteresse (für die Thillou componirt); the Bondman; the Maid of honsur; the Siege of Rochelle; the Maid of Artois (eigens für die Malibran componirt); Jeanne d'Arc; la Dame voilée, oder Diadeste und Catharina Grey, unter welchen namentlich Bohemian Girl und Haimonskinder noch stets die Anziehungspunkte der britischen Theater sind.

Die fünf letztgenannten Opern fielen in die Periode, wo Eliason (jetzt einer der ersten Violons am Frankfurter Theaterorchester) noch Musikdirektor am Drury-Lane zu London war. Das brillante Violin-Solo, welches Balfe als Einleitung zu einer Tenor-Arie in der Oper Jeanne d'Arc eigens für Eliason componirt hat und bei jeder Vorstellung wiederholt werden mußte, ist als ein Muster dieser Gattung zu betrachten.

Digitized by Google

Hr. Balfe ist verheirathet und Vater liebenswürdiger Kinder, seine Gattin eine geborene Ungarin, welche ihn stets auf seinen Reisen begleitet, ist die Tochter des verstorbenen Kapellmeisters Roser und war früher selbst eine vortreffliche Bravour-Sängerin.

So weit die äußersten Umrisse aus dem Erdenwallen eines Meisters, dessen Wirksamkeit noch in vollster Kraft und Blüthe steht. Unser verehrter Gast wird bis Ende October in unserer Mitte verweilen, sich darauf nach Berlin begeben, wo er mehrere seiner Opern wegen bereits Arrangement getroffen, und bis zum 1. Febr. zu seiner Funktion als Kapellmeister an der großen italienischen Oper in London (Her Majestys Theater) zurückkehren.

C. G.

Mannichfaltigkeiten.

Pius IX. erklärte, er wolle wie Gott die Sonne scheinen und regnen lassen über Gerechte und Ungerechte und erließ eine Amnestie. Die Römer aber meinen, es tröpfle nur, so Viele seyen von der Amnestie ausgeschlossen. — Nach Rom kehrt der Papst noch nicht zurück, wird vielmehr in Benevent oder Loretto, wohin die Engel das berühmte Häuschen Nachts getragen haben, residiren.

Die Leute, die nach Californien gehen, können wie die Schnecken ihr Haus sogleich mitnehmen. In Hamburg ist der Handel mit solchen hölzernen Häusern ein einträglicher Artikel geworden. Dem Unternehmer kostet so ein Häuschen fix und fertig 1000 — 1200 Mark und drüben im Goldland zahlen sie gern 10,000 M. dafür.

Korrespondenz.

Aschaffenburg, 4. Oct.

Eine ganze Reihe von größeren und kleineren Orten aus der Umgebung Frankfurts findet periodenweise ihre Vertretung in diesen vielgelesenen Blättern; daher gestatten Sie mir auch für meine Vaterstadt ein bescheidenes Plätzchen, denn auch in unserem kleinen Provinzialleben begeben sich von Zeit zu Zeit Ereignisse, welche der Erwähnung werth. An die Stelle politischer Aufregung, die jedoch, selbst in Augenblicken, wo wir von Militär ganz entblößt, nie den gesetzlichen Boden verließ, ist auch bei uns, dem natürlichen Gange der Dinge gemäß, schon seit Monaten apathische Ruhe getreten. Der „Volksverein" hat, dem Drucke äußerer Verhältnisse nachgebend, seine Sitzungen für kurze Zeit ausgesetzt, obschon mehrere der am meisten bedroht gewesenen Führer desselben, die zur Zeit der wachsenden Fluth der Reaction aus dem Wege gegangen waren, wieder zurückgekehrt sind. Klubistische Erörterungen verdrängend, machen nunmehr die friedlichen Bestrebungen der Kunst und des Gewerbfleißes ihre Rechte geltend. — Seit dem 1. d. M. hat eine städtische Industrie-Ausstellung begonnen, über welche ich Ihnen in einigen Tagen eigends zu berichten gedenke. Auch das Theater ist unter Leitung eines intelligenten und geachteten Mannes, des Hrn. Direktor Steinbauer, mit „Czaar und Zimmermann" eröffnet worden. Wie man hört, soll diese Oper ziemlich abgerundet über die Bühne gegangen seyn. Das in allen Räumen überfüllte Haus zollte den Aufbietungen des Unternehmers, die sich namentlich in Entfaltung einer ganz neuen Garderobe kundgeben, verdienten Beifall. Mehr als je ist es heut zu Tage ein Verdienst der „heiteren Kunst", die Eindrücke des ernsten Lebens zu verscheuchen. — An dem pompejanischen Hause, dieser großartigen und genialen Caprice König Ludwigs, ist im Laufe dieses Sommers rüstig fortgearbeitet worden. Unter der Leitung eines sehr tüchtigen Münchner Künstlers, des Hrn. Nilsen, gehen auch die Fresco-Malereien im Innern ihrer Vollendung entgegen. Sie gestatten mir vielleicht in einer Ihrer nächsten Nummern eine etwas ausführlichere Besprechung dieser in der Architektur vielleicht einzig dastehenden Schöpfung, die uns bereits schon längere Zeit den Besuch so mancher lieben Gäste verschafft. So sahen wir im verflossenen Frühjahr, neben andern namhaften Fremden, beinahe sämmtliche Notabilitäten der Nationalversammlung, darunter Uhland und den liebenswürdigen Pfaffen Mauritius. Römer, der mit dem Ersteren hierher gekommen und mit ihm in dem eleganten Gasthofe „zum Freihof" abgestiegen war, in der Absicht, am andern Tage den berühmten Bau zu sehen, wurde in der Nacht durch einen Courier abgerufen, wo inzwischen die bekannte Verfassungs-Krisis ausgebrochen war.

R. D.

Kunstnotizen.

(Frankfurt.) Mit den nun wieder länger werdenden Abenden kehrt auch das Verlangen nach den Erheiterungen und Genüssen, welche die Kunst bietet, zurück. Die schöne Jahreszeit gehört der Huldigung der Natur, die trübe der der Kunst an. Die letztere ist seit Jahren in keiner Weise würdiger und anziehender gepflegt und betrieben worden, als durch die so beliebten Streichquartette der Herren Wolff, Posch, Drinnenberg und Siedentopf. Hier wurden die ausgezeichnetsten Compositionen klassischer Meister in anerkannt vorzüglicher Ausführung executirt und es fehlte weder an zahlreicher Betheiligung eines kunstsinnigen Publikums, noch an wohlverdienter Aufmunterung. Mit Vergnügen bringen wir demnach zur Anzeige, das auch für diesmal die genannten Quartettsoiréen wiedrr stattfinden, zu welchem Behuf demnächst die Subscriptionslisten in Umlauf gesetzt werden. Das Vorhaben der Herren Unternehmer scheint uns zu seiner Würdigung keiner weiteren Empfehlung zu bedürfen. — In der lithographischen Anstalt von Eduard Gustav May sind die beiden ersten Blätter einer Sammlung von „Bildern aus Frankfurt" erschienen. Nach dem Programm erscheinen diese Bilder zwanglos, je nach sich darbietendem Stoffe; doch nicht öfter als wöchentlich ein Mal. Auf die harmloseste Weise und möglichst durch „Bilder ohne Worte" werden sie Tagesereignisse, charakteristische Portraits u. dergl. vorführen. Sie werden sich nicht vorzugsweise mit der Politik befassen; was sie jedoch in diesem Bereiche darstellen, wird von keinem Parteistandpunkt geleitet seyn. Die „Frankfurter Bilder" sollen keine politische Tendenzbilder, sie sollen humoristische Bilder seyn. Jede Nummer liefert ein größeres Bild oder zwei kleinere und ist der Pränumerationspreis für 12 Nummern auf 2 fl. festgesetzt. Einzelne Exemplare werden à 18 kr. abgegeben. Man abonnirt in der Verlagshandlung, sowie in allen Buchhandlungen. Das erste der bereits ausgegebenen Blätter führt uns zwei bekannte Persönlichkeiten aus der Frankfurter Geldaristokratie vor, und das zweite parodirt in launiger Weise nach Veit's bekanntem Bild, die „beiden Marien am Grabe", zwei Parteiführer und zugleich die Bestrebungen unserer Constituante. An fernerem Stoff für Humor und Satyre wird es nicht fehlen und so glauben wir dem Unternehmen einen günstigen Erfolg in Aussicht stellen zu dürfen.

Montag, 15. Oct., wird eine Anzahl hiesiger Dilettanten, unter Leitung des Hrn. Direktor Messer und gefälliger Mitwirkung des Hrn. Schoch, im Saale der Loge Socrates ein Konzert veranstalten zum Besten einer hartbedrängten hiesigen Familie. Da außer dem wohlthätigen Zweck, welcher dem Unternehmen zu Grunde liegt, das Programm in der That anziehende, wenig gehörte Nummern enthält, wie z. B. Vocal-Quartette von Gade, Scene aus Orpheus und Euridice von Gluck, Quartett mit Chor aus Pietro von Abano von Spohr, Finale aus Così fan tutti von Mozart, für deren gediegene Ausführung die Leitung des Hrn. Direktor Messer bürgt, so glauben wir, das Konzert allen Musik- und Menschenfreunden angelegentlich empfehlen zu dürfen. Von besonderem Interesse wird es seyn, zu erfahren, daß ein von dem bekannten, dermalen dahier anwesenden Componisten Hrn. Balfe eigens für dieses Konzert componirtes Duett unter persönlicher Mitwirkung des Componisten zur Aufführung kommen wird, während die freundliche Bereitwilligkeit des Hrn. Schoch das Programm mit einer interessanten Auswahl Mendelssohn'scher und Chopin'scher Clavircompositionen bereichert hat. Es dürften diese Andeutungen genügen, um dem bevorstehenden Konzerte die Theilnahme des Publikums zuzuwenden.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 9. Oct. Don Juan, große romantische Oper in 2 Abth., Musik von Mozart. (Gastrolle) Zerline: Frau Gräfer, vom Stuttgarter Hoftheater.

ruck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 242. Mittwoch, den 10. October 1849.

Das Gericht des Savoyarden.

Charaktergemälde von Karl Wölbner.

(Fortsetzung.)

„Guten Abend, Gaetan!“ sagte Janvier mit starker Stimme.

„Guten Abend, Gaetan,“ wiederholten die Uebrigen.

Alle schwiegen jetzt, als ob in diesen wenig Worten ihre ganze Beredtsamkeit läge. Gaetan stand nun stille und fragte, indem er sich auf die Mündung seiner Waffe stützte, mit einem Tone, der bewies, daß er ihr Anliegen kenne:

„Guten Abend, meine Freunde. Nun, was thut Ihr denn so spät noch da? Der Abend ist recht schön, und kein Reisender wird im Gebirge in Gefahr seyn.“

Janvier trat nun auf ihn zu und erwiederte, indem er seine rauhe Hand ergriff, mit offenem Freimuthe:

„Es handelt sich hier nicht von Reisenden, Herr Carlotto, sondern ganz allein von Euch. Ihr wißt, morgen früh verlassen diese Kinder unser Dorf, um nach Paris zu wandern. Ihr habt ihnen die Mittel gegeben, sich ihren Unterhalt zu verdienen, so, daß sie vielleicht in anderthalb Jahren einige Thaler an ihre armen Familien senden können. Auch habt Ihr ihnen gute Rathschläge gegeben, damit sie auch wissen, wie sie sich in der großen Stadt zu benehmen haben. Die Knaben beschlossen daher untereinander: „laßt uns dem Herrn Gaetan Lebewohl sagen.“ Auch die Väter und Mütter schlossen sich ihnen an, und da sind wir nun!“

Er gab nunmehr ein Zeichen mit der Hand, und alle reichten Gaeton ihre Sträuße. Dieser warf einen triumphirenden Blick auf den Doktor, welcher mit der Neugierde eines Begleiters die Blumen musterte, welche diese Piemontesen ihrem Wohlthäter reichten. Der Blick, welcher wie ein Blitz aus dem stechenden Auge des Bergbewohners geleuchtet hatte, und der über sein ganzes Antlitz den Wiederschein von Macht und Hoheit warf, wich plötzlich dem Ausdrucke von Melancholie. Der König wurde wieder ein einfacher Bauer. Er sagte, indem er Janvier die Hand reichte:

„Ich danke, Kamerade, ich danke Euch, ihr Kinder. Was ich für Euch gethan habe, ist nicht der Rede werth .... Die Armen müssen sich gegenseitig hülfreich seyn. Auch wißt ihr ja,“ fuhr er mit einem tiefen Seufzer fort, „daß meine Dienste nicht ohne Interesse sind. Ich werde Euch etwas anempfehlen, einen Auftrag Euch geben, wie ich ihn allen Jenen gegeben habe, welche nach der großen Stadt zogen, ohne jedoch mir die Nachrichten zu verschaffen, welche ich erwartete.“

Er hielt jetzt inne, eine Thräne drang aus dem vor wenig Augenblicken noch so feurigen Auge. Die Dorfbewohner wechselten jetzt nur leise Worte, aus Furcht, ihn in seinem Schmerze zu stören; jedoch dauerte dieser Augenblick bei Gaetan nicht lange. Indem er seinen Karabiner über die Schultern warf, sagte er mit erzwungener Lustigkeit:

„Nun, meine lieben Freunde, gehet alle mit mir, ich will Euch dann die Sache erzählen. Es wird schon noch ein wenig Wein in meiner Hütte seyn, damit wir auf das Wohl dieser Kinder trinken können, welche uns morgen auf einige Zeit verlassen.“

„Danke, Gaetan!“ rief die Menge einstimmig, indem sich Alle zum Gehen anschickten.

Carlotto wandte sich nun an den Doktor, dessen Aufmerksamkeit zwischen diesem so eben stattgehabten Auftritte und den vor ihm liegenden Blumen getheilt war.

„Herr Reisender,“ sagte er zu ihm, „wollen Sie mir vielleicht die Ehre schenken, einen Augenblick in meine Hütte einzutreten, ehe Sie in den goldenen Löwen gehen? Sie werden dann ebenfalls vernehmen, was ich den armen Kindern zu erzählen habe, und vielleicht ist es Ihnen dann möglich, mir einige Augenblick Aufklärung über ....“

„Ich werde mitgehen, Herr Gaetan,“ erwiederte der Doktor, indem er mit gutgemeinter Ironie das Wörtchen „Herr“ voransetzte, welches die Bergbewohner aus Achtung gegen den Führer gebrauchten; „auch ist es mir deßhalb um so angenehmer, da ich wirklich ungeduldig bin, die Blumen, welche die jungen Bursche da gebracht haben, bei Licht zu besehen. Wirklich ganz seltene Pflanzen sind dabei: hier die viola biflora, die arthemisia glacialis ....“

„Das sind lauter Pflanzen, welche auf den Gipfeln und an den steilen Abhängen von Felsen und Schluchten wachsen, und vielleicht, mein Herr, würden diese Kinder die Pflanzen, welche sie mit Lebensgefahr für ihren Freund, den Murmelthierjäger, gesammelt haben, für Niemand anders nochmals aufsuchen.“

Gaetan ging jetzt weiter, und Alles folgte ihm.

2.

Gaetan's Hütte sah inwendig eben so ärmlich aus, wie außen. Eine am Schieferdache angebrachte Oeffnung diente als Kamin, etwas Maisstroh lag auf dem Bette, welchem eine Wolfshaut als Decke diente. Ein alter Koffer enthielt die wenigen Kleidungsstücke des Bergbewohners. Die übrige Einrichtung des Zimmers bestund aus einem kleinen Tische in der Nähe des Herdes, und aus einigen grob geschnitzten Stühlen. Eine Büste Napoleon's stand in einer dunkeln Ecke des Zimmers auf einem Brettchen und stellte das irdische Idol Gaetan's vor, während ein kleiner Christus ohne Aerme, diesem gegenüber das Himmlische vergegenwärtigte, vorausgesetzt, daß diese beiden Figuren allein Gaetan's Verehrung besaßen. In einem Winkel stunden einige lange Stöcke von Spierlingsholz, mehrere abgespannte Schlingen, welche die Beschäftigung des Eigenthümers andeuteten, auch hing an der Wand ein langes Jagdmesser mit

Digitized by Google

einem hörnernen Griffe in einer ledernen Scheide, neben welchem Carlotte nach seinem Eintritte seinen Karabiner und seine übrigen Jagdgeräthe hing. Er zündete hierauf eine Lampe an.

Kaum schien es möglich, in diesem kleinen Raume so viele Leute zu empfangen; allein Gaetan's Genossen nahmen es nicht so genau. Die Frauen setzten sich auf die Stühle, welche man ihnen höflicherweise anbot, während die Männer theils auf dem Ruhebette, theils auf dem Boden sich niederließen; die Kinder hatten sich zwischen diese hineingedrängt, und ihre rothen, runden Wangen blickten da und dort aus dieser dichten Masse hervor, so daß auch nicht eine Stecknadel hätte auf die Erde fallen können. Der fremde Reisende, welcher den Ehrenplatz zunächst der Lampe inne hatte, und sehr geschäftig an die Classifizirung der Pflanzen ging, brauchte für sich mehr Platz als zehn Andere. Die erste Scheue war abgelegt, und Jeder scherzte nun ungenirt auf den Andern, ohne jedoch ein Wort Carlotto's zu verlieren.

Gaetan warf nun, nachdem endlich Alle Platz gefunden hatten, einen Blick auf seine Zuhörer, wie wohl Sokrates; denn auch er war von lauter treuen Freunden umgeben, von denen gewiß ein Jeder sein Leben gerne für ihn dahingegeben hätte. Das wußte er auch wohl, als er leise zu dem Reisenden sagte:

„Sagen Sie selbst, mein Herr, ist es nicht weit angenehmer, der Erste unter diesen Leuten zu seyn, als der Letzte in Ihren großen Städten?"

Mit einer seltenen Botanik beschäftigt, gab dieser ihm auf seine Frage keine Antwort. Gaetan ging nun in ein benachbartes Zimmer, welches mit seinem eben beschriebenen Schlafzimmer seine ganze Wohnung ausmachte. In wenig Minuten erschien er wieder, in seiner Hand einen Krug Wein und zwei hölzerne Becher haltend, welches den Umhersitzenden eine große Meinung von seinem Reichthume und seiner Gastfreundschaft einflößte. Einen dieser Becher erhielt Janvier, welcher im Namen der Auswanderer zuerst trinken durfte, den andern reichte Gaetan dem Doktor, welcher sich nicht lange erbitten ließ. Gaetan zog dann für sich einen Lederbecher, welchen er auf der Jagd zu gebrauchen pflegte, aus der Tasche, füllte ihn dann mit Wein, und sagte, nachdem er an die Holzbecher anstieß, mit einem Blicke auf die Versammlung und jenem melancholischen Tone, welcher ihm bei einer schmerzlichen Rückerinnerung so eigen war:

„Auf Euer Wohl, meine Kinder und das Eurer Eltern! Kehrt eben so gut und ehrlich zurück, als Ihr uns jetzt verlaßt, und kehrt auch wirklich wieder zurück in Eure heimatlichen Berge!"

(Fortsetzung folgt.)

Französische Zustände vor dem Ausbruche der Februar-Revolution.

Wer die Gegenwart gehörig verstehen und ihre mannichfaltigen Erscheinungen würdigen will, der muß die Vergangenheit, aus welcher diese hervorgegangen ist, kennen lernen. Die gegenwärtigen Zustände wurzeln in den früheren und hängen wie Ursache und Wirkung nothwendig zusammen. Es dürfte demnach das folgende Fragment eines im September 1847 aus Paris nach Deutschland geschriebenen Briefes von Interesse seyn.

„Wer hätte vor den letzten Wahlen daran gedacht, daß die Politik in Frankreich diese Wendung nehme! Sagte nicht Guizot, der Cato der Doktrine, damals seinen Wählern von Lisieux: „die conservative Partei allein sey im Stande, Reformen zu versprechen und zu verwirklichen, und er mehr als Andere sey ein Mann des Fortschrittes?"

Wie der Meister, sprachen auch ungefähr seine Jünger, nur wo möglich noch entschiedener und unzweideutiger, und in den verschiedenen Programmen der Candidaten an die Wahlkollegien las man von nichts als Wahlreformen, Verminderung der Postgebühren und der Salzsteuer, Abschaffung des Stempels für die Presse, Rentenherabsetzung, Widerruf des Septembergesetzes — dieses Alps der Tagespresse, vom Gleichgewicht in den Einnahmen und Ausgaben des Staates, kurz Verheißungen aller Art, die in dem Ohre der politischen Parias und bedrängten Bürger süßer als Beethoven'sche Musik klangen.

Um aber in den Besitz dieser schönen Dinge zu gelangen, meinte Guizot — der Mann de la grande politique — bedürfe es einer starken Regierung, die in der Kammer von einer entschiedenen Mehrheit unterstützt werde. Und sein speckhaltiger College Duchatel meinte es auch und setzte als Minister des Innern alle Räder und Rädchen der Staatsmaschine in Bewegung, um zu dem erwünschten Resultate zu gelangen. Es regnete auf die 250,000 Wähler, die Frankreich auf eine Bevölkerung von beinahe 34,000,000 Menschen zählt, Ehrenkreuze, Tabaks- und Stempelbureaux, ihre Söhne, Vettern und Neffen erhielten Anstellungen in den zahlreichen Ministerien und Gesandtschaften und in den noch zahlreichern Präfekturen und Unterpräfekturen, und wer sie nicht erhielt, bekam wenigstens ein ministerielles Versprechen zu einer baldigen glänzenden Versorgung. Die Wahlkandidaten — Banquiers und reiche Grund- und Industriebesitzer — öffneten sofort auch ihre Koffer, und ließen auf die privilegirte Meute ihre goldenen Napoleone springen, kurz, es war ein unendliches Freudenfest auf der Burg Zion der Auserwählten und die Große, von der in der Apokalypse die Rede ist, führte in der Person der Regierung überall den Reigen an.

Um jeden Schein der Uebertreibung von mir zu entfernen, darf ich nur an die Wahl des Banquier Drouillard erinnern, wobei die Wahlmänner zu allen möglichen Preisen feilgeboten und verkauft wurden. Und ubi malos praemia sequuntur, haud facile quisquam gratuito bonus est, sagt schon Sallust. Wie viele andere wären zu dieser aber noch hinzugefügt worden, hätte die conservative Mehrheit, im Bewußtseyn ihrer jungfräulichen Unschuld, nicht die, von der Opposition verlangte Untersuchung (enquête) zurückgewiesen. „Sey im Besitz' und Du wohnst im Recht und heilig wird's die Menge (la majorité) Dir bewahren," sagt Schiller. Ich will daher den Schleier nicht lüften, den die Mehrheit über ihren eigenen Schmutz gezogen, und Sie besitzen zu viel ästhetisches Gefühl, um es mir nicht Dank zu wissen. Welcher Anblick ist zurückstoßender, als die Verkäuflichkeit der Menschen! Und doch erhebt man diese überall zum Prinzip, wo das Wahlrecht, wie hier und in England, ein Privilegium in den Händen Einzelner ist und nicht, wie in der Schweiz und Nordamerika, von der Gesammtheit im Interesse aller Bürger ausgeübt wird. Zwischen absoluter und konstitutioneller Monarchie, wie wir sie allenthalben vor Augen, geb' ich der erstern unbedenklich den Vorzug; sie ist wenigstens aufrichtig, und wenn man seinen Despoten hat, so braucht man sich ihn wenigstens nicht erst zu kaufen, man hat ihn von Gottes Gnaden.

Was ich Ihnen vorhin von den Wahlumtrieben und besonders von der Verkäuflichkeit der Wähler sagte, gilt nicht von Paris. Zwar suchte auch hier die große Verführerin die geheimen Wünsche und Begierden der einzelnen Bürger auszuforschen und ihre Reize an den Mann zu bringen: aber Paris ist zu moralisch durch sein Bewußtseyn und zu aufgeklärt über ihre Ränke, Intriguen und Kabalen, um sich ködern zu lassen. Auf vierzehn Wahlkollegien, die man in Paris und seinem Weichbilde zählt, vermochte sie nur zwei für ihre Kammer zu erobern, und zwar nur diejenigen, wo die Zahl der Wähler am geringsten und also ihr Einfluß am leichtesten geltend zu machen

Digitized by Google

war. Im übrigen Frankreich hatte sie, durch die oben erwähnten Mittel, die Mehrheit.

Bald nach dem Zusammentritt der neuen Kammer bei der Verhandlung des Remusat'schen Gesetzvorschlages einer parlamentarischen Reform, der Wahlreform von Duvergier und noch eines dritten zur Verminderung der Posttaxe, zeigte es sich, daß die Herren Conservativen ihre Programme vergessen hatten, und daß zwischen einem Wahlkandidaten und einem Deputirten ein ungeheurer Unterschied ist, daß beide durch einen Meineid (den man savoire-faire zu nennen beliebt) von einander getrennt seyn können.

(Fortsetzung folgt.)

Deborah,

Volks-Schauspiel in 4 Akth. von S. Mosenthal.

Der unermeßliche Judenschmerz, das Erbtheil eines Jahrtausends, das Gefühl einer immer fortlaufenden Enterbung an den Freuden, der Ehre und dem Genusse der Erde hat zu allen Zeiten reichen Stoff zu Dichterwerken geliefert. Die Ungerechtigkeit, die ihn erzeugte, hat sich, wie jede große Weltsünde, an den Kindern und Enkeln, der Enterbenden wie der Enterbten, gerächt, und ein Ferment von Haß auf der einen, von Rachegefühl auf der anderen Seite angesetzt, welches erst die Gerechtigkeit, Bildung und Humanität der Neuzeit aus der Geschichte getilgt hat. Die entmenschte Bosheit Shylocks, die edle aber demüthige Güte Shewa's, die philosophisch-religiöse Menschenliebe Nathan's des Weisen ruhen, so unendlich weit sie auseinander gehen, doch auf derselben Grundlage des Drucks, der wild energische Naturen zu teuflischer Wuth aufstachelt, milde und schwache in weichliche Demuth schmelzt, hohe auf einen Standpunkt erhebt, von welchem aus sie das ganze unwürdige Treiben der Dränger wie der Bedrängten von einer, ich möchte sagen, himmlischen Vogelperspektive aus sehen, wo man die Dünste und Nebel der Erde tief unter sich erblickt. Wie sich aber dieses Gefühl in einem, zur höchsten Leidenschaft aufgeregten Frauenherzen zugleich verdichte und verflüchtige, wie der angeerbte Schmerz in bitteren Groll verwandelt, durch die Liebe zu Liebe, dann wieder durch erduldete unerträgliche Verachtung zu tödtlichem Rachegefühle sich steigere, endlich durch die Zeit und durch das Beispiel einer edlen und liebenden Weiblichkeit in Versöhnung sich auflöse, das hat der junge Dichter der „Deborah" zum ersten Male in einem Genrebilde dargestellt, reich an ergreifenden poetischen Zügen und dramatischen Situationen, das am 8. d. auch auf unserer wie auf den anderen deutschen Bühnen mit verdientem, immer steigendem Beifalle aufgenommen worden ist.

Deborah ist aufgesäugt in den Leiden ihres Stammes, sie hat, wie viele ihrer damaligen Leidensbrüder (das Stück spielt im Jahre 1780), ihren Groll mit ihrem Glauben identificirt, und die Liebe, die sie bei den Menschen nicht findet, ist ihr auch bei ihrem Gotte abhanden gekommen, dem sie die Rache ihres Stammes überträgt. Aber was sie im Himmel nicht erkennt, das trifft sie hienieden. Sie entbrennt in Liebe für einen schönen christlichen Jüngling; wegen seiner will sie ihren nächsten Verwandten, einen blinden, hülflosen Greis, verlassen, dessen Stütze und Augenlicht sie ist, und dessen Weib sie, wie ihn, ernährt; ihrem Abgotte will sie ihren Gott, ihrer Liebe ihre Rache opfern. Der Gegenstand ihrer Liebe ist ein mit einem trefflichen Mädchen verlobter, gutmüthiger aber unbedeutender Jüngling in einem steyrischen Dorfe, der mehr von den Reizen der schönen Orientalin verblendet und gefangen, als eigentlich von Liebe zu ihr entbrannt ist. Doch wi ller mit ihr und wegen ihrer die Heimath, die Braut und den Vater verlassen, aber während er ihm sein Geständniß macht und dieser ihm fluchen will, lähmt ein Schlagfluß die zum Fluche bewegte Zunge des Vaters und erschüttert das Gewissen des Sohnes. Nachdem jener wieder zum Bewußtseyn gekommen, ist er milder, der Sohn schwankender geworden. Letzterer läßt geschehen, daß der Mephistopheles des Ortes: der Schulmeister, ein heimlicher Apostat des Judenthums, mit dem schändlichen Antrage an Deborah geschickt werde, ihr für Geld das Herz des Jünglings abzukaufen. Der nichtswürdige, von dem blinden Juden erkannte Schulmeister, gibt dies Geld, in Deborah's Abwesenheit, der armen Bettlerin, dem Weibe des Blinden, die ihm gern dafür verspricht, mit ihrer Sippschaft aus dem Lande zu ziehen. Er aber läßt berichten, Deborah sey den niederträchtigen Handel eingegangen, und ihr Geliebter bricht den Stab über sie, ohne die Unglückliche, die sich zu ihm drängt, hören zu wollen. Er bedarf bei seinem eignen Herzen eines Vorwandes, die alten Bande wieder anzuknüpfen, und das alte Vorurtheil gegen die Juden hilft ihm leicht und gut über die Liebe zu der Jüdin hinaus. Mit gebrochenem Herzen und schweigender Zunge verläßt ihn diese, um an seinem Hochzeittage mit der steyerischen Braut wieder zu erscheinen und den Fluch über den Meineidigen, sein Haus und seine Nachkommen auszusprechen. Wer will es der Unglücklichen verdenken, daß, seit sich die Liebe so falsch gezeigt und so nichtswürdig, ihr im Himmel und auf Erden wieder die Rache allein als der berechtigte Gott erscheint? Aber an der Tugend des edlen Weibes wird der Fluch der betrogenen Geliebten zu Schanden. Joseph's Haus blüht auf, und an seinem Herzen nagt — charakteristisch genug — mehr der Unglücklichen Verwünschung, als die That, welche sie gerechtfertigt. So vergeht ein Jahr und wieder ein Jahr, am Ende sieben Jahre. Mittlerweile ist in Oesterreich für die Juden die mildere Zeit angebrochen, welche die Regierungsmaßregeln des menschenfreundlichen Kaisers Joseph bezeichnen. — Ein Repräsentant der besseren Ansicht wie der besseren Zeit, oder wie unser Dichter seine Heldin sagen läßt:

„Ein Bild des Stamms, der seinen Haß geopfert
Seitdem er weiß, daß Ihr ihn lieben könnt,"

tritt, im Begriffe, mit Deborah und mehreren der Seinen nach der neuen Welt auszuwandern, als Verkünder der alten Lehre der Liebe auf. Er sagt:

„Suchst Du den Haß in unserem heil'gen Glauben?
Ihn hat das Elend sich hinein gedichtet,
Die Menschen haben, aber Gott verzeiht."

Dann:

„Wenn uns die and'ren Brüder auch verkennen,
Ist's unser Mutter (Deutschlands) Schuld? Sie litt nicht,
Daß wir von ihrem reichen Schooß uns nährten,
Und gönnten uns nicht unser Kindestheil.
Sie aber gab uns heimlich, was wir brauchten:
Für unsre Lebenden ein Stückchen Brod
Und Gräber für die Asche unsrer Väter."

Aber Deborah's Haß ist in ihrer Liebe selbst begründet. Sie will noch einmal die Wohnung ihres Ungetreuen sehen und sich an den Wirkungen ihres Fluches ergötzen. Statt dessen findet sie ein treffliches, edles und mildes Weib, ein Kind, das ihren Namen trägt und einen glücklichen Hausvater. Da schmilzt ihr Herz, sie ist versöhnt, und segnet den Glücklichen, der ihr namenloses Unglück verschuldet. So endet das Stück mild und rührend, aber wie der Weltenlauf, der die Flachheit hebt, und das starke, tiefe Gemüth untergehen läßt. Deborah bleibt allein, ihr Wesen stirbt ab, ihre Liebe und ihr Haß — und was soll ferner aus ihr werden? Doch machen wir dem Dichter hieraus keinen Vorwurf:

Digitized by Google

Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.

Mit dem Aufheben der Gegensätze müssen ihre Träger untergehen. Deborah geht unter, aber in der Verklärung ihres Wesens, ihrer Gefühle, auch hierin ein schönes Bild der Zeit, welche die Schlacken durch Feuer läutert.

Der junge Dichter hat durch dieses Werk seinen Beruf schön begründet und mit Recht große Hoffnungen für seine Zukunft erregt. Die Darstellung auf unserer Bühne war eine vorzügliche zu nennen. Fräulein Janauscheck gab die Titelrolle mit aller Gluth südlicher und aller Wahrheit menschlicher Leidenschaft. Ihr Spiel erinnerte an Rachel; doch war sie nicht Copie, sondern von Begeisterung durchglüht. Sie wurde zweimal gerufen und erntete stürmischen Beifall. Mit vieler Anmuth und liebenswürdiger Milde stellte Fräulein Hoffmann den Gegensatz zu Deborah, in der ruhigen und edlen Hanna dar. Hr. Meck gab den alten, gottergebenen, blinden Juden mit gewohnter Meisterschaft, wie Fräul. Lindner die an sich nicht eben bedeutende Rolle der alten Lise durch ihr Spiel zu einer bedeutenden zu machen wußte. Die Rolle des schwachen, charakterlosen Joseph ist an sich keine sehr dankbare und das Spiel des Hrn. Schneider wandte ihr nicht mehr Interesse zu, als sie verdient. Die beiden Prediger des Wortes der Liebe: der Pfarrer und Ruben, wurden von den Herren Haake und Breuer trefflich aufgefaßt. Das lebendige Gemälde nach dem Bendemann'schen Jeremias war von großer Wirkung und in dem zahlreich versammelten Publikum ein ernster und tiefer Eindruck der Darstellung unverkennbar. J. W.

Mannichfaltigkeiten.

Jenny Lind, die gefeierte Sängerin des Nordens, befindet sich mit ihrer Schwester seit mehr als 14 Tagen in Obermais bei Meran, woselbst sie noch 3 — 4 Wochen zu verbleiben gedenkt. Die Meraner Liedertafel brachte ihr eine Abendmusik, welche zarte Aufmerksamkeit die große Künstlerin so innig ergriff, daß sie sämmtliche Sänger zu sich hinauf lud und sie bat, daß sie ihren Dank statt mit glatten Worten in Tönen ausdrücken dürfe, worauf sie vier Opernarien bei Begleitung des Pianofortes meisterhaft sang und die Zuhörer entzückt und dankend von ihr schieden.

Korrespondenz.

Leipzig, 4. Oct.

Bekanntlich ist der Verkehr unserer Messe sehr lebhaft und der Umsatz über alle Erwartung groß; mehrere Fabrikanten haben zu guten Preisen alle ihre Vorräthe losgeschlagen. Dieses über alle Erwartung günstige Ergebniß macht wieder freundliche Gesichter und übt einen sichtbaren Einfluß auf alle Verhältnisse aus. Auch der Buchhandel, dessen Geschäfte bis auf Null gesunken waren, lebt wieder auf; die düstern Wolken auf der Stirn der Prinzipale sind verschwunden. Allein die frühere Kauflust hat sich auch jetzt noch nicht eingefunden. Das Verlangen des Publikums erstreckt sich immer nur auf einzelne Zweige; nach Werken, welche der schönwissenschaftlichen Literatur angehören, wird nur wenig gefragt, selbst die Leihbibliotheken haben in ihren Bestellungen nachgelassen. Mehr Verlangen zeigt sich für Karten, sowie für geographische und populär geschichtliche Werke, namentlich für Darstellungen über die wichtigen Begebenheiten der jüngsten Zeit. Diese politischen Umwälzungsversuche haben zwar eine Menge von Broschüren hervorgerufen, allein sie tragen fast alle das Gepräge der Uebereilung und der Parteileidenschaft und dürften deshalb auf ein bleibendes Interesse schwerlich Anspruch machen. Dagegen scheint ein Werkchen gleichen Genre's, von welchem in diesen Tagen das erste (Leipzig, bei Hermann Fritzsche) ausgegeben wurde, sich vor seinen Vorgängern rühmlich auszuzeichnen und dürfte das Bedürfniß nach einer zusammenhängenden übersichtlichen Darstellung jener Ereignisse um so mehr befriedigen, als es sich nicht nur auf die Begebenheiten in Deutschland beschränkt, sondern die von ganz Europa in sein Bereich zieht. Dieses Werkchen hat den bekannten Schriftsteller F. Schrader in Weimar zum Verfasser und führt den Titel: „Das Buch der Revolutionen oder die Ereignisse des Jahres 1848". Es ist zunächst für das Volk bestimmt und mit einer größeren Anzahl Bildnissen berühmter Personen illustrirt. Seine Vorzüge bestehen besonders in der Klarheit der Auffassung, Einfachheit der Schreibart und in der Vermeidung alles fremden Wortschwalls.

Darmstadt, 7. Oct.

Ein Schauspieler, wenn er nur irgend seinem Berufe entspricht, ist für mich ein interessanter Mann, weil ich die Mühen und Studien übersehen zu können glaube, welche er anwenden muß, um eine gewisse Stufe der Kunst zu erreichen. Um so dankbarer fühle ich mich daher gegen die Acteurs gestimmt, die auf der Bühne so viel leisten, daß sie als glückliche Vermittler zwischen Leben und Kunst erscheinen und beide als ein innig verschmolzenes Ganzes gleichsam in einem Gusse darstellen. Diese Bemerkungen drängten sich mir unwillkürlich auf, als ich am letzten Freitag zwei unserer neuen Bühnenmitglieder in dem Lustspiel: „Der Landwirth", auftreten sah. Hr. Herwegh und Hr. Stemmler gaben ihre Rollen — jener den Graf von Leistenfeld, dieser den Rudolph — mit so viel ungezwungener Natürlichkeit und Wahrheit, daß der Eindruck, den sie durch ihr glückliches Spiel machten, ein allgemeiner und tief empfundener war. Beiden ist man diese Anerkennung schuldig, wie auch unserer trefflichen Eppert, die in diesem Stück in Marien's Rolle wieder ihre volle Liebenswürdigkeit in Rhetorik und Spiel entfaltete. Hr. Peters (Eduard) besitzt viel declamatorische Kraft und Energie des Spiels, gepaart mit einem so deutlichen Redevortrag, daß keines seiner Worte verloren geht. Könnten wir doch diese vorzügliche Eigenschaft allen unseren Bühnenmitgliedern nachrühmen! Manche sprechen so sorglos leise, als wenn sie sich in einer Theeküste neben dem dampfenden Kessel des städtischen Verhängnisses befänden und ihrem Nachbar etwas vertraulich ins Ohr flüstern wollten. Die Vorstellung des „Landwirth" war nicht ganz frei davon, weshalb ich nicht weiter darüber reden will. Ein Ballet Divertissement folgte zuletzt und erregte viel Interesse, besonders durch die Krakusen-Polka, in welcher sich Fräul. Cath. Dittmann und Hr. Dornewas, jene durch ihre zierlichen Stellungen und leichten Pas, auszeichneten. Für die besseren unserer jungen Tänzerinnen scheint die durch ihr öfteres Auftreten auf den ersten Bühnen Europa's zu hinlänglichem Rufe gelangte, ausgezeichnete Balletänzerin, Fräul. Luise Weiß, als nachahmungswürdiges Muster gedient zu haben. — Das romantische Drama: „Der Glöckner von Notre-Dame", nach Victor Hugo von Charl. Birch-Pfeiffer frei bearbeitet, ist am 30. v. M. zum ersten Male über unsere Bühne gegangen. Der Eindruck, den die Vorstellung machte, scheint im Ganzen kein ungünstiger gewesen zu seyn.

Herr Balfe,

rühmlich bekannter Compositeur und Kapellmeister der großen italienischen Oper zu London, studirt hier gegenwärtig seine Oper:

Gitana, das Zigeunermädchen,

ein, welche unter seiner Leitung den 17. d. M. auf dem hiesigen Stadttheater zur Aufführung kommen wird.

Frankfurt, 10. October.

Die Direktion des Stadttheaters.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 10. Oct. Muttersegen, oder: Die neue Fanchon, Schauspiel mit Gesang in 5 Abth. nach dem Französischen des G. Lemoine von W. Friedrich, Musik von H. Schäffer.

ruck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 243. Donnerstag, den 11. October 1849.

Das Gericht des Savoyarden.

Charaktergemälde von Karl Wöltner.

(Fortsetzung.)

Der Doktor hatte bis jetzt nur wenig auf die Scene Acht gegeben, welche sich vor seinen Augen zutrug; allein seine Aufmerksamkeit wurde nunmehr doch rege. Die flackernde Flamme der Lampe und des Herdes, welche diese gedrängte und stille Menge, diese braunen Gestalten mit ihren langen Schatten beleuchtete; die bebende Stimme Carlotto's, welche die ihm zunächst sitzenden Mütter zu Thränen rührte; die Kleinen, welche sich in kindlicher Angst an diese drängten; und endlich die Väter, welche das Haupt niedersenkten in Erinnerungen an jenen Tag, als sie, damals noch Knaben, die väterliche Hütte verlassen sollten und eben so die Rathschläge eines Nestors der Berge anhörten: in diesem Bilde lag etwas Patriarchalisches, etwas Einziges, eine friedliche und zugleich erhabene Poesie, welche das Herz dieses einfachen und ehrlichen Menschen, den die Wissenschaft noch nicht gänzlich abgestumpft hatte, mächtig ergriff. Er führte den Becher an die Lippen, nahm einige Züge und stellte denselben dann auf den Tisch nieder.

„Das Glück möge Euch überall hin begleiten, ihr braven Leute," sagte er wohlwollend. „Diese Kinder gehen nach Paris, wo ich wohne. Sollte jemals einer von ihnen Unterstützung oder Hülfe nöthig haben, so mögen sie sich nur an mich wenden. Ich bin Doktor und erster Arzt in der Bastille zu Paris — ihr sollt sehen, daß ich eure Gastfreundschaft niemals vergessen werde."

Mit diesen Worten reichte er dem Anführer der Knaben seine Karte. Alles dankte ihm voll Ehrfurcht; allein Gaetan sagte mit einem Gefühle von Stolz:

„Diese Kinder werden wohl niemals in den Gefängnissen von Paris Ihrer Hülfe bedürfen, Herr Doktor! Arm ist wohl der Savoyarde, das weiß ein Jeder; allein er ist dafür redlich und bieder, und weiß die Ehre seiner Heimath zu wahren. Gewiß noch niemals werden Ihre Gefängnisse einen Savoyarden des Mont-Cenis eingeschlossen haben."

„Doch," erwiederte der Doktor, „glaube ich . . . ich meine, daß man mich rufen lassen könne . . ."

„Nie! Niemals!" erwiederte Carlotto mit neuer Beharrlichkeit; „denn wer ein Verbrechen begeht, wird von uns nicht mehr als Bruder betrachtet und für ewig aus diesen Bergen verbannt. Nicht wahr, meine Freunde?"

„Ja, ja!" erwiederten die Umhersitzenden mit Nachdruck.

Der Doktor, welcher in nichts die Gefühle seines Wirthes verletzen wollte, entschuldigte sich mit dem Wunsche, den jungen Leuten als Arzt nützlich zu seyn, und fuhr dann fort:

„Carlotto, Du sprachst von Deinem Unglücke . . . von einem Auftrage . . ."

Der Führer, an sein Versprechen erinnert, erwiederte:

„Ja, Herr Doktor, ich werde von diesen Kindern einen Lohn für die Dienste verlangen, welche ich ihnen und ihren Eltern geleistet habe. Ich habe nämlich eine Bitte an sie. So hört mich also an!"

Er reichte nochmals die gefüllten Weinbecher im Kreise herum, lehnte dann erschöpft seine breiten Schultern an die Mauer und ließ mit einem würdevollen Ernste einen Blick voll Trauer über die aufmerksame Versammlung gleiten.

„Kinder," begann er alsdann, „es sind heute fast zwanzig Jahre, daß auch ich, um mein Brod zu verdienen, nach Paris zog. Mein Bruder Wilhelm ging mit mir dahin, und wir Beide weinten bitterlich, als wir den Kirchthurm von Sans-le-Bourg hinter uns verschwinden sahen. Es war ja das erste Mal, daß wir Vater und Mutter hinter uns ließen, ein Weg von 200 Meilen lag vor uns, und der ganze Vorrath, den wir bei uns trugen, bestand ja nur aus einem Stückchen Schwarzbrod, einigen guten Rathschlägen und einem Murmelthiere, welches abwechselnd von uns getragen wurde, und das wir in den Bergen selbst gefangen hatten. Das Savoyardenlied, welches wir damals sangen, und das ihr ja alle kennt, paßte sehr gut auf unsere Lage."

Ein Ausdruck der Sanftmuth umspielte bei dieser Rückerinnerung Gaetan's Lippe, während ein Freudengemurmel die Menge durchlief.

„Ach! ich liebte meinen Bruder Wilhelm so sehr!" fuhr der Jäger lebhaft fort: „er war einige Jahre jünger als ich, und meine Mutter hatte ihn mir so sehr auf die Seele gebunden. Niedlich, lustig, unterhaltend, stets reinlich und gut gekleidet, wie er war, und zu schwach, als daß er, wie ich, hätte in den Kaminen herumklettern können, wollte ich auch nicht, daß er seine zierliche Gestalt mit Ruß beschmutzte; besonders noch deßhalb, weil ihn meine Mutter so gerne küßte."

Wilhelm's Kräfte ließen bald nach. Ich blickte noch immer zurück nach den heimathlichen Bergen, und weinte bitterlich, als ich an unsere Hütte in Arque dachte und an den heimathlichen Herd. Wilhelm sagte da oftmals zu mir: „Wir werden ja wieder heimkehren," und voll Vertrauen wiederholte ich stets: „ja, wir werden heimkehren! wir werden heimkehren!"

„So, meine Kleinen, wanderten wir immer weiter und weiter, und auch euch werden, wie uns, die Füße so manches Mal anschwellen, bis ihr euer Ziel erreicht; wie wir, werdet ihr die Welt so groß finden, wie wir, werdet ihr so manche Leiden erdulden müssen. Ach! nur zu oft fanden wir in den Ortschaften, durch welche wir wanderten, keine Kamine zu fegen, und wir erhielten weder Brod noch Nachtlager; allein da zeigte Wilhelm sein Murmelthier, tanzte mit ihm, machte überhaupt Possen und

Digitized by Google

Sprünge, und die weniger hartherzigen Bauern gaben dann, was wir begehrten."

„Endlich erreichten wir Paris, und Wilhelm machte bei'm Anblicke dieser vielen schönen Häuser große Augen, und besonders als er diese Menge von geputzten Herren und Damen sah, welche in den Straßen umhereilten. Als wir in der Faubourg St. Marceau in der Savoyardenherberge, welche unser Vater uns bezeichnet hatte, angekommen waren, fanden wir Landsleute, welche uns lehrten, wie wir es zu machen hätten, daß wir unser Brod verdienen könnten. Man legte uns Stroh in ein Zimmer, welches schon von mehreren andern Kindern bewohnt war. Tags darauf schickte man uns in die Stadt, damit wir unser Glück versuchten."

„Ach! wie war Wilhelm so glücklich! Alles gefiel ihm, Alles unterhielt ihn. Er zog lachend und singend mit seinem Murmelthiere in die Stadt, und wenn er des Abends heimkehrte, brachte er stets Weißbrod und Sous die Menge mit. Letztere thaten wir in eine Sparbüchse, um sie dann unsern Eltern zuzustellen. Ich, der ich nichts begehrte, als den Lohn für's Kaminfegen, kehrte oft ohne Geld und hungrig heim, dann theilte mein Bruder sein Mahl mit mir, und manches Mal überraschte uns der Schlaf bei unseren traulichen Gesprächen über die Heimath."

„Kaum waren wir sechs Monate in Paris, so bemerkte ich, daß Wilhelms Gaben seltener wurden, nnd bald that nur ich meine Ersparnisse noch in die Sparbüchse. Wilhelm erschien nun jeden Tag in einem neuen Kleidungsstücke: bald war es eine neue Weste, bald eine Kappe, bald eine Halsbinde. Eines Tages fragte ich ihn:

„Lieber Bruder, woher hast Du denn diese Kleidungsstücke?"

Er erwiederte:

„Man schenkte sie mir."

„Wilhelm," sagte ich dann zu ihm, „Du weißt, wir können erst dann zurückkehren, wenn wir eine größere Summe gespart haben; Du scheinst zu vergessen, daß unsere Mutter in der Herzensnoth darbt und unser Vater mit bloßen Füßen umherziehen muß, um sein Daseyn zu fristen."

„Wilhelm machte mir tausend Versprechungen; allein er änderte sich nicht. Oftmals hatte er mir gesagt, daß er ein Herr werden wolle, und daß er mich allein in die Heimath ziehen lasse, sobald wir Geld genug für den Lebensunterhalt der Eltern erspart hätten."

(Fortsetzung folgt.)

Französische Zustände vor dem Ausbruche der Februar-Revolution.

(Fortsetzung.)

Dans tous les partis il y a cependant aussi d'honnêtes gens. Selbst unter den Conservativen gibt es deren; einige machten Ernst mit dem Programme von Lisieur; und wenn wir unter ihnen unbewegliche Marksteine (bornes immobiles) finden, so treffen wir dagegen andere, die lieber die Herrschaft überhaupt, als die alten Gränzen behaupten wollen, die einen gewissen Instinkt für die gegenwärtige politische Lage der Dinge verrathen, und nach der bekannten Arie: „Immer langsam voran", wirklich einigermaßen vom Flecke möchten. Diese, ungefähr an der Zahl 30—35, nahmen, wie gesagt, Guizots Glaubensbekenntniß vor den Wählern vor Lisieur für baare Münze und bedeuteten der Regierung von vornherein, daß sie den bisher verfolgten Weg zu verlassen habe, wenn sie auf ihre Stimmen zählen wolle.

Guizot und Duchatel, im Vollgefühl ihrer Stärke, erklärten ihnen nach einigem Zaudern, „daß sie sich von einer Minorität nicht die Hände binden ließen, daß sie übrigens jedoch nicht abgeneigt seyen, diesem Wunsche zu entsprechen, daß sie aber glaubten, der dazu passende Augenblick sey noch nicht gekommen. Man müsse sich für einen möglichen Todesfall Louis Philipps wenigstens ein Mittel vorbehalten, um dem noch immer so unpopulären künftigen Regenten eine Stütze bei den Bürgern zu sichern". Einzelnen leuchtete diese Theorie ein; Andere meinten, die Sachen ständen so, daß die Regierung gerade in ihrem augenblicklichen Interesse Concessionen und Reformen machen müsse; daß die Hinausschiebung derselben bis zum Ableben des Königs zu allerlei Mißdeutungen Veranlassung geben würde, daß man ihr dann vielleicht als Schwäche auslege, was man ihr jetzt als einen Akt der Stärke anrechnete, daß man nicht heute säen und gleich morgen ernten könne. — Aber Franz Guizot, als großer Staatsmann, wollte sich auf solche Spitzfindigkeiten nicht einlassen, und die kleine Schaar der Fortschrittler trennte sich, und hat ihm seither schon in der Kammer, ungleich mehr aber noch in der öffentlichen Meinung geschadet, und wird in der nächsten Session ohne Zweifel noch nachdrücklicher die Wahrheit des Satzes lehren: „daß oft der kleinste Feind mehr schadet, als der mächtigste Freund nützen kann." — Genug, der überreife Apfel des Conservatismus ist von den Würmern angefressen und geht in Fäulniß über, wenn nicht Rath geschafft wird. Der Wurm, der ihn in der letzten Session am unablässigsten und gefährlichsten benagte, heißt Emil de Girardin. Er ist unstreitig der talentvollste der beweglichen Conservativen, und daß eine Regierung, die von den Mitteln zu regieren solche Ansichten hat, wie die unsrige, seine Stütze, die so leicht zu erhalten war, verscherzte, muß ihr als eine große Ungeschicklichkeit angerechnet werden. — Als Hauptredakteur des Journals „la Presse" vertheidigte er Molé's verderbliches Ministerium mit unerschütterlicher Keckheit und sein Blatt konnte damals für halboffiziell gelten. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß Molé seinen industrieritterlichen Apologisten für seine Dienste aus den geheimen Fonds der Polizei reichlich besoldete.

Thiers, obgleich in jeder Beziehung würdig mit Molé und Guizot in ein Gestirn versetzt zu werden, sah sich später nicht veranlaßt, ganz in die Fußstapfen seines Vorgängers zu treten — und Girardins „Presse" ward natürlich seine wüthendste Widersacherin. — Welche Zurücksetzung war es auch, andern Sbirren sich vorgezogen zu sehen, nachdem man sich einmal käuflich auf dem Gewissensmarkte ausgeboten hatte!

Thiers trat bald wieder von der Bühne ab und wurde vom 29. October oder Guizot ersetzt. Girardin besänftigte sich nun und schrieb und stimmte für den neuen Herrn. Doch mischte sich hier und da in seine leitenden Artikel ein zärtliches Wehgeflüster nach Molé, wie man es bei jungen Wittwen bemerkt, die eine zweite und unglückliche Wahl getroffen, und darum gern in den süßen Träumen und Seligkeiten der ersten schwelgen. — Guizot, als dem neuen Gatten, wollte das zweideutige Seufzen und Klagen nicht gefallen: doch kam es darum zwischen Beiden noch nicht zu einem offenbaren Bruche; man schmollte nur heimlich mit einander, dem Publikum blieb die häusliche Zwietracht so ziemlich verborgen. — Doch bald sollte die Eifersucht, die schon so manches Bündniß vergiftet hat, auch diesem den Tod bereiten. Hatte Girardin die erste Veranlassung dazu gegeben, so rächte sich Guizot um so vollständiger, indem er sich an Girardins ehemaligen Busenfreund Granier (von Cassagnac) einen talentvollen, aber durchaus verdorbenen Menschen anschloß und ihn beauftragte, seine Regierungsgrundsätze im „Globe" gegen seine Widersacher zu vertheidigen. — Granier trat gegen alle dynastischen und radikalen Oppositionsblätter mit unvergleichlichem Cynismus auf und verschonte auch keineswegs „la Presse". Girardin, obgleich in seiner Eigenliebe aufs Empfindlichste verletzt, zeigte gegen diese Angriffe viel stoischen Gleichmuth und

Digitized by Google

war in seiner Polemik wider die Regierung verbissen abgemessen, was sich wahrscheinlich damals am besten mit seinen Interessen und Projekten vertrug.

Als die Dinge so standen, gelüstete es dem General Girardin, dem Vater des Journalisten, Pair von Frankreich zu werden, eine Ehrenstelle, die ihm Molé und selbst Thiers schon versprochen haben sollen. Guizot und Duchatel ließen den General hoffen, daß er am Ziele seiner Wünsche sey. Doch Tages vorher, ehe er dem Könige als Pairkandidat vorgestellt werden sollte, ließen sie den ergreisten Krieger zu sich kommen und machten ihm die Mittheilung, daß die Angelegenheit als beendigt zu betrachten wäre, wenn er sich verbinde, seinen Einfluß auf den Sohn dahin zu gebrauchen, daß dessen Organ wieder ausschließlich zu Gunsten des Kabinetts schreibe. — Der General hatte sich geschmeichelt, daß er nicht ohne persönliches Verdienst sey, daß er sein Blut in manchen Schlachten für sein Vaterland vergossen habe, und daß er darum dieser Auszeichnung eben so würdig sey und vielleicht würdiger als Andere, und entrüstete sich über diese Bedingungen. Auch der Sohn kannte nun keine Rücksichten mehr und denunzirte in seinem Blatte und später auf der Tribüne jene riesenhaften Skandale, die, wie ein Blitzstrahl, von einem Ende Frankreichs bis zum andern flogen und die ganze Schändlichkeit der Minister aufdeckten. Gab es auch in der französischen Kammer 225 Mitglieder, welche die Stirne hatten, sich mit den Aufschlüssen der Angeklagten (die nichts als das Zeugniß der Schuld waren) „zufrieden" zu erklären: so steht das Ministerium doch heute vor dem Richterstuhle der Nation und wird von Freund und Feind verurtheilt. Der Prozeß Teste und Cubières war nur die Einleitung in das schmutzige Drama, das die glücklichen Nachhelden der Julirevolution aufgeführt haben und das der Regierung des Bürgerkönigs einen unauslöschlichen Schandfleck aufdrückt.

Wer war es, der alle edlen Gefühle und Grundsätze in der Nation zu ersticken gesucht, der durch seinen krassen Wuchergeist den Götzendienst des „goldenen Kalbes" eingeführt, der seine Minister, Räthe und Beamten unter den Kreaturen der Wucherer und unter den Verächtern der Gesammtinteressen aufgerafft, um desto willigere Instrumente seiner volksverrätherischen Absichten und Pläne in ihnen zu finden? War es nicht der „Napoleon des Friedens"? Gehörten nicht der Herzog von Praslin und Gudin, der Gauner, zu den Leuten seiner täglichen Umgebung? Sie mögen am Styx das Schicksal fragen, warum es sie ärger als Andere verfolgt? wir sehen es nicht ein, und kein Ehrenmann kann wünschen, daß die Nemesis in ihrer Ungerechtigkeit fortfährt. Mögen die Furien sich bald auf den Schuldigsten stürzen und ihn in den Abgrund peitschen — oder die Welt kommt um den Glauben an gerechte Vergeltung! —

(Schluß folgt.)

Xenien.

Der politische Pfiffikus.

Man muß hinter der Zeit herschleichen
Und still das Seine denken und ahnen:
Die besten Panier' und Freiheitszeichen
Sind unstreitig die Wetterfahnen.

An gewisse Journalisten.

Ihr bellt und glaubt Ihr wäret was,
Weil Ihr das Volk begeifert:
Die Großen, glaubt, die wissen, daß
Ihr nur als Hunde eifert.

Die Abtrünnigen.

Die Meinung würde sie nicht treiben
Mit solcher Hast in Feindes Lager,
Sie würden treu noch bei uns bleiben:
Wären die Bissen nicht zu mager.

Künftige Anbeter.

Wird die Freiheit große Dame,
Dann bekommt auch sie noch Schranzen,
Und die allerfeilsten Knechte
Werden Cancan mit ihr tanzen.

Und wer sittsam ihr noch dienet,
Wird von ihrem Hof verstoßen:
Junker werden Jacobiner,
Jesuiten — Ohnehosen.

German Mäurer.

Mannichfaltigkeiten.

Der bekannte Pädagog Adolph Diesterweg hat eine Broschüre veröffentlicht, in welcher er einen Antrag zu einer Goethestiftung stellt, und dieser geht dahin, die beabsichtigte Goethestiftung bestehe in einer allgemeinen Bildungsanstalt für das weibliche Geschlecht, besonders zur Pflege und Heraufbildung, zur Erziehung des Menschengeschlechts in der Kindheit und Kinderwelt! — Man könnte diesen Vorschlag mit vollem Rechte einen „kühnen Griff" nennen. Wir achten und ehren die wackere Gesinnung des Herrn Diesterweg und stimmen seinen etwas ausgedehnten Betrachtungen über die Nothwendigkeit der allgemeinen Menschenbildung, die bei weitem noch nicht genug verbreitet sey, vollkommen bei; aber wir sind weit davon entfernt, in der von ihm proponirten Goethestiftung das Ei des Columbus zu sehen. So etwas kann durch ein paar Hundert Thaler, welche man hier und dort mühsam zusammen bettelt, nicht erzielt werden, sondern man muß es der Zeit und dem lieben Gott überlassen. Auch haben wir aller Orten der Stiftungen schon so viele und einem großen Theile derselben stehen nur geringe materielle Hülfsmittel zu Gebote. Warum diese ewige Zersplitterung der Kräfte und dieses ewige Auseinanderfahren nach allen Seiten hin? Endlich bedarf es durchaus keiner Stiftungen zur bleibenden Erinnerung an Goethe. Für solche hat der Buchhändler Cotta bereits Sorge getragen und werden seine dereinstigen Erben diese fortführen. Die einzige und wahre Schuld der Dankbarkeit gegen Goethe hat seine Vaterstadt abgetragen, indem sie dem berühmten Landsmann ein ehernes Monument stiftete, und eben so könnte ihn auch noch Weimar verherrlichen. Weitere Stiftungen gehören zum Ueberflüssigen und heutigen Tages muß man beim Nothwendigen stehen bleiben.

(Koblenz, 6. Oct.) Gestern Abend trug sich in hiesiger Stadt ein sehr tragisches Ereigniß zu. Gegen 10 Uhr verbreitete sich auf dem Castorhof hierselbst Feuerlärm, und alsbald schien es, als stände der ganze untere Theil eines Hauses in Flammen, wie denn sogleich ein brennender Gegenstand, den man im ersten Augenblicke für einen Waarenballen hielt, zum Hause hinaus auf die Straße geschoben wurde. Aber, o Schrekken! der brennende Gegenstand wandelte — es war ein Mädchen von 16 Jahren — und irrte verzweiflungsvoll umher, bemüht, die Flammen von sich abzustreifen, welches aber leider ihm und den Hinzugekommenen nicht gelang — bis endlich auf allgemeines Zurufen das Mädchen zur nahen Pumpe eilte, all-

Digitized by Google

wo die Flammen gelöscht wurden. Ohnmächtig trug man hierauf dasselbe in's Haus zurück und wandte schnell die geeigneten Mittel an, da auch zufällig ein Aezt vorbeikam und ihm seine Hülfe angedeihen ließ. Das arme Mädchen ist sehr beschädigt, aber doch nicht lebensgefährlich. Ein Einwohner des Hauses, worin das Unglück entstand, welcher gleich beim Beginn desselben das Mädchen umfaßte und so die Flammen zu ersticken suchte, hat gleichfalls, ohne jedoch seinen Zweck zu erreichen, große Verletzungen an Armen und Brust davon getragen. Wie man hört, soll das Mädchen an einem Waschkessel beschäftigt gewesen seyn, als das darunter befindliche Feuer plötzlich seine Kleider ergriff.

(Eine Erscheinung der Zeit.) In einem öffentlichen Blatte lesen wir Nachstehendes: Man tadle, verhöhne, beschimpfe die Demokraten, man dichte ihnen noch so viel Unrecht an, man zeihe sie der Fehler, des Unsinns aller Art, in dem, was sie gethan, Eins ist geblieben, Eins hat sich hervorgerungen zu Licht und Tag; es ist die Schönheit, die einfache, klare, helle Schönheit der wahrheitsvollen Menschennatur, die sich in einzelnen Trägern der Demokratie, in einem Hecker, Raveaux, Itzstein, Löwe von Kalbe, Simon von Trier, Trützschler, Blum und Andern zu einer Anschauung gebracht, die nun einmal tief in die Seelen besserer Menschen, als ein heiliges, nie erlöschendes Feuer eingedrungen ist. Dieses heilige Feuer, dieser reine Mensch wird fortleben, sich wacker entfalten und dereinst der Riese seyn, der Deutschland in seine gigantischen Arme nehmen wird. Dieser Geist der Schönheit wird die Oberhand bekommen und seine Blüthen entfalten, so sehr ihn auch der böse Feind noch verfolgt, ächtet und in Ketten und Banden schlagen möchte.

In einer Anzeige der Philadelphia Zeitung liest man: „Es ist eine Uhr gestohlen worden, 100 Dollars werth. Wenn der Dieb sie zurück gibt, soll er gratis benachrichtigt werden, wo er eine stehlen kann, welche zweimal so viel werth ist, und soll ihm weiter keine Frage gestellt werden."

Im Hofburgtheater zu Wien sind 71 Dramen sogenannten verfänglichen Inhalts vom Repertoir gestrichen worden; selbst solche befinden sich darunter, die man zu Metternich's Zeiten ohne Schaden genießen konnte, wie Bauernfeld's „Großjährig"; die Karlsschüler, Schiller's Fiesco ꝛc. sind auch dabei. Zur Entschädigung für solche Stücke sehen die schaulustigen Wiener jetzt die österreichischen Feldmarschälle und Sieger aus Ungarn und Italien in den Theaterlogen und sind außer sich vor Jubel darüber.

Das Jahr 48 hat seine Märzerrungenschaften, das Jahr 49 dagegen seine „Kriegsverlittenheiten". So steht wenigstens in badischen amtlichen Erlassen.

Das Opernhaus in Berlin war lange nicht so besucht, als vor einigen Tagen, da man Schiller's „Jungfrau von Orleans" aufführte. Berliner Blätter finden's bemerkenswerth, daß bei der Stelle: „Für seinen König muß sein Volk sich opfern", das ganze Haus in wiederholten stürmischen Beifall ausgebrochen sey.

Der Verein für deutsche Reinsprache.

Ungeachtet mancher drückenden Zeitverhältnisse erfreut sich dennoch unser Verein einer immer größeren Theilnahme und weiterer Verbreitung. Seit unserem letzten Berichte hat er wieder um 100 Unterschriften zugenommen und zählt jetzt 700 Mitglieder in 119 Ortschaften des großen deutschen Vaterlandes. Um diesem schönen Streben einen festen Halt und eine dauerhafte Grundlage für die Zukunft zu geben, werden wir hier in Heidelberg ein eigenes Blatt, unter dem Namen: „Die deutsche Eiche", von Neujahr 1850 an wöchentlich zwei Mal erscheinen lassen. Dieses Blatt soll, wo möglich, auf diesem Gebiete eine neue Bahn brechen, indem es Leben und Wissenschaft mit einander zu verbinden und die Ergebnisse der letztern in reiner deutscher Sprache jedem Verständigen und Gebildeten darzulegen suchen wird. Auch soll es für alle Mitglieder und Freunde unserer Sache einen Besprechungssaal über unsere Bestrebungen und Forschungen eröffnen und überhaupt zur Erweckung deutschen Sinns und Lebens das Seinige beitragen. Für jeden Deutschen soll es ein Blatt der anziehenden Belehrung und Unterhaltung seyn, indem es sich bemühen wird, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden. Wir machen daher unsere verehrlichen Mitglieder im Voraus darauf aufmerksam, uns mit zweckmäßigen Beiträgen gütigst zu unterstützen und dem Blatte allenthalben die ausgedehnteste Verbreitung zu verschaffen. Probeblätter werden noch vor Ende dieses Jahres versandt. Hauptsächlich ersuchen wir auch alle deutschen Lesegesellschaften, demselben Eingang zu gewähren, um so auf eine größere Leserschaft wirken zu können. Schließlich laden wir die biederen Deutschen auf's neue ein, unserem Verein beizutreten und sich in freien Briefen an den Unterzeichneten zu wenden. Die deutsche Sprache ist das größte und mächtigste Band, das bis jetzt die Deutschen noch zu einer Einheit umschließt.

Heidelberg, 1. Weinmonat 1849. Der Vorstand:

We. Brugger.

Literatur.

(Heidelberg, 1. Oct.) So eben hat den Druck verlassen: „Geschichte der Neckarschule in Heidelberg, von ihrem Ursprunge im 12. Jahrhundert bis zu ihrer Aufhebung im Anfange des 19. Jahrhunderts; bearbeitet nach handschriftlichen, bis jetzt noch nicht gedruckten Quellen, und nebst den wichtigsten Urkunden herausgegeben von Johann Friedrich Hautz, Professor und alternirender Direktor des großh. Lyceums zu Heidelberg." (Gedruckt bei G. Reichard, Heidelberg. 1849.) Mit Freuden begrüßen wir dieses Werk, das nicht allein die ganze Geschichte der genannten Schule, von ihren ersten Anfängen im 12. Jahrhundert bis auf unsere Zeit, enthält, und dadurch für die Geschichte Heidelbergs höchst wichtig wird, sondern auch über den Stand des Schulwesens der verflossenen Jahrhunderte die interessantesten Aufschlüsse bringt. Der Verfasser hat in scharfen Zügen diese Zustände des Schulwesens geschildert und Alles, was die Geschichte der Neckarschule insbesondere betrifft, vollständig entwickelt, wobei er vielfach auch die Geschichte der Universität Heidelberg berührt, welche, wie es in dem Vorworte heißt, „tief in die Geschichte der Neckarschule eingreift". Wer die Schwierigkeit erwägt, die mit solcher Arbeit verbunden ist, und bedenkt, daß hier Alles aus schriftlichen, bisher unbenützten Quellen, welche die verschiedenen Archive zu Karlsruhe und Heidelberg boten, entnommen ist, der wird dem gelehrten Verfasser, der seit vielen Jahren mit dieser Arbeit beschäftigt war und sie erst nach vielfachen und anstrengenden Bemühungen zum Abschlusse gebracht hat, die verdiente Anerkennung zollen. Seine Schrift liefert zugleich einen schönen Beitrag zu einer (wohl oft schon gewünschten, aber bisher noch nicht ausgeführten) Kulturgeschichte Heidelbergs, wozu wir den Verfasser auffordern möchten. (K. Z.)

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 11. Oct. Die Krondiamanten, komische Oper in 3 Abth. nach Scribe und St. Georg von Swoboda, Musik von Aubee.

Freitag, 12. Oct. Maria Stuart, Trauerspiel in 5 Abth. von Fr. v. Schiller.

---

euck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 244. Freitag, den 12. October 1849.

Das Gericht des Savoyarden.

Charaktergemälde von Karl Wölbner.

(Fortsetzung.)

„Eines Abends kam Wilhelm nicht nach Hause. Ich konnte die ganze Nacht keine Ruhe auf meinem Lager finden. Was konnte ihm widerfahren seyn? Was sollte ich der Mutter sagen, die ihn mir doch so sehr an's Herz gelegt hatte? . . . Auch den folgenden Tag erschien er nicht. Ich hatte nicht die Kraft in die Stadt zu gehen. Ich weinte, ich klagte, um meine Zimmerkameraden zu rühren.

„Endlich am Abend des zweiten Tages kam ein mit Goldborten betreßter Diener zu unserm Miethherrn und fragte nach dem „kleinen Gaetan."

„Das bin ich," rief ich, meine Thränen zurückhaltend.

„Folget mir," erwiederte er, „Ihr sollt Euren Bruder sehen."

„Ach! mein Bruder! mein kleiner Wilhelm! . . . . Was ist ihm begegnet? . . . . O, mein Herr, führen Sie mich zu Wilhelm!"

„Wir machten uns nun auf den Weg, und ich erfuhr während dessen, daß mein Bruder von dem Wagen eines Reichen verletzt worden sey, und daß man glaube, er sey unter die Räder gerathen.

„Doch war dieser Umstand sein Glück," fuhr der Diener fort, „denn der Baron von Vermeil, mein Herr, dessen Wagen dieses Unglück verursachte, ließ ihn in sein Hotel bringen und wird nun für sein weiteres Fortkommen sorgen."

„Ist denn Wilhelm so arg verletzt?" schrie ich voll Angst.

„Er hat nur einige leichte Quetschungen erhalten, und der Arzt des gnädigen Herrn hat versichert, daß er morgen ganz hergestellt seyn werde."

„Diese Versicherung ermuthigte mich einigermaßen. Wir traten alsbald in ein großes Haus, in welchem sich noch viele solche Diener, wie mein Führer, befanden. Man ließ mich in ein reich verziertes Zimmer treten, wo ich meinen Bruder in einem prächtigen Bette liegen fand. Sein Haupt war mit einer blutigen Binde bedeckt. Ein schwarz gekleideter Herr saß in einem Lehnstuhle, und schien wegen der Pflege dieses Kindes Befehle zu ertheilen. Ich sah nur Wilhelm, stürzte auf ihn zu, warf mich weinend über sein Bett und umklammerte ihn mit leidenschaftlicher Heftigkeit.

„Aber, Lefleur," sagte der schwarz gekleidete Herr, welches der Baron von Vermeil selbst war, zu meinem Führer, „wo dachtet Ihr auch hin, daß Ihr diesen rußigen Burschen da hereinbrachtet?"

„Etwas verwirrt, richtete ich mich auf; ich hatte die feinen Linnen an meines Bruders Bett mit Ruß beschmutzt. Wilhelm selbst schien über mein Benehmen unzufrieden zu seyn. Während sich der Bediente auf's Beste zu entschuldigen suchte, sagte mir Wilhelm einige freundliche Worte. Plötzlich jedoch unterbrach uns der Herr, dachdem er uns einige Augenblicke zugehört hatte, mit folgenden Worten:

„Es ist jetzt genug, Kleiner, Du hast nun Deinen Bruder gesehen; gehe jetzt. Ich werde mich schon mit eurem Vormunde abfinden, damit ich Wilhelm behalten kann. Seine Zierlichkeit gefällt mir, und ich werde für sein ferneres Wohl besorgt seyn. Was Dich anbetrifft, so kannst Du zeitweise ihn besuchen, wasche aber vorher immer Deine Hände und halte Dich reinlicher."

„Er sagte alsdann zum Diener:

„Gib dem Kleinen Etwas!"

„Der Diener bot mir einen Louis; ich jedoch zog meine Hand weg und erwiederte, ohne das Goldstück zu berühren:

„Soll ich dafür alle Kamine im Hause fegen?"

„Baron von Vermeil zuckte verächtlich die Achseln.

„Gaetan, es ist ja für unsere Mutter," sagte Wilhelm zu mir, indem er mir ein Zeichen gab, es anzunehmen.

„Allein ich warf das Goldstück weg, indem ich unwillig ausrief:

„Bruder, unsere Mutter verlangt kein Geld für Dein Blut."

„Ich ging fort, ohne ihn noch einmal zu umarmen, während mir die höhnischen Worten des Barons nachtönten:

„In diesem Burschen ist italienischer Stolz!"

„Man sagte mir später, daß dieser Herr wegen seiner Herzensgüte bekannt sey, und nannte ihn mir einen . . .

„Einen Philantropen!" fügte der Doktor lächelnd bei.

Gaetan bejahte dies mit einem Kopfnicken und fuhr alsdann fort:

„Von diesem Augenblicke an, meine lieben Freunde, sah ich nur selten meinen Bruder. So streng und ungerecht der Baron auch gegen mich war, so hielt er doch in Beziehung auf Wilhelm sein Versprechen, besonders da er so sehr an seinen Sprüngen und seiner Munterkeit Gefallen fand. Sobald Wilhelm ganz hergestellt war, erhielt er Unterricht im Lesen und Schreiben. Er wurde unter die besondere Aufsicht des Hausbofmeisters gestellt, und täglich freute sich der Baron mehr über seine Fortschritte. Mein Bruder war nun reich gekleidet und in feinen Manieren erzogen. Man hatti ihm im oberen Stocke des Hotels ein kleines Zimmer recht niedlich eingerichtet, und des Sonntags verfügte ich mich alsdann, nachdem ich mein Feiertagskleid angezogen und mich so gut als möglich herausgeputzt hatte, in den Hof des Hotels, wo ich die Schuhe auszog und dann, mit der Mütze unter'm Arme, hinaufschlich, ohne daß ich von dem Baron gesehen wurde, welcher mir meinen Stolz niemals vergeben konnte.

„Wilhelm verrichtete keine Handarbeiten; denn man erzog ihn wie den wirklichen Sohn eines Vornehmen, und zehn Jahre waren verflossen, ohne daß die Güte seines Wohlthäters nach-

Digitized by Google

ließ. Mein Bruder war nun ein schöner, junger Mann geworden, lustig, geistreich und unterrichtet. Man hatte nicht im Entferntesten daran gedacht, ihn für einen Stand auszubilden; allein darum kümmerte sich Wilhelm nichts. Der Baron hatte ja versprochen, für ihn zu sorgen, und er baute fest auf das Wort seines Wohlthäters. Er besuchte Bälle und Festlichkeiten aller Art, und führte ein fröhliches Leben mit dem Gelde, welches man ihm hinreichend gab.

„Während dessen war auch ich herangewachsen; allein mein Loos hatte sich nicht besser gestaltet: ich blieb eben, wie früher, arm und unwissend. Mein Alter und meine Kräfte machten mich nun für einen andern Erwerb tauglicher, weshalb ich mich auf den Straßen als Lastträger anbot. Es lag mir wenig daran, ob mir Wilhelm Geld schenkte oder nicht, da ich nie für mich etwas von ihm verlangte, und das Wenige, was er mit anbot, unsern Eltern schickte. Er wollte mir zwar öfters Stellen in Häusern verschaffen, wo er hinkam, allein da diese Stellen mehr der dienenden Klasse angehörten, so zog ich es vor, mein Geschäft fortzutreiben, mochte es auch noch so ärmlich seyn.

„Es war zu dieser Zeit, als ich plötzlich einen Brief von Hause erhielt, worin uns der Tod meines Vaters angezeigt wurde. Die Mutter, welche nun allein und ohne Stütze war, rief uns zu sich als Stützen ihres Alters. Ich begab mich nun schnell in das Hotel des Barons von Vermeil, stieg in Wilhelms Zimmerchen hinauf und reichte ihm den Brief, welchen mir ein Kamerade vorgelesen hatte. Wilhelm war Tags zuvor auf dem Balle gewesen und lag noch müde im Bette.

„Nachdem er den Brief gelesen hatte, entfiel er seinen Händen und er sagte, indem er sich, schmerzlich bewegt, die Augen bedeckte:

„Unser Vater ist also todt, Gaetan?"

„Und die Mutter verlangt nach unserer Rückkehr," setzte ich weinend hinzu.

„Du wirst wohl in die Heimath zurückkehren!" setzte er bestimmt hinzu.

„Bei diesen Worten verstand ich nun, was ich diese ganze Zeit gefürchtet hatte, daß nämlich meine Anwesenheit ihm unangenehm sey. So groß der Verlust auch für uns seyn mußte, so sah ich für Wilhelm doch darin eine Beruhigung, daß er nun keinen Bruder mehr um sich zu haben brauche, über welchen er erröthen würde.

„Ich werde morgen abreisen," sagte ich traurig zu ihm.

„Schon?" fragte er mit geheimer Freude.

„Beide schwiegen wir einen Augenblick. Alsdann fragte ich ihn:

„Was soll ich zu der Mutter sagen, Wilhelm?"

„Sage ihr, daß ich sie gleich stets sehr liebe, und daß ich zurückkehren werde, wenn ich reich und mächtig bin."

„Glaubst Du, wir würden Dich weniger lieben, wenn Du arm und unglücklich heim kehrtest?"

„Er reichte mir die Hand, drückte sie herzlich und sagte dann:

„Bruder, ich muß hier bleiben. Das Leben im Gebirge würde mir nicht mehr behagen; ich bin nun dieses Treiben, Reichthum und Wohlleben gewöhnt, und dann fesselt mich ja auch die Erkenntlichkeit an den Baron."

„Das Letztere gefiel mir an ihm. Ich umarmte ihn und sagte ihm Lebewohl.

„Warte," sagte er noch zu mir, „ich will unserer Mutter doch etwas schicken."

„Er suchte lange in seinem Pulte, bis es ihm endlich einfiel, daß er gestern all' sein Geld im Spiele verloren habe. Er sah mich betrübt an.

„Beunruhige Dich nicht," sagte ich zu ihm, „seit zehn Jahren sparte ich für unsere Mutter so viel, um die letzten Tage ihres Lebens sorgenfrei mit ihr zubringen zu können. Ihr ist ja mein kleiner Reichthum bestimmt; denn ich bin ja noch stark und rüstig."

„Wir umarmten uns nunmehr und ich verließ ihn. Seit jener Zeit habe ich nichts mehr von Wilhelm gehört."

(Fortsetzung folgt.)

Französische Zustände vor dem Ausbruche der Februar-Revolution.

(Schluß.)

In allen Ministerien und Verwaltungszweigen sind, seit Guizot am Ruder, Unterschleife und Betrug nicht mehr die Ausnahmen, sondern die Regel. Was die Unterbeamten im Kleinen, treiben die Obern ungestraft im Großen. Das ist hier einmal der Lauf der Welt und lebte heute noch Montaigne, so könnte er erst recht nach Solon sagen: „Voire justice, oh mon dieu, c'est une toile d'araignée qui laisse passer les grosses mouches, mais à laquelle les petites se prennent". Die Regierung wagt es nicht mehr, die Verbrecher den Gerichten zu überantworten, weil sie sich dadurch gewissermaßen selbst in Anklagestand versetzte. Granier (von Cassagnac), Redakteur des am Cynismus erstickten „Globe" und zuletzt des ebenfalls ministeriellen Journals „L'Epoque" wird in der Kammer und in allen Blättern einer schmählichen Gelderpressung, die sich auf nicht weniger als 100,000 Fr. beläuft, überwiesen: er ist es, der vier Posthaltern, deren Namen öffentlich genannt werden, gegen Erlegung von 1,200,000 Fr. ein Gesetz verspricht, das sie und ihre übrigen Amtskollegen für ihre „Beeinträchtigung durch Eisenbahnen" entschädigen soll: und weder die Regierung noch irgend ein Prokurator läßt ihn verfolgen. Hebert, der Justizminister, erklärt sogar Angesichts der Kammer — nachdem ihm die unumstößlichsten Beweise dieser Gaunerei vor Augen gelegt worden sind: „daß man erst an die Möglichkeit dieser Thatsachen glauben müsse, ehe man zu einem Prozesse schreiten könne". Verstehen Sie diese Logik? Weil derselbe Minister, der Dupoty, den Redakteur des „Journals du Peuple"; der moralischen Mitschuld eines Attentats bezüchtigt und zu fünfjähriger Haft und lebenslänglichem Verlust der bürgerlichen Rechte verurtheilen ließ, aus wohlweisen Gründen nicht an die Möglichkeit offenbarer Thatsachen glauben will, hält die tugendreiche ministerielle Mehrheit der Kammer die Sache für erledigt und schreitet feierlich zur Tagesordnung.

Ist dieses Benehmen in den Annalen eines civilisirten Volkes nicht unerhört und unglaublich? und hatte Guizot früher nicht Recht, als er Folgendes schrieb: „Dans les pays libres la perte de la majorité dans les chambres est presque toujours le dernier fait par lequel le ministère soit averti qu'il est temps de se retirer".

Nach dem Schlusse dieser rechtsmörderischen Sitzung sprach ich zwei meiner Freunde, die eben für die Unschuld des Ministeriums gestimmt hatten. Ich konnte mich nicht enthalten, ihnen meine Verwunderung über ihr Votum auszudrücken. — „Wollen Sie," sagte mir der eine, „daß wir uns die Blöße vor der ganzen Welt geben, daß wir sechs Jahre lang die Mitschuldigen von Dieben sind?"

Und ich verwunderte mich nicht mehr, sondern begriff den Kern ihrer Weisheit. Bion, der Weise, wäre, dem Diogenes Laertius zufolge, ihrer Meinung gewesen. „Freunde," sagte er, „müssen wir, sie mögen seyn, wie sie wollen, zu erhalten suchen, damit wir nicht scheinen, schlechte Leute zu Freunden gehabt, oder nützliche verworfen zu haben." Es fragt sich nur, wie lange der Schein zu retten ist, besonders in einem Lande, wo die Presse jeden Tag die öffentliche Meinung ausspricht. Und so scheint es

Digitized by Google

denn, daß dieses nützliche Institut nicht nur der Schlauheit Louis Philipps, sondern sogar der Weisheit der sieben Weisen überlegen ist.

Wie beschränkt auch immer der politische Blick der meisten Ultrakonservativen in die nächste Zukunft Frankreichs seyn mag, so haben sie doch seit den Kammerferien ohne Zweifel selbst in der Provinz Manches sehen, hören und riechen gelernt. Eine Stimme, wie die, welche ihnen in Toulouse mit den prägnanten Worten: „à bas les voleurs", entgegenhallte, ist wenigstens deutlich genug. Dazu kommen noch die scharfen schneidenden Artikel aller dynastischen und radikalen Oppositionsblätter und die Bankette, die seither von den politischen Meinungen aller Farben im ganzen Reiche zu Gunsten der parlamentarischen und Wahlreform organisirt sind.

All' diesen moralischen und geistigen Kräften hat die Regierung in der Provinz nur einige bezahlte und wenig gelesene Präfekturblätter und in Paris das nach dem politischen Winde umherschnüffelnde „Journal des Débats" entgegen zu setzen. Und dieses letztere wird nur von Beamten und Lieferanten, d. i. von Leuten, die zu Hofe fahren und die „kleine Gemeinde der Rechtgläubigen" bilden, gehalten. Seine ganze Verbreitung erstreckt sich nicht einmal auf 6000 Abonnenten, während der „Constitutionel", das „Siècle" und die „Presse", deren weit über Hunderttausend haben."

Der Verfasser des hier mitgetheilten Briefes geht nun zu einer Charakteristik der politischen Pariser Journale des Jahres 1847 und deren Redakteure über, namentlich des „Constitutionel", „Siècle", der „Presse", des „National", des „Courier français", der „Reform", des „Charivari" und „Corsaire", der „Gazette de France", der „Démokratie pacifique" u. a., und schließt dann seine Bemerkungen mit folgender Betrachtung:

„Wer aber, werden Sie mich jetzt fragen, wird das Volk aus diesem ägyptischen Drucke führen und ihm das „gelobte Land" der Menschheit erobern helfen? — Es gibt ein Maß, das auch die schändlichste Tyrannei nicht ungestraft überschreitet: — und dieses Maß ist voll. Noch ein Tropfen — und es läuft über und die gepriesensten Staatsmänner des neunzehnten Jahrhunderts werden in den Augen der Welt Das seyn, wofür ich sie immer gehalten — ungeschickte „Zauberlehrlinge", denen selbst der Fluch Derer folgen wird, die am gläubigsten auf ihre Kunst geschworen. — Ich sagte das vor einigen Tagen unserm Freunde, dem Grafen H . . . . . „ der auch mit der Heerde Guizots ins Verderben rennt. Er lachte bitter und meinte dann: die Poeten lebten selten in der Wirklichkeit. Ich erwiederte ihm scherzend: sie lebten bloß nicht in der seinigen, und daß Solon gesagt, man müsse seinen Freunden nicht den angenehmsten, sondern den besten Rath geben, und daß die Gänse nicht zum zweiten Male das Capitol retteten. — Ach, lieber Freund, das Prophetengeschäft war zu allen Zeiten ein höchst undankbares. Ich darf nur an Jeremias und Cassandra erinnern.

Die Geschichte der Revolutionen der Vergangenheit ist für die Volkshäupter und Staatsmänner so gut wie nicht vorhanden. Jede Generation will ihre eigene Lehrerin seyn und ihre eigenen Erfahrungen auf ihre Unkosten machen. Wundern Sie sich daher nicht über die Blindheit Ludwig Philipps und seiner Minister; sie hat in dem kecken Selbstvertrauen der Gewalt überhaupt ihren Grund. Man schmeichelt sich klüger und stärker zu seyn, als Diejenigen, welche vor diesem die rächende Nemesis ereilte. Diese Partei hat kein Gewissen, sie hat nur Einen Willen, den: nicht nachzugeben. Die Rathgeber der Krone lassen sie die Zustände und ihre Lage nicht ungünstiger sehen, als sie sie gern sehen möchte. Welcher Arzt sagt dem Kranken den Tod vorher, oder stellt ihm das Gefährliche seines Zustandes ernsthaft vor die Augen? Und wenn nun gar der Arzt mit erkrankt ist? Welcher Kranke verzichtet zudem auf die süße Hoffnung des Lebens? Und welcher Gesunde glaubt, daß die Zeit selbst eine Krankheit ist, an der die Systeme und ihre Anhänger endlich rettungslos dahin sterben?

„Das Verhängte muß geschehen,
Das Gefürchtete muß nah'n."

Aber wir gehören nicht zu Denen, die das Verhängte fürchten, denn selbst der Tod ist eine Genesung, wenn nicht für den Unheilbaren, so desto mehr für seine Mitmenschen. Das Leben gewinnt Raum und Energie durch den Tod des Ueberlebten. Sind Sie einverstanden? — Nun, so verlassen wir das Todtenbett des Conservatismus mit leichtem Herzen. Es lebe die neue Menschheit! —

Dr. German Mäurer.

Mannichfaltigkeiten.

In Lyon wurde am 17. September die Bildsäule des berühmten Johann Kleeberger (geb. in Nürnberg 1468, gest. in Lyon 6. Sept. 1546) feierlich eingeweiht. Dieser Nürnberger hat sich bei der Bevölkerung von Lyon durch seine Wohlthaten ein Andenken bewahrt, das alle Stürme der Revolutionen überdauerte. Die arbeitenden Klassen haben ihm, dem ersten Stifter des Hospitals de la Charité, schon im 16. Jahrhundert auf einem Felsen des Kai Bourgneuf ein hölzernes Standbild errichtet, das von ihnen am 23. Juni 1828 zum dritten Mal hergestellt worden war und nun in eine lebensgroße Bildsäule von weißem Stein verwandelt ist. Die durch zwei Denkmünzen erhaltene Büste Kleebergers, und sein in den Sammlungen des Belvedere zu Wien aufbewahrtes Bildniß, von Albrecht Dürer gemalt, dienten dem französischen Künstler als Modell. Kleeberger war auch als Krieger ausgezeichnet; er hatte in der Schlacht bei Pavia dem König Franz I. das Leben gerettet. Aber hier ist er dargestellt, wie er in einer Hand eine Börse, in der andern sein Testament hält, in welchem sich ein ansehnliches Vermächtniß für das oben erwähnte Hospital befindet. Eine Deputation aus sämmtlichen Handwerkergilden zog an der Spitze des Festzuges, dem alle Behörden beiwohnten; die Bildsäule, mit Draperien geschmückt, war auf einen Wagen gesetzt, und wurde in der ganzen Stadt herumgefahren. Unter dem Volk lebt er als der „gute Deutsche" und seine Gattin als die „schöne Deutsche" im Andenken.

(Interlaken, 5. Okt.) Die zahlreichen Besucher des Berner Oberlandes werden mit Bedauern vernehmen, daß der Gasthof auf der großen Scheideck vorgestern abgebrannt ist; in weniger als einer Stunde war das ganze Gebäude ein Haufen Schutt. Ueber die Ursache des Brandes hat man noch nichts Zuverlässiges vernehmen können.

* (Sporteln-Anerbieten für eine Trauung — für eine Trennung.) In Köln begegnete neulich ein Kaplan einem alten Schuster-Jünglinge seines Bezirks, der liebetrunken vor dem Hause seiner Angebeteten Fenster-Parade machte. Das Herz war dem Armen zu voll, als daß er dem Hirten seiner Seele nicht gebeichtet, von dem er wußte, daß er bei der lieben Familie nicht ohne Einfluß sey; er schloß daher seinen Herzenserguß mit den etwas derben, aber ehrlich gemeinten Worten: „Ich mache Ihnen ein Paar extra-feine Schuhe, wenn Sie ein Wörtchen zu meinen Gunsten bei dem Engel reden." Der Geistliche theilte im Scherze der Familie den Vorfall mit. Die Tochter, die im Begriffe stand, die kritische Gränze zu passiren,

Digitized by Google

welche sich zwischen eine junge und alte Jungfrau legt, nahm die Sache im Ernste auf und — bald stand sie mit ihm an der Ehestandsschwelle. — Ein halbes Jahr ist verflossen. Der Kaplan, der dem Schuster zufällig begegnete, drohte diesem schalkhaft und fragte, wo die Schuhe blieben. Der Ehemann kraute sich hinter den Ohren und entgegnete nach einer Pause: „Hören Sie, Herr Kaplan! wenn Sie mich von meinem Hausteufel befreien, so mache ich Ihnen ein Paar Stiefel, die über Ihre Knie hinaufreichen."

Wer in London einer Parlamentssitzung beigewohnt hat, wird nicht umhin können, die ernste und würdige Haltung derselben anzuerkennen. Der Andrang auf den Galerien, die, beiläufig gesagt, nur eine kleine Anzahl von Zuhörern fassen, ist schon dadurch verhindert, daß man nur mit einer Eintrittskarte, die eben nicht leicht zu erhalten, zugelassen wird. Den Besuchern der Galerie ist es nicht verstattet, sich Notizen zu machen oder vollständig nachzuschreiben, welches Vorrecht nur die ordnungsmäßigen und in Folge dessen für ihre Arbeit verantwortlichen Stenographen genießen. Im Oberhause sitzen die Erzbischöfe und Bischöfe auf einer besonderen Bank, und der Lordkanzler, der hier der Sprecher ist, sitzt auf einem Wollsack vor dem Throne und hat das Großsiegel und Scepter vor sich liegen. Die Richter und Kanzleiräthe, welche in streitigen Fällen um ihre Ansicht gefragt werden, nehmen ebenfalls besondere Plätze ein. Die Wahlen zu beiden Häusern finden, wie bekannt, nur nach dem Census statt und von keiner Einrichtung wollen die Engländer weniger wissen, als von der des allgemeinen Stimmrechtes, mit welchem sie den Staat zu regieren für unmöglich halten. Die englischen Parlamentsredner sind gewöhnt, in ihren Reden und Vorträgen bei der Sache zu bleiben, unnöthige Declamationen und Abschweifungen zu vermeiden und bei jeder Frage die praktische Seite im Auge zu behalten.

(Rom.) Es wird Sie interessiren, zu erfahren, daß die Franzosen in Gemeinschaft mit der hiesigen Municipalität Ausgrabungen in großartigem Styl auf dem Forum begonnen haben und gewisse Aussicht da ist, es ganz aufgedeckt zu sehen. Die Municipalität bezahlt die Arbeiter, die französischen Genieſoldaten treiben sie an, und so wird mit hier zu Lande unerhörtem Eifer gearbeitet.

Ein guter Einfall hat schon Manchen aus großer Verlegenheit gebracht. Das hat auch ein würtembergischer Schultheiß erfahren, vor dessen Hause sich seine Bauern, die mit seinem Regimente unzufrieden waren, eines Abends in tumultuarischer Weise versammelten, um ihrem Unmuth Luft zu machen. Als der Schultheiß den Lärmen vor seinem Hause bemerkte, öffnete er das Fenster und fragte die Unzufriedenen, was sie denn von ihm wollten. „Herunter soll Er kommen, wir wollen Ihm dann eine Ohrfeige geben", war die Antwort der Bauern. „Ich komme nicht und wenn ihr mir deren auch zwei geben wollt", erwiedert ihnen der Schulz in aller Ruhe und schließt wieder das Fenster. Die Bauern fangen an zu lachen, vergessen ihren Groll und gehen in heiterer Stimmung wieder nach Hause.

Korrespondenz.

Darmstadt, 10. Oct.

Die Sache, welche gestern den ganzen Tag und auch heute Vormittag noch unsern Assisenhof beschäftigte, war eine für den Menschenfreund recht betrübende. Drei ganz jugendliche Verbrecher saßen auf der Anklagebank, dem Anscheine nach noch wahre Buben von 12 bis 17 Jahren, so klein und unansehnlich erschienen sie, wiewohl der älteste doch bereits 20, der mittlere 18, der jüngste 15 Jahre zählte, und schon hatten sie vor Jahresfrist einen förmlichen gewaltsamen Straßenraub begangen. Im August vorigen Jahres überfielen sie bei Steinbach, ihrem Wohnorte, unweit Fürth im Odenwalde, zwei junge Juden aus Rimbach, welche eine Kuh in Steinbach hatten kaufen wollen und bei denen sie also Geld vermutheten. Sie hatten sich mit Peügeln bewaffnet und schlugen auch gleich mit diesen drein, Geld fordernd, wobei der jüngste, damals erst 14 Jahre alte Knabe sogar mit einem Messer drohte. Wiewohl die beiden Judenburschen dem Ansehen nach stärker waren, als die jungen Straßenräuber, so entfloh der eine (Oberndorf) doch gleich feige vor den Streichen des damals 17jährigen Ziemer, so daß nun dieser mit dem 19jährigen Franz Adam Eisenhauer und dem kleinen Johannes Ziemer, Bruder des Ersteren, den Raub an dem andern Juden (Weitzel) vollführen konnte, der von diesen bereits angegriffen war und dem sie auch wirklich über 50 fl. abnahmen. Vor dem Landgerichte in Fürth hatte der kleine Ziemer das Verbrechen mit allen Umständen eingestanden; hier vor den Assisen läugnete er aber wieder Alles, gleich seinen beiden Kameraden. Ueberhaupt zeigten die Buben eine merkwürdige Gleichgültigkeit, Verstocktheit und Schlauheit, die auf große Verderbniß in so zartem Alter schließen ließen. Das Verbrechen war aber zu klar, und so erkannte sie die Jury, trotz der Bemühungen ihrer Vertheidiger, dessen mit allen Umständen schuldig; nur das Complott dabei, die vorherige Verabredung, sah sie nicht als erwiesen an, und den kleinen Ziemer erklärte sie nur der Beihilfe für schuldig, nicht des gewaltsamen Straßenraubs selbst. Der Staatsanwalt beantragte für Eisenhauer, der schon einmal wegen Diebstahls bestraft war, 6 Jahre Zuchthaus, mit Schärfung von 8 Tagen bei Wasser und Brod zu Anfang, Mitte und Ende der Haft; für Wilh. Ziemer 5 Jahre Zuchthaus, für Joh. Ziemer 9 Monate Correctionshaus, sämmtliche Angeklagte solidarisch in die Kosten. Der Gerichtshof steigerte in seinem Urtheile bei beiden Ersten die Zuchthausstrafe auf 7 und 5½ Jahre, bei dem Kleinen aber setzte er die Correctionsstrafe auf 3 Monate herab. Recht lebhaft empfand man wieder bei diesem traurigen Fall den Mangel einer zweckmäßigen Pönitentiar-Anstalt; denn es ist zu befürchten, daß in dem gewöhnlichen Zuchthause die jugendlichen Verbrecher sich zu vollendeten Bösewichtern heranbilden.

Konzert-Anzeige.

Es hat allen Anschein, daß die bevorstehende Winteresaison bei den nun wieder ruhiger gewordenen politischen Verhältnissen an Konzerten und musikalischen Productionen sehr reichhaltig werden und sich einer gesteigerten Theilnahme zu erfreuen haben wird. Letzteres dürfte in besonderem Maße bei dem auf den 20. d. M. festgesetzten Konzerte des Hrn. Eliason der Fall seyn. Seit einer Reihe von Jahren gehören Eliason's Konzerte sowohl in Bezug auf Dasjenige, was sie in künstlerischer Beziehung leisten, als auf das ausgewählte und zahlreiche Publikum derselben zu den glänzendsten der Saison. Sie haben bereits einen so begründeten Ruf, daß sie den besten Museumsabenden zur Seite gestellt werden dürfen. Auch diesmal wird derselbe sich bewähren. Das Konzert, unterstützt von unseren ersten Notabilitäten der Vokal- und Instrumentalmusik, wird in zwei Abtheilungen zerfallen. Die erste derselben beingt eine schöne Auswahl werthvoller Gesang- und Instrumental-Piecen, welche zu dirigiren Hr. Kapellmeister Balfe aus London die Gefälligkeit haben wird; die zweite executirt unter gefälliger Leitung des Hrn. Kapellmeisters Schindelmeißer Beethoven's großartige Simphonia eroica. Wir machen die Kunstfreunde auf die bereits circulierenden Subscriptionslisten um so mehr aufmerksam, als sie in Hrn. Eliason's Konzert eines anziehenden Programms und einer kunstgerechten Ausführung wie früher so auch diesmal sich versichert halten dürfen.

Theater-Anzeige.

Freitag, 12. Oct. Maria Stuart, Trauerspiel in 5 Abth. von Fr. v. Schiller.

---

ruck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 243. Samstag, den 13. October 1849.

Das Gericht des Savoyarden.

Charaktergemälde von Karl Wöllner.

(Fortsetzung.)

Gaetan schwieg, von allen diesen Erinnerungen tief ergriffen, und alle Anwesenden hielten sich, aus Rücksicht für seinen Schmerz, ruhig und stille. Der Doktor allein, welcher mit vielem Interesse zugehört hatte, wagte es, diese Stille zu unterbrechen. Neugierig fragte er:

„Wie! So hattest Du nicht gewußt, was aus dem Baron von Vermeil, dem Beschützer Deines Bruders, geworden ist?"

„Der Baron starb zwei Jahre nach meiner Abreise," erwiederte Carlotto; „das ist Alles, was ich in Erfahrung bringen konnte. Als ich zurückgekehrt war, bemühte ich mich, so viel als möglich die Tage meiner greisen Mutter zu erheitern. Ihretwegen baute ich dieses Haus, arbeitete voll Ausdauer, um meinen Unterhalt zu gewinnen, und als sie vor einigen Monaten starb, gab sie mir noch ihren Segen. Ich konnte niemals meinen Bruder vergessen, wenn er auch mich vergaß. Jedes Jahr, wenn Kinder, wie diese hier, nach Paris gehen, versammle ich sie Tags vorher um mich, und spreche dann zu ihnen, wie jetzt zu euch: „Wollt ihr ein gutes Werk thun und die Dienste, welche der Murmelthierjäger euch geleistet hat, vergelten, so erkundigt euch nach meinem Bruder, dessen Namen und Adresse ich euch mitgeben werde, erkundigt euch nach ihm. Wenn mir einer von euch hierüber Nachricht bringt, so soll er in mir keinen Undankbaren finden: seine Eltern werden dann, so lange ich lebe, nicht darben. Alles, was ich besitze, meine Zeit, der Ertrag meines ganzen Lebens gehören Dem, welcher mir Nachricht von Wilhelm gibt."

„Gaetan, Gaetan, Ihr sollt Nachricht von ihm haben!" riefen die Kinder alle voll Begeisterung.

„Da müßtet ihr glücklicher als die Andern seyn," sagte dieser traurig.

Der Doktor, welcher bis jetzt nachdenkend dagesessen war, unterbrach nunmehr Carlotto und sagte aufmunternd:

„Es ist nicht zu verwundern, daß Diejenigen, welchen Du bisher diesen Auftrag ertheiltest, Dir keine erwünschte Nachricht brachten; denn da sie ohne Ansehen und unbekannt waren mit dem größten Theil unserer Gesetze und Gebräuche, so war es für sie nichts Leichtes, bis in das Innere einer Pariser Familie zu dringen. Ich kann Dir in dieser Sache vielleicht nützlicher seyn. Ich hörte schon öfters von dem Baron von Vermeil sprechen, und da ich in kurzer Zeit nach Paris schreiben muß, so kann ich Dir ohne Zweifel die sichersten Nachrichten geben."

Gaetan schüttelte ungläubig den Kopf und erwiederte dann:

„Mehrere Durchreisende, welchen ich ebenfalls meinen Kummer erzählte, gaben mir dieselben Versprechungen."

„Nun, Du wirst sehen, daß ich glücklicher seyn und auch mein Wort pünktlicher halten werde. Doch vorher möchte ich Dich fragen, in welcher Lage Du Deinen Bruder wähnst . . ."

„Ach! ohne Zweifel ist er glücklich!" rief Carlotto; „denn ich zweifle nicht daran, daß ihm der Baron ein hübsches Vermögen hinterließ, als er starb. Wilhelm, in Freude und Ueberfluß schwelgend, dachte eben nicht mehr an seine Versprechungen. Ach, ohne Zweifel ist er reich, angesehen und allgemein geachtet . . ."

Hier wurde er durch schwaches Klopfen an der Thüre unterbrochen. Einer der Dasitzenden öffnete, und es trat ein Fremder, dessen Züge man wegen der Dunkelheit nicht erkennen konnte, in das Zimmer.

„Wohnt hier Gaetan Carlotto, der Führer zum Mont-Cenis?" fragte er mit schwacher, zitternder Stimme.

„Der bin ich," erwiederte Gaetan, indem er sich nach ihm wandte, „was soll ich?"

„Nehmt einen müden Reisenden gastfreundlich auf," erwiederte der Fremde, „und ich will Euch Nachrichten von Eurem Bruder Wilhelm geben."

Gaetan stieß einen Freudenschrei aus, und Alles, was ihm im Wege stand, zurück drängend, eilte er der Thüre zu und faßte den Fremden und trug ihn, mehr als er ihn führte, zu dem helleren Theile der Hütte.

3.

Des Fremden hohe Gestalt war schwächlich, mager, ohne Kraft und Energie, seine Kleider, der mittleren Klasse in Frankreich angehörig, waren an mehreren Stellen zerrissen, theils durch den langen Gebrauch, theils aber auch von dem langen Wege, welchen derselbe zurückgelegt zu haben schien. Seine Züge mußten früher schön und regelmäßig gewesen seyn; er schien kaum 40 Jahre alt, und doch waren sie schon sehr gealtert, ohne Leben, ohne Ausdruck. Sein schwacher Körperbau, sein ärmliches Aussehen, sein trübes Auge waren wahrlich sehr verschieden von der braunen, rauhen Gesichtsbildung Gaetan's, dessen starken Gliedern, dessen feurigem Blick. Und doch war zwischen diesen beiden, äußerlich doch so verschiedenen Menschen, ich weiß nicht, welche Aehnlichkeit, die wirklich auffiel. Beide gehörten sicherlich demselben Menschenschlage an, der sich bei dem Einen unverändert und stark erhielt, während ihn bei dem Andern eine fremde Macht langsam verdrängt zu haben schien. Ohne Zweifel war zwischen diesen Beiden, außer jener ursprünglichen Aehnlichkeit, noch eine andere, unbestimmte; denn als Gaetan den Fremdling beim Scheine seiner Lampe betrachtete, so zitterte er, wie ein vom Winde bewegtes Blatt.

„Wer seyd Ihr? . . . Wer seyd Ihr?" fragte er gespannt.

„Für was ein Name, wenn ich arm bin und um ein Obdach flehe?"

Digitized by Google

„Du bist mein Bruder Wilhelm!“ rief jetzt Gaetan, indem er sich in seine Arme stürzte.

„Wilhelm! . . . Wilhelm!“ wiederholte die erstaunte Menge.

„Wilhelm!“ dachte der Doktor, indem er den Neuangekommenen aufmerksam musterte; „diese Gestalt sah ich schon einmal.“

Er stützte nachdenkend die Hand auf die Stirne, während beide Carlotto's sich weinend und sprachlos umfaßt hielten. Gaetan riß sich zuerst aus der Umarmung seines Bruders los und sagte zu seinen Gästen, indem er auf Wilhelm wies, mit feurigem Tone:

„Das ist er selbst, meine Freunde, das ist Derselbe, von welchem ich des Abends am Herde so oft sprach, dessen Namen ich bei den größten Gefahren, wie den eines Heiligen, nannte, den ich, wie einen schützenden Engel, am Todesbette meiner Mutter anrief. Endlich kömmt er doch, nachdem ich so lange vergebens auf ihn gewartet habe; allein jetzt wird er mich auch nimmer verlassen!“

Wilhelm erwiederte hierauf mit schwacher, gebrochener Stimme:

„Nein, ich werde Dich nicht wieder verlassen, Gaetan, wenn Du in Deiner Hütte noch Raum genug für einen Menschen hast, welcher ohne Zuflucht ist und von der Arbeit seiner Hände leben muß.“

Gaetan warf einen neugierigen Blick auf Wilhelms ärmliche Kleidung.

„Bruder,“ sagte er dann zu ihm, „so hat das Glück Dich also verlassen?“

Wilhelm senkte sein Haupt niedergeschlagen auf die Brust.

„Höre mich an,“ sagte nun Gaetan mit etwas rauhem Tone, „wir wollen diese Hütte theilen, die ich vor etwa zwanzig Jahren für meine Mutter erbaut habe. Diese Wolfshaut, welche ich dem Thiere selbst, nachdem ich es mit eigener Lebensgefahr erlegt hatte, abzog und die mir jetzt seit zwanzig Jahren als Decke dient, nimm sie zu Deinem Bette. Hier ist mein Brod, dort in jenem Koffer sind meine Ersparnisse; Alles gehöret Dein.“

Beide Brüder ließen in einer wiederholten Umarmung ihren Thränen freien Lauf; alsdann wandte sich der Führer zu den Versammelten, welche wohlwollende Blicke auf diese rührende Scene sandten und sagte, indem er ihnen ein Zeichen zum Fortgehen gab:

„Lebt wohl, meine Freunde, lebt wohl, auf Wiedersehen; und ihr, meine Kinder,“ wendete er sich fröhlich gegen diese, „braucht jetzt meinen Auftrag nicht mehr auszurichten, er gilt jetzt nichts mehr, denn hier ist dieser Wilhelm, welchen ich so lange gesucht. Geht jetzt, meine Kinder und kehret, wie er, wieder.“

„Kommt glücklicher, als er, zurück!“ seufzte Wilhelm.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bildungszustände in Oesterreich.

Unter dieser Rubrik brachte neuerlich die Weser-Zeitung eine Beleuchtung des Unterrichtswesens in Oesterreich, welcher wir Nachstehendes in Bezug auf das Volksschulwesen entnehmen:

„Wer die österreichischen Bildungszustände auch nur einigermaßen kennt, wird uns zugeben, daß dieselben noch weit unter der Mittelmäßigkeit stehen. Wir sprechen hier natürlich nicht von Personen und einzelnen Zweigen geistiger Thätigkeit: Niemand kann bereitwilliger anerkennen, als wir, daß auf der einen Seite in den eracten Wissenschaften, auf der andern in den ideellsten und freiesten Produktionen des Geistes, wir meinen in der Poesie, schon seit einiger Zeit Oesterreich sich auf das Rühmlichste auszeichnet, wie denn überhaupt die deutschen Erblande des österreichischen Kaiserstaates eine Fülle gesunder und ursprünglicher Geisteskräfte besitzen, die durch den Segen eines freien Staatslebens wirklich große Leistungen hoffen lassen. Allein die Masse des Volkes liegt noch in tiefer Unwissenheit, wie dies auch gar nicht anders seyn kann, da das vormärzliche Regierungssystem dem blinden Gehorsam zulieb den Unterthanen den Genuß höherer Bildung absichtlich entzog.

Noch immer liegt das Schulwesen in Oesterreich kläglich darnieder und eine baldige Besserung desselben ist nicht zu erwarten, weil Vorurtheile und Hindernisse der mannichfachsten Art entgegenstehen. Selbst in der Haupt- und Residenzstadt des Reichs ist von auch nur halbwegs guten Schulen nicht die Rede, aus dem einfachen Grunde, weil bisher der Staat fast gar nichts dafür gethan hat. Die Schuldirigenten, deren Gehalt in der Regel zwischen 1200 und 2000 fl. C.-M. beträgt, sind kleine Pascha's, welche die Schule als ihren Paschalik und die Klassenlehrer wie ihre Sklaven ansehen, mit denen sie nach Belieben schalten und walten können. In den 63 Volksschulen Wiens sind nicht weniger als 265 Klassenlehrer beschäftigt, darunter Männer, die 10, 20, ja 30 Jahre dem Unterricht gewidmet, Familien zu ernähren haben: und diese Armen, die überdies der Schuldirigent wegschicken kann, sobald es ihm gefällt, beziehen einen Monatsgehalt von 10, 15, höchstens 20 fl. Wiener Währung, also von circa 6—12 Xr., sage 6—12 Xr.! Da sage man noch, das Unterrichtswesen sollte besser bestellt seyn! Das Ministerium Somaruga hat die drückende Lage der Schullehrer erkannt und durch eine Verordnung vom 13. Mai 1848 ihnen ein Gehalt von 4—500 fl. C.-M. zugesichert. Der damalige Wiener Gemeinderath hat auf ein Jahr den Klassenlehrern der Hauptstadt einen Unterstützungsbeitrag von 200, 300—400 fl. angewiesen: allein am 8. Juli ging das Jahr zu Ende und der Antrag, die Summe noch auf fernere drei Monate zu bewilligen, dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach keinen Erfolg haben. Was sollen dann diese Paria's anfangen, die nicht mehr wie früher durch Privatunterricht ihre Einnahme zu verbessern vermögen?

Rechne man dazu die Zähigkeit, womit der Clerus in seinem Interesse sich jeder Verbesserung des Schulwesens widersetzt. Vor Kurzem hatte sich in Brünn ein Verein von mehreren Lehrern gebildet, dessen Zweck Hebung des Volksschulwesens ist. Man beschloß das veraltete „Namenbüchel“ und das herkömmliche Buchstabiren abzuschaffen und ein Lautirbüchlein zu verfassen, das wirklich zur vollen Zufriedenheit der Eltern die besten Dienste leistete. Allein die geistliche Schuloberaufsichtsbehörde verbot den Lehrern den Gebrauch des Büchleins aufs strengste und ließ, als das Verbot nichts fruchtete, durch die Religionslehrer das crimen delicti confisciren. Eine Deputation, die in dieser Angelegenheit nach Wien reiste, erwirkte den Ministerialbescheid, daß jedes Lehrbuch, das dem Ministerium zur Begutachtung vorgelegt worden, ohne geistliche Censur zum Unterricht gebraucht werden könne. Gleichwohl ließ schon wenige Tage später das Wiener Consistorium als Schuloberaufsichtsbehörde durch ein eigens verfaßtes Rundschreiben den Gebrauch jedes Buches, das nicht von der Schulbücheradministration, also von der Geistlichkeit, genehmigt wurde, schlechthin untersagen. Sehr wohl: wenn der Staat nicht mehr in der Schule die Polizei übt, so thut es in seinem Namen die Kirche!“

Mannichfaltigkeiten.

* (Darmstadt, 11. Oct.) Der heute Abend vor den hiesigen Assisen verhandelte Fall, der zehnte dieser Session, erregte fast von allen die größte Theilnahme, so einfach er auch war, durch die besonderen Umstände, die ihn begleiteten. Eine Tochter hatte ihren Vater durch Einsteigen und Erbrechen eines Schränk-

Digitized by Google

chens um 68 bis 74 fl. bestohlen, also ein Diebstahl mit erschwerenden Umständen, oder ein sogenannter ausgezeichneter. Der Vater selbst hatte, was allgemeinen Schauder erregte, förmliche Klage gestellt auf Bestrafung seiner Tochter nach der ganzen Strenge des Gesetzes. Und doch hatte diese, Elisabeth Trumpfheller aus Michelstadt, Dienstmagd, erst 20 Jahre alt, von gutem Rufe bisher, in ihrem beschränkten Geiste, wie man nach den Verhandlungen allgemein anzunehmen geneigt war, das Verbrechen mehr aus Unverstand, und durch Andere verleitet, begangen, welche ihr auch den Gedanken eingaben, nach Amerika zu gehen. Vater und Bruder der Angeklagten wurden, mit Beistimmung des Gerichtshofes, von dem Vertheidiger Advokaten Reh, der allgemein tief ergreifende Ansichten aussprach, als Zeugen recusirt und sonach nicht verhört, wiewohl sie anwesend waren. Das offene ehrliche Geständniß der Angeklagten blieb somit der einzige Beweis, auf den hin sie dann von den Geschwornen für schuldig erklärt und von dem Gerichtshofe, nach Antrag des Staatsanwaltes, in die geringste Strafe, welche das Gesetz für den Fall zuläßt, in 2 Jahre Correctionshaus verurtheilt wurde, mit Zugutrechnung von 3 Monaten Untersuchungsarrest. — Heute Mittag war schon eine Sache entschieden worden, deren Verhandlung gestern bereits begonnen hatte, eigentlich wieder ein Preßprozeß, und zwar diesmal gegen einen Artikel in dem von Hrn. Lange dahier herausgegebenen hessischen Volksblatte. Trotz eines langen Zeugenbeweises, den sie für die Wahrheit ihrer Angaben zu führen suchten, wurden die 4 Ortsbürger aus Erfelden, welche die Verantwortlichkeit des Artikels übernommen hatten, der Verläumdung ihres ehemaligen Bürgermeisters Noll für schuldig erklärt von den Geschworenen und hierauf zwei zu 4, einer zu 5 und einer zu 6 Wochen Gefängniß, sowie jeder zu 50 fl. Geldstrafe verurtheilt, — ein heilsames Urtheil, das vielleicht das Gute hat, daß man künftig mit den leider nur zu häufigen persönlichen Injurien durch die Presse etwas sparsamer und vorsichtiger ist.

Die allgemeine geschichtforschende Gesellschaft der Schweiz versammelte sich den 4. October in Baden unter dem Vorsitze des Hrn. Prof. J. J. Hottinger in Zürich, der die Verhandlungen mit einem geistreichen Vortrage über die Aufgabe des Vaterlandes, so weit sie durch die Geschichte bestimmt wird, eröffnete. Die Zahl der Mitglieder, die an der Versammlung Theil nahmen, belief sich auf etwa 30, die sieben Kantonen angehören. Unter den Gästen war der berühmte Reisende des Orients, Hr. Dr. Fallmereyer aus München, besonders gerne gesehen. Nach einem Vortrage über die Wichtigkeit der italienischen Instruktionen und Relationen für die Geschichte der Schweiz von Hrn. Prof. Burckhardt in Basel wurden die Statuten in einzelnen Theilen neu berathen und in Abänderung derselben beschlossen, daß die Gesellschaft sich alle Jahre entweder in Baden, oder Murten, oder Beckenried versammle, an demjenigen dieser drei Orte nämlich, den der Vorsteher bezeichnet. Zum neuen Vorsteher wurde erwählt: Hr. Prof. Vuillemin in Lausanne.

Die mikroskopischen Entdeckungen, welche Dr. Brittan kürzlich zu Bristol betreffs der Grundursachen der Cholera gemacht, sind von hoher, praktischer Wichtigkeit. Die medicochirurgische Gesellschaft zu Bristol hatte bereits früher eine Commission von Mitgliedern eingesetzt, welche die Ausleerungen der Cholerakranken einer genauen Untersuchung unterziehen sollte, und die Doktoren Brittan und Swayne fanden gewisse früher ungekannte Körper in den Reißwasserentleerungen der Cholerakranken, welche Körper von Dr. Brittan in der Luft infizirter Orte als konstant wiedergefunden worden. Dr. Budd aus Bristol erklärt nunmehr, daß er dieselben Organismen fast in allem Trinkwasser der Cholerabezirke wiedergefunden. Wo die Cholera am meisten Verwüstungen anrichtete, fanden sich diese Körper am zahlreichsten in jedem Wasser vor. Dr. Budd verglich damit mikroskopisch das Wasser gesunder Gegenden, welches überall von jenen Körpern keine Spur zeigte. Dr. Budd zieht aus diesen Beobachtungen folgende Schlüsse: 1. Die Ursache der Cholera ist ein lebender Organismus einer eigenthümlichen Gattung; 2. dieser Organismus, der zu den Fungusarten zu gehören scheint, vervielfältigt sich unendlich durch Selbstfortpflanzung im Darmkanal; 3. das Vorhandenseyn und die Einwirkung der fremdartigen Organismen sind die nächste Ursache des Durchfalls; 4. diese Organismen sind verbreitet 1. in der Luft als nichtpalpable Partikelchen; 2. anhaftend an Nahrungsmitteln, und hauptsächlich im Trinkwasser infizirter Orte. Dr. Budd stellt auch den Satz auf, daß diese neuen Organismen sich nur in dem Darmkanal des Menschen entwickeln. (Ein Satz, dessen Beweisführung noch zu erwarten steht.) Als praktische Resultate dieser Beobachtungen empfiehlt er: 1. alles neue Gift, was sich in den Körpern kranker Personen entwickelt, dadurch zu vernichten, daß alle Ausleerungen Kranker durch chemische Stoffe ihre Contagiosität verlieren; eine Lösung von Chlorzink empfiehlt er insbesondere. In den infizirten Bezirken, wo das Wasser jene Organismen enthält, muß das Wasser gekocht oder destillirt werden, um jene Organismen zu tödten. Infizirte Häuser müssen geweißt und die von den Kranken benutzten Gegenstände purifizirt werden. (Aachn. Z.)

Das „Athenäum" gibt einen übersichtlichen Abriß von der Geschichte der Juden auf den britischen Inseln. Sie ist, wie überall, eine lange düstere Reihenfolge von Mißhandlungen und Bedrückungen aller Art bis in's vorige Jahrhundert. Ihre schlimmsten Zeiten hatten die englischen Juden unter Heinrich III., der einmal seinem Bruder Richard, Grafen v. Cornwall, sämmtliche Schulden schenkte, welche die Juden im Land zu fordern hatten! Eben damals tauchte auch in England die grauenvolle Sage von geheimem Christenmord durch die Juden auf, die sich noch in unsern Tagen zu Damaskus wiederholt hat, und wegen dieses leeren Gerüchtes starben im Jahre 1255 in London 18 Juden am Galgen. Es sey, bemerkt das „Athenäum", ein armseliger Trost, daß England jenem Volkswahn zwei seiner besten Balladen verdanke. Unter Eduard I. wurden die Juden, nach Confiscation aller ihrer Habe, aus England verbannt, und ihnen kaum so viel gelassen, daß sie die Ueberfahrt nach dem Continent bezahlen konnten. Nach solchen Vorgängen sey England wohl dem lange mißhandelten Volke Gerechtigkeit schuldig.

(Paris.) Die Oper ist zur allgemeinen Freude der Hauptstadt wieder geöffnet; sie war geschlossen worden, weil Niemand mehr sie besuchte, und die Oper hatte Recht; sie öffnet sich wieder, und alle Welt strömt ihr zu. Carlotta Grisi ist in dem Diable à quatre aufgetreten und wirkt wie ein Magnet, das Publikum scheint nur Augen und Ohren für sie zu haben, und gewohnt, fast immer nur einer Göttin zu opfern, vermißt es nicht mehr die Taglioni und ist im Begriff, die Cerrito zu vergessen. — Das Theater Français hat wieder Besitz von Fräul. Rachel genommen, und diese hat als Camille, beiläufig gesagt ihre beste Rolle, ungewöhnliche Triumphe gefeiert; der Enthusiasmus, womit die gefeierte Künstlerin von der dicht gedrängten Zuschauermenge empfangen wurde, war gränzenlos.

Korrespondenz.

Halberstadt, 6. Oct.

Am 3. und 4. October fand dahier eine Conferenz aller freien Gemeinden Deutschlands statt, wozu auch die Vorstände der deutschkatholischen Gemeinden eingeladen waren. Nachdem von dem Prediger

Digitized by Google

Schünemann und von dem Vorstande der Gemeinde in Halberstadt die Gäste am Abende zuvor an der Eisenbahn in Empfang genommen und in Wohnung bei den verehrten Freunden daselbst gekommen waren, wurde unter dem Vorsitze Schünemann's die Tagesordnung festgestellt. Die Berathung begann am 3. Oct., Morgens 8 Uhr. Unter den Theilnehmern bemerkten wir von Predigern freier Gemeinden: Rasche aus Königsberg, Uhlich aus Magdeburg, E. Baltzer aus Nordhausen, G. A. Wislicenus aus Halle, Herrendörfer aus Aschersleben, Schünemann aus Halberstadt und Kattmann aus Kirchbrombach — von deutschkatholischen Geistlichen: Demuth aus Frankfurt a. O., Wagner aus Stettin, Kerbler aus Halberstadt, Arnsdorf aus Potsdam und Hoferichter aus Breslau als Vertreter der Gemeinden von Schlesien. Bemerkenswerthe andere Persönlichkeiten waren: Benfey aus Stettin, Körner aus Halle und Dr. Burckhard aus Nordhausen, beide als Schriftführer, und Wenig aus Halberstadt. Als Vorsitzender wurde E. Balser aus Nordhausen und Schünemann von Halberstadt zum Vicepräsidenten erwählt und sofort über den ersten Punkt der Tagesordnung die Debatte eröffnet, nämlich über die Frage: Was einigt uns? Da der Geist der Verhandlungen durchaus ein freier war und auch von vorne herein mit Recht erkannt wurde, daß man nur über Grundsätze sich einigen wolle und durchaus keine bindenden Beschlüsse zulässig seyen, so fand auch in keinerlei Weise in dieser Beziehung irgend eine Abstimmung statt. Als Princip der Einigung wurde nach längerer Debatte folgender als wahr befunden, in welchem sich namentlich auch zur großen Freude aller Freunde die deutschkatholischen Brüder, sowie Uhlich und Kattmann einigten, nämlich die unbedingte, durch die sittliche That sich offenbarende Freiheit des menschlichen Geistes. Uhlich hatte diesen Grundsatz in populärer Weise gegeben, etwa so: Nicht die Kirche und die Satzungen können der Menschheit Heil bringen, denn sie haben stets Irrthum, Lüge und Unheil verursacht, sondern allein die ungehemmte Freiheit der Erkenntniß und Wahrheit. Dabei wurde denn besonders gegen jedes Beamtenthum als Priester ꝛc. von Schünemann und Wislicenus angekämpft und die Autonomie der Gemeinden als nächster Grundsatz hingestellt. — Hierauf wurde von den einzelnen Vertretern sowohl der deutschkatholischen wie der freien Gemeinden Bericht erstattet, wie dieselben sich zu diesem Principe verhielten und namentlich in dem Streben nach der Erkenntniß die geistige Einheit suchten und im Leben allseitig bewährten. Die Berichte konnten nur befriedigen, wenn auch in den einzelnen Gemeinden sich Verschiedenheiten herausstellten, namentlich in Bezug der Idee von Christus, des Cultus und der kirchlichen Gebräuche überhaupt. Hierin standen namentlich Kattmann, Uhlich und Rasche auf ziemlich gleichem Standpunkte, indem in ihren Gemeinden die Taufe, Abendmahl ꝛc. noch eingeführt ist und Christus ihnen als eine bis jetzt unerreichte Persönlichkeit gilt. Mit großer Aufmerksamkeit wurde besonders der Bericht Kattmann's über die Entstehung und den Stand der Gemeinde zu Kirchbrombach vernommen. Sodann war es erfreulich, daß hierbei Uhlich mit der Magdeburger freien Gemeinde von etwa 6000 Seelen dem Vereine der freien Gemeinden beitrat und Arnsdorf aus Potsdam in brüderlichem Geiste in nahe Aussicht stellte die Vereinigung der deutschkatholischen mit der freien Gemeinde. Kattmann erklärte, daß er hierzu keine Ermächtigung besitze, aber nicht daran zweifle, daß in den nächsten Wochen Kirchbrombach ebenfalls beitreten würde. Am 4. Oct. Morgens 8 Uhr begannen die Verhandlungen von neuem, die namentlich auf das Verhältniß der freien Gemeinden zum Staate sich erstreckten. Nach längerer Discussion wurde man in soweit einig, daß jedes eigenmächtige Eingreifen der herrschenden Gewalt in die Angelegenheiten der freien Gemeinden mit Energie zurückzuweisen sey. Interessant war es, zu hören, daß bei den Gemeinden Preußens, die das königliche Patent angenommen, immer eine Erklärung bei Gerichte nöthig ist, wenn ein Mitglied zum Behufe des Anschlusses an eine freie Gemeinde aus der sogenannten Staatskirche ausscheiden will, während in Süddeutschland, resp. in Hessen, nach den Grundrechten und dem vom Großherzog erschienenen Religionsgesetze vom Herbste vorigen Jahres diese Förmlichkeiten nicht stattfinden. Ueber den Eid sprach in längerem Vortrage trefflich Wislicenus, indem er am Schlusse seiner Rede mit Anführung mehrerer Thatsachen bemerkte, daß, so lange der Staat darauf bestehe, daß Mitglieder der freien Gemeinden die bestehende Eidesformel leisten müßten, die ihrem Gewissen stracks zuwider wäre, Jeder im betreffenden Falle zusehen müßte, wie er einen Ausweg treffen könne. Wenig aus Halberstadt erzählte, daß man ihn auch mehrere Male zu der gewöhnlichen Eidesformel bei Gerichte habe zwingen wollen und er sich jedesmal auf die eignen Worte Christi berufen, der sage: „Ihr sollt allerdings nicht schwören, eure Rede sey ja, ja — nein, nein, was darüber ist, ist vom Uebel", und damit ausgekommen sey. Ueber die Unsittlichkeit des Eides überhaupt war man allgemein einig. Es kam nun die Frage, wie man sich der Kirche gegenüber verhalten solle, namentlich in Betreff einer zu berufenden Synode, der Kirchengüter ꝛc. Dabei wurde bemerkt, daß es wohl höchst unwahrscheinlich sey, daß die freien Gemeinden bei solchen Synoden eingeladen würden, aber falls solches dennoch geschehe, es Jedem frei stünde, einer Einladung Folge zu leisten oder nicht. Das Anrecht auf die Kirchengüter behielten sich alle Gemeinden vor, wenn sie auch zur Zeit faktisch, wenn auch nicht rechtlich, davon ausgeschlossen seyen, und namentlich erklärte Kattmann, daß Kirchbrombach deßhalb auch nicht von der protestantischen Kirche, sondern blos vom bestehenden Kirchenregimente sich getrennt habe, um vorkommenden Falls mit Recht seinen Antheil am Kirchengute in Anspruch zu nehmen und darum auch den Namen: „freie protestantische Gemeinde" angenommen habe. In demselben Falle befindet sich die Gemeinde in Königsberg mit Rasche, indem diese im Gegensatze zu den übrigen Gemeinden das königliche Patent vom vorigen Jahre nicht angenommen und auch nicht aus der evangelischen Kirche ausgeschieden ist. Die Beziehung der freien Gemeinden zu den großen Bewegungen der Gegenwart wurden nach mehreren ausgezeichneten Reden, namentlich von Benfey aus Halle, darin erkannt, daß dieselben die Aufgabe hätten, die großartigen Grundsätze der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, wie sie von Lamartine ausgesprochen, in das Leben zu übertragen. Da mir der Raum nicht gestattet, auf die weiteren interessanten Verhandlungen, namentlich über die Schule ꝛc., einzugehen, so berichte ich nur noch, daß als Organ der freien Gemeinden die „Neue Reform", von Wislicenus und Balser redigirt, anerkannt und als weiterer Vorort Nordhausen erwählt wurde, dem es alsdann obliege, für das kommende Jahr die Versammlung abermals zu berufen. Am Schlusse ergriff Kattmann noch einmal das Wort, um die Vertreter der verschiedenen Gemeinden zu ersuchen, zu dem nächstens zu erbauenden Gotteshause in Kirchbrombach in ihren Gemeinden freiwillige Collecten zu veranlassen, was auch gerne zugestanden wurde. Der Präsident sowohl als der Vicepräsident hatten beide mit großer Umsicht und zur vollkommensten Zufriedenheit der Anwesenden die Verhandlungen geleitet. Auch war Balser beauftragt worden, die ganzen Verhandlungen in einer Broschüre baldigst der Oeffentlichkeit zu übergeben. — Den Abend über fand ein Essen statt, woran über 200 Personen, Männer und Frauen, Theil nahmen. Es war wahrhaft ergreifend, wenn man sah, welcher Geist der Herzlichkeit die ganze Versammlung durchdrang. Blicken wir noch einmal auf die Resultate der Conferenz von Halberstadt zurück, so erscheint sie jedenfalls von großer Bedeutsamkeit, indem die Reihen der freien Gemeinden dichter geschlossen wurden, namentlich Magdeburg mit Uhlich in den Verein beigetreten ist und der Zutritt der deutschkatholischen Brüder in nächster Aussicht ist, ja geistig schon stattgefunden hat. Dieser Geist der Freiheit und Brüderlichkeit, wie er in der Versammlung herrschte, wird Jeden nach Hause begleiten, die innere Anregung, die er erhalten, wird sich in seinem Streben und Leben kundgeben und so immer in weiteren Kreisen das Selbstbewußtseyn des Menschen gegen die Priesterherrschaft ankämpfen, damit die Welt endlich einmal erlöst werde zum wahren Gottesreiche.

Oeffentliche Uebungen des Redevereins.

Sonntag, den 14. d., im Saale des Hrn. Schröder, Steinweg 5. Außer den geehrten Beförderern haben nur Solche Zutritt, die den Vorträgen ruhige Aufmerksamkeit und Nachsicht schenken und am Eingang einen Beitrag von mindestens 6 kr. zur Deckung der Kosten erlegen. Der Anfang ist um 5 Uhr.

Johann Hartig.
Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Samstag, 13. Oct. Der Prozeß, Lustspiel in 1 Akt von Benedix. Hierauf: Die Königin von sechzehn Jahren, oder: Christinens Liebe und Entsagung, Drama in 2 Abth., nach dem Französischen bearbeitet von Th. Hell.

Sonntag, 14. Oct. (Zum ersten Male wiederholt): Deborah, Volks-Schauspiel in 4 Akten von Mosenthal.

Montag, 15. Oct. Die Töchter Lucifer's, Zauberspiel mit Gesang in 5 Abth. (12 Tableaux) von Friedrich, Musik componirt und arrangirt von Stiegmann.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 246. Montag, den 15. October 1849.

Das Gericht des Savoyarden.

Charaktergemälde von Karl Wölbner.

(Fortsetzung.)

Schon hatten alle Savoyarden die Hütte verlassen, und die beiden Brüder glaubten sich schon ohne Zeugen ihren Gefühlen hingeben zu können, als plötzlich der Doktor, welcher bisher ein ruhiger und aufmerksamer Zuschauer dieser Erkennungsscene war, aus seinem dunkeln Winkel, in welchen er sich zurückgezogen hatte, hervortrat und sich dem erstaunten Gaetan näherte.

„Nun, mein Führer! Du hast also Deinen so sehr geliebten Bruder jetzt wieder gefunden; allein ich weiß wahrlich nicht, ob man Dir dazu Glück wünschen kann."

„Warum das, mein Herr?" fragte Wilhelm, indem er erstaunt sein Haupt erhob.

„Kennt Ihr mich nicht?" fragte der Doktor entgegen, indem er sich mit leiser Stimme an den Neuangekommen wandte.

Wilhelm schien nachzudenken; endlich erblaßte er.

„Doktor D.!" rief er jetzt unwillkürlich.

„Als ich Euch sah, hießet Ihr damals anders . . ."

„Charlot," sagte Wilhelm schnell; „das war der Name, welchen man mir im Hotel des Barons von Vermeil als Uebersetzung von Carlotto gab."

Der Botaniker machte jedoch eine Bewegung mit dem Kopfe, als wollte er damit sagen, daß es nicht dieser Name sey, welchen er vernommen habe.

„Sie kannten ihn schon früher!" rief endlich Gaetan, indem er die Verwirrung des einen und die Spannung des andern dieser Sprechenden beobachtete. „Aber in's Himmels Namen! wo haben Sie ihn denn da gesehen? als was denn? und wann?"

„In der großen Welt, in Paris . . . zur Zeit, wo ich noch reich war," erwiederte Wilhelm schnell.

Der Doktor schien im Begriffe, ein Geheimniß enthüllen zu wollen, allein er begegnete einem so stolzen, stechenden Blicke Wilhelms, daß er für diesesmal noch schwieg.

„Gaetan," sagte er dann mit bestimmtem Tone, „ich muß diese Leute, welche nach Sans-le-Bourg gehen, noch einholen. Morgen will ich, wie Du weißt, den Mont-Cenis besteigen, um mich nach Turin zu begeben, von wo ich höchstens in 14 Tagen zurück seyn werde; ich brauche daher noch ferner Deine Dienste. Komme daher morgen in den „goldenen Löwen"; während der Wanderung werde ich Dir dann wichtige Dinge mittheilen."

„Wichtige Dinge!" murmelte der Führer gedankenvoll vor sich hin.

Der Botaniker warf bei diesen Worten einen schnellen Blick auf Wilhelm, dessen Stirne sich in finstere Falten zusammenzog.

„Ach freilich," setzte er dann mit einem erzwungenen Lächeln hinzu; „Du mußt mir morgen auch noch zeigen, wo ich die erigeron uniflorum, die potentilla mirea und namentlich wo ich die gentiana minima finde; denn diese habe ich bereits für mich schon verloren geglaubt."

Mit diesen Worten verließ er die Hütte und hatte bald die heimkehrenden Dorfbewohner eingeholt.

Als sich der Doktor entfernt hatte, herrschte zwischen den beiden Brüdern eine peinliche Stille. Wilhelm schien sich kaum von der Unruhe, welche ihm die unvermuthete Gegenwart des Doktors D. eingeflößt hatte, erholen zu können, und Gaetan war durch die geheimnißvollen Worte, welche zwischen seinem Bruder und dem Reisenden gewechselt worden waren, seltsam aufgeregt. Jedoch vermochte er es bald, seiner inneren Bewegung Meister zu werden; er setzte sich neben seinen Bruder und fragte traurig:

„Lieber Bruder, Du hast mir noch nicht erzählt, wie es kam, daß Du mit diesen glänzenden Aussichten, Deinen vielen Kenntnissen und unter dem Schutze eines so hohen Gönners jetzt arm und elend nach Hause zurückkehrst?"

„Und Du, Gaetan, hast noch nichts von meiner Mutter gesagt."

„Sie entschlief sanft in meinen Armen, ohne daß sie je Jemand gekränkt hätte."

„Meine Mutter!" sagte jetzt Wilhelm, indem er sein Antlitz mit den Händen bedeckte, um seine Thränen zu trocknen. „Gaetan," begann er hierauf, „Du kanntest nur die angenehmen Seiten meines Lebens. Diese Erziehung, welche man mir gab, und welche Dich so blendete, konnte aus mir wohl mehr machen, als einen herumlaufenden Savoyardenbuben; allein sie genügte nicht, um mir eine angenehme Stellung im Leben zu sichern. Jenes äußerlich so große Glück hatte nichts Dauerhaftes, nichts Bestimmtes. Bei seinem Tode verschrieb mir der Baron nur ein kleines Legat, in der Meinung, daß er durch meine Erziehung genug für mich gethan habe. So sah ich mich plötzlich ohne hinreichende Mitel, um mein gewohntes ausschweifendes Leben auch ferner so fortführen zu können. Alle jene empfangenen Wohlthaten waren nun die Quelle meines Unglücks, und ich hatte trübe und wahrlich schmerzliche Erfahrungen durchzumachen."

„Da hättest Du zu uns kommen sollen, mein Bruder."

„Du kennst meinen Stolz, Gaetan! Ich wollte lieber fern von Euch, inmitten einer gefühllosen Menge mein Elend ertragen, als meinen Mitbrüdern als Vorbild eines Menschen dienen, welcher für die Welt und das Glück erzogen wurde, und nun von seiner Hände Arbeit leben muß. Als Das, was mir der Edelmuth des Barons bestimmt hatte, verschwendet war, stand ich ohne Freund, ohne Beschützer da, zurückgestoßen von der eigenen Familie meines Beschützers, welche mir die Wohlthaten desselben vorwarf. So von Stufe zu Stufe hinab sinkend, war ich endlich bis zu jener Klasse gelangt, aus welcher ich einst emporgestiegen. Dieselbe verkehrte Richtung, welche mein Geist

Digitized by Google

erhielt, als ich noch ein einfaches, heiteres Kind voll Muth und Kraft war, stieß mich nun entnervt, zerlumpt und entehrt in die Heimath zurück."

„Entehrt! — Was willst Du damit sagen?"

„Während Du Dir goldene Berge von der hohen Stellung Deines Bruders versprachst, war er Lakai. Solche Früchte trug diese falsche Erziehung, jener trügerische Reichthum, welcher mich einst so verblendet hatte."

Er wiederholte nun mit einem schnellen, zweideutigen Blick auf Gaetan:

„Ja, ich war Lakai!"

„Lakai!" wiederholte Gaetan, indem er schnell aufstund; „das ist eine Schande für einen Bergbewohner; aber nur das Verbrechen entehrt!"

Wilhelm beobachtete eine tiefe Stille; allein der Führer athmete nun freier auf und sagte mit einem zufriedenen Blicke:

„Nun begreife ich Alles, Das war es also, was Dir der Doktor vorwarf, als er sagte, daß er Dich unter andern Verhältnissen gesehen und unter einem andern Namen Dich gekannt habe. Verzeihe mir, lieber Bruder, dieser Gefängnißarzt hatte mich zu Vermuthungen verleitet, welche mich erröthen ließen. Ach! nein, ein Savoyarde würde es niemals wagen, als ein Verbrecher zur Schande seiner Familie in seine heimathlichen Bergen zurückzukehren, um sich von seinen treuen, einfachen Mitbrüdern verläuget zu sehen! — Wilhelm! vergib mir mein Mißtrauen!"

Wilhelm wandte sich voll Angst weg und sagte mit gepreßter Stimme:

„Ach! Gaetan, Gaetan, wie warst Du glücklich, da Du nur Hunger, Durst und Elend erdulden etest!"

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Wichtigkeit des Turnens, mit besonderer Beziehung auf das Winterturnen.

Es ist ein altes und wie es scheint ziemlich fest gewurzeltes Vorurtheil, daß die Winterszeit für turnerische Uebungen nicht, oder doch minder, geeignet sey, als der Sommer. Gegen alte und eingewurzelte Vorurtheile muß aber so lange angekämpft werden, bis sie fallen. Darum ergreife ich in diesem vielgelesenen Blatte das Wort zur Vertheidigung und Empfehlung des Winterturnens und setze dabei nichts voraus, als das Vorhandenseyn eines gegen Sturm und zu strenge Kälte verwahrten Raumes, wie ihn solchen insbesondere die hiesige, sogar mit heitzbaren Sälen versehene Turnhalle unserer öffentlichen Turnanstalt darbietet.

Also mit etwas Turnen in milder Frühlings- und Sommerluft, so mehr zu gemüthlicher Erheiterung und behaglicher Dehnung der Glieder, als des hohen Ernstes der Sache und des kräftigen Aufschwunges zur vollen Menschenwürde wegen getrieben, soll es geschehen seyn? Nimmermehr! So wie der Leib zu seinem Bestehen fortwährend Speise und Trank begehrt, so heischt er auch für jede Jahreszeit kräftigende, anstrengende Bewegung, wenn seine Spannkraft nicht geschwächt und dadurch das rechte Gleichgewicht zwischen ihm und der Seele gestört werden soll. Auf diesem rechten Gleichgewicht beruht aber wesentlich das Urbild menschlicher Vollkommenheit, welches zu erreichen die heilige Pflicht aller Erdenbürger ist. Aber, erhabener Schöpfer des Weltalls und unseres irdischen Menschengeschlechtes! wo finden wir das Urbild Deines Erdenkindes, wenn wir nicht zum längst verlorenen Paradies zurückkehren oder die leider so seltenen und kurzen Blüthezeiten auserwählter Völker herauf beschwören wollen? Wir suchen — aber unser forschender Blick findet nach der einen Seite hin nur den rohen Barbaren als Träger des urkräftigen Leibes, in welchem die höheren Seelenthätigkeiten aber mehr nur als Keime für kommende geschichtliche Völkerentwickelung verborgen liegen; nach der andern Seite bietet sich ihm das ungleich trübere Schauspiel ganzer Völker, welche, auf den höchsten Stufen geistiger Entwickelung angekommen, einen siechen krankhaften Leib ihrem unvermeidlichen Verfalle entgegen schleppen. Nirgends ein Volk, welches in seiner Gesammtheit als Träger des Urbildes menschlicher Vollkommenheit betrachtet werden könnte. Viel gesundes Blut zwar immer noch unter den Ackerbauern des europäischen Festlandes und mehr noch der Inseln, aber desto mehr verdorbene Säfte in den Hütten der Armuth und in den Palästen des Reichthums, besonders in großen Städten, wo durch sitzende Berufsgeschäfte, herrschendes Vorurtheil, Genußsucht und — Trägheit sogar der Mittelstand bereits bedeutend von der Pest unserer Zeit angegriffen ist.

Sollen wir nun über die eben gewiß nicht übertrieben geschilderten Entdeckungen die Hände in den Schooß legen und ruhig das unglückselige Ende des Schauspiels abwarten, in welchem wir selbst eine so traurige Rolle spielen? Mit nichten! Es hieße dieß an der ewigen Vorsehung und Güte verzweifeln, die kein Volk sinken läßt, ohne eigene Schuld. Es hieße dieß die Hoffnung für immer aufgeben, daß insbesondere unserem deutschen Volke noch eine schöne große Zukunft beschieden sey. Viele haben zwar diese Hoffnung bereits aufgegeben und haben dem Vaterlande den Rücken gekehrt. Viele aber halten an ihr noch fest. An diese zunächst ergeht der Ruf, in That und Wahrheit an der Erhebung des Volkes zu ächter menschlicher Vollkommenheit auf dem Wege der Erziehung und Bildung mitzuwirken und in ihrem Streben nicht müde zu werden. Die Arbeit muß an und mit der Schuljugend beginnen, bis zur Volljährigkeit fortgesetzt werden und darf nur erst mit der erreichten vollen Menschenwürde aufhören; und ich beziehe dieß vorzugsweise auf die bisher und noch immer so sehr vernachlässigte Bildung des Leibes, wofür durch die Turnkunst ein so treffliches Mittel gegeben ist; und auf diese mit besonderem Nachdruck, weil nur durch sie die so unnatürlich einseitig bevorzugte Geistesbildung erst recht zu gedeihlicher Wirksamkeit gehoben werden kann.

Folgerichtig nach Obigem auf dem Wege der That vorangeschritten, müßte mit der allgemeinen Einführung der Leibesübungen als ordentlichen Unterrichtsgegenstandes in allen Schulen, bei Knaben wie bei Mädchen, begonnen und damit Sommer wie Winter fortgefahren werden. Die schulfreien Nachmittage müßten außerdem noch zu kräftigender Erholung bei Spiel und Uebung auf öffentlichen Turnplätzen oder zu Ausflügen in's Freie verwendet — es müßte aber auch die verkehrte Forderung aufgegeben werden: mit dem vierzehnten, höchstens fünfzehnten Lebensjahre den Knaben zum jungen Herrn und das Mädchen zum Fräulein herauf gebildet haben zu wollen. — Die aus der Schule entlassenen jungen Leute, besonders aber die zu einer mehr sitzenden Berufsthätigkeit übergehenden, müßten wenigstens einige Abende in der Woche die Leibesübungen tüchtig und auf dem Turnplatz fortsetzen; denn für die wohlthätige Einwirkung solcher können weder Spaziergänge, Ritte, Fahrten, Jagden noch Bade- und Schwimmbelustigungen genügenden Ersatz bieten.

Was aber die jungen Fräuleins betrifft, so würde denselben eine tüchtige, wirkliche Hausarbeit als turnerische Fortbildung vollständig genügen, wenn nicht Vorurtheil — so weit geht bereits die Verkehrtheit unserer Zeit — solche, einschließlich der Pflege kleiner Kinder, einer gebildeten Dame unwürdig erklärt und damit das allgemein verhaßte und allgemein schädliche Gesindeunwesen über unser Neu-Bürgerthum herauf beschworen hätte. Doch ich breche hier ab und will nur sagen, daß jüngere

Digitized by Google

und wohl auch ältere Damen, die durch irgend welchen Grund von häuslicher voller Thätigkeit ausgeschlossen sind, — durchaus keinen Anstand zu nehmen brauchen, da, wo sich, wie hier in Frankfurt, für sie eine so günstige Gelegenheit darbietet, einen Turnsaal zu besuchen (besuchen sie doch auch die Tanzsäle), um dort bei heiteren Bewegungen und Spielen diejenige Kräftigung für Körper, Geist und Gemüth zu suchen und zu finden, welche ihnen ein Thee- oder Kaffeekränzchen oder eine Kartenpartie (einseitig) niemals gewähren kann. Endlich müßten besonders diejenigen Männer, selbst bis zu den reiferen Jahren hinauf, welche den Tag über ihren Aufenthalt in dumpfer Stubenluft haben, welche vorzugsweise geistig und sitzend beschäftigt sind, turnerische Anstrengungen nicht scheuen und nicht mehr zur Entschuldigung der ihrem Alter eigenthümlichen, für ihren Gesundheitszustand bei der angegebenen Lebensweise aber höchst nachtheiligen Trägheit den Satz aufstellen: sie seyen zu alt für solche Sprünge und Gliederverdrehungen. Hier ist vor Allem zu bedenken, daß die Turnkunst für jedes Alter, sowie für beide Geschlechter Mittel und Wege zu je geeigneter Bethätigung besitzt.

Was gewahrt nun unser Auge statt jenes als nothwendig so eben aufgestellten thätigen Voranschreitens, wenn es in die Wirklichkeit und in das tägliche Treiben zunächst unserer Frankfurter Bevölkerung schaut? — Hier möchte ich versucht seyn, mein Wort zu unterdrücken, denn mit der Enthüllung des Bildes müssen traurige Wahrheiten gesagt werden, die vielleicht gar hier und da verletzend wirken möchten. Da die Wahrheit aber nicht ausschließlich verletzt, sondern vielmehr noch heilt, so will ich weiter nicht damit zurück halten.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Wenn uns Deutschen häufig und nicht ohne Grund der Vorwurf gemacht wird, daß wir die Geisteserzeugnisse unserer Künstler und Gelehrten zu gering schätzen und dagegen in unserer Bewunderung für das Ausland zu weit gehen, so kann man mit Recht von den Franzosen das Gegentheil behaupten, deren Selbstschätzung nicht selten in Ueberschätzung ausartet. Einen Beleg hierzu finden wir abermals in dem Vorworte zur neuen Ausgabe der Werke von Victor Cousin (3 Bände). Hier zieht der Verfasser gegen die schlechte Prosa so vieler deutschen, englischen, italienischen und spanischen Schriftsteller zu Feld und spricht diesen mehr oder minder jedes Verdienst ab. Blos bei den Spaniern findet der einzige Cervantes vor diesem Kritiker Gnade, der dagegen keinen Anstand nimmt, aus seiner Nation mehr als zwanzig Prosaiker von Genie herzuzählen, von Froissard und Rabelais bis auf Lesage und Beaumarchais. In diesen und andern sieht er alle Vorzüge eines nach Inhalt und Form ausgezeichneten Styles vereinigt. Kann man in der Selbstverherrlichung seiner Nation einseitiger seyn? So viel muß man übrigens allerdings den französischen Prosaikern aus einer früheren Periode lassen, daß ihre Schriften durch Klarheit und Gedrungenheit, wie durch Eleganz und schöne Abrundung des Styles sich rühmlich auszeichnen und in diesen Beziehungen allerdings als Muster gelten können.

Der berühmte französische Marschall Vauban hielt es nicht unter seiner Würde, sich mit der Verbesserung des Ackerbaues und der Viehzucht zu beschäftigen. Die Soldaten, pflegte er oft zu sagen, richten den Wohlstand des Landes zu Grunde und ernten einen falschen Ruhm dafür ein; was mich betrifft, so ziehe ich die geringste Handlung zum Gedeihen der bürgerlichen Gesellschaft allen meinen Waffenthaten vor, womit ich nur Unglückliche und Krüppel gemacht habe. — Er hat ein kleines Werk über die Schweine geschrieben, das er bei heiteren Gelegenheiten seine Schweinerei (cochonerie) nannte und worin er berechnet, daß die Nachkommenschaft einer einzigen Zuchtsau innerhalb eilf Jahren sich auf 6,434,838 Stück belaufen würde. Setzte man die Progression bis zum sechzehnten Jahre fort, bemerkt er, so hätte man so viel Schweine, daß man die ganze Erde damit bevölkern könnte.

In Eßlingen ging es am Sonntag und Montag hoch her: ein auch sonst als freigebig für die Sache der Demokratie bekannter Bierbrauer, Bühler, schenkte an diesem Tage sein Bier umsonst aus, Jedermann konnte trinken, so viel er wollte, ohne Zahlung zu leisten; nur waren zum Besten der deutschen Flüchtlinge in der Schweiz Büchsen aufgestellt, worin Jeder eine freiwillige Gabe legen konnte.

(Politischer Spruch.) Der Elephant sollte Wappenthier des deutschen Volkes seyn: schwerfällig in Wendung, schnell gradaus gehend, trinklustig, gerne tragend, seine Wärter liebend, Kinder schonend, im Krieg den Feind zermalmend, — als zahmer hilft er die wilden, freien, fangen.

Das vielstimmige deutsche Konzert hat sich in ein Duett aufgelöst, bei dem nur Oesterreich und Preußen mitspielt und Bayern die Pausen ausfüllt. Ganz leise läßt sich manchmal die hannoversche und sächsische Querpfeife hören. Zu einer Harmonie ist's trotzdem noch nicht gekommen, doch schon zu Variationen über Ein Thema: die Centralgewalt.

Es ist augenblicklich eine gar unerquickliche Zeit; das Feuer ist allenthalben verloschen, aber viel Rauch und Qualm, unheimlich zu riechen, widerwärtig zu sehen. Von Zeit zu Zeit schlägt noch eine Flamme aus dem Schutt, aber die Feuerwächter spritzen mit Wasser oder Blut hinein, bis der letzte Funken verloschen ist. Ganze Schaaren schlafen ihren politischen Rausch unbehaglich am Bord eines Schiffes aus, um nüchtern in der neuen Welt, die auch schon alt wird, anzukommen, oder ziehen sich in bescheidene Häuslichkeit zurück und bauen, wie Gagern in Monsheim, ihr Feld. (Dorfz.)

Am 2. und 3. d. M. waren zu Hannover etwa 40 Deputirte von Vereinen gegen das Branntweintrinken versammelt, deren Verhandlungen die treuen Vorkämpfer der Mäßigkeitssache, Böttcher und Bödecker, leiteten. Von allen Anwesenden wurde die Nothwendigkeit erkannt, den alten bösen Feind auf's neue zu bekämpfen, welcher das Vaterland mit vergrößerter Demoralisation im vermehrten Proletariat bedroht.

Wenn die deutsche Freiheit bis jetzt in der Wirklichkeit noch zu keiner sonderlichen Entfaltung gelangen konnte, so ist dies bei der deutschen Einheit eben so wenig der Fall gewesen. Diese Einheit und Einigkeit finden wir zwar in jedem Zeitungsartikel, in jedem Korrespondenzbericht, in jeder diplomatischen Note und in jeder politischen Abhandlung, aber das Alles sind eben nur Worte. Im vorigen Jahre wurde über diese Einheit in der Paulskirche nutzlos hin und her geredet, ohne daß man ihr nur um einen Schritt näher gekommen wäre; dann nahmen sie die Cabinette und Regierungen in die Hand, aber auch ohne sie weiter zu fördern; jetzt begehen überall die Offiziere unserer großen Friedensarmee Verbrüderungsfeste, während zwischen den Mannschaften die Uneinigkeit mit jedem Tage wächst und die Excesse zunehmen. Die neuesten Neuigkeiten sind mehr oder minder blutige Militär-Emeuten. Unglückspropheten verkünden, daß diese Schlägereien einstweilen Vorübungen wären für künftige ernstere

Digitized by Google

Kämpfe unter den deutschen Stammsgenossenschaften. Möchten diese Prophezeiungen zu Schanden werden! Uebrigens darf es uns nicht befremden, daß Uneinigkeit und Partikularismus, welche seit Jahrhunderten die deutsche Stämme des gemeinsamen Vaterlandes getrennt und entzweit haben und die absichtlich genährt worden sind, noch fort wuchern, indem ja schon die alltägliche Erfahrung lehrt, daß nichts schwerer zu vertilgen ist, als das Unkraut der Zwietracht und des Hasses.

(Nürnberg, 11. Oct.) Das Gewerbe der Rothgießer in Nürnberg, seit mehreren Jahren schon durch die Ungunst der Zeitverhältnisse im Abnehmen begriffen und im Laufe des Sommers durch die Einäscherung der sogenannten Rothschmieds-Drechslermühle mit ihren fünf Werkstätten hart betroffen, hat in den jüngsten Tagen durch Se. Maj. den König eine großartige Unterstützung erhalten. Aus dem Theile des jüngsten freiwilligen Anlehens nämlich, der zur Unterstützung der Industrie bestimmt ist, wurden dem genannten Gewerbe 15,000 fl. geschenkt, die letzteres vorerst zum Wiederaufbaue der Mühle zu verwenden hat. Das Kapital ist in jährlichen Raten à 1500 fl. zurückzuzahlen, zu admassiren und bleibt Eigenthum des Gewerbes. Dasselbe ist unangreifbar, darf aber theilweise gegen oder ohne Verzinsung an dürftige Gewerbsberechtigte gegen Rückzahlung ausgeliehen werden. Die abfallenden Zinsen des Kapitals sind zur Unterstützung verarmter oder dem Verarmen naher Gewerbsmeister bestimmt. Durch diese umfangreiche Hülfe ist ein dreifacher Zweck erreicht: es wird nicht nur dem augenblicklichen Nothstande des Gewerbes abgeholfen, sondern es sind dadurch auch die Mittel gegeben, in Zukunft das Gewerbe zu heben und in den Stand zu setzen, den Anforderungen der Zeit genügen zu können; es wird endlich dadurch auch den verarmten Gewerbsgenossen materielle augenblickliche Hülfe gesichert.

(Braunschweig, 6. Oct.) Das 9 Fuß hohe Modell der Statue Lessing's ist jetzt hier öffentlich ausgestellt. Schon seit Jahren beabsichtigt man die Errichtung eines Lessing-Denkmals in unserer Stadt, in der Lessing von dem benachbarten Wolfenbüttel aus gern seine Erholungsstunden mit geistreichen Freunden verlebte, und wo er auch bekanntlich starb und begraben liegt. Nachdem der Fond hinreichend angewachsen war, um die würdige Ausführung einer Kolossalstatue zu sichern, setzte sich das Lessing-Comité mit Rauch in Verbindung, der Rietschel in Dresden zur Herstellung des Modells empfahl. Dieses ist nun seit einigen Wochen vollendet und jetzt hier in unserer Aegidienkirche ausgestellt. Von Tage zu Tage zieht es die Aufmerksamkeit und Bewunderung der Kunstkenner aus der Nähe und Ferne in höherem Grade auf sich. Dasselbe wird nach dem Urtheile aller Kenner und Fachgenossen unter den statuarischen Denkmälern der Neuzeit für eins der großartigsten und für das edelste gehalten. — Der Künstler führt uns Lessing vor die Augen, wie er mit seinen unsterblichen Schöpfungen vor die Welt tritt. Die linke Hand, ein Manuscript umschließend, ist sehr bezeichnend auf ein antikes Säulenfragment gestützt, während die Rechte auf der Brust ruhet, wie im Flusse der Rede leicht unwillkürlich nach dem Herzen gewendet. In stiller Majestät hat er das erhobene Antlitz nach der rechten Seite gerichtet, mit energischer Schärfe seinen Gegenstand in's Auge fassend, den er mit seines Geistes Blitze vernichten würde, wenn er Falsches und Unwahres an ihm entdeckte. — Einen eigenthümlichen Reiz gewährt dieses Standbild dadurch, daß es getreu im Zeitcostüme gehalten ist u. s. w. Und hiemit ist nichts Uebertriebenes ausgesprochen. Der Ausdruck in diesem Antlitz von wahrhaft geistiger Schönheit, die Erhabenheit und Leichtigkeit der Gestalt, die Wahrheit der Plastik, in der Anatomie des Körpers, wie in dem Eigenthümlichen der Tracht bis in die feinsten Nüancen der Stoffe nnd des Faltenwurfs beurkunden einen Meister im Ideellen und Technischen; Rietschel hat durch dieses großartige Werk seinen Namen unbestreitbar zu denen unserer ersten Künstler gesellt. Die Ausführuung der Statue in Erz ist unserm Howald überlassen, der in technischer Kunstfertigkeit und Sorgfalt nicht leicht übertroffen wird.

Korrespondenz.

Berlin, 8. Oct.

Unsere königl. Bühne verspricht für die nächste Zeit angenehme Genüsse. Dessoir, der als Othello mit großem Beifall zum ersten Male auftrat, wird auf das in der letzten Zeit wenig anziehende Repertoir der Hofbühne von Einfluß seyn. — In der Königsstadt geht noch fortwährend „Berlin bei Nacht" bei vollen Häusern in Scene. Die Direktion verlangte jetzt von dem Dichter der unterhaltenden Posse gratis die Anfertigung neuer Couplets; mit Recht beantragte derselbe jedoch ein angemessenes Honorar dafür — ein Umstand, der die Direktion dazu veranlaßte, Hrn. Kalisch sein Freibillet zu entziehen. — Seltsame Dankbarkeit einem Dichter gegenüber, dessen Produkte fast zwei Jahre hindurch das Publkum, zahlreich wie sonst nie, in die Königsstadt zogen!

Darmstadt, 10. Oct.

Mit Sehnsucht sehen wir dem Tage entgegen, wo das sehr verehrliche Bühnenpersonal Ihrer freien Stadt hier eintreffen und uns mit einer Vorstellung zum Besten des projektirten Theaterpensionsfonds erfreuen wird. Ist die aufopfernde Humanität, welche diesen schätzbaren Besuch veranlaßt, schon an und für sich lobenswerth, so verdient auch die edle Hingebung für die Zwecke der darstellenden Kunst auf einer befreundeten Bühne der Nachbarschaft die rühmlichste Anerkennung, und gewiß werden wir die Herren Meck, Breuer ꝛc., und die Damen Lindner, Jauauschek ꝛc., welche uns im vorigen Winter mit ihrer Gegenwart erfreuten, freundlichst willkommen heißen. — Vorgestern führte uns das Repertoir wieder zwei neue Stücke vor: 1) „Großjährig", Lustspiel von Bauernfeld. Inhalt und Darstellung schienen gleich sehr zu befriedigen: jener durch die vielen treffenden Anspielungen auf die Tagespolitik und ihre Parteien, diese durch die glückliche Auffassung einzelner Rollen, welche durch die Herren Wisthaler (Hermann), Steck (Blase), Kronfeld (Schmerl), Rötel (Spitz), und die Damen Fischer (Amalie) und Eppert (Auguste) gegeben wurden. Letztere wußte das Haus durch ihre gehaltene Darstellung angenehm zu unterhalten, während Hr. Kronfeld, vom gefürchteten Oppositionsteufel der Zeit besessen, diesen überall mit Laune geltend machte, wo der Gang des Stückes Veranlassung dazu gab. Freulich half er mit zu Hermanns geistiger Erweckung, dessen Rolle Hr. Wisthaler in ihren unterschiedlichen Beziehungen ansprechend darstellte. — Das zweite Stück, welches zur Aufführung kam, war die komische Oper: „Die Sennerhütte", nach Scribe und Melesville von C. Harteufels, componirt von Adam. In die drei interessanten Gesangspartien des Daniel, Max und der Betily hatten sich die Herren Cramolini, Pasque und Frau Marlow getheilt, und wußten sämmtlich ihrer Aufgabe in so ansprechend glücklicher Weise zu genügen, daß diese artige Oper für sie wie geschrieben zu seyn scheint. Hr. Pasque entfaltete die ganze Kraft und den vollen Wohllaut seiner Stimme, während Frau Marlow in der gewählten Kleidung eines hübschen Schweizermädchens durch ihren seelenvollen Gesang einen nicht zu verkennenden Eindruck hervorbrachte. Wir dürfen wohl hoffen, das anziehende Bauernfeld'sche Lustspiel, wie die dem französischen Boden entsprossene liebliche Oper bald wiederkehren zu sehen.

Theater-Anzeige.

Montag, 15. Oct. Der Freischütz, große romantische Oper in 4 Abth. von Friedrich Kind, Musik von C. M. v. Weber.

Dienstag, 16. Oct. Vaterfreuden, Posse in 3 Akten von A. von P.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammerau.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 247. Dienstag, den 16. October 1849.

Das Gericht des Savoyarden.

Charaktergemälde von Karl Wölbner.

(Fortsetzung.)

4.

Als der Morgen zu grauen begann, machte man im „goldenen Löwen" zu Sans-le-Bourg alle Anstalten zur Abreise. Es war der günstigste Zeitpunkt zur Ersteigung des Mont-Cenis. Die aufgehende Sonne enthüllte einen Schneegipfel nach dem andern, und endlich konnte man auch die Gletscherkette der Alpen erblicken. Ein scharfer, schneidender Wind jagte aus den Schluchten die Nebel vor sich her, welche sich während der Nacht hier gesammelt hatten; die Hörner der Hirten rufen die Heerden zur Weide; die entfernten und seltenen Schüsse, welche das Echo mehrfach wieder gab, zeigten, daß die Gemsenjäger bereits auf der Lauer stunden; und Postillone und Kondukteure sagten scherzend zu den Passagieren, „daß die Fahrt glücklich werde, weil der Cenis nicht die weite Nebelkappe trage," welche gewöhnlich das Anzeichen eines Sturms ist, und welche man in jenen Gegenden einen „Hut" nennt.

Doktor D., welcher eine mit Astraban verbrämte Mütze über den Kopf gezogen hatte, sah vom Fenster aus dem Treiben im Hofe des Gasthauses zu. Zwei bis drei Postchaisen waren am Abgehen, und das Zumachen der Wagenpferde, das Schnauben der Pferde, das Schreien der Reisenden, der Postillone und Führer machten wohl Lärm genug, daß sie die Aufmerksamkeit hätten auf sich ziehen können. Die Blicke des Doktors jedoch waren mehr auf einen kleinen Maulesel von starkem Knochenbaue und mit erhobenem Kopfe gerichtet, auf dessen Säcken ein Diener des Hauses einige Effekten festschnallte, und man wird die Aufmerksamkeit des Reisenden wohl begreifen, wenn man erfährt, daß diese meistens aus kleinen Brettchen bestunden, in deren Zwischenräume sich eine Menge zusammengelegter Pflanzen befanden. Jeder Mensch hat seine Leidenschaften: der Botaniker bewacht seine Pflanzen, der Geizige sein Geld.

Der Doktor hatte während dessen mehrmals Zeichen seiner Ungeduld gegeben, indem er auf den Boden stampfte, zum Fenster eilte und wieder wegging. Einigemale hatten sich, wenn er am Fenster stund, zerlumpte Leute genähert, welche im Hofe umher stunden, und, in der Hoffnung, zum Führer gewählt zu werden, mit aufgenommener Mütze höflich gefragt:

„Haben Sie unsere Dienste nöthig, Herr Reisender?"

Allein der Doktor verneinte mit einzelnen Ausrufungen und Kopfbewegungen, worauf andere Bergleute zu den ersteren unmuthig sagten:

„So schweiget doch, seht ihr denn nicht, daß es der Reisende des Herrn Gaetan ist?"

Alle entfernten sich bei diesem gefeierten Namen, gleichsam, als seyen sie nicht im Stande, den Erwarteten zu ersetzen.

Allein „Herr Gaetan", wie man Carlotto hier allgemein nannte, erschien nicht. Schon waren die Kinder, von welchen er noch hatte Abschied nehmen wollen, von ihren Vätern und weinenden Müttern geschieden; die Postchaisen nach und nach abgefahren; der Maulesel schaukelte seine Last hin und her, sog mit geöffneten Nüstern die balsamische Bergluft ein und riß stark an dem eisernen Ringe, an welchem er befestigt war. Alles war schon zur Abreise in Ordnung, die Rechnung berichtigt, der gute Doktor hatte bereits sein Gläschen Rum getrunken und den Reisestock ungeduldig zur Hand genommen .... allein der Führer erschien noch nicht.

„Wo zum Teufel kann er denn seyn?" rief der Doktor zornig, indem er auf und ab ging und die Ohren an seiner Kappe herunterzog, um sich vor der Morgenkühle zu wahren; „noch nie kam er bisher zu spät! Ohne Zweifel hält ihn dieser Bruder zurück, dieser Mensch, welchen er nicht kennt, diesen aber durch mich soll näher kennen lernen; denn es wäre ja Unrecht, einen so braven Menschen in einem solchen Irrthum zu lassen ...."

„Guten Morgen, Herr Doktor," sagte in diesem Augenblicke eine Stimme.

Als sich der Doktor rasch umwandte, erblickte er Wilhelm Carlotto, welcher den Mantel anhatte, den Gaetan gewöhnlich bei seinen Wanderungen trug.

„Ach! Du bist's," sagte der Doktor mit verächtlichem Tone; „wo ist Dein Bruder?"

„Herr Doktor, ich bat meinen Bruder, vor Tages Anbruch nach Termignon zu gehen, wo ich wegen Mangel an Geld meine Habseligkeiten in Versatz lassen mußte; es sind dies meine Papiere, meine Effekten ...."

„Sage vielmehr," schrie der Doktor voll Wuth, „daß Du habest dadurch bewirken wollen, daß er nicht mit mir zusammen treffe, weil ich ihm dann sagen würde, wo ich Dich kennen gelernt habe, was Du warst, was Du thatest ...."

„In's Himmels Namen, sprechen Sie nicht so laut!" murmelte Wilhelm.

„Ha! Du glaubst, durch diese List Dein schändliches Geheimniß bergen zu können?" erwiederte der Doktor verächtlich; „Du hast Dich betrogen, Bursche. Es wird gut seyn, wenn man sich hier vor Dir in Acht nimmt; man muß es erfahren, daß Du Lakai, daß Du ein Vagabond gewesen bist, daß Du zehn Jahre im Gefängniß saßest, wo ich Dich in mehreren Krankheiten behandelte. Dein einfacher, ehrenfester Bruder muß es erfahren, wie beschmutzt die Hand ist, welche Du ihm bietest, und welche er Dir voll brüderlicher Liebe gedrückt hat. Ich müßte mich selbst anklagen, wenn ich durch meine Aufklärungen nicht neue Verbrechen verhüten würde ... Die Diebe,

Digitized by Google

so hat man mir gesagt, dürften nicht mehr zu den Savoyarden zurückkehren!"

Wilhelm war einen Augenblick wie niedergeschmettert von dem Gewichte dieser Vorwürfe, dieser Drohungen; er wandte seine schmächtige, abgemagerte Gestalt, noch immer stehend, gegen den Doktor, hob seine gefalteten Hände gegen ihn auf und sagte mit schwacher, gebrochener Stimme:

„Seyn Sie nicht so hart gegen mich, Herr Doktor, meine Geschichte enthält ohnehin so viel Trauriges. Man sagte mir, mein Leben sey Ihnen zum Theile bekannt; Sie werden daher wissen, daß ich nicht allein Schuld an meinen Fehltritten gewesen bin. Mein Herz war rein, wie das meines Bruders; wäre ich, wie er, in den Bergen geblieben, würde ich nun seyn, wer er ist. Allein eine falsche Erziehung hat den ersten Keim des Bösen in mich gelegt. Man hatte ja nichts für mich gethan, als gerade den Hang zur Verschwendung mich gelehrt. So, mein Herr, kämpfte ich lange mit Laster und Verbrechen, schmachtete lange in Armuth und Noth, bis der Dämon endlich über mich siegte. Als ich zu spät in mich ging, wollte ich diesem wollüstigen, genußsüchtigen Leben entsagen, welches die Quelle meines Elendes gewesen, ich wollte einen Schleier breiten über jene Tage der Vergangenheit, wollte ein neues, veredelteres Leben führen — ich kehrte in meine Heimath zurück, um durch harte Arbeiten, durch die Martern meines Gewissens von einem Verbrechen mich zu reinigen .... da kamen Sie, Herr Doktor! — O, erschüttern Sie meinen Vorsatz nicht durch Ihre Verachtung, verschließen Sie dieses Geheimniß in Ihrer Brust, ich flehe Sie darum an! ... Bedenken Sie die Verzweiflung meines Bruders, die Wuth aller dieser Leute, welche mich anklagen würden, den bekannten Ruf ihrer Rechtlichkeit befleckt zu haben! ... Erbarmen Sie sich meiner — meines Bruders! — Es wird dies eine gute, eine edle That seyn!"

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Wichtigkeit des Turnens, mit besonderer Beziehung auf das Winterturnen.

(Schluß.)

Zuerst also das Turnen der Schuljugend. Damit ist in mehreren deutschen Staaten im Sinne der oben aufgestellten Forderung ein tüchtiger Anfang gemacht worden. Einzelne Privat-Erziehungsanstalten Frankfurts selbst haben die Sache schon seit längerer Zeit in die Hand genommen; endlich ist auch die Musterschule zur förmlichen Einführung des Turnunterrichtes in allen Knabenklassen geschritten, für die Mädchen die Theilnahme daran für's Erste noch frei stellend. Nur auf diese Weise bindend, kann das Turnen und mit ihm sein heilsamer Einfluß allgemein werden. Daß auch die übrigen öffentlichen Schulen die Sache in ähnlicher Weise aufgreifen möchten, darüber besteht wohl allseitiges Einverständniß; auch hat die Verwaltung des Turnvereins dieserhalb bereits geeignete Anträge bei den Schulbehörden gestellt, beziehungsweise sich erboten, zur vorläufigen Heranbildung von Lehrerkräften mit den ihr zu Gebot stehenden Mitteln behülflich seyn zu wollen. Bis jetzt ist in dieser Beziehung noch nichts geschehen. Unterdeß verhält sich das Publikum theils zuwartend, theils gleichgültig, theils aus Unkenntniß der in hiesiger Anstalt bestehenden Verhältnisse sogar feindselig gegen dieselbe. Was nützt aber das Zuwarten, wo jeder versäumte Turntag für das Kind unwiderbringlich verloren ist, wer wollte vernünftiger Weise über das zu hoffende Bessere die Benützung des vorhandenen Guten versäumen? Und wäre Gleichgültigkeit Seitens der Eltern in einer so wichtigen Erziehungsangelegenheit nicht geradezu ein Verbrechen zu nennen? Darf es der Vater, die Mutter dem Kinde und seiner Laune anheim stellen, ob es an einem Unterrichte Theil nehmen will, der ihm vielleicht in der einen Jahreszeit annehmlich, in der andern aber unbequem erscheint, der aber jedenfalls zu seiner vollendeten Ausbildung gehört? Und nun endlich gar, warum einer Anstalt feindlich mißtrauen, deren Verwaltung niemals den Standpunkt der politischen Unparteilichkeit verlassen und denselben insbesondere bei der turnerischen Erziehung der ihr anvertrauten Schuljugend mit aller Strenge behauptet hat? Warum es übersehen, daß die Schuljugend mit den erwachsenen Besuchern der Anstalt in durchaus keine unmittelbare Berührungen kommt? Nicht einmal die Kosten für den Unterricht können als Grund des verhältnißmäßig geringen Besuches gelten. Einmal sind 1 fl. 48 kr. und 2 fl. 42 kr. halbjährig nicht gerade als unerschwingliche Ausgaben zu betrachten, und dann steht unbemittelten Eltern jederzeit der Weg offen, entweder bei der Verwaltung des Turnvereins eine Ermäßigung jener Sätze, oder bei der Schulbehörde den gänzlich freien Unterricht zu erwirken. Weg also mit dem Mißtrauen, der Gleichgültigkeit und dem Zuwarten, wo ersteres offenbar unbegründet ist und letztere sogar als eine Verletzung heiliger Elternpflichten erscheinen.

Wir wenden uns nun zu den Jünglingen und jungen Männern. Aber welches traurige Ergebniß zeigt sich hier. Statt daß die junge Mannschaft sich mit Eifer und Lust zu den Turnübungen heran drängte, sind es in der besten Zeit des hiesigen Turnwesens von den Tausenden junger Leute hiesiger Stadt nur etwas über 300 gewesen. Diese Zahl ist seitdem noch um ein Bedeutendes gesunken. Es scheint fast, als sey es der männlichen Jugend verborgen, wie sie bei der herrschenden Ueber-Kultur, bei dem täglichen Genuß unnatürlicher Reizmittel (Tabak, geistige und erhitzende Getränke), bei den lockeren Ansichten über männliche Zucht und Sitte, — wie sie bei allem diesem sich an dem Vaterlande schwer versündige, welches zu seinem ehrenvollen Bestehen nicht abgelebter Zopfbürger, sondern vollendeter Männer an Geist, Kraft und guter Sitte bedarf. Ich will hier weiter keine Bußpredigt halten; aber greife Jeder in sein eigen Herz, beschaue seinen Wandel, prüfe sich, ob er bei dem gewohnten Schlendrian der Mann, wie er von Gott und Rechts wegen werden soll und kann, auch zu werden vermöge, und ich hege die Hoffnung, daß gar Mancher für dienlich finden wird, einen neuen Pfad einzuschlagen, um für eiteln Tand und Sinnenkitzel die wahre Menschenwürde einzutauschen. Nichts ist aber der Fortbildung zu diesem Ziele günstiger, als die turnerische Gemeinschaft Gleichgesinnter. Wenn an manchen Orten in diese Gemeinschaft die Fahne politischer Parteien aufgepflanzt worden ist, so lag dies mehr in der Richtung der Zeit, als in der Sache des Turnens selbst. Fast überall, auch hier in Frankfurt, hat eine mehr oder minder große Anzahl junger Leute und junger Männer auf den Turnplätzen an dem turnerischen, menschlich-sittlichen Prinzipe festgehalten und Niemandem eine politische Meinung aufgenöthigt. Dies zur Beruhigung solcher Eltern, welche durch den Beitritt ihrer Söhne zu einer der hier bestehenden Abtheilungen erwachsener Turner vielleicht politische Verirrungen nach einer oder der anderen Seite hin befürchten.

Was nun endlich die Männer selbst betrifft, worunter ich Leute in den Dreißiger und über den Dreißiger Jahren verstehe, so hat es mit diesen in unserem guten Frankfurt auf dem Turnplatze noch nie recht ziehen wollen, wie man zu sagen pflegt. Es kann hier allerdings zugegeben werden, daß, wenn der Mensch bis zu seinem dreißigsten Lebensjahre gelernt hat, wenn sodann sein Beruf ihn nicht zu sehr in's Zimmer und zu sitzender geistiger Beschäftigung bannt — daß er alsdann bei sonstgesundheitsförderlicher Lebensweise im Gebrauche seiner männlichen Kraft und auch einer gewissen Geschmeidigkeit seiner Glieder bleibt. Damit trösten sich aber leider zu ihrem eigenen Scha-

Digitized by Google

den sehr Viele, die gar nicht in diesem Falle sind. Noch mehr! Anstatt Abends in frischer Luft bei einem Spaziergange Erholung und Kräftigung zu suchen, verlassen sie nur das eine Haus und die Geschäftsstube, um sich wieder in ein anderes Haus, etwa in eine Wein-, Bier-, Spiel- oder sonstige Conversationsstube zu begeben. Die menschliche Natur ist zähe, es gibt Leute, die es bei solcher Lebensweise sogar bis zu einem recht hohen Alter bringen. Trotz Hämorrhoiden, Gicht und Hypochondrie pflegen sie sich dennoch für ganz leidlich wohl und gesund zu halten. Bittere Täuschung! Sie haben vielleicht noch niemals die Freude des Vollgenusses urkräftiger Gesundheit genossen. Wer aber sich diesen Vollgenuß verschaffen und bis zu hohem Alter erhalten will, muß nothwendig nach dem Worte der Schrift im Schweiße seines Angesichtes sein Brod essen; mit andern Worten: er muß, wenn ihn sein Beruf nicht zu kräftiger Leibesbewegung zwingt, diese auf künstliche Weise suchen — er muß turnen.

Indem ich hier abbreche, darf ich hoffen, wenn auch nicht Jedermann, so doch gewiß Viele von der hohen Wichtigkeit des Turnens überzeugt zu haben. Möchte sich diese Ueberzeugung in einer recht zahlreichen Betheiligung bei dem jetzt beginnenden Winterturnen durch die That beurkunden.

A. Ravenstein.

Ludwig Graf Batthyany de Nemeth Ujvar

(deutsch zu Güssen)

ward 1806 geboren. Er war Erbobergespann des Eisenburger Comitates und Herr der Herrschaften Ikervar, Schaning, Neuhaus u. s. w. Seit 1834 ist er mit der Gräfin Antonie Zichy verheirathet, aus welcher Ehe noch eine 13jährige Tochter lebt. Ludwig Batthyany war einer der populärsten Männer im Kaiserstaate; jedes Kind in Wien, in Preßburg und Pesth kannte den schönen Mann mit den edlen Gesichtszügen, mit der stolzen Würde im Gange, mit der unerreichbaren Grazie in Wort und Bewegung. Dem angesehensten Geschlechte Ungarns entsprossen, reich, hochgebildet und ein echter magyarischer Patriot, war Ludwig Batthyany nach und neben Kossuth die hervorragendste Persönlichkeit Ungarns und konnte als das reine Urbild eines ungarischen Magnaten gelten. Schon in früher Jugend hatte er Reisen durch alle Länder Europa's gemacht und eine Masse von politischen, ökonomischen und vor allen technischen Kenntnissen gesammelt, welche er in seinem Vaterlande nicht ohne große Erfolge fruchtbar zu machen verstand. Fast kein größeres nationales Unternehmen — Dampfschifffahrten, Eisenbahnen, Kanäle, Fabriken — wurde in Ungarn ohne Batthyany's Schutz und Betheiligung ins Daseyn gerufen; die Wissenschaft, vor Allem die noch junge ungarische Akademie, fand an ihm ihren besten und eifrigsten Beförderer, und auch für die Kunst war Ludwig Batthyany ein wahrer Mäcenas. Geburt und Bildung bestimmten ihn schon früh zu einer hohen politischen Laufbahn, und es war fast kein Hof in Europa, an welchem man nicht den edlen Magnaten, „den schönsten der Männer aus dem schönen Stamme der Magyaren" gekannt hätte. Schon vor dem Ausbruche der ungarischen Revolution finden wir ihn an der Spitze des ungarischen Ministeriums; dann war er es wiederum, welcher in Wien und darauf in Innsbruck im Namen der ungarischen Nation mit dem Kaiser Ferdinand unterhandelte und jene Zugeständnisse von ihm erhielt, deren so schamloser Bruch die Ursache des ungarischen Krieges und der Wiener October-Revolution wurde. Später, als die Revolution jene Richtung einschlug, welche zwar wohl mit der nationalen, aber nicht mit der politischen Gesinnung Batthyany's übereinstimmte, trat er zurück, und seit Windischgrätz Pesth einnahm, war er nicht mehr an dem ungarischen Unabhängigkeitskriege betheiligt.

Die „Presse" gibt folgende Skizze der Wirksamkeit des Hingerichteten: Graf Ludwig Batthyany war einem der angesehensten Geschlechter in Ungarn entsprossen. Mit Glücksgütern reichlich gesegnet und den Stempel der vollendetsten Cavaliernoblesse in seinem gesammten Wesen tragend, war er ein Aristokrat im echtesten Sinne des Wortes. Seine politische Gesinnung war vielleicht weniger radikal, als vielmehr antiösterreichisch. Auf mehreren der zu Preßburg abgehaltenen Landtagen machte er sich als Führer der Opposition im Magnatenhause bemerkbar. Von der Natur nicht eigentlich zum Redner befähigt, wußte er doch seinen Vorträgen durch das Gewicht seiner Stellung stets namhaftes Interesse zu verleihen. Als es sich im Herbste des Jahres 1847 darum handelte, die Wahl des Abgeordneten des Pesther Comitats zur Ständetafel zu bewirken, machte die vormärzliche Regierung Ungarns unerhörte Anstrengungen, um sie in ihrem Sinne zu lenken. Die Opposition hatte Kossuth als Candidaten aufgestellt, und ihren Bemühungen gelang es richtig, ihn durchzusetzen. Man versichert, daß zum Gelingen dieser für Oesterreich so verhängnißvoll gewordenen Wahl nebst dem jetzt zu Widdin befindlichen Grafen Kasimir auch Ludwig Batthyany wesentlich beigetragen habe. — Als die Märzbewegung in Wien ausgebrochen war, betheiligte sich Graf Ludwig Batthyany bei jener unglücklichen Deputation, welche die bekannten Märzconcessionen von Wien holte. In einem Momente gänzlicher Rathlosigkeit entschloß sich die Krone zur Gewährung derselben wider das Interesse des österreichischen Gesammtstaates. Unterrichtete behaupten, der Graf habe auf eine höhere, über ihm stehende Person eben so sehr Einfluß zu üben gewußt, als Kossuth wieder ihn bei seinem ferneren Verhalten zu leiten verstand. Die Politik, welche das ungarische Ministerium im vorigen Jahre verfolgte, ist bekannt. Von der Wiener Regierung wurden mehrfache Versuche gemacht, die Ungarn zur Nachgiebigkeit zu stimmen. Bereits im August v. J. ward eine Staatsschrift nach Buda-Pesth gesendet, welche die Zurückgabe der ohne Berechtigung ertheilten März-Concessionen forderte. Doch blieb dieser Schritt ohne Erfolg. Als der Kaiser die dem Erzherzog Stephan beinahe unbeschränkte, aber nur zeitlich übertragene Regierungsgewalt zurückgezogen hatte, traf in Wien eine massenhafte Deputation, an deren Spitze Graf Batthyany sich befand, ein, sie wünschten, daß der Monarch mehrere auf dem Buda-Pesther Reichstag ausgearbeitete Gesetzesentwürfe sanctionire, worunter sich auch das verhängnißvolle Credit- und Rekrutengesetz befand. Der Erfolg dieser Schritte ist bekannt. Im letzten Augenblicke des äußeren Friedens, welcher zwischen Oesterreich und Ungarn geherrscht hatte, im ersten Augenblick des Kampfes um Leben und Tod entsagte Graf Batthyany der Ministerwürde, trat als gemeiner Soldat in ein Husarenregiment und nahm an den Maßregeln des Landesvertheidigungs-Ausschusses keinen Theil. Als Fürst Windischgrätz vor Pesth rückte, wurde ihm eine Deputation, bestehend aus dem Grafen Batthyany, Erzbischof Lonovics und Deak entgegengesendet, um Schonung für die Stadt zu erbitten und eine Pacification des Landes anzubahnen. Graf Batthyany wurde sogleich verhaftet und ist seitdem fortwährend in der Gefangenschaft geblieben.

Deborah,

von S. H. Mosenthal.

Nicht selten vernimmt man die Klage über den Verfall der dramatischen Bühne und begegnet der Darlegung der Nothwendigkeit einer gründlichen Reform der Theaterzustände. Jene, wenn auch übertrieben, mag doch Manches für sich haben, während diese auf schwer zu beseitigende Hindernisse stößt. So viel indessen steht fest, daß eine Verbesserung der Bühne zumeist von den Dichtern und Künstlern und von dem

Digitized by Google

hervorragenden Talenten und Gebilden derselben ausgehen muß. An beiden war nie Ueberfluß und ist gegenwärtig großer Mangel. Was besonders die ersteren betrifft, so ist an ihnen das letzte Decennium nicht fruchtbar gewesen, und haben vorzügliche neue Dramen, welche dem Herzen des Volks und den Köpfen der Kritiker zugleich genügt hätten, zu den Seltenheiten gehört. Demnach sollte man jedes neu auftauchende Talent, welches zu Hoffnungen für seine Zukunft berechtigt, freudig begrüßen und liebevoll aufmuntern, denn die Kunst gedeiht, wie die edle Rebe, nur unter dem warmen Strahl der Sonne. Zu diesen, welche berufen scheinen, dürfte S. H. Mosenthal, der vielbefähigte Dichter der Deborah, gehören. Sein Drama hat in Wien und Berlin ungewöhnliches Aufsehen gemacht, und wenn Kunstrichter auch Manches daran auszustellen fanden, so haben sie doch weder den Werth des Ganzen, noch den Beruf seines Meisters in Abrede gestellt. Auch wir sind dieser Ansicht und anerkennen im Einverständniß mit dem Votum des Publikums. Der Ernst und die sittliche Würde des Inhaltes, die Einfachheit und Gedrungenheit der dramatischen Construction, die Kraft und Energie der Charakteristik Deborah's, die überall durchdringende Wärme der poetischen Auffassung, die reiche Mannichfaltigkeit des Dialogs und das lebensvolle Colorit der ganzen Dichtung sind nicht zu verkennen und verleihen dem Drama inneren Werth und Bedeutung. Einen gedrängten Ueberblick der Handlung haben wir bereits mitgetheilt (vergl. Nro. 242 d. Bl.) und einige Bemerkungen über die auftretenden Charaktere mögen noch folgen.

Im Vordergrunde steht Deborah, eine dramatische Conception, die eben so poetisch aufgefaßt, als in tragischer Würde und Höhe durchgeführt ist. Sie repräsentirt nicht nur jenen tief erschütternden Judenschmerz, welcher schon öfters edlen Dichtungen zum Vorwurf gedient hat, sondern auch jene schwärmerische Hingebung an den alten Glauben der Väter, dem man sich um so fester anschließt, je stärker der Druck von außen ist. Nicht minder hervortretend sind die Leidenschaften der Liebe und des Hasses, welche in diesem eben so tiefen, als feurigen Gemüth wurzeln und es bald auf den Gipfel der Wonne erheben, bald zur Tiefe der Verzweiflung hinabstürzen. Aus solchem Zwiespalt der widerstreitenden Gedanken und Leidenschaften entsteht jener tragische Kampf, der uns mächtig ergreift und den der Dichter meisterhaft zu schildern verstanden hat; er motivirt zugleich den Fluch, welchen Deborah in der Aufwallung ihres gekränkten Herzens und in Folge ihres orientalischen Temperamentes gegen den Geliebten schleudert. Einige Milderungen indessen wären hier durch Weglassung von zwei bis drei etwas grellen Versen leicht zu bewerkstelligen. Für einen trüben Fleck in diesem Charakter halten wir es, daß Deborah ihre unglücklichen Verwandten und verfolgten Glaubensgenossen verläßt, um dem Geliebten zu folgen. So sehr wir nun die poetische Consequenz, sowie die tragische Höhe und Kraft dieses Charakters anerkennen, so treten wir doch anderseits nicht minder dem geltend gemachten Mißverhältniß desselben zu seiner Umgebung bei. Deborah steht zu hoch für diese und die Energie ihrer Gedanken und Gefühle kontrastirt zu stark gegen jene schlichten und sich in enger dörflicher Sphäre bewegenden steyerischen Landleute, und besonders hieraus läßt es sich erklären, daß die Ausdrucksweise ihrer Seelenzustände uns mitunter unnatürlich und übertrieben erscheint, so wenig sie es an und für sich auch ist. Voll innerer Wahrheit ist die Durchführung des Grundgedankens dieses Drama's, daß der Fluch eines leidenschaftlich erregten und in ihren heiligsten Interessen schwer gekränkten Weibes an der milden Tugend und reinen Seelengröße eines andern scheitert und in Segen umwandelt. Deborah geht unter, aber ganz im Sinne jenes tragischen Fatums, „welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt"; sie geht unter ganz im Zusammenhang mit jener leider eben so traurigen, als wahren Erfahrung, daß die kleinen und alltäglichen Naturen von den Stürmen des Schicksals weniger erreicht und niedergedrückt werden, als die großen und gewaltigen, die als Opfer der rauhen Wirklichkeit fallen. Dieser Charakter wird übrigens dem Drama auf den deutschen Bühnen eine lange Dauer sichern, da es befähigten Darstellerinnen einen weiten Spielraum eröffnet und für sie eine würdige, wenn auch schwere Aufgabe ist. Wir haben bereits erwähnt, daß Fräul. Janauschek dieselbe trefflich gelöst hat. Sie besitzt unverkennbaren Beruf für das tragische Fach und wird noch Vorzüglicheres leisten, wenn sie der nicht selten vorwaltenden Breite und Monotonie ihrer Diction abzuhelfen strebt. Der breite und getragene Ton ist zwar oft im ernsten Drama und in der meteischen Tragödie von guter Wirkung und wohl geeignet, den melodischen Rythmus des Verses geltend zu machen; aber eben so nothwendig ist hier das rechte Maß, damit der rythmische Vortrag sich dem des recitirenden Gesanges nicht allzu sehr nähere. Weniger Sangbarkeit und Breite und dagegen mehr Fluß und Nuancirung des Dialogs glauben wir dieser übrigens sehr befähigten Darstellerin, deren Plastik namentlich ausgezeichnet zu nennen ist, empfehlen zu dürfen.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz.

Lützelsachsen an der Bergstraße, 13. Oct.

Die diesjährigen schwarzen Trauben haben wieder bei der günstigen Witterung in den letzten sechs Wochen eine Reife erlangt, welche erwarten läßt, daß der hiesige 1849r Kolbe in der Qualität jenem vom vorigen Jahr in nichts nachstehen wird. Hoffentlich wird er auch wie jener seine Liebhaber und raschen Absatz finden. Die hiesigen Weindauer haben sich seit vielen Jahren stets bemüht, das schwarze Traubengewächs zu veredlen, und so ist Lützelsachsen in den Rang der durch vorzügliche Weine sich auszeichnenden Orte Deutschlands eingetreten. — Die Weinlese ist auf Donnerstag, 18. d. M., bestimmt.

Stuttgart, 12. Oct.

Die Verhältnisse unserer deutschkatholischen Gemeinde haben sich seit der Revolution des vorigen Jahres in mehrfacher Hinsicht wesentlich verschlimmert und die den Mitgliedern derselben eingeräumten vollen staatsbürgerlichen Rechte waren nicht im Stande, eine gehörige Ausgleichung der im Gefolge der Revolution gekommenen Mißstände zu bringen. Vor der Revolution sahen auch die sogenannten Altliberalen in der deutschkatholischen Sache ein weiteres Hebemittel, das Bestehende mit einigem Erfolg anzugreifen und den Regierungen Verlegenheiten zu bereiten; darum begünstigten und unterstützten sie den Deutschkatholicismus, so weit sein Streben dem ihrigen nicht gerade im Wege war, wie z. B. zuweilen da, wo Liberalismus und Ultramontanismus vorübergehend sich gegen die Regierungen verbündet hatten. Seit der Revolution aber, wo die Altliberalen meist an's Regiment gelangt waren, concentrirten sie ihre Kräfte auf ganz andere Dinge und entzogen dem Deutschkatholicismus deshalb ihre Unterstützung, oder aber wurden sie demselben geradezu feindlich, nachdem eine große Zahl der Deutschkatholiken in das radikale Lager übergetreten war und Ronge und Dowiat ihre bekannten Erklärungen abgegeben hatten, worin sie den Deutschkatholicismus nur als ein Mittel zu politischen und socialen Reformen anerkannten. Da nun hier in Stuttgart die Hauptbeiträge zu den Kosten der deutschkatholischen Gemeinde von Nicht-Deutschkatholiken herkamen, diese aber größtentheils ihre Beiträge seit dem März 1848 zurückzogen, so sah sich die hiesige Gemeinde in der mißlichen Lage, zur Deckung ihres kirchlichen Aufwandes, besonders der Pfarrbesoldung, Geld aufnehmen zu müssen. Darum richteten die hiesigen Deutschkatholiken nach Erscheinen der deutschen Grundrechte eine Eingabe an Regierung und Stände um einen jährlichen Beitrag zu den Kultkosten der Gemeinde. Die Kammer der Abgeordneten wies solche während ihrer letzten Sitzungsperiode der Regierung empfehlend zu; dennoch erhielt der Vorstand der hiesigen Gemeinde vor einigen Tagen von der Regierung einen abschlägigen Bescheid, und zwar unter der Motivirung, daß sie eine solche Ausgabe vor den nächsten Ständen nicht zu rechtfertigen wüßte, und doch hatte die Abgeordneten-Kammer, welche damals bereits für sich allein die Stände-Versammlung bildete, die Bitte der deutschkatholischen Gemeinde empfehlend devorwortet. Dieser Umstand veranlaßte nun die Gemeinde, da gerade die drei Jahre der Anstellung des Pfarrers Heribert Rau in einem halben Jahre um sind, zu ihrem großen Leidwesen diesen Anstellungsvertrag zu künden, statt wie sie so gerne gethan hätte, denselben zu erneuern. Allein nur die Unmöglichkeit, den Pfarrer ferner zu besolden, trägt hieran die Schuld. Sollte Hr. Heribert Rau dadurch sich veranlaßt finden, Stuttgart zu verlassen und nach seiner Vaterstadt Frankfurt zurückzukehren, so würde dies bei Allen, die denselben kennen zu lernen die Freude hatten, gewiß das größte Bedauern erregen.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 16. Oct. Pfeffer-Röse l, oder: Die Frankfurter Messe im Jahr 1297, romantisches Schauspiel in 5 Abth. nach G. Döring's Novelle: „Sonnenberg", von Ch. Birch-Pfeiffer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 248. Mittwoch, den 17. October 1849.

Das Gericht des Savoyarden.

Charaktergemälde von Karl Wölbner.

(Fortsetzung.)

Der Doktor war einer jener guten, aber starrsinnigen Menschen, welche sich um Alles in der Welt nicht von Dem abbringen lassen, was sie einmal für Pflicht halten. Er war durch Wilhelm's Worte wohl bewegt, allein er wollte seine Bewegung nicht zeigen. Er erwiederte daher mit Härte:

„Und wer stünde mir wohl dafür, daß es Dir Ernst ist? Ich kenne ja nur zu gut die treffliche Einrichtung unserer Gefängnisse, wo die Verbrecher gewöhnlich verdorbener herauskommen, als sie hineingekommen sind. Welche Sicherheit hätte ich denn da für Deine Besserung?"

„Glauben Sie den Thränen, welche Sie mich bei'm Anblicke meines Bruders vergießen sahen," rief Wilhelm mit hinreißender Gewalt; „glauben Sie der tiefen Erschütterung, welche mich ergriff, als ich unter diese ehrlichen und arbeitsvollen Leute trat, deren Andenken ja nie aus meiner Seele sich verwischte. Ach! ich fühle es, daß gleich wie einst der Anblick des Lasters zum Laster mich zog, auch der Gedanken an diese Leute, welche so muthig ihr Elend ertragen, auch mich zum Guten anspornen wird. O lassen Sie mich dieses ärmliche, zurückgezogene Leben versuchen, damit ich vergessen kann, was ich war, und was ich hätte werden können!"

„Es ist wohl zu spät für Dich, einen andern Lebenswandel zu beginnen," sagte der Doktor mit zweifelhafter Geberde; „und gesetzt auch, ich würde schweigen, so müßten doch Deine Papiere, welche Du der Obrigkeit vorlegen mußt . . ."

„Das hab' ich mir gedacht!" murmelte Wilhelm.

„Was sagst Du da?"

„Ein Verbrechen zieht das andere nach sich; meine ganze Zukunft beruht auf der Freundschaft meines Bruders und der Achtung meiner Mitbrüder. Beides wäre für mich verloren, wenn ich einen Paß vorzeigen würde, welcher meine Schlechtigkeit beweist. Seit ich die Gränze überschritten, wies ich falsche Papiere vor, welche mir ein Unglücksgefährte lieh . . ."

„Und Du glaubst, daß ich ein solches Geheimniß verschweigen werde?"

Wilhelm stand jetzt auf und stellte sich in seiner ganzen Größe vor seinen unerbittlichen Peiniger.

„Warum nicht?" fragte er finster.

Der ehrliche Bürgersmann ließ vor Schrecken die Schildblattdose, welche er gerade in der Hand hielt, fallen. Wilhelm's Ton hatte ihn nicht wenig in Schrecken versetzt. Die Bitte fand ihn unzugänglich, der Gewalt beugte er sich, wie wir es ja so manchesmal im Leben finden bei Poltronen.

„Höre'" sagte er mit erzwungener Ruhe zu ihm, „ich will Dich nicht in Verzweiflung stürzen: Du weißt, daß ich nach Turin reise, in 14 Tagen bin ich hierher auf dem Rückwege. Während dieser Zeit kann ich gerade eine Antwort erhalten auf einen Brief, welchen ich sogleich nach Paris schreiben werde. Wenn die Nachrichten, welche ich von da empfange, zu Deinen Gunsten lauten, so will ich schweigen; wo nicht, so . . ."

Kalter Schweiß stand auf Wilhelm's Stirne. Er erkannte jedoch seine Macht über den Botaniker und sagte mit drohender Gebehrde:

„Ich muß das Versprechen Ihres Schweigen's für alle Fälle haben."

„Elender!" schrie der Doktor.

„Wer wagt es, meinen Bruder zu beschimpfen?" erwiederte eine tiefe und rauhe Stimme hinter ihnen.

Als beide Sprechenden sich umschauten, gewahrten sie Gaetan, welcher mit staubbedeckten Füßen und schweißtriefendem Antlitze dastund, als ob er von einem weiten Wege zurückgekommen sey. In der Hand hielt er ein kleines Packet, welches er fallen ließ, als er sich Wilhelm näherte.

„Bruder," sagte er in vorwurfsvollem Tone, indem er ihn von der Seite ansah, „ist es in den Städten, in welchen Du gelebt, Sitte, sich von reicheren und mächtigeren Herrn solche Beleidigungen sagen zu lassen?"

Wilhelm antwortete nicht.

„Wenn Ihr wüßtet . . ." wollte der Doktor beginnen.

„Schweigen Sie!" erwiederte ihm Gaetan. „Wenn auch mein Bruder in seinem Elende sich genöthigt sah, Dienste bei einem Herrn zu nehmen, wenn ihn die Noth auch zwang, zur Fristung seines Lebens eine Livree zu tragen — haben Sie ihm das Alles vorzuwerfen?"

Der Doktor schüttelte den Kopf, als ob er sagen wollte, die Dienstbarkeit sey in seinen Augen keine Entehrung; und sicherlich würde er auch das Geheimniß entdeckt haben, hätte ihn nicht eine schnelle und energische Bewegung Wilhelm's in Schrecken gesetzt.

„Hier sind Deine Habseligkeiten!" sagte Gaetan zu Wilhelm, indem er sich zum Fortgehen anschickte.

Er hob das Packet auf und reichte es Wilhelm hin.

„Ich kam in aller Eile von Termignan, um diesem Herrn mein Versprechen zu halten. Nimm hier Dein Gepäck. Diesen Abend sehen wir uns wieder."

Er wandte sich nun zu dem Doktor.

„Mein Herr, ich stehe jetzt zu Diensten."

Der Doktor nahm seinen Reisestock und folgte ihm.

„Ich werde Euch begleiten," sagte Wilhelm.

„Bruder, Du warst doch heute morgen so angegriffen, daß Du Deiner Aeußerung zufolge, keinen Schritt vor die Hütte machen konntest.",

Digitized by Google

„O Gaetan, ich möchte alle jene schönen Stellen wiedersehen, welche wir in unserer Kindheit so oft besuchten."

„Das Leben ist lange. Du kannst ja noch öfters die Berge besteigen. Gehe, mein Bruder, ruhe Dich aus."

„Ach! Gaetan! nach so langer Abwesenheit möchte ich immer bei Dir seyn."

„Heuchler!" murmelte der Doktor.

Doch Gaetan drückte ihm die Hand und sagte:

„Auf diesen Abend!"

Beim Hinabsteigen der Treppe fand Wilhelm Gelegenheit, dem Doktor etwas ins Ohr zu flüstern, ohne daß Gaetan es bemerkte:

„Ein Mensch ohne Zuflucht, ohne Hoffnung wagt Alles, um sich zu rächen!" murmelte er ihm zu.

Der Reisende erschrack, ohne ihn anzublicken und drängte sich mehr in Gaetan's Nähe.

Der Zug setzte sich nun bald in Bewegung und der Maulesel, allein fröhlich, den Krümmungen der Bergstraße folgend, klingelte mit den Schellen, welche an seinem Halse hingen. Wilhelm begleitete sie bis zu Gaetan's Hütte; daselbst angekommen, nahm der Führer nochmals von seinem Bruder freundlichen Abschied. Der Doktor schien beschäftigt, ein Stück Granit, welches er im Wege fand, zu untersuchen; eigentlich wollte er aber dadurch dem letzten Blicke Wilhelm's ausweichen.

Beide Reisende gingen dann weiter.

Wilhelm jedoch folgte ihnen mit ängstlichen Blicken, ohne die Hütte nur zu betreten. Gaetan schien auf dem Marsche sich seinen Gedanken hinzugeben und war der Doktor, welcher sich wie gewöhnlich mit den Pflanzen längs der Straße beschäftigte, um einige Schritte voran. Wilhelm bemerkte an den Brillengläsern des Doktors, welche einigemal in der Sonne nach der Gegend hin glänzten, wo er stand, daß er ihn beobachte. Selbst Gaetan wandte sich einigemal um und winkte ihm freundlich zu.

Wilhelm sah wohl ein, daß seine Gegenwart einen magischen Einfluß auf den Geist Beider habe; daß sein Anblick ebenso für den einen eine Drohung, wie für den andern ein Bewahrungsmittel gegen die Entdeckung des schrecklichen Geheimnisses seyn würde, welche er so sehr fürchtete. Er kletterte daher mühsam auf den Felsen, welcher Janvier Tags vorher zum Beobachtungspunkte gedient hatte und von welchem er eine hinlängliche Strecke weit die Bergstraße übersehen konnte, wie sie sich längs den Bergen hinaufschlängelte. Die Reisenden, welche er einen Augenblick aus den Augen verloren hatte, erschienen bald wieder an einem Abhange; sie waren noch immer in der nämlichen Entfernung von einander und schienen sich gegenseitig nicht nähern zu wollen. Bald sah man sie in der Entfernung nur noch wie zwei schwarze Punkte, bis sie endlich hinter Tannen gänzlich verschwanden. Ermattet legte sich Wilhelm jetzt auf den üppigen Rasen, welcher sich vor ihm ausbreitete und sagte, indem er seine glühende Stirne auf die Hände stützte:

„Er ist eingeschüchtert. Jetzt habe ich vierzehn Tage noch Zeit."

(Fortsetzung folgt.)

Wieland als Staatsmann.

Im Jahre 1772 wurde der Professor C. M. Wieland von der verwittweten Herzogin Amalie zu Weimar nach der Residenz berufen, um die Erziehung der beiden Prinzen zu vollenden. Der „goldene Spiegel" und die Empfehlungen des Grafen Görz trugen viel dazu bei, die hochherzige Frau zu bestimmen.

Der damalige kurmainzische Statthalter zu Erfurt, Carl von Dalberg (nachher Fürst Primas) ließ Wieland nur ungern ziehen, wie er es selbst in einem Briefe an die Herzogin sagt. Wieland trat die Stelle in der Absicht an, am Hofe durch die Erziehung eines Prinzen mehr Gutes für die Welt thun zu können, als es ihm in seinem früheren Amte als Lehrer und Schriftsteller möglich gewesen wäre. Daß nicht Ehrgeiz die Triebfeder seines Benehmens war, erhellt aus einem Briefe an Frau von Laroche, worin es unter Anderm heißt: „Die Hofluft soll mich, wie ich hoffe, nicht anstecken, und meine Feinde und Mißgönner sollen das Vergnügen nicht erleben, mich den Grundsätzen meines Danischmends und Dschengis ungetreu werden zu sehen. Ich halte es nicht für wahrscheinlich, daß ich jemals ein Günstling werde, und für noch unwahrscheinlicher, daß ich mich an einem so schlüpfrigen Platze länger sollte erhalten können, als Danischmende bei der Würde eines Itimadulet. Aber was ich weiß, ist, daß ich keine andere Ambition kenne, als im Stillen, und mit so wenigem Geräusche als möglich, das Gute zu befördern."

Das Hofleben erfreute Wieland keineswegs, es ermüdete ihn, spannte ihn ab. Jedoch erkannte er, daß sein Wirken in Weimar ein segensreiches werden würde, und schon am 4. Dec. des Jahres 1772 schrieb er seinem Freunde Jacoby: „So sollen Sie in sechs Jahren a dato einen kleinen Hof sehen, der verdienen soll, daß man von den Enden der Welt komme, ihn zu sehen." Das Singspiel: „die Wahl des Herkules" wurde in diesem Sinne geschrieben und im Jahre 1773 zum siebzehnten Geburtsfest des Erbprinzen aufgeführt. Ein Epiloq, der nicht gedruckt wurde, an den Erbprinzen gerichtet, sollte das Stück noch eindrücklicher auf das junge Gemüth machen. Der Beifall, welcher diesem Stücke, sowie einem Stücke des Herrn von Gebler (1772) gezollt wurde, bestimmte Wieland, an die Abfassung „akademischer Fragen" zu denken. Es sollten hierin Fragen, über welche nicht durch das allgemeine Gefühl entschieden wird, zweifelhafte Auslegungen zergliedert und untersucht werden, so daß der denkende Leser sich im Stande sehe, für sich den Ausspruch zu thun, oder doch den Grund seiner Handlungsweise angeben zu können. Der gefaßte Plan gedieh jedoch nie zur Reife. Nur einzelne Stücke finden wir in den nachgelassenen Papieren, welche nicht gedruckt in den Werken Wielands sich befinden. Unter Anderm findet sich dort folgende Aeußerung über den Zustand Deutschlands: „Es gibt auf einem gewissen Planeten unseres Sonnensystems eine Nation, welche unter andern wunderbaren Besonderheiten auch diese hat, daß noch kein Sterblicher einen Namen für ihre Verfassung hat ausfindig machen können. Sie enthält in einem Bezirke von ungefähr 12,000 Quadratmeilen eine unglaubliche Menge größerer und kleinerer Staaten, welche ihrer allgemeinen Verbindung unbeschadet einzelnen Regenten von unterschiedlicher Benennung unterworfen sind, auf deren guten Willen es meistens ankommt, wie viele oder wenige von ihren Untergebenen sich täglich satt essen sollen. Einige dieser Selbstbeherrscher sind mächtig genug, größere Kriegsheere in's Feld zu stellen, als Scipio und Cäsar jemals angeführt oder bestritten haben; Andere können den ganzen Umfang ihrer Monarchie von der Spitze eines Maulwurfshügels übersehen. Verschiedene und unstreitig die glücklichsten sind gerade mächtig genug, um viel Gutes thun zu können, wenn sie wollen; aber doch nicht so mächtig, daß sie, bei einem nur mäßigen Antheil am Menschenverstande, der Verführung, Böses zu thun, so leicht unterliegen sollten." — In einer ferneren Stelle sagt er: „Da die Nation nicht für gut befunden hat, der Klasse der Regenten eine besondere politische Erziehung zu geben, so soll sich wohl eher zugetragen haben, daß der Zufall den Abgang dieser Vorsichtsmaßregel nicht völlig so gut ersetzt, als man es ihm zugetraut hatte." — „Man könnte sich schmeicheln," fährt er fort, „der Nation einen kleinen Dienst erwiesen zu haben, wenn man ihr eine sichere Theorie vorgelegt hätte, nach welcher sich in jedem vorkommenden

Digitized by Google

Falle die größte Wahrscheinlichkeit bestimmen ließe, ob der Staat bei einem Klotz oder bei einem Drachen am wenigsten übel fahren werde, wenn es erlaubt ist, auf eine bekannte Fabel anzuspielen."

„Ein unumschränkter Fürst, der bei großen Eigenschaften des Verstandes einige brutale Temperamentsfehler und schlimme Gewohnheiten an sich hat, z. B. wenn er sehr jähzornig, oder dem Trunke ergeben, oder beides zugleich ist, ein solcher Fürst verdient darum noch nicht den Namen eines Tyrannen. Jedoch verhüte der Himmel, daß irgend ein junger Fürst durch solche Beispiele, wie deren die Geschichte nur zu viele aufzuweisen, sich verleiten lasse, wilde Ausbrüche in Zorn und Vergnügen für kleine Laster anzusehen! — Es ist ein wahres Unglück, daß nicht in jedem Staate durch die Grundgesetze dafür gesorgt ist, daß der Regent von dem Augenblicke an, da er eine brutale Handlung zum zweiten Male begangen hat, unter Administration gesetzt werde."

„Wenn die Staatsverfassung und die Gesetzgebung einer Nation der ganzen Summe der besondern unveränderlichen Bestimmungen derselben so angemessen und in jeder Betrachtung so vollkommen wäre, als möglich, so würde jede Abänderung in den Grundgesetzen den Nationalzustand verschlimmern. Aber so lange die Grundverfassung noch mit wesentlichen Mängeln behaftet ist, d. i. so lange die Rechte des Volkes, der Stände und des Oberhauptes nicht auf's Genaueste bestimmt, gegen einander abgewogen und in völlige Sicherheit gesetzt sind: so lange muß noch an ihr gearbeitet werden und vorher kann sie auch zu keiner dauernden Festigkeit gelangen. Die Ehrfurcht des Volkes gegen die Gesetze gründet sich allerdings auf ihre Unverletzlichkeit und ein unfehlbares Mittel, wie sich eine Regierung verächtlich machen kann, ist, wenn sie Verordnungen macht, über welchen nicht scharf und unparteiisch gehalten wird, oder welche mit so wenig Ueberlegung gemacht worden, daß man erst durch unvorhergesehene schlimme Folgen belehrt wird, was man gethan habe. Aber die Unverletzlichkeit eines Gesetzes kann sich vernünftiger Weise auf nichts Anderes gründen, als auf von der Natur selbst festgesetztes unveränderliches Verhältniß zwischen der Art zu handeln, welche das Gesetz vorschreibt und dem allgemeinen Besten der Gesellschaft und der Menschheit überhaupt. Gesetze, welche sich auf veränderliche Umstände und Verhältnisse beziehen, müssen abgeändert werden, sobald sich ihre Beziehung verändert, denn das erste aller Gesetze, das allgemeine Beste fordert es alsdann."

„So wie die Welt bisher gegangen ist und vermuthlich noch lange gehen wird, hängt das Glück der Menschen viel weniger von der Festigkeit der Gesetze, als von der weisen Vertheilung und Verwaltung der gesetzgebenden Macht ab. Die Willkürlichkeit der Gesetze und ihre Anwendung ist das große Uebel, welchem abgeholfen werden muß, ehe eine Regierung sich rühmen kann, persönliche Sicherheit, Eigenthum und Freiheit zu haben. So lang es auf meinen Richter ankommt, ob er mich nach dem römischen Rechte verlieren, oder nach dem deutschen gewinnen machen will, so lang ist mein und meiner Mitbürger Zustand nicht viel besser, oder vielleicht gar ein wenig schlimmer, als er damals war, da man sein Recht mit der Faust bewies."

So weit Wieland. Seit der Zeit, da diese denkwürdigen Worte gesprochen wurden, haben zwei Revolutionen Europa durchzuckt und die Staaten laboriren noch an dem alten Uebel. Unsere Zeit, die sich doch so Vieles auf die Humanität zu Gute thut, müßte eigentlich mehr die alten Aussprüche benützen und sie zu den Grundpfeilern des neuen Staatsbaues verwenden, als sich mit den nur den Einzelnen verständlichen, von der Menge gewiß mißverstandenen und falsch angewendeten socialen Begriffen zu beschäftigen. Von den vielen Lehren, die uns gegeben wurden, fiel so manche in unfruchtbaren Boden und der Saamen liegt todt in den Steinen. Wie viele gute Früchte gehen dadurch der Mit- und Nachwelt verloren!

A.

Zeitfragen.

Daß die Staaten in einer starken Militärmacht ihre sicherste Grundlage hätten, dieses Vorurtheil, mit welchem sich die Despoten aller Zeiten in eine täuschende Sicherheit wiegten, haben ältere und neuere Revolutionen und namentlich auch die von 1848 widerlegt. Selbst wenn von einem knechtischen Volke nichts zu besorgen ist, so hat ein absoluter Selbstherrscher bei der stärksten Umgebung von bewaffneten Trabanten desto mehr von Palastrevolutionen zu fürchten. Dennoch scheinen die Großmächte jetzt wieder auf diesen Wahn zurückzukommen, nachdem es ihnen gelungen ist, durch Anwendung der Waffengewalt die Ausschreitungen des demokratischen Wahnsinns, welcher durch den Umsturz alles Bestehenden Raum für seine neue Organisation des Staatslebens gewinnen wollte, zurückzudrängen, und die politischen Himmelsstürmer niederzuwerfen. Aber, die Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Militärmacht zugegeben, bleibt es doch wahr, daß ein Staat, welcher in letzter Instanz auf Bajonnetten ruht, eine unsichere Grundlage hat. Denn die scharfen Spitzen verletzen und verwunden nothwendig den Staatskörper, der sich zu stark darauf stützt. Einen den Staat umgebenden Stachelgürtel zu bilden zur Abwehr äußerer Feinde, und auch wohl zuweilen die Spitze nach innen zu kehren, um das Ansehen der Gesetze gegen Frevler aufrecht zu erhalten, dazu sind Bajonnette sehr gut und brauchbar; aber als ausschließliche Stütze des Staats betrachtet, sind sie verwerflich. Viel sicherer ruht die Staatsmacht auf den weichen Kissen der Liebe und des Vertrauens der Staatsangehörigen. Freilich wenn der Staat einer Festung gleicht, worin die Unterthanen wie Baugefangene eingeschlossen sind um zum Nutzen ihres Herrn zu arbeiten und zu frohnden, aber eben deßwegen auch nichts und nicht mehr thun, als wozu sie gezwungen werden, da bedarf es vieler Aufseher, bewaffneter Wächter und Stockknechte, aber nicht in einem Staate, wo das Gesetz herrscht, und das Gesetz der Ausfluß des allgemeinen Willens ist. Gerade in der Menge der bewaffneten Wächter ist für den Despoten die Gefahr vorhanden, daß diese endlich sich ihrer Macht bewußt werden und sie dazu mißbrauchen, ihrem Herrn Gesetze vorzuschreiben, wie einst die römischen Prätorianer thaten. Es gibt kein Mittel, die Wächter zu bewachen, wenn diese unsicher werden. Es ist mit Gewißheit voraus zu sagen, daß der deutsche Soldat sich in Zukunft nicht als blindes Werkzeug in den Händen einer Partei wird gebrauchen lassen, welche die Willkürherrschaft und die goldene Zeit der Vorrechte und Exemtionen zurückführen möchte. Also, wie gesagt, es steht mißlich mit einem Staate, der sich allein auf die Militärmacht stützt. Die schärfste Spitze nützt sich ab und wird, je länger gebraucht, desto stumpfer. Eine bessere Grundlage für den Staat ist die des ewigen Rechts, wie es in der Brust des sittlichen Menschen geschrieben ist; denn ein auf dieser Grundlage ruhender Staat wird vom Rechtssinn eines jeden seiner Angehörigen, in welchem dieser Sinn lebendig ist, getragen und geschützt. Liebevolles Vertrauen umfaßt in diesem Falle die höchsten Pfleger des Rechts und steht ihnen kräftig zur Seite, zur Abwehr des Unrechts, komme es nun von äußern oder von innern Feinden.

(Reichsanz. d. Deutschen.)

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

(München, 9. Oct.) Kaulbach ist von Berlin nach zweimonatlicher Abwesenheit zurückgekehrt. Er hat während der Zeit mehrere Cartons für seine großen Wandgemälde im dortigen neuen Museum gezeichnet, namentlich die Gestalten der Sage und der Geschichte, ferner Moses und Solon, welche neben das alttestamentliche und neben das griechische Bild zu stehen kommen. Außerdem hat Kaulbach einen Carton gezeichnet, der für die neue Petrikirche in Berlin (das schöne Werk des Architekten Strack) als Glasgemälde ausgeführt werden wird. Seine nächste Aufgabe wird, außer den Entwürfen für den Bilderschmuck der neuen Pinakothek in München, der große Carton zum Gemälde des Homer für Berlin seyn.

Das bayerische Ministerium mochte thun, was es wollte, die Kammern waren nicht zu überraschen; es that nichts in der deutschen Frage und die Kammern waren wieder nicht überrascht. Da legte es ihnen einen Gesetzentwurf über eine Anleihe von 7 Millionen Gulden vor — und die Kammern sind überrascht.

Der „Nottingham Mercury" berichtet, daß ein Junggeselle in Mansfield kürzlich auf den Einfall gekommen, durch den öffentlichen Ausrufer bekannt machen zu lassen, daß er eine Lebensgefährtin von ungefähr dreißig Jahren, guten Sitten und aufgewecktem Geiste suche. Er wurde schon im Laufe des folgenden Tages mit Anträgen dergestalt überhäuft, daß er, unfähig eine Wahl zu treffen, die Stadt verlassen mußte, um der Bestürmung zu entgehen.

Deborah,

von S. H. Mosenthal.

(Schluß.)

Wenigee interessant gehalten ist Joseph, der Sohn des Ortsrichters. Das höhere Drama verlangt Charaktere, welche durch Einheit der sittlichen Natur und consequentes Handeln die Theilnahme in Anspruch nehmen und befriedigen, und besonders gilt dies dann, wenn sie als Träger jener idealen Liebe erscheinen, deren reine Flamme von den Göttern stammt. Sie müssen mit dieser Liebe siegen oder fallen und dürfen ihren heiligen Schwüren nicht untreu werden. So stehen Romeo und Julia, so Max und Thekla, so Ferdinand und Louise vor uns. Anders ist es mit Joseph. Zuerst ist er ganz durchglüht von dem Feuer einer Liebe, die bis in den Tod treu zu bleiben gelobt, ruft alle guten und bösen Geister zu Zeugen dieser Liebe an und ist ein wahrer Titane in Worten; dann beginnt er zu schwanken, wird an sich selbst irre, macht zweideutige Betrachtungen und entschließt sich endlich zu gänzlicher Entsagung, um Eltern und Freunde nicht zu kränken; er willigt sogar in das alltägliche, um nicht zu sagen niedrige Auskunftsmittel ein, sich Deborah gegenüber durch eine Hand voll Gold loszukaufen und auf eine so schnöde Weise abzufinden. Das mag nun ganz praktisch und recht vernünftig seyn, aber schön und poetisch ist es keineswegs, und mit diesem Entschluß vernichtet er unsere Sympathie für ihn. Hierzu kommt noch, daß er das trübselige Geschäft des Unterhändlers einem Menschen anvertrauen läßt, dessen gemeine Gesinnungen er kennt und den er verachtet, und daß er diesem ohne Weiteres glaubt, als er ihm die unwahrscheinliche Kunde zubringt, Deborah habe das Geld angenommen und ihre Schwüre dagegen zurückgegeben. Als er später den Betrug erfährt und sich vom Fluche Deborah's belastet fühlt, da ist es wiederum nicht sowohl der aufrichtige Schmerz über ein durch ihn gebrochenes Herz, der ihn niederbeugt, als vielmehr die Furcht vor den Folgen jener Verwünschung, die ihn beängstigt, und wenn er endlich seine und Hanna's Tochter, wie zur Sühnung des Fluches Deborah nennen läßt, so erscheint eine solche Ausgleichung weder schön, noch mit der wenn auch sanften Gemüthsart Hanna's vereinbart. Wir halten demnach den Charakter Joseph's für wenig anziehend und können die schönen Worte und Verse, durch welche er seinen Empfindungen Luft macht für kein Aequivalent seiner unpoetischen Natur hinnehmen. So möchten wir den ungünstigen Eindruck, welchen die Rolle in ihrer Totalität machte, weniger dem Darsteller derselben (Hrn. Schneider) als vielmehr dem Dichter selber zurechnen. — Anziehender, wenn auch theilweise nicht genügend motivirt, erscheint Hanna, ein mildes und versöhnliches Gemüth, eine treue und liebevolle Seele, deren Stille und anspruchslose Tugend sie recht achtbar macht, aber sie zur idealen Größe nicht erheben kann. Fräul. Hoffmann gab die Rolle mit eben so viel einfacher Wahrheit, als unverkünstelter Natur und sprach durch die Anmuth ihrer Erscheinung, wie durch den milden und versöhnlichen Ausdruck ihrer Empfindung an.

Um diese drei Hauptpersonen des Stückes gruppiren sich die andern welche zwar minder bedeutend, aber in kleineren Rahmen nicht minder anziehend behandelt sind. Ein solches Verhältniß hängt mit der ökonomischen Einrichtung des Drama's nothwendig zusammen; denn wollte der Dichter alle Charaktere in ausgedehnten Dimensionen durchführen, so würden die üblichen Räume der Zeit und des Umfanges weit überschritten werden müssen, sowie auch das Interesse für die Hauptpersonen dadurch geschwächt werden würde. Das Drama gleicht einem perspektivischen Gemälde, dessen verschiedene Figuren, wenn sie in gleicher Größe vor uns stünden, die Wirkung des Ganzen aufheben müßten. — Die beiden Prediger der Liebe und Versöhnung, der Pfarree und Ruben, wurden durch die Herren Haake und Breuer im Sinne der Dichtung wieder gegeben, eben so der Ortsrichter durch Hrn. Reger, und der scheinheilige Schulmeister, ein Apostat des Judenthums, durch Hrn. Grahn. Die Rolle des alten blinden Juden wußte Hr. Wes besonders in der Hauptscene derselben durch die tiefe Wahrheit seines Spieles höchst ergreifend darzustellen, wie nicht minder Fräul. Lindner die alte, im frommem Glauben ihrem Herrn ergebene Bäuerin, vortrefflich ausführte und meisterhaft nuancirte. Auch die alte Jüdin wurde durch Frau Ahrends, die in ihrem Fache für unsere Bühne recht gut zu verwenden ist, gelungen ausgeführt. In der Scene, wo sie mit dem reichen Viaticum überrascht wird, war bei der ersten Aufführung ihr Spiel etwas zu hastig und überreizt, welches dagegen bei der zweiten Vorstellung vermieden wurde, in welcher die Darstellerin den ihre Rolle durchklingenden Ton des Schmerzes und der gedrückten Unterwürfigkeit sehr gut zu treffen wußte.

Am 14. d. M. fand die zweite Aufführung der „Deborah" bei stark besuchtem Hause und ebenfalls unter lebhaftem Beifall statt. Somit sind wir zur Hoffnung berechtigt, daß der junge Dichter der deutschen Bühne noch manches gediegene und anziehende Drama dringen werde. Von den Dichtern muß, wie wir bereits gesagt haben, die Verbesserung unserer Theaterzustände in erster Instanz ausgehen, und in zweiter hat die Kritik ihrerseits die Mission, jene bei ihren Bestrebungen durch freundliche Aufmunterung zu unterstützen, ohne sich darum in Lobhudeleien und in Ueberschätzung zu ergehen. Zur Vollendung einer dramatischen Dichtung bedarf es nicht nur des angeborenen inneren Berufes, sondern auch der objectiven Klarheit und Ruhe, damit Natur und Kunst sich zur schönen Harmonie vereinen und die poetischen Einzelntheiten sich zum regelrechten Bau des Ganzen zusammenfügen. Möge S. H. Mosenthal seiner unverkennbaren Befähigung den Ernst des Strebens und die Weihe der edlen Gesinnung immer beizufügen und zu erhalten wissen!

W.

Kunstnotiz.

In Beziehung auf das schon in diesen Blättern erwähnte, am 20. d. Abends 7 Uhr im Weidenhofschaale stattfindende Konzert des Hrn. Eliason glauben wir die weitere Bemerkung anknüpfen zu dürfen, daß die Subscriptionsliste bereits mit zahlreichen Unterschriften unserer beau monde bedeckt ist, was auf eine glänzende Eröffnung der diesjährigen Konzertsaison schließen läßt.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 17. Oct. Zampa, oder: Die Marmorbraut, große romantische Oper in 3 Abth., aus dem Französischen de Melleville von Friederike Ellmenreich, Musik von Herold.

Donnerstag, 18. Oct. Die Töchter Lucifer's, Zauberspiel mit Gesang in 5 Abth. (12 Tableaux) von Friedrich, Musik componirt und arrangirt von Stiegmann.

Druck und Verlag von Heller und Pop. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 249. Donnerstag, den 18. October 1849.

Am 18. October.

(Von Wilh. Wagner.)

Füllt mir das Glas mit edelm Rebensaft!
Hoch schlägt das Herz bei den Erinnerungen
An jene Zeit, wo der Begeist'rung Kraft
Mit heil'ger Gluth das deutsche Volk durchdrungen.
Der Corse fiel; — Germaniens Jubel schlug
Bis an des Himmels Wölbung, kühn im Flug.
Auf allen Bergen lohrten die Flammen,
Aus allen Herzen schlugen sie zusammen.

Groß war die Zeit; ihr sey dies Glas gebracht
Voll Rebensaftes, ihr und ihren Söhnen!
Da hört' den Brüdergruß der Einigkeit
Das Vaterland in allen Gauen tönen.
Da ward das schwerste Opfer gern gebracht
Daheim am Herd und draußen in der Schlacht.
Die damals Sieg und Freiheit uns gegeben,
Sie werden stets im deutschen Liede leben!

Der Jubel schwieg, der schöne Traum zerrann;
Wir waren frei nach außen, nicht nach innen.
Das alte trügerische Spiel begann;
Vergebens sah'n wir Jahr um Jahr zerrinnen.
Die Hoffnung welkte hin, der Muth erlag
Und zu dem Druck gesellte sich die Schmach.
Den Welte.ob'rer hatten wir bezwungen,
Deutschland's Verjüngung war uns nicht gelungen.

Noch einmal füllt, ihr Freunde, mir das Glas!
Laßt uns der Märzerhebung froh gedenken!
O welch ein schöner Freiheitstraum war das,
Der Himmel schien das Höchste uns zu schenken!
Weit von den Alpen bis zum Ostseestrand
Erglühete der neue Opferbrand,
Und wonnevoll auf frisch begrünten Wegen
Zog alles Volk dem jungen Tag entgegen.

Schön war das Frührothe; doch bald zeigte sich
Des alten Unheils düst're Wetterwolke.
Der Pharaonen Bangigkeit entwich,
Kein Moses trat erretkend zu dem Volke.
Die Rednerbühne in Sanct Pauli Dom
Beglieg kein Brutus aus dem alten Rom;
Kein Mirabeau mit mächt'gen Donnerworten,
Kein Mann der That schritt durch die Tempelpforten.

Parteienkampf zersplitterte die Kraft;
Voll ward das Schuldbuch von verlor'nen Tagen.
Schon war des Volkes frischer Muth erschlafft,
Schon fing es an zu zweifeln und zu zagen.
Ein großes Werk gelingt dem Kühnen nur;
Im Frühlingssturm verjüngt sich die Natur,
Doch wann des Herbstes welke Blätter fallen,
Dann mag der müde Pilger heimwärts wallen.

Noch einmal ein verlor'nes Spiel, und fern,
Wie ferne noch von dem ersehnten Ziele!
Und wieder wal'ten die gestrengen Herr'n
Im Cabinet, im blut'gen Waffenspiele,
Und wieder sind die Kerker angefüllt;
Die Freiheit hat ihr Angesicht verhüllt,
Und sich bedeckt mit schwarzem Wittwenschleier;
Kein Festgruß mehr und keine Jubelfeier!

Ihr Freunde, füllt das Glas zum dritten Mal!
Ich bring' es Denen, die den Blick gerichtet
Nach Westen hin. Sie steh'n im Morgenstrahl
Auf dem Verdeck, die Anker sind gelichtet.
Wohl wird der Abschied ihrem Herzen schwer;
Doch zieht mit ihnen tröstend über's Meer
Ein Engel Dessen, der aus dürrem Sande
Sein Volk geführt nach dem gelobten Lande.

Und Denen bring ich's, die die heil'ge Gluth,
Die reine Flamme in der Brust bewahren!
Sie sehen trauernd auf die trübe Fluth
Der Gegenwart, umdüstert von Gefahren;
Doch wissen sie, — der Trost verläßt sie nicht —,
Daß unbesiegbar jener Wahrheit Licht,
Die endlich doch die Menschheit wird befreien,
Und wenn's auch erst die späten Enkel seyen!

Das Gericht des Savoyarden.

Charaktergemälde von Karl Wölbner.

(Fortsetzung.)

Als Gaetan Abends sehr ermüdet nach Hause kam, saß sein Bruder am Tische, auf welchem er die aus Brod, Wasser und einem Stücke Gemsenfleische bestehende Mahlzeit bereit gestellt hatte; denn nur an großen Festtagen und bei wichtigen Anlässen, wie etwa die gestrige, wurde Wein getrunken. Nachdem Gaetan Wilhelm die Hand gereicht hatte, setzte er sich auf den für ihn bestimmten Stuhl und nahm schweigend sein Abend-

Digitized by Google

mahl, welches sein Bruder unberührt ließ und nur auf Gaetan's kalte und ruhige Miene ein aufmerksames Auge wendete.

„Nun, und jener Reisende?" fragte er endlich mit ängstlicher Spannung.

„Er ist in der Herberge auf dem Mont-Cenis," erwiederte ihm Gaetan mit vollständiger Ruhe.

„Er hat Dir nichts gesagt."

„Nichts."

Es herrschte eine augenblickliche Stille. Als jedoch Gaetan sah, daß Wilhelm keine der vor ihm stehenden Speisen berührte, fragte er ihn:

„Du issest nicht? — Nicht wahr das Brod ist sehr hart und so schwarz, das Wasser so kalt und geschmacklos; die Mahlzeit wird Dir überhaupt etwas arm und einfach vorkommen? Wie kann es Dir auch gelingen, Dich an eine solche Nahrung zu gewöhnen, der Du an schmackhafte Gerichte und an starke Getränke so gewöhnt bist? denn jener Franzose, welchen ich begleitete, sagte mir, daß selbst die Verbrecher in Frankreich drüben besser genährt und gekleidet sind, als wir."

Wilhelm erzitterte bei diesen Worten und sein Blick schien bis in das Innerste des Jägers dringen zu wollen; allein auf dem Gesichte Gaetan's, welcher mit Gleichmuth sich etwas Wasser in seinen Holzbecher goß, konnte man gar nichts von einer inneren Bewegung lesen. Nach einer kleinen Pause setzte er jedoch mit einem ganz eigenen Ausdrucke hinzu:

„Du hast gestern richtig gesagt: Glücklich Diejenigen, welche nur Hunger, Durst und Elend zu ertragen haben!"

„Er weiß Alles!" sagte Wilhelm zu sich selbst; „und doch hat er mich noch nicht getödtet und nicht einmal aus der Hütte gejagt, in der unsere Mutter starb!"

5.

Wie man aus Allem ersehen wird, war Wilhelm Carlotto noch nicht ganz verdorben. Als er zu seinem Bruder zurückgekehrt war, hatten ihn seine Fehler und selbst seine Verbrechen zur Ueberzeugung gebracht, wie thöricht es von ihm gewesen, so dem Hange zur Verschwendung sich ergeben zu haben, welcher ihn, den einst vom Zufalle so Hochgestellten, so tief stürzte. So stand er nach einem Blicke in sein Inneres zwischen seiner ersten Natur und den Lastern, inmitten deren er den größten Theil seines Lebens zugebracht hatte. In Paris war es einem verführten Savoyarden eher zu verzeihen, wenn er, umgeben von einem Leben voll Reichthum, Ueppigkeit und Ausschweifung, Gewohnheiten annahm, welche ihn später zu schlechten Handlungen verleiteten; allein zu Sans-le-Bourg, in den Schluchten des Mont-Cenis, inmitten dieser kindlichen Erinnerungen, umgeben von diesen armen unwissenden, halbnackten Bergbewohnern, an der Seite dieses einfachen und großherzigen Bruders; kurz in dieser neuen Welt, in welcher man so wenig besaß und dieses Wenige genügte: da sollte und mußte eine Umwandlung seiner Gedanken und seiner Handlungen geschehen. Er ist daher nicht so ganz zu verdammen, daß ihn damals, als seine erste, seine richtige und kräftige Erziehung mit dem Stolze, dem Reichthum und der Ausschweifung in Kampf trat, die Verführung in jenes schuldbelastete Leben stürzte, welchem er jetzt für immer entsagen wollte.

Ohne Zweifel war es auch der Gedanke an die Möglichkeit einer solchen Besserung, welche Gaetan schweigen ließ über das Geständniß des Doktors, wenn ihm dieser wirklich ein solches gemacht hatte; denn aus den kurzen Gesprächen, die zwischen Beiden stattfanden, konnte Wilhelm nicht entnehmen, in wie weit er in seine Geheimnisse eingeweiht sey. Sein offenes und liebreiches Betragen gegen diesen ließ im Gegentheile nichts ahnen, was auf ein Geheimniß schließen ließ; er schien sich alle Mühe zu geben, seinem Bruder gefällig zu seyn, ihm die Arbeit zu erleichtern und ihm, wo nur immer möglich, ein Vergnügen zu machen. Keine Bitterkeit in seinen Worten, nicht die leiseste Anspielung, nichts ließ ahnen, daß er die schreckliche Vergangenheit seines Bruders kenne. Wilhelm ehrte dieses Schweigen und ein jeder schien ein Geheimniß zu bewahren, welches er dem andern nicht mittheilen wollte und gleichsam wie durch eine Uebereinkunft fragten sie sich niemals über ihre Hoffnungen oder Befürchtungen. Sichtbar war es, daß Beide mit lebhaftem Interesse dem Tage der Rückkehr des Doktors entgegensahen. Wilhelm ward mit jedem Tage finsterer, niedergeschlagener, krankhafter, während Gaetan immer geheimnißvoller, aufgeregter und zugleich immer nachdenkender wurde.

So verlebten beide Carlotto's die ersten Tage ihres Beisammenseyns. Wilhelm hatte sich noch keine bestimmte Beschäftigung gewählt und Gaetan schlug ihm vor, deßhalb noch einige Zeit zu warten, bis er sich an die Alpenluft gewöhnt und seinen Körper gegen Strapatzen abgehärtet habe. Er begleitete daher nur Gaetan auf seinen Ausflügen und da Schießen eines der Hauptgegenstände seiner höchst vollkommenen Erziehung war, so trug er gewöhnlich einen Karabiner auf der Schulter und versuchte es, Gemsen zu fangen, welche ruhig an den Abhängen vorüberkamen, während sein Bruder Fallen legte an den Höhlen der Murmelthiere.

„Zu was dient Dir denn diese Waffe?" fragte er oftmals Wilhelm, wenn sie heimkehrten, ohne daß dieser nur einmal geschossen hatte.

„Damit ich meine Kräfte erprobe," erwiederte dieser mit erzwungener Ruhe.

Beide sahen sich dann sprachlos an und endlich schlug Wilhelm die Augen nieder ....

Die von dem Doktor bestimmten vierzehn Tage waren während dessen verflossen und dieser noch immer nicht zurückgekehrt. Es war freilich schon Anfangs November und der Winter beginnt auf dem Mont-Cenis etwas frühe; jeden Tag gab es Schnee, Stürme und Lawinen im Gebirge und der Paß wurde täglich unsicherer.

„Er wird wohl über den Simplon gekommen seyn!" sagte Gaetan nachdenkend, „und doch hat er mir versprochen, von dieser Seite her zu kommen."

„Er wird nicht kommen!" murmelte Wilhelm, auf dessen Antlitz die Freude nicht zu verkennen war.

Von jetzt an schien die Scheidewand, welche bisher beide Brüder getrennt hatte, zu fallen. Sie beobachteten sich nun weniger und sprachen mehr; mehrmals reichten sie sich die Hand und seufzten, ohne daß ein Grund vorhergegangen wäre. Wilhelm, welcher anfänglich die Gesellschaft der Dorfleute geflohen hatte, näherte sich ihnen jetzt und gewann durch seine Freundlichkeit und seine Sanftmuth ihre Zuneigung, gleich wie vorher seine Schweigsamkeit und sein Kaltsinn sie von ihm fern gehalten hatte. Im Verlaufe der Zeit nahm auch das Vertrauen zwischen den beiden Carlotto's mehr und mehr zu, ihr Schlaf war ruhiger, ihre Spaziergänge heiterer.

(Fortsetzung folgt.)

Die Stunde der Begeisterung.

(Nach den Girondins von Alph. de Lamartine.)

Im Drang politischer Begeisterung haben wir gewiß Alle schon einmal in die Marseillaise eingestimmt. Freilich wurde uns dann der Vorwurf gemacht, daß unser Patriotismus auf schwachen Füßen stehe, im Garten deutscher Dichtkunst seyen herrliche Lieder genug herangereift, daß wir nicht nöthig hätten, nach fremden Früchten zu greifen. Wenn wir auch die Wahr-

Digitized by Google

heit der letztern Behauptung zugestehen, so können wir doch nicht umhin, im Ganzen einen guten Theil Engherzigkeit zu erkennen. Hat auch der Dichter bei seiner Arbeit wohl zunächst sein Vaterland im Auge, so weiß er doch, daß solches nur ein Fragment des großen All's ist, er weiß, daß sein Volk nur den Beruf hat, einen Theil jener Fragen zu lösen, deren endliche Beantwortung die Begründung einer vollkommenen gleichen Freiheit für alle Nationen in sich begreift. Von dieser Ansicht ausgehend, wird man gerechtfertigt finden, daß die Marseillaise der Schlachtruf wurde in allen Kämpfen, welche die Völker seit einem halben Jahrhundert für ihre innere Freiheit schlugen.

Im sturmbewegten Jahre 1792 lebte in Straßburg ein Artillerie-Offizier Namens Rouget de Lisle. Er war zu Lons-le-Saunier im Jura geboren, in jenem Gebirge, an dessen Koppen die Melancholie wie im Wolkenschatten hängt, in dessen Thälern die Tanne sie uns entgegenrauscht, aus dessen grauem Erdreich sie als Nebel aufzusteigen scheint. Der junge Mann hatte tief in der Seele den Eindruck bewahrt, den er aus der Heimath mit in's Leben nahm; dennoch liebte er als Soldat den Krieg und als Denker die Revolution, wo aus den Irrthümern des Regenten und den Ausschweifungen der Regierten auf blutgedüngtem Boden die Neuzeit emporwächst. Er dichtete Lieder, die er zugleich in Musik setzte, und mit deren Weisen ermunterte er die Soldaten, die, vom allgemeinen Treiben ergriffen, ungeduldig an den Gränzen des Landes harren mußten. Rouget de Lisle besuchte häufig das Haus des Maire's, Dietrich, ein elsässischer Patriot. Dort war er gerne gesehen, denn sein doppeltes Talent, als Dichter und Musiker, zog die Blicke der Gebildeten auf ihn. Die Frau des Maire und seine liebenswürdige Töchter glühten, wie alle Patrioten, von Enthusiasmus für die Revolution, der hauptsächlich an den Gränzen emporloderte, wie die Zuckungen eines leidenden Körpers an den äußern Gliedmaßen am stärksten sind. Die Frauen liebten den jungen Offizier, und wie sie im Gespräche mit ihm ihre Gefühle veredelten, so begeisterten sie ihn auch wieder, daß er mit erneuter Wärme in die Saiten seiner Seele und seines Instrumentes griff. Ihnen eröffnete er vertraulich die aufkeimenden Gedanken, welche die Muße ihm eingab, und sie waren es wieder, die dem aufgeblühten Werke die erste Weihe und das Leben gaben.

Ein harter Winter war hereingebrochen und in seinem Gefolge zog Hungersnoth ein in die schon durch die Schreckniße der Revolution heimgesuchte Stadt. Der Haushalt Dietrichs war arm, aber so frugal auch das Mahl war, das sein Tisch bot, so waren doch die Gesichter, die den Gast Rouget de Lisle willkommen hießen, freudig und liebevoll. Wie ein Kind des Hauses wurde er empfangen, wenn er Abends oder Morgens kam. Einst als das Mahl Dietrichs nur aus Kommisbrod und Schinken bestand, blickte er mit düsterem Ernst auf Rouget de Lisle und sprach: „Herrscht auch bei unseren Mahlzeiten kein Ueberfluß, so fehlt doch bei unsern bürgerlichen Festen der Enthusiasmus nicht, und der Muth glüht noch in den Herzen unserer Krieger! Noch eine letzte Flasche Wein ist in meinem Keller, wohlan Rouget, leeren wir sie auf die Freiheit unseres Vaterlandes!" „Hole sie herauf," rief er einer der Töchter zu, „möge aus dem letzten Weine Euch die Begeisterung zu einer Hymne entgegenquillen, deren Klänge das Volk berauschen mögen, aus welchem Ihr hervorginget." Die Mädchen stimmten dem Vater jubelnd bei, der Wein wurde gebracht, und bald hatte der biedere Maire und der junge Offizier die Flasche geleert. Unterdessen war Mitternacht herangerückt und eine kalte Nacht war es. De Lisle eilte heim, vorüber an den bleichen Gestalten, die selbst in der späten Stunde dem Vorübergehenden die hageren starren Hände entgegenstreckten. Sein Kopf war erhitzt, sein Herz traumumfangen und bewegt. Als er in seine stille Kammer getreten war, blickte er bald in die Tiefe seiner Seele, bald suchte er Begeisterung in den Klängen, welche seine zarte Hand dem Klavier entlockte, bald kleidete er die in ihm aufdämmernden Gedanken in Töne, bald schuf er die Töne, die sein Innerstes durchwogten, in Worte um. So entstand ein Lied, von welchem der Dichter selbst nicht zu sagen wußte, ob erst das Wort, ob erst die Melodie dem Geiste entschwebt war; ein Lied, in dem Niemand Wort und Weise, Gefühl und Ausdruck zu trennen im Stande war. Er hatte es ganz gesungen und Nichts davon niedergeschrieben.

Unter der Last der Gedanken schlief er, auf sein Instrument gelehnt, ein und früh am Tage erwachte er. Wie die Wolken eines Traumes schwebte die Melodie vor seiner Seele. Er riß sich auf und sammelte die Töne, schrieb sie auf und eilte damit zu Dietrich. Der alte Patriot stand in seinem Garten, um den Wintersalat auszugraben. Frau und Töchter schliefen noch. Dietrich eilte hinauf, um sie zu wecken, sodann rief er einige musikalische Freunde zu sich und die Composition wurde ausgeführt. Rouget sang, die älteste Tochter begleitete ihn. Die Gesichter erbleichten bei der ersten Strophe, bei der zweiten flossen die Thränen und bei der dritten brach die ganze Fluth der Begeisterung los aus den erschütterten Herzen. Die Mutter, die Töchter, der junge Offizier, der Vater, alle fielen sich laut weinend um den Hals. Die Hymne des Vaterlandes war gefunden; aber ach, bald sollte sie auch die Hymne des Schreckens seyn. Wenige Monate darauf mußte Dietrich, Straßburgs Maire, unter den Klängen des Liedes, das an seinem Herde dem Busen *seines* Freundes entquollen, das *seine* Töchter zuerst gesungen hatten, das Blutgerüst besteigen.

Durch Straßburgs Gassen schallten zuerst die Töne, die bald von allen öffentlichen Orchestern wiederhallten, die Begeisterung nahm das Lied auf ihre Flügel und trug es dahin, wo ein Herz für das Vaterland schlug. In Marseille wurde die Hymne als Festgesang bei der Eröffnung und bei dem Schlusse der Clubbsitzungen gesungen, und als die Marseiller Garde nach Paris zog, sang sie das Lied auf der Landstraße. Daher rührt der Name Marseillaise.

Die greise Mutter de Lisle's, eine fromme Royalistin, schrak auf bei dem Wiederhall der Stimme ihres Sohnes. Sie fragte ihn in einem Briefe: „was das für eine revolutionäre Hymne sey, welche eine das Land durchstreifende Räuberbande singe, und in deren grauenerregende Töne sein Name gemischt werde?" — Bald wurde Rouget selbst als Royalist proscribirt, da erklang hinter ihm die Weise seines Liedes, wie die Stimme eines Rachegeistes. Und als er, ein Flüchtling, auf den Alpen stand, wehmüthig auf die blutgetränkten Fluren seines Vaterlandes blickend, da schallte aus einem Thale die Melodie seines Liedes herauf. Erschüttert fragte er den Führer, wie man diesen Gesang nenne. „Die Marseillaise," antwortete dieser. So erfuhr er den Namen seines Werkes. An seine Fersen heftete sich der Enthusiasmus, den er als Ton in die Herzen gesäet, daraus er als Riese emporgewachsen war, der nun die Hände nach ihm ausstreckte, um den Erzeuger dem Tode preiszugeben. Eine Waffe war das Lied geworden, die sich gegen den kehrte, der sie geschmiedet. Die wachsende Revolution zuckte ihre Dolche nach Dem, der ihr die Stimme geliehen! — N. Adler.

Mannichfaltigkeiten.

Es steht geschrieben: der Mensch müsse Rechenschaft geben von jedem unnützen Worte, das durch seinen Mund geht. — Das ist schlimm für die vielen Parlaments- und Volksredner, die sich seit unserer Märzrevolution in einer wahren Sturmfluth von unnützen, unsinnigen und schädlichen Worten ergossen haben.

Digitized by Google

Da aber in diesen Tagen noch mehr geschrieben als gesprochen wird, so fragt es sich, ob wir auch müssen Rechenschaft geben von jedem unnützen Wort, das durch die Feder und durch die Presse geht. In diesem Falle würden nicht bloß unsere Schriftsteller und Zeitungsschreiber, sondern auch die Bureaukraten und Diplomaten übel daran seyn. Wenigstens werden die letztern dieser Rechenschaft nicht entgehen, wenn es ihnen gelingen sollte, die deutsche Freiheit, Macht und Einheit unter den Schwall der unnützen Worte ihrer Noten, Protokolle und Deductionen zu begraben, und die Könige und Fürsten mögen sich hüten, ihr feierlich gegebenes Wort zu brechen; denn nicht bloß der liebe Gott, sondern auch die so oft getäuschte Nation würde sie spät oder früh dafür zur Rechenschaft ziehen.

Wir haben die Erfahrung gemacht, daß Gervinus Recht halte, als er vor mehreren Jahren in seiner Mission der Deutschkatholiken sagte: Dem Geschlechte dieser Tage fehlt die Fähigkeit zu handeln, die Bereitwilligkeit Opfer zu bringen; die Freiheit, eine Ueberzeugung rücksichtslos zu bekennen, ist gar zu selten. Alles Größere scheitert bei uns an der Armseligkeit des Gesichtskreises oder der Muthlosigkeit unserer Beamtenwelt, an der Engherzigkeit unseres Adels, an dem Mangel an verbundener Intelligenz und Kraft. Denn das ist immer unser Verderben gewesen, daß es unserer Einsicht überall an Energie und unserer Energie an Einsicht gefehlt hat.

(Wallis.) Kürzlich entdeckte man nahe an der Rhonequelle den Leichnam eines Fremden, dessen Papiere auf J. H. K. Meyer, stud. theol., 28 Jahre alt, gebürtig aus Lübeck, lauten. Es scheint, daß der Unglückliche sich verirrte und in Folge eines tödtlichen Sturzes umkam. Er wurde in Oberwald beerdigt.

(Krakau, 8. October.) Am 24. v. M. brannte in Baranow im Tarnowitzer Kreise das alte große Schloß ab. Dieses ungeheure Gebäude ward noch von Stanislaw Leszczinski, und zwar mit unerhörten Kräften, durch tartarische und türkische Sklaven erbaut. Es war eine Zierde des Landes, denn in ganz Gallizien fand man kein zweites der Art. Die innere Ausschmückung suchte ebenfalls ihres Gleichen. Ganze Säle waren mit weißem Marmor bekleidet und mit Statüen geschmückt. Es enthielt eine werthvolle Bildergallerie, eine Bibliothek von mehreren tausend Bänden seltener und kostbarer Werke und Handschriften. Herrliche und alterthümliche Porzellanvasen und Gegenstände von Bronze, Alabaster, Dosen u. dgl. Merkwürdigkeiten und außerdem noch eine Conchyliensammlung und eine Waffen- und Rüstkammer. Dieses große prachtvolle Gebäude, eine Schöpfung königl. Macht, für dessen Erhaltung und Verschönerung die Grafen Potocki und Krasiki mit verschwenderischem Aufwande gesorgt haben, wurde in 3 Stunden ein Raub der Flammen. Gegenwärtig steht nur ein schauerliches Skelett von dem herrlichen Gebäude da. Der gegenwärtge Besitzer, Krasiki, der eine besondere Vorliebe für diesen Aufenthalt hatte, wird gewiß dahin zu wirken suchen, daß es sich eben so prächtig aus der Asche wieder erhebe.

Bei Karl Schröder in Kiel ist eine Komödie in drei Acten ꝛc., die Kaiserwahl zu Frankfurt, erschienen, worin namentlich Vogt außerordentlich gut und witzig gezeichnet ist.

Dem alten Adam von Itzstein haben sie in Bern seinen 74. Geburtstag gefeiert. Die deutschen Flüchtlinge holten ihn in ihre Caserne ab und empfingen ihn mit dem Itzsteinlied. Vogt und Löwe hielten kurze Anreden und Raveaux ermahnte die Anwesenden zur Ausdauer, jedem Siege müsse die Feuertaufe der Trübsal vorangehen, sagte er. Itzstein selbst, in sich versunken und gebrochen, sprach nur kurze Worte des Dankes. Der Bodenraum, in dem die Feier vor sich ging, war spärlich beleuchtet und mit 320 Betten angefüllt. Andern Tags traten Viele ihre Reise nach England, Frankreich und Nordamerika an.

Korrespondenz.

Diez an der Lahn, 11. Oct.

Am 9. und 10. d. M. wurde dahier die zweite allgemeine nassauische Lehrerversammlung abgehalten. Aus allen Theilen des Landes hatten sich Lehrer eingefunden, und obgleich die große Mehrzahl der Theilnehmer an der Versammlung dem Volksschullehrerstande angehörte, so waren doch auch die übrigen Lehranstalten, mit Ausnahme des Seminars in Idstein und der Taubstummenschule in Camberg, nicht unvertreten. Gegenstände der Tagesordnung waren: Die Bildung von Lehrervereinen in Nassau zum Anschluß an den allgemeinen deutschen Lehrerverein; die Angelegenheiten des für das Herzogthum bestehenden Schulblattes, sowie Berrechung einiger wichtigen Punkte des von einer Commission von Schulmännern bearbeiteten Entwurfs die Reorganisation des Schulwesens betreffend. Die Verhandlungen wurden in durchaus würdiger, der Wichtigkeit der Gegenstände angemessener Haltung geführt, und wir sind überzeugt, daß auch diese Versammlung dazu beigetragen hat, bei sämmtlichen Theilnehmern die Ansichten zu läutern, die Liebe zu ihrem hohen Berufe zu stärken, neue Anregungen zu geben und den brüderlichen Gemeinsinn neu zu beleben. Um so unbegreiflicher ist es uns, daß man von manchen Seiten auch in unserem Lande mit Argwohn auf solche Versammlungen blickt, alle möglichen Nachtheile für Schule und Lehrer von ihnen befürchtet und geneigt ist, denselben überall, wo man kann, mittelbar und unmittelbar Hindernisse zu bereiten. So auch von Seiten unserer Oberschulbehörde. Ein kürzlich erlassenes Rescript der Landesregierung verbietet den Schulinspectoren, den ihnen untergebenen Lehrern zum Besuche von Versammlungen der Lehrervereine Urlaub zu ertheilen. Also auch da, wo die Schulinspectoren einen Nachtheil für die Schulen selbst nicht befürchten, dürfen sie von dem ihnen gesetzlich zustehenden Rechte der Urlaubertheilung keinen Gebrauch machen. In Folge dieses Rescripts konnten auch die hiesigen Elementarlehrer, deren Ferien eben zu Ende gegangen waren, nur an den wenigen schulfreien Stunden den Berathungen ihrer Collegen beiwohnen, da ihnen der Schulinspector den nöthigen Urlaub nicht erwirken konnte oder wollte. Während jüngst der bayerische Minister v. d. Pfordten in so anerkennungswerther Weise der allgemeinen deutschen Lehrerversammlung in Nürnberg seine Aufmerksamkeit schenkte, scheint unser nassauisches Schulregiment den Wind der politischen Reaction sehr gut zu benutzen, um mit vollen Segeln wieder in den sichern Hafen der vormärzlichen Zustände einzulaufen.

Frankfurt, 17. Oct.

So eben vernehmen wir, daß Fräul. Sophie Cruvelli vom italienischen Opernhause in London hier angekommen ist. Bekannt als eine der ausgezeichnetsten Sopranistinnen, darf sie Jenny Lind an die Seite gestellt werden, so daß es jedenfalls von Interesse ist, dieselbe zu hören. Hierzu wird das am 20. d. stattfindende Konzert des Herrn Eliason, wofür derselbe Fräul. Cruvelli gewonnen hat, Gelegenheit bieten.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 18. Oct. Die Töchter Lucifer's, Zauberspiel mit Gesang in 3 Abth. (12 Tableaux) von Friedrich, Musik componirt und arrangirt von Stiegmann.

Freitag, 19. Oct. Die Kronidiamanten, komische Oper in 3 Abth. nach Scribe von Swoboda, Musik von Auber.

Druck und Verlag von Heller und We w. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 250. Freitag, den 19. October 1849.

Das Gericht des Savoyarden.

Charaktergemälde von Karl Wölbner.

(Fortsetzung.)

So war endlich der 25. Tag nach der Abreise des Doktors herangekommen. Ein dichter, kalter Nebel deckte den Mont-Cenis, ein hoher Schnee war während der Nacht gefallen und ein lauer heftiger Wind, welcher vom Lande her blies, ließ den Sturz von Lawinen befürchten. Die weiße Oberfläche des Berges und die bleiche Farbe des Nebels verschmolzen so in einander, daß man von entferntem Standpunkte aus unmöglich die Gränze zwischen Himmel und Erde hätte unterscheiden können. Eine tiefe Ruhe herrschte in der ganzen Gegend, außer wenn Schaaren wilder, schwarzer Vögel das Nebelmeer mit ihren Flügeln durchschnitten und dabei rauhe, schauerliche Töne ausstießen. Hie und da bildeten sich in diesem Dunstmeere einige dichtere Dunstwolken, welche durch den Wind zusammengetrieben worden zu seyn schienen und dann in dieser melancholischen Stille wie Phantome vorüberzogen. Das ganze Bild war finster, einzig und drohend.

Als Gaetan auf die Thürschwelle trat und mit geübtem Blicke umherschaute, sagte er mit fröhlichem Tone:

„Wilhelm, das ist ein herrliches Wetter für die Murmelthierjagd. Die Luft ist heute sehr gelinde, sie werden da ihre Höhlen verlassen. Auch," setzte er mit einer Kennermiene hinzu, „auch gibt es heute während dem Tage sicherlich einen Sturm oder eine Lawine; wir dürfen uns daher nicht zu weit von unserer Wohnung entfernen."

Er nahm nun einen Ledersack, in welchen er gewöhnlich sein Wild steckte und Wilhelm hing seinen Karabiner um, indem er jetzt selbst über das Nutzlose seiner Bemühung lachte, da er überzeugt war, daß er sich den Gemsen nicht auf 500 Schritte nähern konnte. Nachdem sie sich mit Lebensmitteln und einer Branntweinflasche versehen hatten, traten sie ihren Weg in's Gebirge an.

Bald befanden sie sich an dem Abhange, von welchem schon öfters verwegene Reisende den sogenannten Gebirgsschlitten, nur von einem einzelnen Manne geführt, in senkrechter Linie vom höchsten Punkte des Mont-Cenis bis nach Sans-le-Bourg in Zeit von 5 Minuten hinabfuhren. Es war dies eine Strecke von mehreren Meilen, über welche die Straße führte. Die Gegend hatte wegen der vielen Murmelthierhöhlen in den benachbarten Felsen für Gaetan ein besonderes Interesse. Kaum hatte er auch diese Stelle erreicht, so ließ sich schon ein durchdringendes, grelles Pfeifen vernehmen.

„Aha, das ist das Pfeifen der Murmelthiere," sagte Gaetan, indem er stille stand, „ich wußte ja wohl, daß sie bei dieser Witterung ihre Höhlen verließen, diese Fröschler! und ich bin fest überzeugt, daß ich etwas in meine Fallen bekomme, womit ich Paolo zufrieden stellen kann. Der arme Bursche weinte damals so sehr, als die andern fortgingen. Der Nebel gefällt mir gar nicht," setzte er hinzu, indem er mit seinen Blicken die Masse von Dünsten durchdringen zu wollen schien, welche ihn rings umgab; „ich glaube sicher, daß oder dem Gebirgsschlitten einige Schneehäufchen sind, welche uns einen schlechten Spaß spielen könnten. Bruder verlasse mich ja nicht; gewiß bilden sich von jener Seite her Lawinen!"

„Glaubst Du wirklich, Gaetan? — dann sind aber die Reisenden, welche sich auf dem Wege befinden, in Gefahr."

„Ach! bei einer solchen Witterung ist es nicht rathsam, sich in's Gebirge zu wagen, am wenigsten, wenn man nicht Jemand aus unserer Gegend um Rath gefragt hat. Nur die Franzosen und höchstens noch die Engländer sind waghalsig genug."

„Nun," sagte Wilhelm hierauf; „es ist doch Zeit, daß ich mich als Führer empfehle. Ich will hier auf den „rothen Felsen" steigen und wenn ich für die Reisenden Gefahr sehe, will ich ihnen von weitem ein Zeichen geben."

Gaetan nickte mit dem Kopfe als Zeichen der Zustimmung.

„Und dann," fuhr Wilhelm mit ruhigem Tone fort, „könnte ich ja auch, da wir keine Gemse mehr haben, ein Feld- oder ein Rebhuhn für unser Nachtessen schießen. Du siehst jetzt, daß ich nicht so ungeschickt bin, als Du anfänglich glaubtest."

Gaetan begnügte sich, ihm den schneebedeckten Abhang zu zeigen, dessen Gipfel bis in die Wolken reichte und sagte zu ihm: „Wache, nach jener Seite hin!"

Wilhelm erstieg rasch den bezeichneten Punkt und machte seinen Karabiner zurecht, während sich Gaetan in den ihn ringsumgebenden Fels- und Tannengruppen verlor.

„Armer Wilhelm!" murmelte er vor sich hin, „er entfernt sich noch nicht gerne weit von der Straße, seine Füße sind noch nicht für die rauhen und eisigen Felsen abgehärtet genug. Er ist gebahnte Straßen gewohnt! O, ganz sicherlich ist er ein guter Bursche und ich glaubte ihn schuldig .... O dieser lügnerische Doktor!" setzte er dann erzürnt hinzu, indem er mit dem Fuße auf das Eis stampfte; „zu was hatte ich auch Dein Geheimniß nöthig!"

Er ging schnell weiter, gleich als ob er dadurch einem unangenehmen Gedanken entfliehen wollte, und erreichte endlich die Stelle, wo er den Abend vorher seine Fallen gestellt hatte. Zwei Murmelthiere sprangen über die mit Schmutz und Schnee bedeckten Schlingen.

„Ah! das ist recht," sagte er, indem er wohlgefällig seine Beute betrachtete.

Er nahm nun zwei Maulkörbe aus seinem Sacke und begann sie für seine Gefangenen herzurichten.

„Das sind wahrhaftig zwei hübsche Thiere," sagte er, indem er sie mit Bewunderung betrachtete; „sie haben schon ihren Win-

Digitized by Google

terpelz. Nun, Paolo wird wohl sehr glücklich seyn! Er kann dann in ein paar Tagen sich den Kindern von Formignon beigesellen, welche ja bald nach Paris ziehen werden. In sechs Monaten bringt er dann seiner Mutter einige Thaler heim; denn er kommt wieder zurück, er bleibt nicht in der großen Stadt, wird nicht reich und gelehrt — er kommt nicht ins Gefängniß!"

Hier unterbrach sich Gaetan voll Ungeduld.

„Daß mich dieser Gedanken doch nie verläßt!" begann er von Neuem; „nun, wenn Wilhelm wirklich auch im Gefängniß war? was ist denn da Großes daran? Wollte man mich denn nicht auch hinführen, als ich, ein kleiner Kaminfeger, in Paris halb todt vor Hunger und Durst eines Abends an einem Brunnen zusammenfiel? Damals, wo ich meine Wohnung nicht zahlen konnte? Vielleicht war es bei Wilhelm auch so; denn der Doktor hat ja nicht bestimmt gesagt, daß es wegen einem .... Verbrechen gewesen sey. Der Doktor schien sich zu fürchten. Er sagte mir, er wolle mir bei seiner Rückkehr sichere Beweise bringen und doch kömmt er nicht. Er hat sich getäuscht .... gewiß hat er sich getäuscht."

Während dieses Selbstgespräches war er auf die Murmelthiere zugegangen und begann nun, ihnen trotz ihrem Sträuben die Maulkörbe umzulegen. Noch war er damit beschäftigt, als sich ein dumpfer, entfernter Lärm, ähnlich dem Rollen des Donners, vernehmen ließ. Der Führer richtete sich auf, ließ seine beiden Gefangenen los und flüchtete sich schnell unter einen vorstehenden Felsen.

Der dichte Nebel hinderte Gaetan, etwas um sich her zu sehen; allein der Berg erzitterte unter den vielfachen Stößen, wie ein Ambos unter dem Hammer eines Riesen. Der Lärmen entfernte sich dann mehr und mehr von dem Savoyarden, die schwere Luft senkte sich nach der Ebene hin, indem einzelne Wölkchen, welche wie die Segel bei einem Seesturme sich ausbreiteten, hinabgerissen wurden. Endlich rollte eine Masse Schnee in das Thal, nahe an dem Jäger vorüber, hinter sich eine weiße Linie lassend, welche man ziemlich weit noch sehen konnte, bis sich das Dunstmeer über sie hinbreitete. Das Zittern der Erde, das Krachen der Tannen, über welche die Lawine sich gewälzt hatte, das Geraſſel der gewaltig aneinanderschlagenden Eismassen und Felsenstücke, welche mit in die Ebene rollten, hörte jetzt auf — eine Todtenstille folgte .... Das Unwetter war vorüber.

Gaetan verließ nun seinen Versteck und suchte mit ängstlichen Blicken die Richtung zu erforschen, welche die Lawine genommen hatte. Diese war in einen tiefen Abgrund gefallen, der Gegend zu, wo sein Bruder sich befand.

Kalter Schweiß bedeckte seine Stirne; er ließ, indem er die Finger in den Mund steckte, einen durchdringenden, schrillernden Gurgellaut vernehmen, welcher in mehrfachem Echo widerhallte. Niemand antwortete; einige von dem Unwetter vertriebene Gemsen kamen hüpfend ganz nahe an dem Jäger vorüber, ohne daß er seinen Karabiner erhob.

„Wilhelm! Wilhelm!" rief er mit der ganzen Kraft seiner Stimme.

Ein Schuß antwortete in der Entfernung. Gott dankend fiel Gaetan auf die Kniee nieder. Nur eine Waffe konnte einen solchen Ton haben, und diese hatte Wilhelm bei sich.

„Er ist gerettet!" rief jetzt Gaetan.

In der Meinung, daß dieses vielleicht ein Nothschuß sey, erhob er sich nun rasch und ging der Stelle zu, wo er einen blauen Rauch aufsteigen sah. Er sprang über die noch gangbaren Trümmer der Schneelawine mit der Leichtigkeit eines weißen Huhns, welches man in diesen Bergen so häufig trifft. Von Zeit zu Zeit gab er Signale und rief den Namen „Wilhelm", ohne jedoch eine Antwort zu erhalten. Als er endlich am „rothen Felsen" angelangt war, erstieg er denselben und rief, auf dem Gipfel angekommen, mit durchdringender Stimme:

„Wilhelm! Wilhelm!"

So weit er blickte, war Alles öde und verwüstet, kein lebendes Wesen ließ sich auf der weißen Fläche sehen, welche durch den Sturm verschüttet und verheert worden war. Nur unter ihm, auf derselben Straße, über welche die Lawine sich gewälzt hatte, an dem Rande desselben Abgrundes, in welchen sie sich gestürzt, bemerkte der brave Gebirgsmann eine Gruppe, welche sein Blut erstarren machte. Er fuhr mit der Hand über die Stirne, als ob ihn ein Traumbild quäle, und sank wie vernichtet auf den Schnee nieder, ohne Kraft, um weiter zu gehen, ohne Stimme, um gehört zu werden und ohne den Blick von dem Auftritte wegwenden zu können, welcher sich etwa hundert Schritte unter ihm zutrug.

(Fortsetzung folgt.)

Abenteuer eines deutschen Schiffskapitäns.

Alexandria, 10. Sept. Ich theile Ihnen die folgende Erzählung des Kapitän F. A. Müller von Königsberg mit, welche eine Skizze aus dem Leben der Beduinen am mittelländischen Meere zwischen Tripolis und Alexandria liefert.

„Am 8. August d. J. verließ ich mit dem von mir geführten Schiffe „Wiedersehen" den Hafen von Alexandria, um mit einer Ladung Salz nach Königsberg zurückzukehren. Während der Reise hatte ich immer Gegenwind, und am 22. August überfiel uns ein so starker Sturm aus Nordwest, daß das Schiff bedeutend zu schlängern, und als der Sturm gegen Abend in einen Orkan ausartete, zu wraken begann; die Stangen und Mastbäume drohten jeden Augenblick zu brechen. Gegen 4 Uhr Nachmittags bekam das Schiff einen Leck, so daß beide Pumpen im Gang bleiben mußten; allein dessenungeachtet war der Unterraum des Schiffes um 4 Uhr Morgens am 23. August schon bis 2 Fuß unter dem Zwischendeck mit Wasser angefüllt. Wir befanden uns unterm 33° 36′ nördlicher Breite und 22° 30′ östlicher Länge von Greenwich. Da die Mannschaft des Wassers nicht Meister werden konnte und das Schiff bereits zu sinken begann, so flüchtete ich mit 14 Mann mich in das große Boot, das beim Ueberbordsetzen so stark beschädigt worden war, daß zwei Mann das eindringende Wasser nicht herauszuschöpfen vermochten. Mehrmals war das Boot dem Sinken nahe, da es von den ungeheuern Sturzwellen öfter ganz angefüllt war. Der Zwieback ward von dem Seewasser in einen ungenießbaren Brei verwandelt und bald war die Mannschaft so entkräftet, daß sie die Ruder nicht mehr führen konnte. Unser Schiff „Wiedersehen" war verschwunden und hatte seinen Namen in Nimmersehen verwandelt. Wir banden vier Hemden zusammen, die ein Segel abgaben, in welches der Nordwind wacker blies, um uns der Küste Afrika's näher zu bringen, wo wir nach 36stündiger Fahrt glücklich landeten. Vergebens suchten wir Trinkwasser an der sandigen Küste. Nachdem wir eine Strecke gegen Osten gegangen, trafen wir einige Beduinenzelte, wurden jedoch mit unserm Verlangen nach Wasser abgewiesen. Zwei Beduinen legten die Gewehre auf uns an, um uns sammelten sich im Nu eine größere Anzahl, die alle mit angelegten Gewehren sich uns gegenüberstellten. Da sie jedoch bemerkten, daß wir zur Gegenwehr unfähig waren, nahmen sie uns unsere Axt, eine Säge und einen Stangenbohrer ab, und wir wurden genöthigt, unter freiem Himmel und unter starker Bewachung zu übernachten. Am folgenden Morgen machten sie mir verständlich, wie viel Geld sie verlangten, um uns nach Alexandria zu bringen. Ich bewilligte ihnen die geforderte Summe, die ich ihnen in Alexandria auszahlen würde. Hierauf wollten sie sich nicht einlassen, sie brachten mich allein in ein Zelt und wiederholten mit aufgehobenen

Digitized by Google

Prügeln und gespannten Pistolen ihre Forderung. Ich zeigte ihnen mein Schiffspatent mit dem in einer Kapsel verwahrten Siegel und gab ihnen zu verstehen, daß ich hierfür in Alexandria Geld erhalten würde. Unterdessen hatten sich die benachbarten Beduinen in großer Masse eingefunden; sie wollten alle gleichen Antheil an uns armen Schiffbrüchigen haben, und jede Partei hatte eine andere Absicht mit uns: die eine wollte uns nach Tripolis, die andere nach Tunis, die dritte nach Derna u. s. w. bringen, wo sie uns besser zu verwerthen hofften. Sie kamen zu hartem Wortwechsel und fast zu Schlägereien; nachdem sie uns 2½ martervolle Tage lang in Ungewißheit über unser Schicksal gelassen; indem sie beständig stritten, behielt die stärkere Partei, die für Alexandria stimmte, die Oberhand und machte sich mit uns auf den Weg. Obgleich ein Kameel mit großer Leichtigkeit zwei Personen trägt, so erlaubten uns doch unsere Führer in den Morgenstunden nicht, ein Kameel zu besteigen, so daß nach einigen Tagen meine Mannschaft wegen der großen Anstrengung, die der Marsch in der brennenden Sonnenhitze auf glühendem Sande verursachte, und wegen der dürftigen Nahrung — die Morgens und Abends aus einer Handvoll in Asche von Kameelmist geröfteter Gerste und einem Trunk halbfaulen Wassers bestand — gänzlich erschöpft war. Allein dieser traurige Zustand bekümmerte die Beduinen wenig; sie zogen immer weiter; wenn einer der Unserigen ermattet niedersank, so stießen sie ihn mit Füßen, um ihn zum Weitergehen zu ermuntern. Wir zweifelten daran, Alexandria zu erreichen. Oefters wurden wir von bewaffneten Arabern angehalten allein unsere sechs wohl bewaffneten Führer vertheidigten uns und ließen sich ihre Beute nicht abjagen. Zwei Tagreisen von Alexandria schickte man mich mit zwei Führern voraus, um das versprochene Geld auszuzahlen, und behielt die Mannschaft als Bürge. Einige Meilen vom sogenannten Thurm der Araber wurden wir nochmals von sechs Beduinen verfolgt, denen wir jedoch glücklich entgingen, Dank der Schnellfüßigkeit meines Dromedars und der zwei Führer. Am 8. September Morgens kam ich hier an, zahlte das schuldige Geld und Hr. Franke, Sekretär des preußischen Consulats, ein biederer deutscher Landsmann, schickte augenblicklich einen Janitscharen meiner zurückgebliebenen Mannschaft entgegen, die dann theils gegen Abend, theils am folgenden Morgen sich einfand und von Hrn. Franke mit größter Fürsorge behandelt wurde."

(A. Z.)

Die geraubte Tochter.

Stuttgart, 11. Oct. Durch verschiedene Zeitungen macht eine Erzählung aus Kornthal die Runde, nach welcher ein Liebhaber seine Geliebte diesem vor andern heiligen Orte entführt habe. Die Sache verhält sich jedoch wesentlich anders und wir melden sie hauptsächlich deßwegen, weil sie auf das Treiben der Pietisten ein besonders klares Licht wirft. — Also zur Sache! — In Bern lebte und lebt noch ein protestantischer Geistlicher, welcher der freisinnigen Richtung in religiöser Beziehung huldigt, während seine nächsten Verwandten von Seiten seiner verstorbenen Frau der streng pietistischen Richtung angehören. Dieser Geistliche war und ist seit längerer Zeit Wittwer und seine einzige Tochter führte ihm die Wirthschaft. Das Mädchen, ein sehr naives und geistig nicht zu starkes Kind, mußte, eingetretener Familienverhältnisse wegen, zu den frommen Verwandten gebracht werden. Der Zweck der Reise wurde bei diesen vollkommen erreicht, aber — die Tochter kam nicht zum Vater zurück. Er verlangte sie, man verweigerte sie ihm, und die Tochter wurde so weit gebracht, daß sie in ihrer Zerknirschung, in die sie von den Verwandten nach und nach versenkt worden war, den Vater wegen seiner freisinnigen Ansichten für einen Sünder erklärte und verläugnete. Der Geistliche, der seine Tochter besser kannte und wohl wußte, durch welche Mittel diese Gemüthsstimmung derselben hervorgebracht worden war, suchte sich ihrer mit List zu bemächtigen, allein — man entfernte das Mädchen und zwei volle Jahre lang blieb der Vater ohne alle Wissenschaft von seinem Kinde, da er sich aus besondern Gründen nicht an die Gerichte wenden konnte. Nach Verfluß von zwei Jahren, nachdem er alle Mittel erschöpft hatte, einen Faden zu bekommen, der ihn zur Entdeckung geführt hätte, brachte ihm der Himmel einen Ehninger Krämer ins Haus, der, mit der diesen Leuten eigenthümlichen Schwatzhaftigkeit begabt, dem Pfarrer von einer Tochter erzählte, die er in Kornthal erziehen lasse, und unter Anderen auch einer Freundin seiner Tochter erwähnte, deren Taufname der Name der Tochter des Pfarrers war. Das Vatergefühl ließ Letzteren nicht mehr ruhen, besonders da auch andere Anzeichen es wahrscheinlich machten, daß diese Freundin die längst verlorne Tochter sey. Der Pfarrer reis'te nach Stuttgart. Er ging — natürlich incognito — nach Kornthal. Es war seine Tochter. — Aber wie nun diese herausbekommen? — Der Pfarrer lernte verschiedene Männer in Stuttgart kennen, deren Rath er sich im Geheimen erbat. Einer führte ihn sogar zum Minister Duvernoy, dessen Hülfe angegangen wurde. Der Minister in seiner bekannten entschiedenen und herzhaften Weise rieth, nach Bern zurückzukehren und auf diplomatischem Wege die Herausgabe der Tochter einzuleiten, worüber wohl nicht mehr als ein paar Jahre vergangen wären. Der Vater dachte jedoch anders. Er meinte, die Diplomatie und sogar die Hülfesuchung bei den Gerichten würde nur seine Verwandten aufmerksam machen, und bis ein Entscheid von den Gerichten käme, wäre dann die Tochter wieder über alle Berge in ein anderes frommes Institut gebracht. Was that nun der Vater? Er fand Gelegenheit, ein Frauenzimmer kennen zu lernen, die mit den Sitten und Gebräuchen der Pietisten wohl bekannt war. Diese ließ sich bewegen, nach Kornthal zu gehen und sich als fromme Schwester daselbst einzuführen. Sie ward mit christlicher Liebe aufgenommen und miethete sich sogar allda ein, um ihr Leben in christlicher Beschauung hinzubringen. Einer solchen frommen Person, die noch überdieß einen ziemlichen Baarfond entwickelte und von der noch mehr zu erwarten stand, mußte man entgegenkommen, und als dieselbe eines Tages, um ihre Effekten vollends zu holen, nach Stuttgart spazieren wollte, begleiteten sie natürlich verschiedene fromme Schwestern ein Stückchen Wegs. Unter den Begleiterinnen war auch die Pfarrerstochter. Zehn Minuten von Kornthal ist ein Wäldchen. Dort hielt der vorher benachrichtigte Vater mit einem Wägelchen. Plötzlich sahen sich Vater und Tochter wieder. Die Tochter, überrascht, fiel dem Vater in die Arme; dieser hob sie auf das Wägelchen und — fort auf die nächste Eisenbahnstation. Seither lebt die Tochter wieder wohlbehalten beim Vater und die Seelenschnapper haben das Nachsehen. (Beobachter.)

Mannichfaltigkeiten.

Woher die „Vielschreiberei" in dem neuen Staatswesen eigentlich gekommen, darüber sind die Gelehrten uneinig, nur in Würtemberg berichtet die Sage mit Bestimmtheit, wie Justinus Kerner in seinem herrlichen „Bilderbuche aus meiner Knabenzeit" erzählt. Auf dem St. Michaelsberge bei Breckenheim in Würtemberg stand eine dem Erzengel Michael geweihte Kirche und ein Capuzinerhospiz, in welchem sich die Mönchlein vermöge ihres rebenreichen Berges gar wohl befanden. Man sagt nun, auf diesem Berge habe der heilige Bonifazius mit dem Teufel einen Zweikampf gehabt, in welchem ihm der Engel Michael zu

Digitized by Google

Hülfe gekommen; dabei habe der Engel eine Feder aus seinem Flügel fallen lassen, dieser habe der Heilige dann eine Kirche hier gestiftet und zu Ehren Michaels eingeweiht. Die Feder, die lange Zeit in der Kirche bewahrt wurde, soll zur Zeit der Reformation von da weggekommen seyn; man sagte, es habe sie ein alter Stadtschreiber aus Stuttgart, der von der katholischen zur lutherischen Kirche übergegangen, heimlich an sich gezogen. Vergebens baten die Mönche des Berges bei Herzog Ulrich um Bestrafung des Stadtschreibers und Zurückgabe der heiligen Feder, sie erhielten keine Genugthuung. Darob im Zorn entbrannt, habe der Erzengel Michael die Strafe der Vielschreiberei über Würtemberg ausgeschüttet. Wahrscheinlich ist — da sich der Zorn eines Erzengels nicht so genau abmessen läßt — diese Strafe auch mit auf das ganze übrige Deutschland übergegangen.

Ein interessanter Aufsatz in den „Gränzboten" schildert das Leben der deutschen Flüchtlinge in der Schweiz. In Bern findet der Berichterstatter im Vogt'schen Hause viele der namhaftesten Flüchtlingk. „Den ältesten Sohn", sagt er, „schildere ich nicht — es ist Karl Vogt, der ungezogene Liebling — nicht der Grazien, sondern der Demokraten. Mich wundert nur, daß er, der den Bernern tausend Mal mit der Pritsche so empfindlich auf den feisten Rücken geklopft hat, es wieder gewagt hat, seine Heimath hier aufzuschlagen. Wäre er doch lieber stets auf dem Aargletscher im „Hotel Neuschatelois" sitzen geblieben oder an den Ufern des Mittelmeeres in Unterhaltung mit den Fischen spazieren gegangen — ihm wäre besser und uns! — Raveaux, der bleiche Schwärmer aus Köln, sieht mit verschränkten Armen hinüber nach den glühenden Alpen. Gedenkt er wohl des freudeleeren Tages, an welchem er vielleicht aus tiefster Einsamkeit des Missouri-Thales hinüber starren wird nach den nackten Zacken der Rocky Mountains? Dort werden ihm keine Fackelzüge mehr gebracht, keine Kränze mehr geworfen werden, und er wird eine Leere in seinem Herzen empfinden, welche das Bewußtseyn, Bürger des großen Freistaates zu seyn, nicht aufwiegen wird." — In Zürich findet der Berichterstatter gleichfalls einen bekannten Flüchtling aus Köln: „Den Preußen Anneke, den verunglückten Heerführer, sieht man sehr häufig im „Café litteraire". Derselbe versucht allerlei Speculationen, um dem trostlosen Zustande seiner Finanzen aufzuhelfen; jetzt beabsichtigt er, eine neue Zeitung zu gründen, kann aber weder Verleger, noch Druck- und Papier-Borger finden. Seine Frau, ein kleines, blondes Dämchen mit offenen, aber wenig sagenden Zügen, hat die Amazonen-Jacke und die Hosen wieder abgelegt und statt der Bayonnetbüchse die Stricknadel ergriffen. Und — es ist besser so."

(Die Streitkräfte der Staaten des Alterthums im Verhältniß zu denen der Neuzeit.) Gibbon hat die Bemerkung gemacht, daß die im Heere und in der Flotte des römischen Reichs verwendete Mannschaft, der Zahl nach, der in neueren Zeiten von den Regenten einer Provinz dieses Reichs unterhaltenen Streitmacht nicht gleich gewesen sey. Der Geschichtschreiber spielt auf Ludwig XIV. an. Was für eine Verurtheilung des neueren Staatensystems liegt in dieser einzigen Thatsache! Man kann zwar entgegnen, daß die Bevölkerung Europa's seit der Zeit der römischen Herrschaft bedeutend gewachsen ist; aber Rom hatte damals die ganze Welt in Ordnung zu halten. Ein Heer mußte beständig am Rhein und ein anderes an der Donau campiren. In Afrika, Spanien, Kleinasien und in Britannien mußten die Soldaten die öffentliche Ruhe erhalten. Zwei bis drei Nationen waren für die römische Flotte nothwendig, und Rom selbst hatte beständig ein starkes Corps seiner tyrannischen Prätorianer in seinen Mauern. Die vereinigten Schaaren aller dieser Truppen erreichten jedoch nicht die Zahl der Truppen, die von Frankreich in den letzten Jahren während eines europäischen Friedens erhalten wurden. Betrachtet man den Wohlstand der alten Städte, so wird der aufmerksame Beobachter der weltgeschichtlichen Ereignisse von der argwöhnischen Frage beschlichen, ob die materielle Wohlfahrt diejenigen Fortschritte gemacht hat, die sie hätte machen sollen. Ohne Zweifel entspringt die Langsamkeit des Fortschrittes aus verwickelten Schwierigkeiten, zu deren Beseitigung eine ernste und unausgesetzte Forschung nöthig ist.

Korrespondenz.

Wiesbaden, 10. Oct.

In stiller Bescheidenheit erhebt sich schon seit Jahren am Abhang unseres Neroberges ein Kunstwerk, das nach seiner Vollendung nicht nur die Krone aller Zierden unserer Kurstadt bilden, sondern auch einzig in seiner Art, zumal in Deutschland, dastehen wird. Um so mehr verdient es eine vorläufige Erwähnung in Ihrem geschätzten Blatte; ich meine das Mausoleum für die in kräftiger Schönheit ihrer Jahre allzu frühe verblichene Gemahlin unseres durchlauchtigsten Herzogs, Elisabeth, Großfürstin von Rußland. Der geräumige Unterbau in der Erde bildet die eigentliche Gruft für die theure Leiche, die nach griechischem Ritus mit dem Gesicht nach Osten zu liegen kommt. Ueber dieser Gruft befindet sich die griechische Kirche, worin vollständiger griechischer Gottesdienst gehalten werden kann. Das Steinmaterial wird vom Rhein und vom Main, aus der Gegend von Dürkheim in der Rheinpfalz und aus der Gegend von Schweinfurt bezogen und besteht in einem hellen weißlichen Sandstein, womit das Aeußere durchgeführt wird, und wozu auch theilweise cararischer Marmor verwendet werden soll. Im Innern wird eine vom Bildhauer Hofgarten aus Berlin anzufertigende Statue der Herzogin in Lebensgröße und cararischem Marmor, liegend auf einem Sarkophage im nördlichen Kreuzesarm angebracht. Das Innere der Gruft soll, so weit der ziemlich hohe Unterbau reicht, aus verschiedenem nassauischen Marmor ausgestattet, sowie auch die sechzehn hohen Säulen der Kirche, welche die Hauptgurtbögen der Kuppel tragen, ebenfalls aus dem Lande genommen werden. Die sogenannte heilige Wand (oder Ecinostas) hinter der der Altar ist, soll sehr kostbar in verschiedenem italienischen Marmor mit musivischen Einlagen versehen werden. Viele hierzu gehörige Gemälde wird die Mutter der Verstorbenen, die Frau Großfürstin Helene von Rußland durch russische Künstler dahin fertigen lassen. Dem Vernehmen nach werden die fünf Kuppeln der Kirche in vergoldeten Metallplatten gedeckt und die inwendigen Flächen der Kuppeln und der vier Seitengewölbe mit ausgezeichneten Malereien versehen werden. Das imposante Kunstwerk findet sich nicht in gleicher Weise selbst in Rußland, weil die Durchführung vorherrschend in byzantinischem Styl geschehen ist. Abgesehen davon, daß die Ausführung dieses großartigen Mausoleums dem Schmerze Sr. Hoheit unseres Herzogs nur höchst seinen oder wie das Gerede geht, auch russischen Mitteln angehört, kann ihm der Dank aller Kunstfreunde und des Landes nicht ermangeln, weil er nicht blos ein so erhabenes Kunstwerk herausschaffen läßt, sondern dies auch in einer Zeit, worin Künste und Gewerbe so sehr Noth leiden, und mithin den Gewerbtreibenden, namentlich den Bauhandwerkern, ein bedeutender Verdienst verliehen wird. Welche noch zur Zeit unberechenbaren Kosten an dieses große Kunstwerk verwendet werden, geht außer aus dem bisher Bemerkten auch daraus hervor, daß Se. Hoheit der Herzog den wackeren Baumeister dieses Werkes (wie auch unserer hiesigen schönen katholischen Kirche), Hrn. Landbaumeister Hoffmann von Eltville im Jahre 1846 eigends nach Rußland, namentlich Petersburg und Moskau, gesendet hat, um ihn daselbst die nöthigen Anschauungen vom charakteristischen griechischen Baustyl, zu seinem ursprünglichen Plane noch benutzen zu lassen, und daß zu betreffenden Zwecken Hr. Landbaumeister Hoffmann sowohl, wie Hr. Bildhauer Hofgarten noch nach Rom reisen werden. Im Jahr 1847 in Angriff genommen, wird das Mausoleum in 1851 — 1852 vollendet werden. Wir schließen unsere heutige Mittheilung mit den Worten unseres gemüthlichen Schiller's:

„Das Werk, das soll den Meister loben,
Doch der Segen kommt von Oben!"

Druck und Verlag von Heller und Ko w. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 251. Samstag, den 20. October 1849.

Das Gericht des Savoyarden.

Charaktergemälde von Karl Wölbner.

(Fortsetzung.)

Wilhelm stand hier in der Mitte des Weges, sein abgeschossener Karabiner lag einige Schritte von ihm entfernt, zu seinen Füßen war ein getödteter Reisender dahingestreckt, in dessen Taschen er mit schrecklicher Kaltblütigkeit wühlte. Etwas entfernt stand der schwerbeladene Maulesel unbeweglich vor einer Mauer von Schnee und Eis, welche den Weg vollständig sperrte.

„Wilhelm! Mörder!" schrie Gaetan, welcher wie durch unsichtbare Gewalt an denselben Platz gebannt schien.

Sein Bruder jedoch schien diesen Ruf nicht gehört zu haben, denn er fuhr noch immer fort, die Säcke des Reisenden zu durchsuchen. Endlich zog er einen Brief aus einem dieser Säcke, durchlas ihn begierig und legte ihn dann neben sich, ergriff hierauf den Leichnam und warf ihn in den vor ihm sich öffnenden Abgrund, gleich als ob er die Leute glauben machen wollte, daß der Gemordete durch eine Lawine umgekommen sey.

„Elender!" schrie jetzt Gaetan, indem er aus seiner Betäubung erwachte.

Er hatte in dem Gemordeten Doktor D. erkannt.

Auch diesen zweiten Ruf schien Wilhelm nicht zu hören; denn, ohne umzuschauen, näherte er sich nun auch dem Maulesel, führte ihn an den Rand des Abgrundes, stieß schnell mit seiner Schulter gegen das Kreuz des Thieres, so daß der Maulesel das Gleichgewicht verlieren sollte. Vergebens bemühte sich dieser, sich aufrecht zu erhalten und wehrte sich einen Augenblick; der Anlauf war genommen, er stürzte über, stieß einen langen, durchdringenden Schrei aus und rollte dann in den Abgrund hinab, in welchem bereits sein Herr verschwunden war. Jetzt hob Wilhelm den Brief, welchen er dem Doktor abgenommen hatte, auf, warf einen zufriedenen Blick nach der Seite hin, wo sein Bruder stand, und setzte sich dann auf ein Felsenstück, gleichsam als ob er ihm damit sagen wolle, er warte jetzt nur noch auf ihn.

Jetzt schien der Zauber, welcher Gaetan an seinem Platze gebannt zu haben schien, plötzlich gelöst; er ließ sich von dem Abhange des Felsens herabgleiten und fiel so zur Seite seines Bruders hin. Er erhob sich alsdann schnell, noch beschmutzt von Koth und Schnee, ergriff den auf der Erde liegenden Karabiner, kehrte dann zu Wilhelm zurück und sagte mit rauher Stimme:

„Bete Dein Gebet, Du bist verurtheilt!"

Wilhelm erhob sich nun ebenfalls mit bleichem Antlitze, wilden funkelnden Blicken und blutriefenden Kleidern.

„Ich wußte wohl, daß Du auf den Schuß herbeikommen würdest," sagte er mit bewunderungswerther Kaltblütigkeit; „jedoch ehe ich das Letzte vollführe, was mir noch zu thun übrig bleibt, laß mich noch einige Worte mit Dir reden."

„Schweige Mörder!" erwiederte Gaetan, indem er die Mündung des Karabiners in die Höhe von Wilhelms Kopf brachte.

„Und doch mußt Du mich anhören," sagte dieser mit Würde; „Bruder! Bei dem Andenken an unsere verblichene Mutter, hör' mich an. Fürchte nicht, daß ich Dir entfliehe; Du siehst ja, daß ich ganz in Deinen Händen bin."

Der Jäger senkte den Karabiner langsam nieder, wie von einer höheren Macht bezwungen. Sein Bruder deutete auf einen Stein und Beide setzten sich schweigend nieder. Wilhelm wieß nun plötzlich gegen den Abgrund hin.

„Nicht wahr, Bruder, dieser Mann hat Dir Alles gesagt?"

„Ja."

„Er hat Dir gesagt, daß man mich in den Städten einkerkerte, entehrte, brandmarkte nnd er hat die Wahrheit gesagt, Bruder. Allein Du zweifeltest noch; Du wolltest mich nicht ohne Beweise verdammen, und diese Beweise, hier sind sie. Jener Mann wollte sie Dir bringen. Aus Deinen Händen würden sie in die der Obrigkeit des Landes übergegangen seyn und der Namen Carlotto wäre für immer befleckt gewesen ...."

Die Züge des Jägers blieben unverändert, kalt; er wollte aufstehen, indem er mit finsterer Miene sagte:

„Ist das Alles?"

„Geduld, Bruder; wie Du schon einmal mir gesagt: ich bin verurtheilt — ich bin verdammt; allein nicht allein von Dir, von der Welt; nein, mein Gewissen hat mich verurtheilt, noch ehe ich es von Dir war. Wenn ich nicht hätte sterben wollen, würde ich ja nicht auf Dich gewartet haben."

Mit etwas sanfterer Stimme fuhr er dann fort:

„Wenn es sich blos um mich gehandelt hätte, Bruder, um mich, der ich nach einem verbrecherischen Leben meine Schande in dieser Einsamkeit begraben wollte, um mich, der ich meine Verbrechen unter dem Schutze Deines reinen, fleckenlosen Rufes bergen wollte .... ich schwöre es Dir, jener Mann wäre am Leben geblieben. Ich habe einen Abscheu vor Menschenblut und als ich diesen Unglücklichen auf meinen Schuß fallen sah, fühlte ich in meinem Inneren Etwas, welches sich gegen diese That empörte. Aber weißt Du auch, was dieser Fremde Dir sagen wollte, weißt Du, was morgen die ganze Umgegend gewußt hätte?!"

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Ueber Stenographie.

I.

Diese Wissenschaft, die man mit Recht auch zu den freien Künsten zählt, ist sehr alt und war den Griechen und Römern schon bekannt; es ist aber zu vermuthen, daß sie weit älterer Abstammung ist und wahrscheinlich von den Juden aus Egypten gebracht wurde, denn der König David schreibt im 45. Psalter: „Meine Zunge gleicht der Feder des flüchtigen Schreibers."

Nach Rom kam diese Kunst aus Griechenland. Die Römer erkannten sie als das wichtigste Verbreitungsmittel von Geisteswerken und wandten sie häufig an. Tiro, dem Freigelassenen Cicero's, gebührt das Verdienst, die Schnellschrift, die bis zu ihm nur in einer Sammlung einzelner Buchstaben und willkürlich gewählter Wortzeichen bestand, zu der Vollkommenheit erhoben zu haben, deren sie bedurfte, um im öffentlichen Leben angewandt werden zu können. Sein System ist unter dem Namen Tironische Noten bekannt und die davon Gebrauch machten, hießen Notarii. Die römischen Kaiser begünstigten nicht nur das Studium dieser Wissenschaft, sondern erlernten sie auch selbst und verordneten, sie in den Schulen zu lehren. Nicht nur im Senat wurden die Reden der größten Männer durch die Stenographie der Nachwelt aufbewahrt, sondern es waren auch auf allen Tribunalen stets Stenographen anwesend, um die verschiedenen Rechtsfälle aufzunehmen. Die Redaktion öffentlicher Akten wurde durch die Notarii stenographirt und hatten, nachdem sie in die gewöhnliche Schrift von ihnen übersetzt waren, legale Kraft. Der Nutzen der Schnellschrift war demnach vor Jahrtausend schon anerkannt, aber mit Roms Untergang verlieren sich alle Spuren der Stenographie, bis sie nach langer Zeit (1580) wieder in England auftaucht, wo wir sie in den verschiedenartigsten Formen und Benennungen, von mehreren Autoren eingeführt und gelehrt, wiederfinden. Aber es fand sich auch in England in dem Professor Samuel Taylor ein zweiter Tiron (1785), den die Neuzeit mit Recht den Schöpfer dieser Kunst nennt. Durch ihn kam die Stenographie in England auf jene Höhe der Vollkommenheit, daß auf sein System die Völker aller Zungen bauten. Der Graf Theodor Peter Bertin hat das Taylorsche System der französischen Sprache so glücklich angepaßt (1792), daß Frankreich in der Stenographie jetzt England nicht zurücksteht. Auch Deutschland hat einen Tiron in dem Ministerial-Sekretär Gabelsberger in München gefunden (1834), aber Gabelsberger hat mehr als Bertin geleistet. Er stützte sich zwar auch auf das vorhandene englische System, aber was dazu gehört hat, dasselbe auf unsere an Consonanten reiche Sprache anzuwenden, vermag nur Der zu beurtheilen, der Stenographie kennt. Gabelsberger war der erste, der die vorhandenen Schriftzeichen, die Taylor rein aus der Figur des Zirkels und Winkels entlehnte, umformte und ihnen die gefälligen wellen- und wurmförmigen Formen gab, die die Grundzüge der englischen Courrent bilden, an die wir schon seit früher Jugend gewöhnt sind und die sich so leicht aneinander reihen, daß man das ganze Alphabet in einem fortlaufenden Federzug beschreiben kann. Dieselbe Reform hat Gabelsberger auch in Bezug auf unseren so künstlichen Sprachbau glücklich ein- und ausgeführt, wodurch er nicht nur der Schöpfer der deutschen Stenographie, sondern auch der Gründer eines Systems wurde, das auf die slavischen Mundarten angewendet werden kann und zum Theil schon angewendet wird. Daß die Stenographie erst im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert zu der Stufe der Vollkommenheit gelangte, auf der sie jetzt steht, kann nur Die überraschen, welche noch nicht wissen, daß diese Wissenschaft nur unter der Aegide der Freiheit blüht, und daß Obscurantismus und Tyrannei ihre steten Unterdrücker waren. Diese beiden Gewalten haben sich ihr mit aller Macht entgegengestellt und der Fanatismus hat im finstern Zeitalter die kostbarsten Geistesprodukte, die durch sie der Nachwelt aufbewahrt wurden, mit Feuer zerstört. Ohne dieses gewaltsame Niederhalten wäre die Stenographie jetzt Gemeingut aller Völker und ihre Anwendung würde für die menschliche Gesellschaft von unberechenbarem Vortheil seyn, da das Streben nach wissenschaftlicher Ausbildung sich in dem Maße steigert, in dem sich der Umfang der Wissenschaft vergrößert. Das Gedächtniß kann kaum Alles noch fassen. Das Nachschreiben des Gehörten zu späteren Wiederholungen ist daher ein Bedürfniß, das mit unserer üblichen Schreibart, die einen fünf- bis sechsmal längeren Zeitaufwand als die stenographische, erfordert, nicht mehr befriedigt werden kann. Das fühlte man längst in Frankreich und England. Taylor war bereits 1785 Professor der Stenographie auf allen Hochschulen Englands, und seit 1797 lehrt man sie auf den Schulen Frankreichs. Am weitesten ist Deutschland in der Ausübung dieser Wissenschaft zurückgeblieben und auch hier muß, wie bei so vielem Andern, unsere Verfassung die Schuld davon auf sich nehmen. Es haben zwar viele deutsche Staaten mehr oder weniger für die Ausbildung der Stenographie gethan; aber es genügt lange nicht, und nur das einheitliche Zusammenwirken aller Regierungen wird die deutsche Stenographie auf jene Höhe bringen, auf der sie bereits in anderen Staaten steht. Die erforderliche Anzahl Stenographen wird dann allenthalben vorhanden seyn und man wird nicht mehr nöthig haben, sie bei Bedarf von einem Orte zum andern zu berufen. War doch selbst in Frankfurt, wo alle Künste und Wissenschaften gepflegt werden, als das erste deutsche Parlament zusammentrat, nicht ein Stenograph und es mußten aus drei Königreichen zehn bis zwölf zusammengebracht werden.

Ein Mittel gegen die Cholera.

Gießen, 12. October. Ich erhalte soeben von Dr. Marwell aus Hydrabad (Deckan) in Indien, dem Vaterlande der Cholera, den beifolgenden Brief, welchen auf meine Bitte, um einen möglichen Irrthum zu vermeiden, Hr. Professor J. Vogel zu übersetzen die Güte gehabt hat. Es ist sehr zu wünschen, daß das Mittel, welches Dr. Marwell empfiehlt, von den Aerzten mit aller Sorgfalt geprüft werde, und daß man in Europa dieselben glücklichen Erfolge damit erzielen möchte, welche Dr. Marwell in Indien erhalten zu haben scheint. Dr. Justus Liebig.

Herrn Justus Liebig, Professor der Chemie in Gießen.

Ich mache mir das Vergnügen, Ihnen eine wichtige Thatsache mitzutheilen (worüber Sie sich gewiß freuen werden), die ich eben hier in Bezug auf die Behandlung der Cholera festgestellt habe, nämlich daß das kohlensaure Natron ein rasches und wirksames Mittel gegen diese Krankheit ist. Ich gebe es sogleich, sowie ein Fall von Cholera mir vorkommt — einen Theelöffel voll in einer Tasse Haferschleim, so heiß, als ihn der Kranke trinken kann. Sollte das Mittel ausgebrochen werden, so wiederhole ich es sogleich mit etwas Laudanum (Opiumtinktur) und einer vollen Dosis Oel (Ricinusöl oder einem anderen eröffnenden Mittel), um dasselbe nach dem Sitze des Giftes in den dünnen Gedärmen hinabzuführen. — So wie etwas von dem Oel in den Stuhlentleerungen erscheint, wird man finden, daß die Genesung bereits begonnen hat und der Patient wird bald darauf Urin lassen, wo man ihn dann als außer aller Gefahr betrachten kann. — Wenn nöthig, wiederhole ich die Medizin Morgens und Abends in etwas kleinerer Dosis. — Wenn zu gleicher Zeit viele Menschen befallen werden, gebe ich Bissen (boli) von folgender Zusammensetzung: Kohlensaures Natron 20 Gr., Opium 3 Gr., Gummi Gutt 5 bis 10

Digitized by Google

Gr., Crotonöl 2 bis 3 Gr. oder mehr, Seife 20 Gr., die mit einem Schluck kohlensauren Natron hinabgeschwemmt werden. — Auf diese Weise kann man Boli und kohlensaures Natron, hinreichend für Hunderte, mit Leichtigkeit in der Tasche bei sich führen. Mit weiteren Details will ich Sie nicht bemühen; überdies werden ohne Zweifel später von den Aerzten noch manche andere Weisen, das Mittel zu verschreiben, bekannt gemacht werden. — Hochachtungsvoll

Hydrabad — Deckan 23./8. Dr. W. G. Marwell, Surgeon 3, Lit. G.

Ich vergaß zu bemerken: das kohlensaure Natron erleichtert den Schmerz und Brand im Unterleib, macht Schlaf und stellt den Puls und die Körperwärme in sehr kurzer Zeit wieder her.

P. S. Haben Sie die Güte, diesen Brief in so weiten Kreisen als möglich zu veröffentlichen.

Aus der Schatzkammer des Lebens.

Wären die meisten Menschen in ihren eigenen Augen wirklich etwas halb Erträgliches, wie gäben sie sich, Andern gegenüber, wohl so viele Mühe, Etwas zu scheinen, das sie nicht sind!

— Neid und Eitelkeit verführen uns weit öfter zu bösen Nachreden, als die Fehler Derjenigen, die wir verurtheilen.

— Hochmuth und Dünkel sind, wenn auch nicht gerade immer Merkmale eines leeren, doch die untrüglichsten Kennzeichen eines sehr einseitigen und beschränkten Kopfes.

— Wer in der Welt fortzukommen wünscht, benehme sich so, daß Andere ihn zwar für gescheidt, sich selber aber noch für viel gescheidter und hellsehender halten. Denn in der Ueberlegenheit des Talents oder Genies sieht der so reizbare Neid des Menschen immer eine Waffe, die zu seinem Nachtheil gebraucht werden kann. Nur den Verstand, den er zu übersehen glaubt, trifft nicht sein Argwohn und hält er der Anerkennung und Beförderung werth.

— Die Freude an der Vergangenheit ist wie der Genuß des Narren, der von dem Weine träumt, den er gestern getrunken hat.

— Es gehört nicht mehr kindliche Einfalt dazu, die Märchen von „Tausend und Einer Nacht" als geschichtliche Thatsachen anzunehmen, als zu glauben, daß bei unsern ungeheuern stehenden Heeren, die auf den Wink eines Einzigen gegen das Recht Aller in die Schranken treeen, öffentlicher Wohlstand und bürgerliche Freiheit möglich sey.

— Unsere Staaten nennen sich christlich. Ich möchte wissen, was sie in ihren Gesetzgebungen denn eigentlich vom Christenthum verwirklicht haben, und um was sie schlechter, wenn sie jüdisch wären.

— Die Geschichte des sogenannten menschlichen Fortschrittes begreift im Grunde nichts anders in sich als die verschiedenen schon zurückgelegten Stufen der Bestialität unserer Gattung. Es ist eine lange schmutzige Historie, worin dem künftigen Geschöpfe, das mit Recht den Namen Mensch verdienen wird, nur ein paar Blätter zu Gute kommen.

— Wie groß auch das Genie eines einzelnen Mannes sey, er umfaßt immer noch nicht die ganze Menschheit in seiner Person, sondern sieht nur immer als ein Einzelner, d. h. in einer größern oder geringern Entfernung, und auf eine mehr oder weniger unvollkommene Art einen Theil der Sache. Das Ganze zu überschauen und zu ordnen, ist auch nur allein dem Ganzen gegeben.

German Mäurer.

Mannichfaltigkeiten.

(Die Dardanellen.) Bei dem jetzt vielbesprochenen russisch-türkischen Conflikt sind folgende Notizen über diese berühmte Position von Interesse. Die namentlich durch Mitwirkung russischer Genie-Offiziere sehr bedeutend befestigten Schlösser sind folgende: Auf der europäischen Seite liegen: 1) Skain Kelli, wenig bedeutend, hat nur 15 Kanonen. 2) Sertil Bahr Kalessi (neues Schloß von Europa) beinahe unangreifbar, mit 70 Kanonen und 4 Mörsern. 3) Eski Sarlik eine Stunde weiter oben, 12 Kanonen. 4) Killeti-Bahr, das alte Schloß von Europa, mit 64 Kanonen, wovon 18 vom größten Kaliber. 5) Kiamli Burrick in der südlichen Bucht mit 30 Feuerschlünden. 6) Bowalli Kalessi ganz neu erbaut, auf der Stelle des alten Sestos, das letzte Schloß auf der europäischen Seite mit 50 Kanonen. — Auf der asiatischen Seite sind folgende Schlösser: 1) Kum Kalessi, das neue Schloß von Asien, auf dem südlichen Landvorsprunge, hart am Dardanellen-Eingang, mit 80 Kanonen und 4 Mörsern, 16 Kanonen sind vom größten Kaliber, die übrigen 24Pfünder. 2) Barbri, hat nur 14 Feuerschlünde von kleinem Kaliber. 3) Sultani Kalessi, das alte Schloß von Asien, dem alten Schloß von Europa gegenüber, das stärkste von allen. Ueberdem ist hier die Strömung im Kanal sehr stark, das Schloß ist durch zwei Forts verstärkt und hat 192 Kanonen, wovon 18 vom stärksten Kaliber. Um an diesem Schlosse vorbeischiffen zu können, muß man einen Firman des Sultans oder des Seraskiers, der es befehligt, vorzeigen können. 4) Kissi Burnum liegt auf der nördlichen Spitze der Bank von Abydos, es hat 46 Kanonen und beherrscht die Strömung, welche hart unter seinen Batterien sehr stark ist. 5) Megara Burnick, 1820 erbaut, hat 84 Kanonen von verschiedenem Kaliber. — Fast in allen diesen Schlössern sind die Feuerschlünde so angebracht, daß sie mehr über die Oberfläche des Wassers hinwegstreichen. Ihre Zahl beläuft sich auf der europäischen Seite auf 319 Kanonen und 4 Mörser und auf der asiatischen auf 418 Kanonen und 4 Mörser. Die beiden alten Schlösser werden von den hinter ihnen befindlichen Höhen beherrscht und hätten früher leicht umgangen werden können. Die russischen Ingenieure haben jedoch mehrere Vertheidigungslinien hier aufgeführt und Laufgräben eröffnet, wodurch jeder Ueberfall unmöglich wird. Alle Kanonen befinden sich im besten Zustande und an Munition fehlt es nicht.

(Originelle Heirath.) Ein Journal von Boulogne enthielt kürzlich eine Anzeige, in der eine junge englische Dame mit einem jährlichen Einkommen von 10,000 Fr. einen jungen, wohlgebauten, schönen und dabei aristokratischen Lebensgefährten, der aber ein Franzose seyn sollte, suchte. Es ist, wie Lafontaine sagt schwierig, Alles zu besitzen, dennoch scheint es, daß sich der junge Mann gefunden hat, der die verlangten Eigenschaften in sich vereinigte, die nöthig waren, um die Hand der schönen und reichen Engländerin zu erlangen. Dasselbe Journal von Boulogne bringt jetzt die Entwickelung dieses Abentheuers in folgenden Worten: „Die schöne Unbekannte, deren Anzeige wir in unserem Journal mitgetheilt haben, hat glücklicher Weise gefunden, was sie suchte: Einen schlanken wohlgebauten Mann von feinem Ton und guten Manieren. Dieser glückliche Sterbliche ist ein Handlungsreisender, der eben in Boulogne angekommen ist, der in der Hoffnung, die 10,000 Franken Renten zu heirathen, seine Kunden aufgegeben hat. Er hat sich daher mit dem Erkennungszeichen, einer Nelke am Knopfloch, an einer ihm von dem mit dieser zarten Angelegenheit beauftragten Agenten bezeichneten Table d'hôte eingefunden. Die Dame, die an derselben Tafel speiste, fand den jungen Mann nach ihrem Geschmack, ließ ihm die Ehre ihrer Unterhaltung zu Theil werden, und als sie merkte, daß er alle gestellten Bedingungen erfülle, gab sie ihm ein Rendez-vous

Digitized by Google

in einer anderen Stadt, um dort die Angelegenheit in letzter Instanz zu verhandeln. Alle Beide haben Boulogne verlassen, und sind ohne Zweifel in dem Augenblicke, wo wir dieses schreiben, schon durch Hymens Band vereinigt."

In München ist Shakespeares „Sommernachtstraum" mit der Mendelsohn'schen Musik trotz guter Ausstattung und Aufführung total durchgefallen. — Auf dem Theater der Porte St. Martin in Paris wurde unlängst ein großes Spektakelstück aufgeführt, welches den Titel „Rom" führt und dessen Held kein geringerer ist als Pius IX. In einer Reihe von Tableaux wird sein Leben dargestellt und natürlich fehlt auch die Erstürmung Roms durch die Franzosen nicht. Pius IX. tritt im Anfang als Dragoner-Offizier auf, der eben den russischen Feldzug mitmacht. Bei der ersten Aufführung machte das Stück großen Lärm. (Das Stück ist nach den neuesten Nachrichten nicht nur verboten, sondern das Theater selbst ist geschlossen worden.)

(Eine neue Art von Dieben.) „Am 14. Sept. fand sich in der Sacristei der Kirche zu Notre Dame des Victoires in Paris ein 16jähriges, ärmlich gekleidetes Mädchen von einem sehr anständigen Aeußern ein. Der Sacristan, der allein da war, erkundigte sich, was sie wünsche. Sie sagte ihm, sie sey eine Jüdin und habe die Absicht, den katholischen Glauben anzunehmen, aber es fehle ihr an Hülfsmitteln und besonders an den nöthigen Kenntnissen, deßhalb wünsche sie bei Jemanden in Dienst zu treten, der sie unterrichten könne, um ihm so lange unentgeltlich zu dienen, bis der religiöse Unterricht, den sie bedürfe, beendigt sey. Der Sacristan, von dem frommen Wunsche begeistert, den Glauben dieser jungen Neubekehrten zu erhalten, und sie zugleich für sehr geeignet haltend, die Magd zu ersetzen, die er vor einigen Tagen verloren hatte, schlug ihr vor, in seinen Dienst zu treten. Das junge Mädchen nahm diesen Vorschlag mit Freuden an und folgte ihrem neuen Herrn in sein Haus, wo sie von der Frau desselben sehr günstig aufgenommen wurde. Die beiden Gatten wünschten sich Glück, ein wohlthätiges Werk zu Gunsten eines Mädchens zu thun, das dasselbe so würdig schien; aber wie groß war ihre Enttäuschung am nächsten Morgen, als sie bei ihrem Erwachen die neue Dienerin nicht mehr fanden? Sie hatte sich ganz früh aus dem Staube gemacht und die besten Kleider ihrer Gebieterin und das Silber, dessen sie sich bemächtigen konnte, mit fortgenommen. Es wurde sogleich eine Anzeige davon gemacht, und es ist zu hoffen, daß die junge, so wißbegierige Novize ihr erstes Examen vor dem Instructionsrichter ablegen wird." So erzählt der Courrier français vom 16. September.

Die bekannte Schauspielerin Rachel erklärt in Pariser Blättern, daß sie sich für immer von der Bühne zurückgezogen habe.

Korrespondenz.

Aschaffenburg, 12. Oct.

In dem hiesigen Schlosse wird eine kleine bauliche Vorrichtung beabsichtigt, die zum Zweck hat, durch Anbringung eines Dreh- oder Schraubsessels, der schon längere Zeit leidenden Königin Therese das Aufsteigen über die Treppe zum ersten Stocke, wo sich ihre Appartements befinden, zu ersparen. Die betreffende Zeichnung ist bereits von Seiten der Verwaltung zur Genehmigung nach München abgegangen. Man knüpft an diesen an und für sich unbedeutenden Umstand die Hoffnung, König Ludwig, welcher sonst mit seiner Familie so oft und so gerne hier verweilte, bald wieder für längere Zeit in unsern Mauern zu sehen. Als Beschützer dieser Stadt und ihrer Institutionen, als Wohlthäter der Armen, gedenkt man seiner mit dankbarer Verehrung. Vielleicht hat der unsere Bevölkerung auszeichnende und in der jüngsten Zeit bewährte exemplarische Sinn für Ordnung und Gesetzlichkeit den König überzeugt, daß man ihn getäuscht, wenn man ihm dieselbe als eine Wühler- und Hetzerbande darstellte. Wohl huldigen wir dem Fortschritte im ausgedehntesten Sinne des Wortes; wie die Herzen von Millionen anderer Deutschen in allen Gauen unseres herrlichen Vaterlandes, so glühen auch die unseren für seine Größe und seine Freiheit, und der mächtige Ruf der Zeit hat auch in diesem schönen Mainthale ein weithin tönendes Echo gefunden; aber Hand in Hand mit einer gesunden, lebenskräftigen demokratischen Gesinnung geht die Liebe zur Gesetzlichkeit, und ein tief in den politischen Ueberzeugungen begründeter Haß gegen extreme Verirrungen. Es drängt mich, dies hier auszusprechen, und ich habe einen um so größeren Beruf dazu, da ich genau den Geist kenne, in welchen zur Zeit der politischen Bewegung die Gemüther geleitet wurden. Concrete Thatsachen sind übrigens auch dafür in Menge vorhanden; es würde mich aber zu weit führen, sie aufzuzählen und auch der Raum, den Sie mir für derlei Besprechungen gestatten können, in unbescheidener Weise überschreiten. Und doch trotz aller bewährten Liebe zum Friedrn, hat es einer gewissen Coterie, theils aus politischem Fanatismus, theils aus beklagenswerthem Unverstande gefallen, unsere Stadt zu verläumden. Ganz besonders aber war es ein Mann, dem dieses ausschließliche Verdienst gebührt. Mit einer hohen Würde begleitet, zeichnete er sich durch eine krankhafte Imagination aus, die dem freundlichen, gemüthlichen und ruhigen Orte in gewissrn Regionen den Ruf einer Banditrnhöhle verschaffte. Zu verschirdrnen Malen wurde ohne die geringste Veranlassung im verflossenen Frühjahre das Militär in Bewegung gesetzt, Straßrn abgesperrrt, Kanonen aufgefahren und Disposition getroffen rc., als gälte es, eine Welt zu bekriegen. In einrm abgetragenen Turnerhut sah er eine phrygische Mütze Friedliche Holzhacker, die in der Straße ihr Metier trieben, erschienen ihm als Barrikadenmacher, und in jedem „Schaukelgaul", wie es hier zu Lande die Kindee nrnnen, erkannte er ein trojanisches Pferd, in dessrn hohlem Bauche die Wühler und Verschwörer stecken. Ging man ja doch in dieser Zeit so weit, einen harmlosen jungrn Mann, der zufällig, nach einrm längeren Aufenthalte in Frankrrich, in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, für einen Agentrn der französischen republikanischen Propaganda auszugeben! — Ein Agent Ledru-Rollin's in Aschaffenburg! — Es wäre zum Todtlachen, wenn es nicht solchen Dingen, in Verbindung mit den lügenhaften Berichten der ultramontanen Presse gelungen wäre, den Ruf dieser friedlichen Stadt zu verdächtigen und den Erwerb ihrer Bürger zu beeinträchtigen. R. D.

Frankfurt a. M.

Freitag, 26. d. M., wird Fräul. Mathilde Graumann, welche den hiesigen Musikfreunden schon durch ihre früheren Leistungen als Lehrerin und Virtuosin im Gesang rühmlichst bekannt ist und während vier Jahrrn, nach längeren Studien bei drm berühmten Garcia, sich in London und Paris einrn Ruf als Künstlerin erworben hat, im Saale des Weidenbusches ein Konzert veranstalten, worauf wir das musikliebende Publikum hiermit aufmerksam machen. Die von mehreren der ersten hiesigen Künstler zugesagte Mitwirkung wird einen sehr genußreichen Abend versprechen. Das Nähere wird das Programm besagen. —

Hr. Friedr. Wolff, Lehrer in Bornheim, wird in den nächsten Tagrn zum Besten der hiesigen Armen ein Orgel-Konzert in der Katharinenkirche geben. Hr. Wolff ist nicht im Besitz von anpreisenden Empfehlungen einflußreicher und höchstehender Personen, doch kann ich versichern, daß es derselbe zu einrr seltenen Kunstfertigkeit auf der Orgel gebracht hat und ohne Grabestöne die großartigsten und schwierigsten Compositionen eines S. Bach, Mendelssohn, Rink und Heise mit wahrrr Virtuosität vortragen und sich selbst empfehlen wird. Schon des Zweckes wegen wird die Theilnahme gewiß nicht fehlen. J. P. Kellner, Organist an der Katharinenkirche.

Theater-Anzeige.

Samstag, 20. October. (Neu einstudirt.) Dienstpflicht, Schauspiel in 5 Abtheilungen von Iffland.

Sonntag, 21. Oktober. Dedorah, Volksschauspiel in 4 Akten von S. H. Rosenthal.

Montag, 22. Oct. (Zum ersten Male): Gitana, das Zigeunermädchen, romantische Oper in 3 Abth. von Blum, Musik von M. W. Balfe. Unter persönlicher Leitung des Komponisten, des Hrn. M. W. Balfe, Kapellmeister der großen italienischen Oper in London. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 252. Montag, den 22. October 1849.

Das Gericht des Savoyarden.

Charaktergemälde von Karl Wöldner.

(Schluß)

Er öffnete den Brief, welchen er in den Taschen seines Opfers gefunden hatte, eine zusammengedrückte Pflanze fiel heraus, welche wahrscheinlich in Ermangelung eines andern Platzes hineingelegt worden war. Wilhelm lächelte bitter bei dem Anblicke dieser Pflanze, welche der Doktor einem Papiere anvertraute, das ihm das Leben kostete.

„Dieser Brief," fuhr nun Wilhelm fort, „ist vom Director des Gefängnisses, in welchem ich so lange Zeit schmachten mußte. Er schreibt dem Doktor, daß ich vor dem Ende meiner Strafzeit entflohen sey, daß ich ferner, statt durch die vielen gesetzlichen Strafen, welche ich erdulden mußte, besser geworden zu seyn, neuer Diebstähle, neuer Verbrechen angeklagt sey."

Gaetan wandte sich voll Abscheu weg.

„Ach! Bruder, verzeihe mir!" rief jetzt Wilhelm, indem er mit seinem glühenden Kopfe gegen den Felsen schlug; „wenn Du die Thränen gesehen hättest, welche ich in meinem Gefängnisse geweint, die Schmerzen gefühlt hättest, welche ich unter meinem Kerkerhemde empfand! Bruder, der Gedanke an meine Heimath, meine Kindheit, meine Familie erwachte da in mir! Die Luft, welche ich in diesem dumpfen Gewölbe einathmete, drückte mich so schwer danieder. Für die Freiheit, für die Seligkeit, Dich einen Augenblick wiederzusehen, hätte ich mein Seelenheil dahingegeben! Als ich dem Kerker entschlüpft war, stund ich von Neuem ohne Zuflucht, ohne Nahrung da, verfolgt wie ein wildes Thier und gezwungen, mich zu verbergen. So mußte ich doch Mittel haben, um bis hierher zu gelangen, auch wollte ich einen kleinen Reichthum mit mir bringen, um doch nicht in die Heimath als Bettler zurückzukehren, während man mich reich und mächtig glaubte. Ich lieh mein Ohr den Rathschlägen schlechter Menschen, welche mir zu falschen Papieren verhalfen und mich zu Diebstählen verleiteten, von welchen mir mein Antheil vorenthalten wurde . . ."

Wilhelms Stimme löste sich in Thränen auf, während der Jäger noch immer in seinem finstern Schweigen verharrte, ohne seinen Bruder eines Blickes zu würdigen.

„Du weißt nun Alles," fuhr Wilhelm von Neuem fort. „Sobald ich diesen Reisenden erkannte, zitterte ich an allen Gliedern; ich mußte mein Geheimniß um jeden Preis sichern. Ich bat, ich drohte; nichts half hier; er glaubte als rechtschaffener Mann mir die Maske vom Gesichte ziehen zu müssen. Einen Augenblick hatte ich mich für gerettet gehalten; da ich glaubte, Du wüßtest nichts oder Du habest mir Alles verziehen. Ich gab mich einem friedlichen, ruhigen Leben hin; ach! ich hatte schon so schöne Vorsätze für die Zukunft gefaßt. Urtheile daher über meinen Schrecken, als ich ihn so allein auf der Straße erblickte und seine Schritte sich gegen unser Städtchen richteten. Ich näherte mich ihm und bat ihn nochmals. Der Unkluge! Er sprach mir von den Beweisen, welche er bei sich trage und von dem Gebrauche, welchen er von denselben zu machen gedenke. Ich sah Dich vor mir mit dem Blicke voll Schmerz, ich dachte an die Schande, welche Deinen Namen mit dem meinen träfe, ich dachte an Dich, den Deine Mitbrüder, „den König der Berge" nennen — da beschloß ich in meinem Innern, es möge auch kosten, was es wolle — Deine Ehre zu retten. Ich betrachtete den Reisenden, wie er so ohne Mißtrauen dastund, er drohte . . . . Bruder, jetzt brauchst Du vor Niemanden zu erröthen!"

„Bist Du nun fertig?" fragte Gaetan.

„Ja."

Der Jäger erhob sich und betrachtete seinen Bruder mit stechenden Blicken.

„Elender! Und Du glaubst Dein Leben Dir zu retten, indem Du Deine Großthat noch rühmst. Du wähnst mich zu erweichen, indem Du mich als Ursache Deiner Schandthat bezeichnest?"

„Noch hast Du mich nicht verstanden!" sagte Wilhelm mit ruhigem Tone.

Er nahm nun den Brief, zerriß ihn in kleine Stücke und zerstreute diese nach allen Gegenden hin. Dann näherte er sich dem Abgrunde, in welchem der Leichnam des Doktors und seines Lastthieres bereits zerschmettert lagen unter dem Gerölle der Lawine und schaute mit ruhigem Blicke in die Tiefe:

„Da mein Geheimniß nun gesichert ist, so ist dies der Weg, welchen ich noch zu gehen habe," sagte Wilhelm; „und wenn man nach einigen Tagen in diesem Abgrunde unsere Leichname findet und dann mich erkennt, so wird es heißen: „Das war ein wahrer Sohn der Berge, er starb an der Seite des Reisenden, welchen er geführt. Alles wird dann Gaetan Carlotto in seinem verlorenen Bruder preisen."

Ein heftiger Kampf schien die Brust Gaetans zersprengen zu wollen; lautlos, unbeweglich stand er da, gestützt auf die Mündung seines Karabiners, die Augen starr zu Boden gerichtet.

„Ich verlange nicht von Dir, daß Du mir noch vor meinem Tode die Hand reichst," fügte jetzt Wilhelm mit leiser Stimme hinzu; „diese Gunst verdiene ich nicht; ich verlange nicht von Dir, daß Du für mich betest; allein bei dem Andenken an unsere Mutter, fluche mir nicht, wenn ich meinem Opfer nachgefolgt seyn werde!"

Er trat noch etwas vom Abgrunde zurück und warf einen letzten, scheidenden Blick auf Gaetan. Plötzlich regte sich dieser, sein Gesicht flammte auf, seine Augen glühten voll Hoheit; er eilte auf Wilhelm zu, umarmte ihn und sagte mit erhabener Stimme:

„Bruder, Du sollst mich nicht an Großmuth überbieten;

Digitized by Google

Du warst Mörder, um meinen Namen und den meines Vaters vor Schande zu wahren. Ich umarme Dich, wenn gleich auch das Blut eines Unschuldigen an Deinen Händen klebet."

Lange hielten sie sich krampfhaft umschlungen; endlich riß sich Gaetan aus dieser Umarmung los, bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen und rief mit schwacher Stimme:

„Gehe!"

Wilhelm trat von Neuem an den Rand des Abgrundes; aber diesesmal zitterte sein ganzer Körper; diese eine Umarmung hatte die Luft zum Leben von Neuem in ihm erweckt, unmöglich schien es ihm, zu sterben. Seine bethränten Augen fielen auf seinen Bruder, auf die Felsen und Eiszacken, welche den Rand des verhängnißvollen Abgrundes bildeten. Plötzlich näherte er sich Gaetan und ergriff dessen Hand.

„Muß ich denn sterben?" murmelte er; „noch vor einer Minute war ich gefaßt und nun .... ergreift mich eine namenlose Angst! — Bruder! wie glücklich könnten wir seyn!"

Mit ängstlicher Spannung harrte er einer Antwort; des Jägers breite Brust netzten zahllose Thränen. Endlich zog er langsam seine Hand zurück und wiederholte jenes eine Wort, welches ihm wie ein Seufzer entfuhr:

„Gehe!"

Wilhelm betrat von Neuem den Rand des Abgrundes, diesesmal aber mit langsamen Schritten.

„Bruder!" sagte er dann, „leb' wohl .... Bedecke uns mit Schnee!"

Noch einen Augenblick wartete er. Umsonst: Gaetan sah nicht nach ihm hin, Gaetan blieb stumm, unbeweglich, wie ein Granitfels. Ein durchdringender Schrei tönte herauf, ein dumpfer Donner hallte im Abgrunde wider ....

Jetzt schaute Gaetan auf .... er war allein!

Mit einem stummen Blicke zum Himmel kniete er nieder.

„Mein Gott!" rief er endlich; „er war ein Mörder; aber verzeihe ihm; denn er hat viel gelitten!"

.....

Bald darauf verunglückte Gaetan, welcher sich den größten Gefahren aussetzte, um Reisende zu retten. Als er starb, dachte er sicherlich, daß sein Unglück eine Sühne für die Verbrechen seines Bruders gewesen. Das Andenken Beider wird von den Gebirgsleuten des Mont-Cenis; gleich sehr verehrt.

Der Tod des Grafen Eugen Zichy.

Ein Augenzeuge berichtet über die von Görgey's Namen nicht zu trennende Begebenheit: Der Krieg zwischen Ungarn und Croatien hatte begonnen; der Banus war über die Drave gegangen und seine Schaaren standen auf ungarischem Boden. Schlag auf Schlag kamen die Schreckensbotschaften nach Pesth. Teleki übergegangen, Ottinger übergegangen, und der Palatin, der vom Reichstage den Oberbefehl über die dem Ban entgegenrückende Armee verlangt und in offener Sitzung erklärt hatte, das Vaterland bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, auch der Palatin war geflüchtet, das Ministerium abgetreten, das Parlament rathlos und das Volk, die rohe, wilde, ungezügelte Masse, nur von der einen Idee beseelt: wir sind verrathen! Damals hielt Kossuth jene verhängnißvolle Sitzung vom 21. September, wo die Revolution offen declarirt, der Landesvertheidigungs-Ausschuß eingesetzt, und 200,000 Mann sowie 42 Millionen zur Rettung des armen Vaterlandes votirt wurden. „Ich beuge mich vor der Größe dieser Nation!" rief der künftige Gouverneur Ungarns mit über der Brust gekreuzten Armen auf der Tribüne, als alle seine Motionen in übereiliger Hast von der betäubten Versammlung einstimmig angenommen wurden. Er war mit dem Aussehen eines Lungenkranken, Schwindsüchtigen, gebeugt und hüstelnd auf die Tribüne gestiegen, stolz wie ein Triumphator verließ er den Saal.

Eine ungeheure Thätigkeit begann sich nun zu entwickeln. Das Aufgebot des Landsturms in den benachbarten Comitaten wurde organisirt, die Nationalgarde mobil gemacht, der Durchzug durch Pesth und Ofen nach der Weißenburger Straße dauerte unaufhörlich fort, Wagen mit Waffen, mit Sensen, mit Brod, Victualien und Wein zogen fortwährend über die Schiffbrücke ins Lager — des ganzen Volkes hatte sich eine flammende Begeisterung bemächtigt.

Vor Allem aber waren es die Bauern aus dem Weißenburger und Wesprimer Comitate, welche sich mit der ganzen Kraft roher ungebärdiger Naturen der neuen Bewegung anschlossen. Man muß das Loos des ungarischen Bauers unter der alten Adelsherrschaft kennen, um zu wissen, welchen verlockenden Klang der Ruf der Freiheit auf ihn ausübte, man muß den Haß gegen die Croaten in diesen Theilen des Landes wissen, um es sich zu erklären, wie binnen wenigen Tagen an 20,000 Mann Bauernlandsturm, meist mit Sensen bewaffnet, sich in diesen Gegenden der Regierung zur Verfügung stellten. Von Disciplin oder militärischer Eintheilung, von all den nothwendigen Beigaben geordneter Kriegshaufen, war keine Spur und konnte keine noch seyn, es war nur die rohe, wilde, ungeheuerliche Macht, es war das Thierische der Kraft, das sich hier vor Allem bethätigte. Der Regierung war es überlassen, wenigstens eine Art von Disciplin in diese wilden Wogen zu bringen, sie so weit zu dämmen, daß sie wenigstens nicht hinderlich die geordneten Bewegungen der Truppen unterstützen konnten. Der Landsturm mußte schleunigst binnen einigen Tagen organisirt und nothdürftig disciplinirt werden, und die Regierung fand als den Tauglichsten zu diesem Zwecke einen jungen Major der Honved, Arthur Görgey.

Görgey, dessen Namen damals zum ersten Male in weiteren Kreisen genannt wurde, übernahm den Auftrag mit dem vollen Eifer eines tüchtigen Soldaten und mit jener Rastlosigkeit, jenem Ernste und jener eisernen Energie, die ihn auch später fortwährend charakterisirte und sein Corps zum ersten in der ungarischen Armee machte. Die bescheidene Stellung, welche er damals einnahm, ließ es nicht ahnen, welchen gewaltigen, ja endlich entscheidenden Einfluß er auf den weiteren Gang der ungarischen Verwicklungen nehmen würde; der einzige Kossuth schien das Genie in ihm zu ahnen und ihm deswegen diesen eben so wichtigen als gefährlichen Auftrag übertragen zu haben. Denn es galt nicht allein, dem anrückenden Ban eine Truppenmacht entgegen zu stellen, es galt auch noch so manche Unschlüssige, so manche Wankende für die Idee des Freiheitskampfes zu begeistern, Görgey mußte eben so sehr Soldat und Commandant, als am Ende auch eine Art Regierungscommissär seyn. Dazu kam noch, daß seit dem Einmarsche des Ban sich der unteren Schichten der Bevölkerung, sey es nun der Bauern auf dem Lande, oder der Bürger in den kleinen Städten, ein solches Mißtrauen gegen alle Höhergestellten bemächtigt hatte, daß die Bezeichnung als Aristokrat hinlänglich war, um identisch mit Landesverräther zu gelten. Es war eine Stimmung damals, so mißtrauisch, so aufgeregt, so sprungfertig tigerartig, daß es nur eines scheinbar geringen Umstandes bedurfte, um zu einer fürchterlichen Explosion Anlaß zu geben.

Leider fand sich diese Gelegenheit nur zu bald und in einer Art und unter Verhältnissen, welche eine entsetzliche Katastrophe herbeizuführen nur allzu geeignet waren. Nennen wir es Unachtsamkeit, Todesverachtung oder Verhängniß, immer war es eine Begeisterung für die Dynastie und Oesterreich, welche den unglücklichen Grafen den gefährlichen Schritt wagen ließ. Ob er aber, selbst im schlimmsten Falle, ein so tragisches Schicksal

Digitized by Google

voraussah, ist eine andere und kaum mit Ja zu beantwortende Frage.

Es war am 29. September 1848.

Die croatischen Truppen hatten bereits Stuhlweißenburg besetzt und der Ban stand bei Tio-Fock. Die ungarischen Schaaren, die man entgegen geschickt hatte, breiteten sich von Martonvasar bis nach Adony an der Donau aus, und in letzterem Orte war das Standquartier Görgey's, der mit seinem Landsturm die Donau zu besetzen und im Rücken der vorgehenden Croaten zu operiren hatte. Von einer geregelten Truppe, von einer ordentlichen Kriegsführung konnte bei diesem pêle-mêle von Freiwilligen und Landsturm keine Rede seyn, und Major Görgey brachte es nur mit Mühe dahin, daß ordentliche Vorpostendienste geleistet wurden, während die Schaaren sich am liebsten in Streifcommandos und Streifpatrouillen auflösten. Es war ihnen nicht aus dem Kopfe zu bringen, daß sie ringsum von Verräthern umgeben seyen und vorzüglich richteten Haß und Zorn sich gegen den hohen Adel der Umgegend, den sie offen der Nichttheilnahme an dem heiligen Kampfe, des Verrathes beschuldigten, und am lautesten und öftersten wurde dabei der Name Zichy genannt.

Es darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß Zichy sich keiner Beliebtheit in seinem Comitate erfreute. Jeder Bauer war sein natürlicher Feind. Es gab sehr wenige, mit denen er nicht in Prozesse verwickelt gewesen, noch weniger, die sich nicht über Bedrückung beklagt hätten. Man warf ihm einerseits Geiz und Habsucht vor, während er wieder andererseits seine großen Einkünfte cavaliermäßig in Wien oder Pesth oder in der Fremde ausgab, ohne seinen Unterthanen ein milder und freigebiger Herr zu seyn. Und zu seinem Unglücke sollten es gerade Weißenburger Bauern von seinen eigenen Besitzungen seyn, in deren Hände er fiel. Es erregte schon Verdacht gegen ihn, daß Leute aus seinem Orte aussagten, er sey weggefahren und nach Stuhlweißenburg. Was hatte er dort zu thun, an dem Orte, der vom Feinde besetzt war? Zudem hatte er Befehle gegeben, die croatischen Truppen, wenn sie auf seine Besitzungen kämen, zu verpflegen und ihnen Alles herbeizuschaffen, während er für den ungarischen Landsturm bis jetzt noch nichts gethan hatte. Diese Umstände alle, die Abneigung gegen ihn und der Fanatismus der Bevölkerung, überhaupt Alles war mehr als geeignet, um ihn bei dem geringsten Verdachte zu gefährden.

(Schluß folgt.)

Geschichte der Festung Komorn.

Da sich mit der Kapitulation von Komorn und dem Einmarsche der kaiserlichen Truppen die zweite ungarische Campagne schließt, so dürfte eine skizzirte Geschichte dieser Festung einen geneigten Leserkreis finden. Warum sollte man nicht als Biograph eines berühmten Bollwerkes auftreten? Nekrologe unberühmter Leute gibt es in Hülle und Fülle. Doch zur Skizze! Die k. Freistadt Komorn, Komarom, Komaromium, liegt in der Gespanschaft gleichen Namens, und zwar auf der Insel Schütt unter dem 47° 45′ 30″ nördlicher Breite und 35° 47′ 30″ östlicher Länge. Die Festung, an zweitausend Schritte von der Stadt entfernt, erhebt sich auf der südlichsten Spitze der Schütt an der Mündung der Waag-Donau in den sogenannten alten Ister. Sie ist fast wie die Lagunenstadt Venedig aus Gewässern aufgetaucht, als hätte sie der Fuß des ehernen Kriegsgottes aus dem Flußbette gestampft. Donau, Waag, Nyitra, Raba und Rabza senden nach ihrer Vereinigung ihre Fluthen hart an diesem österreichischen Gibraltar vorüber und gestalten seine Lage zu einem europäischen Festungsplatze ersten Ranges. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts theilte Komorn das Schicksal der meisten Bollwerke, und die Igewaltige Mauerjungfrau sah sich von ihrem Herrn und Eigner wie eine gealterte Geliebte vernachlässigt. On revient toujours etc. Schon im Jahre 1808 entwarf man den Plan, Komorn zu einer Großfestung zu avanciren, und 9 Regimenter arbeiteten rastlos an den weitläufigen Werken. Vauban selbst hätte nicht mehr geleistet, denn schon im nächsten Jahre, und zwar im Juni 1809 trotzte diese Veste dem französischen Heere, und ihre Wälle waren, wie die Bastionen von Jean d'Acre der alten Ptolemäus, zu hoch für Bonaparte's unermüdlichen Adler. Da man irrthümlich behauptete, Komorn sey noch von keinem Feinde erstürmt worden, so ziert es zum Andenken an diesen Umstand die Figur einer Jungfrau in Stein gehauen. Dieselbe hält in der einen Hand einen Kranz, mit der andern zeigt sie etwas unhöflich die Feige, als spreche sie in Wahrheit die Devise aus, welche ihr Geschichtsschreiber beilegen, und die da dem Feinde gegenüber lautet: „Komm morgen!"

Mit ihrer Jungfrauenschaft ist es aber nicht so weit her. Komorn ward nämlich nach Kaltenbäcks verläßlichem Nachweise bereits zwei Male erobert. Das erste Mal im 13., das zweite Mal im 16. Jahrhundert. Als nämlich nach Erlöschen des Arpadischen Königsstammes 1301 in Ungarn zwiespältige Königswahl erfolgte und nach achtjährigem Kampfe Karl Robert von Neapel sowohl über den ersten Gegenkönig Wenzel aus Böhmen, wie über den zweiten Kronwerber Otto von Bayern die Oberhand gewonnen, und auf dem Rakoscher Landtage 1308 die allgemeine Zustimmung des Landes erhalten hatte, blieb nur der mächtige Graf Matthäus von Trencsin gegen Karl Robert in Waffen. Eine Hauptveste dieses streitbaren Grafen war Komorn. Karl Robert rückte vor die Stadt und eroberte sie, doch ist das Jahr nicht genau auszumitteln. Zum zweiten Male erfolgte die Eroberung abermals bei einem Thronstreite. Als in der Mohacser Schlacht 1526 die Blume der ungarischen Bannerschaft mit ihrem Könige gefallen war, wählte ein Theil der Magyaren Johann Zapolya, ein anderer Theil den Erzherzog Ferdinand, später Kaiser Ferdinand I. zum Könige. Zapolya wurde noch im selben Jahre in Stuhlweißenburg gekrönt. Ferdinand kam erst im August des nächsten Jahres 1527 nach Ungarn. Er wollte sich über Ofen nach Stuhlweißenburg zur Krönung begeben. Komorn, auf dem Wege nach Ofen liegend, war durch Zapolya's Anhänger besetzt. Ferdinand umlagerte und beschoß die Stadt, sie ergab sich nach einem kurzen zweitägigen Widerstande. Komisch klingt es in unseren Tagen, so reich an allen Mitteln der Zerstörung, wenn es der Augenzeuge dieser Belagerung, Ursinus Velius, als unerhörte Geschwindigkeit der deutschen Artillerie rühmt, daß die Kanonen in fünf Stunden dreißig Mal — ja manche sogar fünfunddreißig Mal — abgefeuert wurden.

Die hohe Wichtigkeit der Festung Komorn, sagt Raffelsberger, leuchtet deutlich ein, wenn man bedenkt, daß sie den Hauptstrom Oesterreichs, der das Herz der Monarchie durchschneidet, beherrscht, daß sie einer Hauptarmee die Operationen an beiden Donauufern sichert, daß sie die von Wien nach Ofen gehende, und nur schwer zu umgehende Hauptstraße mit ihren Kanonen dominirt, daß sie endlich bei einer unglücklichen Campagne einem geschlagenen Heere Schutz gibt und alle Fortschritte des Feindes hemmt, wie wir es während des Feldzuges unter Seiner Durchlaucht dem Feldmarschall Fürsten Windischgrätz selbst erlebten. Seit dem Feldzuge Anno 1809 war Komorn gänzlich hergestellt, und als Palladium des Kaiserstaates, besonders Ungarns, bewacht.

Die Werke Komorns haben eine sehr große Ausdehnung. Die alte, minder bedeutende innere Festung wird von der neuern stark geschirmt, und die ganze Vertheidigungslinie noch durch Redouten und andere Verschanzungen verstärkt. Ueberall gab es hinlängliche Uebergänge über die Ströme, gleichfalls nicht nur mit Brückenköpfen, sondern mit ganzen Reihen Verschanzungen ver-

Digitized by Google

theidigt. Alle diese Werke fordern 10,000 Mann, um sie zu besetzen, während andere 10,000 Mann kasernirt und 10,000 Mann kasematirt werden können. Die Kasernen selbst können bei dringender Gefahr durch bloße Abdachung in feste Citadellen verwandelt werden, und dienen durch Anbringung von Schießlöchern als neue Forts zur Vertheidigung. Komorn hat übrigens auch seine Schattenseiten, als das Austreten der Donau, das jedoch nur die obere Festung bedroht; die Erdbeben, denen Komorn ausgesetzt ist; endlich im Sommer die Sippschaft der Fieber und Krankheiten von Mantua, Temesvar und Malghera. Eine der schrecklichsten Erschütterungen fand im Jahre 1763 statt. Beinahe eben so fürchterlich wirthschaftete das Erdbeben, das Anno 1822 am 18. Februar um halb sechs Uhr Abends begann.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Die „Deutsche Volkshalle" bringt folgende pikante Mittheilung: „Königsberg, 9 Oct. Nach Mittheilung seines Freundes J. Jacoby befindet sich der ehemalige Reichstagsabgeordnete Heinrich Simon in Vevey am Genfersee und zwar, wie die Mehrzahl der deutschen Flüchtlinge, so von Mitteln entblößt, daß er sich genöthigt gesehen hat, die bisher noch in seinen Händen befindlich gewesene Verschreibung, wodurch Heinrich v. Gagern ein unverbrüchliches Festhalten an der Reichsverfassung vom 28. März feierlich gelobt hatte, für die elende Summe von 5 Guineen (circa 35 Thlr. Cour.) an einen englischen Curiositätensammler zu verkaufen. Zweifelsohne wird dieses kostbare Stück nächstens in den Sälen des britischen Museums von John Bull bewundert werden. So lassen wir arme Deutsche uns von den Engländern unsere kostbarsten historischen Denkmäler entführen."

Nach der Meinung einiger Nationalökonomen richtet sich die Consumtion nach der Production. Diese Erscheinung bemerken wir auch in der Gesetzgebung; je mehr man Gesetze macht, desto mehr werden verbraucht. Daher wird in manchen Staaten das Gesetzmachen ordentlich fabrikmäßig getrieben. Aber die Gesetze tragen auch das Gepräge leichter Fabrikwaaren an sich, sie halten nicht lange, werden leicht abgenutzt und verbraucht. Kaum ist ein neues Gesetz fabricirt und publicirt, so zeigt sich sofort in vieler Beziehung seine Unzweckmäßigkeit und Ohnmacht. Flugs wird nun ein Ergänzungsgesetz erlassen, dem es nicht besser geht, und so häufen sich die Gesetze wie Schneelawinen oder Gletscher nach und nach zu solchen gigantischen Massen an, daß das Gedächtniß sie trotz aller Hülfsleitern nicht ersteigen, umgehen und umfassen kann und Mißgriffe unvermeidlich sind, die wieder zu neuen Gesetzen und Verordnungen Anlaß geben. Diese Mißstände werden so lange unvermeidlich seyn, bis die Gesetzgebung sich endlich entschließen wird, mit Ausschließung aller Willkür von unwandelbaren Principien auszugehen und die wahren Bedürfnisse des Volkslebens scharf in's Auge zu fassen.

Ein geistreicher Schriftsteller sagt: In der Demokratie ist Geist und Leben, in der Aristokratie Verstand, Erfahrung und Consequenz, in der Monarchie fester Wille und Schnellkraft vorherrschend. — Wenn es ein vollkommenes Volk gäbe, so wäre die reine Demokratie, wenn es einen vollkommenen Erbadel gäbe, die reine Aristokratie, und wenn es einen vollkommenen Monarchen gäbe, die Monarchie die beste Staatsform. Die Völker müssen, wie die Kinder, erstlich stehen, dann gehen und endlich springen lernen.

Der Magen und der Ehrgeiz sind die schlechtesten Constitutionsmacher! Man sollte ihnen billig das Handwerk legen.

Korrespondenz.

Bensheim an der Bergstraße, 17. Oct.

Wenn des irdischen Jammerthals Bürden, Sorgen und Mühen den fühlenden Menschen niederbeugen, — wenn die aus politischer oder kirchlicher Meinungsverschiedenheit entstandene Zwietracht verbundene Gemüther trennt, zu Haß und Verfolgung aufstachelt, — wenn die beklemmte Brust trostlos und verlassen um die durch den unerbittlichen Tod entrissenen Lieben trauert —: o, dann ist es mehr als heilender Balsam, in die verwundete, kranke Seele gegossen, wenn Polyhymnia ihre ächten und würdigsten Priester sendet, um uns zu trösten, unsere Leiden zu mindern und uns das selige Jenseits ahnen läßt! — Eine solche hehre Wonne wurde uns am jüngst verflossenen Sonntag, den 14. d. M., im Diefendach'schen Saale zu Auerbach von einer kleinen Anzahl gefeierter Künstler aus Darmstadt bereitet. Frau Pirscher, diese immer jugendlich-kräftig bleibende Hofopernsängerin, trug zwei Lieder von Beethoven und eine Arie aus „Robert" von Meyerbeer mit bekannter Kunstfertigkeit und mit tiefgefühltem seelenvollen Ausdruck vor. Eben so erregte Hr. Kammermusikus A. Müller durch sein meisterhaftes Spiel zweier selbstcomponirter Tonstücke auf dem Contrebaß wahrhaftes Staunen und außerordentliche Bewunderung. Solches Baßgeigen muß man selbst mit anhören; es läßt sich nicht beschreiben! Auch die Herren Kammermusiker Reitz und Büchler erfreuten uns durch ihre ausgezeichneten Vorträge — ersterer auf der Clarinette und letzterer auf dem Cello — in hohem Grade. Der zehnjährige Kunstjünger, Hr. B. Pirscher, zeigte schon durch die Wahl des von ihm mit Sicherheit producirten Beethoven'schen Trio's für Piano, mit obligater Clarinette- und Violoncello-Begleitung, welchen Weg zum Parnaß er zu verfolgen gedenkt. Es ist dies der richtige Kunstweg. Nur recht beharrlich vorwärts! — Statt der Lieder, welche Hr. Hofopernsänger Pasque zu singen verhindert wurde, trug Hr. Hofschauspieler Pirscher die „Kaiserwahl" von Uhland zum großen Vergnügen der zahlreich versammelten Anwesenden vor. Indem wir den hochverehrten Künstlern unsern innigsten, herzlichsten Dank nachrufen, bitten wir dieselben zugleich, uns durch ein recht baldiges Wiederkommen beehren und uns dann abermals solche erhebende Stunden bereiten zu wollen.

Köln, 19. Oct.

Gestern Abend strömte unsere musikalische Welt und ihre Anhänger, unter denen sich viele der ersten Größen Kölns befanden, zum Rathhause, wo sich der Gemeinderath erklären sollte, für welche Partei er sey, für die, welche Hrn. Liser in Düsseldorf, oder für die, welche unsern Organisten im Dome, Hrn. Weber, zum städtischen Kapellmeister wünscht; aber es waren wieder keine zwanzig Räthe anwesend, weshalb die Sache ihrer Wichtigkeit wegen ausgesetzt wurde. Wir haben uns schon früher dahin ausgesprochen, daß ein Kapellmeister uns nicht gerade so nöthig ist, wie das tägliche Brod, was um so mehr einleuchtet, wenn wir anführen, daß es weit mehr noth thut, dem Theater unter die Arme zu greifen, damit nicht beinahe jährlich ein Direktor genöthigt ist, der geringen Theilnahme wegen davon zu laufen.

Theater-Anzeige.

Montag, 22. Oct. (Zum ersten Male): Gitana, das Zigeunermädchen, romantische Oper in 3 Abth. von Blum, Musik von M. W. Balfe. Unter persönlicher Leitung des Komponisten, des Hrn. M. W. Balfe, Kapellmeister der großen italienischen Oper in London. Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 23. Oct. Vatersorgen, Posse in 3 Akten von A. von P.

Mittwoch, 24. Oct. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt und zum ersten Male): Ludwig der Vierzehnte und sein Hof, historisches Lustspiel in 4 Aufzügen von Joh. Baptist von Zahlhas. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 253. Dienstag, den 23. October 1849.

Ferdinand Arko.

Historische Erzählung von A. Reich.

Ein glänzendes Fest vereinigte in den ersten Tagen des Juni 1703 die Blüthe des bayerischen Adels in dem großen Empfangssaale der churfürstlichen Residenz in München. Die prachtvolle Ausstattung, die kostbaren Vergoldungen des im dorischen Style erbauten Saales wetteiferten mit dem Reichthum und der Farbenpracht, die damals in den Gewändern der Cavaliere sowohl wie der Edeldamen herrschten, um dieser Versammlung einen wahrhaft fürstlichen Glanz zu verleihen.

Obgleich Bayern am Vorabend wichtiger Kriegsereignisse stand, schien doch der Ernst der Zeit keinen Einfluß auf die allgemeine Heiterkeit auszuüben, und jeder Einzelne sich nur dem Genusse des Augenblicks zu überlassen. Um so mehr mußte es auffallen, unter all diesen Fröhlichen ein Gesicht zu sehen, das das Gepräge tiefer Schwermuth trug. Es gehörte einem Manne an, dessen Jugend und glänzendes Aeußere in keiner Weise mit dem finstern Zuge, der auf seinem schönen Gesichte lag, übereinstimmten. Sein kostbares Gewand von dunklem Carmoisin mit Goldstickerei reich verbrämt, hob auf das Vortheilhafteste die eleganten Formen seiner schlanken Gestalt hervor, deren Anmuth und Gewandtheit sich selbst in der nachlässigen Stellung verrieth, die er einnahm. Seine breite geistvolle Stirne wölbte sich über großen träumerischen Augen, deren Ausdruck dem kühnen Character seiner scharf ausgeprägten Züge widersprach; in diesem Augenblicke hatten jedoch Unmuth und unterdrückte Aufregung die Weichheit dieser dunklen Augen in düstere Gluth umgewandelt, und ihr stets auf denselben Punkt festgewurzelter Blick gewann von Zeit zu Zeit eine durchdringende Spannkraft.

Der Gegenstand dieser leidenschaftlichen Aufmerksamkeit war ein junges Mädchen, dessen zarte, liebliche Erscheinung geeignet schien, freundlichere Blicke hervorzurufen, als die, wovon sie verfolgt wurde. Ihre Gestalt, groß, voll und von reichen Formen zeichnete sich durch eine außerordentliche Weichheit und Anmuth der Bewegungen aus. Der leichte Schatten von Puder, der das schöne Aschblond ihrer üppigen Haare nicht ganz verbarg, hob die blendende Weiße ihrer Haut, und die feinen Züge ihres unbeschreiblich unschuldigen, kindlichen Gesichtes noch mehr hervor. Sie plauderte heiter und zutraulich mit den sie umgebenden Damen, obgleich ihre gewöhnlich so rosige Wange heute von einer leichten Blässe überschattet wurde, und ihr Auge manchmal mit einem verstohlenen Blick den Cavalier suchte, der sie so unausgesetzt beobachtete. Ein neuer Tanzreigen, der von den Musikern angestimmt wurde, schreckte diesen endlich aus seiner Träumerei auf, und, einem raschen Entschlusse folgend, schritt er durch den Saal und lud das schöne Mädchen zum Tanze.

Erröthend wie eine Mairose folgte sie seiner Führung, und kaum waren Beide aus dem Bereiche der älteren Edeldamen, so flüsterte er ihr mit raschen hastigen Worten zu: „Wie ist es möglich, Mathilde, daß Ihr heiter und sorglos seyd, während unsere Liebe tausend Gründe hat, zu trauern."

„Ihr seyd ungerecht, Graf Arko," entgegnete das junge Mädchen, indem sie ihre schüchternen Augen zu ihm erhob. „Wie könnt Ihr glauben, ich sey heiter, wenn ich es auch scheine? Ach wie wenig versteht Ihr in meiner Seele zu lesen! Gerade heute kam ich mit einem Herzen voll Kummer zu diesem Feste, zu dessen Besuch mich nur die Hoffnung veranlaßte, Euch zu treffen, Euch sagen zu können, welche neue Gründe ich habe, zu weinen, — denn glaubt mir, Ferdinand," fügte sie beklommen bei, „ich weine oft, aber nur im Dunkel der Nacht, wenn ich wach bleibe, um an Euch zu denken."

„Verzeih', verzeih', mein sanfter Engel!" bat Arko leise und glühend, — „aber Du sprichst von neuen Gründen zum Kummer? Was könnte unsere Hoffnungen denn noch mehr trüben, als der unselige Haß Deines Vaters gegen den Namen, den ich trage?"

„Man bemerkt uns!" unterbrach Mathilde ihn ängstlich, „ich fürchte, es wird mir unmöglich seyn, Euch heute hier zu sagen, was mir bevorsteht, was man von mir verlangt — und doch, Ihr müßt es erfahren, denn ich will und werde nicht thun, was sie von mir fordern, und wer sollte mir dazu Muth geben als Ihr!"

„Nun, dann morgen! Denn weißt Du auch, daß der Churfürst schon in wenigen Tagen ausziehen wird gegen die Oesterreicher — wer weiß, auf wie lange Zeit ich da von Dir scheiden muß, wer weiß, ob ich Dich jemals wiedersehe! Nicht wahr, Geliebte meines Herzens, Du versagst es mir nicht, vor dem Scheiden noch einmal aus voller Seele zu Dir sprechen zu dürfen — vielleicht gelingt es uns doch noch, einen Weg zu ersinnen, der uns zum Ziele meiner heißesten Wünsche führt."

„Schon so nahe ist Euer Scheiden!" stammelte Mathilde erbleichend, „und mein Vater zieht auch mit dem Churfürsten — o Gott, vielleicht fordert er schon jetzt — — Ja, ich will, ich muß Euch sprechen, aber wo? Ich finde keinen Ausweg!"

„Höre was ich Dir vorschlagen will, Geliebte! Du erscheinst stets an der Seite der edlen Gräfin Taufkirch und oft habe ich bemerkt, wie herzlich und liebevoll sie gegen Dich ist; — vertraue Dich der würdigen Frau! Ich glaube fest, unsere Liebe ist ihrem prüfenden Auge kein Geheimniß mehr. Bitte sie mit Deiner sanften Stimme, mit Deinem süßen Blick, daß ich Dich bei ihr sprechen darf — sie wird, sie kann es Dir nicht verweigern, wenn Du sie daran erinnerst, daß unser Scheiden vielleicht ein ewiges Lebewohl ist, daß ich vielleicht von diesem Zuge nicht wieder heimkehre!"

„Foltert mich nicht mit so grausamen Worten, Ferdinand," flüsterte Mathilde indem ihre sanften Augen sich mit Thränen

Digitized by Google

füllten. „Ich will und kann ja Euerer Bitte nicht widerstehen. Morgen ist das feierliche Hochamt, wo der Bischof den Churfürsten einsegnen wird zum Feldzuge — dort werdet Ihr mich sehen, achtet wohl auf mich, dürft Ihr kommen, so sagt es Euch ein Zeichen."

Nur mit einem glühenden Blick und heißem Händedruck vermochte Arko der Geliebten seinen Dank für diese Verheißung auszudrücken, denn eben trennten sie die Figuren des Tanzes von ihm, und während der übrigen Dauer des Festes gelang es ihm nicht mehr, ein unbemerktes Wort an sie zu richten.

Am nächsten Morgen waren Münchens Straßen mit ungewöhnlicher Bewegung erfüllt. Schon seit dem Beginne des spanischen Erbfolgekrieges mit Frankreich verbündet, hatte der Churfürst Max Emanuel gegen das Ende des vorigen Jahres ohne Kriegserklärung Ulm überrumpelt, sich den Oesterreichern überlegen behauptet, und sich auf geschickte Weise mit dem Marschall Villars vereinigt; seit Kurzem hatte er dem Kaiser offen den Krieg erklärt, die letzten Rüstungen, womit er sich in seiner Hauptstadt zum Einfall in Tyrol bereit machte, waren vollendet, und seit heute hatte sich die Nachricht von dem nahen Abmarsche des bayerischen Heeres mit Blitzesschnelle in München verbreitet.

Tausende von Menschen strömten nach der St. Michaelskirche, in der Erwartung, dort den geliebten Herrscher noch einmal zu sehen und zu hören. Eine unzählbare Menge füllte die Räume dieses herrlichen Tempels und vereinigte ihre Stimmen mit den mächtigen Tönen der Orgel zu einem feierlichen Chorale, der reich und gewaltig zu der hohen weiten Kuppel hinaufrauschte, die von keiner einzigen Säule getragen wird.

Das Hochamt war vollendet. Eben hatte der Bischof den Segen gesprochen, der fromme Gesang schwieg, und in der feierlichen Stille, die nun eintrat, suchte jedes Auge die hohe Gestalt des Churfürsten, der eben seinen Platz verließ, und mit festen, langsamen Schritten vor den Hochaltar trat. Die Blicke des versammelten Volkes folgten ihm mit Begeisterung, und wohl schien der Stolz Bayerns auf seinen Fürsten begreiflich.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tod des Grafen Eugen Zichy.

(Schluß.)

Es war Vormittag, als Zichy's Wagen, worin sich auch sein Neffe befand, von einer Streifpatrouille angehalten wurde. Auf die Frage, woher er käme, antwortete er ruhig: von Weißenburg, und wohin? nach Hause. Schon die Angabe, daß er von Weißenburg käme, war den ohnehin fanatisirten und ihm vorzugsweise feindlichen Bauern genug, um ihn für einen Spion und Landesverräther zu erklären, der ganze Trupp umgab sogleich seinen Wagen, mehrere setzten sich zu ihm hinauf, einer ergriff die Zügel und der Wagen lenkte ab und fuhr geradezu in das Lager.

Hier war schon früher durch Vorausgeeilte die wichtige Nachricht von der Gefangennahme des Grafen eingetroffen, und Tausende wälzten sich unter wildem Geschrei und mit hochgeschwungenen Sensen dem Wagen entgegen, um ohne Verhör und Gericht den „Verräther" sogleich zu zermetzeln. Kein Zureden, kein Beschwichtigen, kein Drohen wollte helfen, und nur mit Mühe gelang es Görgey, mit dem Aufgebote aller seiner Energie den Grafen von der augenblicklichen Ermordung zu retten und einige Stunden Zeit zu gewinnen. Mit dem wüthendsten Geschrei: „wir wollen ihn heraus haben", „er muß hängen", „der Magnat muß hängen!" umwogte die empörte bewaffnete Rotte das Haus, wo er sich befand und das Görgey von einigen regulären Truppen und Nationalgarden bewachen ließ. Er benutzte diese Zeit, um eine Commission nach dem nahen Gute, wo Zichy wohnte, abzusenden und dort dessen Papiere mit Beschlag zu belegen.

Indeß wurde das Toben und Herandrängen des Volkes immer wilder und wüthender und Görgey sah, um den Grafen, der eine bewunderungswürdige Ruhe, ja sogar einen gewissen Hohn und Spott zeigte, nur für den Moment zu sichern, keinen andern Ausweg, als ihn in einem Kahne auf die Insel Czepel überführen zu lassen. Mit wüthendem Geheul standen die Sensenmänner am Ufer und schrieen: Man will den Magnaten lausen lassen! und einige sprangen in die Donau, um hinüber zu schwimmen. Die große, ungeheure Anzahl aber blieb am Ufer aufgestellt und verfolgte den Kahn mit Schreien, Toben und Fluchen!

Die Commission, welche des Grafen Papiere in Beschlag nehmen sollte, war indeß mit vielen Briefschaften zurückgekehrt und diese sowohl als die bei ihm selbst gefundenen Papiere, endlich der Inhalt seines Reisekoffers, den er auf dem Wagen gehabt hatte, bildeten dem revolutionären Tribunal gegenüber unumstößliche Beweise. Hatte man doch in diesem Reisekoffer die noch feuchten Proclamationen des Ban an die Ungarn und unter den Papieren des Grafen sowohl Briefe des Banus, als Abschriften seiner Briefe an den Ban gefunden, unwiderlegliche Beweise für Das, was die revolutionäre Regierung Spionerie und Vaterlandsverrath nannte. Zum Unglück waren alle diese Sachen der versammelten Menge theils durch aufreizende Redner, theils durch den Augenschein bekannt geworden und noch stürmischer als früher donnerte von allen Seiten unter den wüthendsten Drohungen die Forderung seines Todes.

Dieser Moment, diese Situation muß ins Auge gefaßt werden, um Görgey's damalige Stellung zu beurtheilen. Es war jener verhängnißvolle Augenblick, wie er in allen Revolutionen vorkömmt, wo es gilt, das Gesetz oder wenigstens den Schein des Gesetzes als solches zu wahren, um nicht rettungslos der rohen Gewalt anheimzufallen. Es ist die Frage, ob das Volk, wenn es damals Lynchjustiz geübt hätte, bei diesem einen Opfer stehen geblieben wäre. Nicht die Wuth gegen den sogenannten Verräther, sondern der Haß gegen die Magnaten überhaupt stachelte die Volksmenge auf und „alle Magnaten sind Verräther!" war der einzige Refrain ihres Geschrei's. Den einen Magnaten dem Gerichte entziehen, hieß alle Magnaten in Schutz nehmen, und wie weit Selbsthülfe führt, wie weit sie eine wüthende und bewaffnete Bauernmenge führen kann, hat man zu allen Zeiten schaudernd erlebt.

Das Kriegsgericht wurde constituirt; Görgey als Major führte den Vorsitz. Der Graf beantwortete alle Fragen, die man ihm vorlegte, ohne aber irgend Etwas entschieden zuzugestehen. Er leugnete nicht seine Bekanntschaft mit Jellachich, sah aber darin kein Verbrechen. Von den Proclamationen erklärte er nichts zu wissen. Er benahm sich dem Kriegsgerichte gegenüber ganz als Cavalier, was aber der demokratischen Umgebung gegenüber eben keinen sehr günstigen Eindruck machen konnte. Das Gericht verurtheilte ihn einstimmig zum Tode. Er hörte die Sentenz ruhig, wenn auch etwas frappirt an, er glaubte nicht an deren Ausführung.

Bald sollte aber sein Vertrauen nur zu sehr erschüttert werden.

Er forderte etwas zu essen. Man brachte ihm Speise — aber ohne Messer und Gabel. Auf seine Fragen, warum diese fehlen, antwortete man ihm: das sey Vorschrift bei den zum Tode Verurtheilten. Aber auch diese momentane Bestürzung ging bald an ihm vorüber, er gewann schnell seine Ruhe, ja seine Heiterkeit wieder, er konnte es noch nicht denken, daß er zu leben aufhören solle.

Es war gegen Abend, als er zur Hinrichtung abgeholt wurde. Zu beiden Seiten wogte die noch immer nicht beruhigte Menge, Flüche und Verwünschungen gegen ihn wurden überall laut, und mit einem Lächeln, in dem aber bereits die Todesangst zitterte,

Digitized by Google

fragte er den neben ihm gehenden Cumanier: Also will man mich denn wirklich hängen? — Bitte unterthänigst, antwortete dieser, freilich — und ich werde die Ehre haben. Der Graf wurde bei diesen Worten todtenbleich und fragte: Ist der Major nicht da? Man antwortete ihm: Nein! und nun brach er für einen Augenblick zusammen, erholte sich aber gleich wieder und ging nun mit festem Schritte zu dem Baume, an welchem er aufgeknüpft werden sollte.

Zwei Holzstöße nebenan wurden in Brand gesetzt und bei dieser infernalischen Beleuchtung bestieg er muthig und gefaßt die verhängnißvolle Leiter. Auf den Stufen stehend wandte er das Gesicht gegen die nun todtenstille Menge und sprach: Ich hoffe, daß ich als das letzte Opfer dieser Vorurtheile falle! Ein unermeßliches Geheul erhob sich jetzt und der Cumanier, der Henkersdienste versah, ersuchte ihn, auf die zwei letzten Stufen der Leiter hinaufzusteigen. So? bin ich also nicht groß genug? sagte der Graf — und das waren seine letzten Worte — einige Augenblicke später und er hatte ausgelebt.

Der Eindruck, den diese Nachricht, die in Pesth sogleich durch Placate veröffentlicht wurde, dort machte, war ein ungeheurer, aber den damaligen Verhältnissen gemäß ganz natürlicher. Daß Zichy's Tod es war, der von diesem Augenblicke an den größten Einfluß auf das Verhalten eines großen Theils des Adels hatte, ist unzweifelhaft. Es ist keine Frage, daß ohne diesen Fall die ungarische Revolution viel edle Namen weniger in ihren Reihen gezählt hätte. (Zeit. f. Norddtschl.)

Geschichte der Festung Komorn.

(Schluß.)

Zu den historischen Merkwürdigkeiten Komorns gehört das fait accompli, daß am 22. Hornung im Jahre 1440 die Königin Elisabeth und Wittwe Albrechts von Oesterreich in Gegenwart mehrerer Landesherren und namentlich des Reichspalatins Lorenz von Hedervar, bei offenen Thüren den Thronerben Prinzen Ladislaus Posthumus gebar. Bei Komorn siegte auch Rudolf II. über Murad III.

Im Herbste vorigen Jahres mußte die kaiserliche Fahne der Trikolore weichen. Die Festung gerieth im September in die Gewalt der Magyaren. Sie war erst vorigen Sommer neu hergestellt worden, zählte 260 Kanonen, besaß alle nöthigen Munition und Lebensmittel auf ein Jahr. Artillerie-Major Mak, O. L. Török vom Genie-Corps, Graf Paul Eßterhazy und Meßlenyi, Kossuth's Schwager, spielten die Hauptrolle. Die Besatzung bestand aus etwa 10,000 Mann. Die Brigade Lederer stand bereits Ende Dezember vor Komorn, eine Art Cernirung konnte aber erst im Jänner 1849 nach Eintreffen des FML. Simunich mit seiner Division bewerkstelligt werden. Die rauhe Jahreszeit, die Unterbrechung der Cernirungslinie durch den Eisgang auf der Donau, die Ausrüstung der Belagerungs-Artillerie, ja selbst die geringe Anzahl disponibler Truppen verursachte lange Verzögerung, und erst am 31. März war an eine engere Cernirung des ganzen Umfanges von Komorn zu denken. An diesem Tage wurde die Palatinallinie, die Festung und der Donaubrückenkopf aus zweiundvierzig Geschützen beschossen, und dadurch der Zweck des Angriffes, den Feind in der ganzen Umfassung zu beschäftigen und zu prüfen, erreicht. Tags darauf kamen noch zwölf schwere Kanonen und zwei sechspfündige Mörser.

Bis zum 15. April verweilte die bange Bevölkerung in den nordöstlichen Theilen der Stadt. Von diesem Tage an wurde die Stadt nach ihrem ganzen Umfange aus den näher gerückten Feuerschlünden mit Bomben und 24pfündigen Kugeln beschossen. Das Loos der Einwohner war, ohne poetische Uebertreibung gesprochen, wahrhaft traurig. Auf allen Gesichtern las man Niedergeschlagenheit oder Verzweiflung. Alles verließ seine Häuser. Viele zogen nach dem Dorfe Izza hinüber. Andere waren in den Festungswerken der Kossuthschanzen zusammengedrängt. Die Meisten aber gingen zu den am Ufer der Waag stehenden Holzbuden und auf die sogenannte Curie, wo gewöhnlich Markt gehalten zu werden pflegt. Hier errichteten sie, wie ihre nomadischen Voreltern, Zelte und Hütten, und legten sich zitternd vor den krachenden Bomben, die durch ganze Nächte wie feurige Meteore stadtüber flogen, wie Soldaten im Feldlager in den Kleidern zur Ruhe, um im Fall einer Feuersbrunst sogleich marschfertig zu seyn. Da die Kommunikation von allen Seiten abgeschnitten war, stiegen die Preise ins Unglaubliche, doch starb Niemand den Hungertod, auch war keiner gezwungen, Pferdefleisch zu essen, wie man damals in Budapest fabelte.

Die Garnison wollte von keiner Uebergabe hören, und selbst die energische Proclamation des F. Z. M. Baron Welden that nicht die erwünschte Wirkung. Erst am 28. April erschien der neue Festungs-Kommandant, der Engländer Guyon, der sich mit etwa vier Dutzend Husaren durch die österreichischen Vorposten gewagt hatte, und die Kunde von dem anrückenden Succurse überbrachte. Das Bombardement währte bis zum 25. April Mitternacht. Um diese Zeit setzte zuerst die Abtheilung Knesichs, dann in halbstündigen Zwischenräumen die Armeekorps Klapka's und Damianich's über die Donau, und begannen um zwei Uhr Morgens den Sturm auf die kaiserlichen Schanzen. Die Brigaden Knesich's und Dipold drangen zuerst ein; mit Tagesanbruch ward O-Szöny von Klapka mit dem Bajonnet genommen, und früh um acht Uhr waren sämmtliche Schanzwerke in den Händen der Insurgenten.

Komorn blieb nach der Eröffnung des Sommerfeldzugs der Pivot aller Operationen Görgey's, und das mörderische Geschützfeuer aus der Festung und ihren Schanzwerken bewies sich in den heißen Affairen am 2. und 11. Juli als der gewaltigste Alliirte und Bündner der Ungarn. Als Görgey nach Waitzen aufbrach, ließ er etwa achtzehn bis zwanzigtausend Mann Garnison unter Klapka's Kommando in Komorn zurück. Dieser unternahm, die Schwäche des Cernirungs-Korps geschickt benützend, mehrere glänzende Ausfälle. Der brillanteste fand am 3. August mit solchem Erfolge statt, daß selbst Raab in die Hände der Malcontenten gerieth und die Postverbindung zwischen Wien und Pesth längere Zeit unterbrochen blieb. Eintreffende Verstärkung erlaubte endlich den österreichischen Generälen, abermals die Offensive zu ergreifen. Der Kriegsminister Graf Gyulai erschien persönlich auf dem Kriegsschauplatze, und Klapka ward aufs Neue in seine fast uneinnehmbare Löwenhöhle zurückgeworfen. Die Kapitulation zu Vilagos führte nach manchem Zögern auch die Uebergabe des österreichischen Gibraltars herbei. Die bekannten Bedingungen der Kapitulation wurden am 27. Sept. unterzeichnet und am 3. Oct. Abends flatterte bereits die kaiserliche Fahne auf den steilen Wällen. In Komorn ging die blutige Tragödie: „Kossuth's Glück und Ende" betitelt, zur Neige, die mit der Ermordung des Grafen Lamberg auf der Pesth-Ofner Schiffbrücke begann, und ihre Katastrophe weit von der Hauptstadt, in einer anderen Festung Ungarns, in Arad gefunden. In dem weiten Umkreise der Monarchie prangt nunmehr der kaiserliche Doppelaar auf allen Zinnen; der Frieden, ein gerngesehener Gast, naht mit schüchternem Schritt und Tritt, und streut seine Blumen und Aehren auf das riesige Schlachtfeld Pannonien, könnten wir bald mit Anastasius Grün ausrufen: „Längst sieht vor Rosen man das Schwert nicht mehr!"

Digitized by Google

Mannichfaltigkeiten.

Nicht blos die Ultramontanen, auch die protestantischen Hierarchen und Glaubenseiferer, welche im vorigen Jahr ziemlich still und schweigsam in ihrer Zurückgezogenheit saßen und auf bessere Zeiten lauerten, fangen wieder an, sich zu regen. Besonders ist ihnen die gesetzlich ausgesprochene Freiheit der Kirche verhaßt, und weil sie es nicht wagen, sie geradezu zu bekämpfen, so suchen sie dieselbe indirecter Weise illusorisch zu machen. Sie meinen nämlich, die protestantischen Gemeinden wären noch nicht reif und gebildet genug, um von dieser Freiheit den gehörigen Gebrauch zu machen, und ihre Abgeordneten zu den Synoden würden nur Verwirrung und Confusion in die Berathung bringen. Das läßt sich allerdings hören; aber die guten Herren mögen uns doch gefälligst sagen, wie man den Gebrauch einer Sache erlernen kann, deren Besitz versagt ist. Ihr guter Rath kommt auf den sinnreichen Entschluß jenes Scholasticus hinaus, nicht eher ins Wasser zu gehen, als bis er schwimmen gelernt habe. Der richtige Gebrauch jeder Freiheit erfordert gute Anweisung, gute Muster und lange Uebung. Aber wenn uns die Freiheit selbst versagt ist, wie soll man ihren Gebrauch lernen? Eben deßwegen ist die politische Freiheit bisher so stark gemißbraucht worden, weil uns dieselbe so lange vorenthalten wurde, und wir ihren Gebrauch nicht nach und nach erlernt hatten, als uns dieselbe durch die Revolution in den Schooß fiel.

Unter dem schwersten Druck der Censur der Metternich'schen Politik war den guten Wienern viel genommen und beschränkt, aber Eins ließen sie sich weder rauben, noch verkümmern, ihren gesunden und treffenden Volkswitz. Dieser durfte sich in der That Manches erlauben und wagte sich nicht selten an die höchsten Personen im Staate. So ist es auch gegenwärtig wieder in Wien; der Druck ist schwer, aber der gute Humor unverwüstlich. Unter vielen bonmots der jüngsten Zeit hat das über die schlechten Silbersechser viel Heiterkeit verursacht. Man nennt sie **Krausemünze**, weil der Finanzminister Krause sie hat prägen lassen.

Mit dem herannahenden Winter wird die Lage der Flüchtlinge in der Schweiz um so drückender; deßwegen hat man in St. Gallen die Flüchtlinge aus der Reitschule in die Kaserne verlegt, und, um ihnen Beschäftigung zu geben, bietet man ihnen Arbeiten an Straßenbauten.

Korrespondenz.

Darmstadt, 21. Oct.

Die vorgestern vor unsern Assisen verhandelte siebenzehnte Sache dieser Sitzung dauerte nur wenige Stunden. Gedrängt von einem Gläubiger war ein erst 26 Jahre alter Ackersmann aus dem Odenwalde, um Frist zu gewinnen, auf die eben so unbesonnene als sträfliche Aushülfe verfallen, die demselben bereits bezahlten Summen auf drei Quittungen jedes Mal durch Beifügung eines 1 zu der betreffenden Ziffer und des Wortes zehen zu der geschriebenen Zahl, also im Ganzen um 30 fl. fälschlich zu vermehren. Alles war mit Reue eingestanden und auch bereits durch Zahlung gut gemacht, und so kam der Schuldige mit einer Gefängnißstrafe von sechs Wochen davon. — Den Nachmittag jenes Tags aber, sowie den gestrigen Tag füllte ein interessanterer Fall aus, der übrigens den Menschenfreund wieder schmerzlich berührte. Eine arme, aber brave Familie, bestehend aus einem 61jährigen kranken und schwachen Mann, Nicolaus Wecht I., seiner Tochter Maria, 21, und seinem Sohne Adam, 21 Jahre alt, bewohnte zu Hetzenbach, bei Fürth im Odenwalde, ein ganz kleines Häuschen, das so baufällig war, daß es der Bürgermeister nur noch zu 80 fl. werth taxirte; auch war bereits, da es stündlich dem Einsturze drohte, der Familie befohlen worden, es zu verlassen. In dieser ihrer großen Noth kommt sie, wenigstens die Tochter, auf welcher die meiste Schuld hängen blieb, wiewohl sie nur aus Kindesliebe gehandelt haben will, um den alten kranken Vater aus dem wankenden und krachenden Häuschen zu bringen, wahrscheinlicher aber um das versicherte Brandsteuercapital zu erhalten, das sie 300 fl. stark glaubten, während es wegen des geringern Werthes des Häuschens auf 130 fl. herabgesetzt war, — auf die frevelhafte Idee, das Häuschen in Brand zu stecken, die sie denn auch ausführte. Der Verlauf der Verhandlungen, in welchem auch viele Zeugen angehört wurden, nahm indessen die günstige Wendung für die Angeklagten, daß die Geschwornen sie des Complottes der Brandstiftung für nicht schuldig erklären konnten, so wie der eigentlichen Brandstiftung selbst, die mit Gefahr für andere menschliche Wohnungen verbunden ist. Dagegen wurde die des Anzündens des Häuschens geständige Maria Wecht des Betrugs der Brandcasse für schuldig erkannt und in eine Correctionshausstrafe von zwei Jahren verurtheilt. Den Vater und Bruder erklärten die Geschwornen nur der Erleichterung und Beförderung des Verbrechens für schuldig und so erhielt dieser ein Jahr, jener aber, mit Beachtung seines geistigen und körperlichen Zustandes, blos ein Vierteljahr Correctionshaus. Dazu die Kosten des Prozesses gerechnet, so ist diese sonst immer brave Familie, wenn schon Geschworne und Richter, in Berücksichtigung der vorliegenden Umstände, die möglichste Milde walten ließen, doch nun gänzlich zu Grunde gerichtet. So schwer straft sich hier gleich die erste Abweichung von der Bahn des Rechtes! Vom Staatsanwalte wurde übrigens der Fall sehr ernst und strenge genommen, da allerdings das Gesetz wohl gehandhabt werden muß, indem im Odenwalde absichtliche Brandstiftungen, welche die Brandcasse zu betrügen bezwecken, leider nur zu häufig vorkommen.

Museum.

Der Vorstand des Museums beehrt sich, den geehrten Mitgliedern dieser Anstalt sowohl, als allen hier weilenden Kunstfreunden, bekannt zu machen, daß die Eröffnung der Versammlungen auf Freitag, den 2. Nov., festgesetzt ist, die dann für diesen Winter in gewohnter Weise alle vierzehn Tage stattfinden werden.

Die literatur-geschichtlichen Vorlesungen, welche Hr. Dr. Th. Creizenach während des bevorstehenden Winters im Saale der Loge „Socrates" zu halten beabsichtigte, werden nach getroffener Uebereinkunft mit demselben den literarischen Theil der Museums-Abende bilden. Hr. Dr. Creizenach hat den Plan seines Cursus demgemäß modificirt und wird denselben auf Darstellungen zur Cultur-Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts beschränken. Auf die Ausführung classischer Tonwerke unter der Leitung des Hrn. Messer wird auch in diesem Winter ganz besondere Sorgfalt verwendet werden. Um eine Ueberfüllung des dem Museum zur Disposition stehenden Saales zu vermeiden, sieht der Vorstand zu seinem Bedauern sich genöthigt, die Zahl der Mitglieder als geschlossen zu erklären.

Für einzelne Museums-Abende werden nach wie vor Karten, jedoch zu dem erhöhten Preise von 1 fl. 45 kr. ausgegeben werden. Der Preis einer für sämmtliche Museums-Abende gültigen Karte ist auf 11 fl. festgesetzt und können die Anmeldungen hierzu bei Hrn. Wecker (Bildeler Gasse) und bei Hrn. Suchland (Hermann'sche Buchhandlung, Zeil) geschehen.

Frankfurt a. M., 21. Oct. 1819.

Der Vorstand des Museums.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 23. Oct. Vatersorgen, Posse in 3 Akten von A. von P. Vorher: Der Kammerdiener, Lustspiel in 1 Aufzug nach dem Französischen des Scribe und Melesville von F. Krickeberg.

Mittwoch, 24. Oct. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt und zum ersten Male): Ludwig der Vierzehnte und sein Hof, historisches Lustspiel in 4 Aufzügen von Joh. Baptist von Zahlbas. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 254. Mittwoch, den 24. October 1849.

Der Philosoph und sein Sohn.

(Aus dem „Weltdrama“ von Dr. German Mäurer.)

Philosoph.

Willkommen sey mir Musensohn:
So früh brachst Du von Leipzig auf!

Sohn.

Ich zog mit Rauch und Dampf davon ...
Das ist ein rascher Lebenslauf.

Philosoph.

Doch bringst Du keinen Rauch in's Haus? ...

Sohn.

Der Himmel weiß, was ich Euch bring' —
Von Außen sieht es glänzend aus,
Doch Innen ist's ein leeres Ding.

Philosoph.

Die Wissenschaft, die wahre, ist nie leer —
Sie offenbaret uns den Grund von allen Dingen,
Sie sucht das Göttliche in hoher, menschlicher
Veredlung: Gott und Natur in Eines zu verschlingen.

Sohn.

Die wahre Wissenschaft, studirt man sie!
Wer kennt den Namen Anthroposophie? —
Daß uns ein Gott verdamm',
Wir haben Metaphysicam,
Doktrinen von vernünftigen Schlüssen —
Von denen wir aber wenig wissen;
Die Wissenschaft der Theologen —
Die Hundert Geschlechter schon betrogen,
Und meinen, was wir haben wunder,
An diesem Quark, an diesem Plunder! —
Doch Wissen, das Vernunft geheiligt,
Am Leben Alle mitbetheiligt,
Das nichts mag hören von Hölle und Teufel:
Erregt Gewissensscrupel und Zweifel
Und will nicht passen zu unserm Kram —
Ist nicht verrückt, nicht wundersam!
Gewohnt im blauen Dunst zu schwebeln,
Läßt Jeder sich lieber das Hirn umnebeln:
Erklimmt den Himmel auf Jakob's Leiter
Und bringt's — zum Narren und gar nichts weiter. —
Wir lachen über den Don Quixote —
(Beklagt sey es dem lieben Gotte!)
Und leben ganz auf seine Art
Die schöne frische Gegenwart! —
O könnt' ich alle die Mühlen verbrennen,
Woran sich die Deutschen die Köpfe verrennen;
Die ledernen Gäste und alten Scharteken
In räuch'rigen Stuben und Bibliotheken,
Die ihnen das halbe Leben kosten,
Wobei sie verdummen, versauern, verrosten,
Und ihre Theologie verwandeln
In praktisches Wissen und praktisches Handeln:
So wollt' ich Euch ein Deutschland gründen,
Wie nirgendwo ein Land zu finden!

Philosoph.

Das Alles ist ein frommer Wahn —
Ist bald gesagt, doch schwer gethan!
Die Menschen sind nun was sie sind —
Wo Einer sieht, sind Tausend' blind,
Und will sich Einer gar erfrechen,
Dem Volke schnell den Staar zu stechen,
So läuft er übel bei ihm an,
Er ist ein halb verlor'ner Mann.
Sey selbst der Weiseste der Zeitgenossen:
Es folgt der Neid, die Bosheit Deinem Schritt —
Es wird Dein Untergang beschlossen
Von einem Anyt, Lykon und Melit.
So ist es in der Welt von je gewesen —
Die Weisheit ließ man Alles stets verschulden;
Die armen Narren wollten nicht genesen,
Und fanden's schmählich, einen Arzt zu dulden.
Die Vorsicht heischt: Nichts zu beeilen! —
Ein Volk, das tausend Jahre krank,
Läßt sich an Einem Tag nicht heilen:
Schön ist der Wunsch — die Kunst ist lang.
Der Tag wird nicht sobald erscheinen,
Wo unser Geist von Irrthum frei;
Sind die Gelehrten einst im Reinen —
So fragt sich's, ob das Volk es sey! —
Du weißt nicht, was Gewohnheit ist:
Ein allzerstörend Element,
Führt sie mit jeder Wahrheit Zwist,
Die sie nicht schon beim Vater kennt.
Du kennst die Menschen von Gesicht —
Doch kennst Du sie von Herzen nicht.
Bis Zwanzig ... Welche Wahrheitsgluth!
Sie lieben rein und überschwänglich,
Doch kommt erst Weib und Kind und Gut,
Dann wird ihr armes Herzchen kränklich.

Digitized by Google

Was früher groß, wird plötzlich klein,
Man lobt den eig'nen freien Herd,
Und glaubt, ein dürftig Schattenſeyn,
Sey mehr als eine Menſchheit werth.

Sohn.

Der Menſchheit Abſchaum — die Philiſter —
Doch wir — das jüngere Geſchlecht . . .

Philoſoph.

Die Jugend legt ſich auch ihr Schuldregiſter,
So wie die Väter, noch zurecht,
Denn alle Zeiten ſind Geſchwiſter —
Geſellſchaft, Welt und Umgang macht ſie ſchlecht.

Sohn.

Sie wird ſich gegen ihren Einfluß ſchon verwahren.

Philoſoph

Sie ſündigt, leider, weil ſie unerfahren.

Sohn.

Die Wahrheit in der Bruſt zerſtört ſich nicht,
Sie wird den Irrthum ewig überwiegen.

Philoſoph.

O ſchlau iſt die Verführung und des Gold's Gewicht,
Legt ſie zu dieſem, kann ſie ſonſt nicht ſiegen!
Und dies Metall — es wiegt unendlich ſchwer
Bei dem gemeinen Menſchenhaufen!
Es zieht ihn mächtig zu ſich her . . .

Sohn.

Die Ueberzeugung wird ſich nie verkaufen!

Philoſoph.

Durch Gold wird ſelbſt die Wahrheit an ſich irr'
Und wirft ſich plötzlich auf den Zweifel,
Von ſeinem Glanze wird die Spröde kirr . . .
Das Gold nur iſt der wahre Teufel.

Sohn.

Die Dummheit iſt der Menſchheit ſchwerſte Frohn . . .
Verbreitet Licht und Wahrheit in die Köpfe,
Und aufhört dieſe Proſtitution,
So wie das ganze Regiment der Zöpfe.

Philoſoph.

Hat je die Welt das Rechte wohl erkannt! —
Erfahrung predigte noch ſtets den Tauben,
Der Geldſack eines Eſels hat Verſtand,
An den die Menſchen mehr als Weisheit glauben.
Und wo Gewalt den Thron ſich aufgeſchlagen —
Und ſtänd' auf Schädeln ſelbſt ſein Fundament:
Da darfſt Du ſie der Schuld nicht laut verklagen . . .
Weh Dem, der ihre Macht verkennt.
Verboten iſt dem Opfer ſelbſt der Schrei
Der Noth . . . . (O Frevel gegen die Natur!)
— — — — — — — —
— — — — — — — —
Ein Laſter bricht den andern Bahn . . .
Wo ſich Tiberius zeigt, lebt ein Sejan!
Setz' eine Kron' auf eines Wüthrichs Haupt,
Der jegliches Verbrechen ſich erlaubt:
Er wird für alle Frevel, alle Sünden,
Bewunderer und feile Schranzen finden
Und für ſein Blutgeſetz gefäll'ge Richter —
Selbſt Künſtler werden, ihm zur Ehre,
Die Kunſt nothzücht'gen und die Dichter
Ausliefern ihre Muſe als Hetäre.

Sohn.

O reiß' den Tempel meiner Bruſt nicht ein,
Der jedem heiligſten Gefühl noch offen,
Und lehr' mich, Mann für mein Jahrhundert ſeyn
Und alles Große für die Zukunft hoffen!

Philoſoph.

Zerſtören will ich nicht, nur die Gefahr Dir zeigen,
Die Deinem reinen Auge noch verborgen
Und iſt Dir eine große Seele eigen,
Beweiſen magſt Du's heute oder morgen! —

Ferdinand Arko.

Hiſtoriſche Erzählung von A. Reich.

(Fortſetzung.)

Max Emanuel war groß und kräftig gebaut. Sein ſchönes männliches Geſicht trug den Stempel feurigen Muthes, kühner ſelbſtbewußten Willenskraft. Trotz der vierzig Jahre, die über ſein reiches, vielbewegtes Daſeyn hingegangen waren, leuchtete aus ſeinen großen herrlichen Augen ein ſolch friſches Jugendfeuer, eine ſo freudige Zuverſicht, daß man der Erinnerung an ſein ritterliches, thatenreiches Leben nicht bedurfte, um in ihm den Helden zu errathen. Die hohen gemalten Glasfenſter warfen, durch den Reflex ihrer glänzenden Farben eine geheimnißvolle Beleuchtung auf den Hochaltar und woben eine Glorie um die erhabene Gruppe vor demſelben. Als Max Emanuel mit Ehrerbietung den ſtolzen Nacken ſenkte und das Knie vor dem greiſen Biſchof beugte, als die wenigen, inhaltsreichen Segensworte des ehrwürdigen Prieſters, die allein das athemloſe Schweigen unterbrachen, das die gottgeweihten Räume füllte, über das gefalbte Haupt ausgeſprochen waren, ward der mit Gewalt zurückgehaltene Ausdruck des Enthuſiasmus über alle anweſenden Herren, und ein einſtimmiges: Für Gott und Vaterland! brauſte durch das Gotteshaus!

Max Emanuel erhob ſich. Hochaufgerichtet, mit leuchtendem feurigen Blick wandte er ſich gegen das verſammelte Volk und rief: „Für Gott und Vaterland! Wir gehen dem Krieg um einer gerechten Sache willen entgegen. Ihr, tapfere Bayern, die Ihr mit mir zieht, ſteht mir treulich bei, das ſchöne Tyrol, das Oeſterreich vor 400 Jahren treulos vom Mutterlande losriß, uns wieder zu gewinnen. Gott wird uns ſchützen, ich ſtreite um mein Erbe, für meine Bayern, für den eignen Herd! — — Ihr, die Ihr zurückbleibt, betet zum Allerhöchſten, daß er unſern Waffen Sieg verleihe und unſeren Zug beſchütze! Amen."

Nochmals erklangen die heiligen Mauern von dem gewaltigen begeiſterten Ruf der Menge; Max Emanuel, um den ſeine Edlen ſich reihten, verließ die Kirche, und wie ein entfeſſelter Strom wälzte die Maſſe des Volkes ſich der glänzenden Sonne nach.

Während der Dauer der kirchlichen Feier ſtand Ferdinand Graf von Arko an einem der Pfeiler gelehnt und ſein ſehnendes Auge ſuchte immer von Neuem den erhöhten Kirchenſtuhl, in dem die ſchöne Mathilde von Wolframsdorf an der Seite der edlen Gräfin Taufkirch kniete. Noch immer hatte keine Bewegung ihm das verhängnißvolle Zeichen gegeben, das er mit glühender Sehnſucht erwartete. Als der Churfürſt, den er verehrte wie ein höheres Weſen, ſeine Stimme erhob, war auch er dem Einfluſſe unterlegen, den dieſer ritterliche Fürſt auf Alle, um ſo mehr auf Die ausübte, die ſich zu ſeiner näheren Umgebung zählten. Graf Arko gehörte nicht nur zu dieſen, er war ſogar des Fürſten allbekannter Liebling und ſein unzertrennlicher Begleiter. Früher ſchon war Max Emanuel der ungemeſſene, kräftige Muth des jungen Arko aufgefallen, der, faſt noch ein Knabe, ſchon unerſchrocken den Mühſalen und Stürmen des Krieges Trotz bot. Da er einem der älteſten Geſchlechter Bayerns angehörte und mit der ganzen Offenheit ſeines Charakters den ſchwärmeriſchen

Digitized by Google

Enthusiasmus verrieth, mit dem er seinen Fürsten vergötterte, hatte Max Emanuel ihn immer näher an sich gezogen, und sah trotz seiner Jugend nicht allein den Freund, sondern zuweilen selbst den Rathgeber in ihm. Mit hochklopfendem Herzen dachte Ferdinand daran, daß er dem edlen Fürsten, dessen Worte in diesem Augenblicke alle Wangen höher färbten, alle Pulse rascher schlagen ließen, als einer der Nächsten auf der Bahn des Ruhmes und der Ehre folgen dürfe; sein schönes, schwermüthiges Gesicht leuchtete bei diesem Gedanken freudig auf, und der Einfluß desselben war mächtig genug, ihm auf Augenblicke das erste süße Ziel seiner Blicke vergessen zu machen.

Endlich kehrte sein Gedanke und sein Blick zu Mathilde zurück und begegnete ihren schüchternen blauen Augen, die die seinigen zu suchen schienen. Erröthend hob sie die feine Hand und schlug sie in kleinen Zwischenräumen dreimal auf die Brust, indem sie ihre Begleiterin mit einem bedeutungsvollen Blicke bezeichnete.

Als das Aufleuchten in Arko's Zügen ihr zeigte, daß sie verstanden worden sey, bebte sie scheu in sich zurück, und beugte ihr liebliches Gesichtchen so tief auf den Betstuhl, daß man nur noch die Stirne erblicken konnte, deren reines Weiß der Rosengluth gewichen war, die ihr Gesicht überzog.

Mit glühender Ungeduld erwartete Ferdinand die bezeichnete Stunde, und sein Herz klopfte mächtig, als endlich die langsamen Schläge der Thurmuhr ihn berechtigten, den Palast des Oberstallmeisters Grafen Taufkirch zu betreten. Auf seine Frage nach der Gräfin ward er sogleich zu ihr geführt, doch suchte sein Blick vergebens Mathildens schöne Gestalt. Mit ruhiger Würde trat ihm die edle Frau entgegen.

„Seyd mir willkommen, Graf Arko," sprach sie ernst. „Meine Einwilligung zu Euerem Hierseyn beweist Euch ein vielleicht unbesonnenes Vertrauen, aber ich hoffe, Euer Benehmen wird einen Schritt rechtfertigen, der zwar der Sitte zuwiderläuft, zu dem mich aber die Bitten und Thränen meines lieben Kindes verleiteten. Ja, Graf, ich betrachte Mathilde wie mein eigenes Kind; ihre Mutter hat mir sterbend die Sorge für ihr Glück übertragen, und so weit ich, die ich ihr nur dem Herzen nach, nicht durch Geburt und Verwandtschaft nachstehe, in ihr Leben eingreifen kann und darf, suche ich dies heilige Vermächtniß zu erfüllen. Wenn ich es auch nicht billigen kann, daß Ihr das unschuldige Kind dazu verleitet habt, ohne Wissen und Willen ihres Vaters mit Euch zusammenzutreffen, so achte ich Euch doch hoch, und ließ mich von der Hoffnung, in Verein mit Euch und Mathilde ein Mittel ausfindig zu machen, um den starren Sinn des alten Wolframsdorf zu beugen, dazu bestimmen, in diese Zusammenkunft zu willigen."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Stenographie.

II.

Daß die Stenographie der menschlichen Gesellschaft große Vortheile darbietet, bedarf für Die, welche die Zeit als das höchste Gut erkennen, keines Beweises.

Der Ursprung der Schnellschrift war allerdings, Reden, die nicht vorbereitet, sondern durch die Macht des Geistes dem Redner eingegeben waren und wovon dieser selbst, sowie auch die Zuhörer bald die Erinnerung verloren, festzuhalten und der Mit- und Nachwelt bleibend zu bewahren. Das ist der eigentliche Zweck der Schnellschrift, der Beruf des Stenographen. Ferner gewährt die Stenographie den wichtigsten Vortheil bei schriftlichen Arbeiten. Die Feder kann hier dem Gedanken folgen und die Ideen, so wie sie zuströmen, dem Auge darstellen, während unsere übliche Schreibart dem Fluge des Geistes hemmend entgegen tritt und ihn oft zerstört, ehe die Hand die Buchstaben eines Worts in ihren vielen Zügen und zusammengesetzter Gestalt geformt hat. Wenn es nun einleuchtet, wie nützlich die Stenographie Gelehrten aller Fächer ist, so folgt daraus natürlich, daß sie schon für die Studirenden in den akademischen Hörsälen von bedeutendem Vortheil seyn muß. Sie können mittelst derselben Alles, was der Lehrer vorträgt, erklärt und commentirt, genau aufzeichnen und ihre Collegienhefte ganz vollständig erhalten. Der Nutzen, den die Rechtsgelehrten aller Staaten, in denen öffentliches und mündliches Gerichtsverfahren eingeführt ist, aus dieser Wissenschaft ziehen, läßt sich daraus ermessen, daß jeder Advokat im Stande ist, sich die Argumente seines Gegners, die Zeugenaussagen, Antworten des Angeklagten, Aussprüche der Geschwornen und Urtheile der Richter, mit einigen Schriftzügen genau und pünktlich zu verschaffen. Noch einen großen Vortheil bietet die Stenographie Jenen dar, die aus Werken öffentlicher Bibliotheken Auszüge zu machen genöthigt sind, oder theure und seltene Werke theilweise oder ganz abschreiben wollen. Bei Militär verdient die Stenographie eine besondere Beachtung und würde namentlich für Diejenigen, deren Dienstverhältniß die Führung der Feder und des Degens erfordert, außerordentlich erleichternd seyn, besonders wenn man bedenkt, wie viel oft von der schnellen Expedition eines Befehls abhängt und wie beschleunigt dessen Ausfertigung durch Anwendung stenographischer Schriftzeichen werden könnte. Von gleichem Vortheile wäre diese Schreibart Offizieren höherer Grade und wissenschaftlicher Corps zur Führung von Tag- oder Gedächtnißbüchern, an deren genauer Eintragung diese so häufig durch ihren unsteten Aufenthalt, wodurch ihnen oft sehr wichtige Bemerkungen im Drange der Ereignisse aus der Erinnerung verloren gehen, verhindert sind. Auch für Kaufleute eignet sich die stenographische Schrift zur Führung solcher Bücher, die nicht Jedem zur Einsicht blosgestellt seyn sollen, und für Reisende, denen es oft an der nöthigen Zeit gebricht, um interessante Bemerkungen in unserer gewöhnlichen Schrift aufzuzeichnen.

„In der erziehenden Welt," sagt Jean Paul, „geht Nichts über das Schreiben, nicht einmal Lesen und Sprechen, und ein Mensch liest dreißig Jahre mit weniger Ertrag seiner Bildung, als er ein halbes Jahr schreibt." — Welche Schriftart könnte zur Erreichung dieses Zweckes besser angewendet werden, als die stenographische, die durch die Bemühung von einigen Wochen erlernt werden kann, und der Nichts entgegen steht, als was Jacques Rousseau sagt: „Es gibt Menschen, welche, ohne den Vortheil der Zeichen zu erwägen, sich mit dem Vorhandenen begnügen und lieber das Schwere, was sie können, beibehalten, als das Leichtere erlernen!!"

Um als praktischer Stenograph thätig zu seyn, ist wissenschaftliche Bildung von großem Vortheil, aber keine Bedingniß zum Erlernen der Stenographie. Man kann im vierzehnten Jahre damit beginnen; die mechanische Fertigkeit im Stenographiren wird dem Gang der Bildung bedeutend nützen und die kurze Zeit, die auf ihre Erlernung verwendet wird, wird sich reichlich lohnen. Dem Talent wird sie bei Erlernung von Künsten und Wissenschaften die Mittel erleichtern, die es zu seiner Unterstützung bedarf. Hiefür sprechen die Erfahrungen aller Stenographen, und es ist erwiesen, daß man Das, wozu in unserer gewöhnlichen Schrift 8 Stunden erforderlich sind, in $1^1/_2$ Stunde stenographisch schreiben kann. Taylor hat auf den Hochschulen Schottlands, Irlands und zu Oxford die Stenographie eingeführt und gelehrt, wofür er von den Professoren und Schülern die dankbarste Anerkennung fand. Ebenso der Baron T. Bertin in Frankreich, dessen Schüler von 16—18 Jahren schon im Jahre IV des Kaiserreichs nicht allein in den verschiedenen Lehrcoursen, die in Paris gehalten werden, die Vorträge ihrer

Digitized by Google

Professoren, sondern auch öffentlich gehaltene Reden stenographirten. Die französische Regierung hat jetzt fortwährend 30 und mehr Stenographen mit einem Gehalt von 2000—7000 Frcs. angestellt, die im Dienste von 5 zu 5 Minuten wechseln. Das stenographische Bureau in der deutschen Nationalversammlung war ganz nach jenem System eingerichtet, das der „Moniteur universel" (das offizielle Organ der französischen Regierung) bei den Kammerverhandlungen in Paris befolgt. Im Prozeß der Königin von England (1820) waren beständig 20—30 Stenographen im Hause zu gleicher Zeit anwesend, die nach einer halben Stunde von andern abgelöst wurden. Die englischen Abendzeitungen liefern gewöhnlich in 3 bis 4 Columnen schon Nachmittags 4 Uhr, was in der vergangenen Hälfte des Tages verhandelt wurde, was hinlänglich beweist, daß in England und Frankreich längst schon der Werth der Stenographie beachtet wurde.

Die Lehre von Gabelsberger, welche bis jetzt als deutsche Stenographie unübertroffen dasteht, ist diejenige, nach welcher in vielen deutschen Staaten bereits gelehrt wird. In München das Gabelsberger'sche Institut, in Wien Haiger, in Dresden Wigard, in Stuttgart Krig, in Frankfurt Müller. Alle an diesem System versuchten Verbesserungen sind gescheitert, namentlich die des Herrn Stolze in Berlin, welche sich als ganz ungenügend erwiesen hat. Es bestehen in München, Dresden, Frankfurt a. M. und, nach den neuesten Nachrichten, in Berlin Gabelsberger'sche Stenographen-Vereine, deren Hauptzweck die Verbreitung dieser Wissenschaft ist, und hoffentlich wird Gabelsbergers System im ganzen deutschen Vaterland die verdiente Anerkennung erhalten und in Anwendung kommen.

Concert des Herrn Eliason.

Es ist den Künstlern wohl zu gönnen, daß für sie die Zeiten wieder etwas günstiger geworden sind. So lange die politischen Aufregungen währten und jeder Tag ein neues Ereigniß brachte, so lange die Parteien sich in dem Zustande des offenen und ungestümen Kampfes befanden, hatte man weder Sinn noch Ruhe, den Spielen der Muse zu lauschen oder sich an den Gebilden des Schönen zu erfreuen. Die Künstler mußten zuschauen oder konnten doch wenigstens für ihre materiellen Interessen nichts unternehmen, in welcher Hinsicht sie freilich nicht die einzigen waren, die gleiche Entsagung üben mußten. Nun es wieder stiller geworden im lieben Vaterlande und die vornehme Welt sich von den Beängstigungen des Communismus erholt hat, kehren außer vielen anderen Dingen auch Oper und Concert nach ihrem früheren Flor und ihrer vormärzlichen Behaglichkeit zurück. Herr Eliason, Mitglied des Frankfurter Orchesters, hat die artistische Wintersaison am 20. d. M. durch sein alljähriges großes Vokal- und Instrumental-Concert glänzend eröffnet. Auch diesmal ist es seiner bekannten Rührigkeit und seinen vielseitigen Verbindungen gelungen, nicht nur ein ausgewähltes Publikum heranzuziehen, sondern auch anziehende Kunstgenüsse zu bieten. Er versteht es, eine gute und zugleich mannichfaltige Auswahl zu treffen und die verschiedenen Geschmacksrichtungen zu berücksichtigen.

Aus dem reichhaltigen Programm, welches außer einer großen Symphonie noch zwölf verschiedene Nummern brachte, heben wir nur das Wesentlichste hervor.

Das Concert wurde mit der Ouvertüre zu der Oper „das Zigeunermädchen" von Balfe unter des Componisten eigener Leitung eröffnet. Der gefällige Melodienfluß, die effectvolle Instrumentation und die sehr abgerundete Ausführung gewannen diesem Tonstück den lebhaftesten Beifall. — Herr Eliason trug zuerst eine Romanze für die Violine von Beethoven und dann zum erstenmal »Air varié« und »Tarantella« eigener Composition vor. In beiden Pieçen machte er die bekannte Virtuosität seines eleganten Spieles und seinen ausdrucksvollen Vortrag geltend. Herr Eliason wird mit Recht zu den renommirten Virtuosen gezählt, indem er nicht nur der technischen Elemente seines Instrumentes vollkommen Meister, sondern auch mit den künstlerischen im vollen Umfange vertraut ist. Die von ihm vorgetragene eigene Composition ist nicht nur ein höchst brillantes Concertstück, sondern besitzt auch die Vorzüge einer geistigen Belebung und gediegenen Durchführung. Das gefühlvolle, phantasiereiche und melodiöse Adagio, sowie die darauf folgende anmuthige und frische »Tarantella« sind durch ihren Gegensatz von trefflicher Wirkung, welche um so mehr hervortrat, als sie meisterhaft executirt wurden. Der wiederholte und einstimmige Beifall galt wohl eben so sehr dem Componisten und Virtuosen, wie dem Veranstalter des so ausgezeichneten, den Kenner, wie den Laien gleich befriedigenden Concertes. Ein Lied: „der todte Soldat" von Heinrich Reeb, gesungen von Hrn. Dettmer, sprach sowohl durch die einfach schöne und gemüthvolle Composition, als den ihr entsprechenden und warm empfundenen Vortrag an. — Ueberraschend und ungewöhnliche Sensation erregend waren die Gesangsleistungen der Fräulein Marie und Sophie Cruvelli, besonders der letzteren, welche durch den Vortrag der bekannten und ungemein schwierigen Concert-Variationen von Rode das Auditorium wahrhaft electrisirte, indem sie eben so viel Bravour, als Umfang und Fülle eines Stimmenfonds von seltener Kraft und Frische entfaltete. Wie wir vernehmen, wird Fräulein Sophie Cruvelli einen Gastrollencyclus bei der hiesigen Oper eröffnen, dem man nach der hier genannten Concertleistung mit gerechter Erwartung entgegensehen darf. — Frau Anschütz und Herr Stigelli repräsentirten den gemüthvollen deutschen Liedergesang in einer Weise, welche abermals bewies, daß Wärme und Wahrheit der Empfindung nie verfehlen, den Weg zum Herzen zu finden, und daß unser heimisches Lied zu den schönsten uud edelsten Blüthen der Gesangskunst mit Recht gezählt werden darf. — Die zweite Abtheilung brachte Beethovens großartige Symphonie Eroica. Unter Herrn Kapellmeister Schindelmeisser's kunstgerechter und trefflicher Leitung wurde sie in einer Weise ausgeführt, die ihren vollen Werth geltend zu machen nicht verfehlen konnte. — Fassen wir den Total-Eindruck des Concertes zusammen, wobei die gediegenen Leistungen unserer ersten Orchestermitglieder und der anderen mitwirkenden Kunstnotabilitäten nicht unerwähnt bleiben dürfen, so hat Herr Eliason das ihm erneuert geschenkte Vertrauen nicht minder als früher gerechtfertigt und den wieder recht zahlreich versammelten Freunden des Schönen einen genußreichen und des besten Dankes würdigen Abend geboten. W.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 24. Oct. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt und zum ersten Male): Ludwig der Vierzehnte und sein Hof, historisches Lustspiel in 4 Aufzügen von Joh. Baptist von Zahlhas. Mit aufgehobenem Abonnement.

Donnerstag, 25. Oct. (Zum ersten Male wiederholt): Giulana, das Zigeunermädchen, romantische Oper in 3 Abth. von Blum, Musik von M. W. Balfe. Unter persönlicher Leitung des Komponisten, des Hrn. M. W. Balfe, Kapellmeister der großen italienischen Oper in London.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammerau.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 255. Donnerstag, den 25. October 1849.

Ferdinand Arko.

Historische Erzählung von A. Reich.

(Fortsetzung.)

Mit diesen Worten trat sie zurück, schob die schweren Damastvorhänge, die die Stelle einer Thüre vertraten, auseinander und führte Mathilde hervor. Das junge Mädchen sah frisch und klar aus, wie ein Morgenhimmel; obgleich eine leise Verwirrung über sie ausgegossen war, so lag doch in ihren innigen frohen Augen, in dem ganzen Ausdruck ihres lieblichen Gesichtes ein Zug des hingebendsten Vertrauens.

„Ihr habt gehört, welchen Hoffnungsschimmer die edle Gräfin mir gab, theuerste Mathilde," rief Ferdinand feurig, indem er seine Lippen auf ihre kleine, runde Hand drückte. „Stimmt nicht auch Euer Herz in diese Hoffnung ein? Kann Eure Liebe, die Ihr mir vor einigen Wochen so hold und innig eingestanden habt, keinen Ausweg finden aus den traurigen Hindernissen, die sich vor meinen heißen Wünschen aufbauen?"

„Ach, leider nein!" entgegnete Mathilde, indem eine große Thräne ihr sanftes blaues Auge verschleierte, „im Gegentheil, Ferdinand, wie ich Euch gestern schon andeutete, thürmen neue Schranken sich vor uns auf. Durch Zufall habe ich vor zwei Tagen mit angehört, wie mein Vater meinem Oheim sagte, daß er mich dem Grafen Pappenheim zur Ehefrau geben wollte, und daß er nur die Rückkehr dieses edeln Herrn von seiner Sendung erwartete, um mir diese Bestimmung anzukündigen. Ach wie werde ich jemals den Muth finden, dem Willen meines strengen Vaters zu widerstreben — was soll aus mir werden, wenn er Das von mir fordert, denn ich kann, ich kann ihm nicht gehorchen!"

„Nein Mathilde," rief Arko leidenschaftlich, „nein, Du kannst und darfst nicht. Hab ich nicht Dein Wort, Dein Gelöbniß ewiger Liebe und Treue! Kannst Du auch nur den Gedanken fassen, einem Andern anzugehören, mich treulos zu verlassen, dann fahre hin Treu und Glauben, denn wenn Du lügen, wenn Du irre werden könntest, so ist Wahrheit und Treue aus der Welt entflohen, und Verzweiflung das einzige Loos, was dem Menschen anheimfällt!"

„Ruhig Graf!" gebot die alte Gräfin ernst. „Stürmt nicht mit Euren Vorwürfen und Forderungen in dies arme zitternde Kind ein, das des Kummers genug zu tragen hat, ohne daß auch Ihr ihm dessen bereitet. Ihr habt mir bis jetzt noch nicht gesagt, welches die eigentlichen Gründe sind, die Euch von der eigenen Werbung um Mathilde zurückhalten. Zwar weiß ich, daß der Freiherr von Wolframsdorf einen alten bösen Groll auf die Eurigen hat, aber die Gründe, die ihn zum Haß gegen Euren Namen bewegen, sind mir unbekannt; selbst Mathilden's Mutter hatte nie erfahren, wodurch das Band, das Euren Vater und den Freiherrn in früheren Jahren zu einer fast sprüchwörtlich gewordenen Freundschaft vereinigt, so plötzlich zerrissen wurde."

Finster starrte Ferdinand bei dieser Frage vor sich nieder, und ein Zug des peinlichsten Ernstes lagerte sich auf seiner Stirne. Nach langem Zögern sagte er mit düsterem Tone: „Euch diese Frage zu beantworten, edle Frau, reißt eine tiefe schmerzliche Wunde in meinem Herzen auf, eine Wunde, die sich niemals schließen wird. Wenn ich Euch die begehrte Erklärung gebe, so muß ich das Siegel eines Geheimnisses brechen, das ich mir einst in schrecklicher Stunde, heilig zu bewahren schwor. Aber das Glück meiner ganzen Zukunft steht auf dem Spiele. Die Entscheidung drängt und ich selbst bin bei dieser Sache zu peinlich betheiligt, um ein sicheres Urtheil darüber fällen zu können, wie weit ihre Folgen sich auf mein und Mathildens Loos erstrecken mögen. Hört also was ich Euch vertrauen werde und Du, mein heißgeliebter Engel," fügte er bei, indem er Mathilden's Hand in die seinige nahm, „laß mich hoffen, daß Du, wenn ich ausgesprochen habe, nicht den Stab brechen wirst über den Namen, den ich trage."

„Ich war ein Knabe von ungefähr sechs Jahren, als ich zum Erstenmale erfuhr, daß das warme sonnige Welschland, in dem meine ersten Lebensjahre verflossen waren, nicht meine eigentliche Heimath sey, daß mein Geschlecht und meine Abstammung dem fernen, mir damals kaum dem Namen nach bekannten Bayerlande angehörten. Als mein Vater mir diese Mittheilung machte, und mir zugleich verkündigte, daß wir nach wenigen Tagen in dieses Vaterland heimkehren würden, nahm ich an ihm einen Ausdruck so tiefer schmerzlicher Bitterkeit wahr, daß dieser Augenblick sich dadurch meinem jungen Gedächtnisse unvergeßlich einprägte, um so mehr als von der Stunde an, wo wir das Bayerland betraten, wo wir die ausgedehnten Güter wieder bezogen, die mein Vater besaß, derselbe nie wieder die düstere, finstere Miene verlor, die seiner natürlichen Lebhaftigkeit so wenig entsprach. Als ich heranwuchs, fiel es mir oft auf, daß der rüstige, lebenskräftige Mann wie ein Einsiedler auf seinem Schlosse lebte, es fast nie verließ, mit Wenigen Umgang hatte, und sowohl auf alle ritterlichen Uebungen, als auch auf die thätige Mithülfe bei den Kriegen, die damals ganz Bayern bewaffneten, völligen Verzicht leistete. Oft fragte ich, der ich in meiner knabenhaften Sehnsucht nach Kampf und Krieg diese Thatlosigkeit nicht begreifen konnte, nach dem Grunde derselben, erregte aber durch diese Frage stets einen so heftigen, finsteren Unmuth in meinem Vater, daß ich zuletzt nicht mehr wagte, in ihn zu dringen. Trotz seiner eigenen Zurückgezogenheit ließ er mich im Kreise meiner Alters- und Standesgenossen alle ritterlichen Uebungen erlernen; Alle, mit denen ich in Berührung kam, waren freundlich und theilnehmend gegen mich, nur Euer Vater, theure Mathilde, zeigte mir stets, wo ich ihn auch treffen mochte, eine finstere Stirne, und ein unmuthiges, wortkarges Wesen. Als ich sechs-

Digitized by Google

zehn Jahre zählte und der Churfürst dem Kaiser zu Hülfe an den Rhein zog, wünschte ich glühend, mit ihm ziehen zu dürfen, und mein Vater willigte sogleich darein, was ich kaum zu hoffen gewagt hatte. Als ich von ihm Abschied nahm, sprach er: Sey ein treuer Sohn Bayerns, mein Kind, Du hast eine große Schuld an das Vaterland zu bezahlen! Ich verstand damals diese Worte nur in ihrem allgemeinen Sinn — ach ich sollte nur zu bald ihre wahre Bedeutung erfahren."

„Als ich von diesem Kriegszuge heimkehrte fand ich meinen Vater schwer krank darniederliegen, ein Schlagfluß hatte ihn getroffen, seine Zunge war gelähmt und versagte ihm den Dienst. Aus seinen unruhigen rastlosen Blicken errieth ich, daß er mir etwas sagen wollte, und entzifferte endlich aus den fast unverständlichen Zeichen, die er mir machte, daß er mir ein Kästchen bezeichnen wollte, das unfern von ihm im Schreine stand. Ich brachte es herbei, es fand sich kein Schlüssel; ich erbrach es, verschiedene Pergamentblätter fielen mir entgegen. Die Zeichen meines Vaters folgten einander immer rascher und heftiger, ich vermochte seinen Willen nicht zu errathen, — — da als er mich eines der Schreiben auseinanderfalten sah, zuckte ein gräßliches Leben über sein in der Lähmung erstarrtes Gesicht, und einen Augenblick darauf war er nicht mehr."

„Als ich mich nach mehreren Stunden von der Leiche dieses Mannes losreißen mußte, den ich geliebt und geehrt hatte, seit ich denken konnte, der mir stets die wärmste Zärtlichkeit bewiesen hatte, fielen die Unglücksblätter mir wieder in's Auge, — — ich raffte sie auf, und lernte begreifen, daß der Tod meines Vaters nicht das größte Unglück war, das mich traf. Ach, wie soll ich vor Euch das Verdammungsurtheil aussprechen über den Mann, der mir das Leben gab, den ich Jahre lang wie heilig hielt in meinem Urtheil, wie soll ich Euch eine Schuld aufdecken, die die ewige Nacht des Geheimnisses fortan bergen sollte, wie bisher! Aber es sey, es muß seyn!"

„Diese unseligen Papiere sagten mir, daß, als der Kaiser Leopold vor dreißig Jahren die deutschen Reichsfürsten zur Unterstützung gegen die Franzosen in die Waffen rief, mein Vater sein Land und seinen Herrscher verkauft und verrathen hatte. Er unterhandelte mit Turenne. Er wäre wie mit dem Willen, so mit der That zum Verräther an seinem Lande geworden, hätte nicht der Freiherr von Wolframsdorf die Unthat entdeckt und verhindert. — — Mein Vater war ein Ehrloser, und ich, ich bin auch ein Arko!" unterbrach sich hier der unglückliche Jüngling, indem er sein todtenbleiches Gesicht mit dem Ausdruck der Verzweiflung in seine Hände begrub.

Mathilde brach in Thränen aus, und, in der warmen Theilnahme am Schmerze des Geliebten alle Schüchternheit und Zurückhaltung vergessend, schlang sie die zarten Arme innig um seinen Hals, und zog zugleich mit der kleinen Rechten seine Hände sanft von seinem Gesichte, um ihm mit unendlicher Zärtlichkeit in die Augen zu sehen.

Mit verändertem, dumpfen Tone fuhr Arko fort: „Ihr kennt jetzt die geheime Schande meines Hauses — ich habe nur wenig beizufügen. Aus einem Schreiben des Herrn von Wolframsdorf an meinen Vater, das bei den übrigen Papieren lag, erfuhr ich, daß durch einen wunderbaren Zufall ein Bote Turenne's sich an ihn, statt an meinen Vater gewendet hatte. Beide waren bis dahin warme Freunde gewesen — das vermochte den Freiherrn, meinen Vater nicht der öffentlichen Entehrung preis zu geben; er begnügte sich, den Verrath unschädlich zu machen, und schwieg. Aber wie schrecklich war die Strafe, die er meinem Vater auferlegte! O dies Schreiben! Seine Worte werde ich nie vergessen, sie sind wie mit glühendem Eisen in meine Brust eingeprägt. Diese Worte haben meinen Vater bis in den Staub erniedrigt, diese Worte haben als Bedingung des Schweigens von ihm gefordert, daß er die Waffen, die er entehrt hatte, niederlegen und sich aus seiner Heimath verbannen sollte, bis der Tod die Augen des Bayernfürsten geschlossen habe, den er hatte verrathen wollen, — diese Worte verwehrten es ihm, jemals wieder, sey es für die Ehre, sey es für den Waffenruhm, das Schwert zu ziehen. Wie einem Knaben ward die langgeführte Waffe dem Manne aus den Händen gewunden, und wenn er die Ehre verloren hatte, so war ihm dafür zum Fluch die Aufgabe geworden, sie für immer zu vergessen."

(Fortsetzung folgt.)

Der junge Prinz von Preußen.

Von dem am 18. October für mündig erklärten und von diesem Tage an auch an den Staatsgeschäften Theil nehmenden Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen bringt die „Weser-Zeitung" folgende Charakteristik:

Es mag seyn, daß die Gerüchte nicht ganz ungegründet sind, welche von dem Hervortreten einer stolzen, eigenwilligen Gemüthsart in den Knabenjahren des Prinzen erzählen, gewiß ist aber, daß diese Gemüthsart in dem weiteren Entwickelungsgange desselben eine völlige Umwandlung erfahren hat. Ehe wir auf die Charakteristik desselben eingehen, wollen wir mit einem Worte der Eltern gedenken. Einerseits lehnt er sich hier an den Vater mit dem ruhigen, selbstbewußten Wesen, dem militärischen Sinn, dem wie zum Herrschen geborenen Geist; auf der anderen Seite steht als Mutter jene allbewunderte Prinzessin da, die Pflegerin wissenschaftlichen Strebens, die Begünstigerin der Künste, die, als weimarische Prinzessin einst die Schülerin Goethe's, aus dem Kreise ihrer Familie den Geist hierher mitgebracht hatte, der Weimar einst zum Musentempel Deutschlands machte. Dieser sich ergänzende Gegensatz in der Gesinnung der Eltern wirkte wohlthätig befruchtend auf Geist und Gemüth des empfänglichen Kindes. Bald nach dem zehnten Lebensjahre wählte dann der Prinz von Preußen den damals als Docenten an der Berliner Universität fungirenden Dr. Curtius zum Lehrer des jungen Prinzen. Die Wahl hätte keine glücklichere seyn können. Curtius, selbst noch ein junger Mann, der mit seiner ganzen Anschauungsweise der Gesinnung des jungen Prinzen näher stand, als ein im Dienste ergrauter Oberst, gewann bald die ganze Liebe und Zuneigung seines Zöglings, und damit war eben Alles gewonnen. Was früher Eigenwille und Stolz gewesen war, das milderte sich jetzt bald zu stillem Ernst und selbstbewußter Liebe für den hohen Beruf, zu dem das Geschick ihn erkoren. Wir wollen nicht ausführlicher darauf eingehen, wie seine wissenschaftliche Ausbildung schnellen Schrittes heranreifte, wir wollen nur des Umstandes gedenken, wie er mit besonderer Vorliebe der vaterländischen Geschichte und Literatur sich widmete, wie er allwöchentlich einige Abende den Vorlesungen dramatischer Werke so gern beiwohnte, für die seine Mutter den Dramatiker Raupach in ihren Abendcirkel zog. Dann aber und vor Allem wollen wir nicht vergessen, es aufzuzeichnen, wie er es liebte, mit seinem Lehrer sich überall in das bunte Gewühl des Volkes zu mischen, um überall seine Anschauungen des Lebens auch aus dem Leben zu schöpfen, wie er mit ihm die Fabriken der Hauptstadt durchwanderte, eben so um die Hebel materiellen Wirkens und Schaffens in der Nähe zu studiren, wie um das Elend und die Noth menschlichen Lebens an ihren Quellen zu sehen. Wie gern ließ er sich nicht in lange Gespräche ein mit den Fabrikarbeitern, wie wißbegierig forschte er nicht den unbedeutendsten Details ihres täglichen Lebens nach! Die Materialien, die er hier gesammelt, werden ihm nicht verloren seyn. Diese unmittelbaren Einwirkungen des Lebens auf ihn wollen wir aber auch noch auf einem

Digitized by Google

anderen, für uns wichtigeren Gebiete nicht übersehen. Die Jugendentwickelung des Prinzen fällt in die Zeit, wo nach dem Regierungsantritte des jetzigen Königs alle die lang' zurückgedrängten Wünsche des Volkes mit ganzer Kraft erwachten, bis sie die ihnen so unklug versagte Befriedigung auf dem Wege der Gewalt und des offenen Aufruhrs zu erreichen suchen mußten; er hat in unmittelbarster Nähe diese schwere Prüfungszeit unseres Vaterlandes durchlebt, er hat die Liebe für das Volk, das zu beherrschen er berufen ist, bewahrt, er wird dessen wahre Bedürfnisse erkennen und würdigen gelernt haben. So ist er herangereift zu einem Jünglinge, auf den mit Stolz das Vaterland zu sehen Ursache hat, und den die Liebe Aller, die ihm zu nahen Gelegenheit hatten, in seine neue Lebensepoche hinübergeleitet. Mehr als irgend ein anderer Prinz unseres königlichen Hauses von Stolz entfernt, drängte er sich mit unbefangener Bescheidenheit überall hinzu, wo er etwas Nützliches glaubte hören oder lernen zu können. So mischte er sich, als im vorigen Jahre die vom Könige abgewiesene deutsche Kaiser-Deputation von der Prinzessin von Preußen mit solcher Zuvorkommenheit empfangen wurde, damals so unbefangen in das Gespräch mit allen einzelnen Abgeordneten, um sich über die kleinsten Details ihrer Sendung Erkundigungen einzuziehen; so erschien er noch jüngst, als der Erste von unseren Prinzen, auf der Tribüne in unserer zweiten Kammer, um auch das parlamentarische Leben in der Nähe zu sehen; so hat er sich überall den Bestrebungen der neuen Zeit genähert. Der Mensch ist nun einmal immer ein Kind seiner Zeit, sein Handeln das Resultat seiner ganzen inneren, geistigen Anschauungsweise; wenn daher das constitutionelle Staatsleben für jetzt auch noch nicht bei uns in seinem wahren Wesen gedeihen will, weil die Anschauungsweise Derer, die gegenwärtig auf die Gestaltung desselben bestimmend einwirken, demselben innerlich fremd sind, wenn wir die Erfüllung unserer schönsten Hoffnungen auch deßhalb vielleicht noch auf die nächste Generation vertagen müssen: nun, der eben mündig gewordene Prinz gehört gerade dieser neuen Generation an, die Stürme der Zeit haben ihn gebildet, die Zeit tritt ernst mahnend an ihn heran, und Alles läßt hoffen, daß die auf ihn gesetzten Hoffnungen einst nicht werden zu Schanden werden.

Zur Geschichte des 19. März 1848 in Berlin.

Der bekannte Rellstab hat soeben „Zwei Gespräche mit Friedrich Wilhelm IV." erscheinen lassen, von denen das letztere, welches auf den Morgen des 19. März v. J. fällt, einen nicht uninteressanten Beitrag zur Erkenntniß einer noch so wenig gekannten Zeit und einer sehr häufig verkannten Persönlichkeit liefert. Wir theilen daher den wesentlichen Inhalt desselben mit. In jener geschichtlichen Nacht hatte sich, wie in so vielen andern bürgerlichen Köpfen, in Rellstab der Gedanke ausgebildet, daß er zur Friedensstiftung berufen sey. Kaum graute daher der Morgen, als er sich mit einer von ihm entworfenen Proclamation und mit dem Plane, den König zu einem Umzuge durch die Stadt zu vermögen, auf den Weg nach dem Schlosse machte. Bei dem dasselbe besetzenden Militär stieß er nirgend auf Schwierigkeiten, sondern wurde vielmehr, sobald er seine vermittelnde Mission verkündet hatte, mit der größten Zuvorkommenheit aufgenommen und sehr bald zum Könige geführt. Er legte nun diesem seinen Plan und seine Proclamation vor. Der König hatte indeß selbst schon den Gedanken einer Versöhnung gehabt und konnte Rellstab einen Abdruck seiner Proclamation „An meine lieben Berliner" mittheilen. Rellstab, der jetzt von der Richtigkeit der derselben zu Grunde liegenden Ansichten überzeugt ist, war indeß damals zu sehr von der allgemeinen Stimmung inficirt, um nicht von „starrem Erstaunen" ergriffen zu werden. Nachdem seine Erstarrung sich einigermaßen gelöst hatte, erklärte er dem Könige, daß diese Proclamation keinen guten Eindruck machen werde, namentlich nicht die Stelle, welche den Aufstand als durch lange vorbereiteten absichtlichen Verrath erregt darstelle. Darauf entgegnete der König im Wesentlichen Folgendes: „Der ganze Aufstand, Sie dürfen überzeugt davon seyn, war, was man einen coup monté nennt. Es herrschte, wie Sie wissen, unter den Tausenden auf dem Schloßplatze nur die Stimmung der Freude. Ich hatte mich schon zurückgezogen und auch die Volksmenge begann sich zu zerstreuen, als eine offenbar organisirte Schaar mit Gewalt in das Schloßportal einzudringen suchte. Die Truppen, welche dasselbe besetzt hielten, wurden auf das schmachvollste beleidigt und so gegen sie angedrängt, daß sie sich nur mit Mühe der thätlichen Angriffe erwehren konnten; die offen ausgesprochene Forderung dieser Schaar ging dahin, bis zu mir hinaufzudringen und den Abzug der Truppen mit Ungestüm zu verlangen. Es wären dies meist Leute von dem Verdacht weckendsten Aeußern, aber auch Schutzkommissarien darunter, natürlich verkleidet, denn die wackern Bürger Berlins halte ich solcher That nicht fähig. Alle ruhigen und vernünftigen Zurückweisungen dieses ungestümen Andrängens fruchteten nichts, aber es konnte schlechterdings nicht geduldet werden. Nach Reden und Aussehen der Einzelnen war das Aergste von diesen Leuten zu befürchten, unter denen zuverlässig meist Fremde sich befanden, die sich seit einer Woche in Berlin verborgen und kein Mittel, den Aufstand zu schüren, unversucht gelassen hatten. Da der Tumult immer mehr zunahm, mußte ich den Befehl geben, den Platz, wie es in der Proclamation heißt, im Schritt und mit eingesteckter Waffe räumen zu lassen. Die beiden Gewehrschüsse, die man als Signal zum Aufruhr benutzt hat, gingen aufwärts und haben Niemanden verletzt. Unmöglich hätten sie eine solche Scene der Verwirrung und Erbitterung veranlassen können, wenn sie nicht mit aller Absicht dazu benutzt worden wären." Da Rellstab sich mit dieser Ansicht nicht einverstanden erklärte, und wiederum auf seinen Plan zurückkehrte, so ergriff der König nochmals das Wort und sagte: „Ich würde gewiß auf Ihren Vorschlag eingehen, wenn ich Ihre Ansicht von dem ganzen Verlaufe der Sache hätte; aber ich habe, wie ich Ihnen gezeigt, eine andere. Es ist nicht die Besorgniß um mein Leben, die mich abhält, auf Ihren Vorschlag einzugehen, aber ich muß besorgen, bei dem vielfachen Verrath, der sich eingemischt hat, daß meine Freiheit in Gefahr kommen kann. Und ich würde dann vielleicht einem Zwange unterworfen, der das von mir forderte, was ich unmöglich gewähren könnte. Ich darf weder meine Person noch das Land auf ein so gewagtes Spiel setzen. Zu jeder gütlichen Ausgleichung bin ich bereit. Wenn die Bürger die Barrikaden niederreißen und verlassen, soll sich das Militär in die Kasernen zurückziehen. Suchen Sie sie dazu zu bewegen. Ich will den Kampf, den ich nicht begonnen habe, auch nicht erneuern." Rellstab ergab sich noch nicht, wurde vielmehr noch dringender: „Es handelt sich", sagte er unter Anderm, „nicht allein um die Krone Ew. Majestät, sondern vielleicht um die Dynastie der Hohenzollern überhaupt." Der König erwiederte: „Ich weiß, was auf dem Spiele steht. Ich habe mir jeden Ausgang vorgestellt und ich bin auf das Vollkommenste darauf vorbereitet." Hiernach blieb Rellstab nichts weiter übrig, als auf seine Idee zu verzichten und, wenn er überhaupt noch vermitteln wollte, der Aufforderung des Königs nachzukommen.

Digitized by Google

Gibt es keinen Borstell, gibt es keinen dritten Friedrich Wilhelm mehr?!

Die das edlere Menschengefühl tief verletzenden Hinrichtungen, welche unaufhörlich noch jetzt in verschiedenen Staaten fortdauern, pressen auch dem minder Erregbaren einen Schrei der Entrüstung aus.

Wahrlich, hier muß man ausrufen: „Gibt es keinen Borstell, gibt es keinen dritten Friedrich Wilhelm mehr?!"

Ludwig Georg Leopold von Borstell, preußischer General der Cavallerie, Sieger bei Großbeeren, Dennewitz und Leipzig, hochverdient um das deutsche Vaterland, war nach der Rückkehr Napoleons von Elba an die Spitze des zweiten preußischen Armeecorps berufen worden. Während er sich mit dessen Organisation beschäftigte, hatte die Nachricht von der durch die in Wien versammelten Gewaltherren geschehenen Zerstückelung Sachsens bei mehreren in Lüttich stehenden sächsischen Bataillonen einen Aufstand hervorgerufen. Vaterlandsliebe ließ diese ächten Söhne Sachsens vergessen, daß sie unter dem Kriegsrecht standen; sie gaben ihren Gefühlen einen thätigen Ausdruck; jenen Gefühlen, die jedes deutsche Herz erfüllte über jene That.

Blücher, der solche Gefühle nicht kannte (er war nur Soldat), befahl die äußerste Strenge militärischer Strafgewalt gegen die Sachsen: Verbrennen der Fahnen und Erschießen der Anführer. Aber der humane Borstell, mit der Vollziehung von des Feldherrn Willen beauftragt, das Motiv des Aufstandes, nämlich den zur Wuth gesteigerten Volksschmerz der Sachsen berücksichtigend, nahm es, als eine Bitte um Pardon gescheitert war, auf die Gefahr, Ehre und Kopf zu verlieren, auf sich, Blücher's wiederholte Ordre unbefolgt zu lassen: Wahrlich, eine große That, die den Menschen Borstell mit einer ewigen Krone schmückt. Absetzung und Kriegsgericht wurden nun rasch nach einander über ihn verfügt und vierjährige Festungsstrafe ihm von letzterem zuerkannt. Friedrich Wilhelm der Dritte wollte sich in der Menschlichkeit, und das macht seinem Herzen Ehre, von seinem General nicht übertreffen lassen; er verwandelte die kaum angetretene Festungsstrafe in Magdeburg zum Ehrenzeichen, indem er ihm das Kommando in der nämlichen wichtigen Festung anvertraute, wo er vier Jahre als Gefangener seyn sollte. Im Jahre 1825 übergab er ihm das Kommando des achten Armeecorps in den Rheinprovinzen. So handelten menschliche Gewalthaber und Heerführer im Jahre 1815. — Wo aber heute, nach 34 Jahren und angeblich fortgeschrittener Gesittung, die Humanität hingeflüchtet ist, das wissen wir nicht; wir wissen nur, wo sie nicht zu finden ist.

Geschrieben am 18. October 1849. J.

Mannichfaltigkeiten.

Der König Theopompus tröstete seine unzufriedene Königin damit, daß eine beschränkte Gewalt viel dauernder sey, als eine unbeschränkte. Das war ein recht vernünftiger Mann, von welchem noch auf den heutigen Tag die Könige etwas lernen könnten, und sie hätten sich dessen nicht zu schämen, da ja dieser Lehrer kein demokratischer Wühler, sondern ein Standesgenosse von ihnen ist.

In den „Karlsschülern" kommt eine Phrase vor: „Es lebe die Republik!" Als das Stück kürzlich in einem Wiener Theater gegeben ward, wurde der Schauspieler, der diese Worte gesprochen, alsbald vor die Commandantur geladen, und als er sich mit dem Textbuche auswies, erhielt er deshalb einen Verweis, daß er die Worte zu deutlich hervorgehoben habe! — Er hätte in sich hineinflüstern sollen!

Ein Bäckermeister in Landsberg a. M. pflegte mit einer Windbüchse auf die auf seinem Hofe häufig umherlaufenden Ratten zu schießen. Als er neulich mit dem Laden dieses Gewehrs beschäftigt war, wurde er abgerufen und beauftragte daher seinen 20 Jahre alten Lehrling, die Ladung zu vollenden. Gleich nachher hörte man einen heftigen Knall; der Windkessel an der Büchse war zersprengt und ein Stück derselben dem jungen Menschen in die Brust gefahren. Der sorgsamsten Pflege ungeachtet erfüllte sich die Muthmaßung des Arztes über einen tödtlichen Ausgang; der Unglückliche verschied nach 5 Tagen unter den heftigsten Schmerzen.

In Königsberg a. M., Regöz. Frankfurt, einer Stadt von 5,500 Einwohnern, hat die Cholera im größten Umfange gewüthet. Im Monat September starben 225 Personen. Die Seuche hat daselbst aber jetzt fast aufgehört.

In der Mecklenburger Zeitung machen mehrere Einwohner Schwerins bekannt: „Um der aus Baden heimkehrenden mecklenburger Artillerie eine kleine Annehmlichkeit bereiten zu können, erbitten wir freiwillige Beiträge, wofür eine Erfrischung hergerichtet werden soll, welche entgegenzunehmen wir gern bereit sind." Was der Artillerie dann übrig bleibt, sagen die Herren Rechwoldt, Spangenberg, Kahl und Voß ꝛc. nicht. In demselben Blatte macht eine Kammerherrin v. Sperling bekannt, daß sie drei kurcheinandergehende Stuben zu vermiethen habe.

Die Doktorhüte, welche seither auf einigen Universitäten nicht viel theurer waren, als ein feiner Filz- oder Seidenhut, dürften jetzt im Preise etwas steigen. Die preußischen Doktorhüte kommen in Zukunft sehr hoch zu stehen und werden nicht Jedermanns Kauf seyn. Der in Berlin versammelte Reformcongreß preußischer Universitätslehrer hat unter andern beschlossen, daß jede Doktorpromotion 500 Thaler kosten soll. Ist seither der Doktortitel häufig als ein werthloser bezeichnet und bespöttelt worden, so wird er von jetzt an wenigstens ein werthvoller seyn, sowie die gelehrten Hutmacher bei diesem Industriezweig gute Geschäfte machen können, wofern die Nachfrage nach besagtem Artikel lebhaft bleiben sollte, welches letztere freilich noch in Zweifel steht.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 25. Oct. (Zum ersten Male wiederholt): Gitana, das Zigeunermädchen, rom. Oper in 3 Abth. von Bunn, Musik von M. W. Balfe. Unter persönlicher Leitung des Komponisten, des Hrn. M. W. Balfe, Kapellmeister der großen italienischen Oper in London.

Freitag, 26. Oct. Martha, oder: Der Markt zu Richmond, Oper in 4 Abth. (theilweise nach einem Plan von St. George) von W. Friedrich.

Samstag, 27. Oct. Deborah, Volksschauspiel in 4 Akten von S. H. Mosenthal.

Sonntag, 28. Oct. Gitana, das Zigeunermädchen, romantische Oper in 3 Abth. von Bunn, Musik von M. W. Balfe.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 256. Freitag, den 26. October 1849.

Ferdinand Arko.

Historische Erzählung von A. Reich

(Fortsetzung.)

„Erlaß es mir, Geliebte," fuhr Arko fort, „Dir zu schildern was ich fühlte, als ich dieß Schreiben gelesen hatte. Ich fühlte mich elend bis in das tiefste Innern meiner Seele hinein. Mein Name, dessen ehrwürdige Ahnenreihe ihn für mich zu einem freudigen Panier des Ruhmes gemacht hatte, war befleckt und mit Schmach bedeckt. Was galt es mir, daß die Welt den Flecken meiner Ehre nicht kannte, es gab Einen, Einen, der das Recht hatte, diesen Namen mit Füßen zu treten. In dieser Stunde, verzeihe mir Mathilde! in dieser Stunde habe ich Deinem Vater geflucht! Ich schien mir selbst so erniedrigt, so von Schmach beladen, daß ich es nicht mehr wagte, mein Haupt, das sich unter der Last dieses furchtbaren Geheimnisses senkte, gegen irgend Einen zu erheben. Mein froher Jugendmuth war dahin für immer, und glaubt mir, wenn ich mich auch manchmal von der entsetzlichen Bürde dieses Gedankens zu befreien vermag, vergessen werde ich nie, nie Ruhe finden, bis ich mit meinem Herzblut die Sündenschuld bezahlt habe, die mein Vater auf sich lud. Das Leben hat für mich nur noch einen Trost — den Tod für das Vaterland!"

„Ferdinand! aus Barmherzigkeit sprecht nicht so fürchterliche Worte," unterbrach Mathilde schluchzend und bebend seine leidenschaftliche Rede; „habt Ihr denn Eure arme Mathilde ganz vergessen? — Ist meine Liebe kein Trost für Euer Leben, scheint sie Euch nicht süßer als der Tod?"

„O vergib mir, Du holdes, süßes Mädchen!" erwiederte er langsam, indem er sich über die brennende Stirne strich, um sich von der heftigen Erregung zu sammeln. „Wohl sprichst Du wahr, ich bin ein Sinnloser, Deiner Liebe zu vergessen! Ja, Du hast Recht. Das Leben könnte für mich noch golden und schön seyn, aber wird es das je? Wird je Dein Vater dem Sohn des Mannes, den er bis in den Staub erniedrigt, und ach, mit Recht erniedrigt hat, die Hand seines einzigen Kindes gewähren? O Du Engel, verzeih' mir!" rief Ferdinand, indem er sich auf die Knie vor dem jungen Mädchen niederwarf, „verzeih' mir, daß ich schwach genug war, Dich in diese Stürme hineinzuziehen, daß ich das Alles wußte, und doch nicht Muth und Kraft genug hatte, die Leidenschaft, die Deine holde Anmuth in mir erweckt hat, für ewig in meiner Brust zu verschließen."

„Nein, mein geliebter Ferdinand, nein, bereue Deine Liebe nicht!" rief Mathilde mit Begeisterung in dem lieblichen, höher gefärbten Gesicht. „Bereue das Glück nicht, das ich durch das Bewußtseyn, Dein Herz zu besitzen, ewig und unvergänglich in mir tragen werde, mag es uns ergehen, wie es auch wolle! Nein, wünsche nicht, daß mir auch noch das Einzige verschwiegen geblieben sey, was mich tröstet und aufrecht erhält, Deine süße, treue, warme Liebe!"

Stumm vereinigten sich Beide in einer engen innigen Umarmung, und als Ferdinand sein von den heftigsten Aufregungen bewegtes Herz an dem schlagen fühlte, das keinen Gedanken, kein Bild beherbergte, als nur ihn, erweichten und lösten sich alle Stürme, die seine unruhige Seele durchwogten.

„Faßt Muth!" unterbrach die ernste, von innerer Rührung bebende Stimme der Gräfin Taufkirch endlich die stumme Pause. „Warum so ganz verzagen, warum nicht einen Versuch, dem Schicksal doch vielleicht Euer Glück abzugewinnen? Ich kenne den Herrn von Wolframsdorf als einen strengen aber gerechten Mann. Sollte er wirklich die Schuld des Vaters noch dem Sohne büßen lassen wollen? Die Tapferkeit, die Euch Jeder zugesteht, die Bevorzugung des Churfürsten sind ja mächtige Hülfsquellen für Eure Werbung! Habt Ihr noch nicht daran gedacht, Euch Max Emanuel anzuvertrauen? Ihr wißt, wie feurig der alte Held ihn verehrt, sollte seine Fürsprache nicht mächtig genug seyn, um die Makel auszulöschen, die Euer Name im Gedächtnisse des Freiherrn trägt? Faßt Muth! Bedenkt, daß die Zeit drängt, daß Mathildens Loos jetzt entschieden werden muß. Gebt Euch keinem unnützen Kummer hin, — handelt! und das sogleich. Habt Ihr denn gar kein Vertrauen auf Euch selbst, auf Euren eigenen Werth, daß Ihr es gar nicht für möglich halten wollt, daß der Freiherr auch ihn in die Waagschale legt? Laßt kein Gefühl des Stolzes Euch zurückhalten, Graf, wo es sich um Euer Lebensglück, um das dieses frommen, lieben Kindes handelt. Mathilde ist ja das einzige Kind ihres Vaters, das einzige Wesen, das ihm auf Erden nahe steht — wagt es kühn, ihn um ihr Glück zu bitten!"

„Wohlan denn," entgegnete Ferdinand düster, „ich will Eurem Rathe folgen. Mit dem Churfürsten kann ich über diese Angelegenheit nicht sprechen — es würde unnütz seyn, wenn er nicht Alles wüßte, und nie, um keinen Preis werde ich mich dazu entschließen, das Gedächtniß des Mannes, der mir das Leben gab, in den Augen eines Fürsten zu beflecken, den ich fast wie Gott verehre. Wie? selbst der strenge, der eiserne Wolframsdorf fand die Strafe zu hart, das Verbrechen des ehemaligen Freundes seinem Herrscher bekannt werden zu lassen, und ich, der einzige Sohn dieses Mannes, ich sollte um meines Glückes willen diesen furchtbaren Schleier heben, ich sollte meinem Vater die Verachtung seines Fürsten als Grabstein setzen? Nie! Vielleicht war es schon eine ernste Schuld, daß ich nur Euch dieß Geheimniß enthüllte, aber Mathilden's Geschick ist zu tief in das meinige verflochten, als daß ich ihr nicht das Recht zuerkennen müßte, meinen verborgenen Schmerz zu theilen, der sie fast ebenso schwer betrifft, als mich selbst. Hier ist aber die Gränze gezogen — zweimal sollen diese Lippen sich nicht über die schreckliche Vergangenheit öffnen. Einen Versuch jedoch will ich wagen — ich werde zu Eurem Vater gehen, Mathilde, ich werde ihn um Eure Hand bitten, demüthig bitten, wenn sein stolzer Sinn es fordert. Ich will Alles vergessen, was dieser Mann mir sagen kann; — viel-

Digitized by Google

leicht wird er mich mit Verachtung und Schmach überhäufen, aber um meiner Liebe willen werde ich auch das ertragen. Mathilde!" rief er mit leidenschaftlichem Schmerze, „die Liebe zu Dir ist wahrlich das stärkste Gefühl meines Herzens — dieser Entschluß möge es Dir beweisen!"

Er drückte einen glühenden Kuß auf ihre Stirne und stürzte aus dem Zimmer. Zitternd und schluchzend warf das junge Mädchen sich an die Brust ihrer mütterlichen Freundin, die vergebens suchte, ihre Thränen mit den eigenen schwachen Hoffnungsgründen zu stillen.

(Fortsetzung folgt.)

Adolph von Trützschler.

Die standrechtliche Hinrichtung Trützschlers, schreibt dem „Leuchtthurm" ein Jugendfreund des Gemordeten, hat einen tiefen, nie verlöschenden Eindruck auf mich gemacht, um so tiefer, als er mein Jugendfreund war und unsere Lebenswege sich manchmal, wenn auch nur leicht berührten.

Als er noch ein zartes Kind war, liebten ihn alle seine Altersgenossen, und ich erinnere mich, daß ich Sehnsucht nach ihm empfand, wenn ich nicht bei ihm war, daß ich, bei ihm, oft an seinem Halse und an seinen Lippen hing. Ich erinnere mich jener Zeit, jener so schnell entschwundenen sorgenfreien Kindheit stets mit Wehmuth und Freude, bald wird ja unser Aller Glück nur noch in der Erinnerung an den kindlichen kurzen Traum auf eine bessere Zeit bestehen. Er war der Eltern Idol; schon seine Geburt hat manche Thräne getrocknet, manch' tiefes Leid in Freude gewandelt. Als nämlich die bis dahin kinderlose Frau v. Trützschler sich Mutter fühlte, da that sie ein frommes Gelübde, wenn sie glücklich gebäre, die Kinder, die an dem Siechthume litten, welches ein Stocken des Wachsthums und eine Verkrüppelung der Glieder mit sich führt, selbst und unentgeltlich zu behandeln und zu heilen. Adolph wurde geboren und die edle, herrliche Frau hat seit jener Zeit an dem Geringsten ihr Gelübde treu und redlich erfüllt.

Trützschler besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt Gotha und zeigte besonders in den mathematischen Studien eine so eminente Auffassungskraft, daß der übrigens geistreiche Lehrer der Mathematik dadurch oft in Verwunderung, ja manchmal in Verlegenheit gerieth, da Trützschlers rasche Schlüsse und kühne, aber stets richtige Combination dem ruhigen und streng logischen Fortschreiten des Lehrers den Rang nicht selten abliefen. Sein Betragen war stets still, ruhig und ernst. So auch auf der Universität. In Jena trat er in die Verbindung der sog. Burschenschafter ein, eine Verbindung, welche durchaus demokratische Tendenzen verfolgte. Hier in der Mitte einer Schaar für Freiheit erglühter Jünglinge — Kieselhausen gehörte dieser Verbindung ebenfalls an — mag sich der in Trützschlers Brust ruhende Keim entfaltet, mag sich sein Sinn, sein Gefühl für Freiheit und Recht gekräftigt haben. Wydenbrugk war sein Freund und Verbindungsgenosse, Wydenbrugk, dessen Weg nach kurzer Zeit so weit von dem des einstigen Freundes sich entfernte. Beide sah man stündlich beisammen; immer gingen Beide auf dem beliebten Spaziergange der Jenaischen Studenten, dem Marktplatze, Arm in Arm mit einander auf und ab, der unscheinbare verwachsene Wydenbrugk sich anschmiegend an den schlanken, kräftigen Trützschler. Obwohl von seinen Eltern reich ausgestattet, machte er doch niemals nur irgend einen Aufwand, aber er unterstützte andere Studiengenossen, deren Noth und Bedürftigkeit er erfahren hatte, gern und im Stillen mit seinem Ueberflusse. Ein unglückliches Duell, in welchem er seinen Gegner tödtlich verwundete, verleidete ihm den Aufenthalt in Jena; das Andenken an den durch seine Hand, doch wider seinen Willen Gefallenen hat ihn nie verlassen, hat ihm manche Stunde verbittert.

Als er seine Studien vollendet hatte, ging er auf den Wunsch seines Vaters, der, seiner Ueberzeugung folgend, aus dem Gothaischen Ministerium getreten war, in den sächsischen Staatsdienst. Bald fand sich Gelegenheit für ihn, sein Streben nach dem Lichte und Rechte zu bethätigen. Das Emporblühen des Deutschkatholicismus, eine Vorahnung der bald eintretenden politischen Stürme, beschäftigte alle Gemüther, setzte die Ministerien in Verlegenheit und Thätigkeit. Robert Blum sprach ihm das Wort, Trützschler schloß diesem sich an. Er trat kühn gegen das sächsische Ministerium auf, welches aus Rücksicht für Oesterreich dem neuen Cultus eben nicht hold war und seine Ausübung beschränken wollte; und sehr bald erhielt er die Weisung: „sich nicht in Sachen zu mischen, die ihn nichts angingen, und über welche nur das Ministerium zu entscheiden habe." Dies machte seinen Namen und seine Gesinnung bekannt, und er wurde deßhalb im vorigen Jahre zum Abgeordneten in die Nationalversammlung gewählt. Was er in dieser Stellung gethan und gewirkt, ist uns Allen bekannt. Deßhalb darüber kein Wort; nur erwähnen will ich, daß er demokratische Zeitschriften und demokratische Vereine mit großen Summen unterstützte, und überhaupt kein Opfer scheute, wenn es der Beförderung der Sache galt, für welche sein Herz bis zum letzten Hauche geschlagen.

Damjanich.

Schon als Hauptmann im kaiserl. Dienste verscherzte derselbe durch seine Allianz mit der magyarischen Opposition die Gunst seiner Vorgesetzten. Trotz des Mißfallens, mit dem man alle Offiziere betrachtete, die sich in die Politik mischten, war Damjanich ein eifriger Besucher der Oppositionsclubs, und als die unheilsvolle Sonne der Märztage die breite Kluft zwischen den Kaiserlichgesinnten und den sogenannten Patrioten erhellte, schlug sich der serbische Riese, Hauptmann Damjanich so offen zu den Vertheidigern der Kossuth'schen Errungenschaften, daß sich der commandirende österr. General bewogen fand, ihn nach Italien zu beordern. Die Dazwischenkunft des Batthyanyi'schen Ministeriums wußte jedoch den gefährlichen Degen im Land zu erhalten, und er wurde damals zum Major in jener Zeit noch irregulärer Truppen avancirt. Die Temesvarer Nationalgarde erbat sich Damjanich gleichzeitig als Obristwachtmeister. Zum Glück für die österr. Sache wurde jedoch diesem Wunsche nicht willfahrt. Wäre es geschehen, traun er wäre der verwegene Mann gewesen, ein Blutbad zu Gunsten der Tricolore in jener Stadt herbeizuführen. Später zum Obristen, endlich zum Generalen ernannt, zeichnete er sich in dem Feldzuge im Südosten Ungarns aus, und an seinen Namen knüpfte sich so mancher Sieg, aber keine einzige Niederlage. Nach den Stürmen bei Alibunar und Lagerdorf wurde Damjanich dem großen Publikum zuerst bekannt. Er war der Schreckinsland, der Knecht Ruprecht für seine serbischen Glaubensgenossen geworden, welche er räthselhaft genug so glühend und unversöhnlich haßte, daß er einmal eine Proklamation des abentheuerlichen Inhalts erließ: „Ich komme, euch zuerst sammt und sonders auszurotten, und werde mir dann selbst eine Kugel vor den Kopf schießen, auf daß keiner übrig bleibt, den raizischen Volksstamm fortzupflanzen!" Seine glänzendste Waffenthat war aber der Sieg bei Szolnok. Der geschickte Generalstäbler Kleinheinz, der später bei der Belagerung von Ofen blieb, hatte den Plan hiezu so genau combinirt, und Damjanich führte ihn mit solchem Ungestüm aus, daß die Brigade Karger beinahe aufgerieben worden wäre, und sämmtliche Bagage, wie der verschanzte Brückenkopf diesseits der Theiß mit allen seinen Ka-

Digitized by Google

nonen in die Hände der Aufständischen gerieth. Damjanich's bald darauf erfolgendes erstes Zusammentreffen mit Görgey, seine Vorliebe für dies allerdings eminente Feldherrntalent, seine Wirren mit FML. Vetter, wie er diesem ein Gallenfieber an den Hals ärgerte, sein dießfälliger lakonischer Rapport an Görgey, seine Abneigung gegen die „Schwätzer" auf dem Reichstag zu Debreczin, den er nach erwirkter Versöhnung mit dem König, mit dem Bayonnette auseinander zu stäuben gelobte; sind Dinge, welche den Zeitungslesern ziemlich bekannt wurden. Weniger dürfte es jedoch dem Lesepublikum bekannt seyn, daß der glänzende Ausgang der großen Wochenschlacht von Hatvan bis gegen den Rakos bei Pesth hauptsächlich durch seine Bravour beschleunigt wurde. Als er nach der Affaire bei Tapio Bicske beordert wurde, dem daselbst geschlagenen Klapka zu Hülfe zu eilen, äußerte er sich gegen Görgey: „Soll ich dem Freund Klapka immer aus der Tinte helfen?" Görgey antwortete laconisch: „Nein, diesmal wird er dich aus der Schmiere ziehen." Und so geschah es auch noch am selben Tage. Damjanich war es auch, der Waitzen mit Sturm nahm, wobei der tapfere kaiserliche General Götz tödtlich verwundet in die kurze Gefangenschaft der Insurgenten fiel. In Komorn brach sich Damjanich bei einer Spazierfahrt den Fuß. Diese Verletzung zwang ihn, der letzten ungarischen Campagne, so zu sagen, als müßiger Zuschauer beizuwohnen. Sein letzter Act als selbstständiger Befehlshaber war die Uebergabe der Festung Arad an die Russen, die auch nach Görgey's Rath gleich nach dessen Capitulation bei Vilagos erfolgte. Am 6. Oct., am Todestage des österr. Kriegsministers Grafen Latour trat auch Damjanich den schweren Gang zum Hochgerichte an. Von Körperbau ein Riese, abgehärtet gegen jede Beschwerde, tapfer bis zur unglaublichen Verwegenheit, blind gehorchend, wo er achtete, ungestüm und ausdauernd im Angriffe, suchte er als Unterfeldherr seines Gleichen. Kanonendonner war seine liebste Musik, und ein tüchtiges Handgemenge sein Leibvergnügen. Man konnte von ihm wie von Perez Heißsporn sagen: „Dem Manne ist nicht wohl zu Muth, wenn er nicht zum Frühstück ein Stück sieben, acht Gegner todtgeschlagen!" (C. Bl. a. B.)

Aus einem politischen Programm.

Der constitutionelle Verein (cercle constitutionel), der zum Präsidenten Herrn Lamoricière und zu Vicepräsidenten den General Bedeau und die Herren Gustave de Beaumont und Paillet hat, sagt in seinem Programme unter Anderm Folgendes:

Viele Gegner der socialistischen Propaganda sind der Meinung, daß das einzige Mittel, sie zu zügeln, darin bestehe, sie zu besiegen, nnd zwar mit den Waffen der Gewalt. Die Mitglieder des constitutionellen Vereins sind zwar auch der Ansicht, daß keine Gewalt ohne Gegendruck und keine nachtheilige Propaganda ohne eine ihr entgegengesetzte bleibt; aber sie denken zugleich, daß es noch ein anderes und ein besseres Mittel gibt, um den Sieg davon zu tragen. Dieses besteht nun einzig und allein darin, sich ernstlich zu bemühen, die socialen Wunden zu heilen. Der Socialismus ist ein utopisches System, aber die gesellschaftlichen Uebelstände sind keine Chimären. Vielleicht der größte Irrthum des Socialismus besteht darin, daß er gegen wirkliche Uebel unausführbare Heilmittel angibt und daß er Uebelstände, welche die Gesellschaft zu erleichtern, wenn auch nicht zu heilen, verpflichtet ist, für unheilbar hält. Der kräftigste Widerstand den man ihm entgegensetzen kann, besteht darin, daß man seinen verkehrten Vorschlägen wohlthätige Wirklichkeiten gegenüber stellt und daß man beweis't, daß für all' diese grausamen Leiden es wahre und tiefe Sympathien gibt und nicht minder wirksame Linderungen. Die Mitglieder des Vereins weisen als falsch und gehässig die unbarmherzige Theorie zurück, welche uns glauben machen will, daß in jeder Staatsgesellschaft eine so große Masse von Schmerz und Thränen angehäuft liegt, daß weder die Individuen, noch die Regierungen sie ganz beseitigen oder auch nur bedeutend vermindern können. Das sind verwerfliche Lehrsätze, welche sich weder mit dem Wesen der Gottheit, noch mit der Humanität vereinigen lassen. Im Gegentheil glauben wir, daß es kein einziges jener Uebel gibt, welches nicht aufgehoben oder doch wenigstens sehr erleichtert werden könnte. Wäre dem nicht so, so würde die Stimme der Theilnahme und der warmen Mitempfindung in unserem Herzen sich nicht so laut vernehmen lassen. Die wahren Freunde der Ordnung und der Verbesserung des Staates müssen es sich demnach zur Aufgabe machen, aufrichtig die Heilmittel aufzusuchen, die praktischen Einrichtungen zu diesem Behufe zu ermitteln, zu untersuchen, was hierbei die Einzelnen und was die Regierung zu leisten haben, und endlich nach dem Bedürfniß die parlamentarische Initiative zu ergreifen. Solche Bestrebungen können nur von Männern ausgehen, welche von Glauben und Vertrauen durchdrungen sind, und die Mitglieder des constitutionellen Vereins tragen einen solchen Glauben und ein solches Vertrauen in sich, sowie sie nicht zweifeln, daß der Präsident der französischen Republik diese Gesinnungen mit ihnen theilt. Sie kennen kein Werk, welches des Eifers und der Aufopferung aller guten Bürger würdiger sey, und sie sind bereit, demselben ihre ganze Kraft, ihren besten Willen und ihre unermüdliche Ausdauer zu widmen. Einzig und allein auf dem Wege der Verbesserung der staatlichen und gesellschaftlichen Zustände kann und wird man den Revolutionen mit Erfolg entgegen wirken und allen Umwälzungen, welche nur zerstören, ohne wieder aufzubauen, nur erschweren, ohne zu lindern und das Elend nur allgemeiner machen, anstatt es zu verringern oder zu entfernen.

Mannichfaltigkeiten.

An allen Straßenecken der Wiener Vorstädte ist auf den Theaterzetteln zu lesen: „Gervinus, der Narr von Untersberg oder ein patriotischer Wunsch." Mit Recht ist die Allg. Zeitung entrüstet über die Verspottung eines Mannes, „der in Geschichte und Literatur zu den Trägern des deutschen Geistes gehört."

God save the People. So heißt ein Volkslied, das von dem bekannten Dichter Ebenezer Elliott als Gegenstück zu God save the Queen geschrieben und von dem Komponisten Wood in Musik gesetzt worden ist. „In den Tagen des falschen Royalismus", sagt der Herausgeber, „eines Royalismus, der nichts ist als Besorgtheit für unser Privatinteresse, denn der Royalismus, wie er einst verstanden wurde, ist längst todt und begraben und der Thron zu dem bloßen Symbol einer Klassenregierung herabgesunken — in jenen glorreichen Tagen, welche dem panischen Schrecken des Philisterthums am 10. April 1848 folgten, als ich von dem ewigen God save the Queen betäubt ward, der bei jedem Anlaß oder auch ohne allen Anlaß ertönte und womit man einst sogar den Vortrag eines Beethoven'schen Meisterstücks unterbrechen ließ, erlaubte ich mir, Ebenezer Elliott daran zu erinnern, daß, da wir das Glück hätten, ein Nationallied zu besitzen, das zur Verherrlichung des Throns bestimmt sey, wir auch eines haben müßten, das für das Volk selbst geschrieben und von ihm gesungen werden könne, und daß er der Mann wäre, dies zu thun. Der Volksdichter entsprach meiner Aufforderung. Die erste Strophe jenes Liedes lautet in deutscher Uebertragung also:

Digitized by Google

Wann wirst Dein Volk Du segnen?
O Gott der Gnade, wann?
Nicht Kön'ge nur und Herren,
Nein, Menschen, Jedermann!
Sie sind die Herzensblumen Dein,
Laß sie nicht schnödes Unkraut seyn,
Ein Wintertag ihr Erd' allein.
Gott, segne das Volk!

(Paris.) Nach dem Militär-Jahrbuch für 1849, welches in diesen Tagen erschien, zählt der Generalstab der Armee 5 Marschälle, von denen Soult allein aus dem Kaiserreiche (1804) ist; die übrigen vier datiren von der Juliregierung. Der Cadre des aktiven Generalstabs zählt 63 Divisions- und 129 Brigade-Generäle. Nur zwei der Divisions-Generäle datiren aus dem Kaiserreiche, aus der Restauration keiner; 29 sind von der Juliregierung ernannt und die übrigen von der Republik. 122 Divisions-Generäle sind in Ruhestand versetzt, wovon 5 aus der ersten Republik, 40 aus dem Kaiserreich, 22 aus der Restauration und 57 aus der Juliregierung. Brigade-Generäle sind 257 in Ruhestand versetzt. Der älteste derselben, General Lamoth, ist am 28. Nov. 1791 von Ludwig XVI. ernannt; 2 datiren aus der Republik, 31 aus dem Kaiserreich, 80 aus der Restauration und 143 aus der Juliregierung. Der eigentliche Generalstab zählt noch 25 Oberste, 24 Oberstlieutenants, 88 Chefs von Schwadronen, 266 Kapitäne und 83 Lieutenants. — Die Truppenzahl in Algerien beträgt ungefähr 65,000 Mann, nämlich: 13 Regimenter Infanterie, 7 Regimenter Kavallerie, 3 Bataillone Jäger zu Fuß, 3 Bataillone leichte afrikanische Infanterie, 3 Bataillone eingeborne Schützen, 11 Schanz-Kompagnien, 18 Batterien Artillerie, 16 Kompagnien vom Geniecorps, 3 Schwadronen Trainsoldaten, 3 Kompagnien Bauarbeiter, 5 Kompagnien für das Verwaltungswesen, 8 Werkstätten für öffentliche Bauten. Unsere Besatzung vom Norden bis zum Süden umfaßt 5 Linien, die der Küste parallel sind und von denen nicht eine vollständig ist. In der Provinz Algier z. B., wo wir seit 20 Jahren etablirt sind, haben wir nur drei dieser fünf Linien besetzt. Diese militärischen Linien sind zugleich bedeutende Handelslinien, so daß, wenn die Armee sich später zurückzieht, uns eine Handels- und industrielle Straße bleibt.

Literatur.

Geschichte der Neckarschule in Heidelberg von ihrem Ursprunge im zwölften Jahrhunderte bis zu ihrer Aufhebung im Anfange des 19. Jahrhunderts. Bearbeitet nach handschriftlichen, bis jetzt noch nicht gedruckten Quellen und nebst den wichtigsten Urkunden herausgegeben von Johann Friedrich Hautz, Professor und alternirendem Direktor des großh. Lyceums in Heidelberg. Heidelberg, J. C. B. Mohr'sche akademische Verlagshandlung, 1849, VIII. S. und 200 S. gr. 8.

Die vorstehende Arbeit des durch seine Untersuchungen über Jakob Micyllus von Strasburg, den alten Philologen und Dichter, an der Universität Heidelberg im 16. Jahrhundert, durch seine Schrift über den Ursprung und die erste Entwickelung des Heidelberger Lyceums, sowie durch seine Beschreibung der „Jubelfeier der dreihundertjährigen Stiftung des Lyceums in Heidelberg" rühmlichst bekannten vaterländischen Quellenforschers, ist ein höchst schätzbarer Beitrag zur Cultur- und Literargeschichte dieser Stadt. Nur durch Bearbeitung einzelner Theile, namentlich der in's graue Alterthum zurückragenden, im Mittelalter so wichtigen Gelehrtenschulen, wird es dem künftigen Forscher im Gebiete der innern Geschichte unseres Vaterlandes möglich, ein treues und lebendiges Bild von dem ganzen Cultuzustande desselben zu entwerfen, wie wir ein solches in der interessanten Schrift des Hrn. Lyceums-Direktors Hautz von dem Cultur- und Literarzustande Heidelbergs und von den äußern Schicksalen und dem innern Leben der Neckarschule erhalten. Diese war ein Alumneum für arme Söhne von Heidelbergern, Pfälzern und auch anderen Auswärtigen, welche das Gymnasium in dieser Stadt besuchten, stand unter einem besonderen Inspektor und Schaffner, welche durch ausdrückliche Verfügung der Kurfürsten unter dem reformirten Kirchenrathe der Pfalz standen und diesem für die Handhabung der Disciplin und die Verwaltung der Fonds Rechenschaft abzulegen hatten. Sie hatte ihr Gebäude am linken Neckarufer, hart auf der östlichen Seite des Brückenthores. Dieses brannte im orleans'schen Kriege ab und wurde 1706 wieder aufgebaut, bis endlich die in Verfall gerathene Schule mit dem als Alumneum für die armen Studenten der Universität wirkenden Sapienzcollegium, das sein Gebäude ehemals auf dem Paradeplatze hatte, unter Carl Friedrich, Großherzog von Baden, im Jahre 1805 aufgehoben wurde. Die Fonds beider Anstalten wurden durch besondere, bis in die neuesten Zeiten revidirte Statuten organisirt, von der badischen Regierung sorgsam verwaltet, und waren 1818 zu einer Summe von mehr als 40,000 Gulden herangewachsen. Sie werden dem ursprünglichen Stiftungszwecke gemäß für dürftige, talentvolle und in Fortschritten ausgezeichnete Schüler des Lyceums und der Universität in Heidelberg verwendet. So lebt das Andenken an die alte, längst eingegangene Neckarschule in der dankbaren Erinnerung der Zöglinge fort, die aus ihren Fonds die Mittel zu ihrer künftigen Ausbildung erhalten. Wir schließen diese Anzeige mit den herrlichen Worten Luther's, welche der Herr Verfasser als Wahlspruch seinem so belehrenden und unterhaltenden Buche vorausschickt, die auch auf unsere Gegenwart eine nähere Beziehung haben: „Einer Stadt Gedeihn liegt nicht allein darin, daß man große Schätze sammle, feste Mauern, schöne Häuser, viele Büchsen und Harnische zeuge; ja, wo das viel ist und tolle Narren darüber kommen, ist's so viel ärger und desto größerer Schade derselben Stadt; sondern das ist einer Stadt bestes und allerreichstes Gedeihen, Heil und Kraft, daß sie viel feiner, gelehrter, vernünftiger, ehrbarer und wohlerzogener Bürger hat; die können darnach wohl Schätze und alles Gut sammeln, halten und recht gebrauchen."

Hauptversammlung des Redevereins.

Freitag, den 26. d., um halb 8 Uhr Abends in des Unterzeichneten Wohnung.

Tagesordnung:

1) Wahl eines neuen Vorstandes.
2) Zusätze zu den bestehenden Verordnungen.

Alle Mitglieder und Beförderer des Vereines sind hierdurch eingeladen und dringend gebeten, der Versammlung beizuwohnen. — Sonntag, den 28. d., um 5 Uhr wird Schiller's „Glocke" mit Erläuterungen von Leinburg bei mir vorgelesen, wozu ebenfalls die Vereinsmitglieder eingeladen sind.

Johann Hartig, Graben, 33.
Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Freitag, 26. Oct. Martha, oder: Der Markt zu Richmond, Oper in 4 Abth. (theilweise nach einem Plan von St. George) von W. Friedrich.

Samstag, 27. Oct. Deborah, Volksschauspiel in 4 Akten von S. H. Mosenthal.

Sonntag, 28. Oct. Gitana, das Zigeunermädchen, romantische Oper in 3 Abth. von Bunn, Musik von M. W. Balfe. Unter persönlicher Leitung des Komponisten, des Hrn. M. W. Balfe, Kapellmeister der großen italienischen Oper in London.

Montag, 29. Oct. (Zum Vortheil für Hrn. Grahn): Faust Tragödie in 6 Abth. von Goethe. Margaretha: Fräul. Grahn, als zweiter theatralischer Versuch. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 257. Samstag, den 27. October 1849.

Ferdinand Arko.

Historische Erzählung von A. Reich.

(Fortsetzung.)

Düster sinnend, sein ergrautes Haupt auf die Hand gestützt, saß der Freiherr von Wolfsramsdorf in seinem Arbeitskabinet. Die hohen Wände des mittelgroßen Zimmers waren bis zur Decke hinauf mit braunem, durch den Einfluß der Zeit beinahe schwarz gefärbtem Holzgetäfel überzogen; die düstern Farbentöne der schweren Vorhänge und der hohen, mit dunklem Sammt überzogenen Sessel trugen dazu bei, den ernsten Character dieses Gemaches zu erhöhen, das seine Düsterheit bis auf dessen Inhaber zu erstrecken schien.

Herr von Wolframsdorf war ein Greis von beinahe siebzig Jahren; sein von tausend Falten und Furchen durchzogenes Gesicht und sein erbleichtes, spärliches Haar schienen eine noch längere Lebensdauer anzukündigen, dagegen gaben die feste Haltung der hohen, knochigen Gestalt, und die kalten durchdringenden grauen Augen seiner Erscheinung einen Ausdruck von körperlicher und geistiger Kraft, die nicht in Uebereinstimmung mit seinen Jahren war. Ein bitteres Lächeln ruhte auf den dünnen bleichen Lippen, und hinter der, in schmerzlichen Falten zusammengezogenen Stirne schien ein peinlicher Gedanke zu arbeiten. Endlich stand er auf und ging mit schweren, langsamen Schritten im Zimmer auf und ab. Mächtige Leidenschaften schienen in seinem Innern zu stürmen, seine Züge wurden immer finsterer. Endlich murmelte er: „Auch sie! War's nicht genug, daß das Schicksal mich, so lange ich lebe, in Allem heimsuchte, was mir theuer war, — selbst jetzt noch an den Scheidemarken meines Daseyns muß es mich durch den Ungehorsam dieses Kindes verfolgen!"

Der Eintritt eines Dieners schreckte ihn auf. Rauh fuhr er ihn an: „Was solls?"

„Der Kämmerer Graf Arko verlangt Euch zu sprechen, Herr," meldet dieser.

„Mich?!" fuhr der Alte auf. „Ein Arko sucht mich auf? — Führe ihn herein," unterbrach er sich barsch, und erwartete dann mit finsterer Stirne und feindlicher Haltung den jungen Grafen.

Arko trat ein, und hielt seinen Schritt nahe dem Eingange an, indem er sein stolzes Haupt ehrerbietig neigte.

„Was führt Euch zu mir, Graf?" sprach der Freiherr finster, indem er seinen strengen kalten Blick auf den Jüngling richtete. „Es ist lange her, seit ein Arko das Haus der Wolframsdorf betreten hat."

„Was mich zu Euch führt, edler Herr," entgegnete Ferdinand mit fester Haltung, „darf ein Edelmann dem andern mit freier Stirne bekennen. Ich weiß, Ihr liebt die Umschweife nicht — so sey es denn offen und vertrauend ausgesprochen! Ich bin hier, um bei Euch um die Hand Eurer Tochter zu werben."

„Ihr!!" fuhr der Freiherr wüthend auf. — — „Erlaubt mir zu vollenden," fuhr Arko mit erzwungener Fassung fort. „Ich bin gleich an Rang und Gütern. Zwar hat mein Name noch wenig Klang, aber mit Gottes und meines guten Schwertes Hülfe hoffe ich ihn in der That des Vorzugs werth zu machen, den die Gnade unseres durchlauchtigen Herrn mir angedeihen läßt. Daß ich Euer Kind glücklich zu machen wünsche, dafür bürgt Euch meine Werbung in so bedrängter Zeit, — ich liebe Eure Tochter und lege alle Hoffnungen meines Lebens in Eure Hand."

„Nie!" erwiederte der Freiherr mit starker Stimme, „nie werde ich in diese Verbindung willigen! Wenn ich Euch sage, daß ich die Hand meiner Tochter dem Grafen Pappenheim zugesagt habe," fügte er ruhiger bei, „so werdet Ihr einsehen, daß hiermit alle ferneren Worte überflüssig sind." Er neigte kurz und stolz das Haupt und wandte sich von dem jungen Mann.

„Weist mich nicht so von Euch, Freiherr!" rief Ferdinand, indem er ihm folgte. „Ich wußte, ehe ich noch kam, daß Ihr Mathilde einem Andern bestimmt habt, und dennoch wagte ich vor Euch zu treten, denn es handelt sich nicht allein um mich! Mein Glück mag Euch gleichgültig seyn, aber Mathilde liebt mich, sie hat mir ihr Herz und ihre Treue verpfändet, und wenn Ihr sie zwingt, diesen Schwur zu lösen, so brecht Ihr das Herz Eures einzigen, Eures letzten Kindes!"

„Also Ihr seyd es, der meine Tochter zum Widerstand gegen ihren Vater verleitet hat," rief der Freiherr im heftigsten Zorne. „Euch also habe ich es zu danken, daß das stets so sanfte unterwürfige Kind es heute gewagt hat, mir zu sagen, sie würde mir nicht gehorchen! Und Ihr hofft, gewissenloser Verführer, daß ich Euch jemals die Hand meines Mädchens geben würde! Ihr habt gut gethan," fuhr er mit hohler, vor Zorn bebender Stimme fort, „mich daran zu erinnern, daß sie mein letztes Kind ist. Ja, das Schicksal hat meinen Stamm schwer getroffen. Drei Söhne sind mir gefallen im Kampf für ihren Fürsten und ihr Vaterland. Aber jedes dieser drei Gräber strahlt einen neuen Glanz auf den Namen Wolframsdorf, und den letzten Zweig dieses edlen Stammes sollte ich Euch hingeben, Euch, dem Sohne eines — — Wenn Ihr mich versteht, so ist Eure Werbung ein frecher Hohn für mich, versteht ihr mich nicht, so dankt es dem gerechten Stolze, der mir inne wohnt, daß ich meine Lippen nicht damit besudeln will, es Euch zu erklären."

„Schweigt!" rief Arko außer sich, „schweigt, oder ich vergesse, daß Ihr ein Greis und Mathildens Vater seyd! Möge Gott Euch vergeben, der Ihr den Todten im Grabe noch schmäht, der Ihr die alte Schuld des Vaters wie einen Fluch auf das Haupt des Sohnes schleudert. Ihr habt meine letzte Lebenshoffnung zertrümmert, das letzte Band zerrissen, das mein wundes Herz noch am Leben festhielt, möge es Euch nie gereuen!"

Er eilte hinaus. Sein Herz war voll Bitterkeit und Ver-

Digitized by Google

zweiflung; jetzt gab es nur noch eine Hoffnung für ihn — ein ehrenvoller Tod auf dem Schlachtfelde. Mit stürmischer Sehnsucht sah er dem nahen Zeitpunkte entgegen, der ihn in den Kampf führen sollte. Er sah Mathilde nicht wieder; der Freiherr hielt sie streng eingeschlossen in seinem Hause. Die Gräfin Taufkirch, die er wenige Stunden vor dem Abmarsche des Heeres noch einmal aufsuchte, theilte ihm mit, daß Mathildens feste, entschiedene Weigerung den Erfolg gehabt hatte, den Plan ihrer Verbindung mit dem Grafen Pappenheim zu vernichten. Die würdige Dame überbrachte ihm Mathildens Scheidegruß, und eine seidene Schärpe, die das junge Mädchen heimlich für ihn gestickt, und mit den bittersten Thränen ihres jungen Lebens benetzt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus Paris.

Der Herbst, diese blasse, zweideutige, weder kalte noch warme Jahreszeit, diese Jahreszeit ohne Physiognomie, ist seit vierzehn Tagen in voller Herrschaft; oder richtiger, nicht der Herbst ist dieses Jahr bei uns eingetreten, sondern der Winter. Alles bekundet diesen strengen Herrn: die immer dichter werdenden Nebel, die rothen Nasenspitzen, die in Circulation gesetzten Paletots, die in ihre Kapuze gehüllte Schönheit und das wieder leuchtende Kaminfeuer. Lebt wohl, ihr mittägigen Lustbarkeiten, lebt wohl, ihr grünenden Parks, Chateaux-Rouges und andere Gärten von allen Farben. Die Sommer-Saison ist geschlossen. Der Pariser von gutem Ton kehrt von irgend einem Ort, der in der Mode ist, zurück in die Hauptstadt. Er hat irgendwo gebadet oder Mineralwasser getrunken, Baden, Aix, Spa, Ems, Vichy, Barèges und andere dergleichen Orte figuriren in seiner Erinnerung und geben ihm Stoff zur wieder beginnenden Salonsunterhaltung. Man kommt auch von den Seebädern zurück; denn Boulogne, Havre und Dieppe sind diesmal mit Badegästen wahrhaft überfüllt gewesen, und noch jetzt kann man dort elegante Damen, Spieler, ehemalige Staatsmänner, Minister, Kammermitglieder u. s. w. in Menge finden.

Die Politik verläßt uns nicht, wir können sie nicht mehr los werden, sie durchdringt alle Stände, alle Volksklassen: und spielt natürlicher Weise in den Salons eine Hauptrolle, ja sie stört oft auf eine unheimliche Weise die geselligen Freuden. „Die Politik, die böse Politik," sagte kürzlich eine große Dame in ihrem Unwillen über das ewige politische Kannegießern zu Herrn M....., „wäre sie doch ein Mensch, wie Sie oder ich, ich würde sie mit meinen Händen erwürgen!" So wie alle Wege nach Rom führen, eben so führt jede Unterhaltung zuletzt zur Politik; es ist eine Küche, woraus heutzutage Jedermann kostet, die ihre Ragouts hat, wovon sich die Privilegirten nähren, aber ihre Delicatessen blos für die Eingeweihten zurichtet. In diesem Kreise von Eingeweihten, die mit allen großen und kleinen Geheimnissen der Diplomatie und des Parlaments vertraut sind, kocht über einem gelinden Feuer eines von jenen Extra-Gerichten, die man Regime- oder Ministerwechsel nennt; zur Jagd auf Portefeuilles dressirt, wittern diese alten Spürnasen die Krisen und Auflösungen von weitem; wahre Barometer der Politik, sind sie es, welche die stürmischen Veränderungen derselben anzeigen; Hühneraugen an den Füßen können einen Temperaturwechsel nicht so sicher verkündigen.

Man weiß ja auch wohl, daß in diesem Augenblick die Häupter dieser kleinen Gemeinde nach Champlatreux wallfahrten. In diesem erblichen Asyl so vieler ministerieller Tugenden schlägt das Herz der Politik am heftigsten. Es vergeht kein Tag, keine Stunde, wo man hier nicht ein Cabinet bildet und wieder auflöst. Caravanen von allen parlamentärischen Nuancen sind beständig unterwegs nach diesem Mecca der Ehrgeizigen. Niemals sahen Malmaison, Valencay oder Grosbois diese Caravansereien einer andern Epoche, einen größeren Zufluß. —

Obgleich die Schwalben fortgezogen sind, haben die Vergnügungen der schönen Jahreszeit noch nicht ganz aufgehört. Ohne die gewöhnlichen Pferderennen zu erwähnen, womit der Monat October gesegnet ist, steht der Pariser Bevölkerung ein wahrhaft neues Schauspiel bevor. Das Kirchthurmrennen (steeple-chase), welches in der Regel zwischen Verrières und Berny stattfindet, wird auf der großen Ebene, welche die Terrasse von Saint-Germain beherrscht, abgehalten werden. Es würde unmöglich seyn, einen günstigern Platz für dergleichen chevalereske Halsbrechereien ausfindig zu machen; die Zuschauer namentlich können sich keinen besseren wünschen, um alle Einzelheiten dieses Schauspiels zu genießen. Es frägt sich nur, ob die Bebauer ihre Ebene zu dieser fürstlichen Kurzweil hergeben werden. Man spricht von einer Entschädigung, welche der Jockeyclubb ihnen angeboten haben soll, und von der Verbindlichkeit, der sich die Mitglieder dieses Vereins unterzogen, jeden auch noch so geringen Verlust, der die Eigenthümer treffen sollte, reichlich zu ersetzen. Die zerbrochenen Beine, Rippen u. s. w., die Verrenkungen und Contusionen gehören in eine andere Kategorie; außerdem muß bemerkt werden, daß man für dergleichen Kleinigkeiten, die übrigens zur Sache gehören, und ohne welche ein Kirchthurmrennen unvollkommen wäre, wenig oder keine Sorge trägt. Das Vaudeville scheint sich neuerdings die Aufgabe gestellt zu haben, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln die Versöhnung zu predigen, es möchte wo möglich die verschiedenen politischen Parteien mit einander vereinigen, es will nichts mehr von ihren Zwistigkeiten hören, so sehr es dieselben früher zu befördern bestrebt war. In der That, die neuesten Theaterstücke, welche dieser Gattung angehören, zeigen von dieser ehrenwerthen Tendenz; wir wollen nur eins davon erwähnen, nämlich die „Représentants en vacance" des Theatre Gymnase. Die Herren Repräsentanten, welche in diesem Stück figuriren, obgleich von den abweichendsten und einander entgegengesetztesten politischen Ansichten, verwünschen einstimmig die Parteien und ihre Unterabtheilungen; in einer gemeinschaftlichen Umarmung schwören sie einander Brüderlichkeit, entsagen sie den inhaltleeren Theorien und abgeschmackten Systemen hohlköpfiger Sophisten und Schwätzer unserer Zeit, verwerfen sie als höchst verderblich und den Fortschritt der wahren Civilisation hemmend alle Insurrectionen, welcher Richtung sie immer angehören mögen; alle Volksversammlungen, aufregende Reden und Tractätlein, alle politische Clubbs und Bankets, ja selbst die Friedenscongresse und Vereinigungen in der Rue de Poitiers; sie sprechen blos von Eintracht, Uneigennützigkeit und herzlichem Einverständniß — man sieht hieraus wohl, daß sie in den Ferien (en vacances) begriffen sind, im Angesicht der Tribüne würden sie sich wahrscheinlich anders benehmen! Den Pariser Tumulten entgangen, träumen sie von idyllischen Freuden; sie jagen und fischen und finden diese harmlose Beschäftigung weit angenehmer und vorzüglicher, als ihre parlamentarische Thätigkeit. Das Theatre Français recrutirt und verschönert sich; seit einem Monat läßt es alle Kindlein der dramatischen Kunst zu sich kommen und jeden Abend wird das Publikum durch die Erscheinung einer neuen Débutante erfreut. Unter diesen Erscheinungen erregt Mademoiselle Delphine Fix die meiste Aufmerksamkeit; ein Feuilleton sagt von ihr: „Sie ist die Anmuth und Grazie in ihrer ersten Blüthe, eine Galatea, entschlüpft den Händen des Pygmaleon des Conservatoire. Indeß ist Mademoiselle Fix keineswegs eine Statue, man müßte denn blos ihren Glanz, ihren weißen Teint in's Auge fassen!"

In diesen Tagen hat der Präsident der Republik im Saale

Digitized by Google

der Orangerie, im Beiseyn einer glänzenden Versammlung, die Preise an diejenigen Künstler vertheilt, welche nach dem einstimmigen Urtheil der Jury die besten Gemälde zur diesjährigen Ausstellung geliefert hatten. Letztere waren sämmtlich in dem festlich geschmückten Saale zur nochmaligen Beschauung aufgehangen. Auf einem Orchester, im Hintergrunde des Saales, hatten die Musiker eines der Regimenter der Pariser Besatzung ihren Platz, welche vor, während und nach der Ceremonie entsprechende Musikstücke ausführten. Der erste Preis bestand in einer jährlichen Rente von 4000 Francs, welche der damit belohnte Künstler, Herr Cavelier, so lange bezieht, bis ihm ein Nebenbuhler durch eine noch bessere und gelungenere Leistung, als die seinige, den Rang streitig macht. Die Medaillen der ersten, zweiten und dritten Klasse betrugen an Geldwerth 1500, 500 und 250 Franken. Einige Künstler erhielten auch das Kreuz der Ehren-Legion. —

Pariser Journale berichten, daß die Gesellschaft zur Beförderung wissenschaftlicher Bildung in Lille damit umgeht, einen Mäßigkeits-Verein, nach Art der in Amerika, England und Irland bestehenden Vereine, zu errichten, und daß sie vorläufig für den Begründer desselben eine goldene Preis-Medaille zum Werth von 300 Franken ausgesetzt hat. —

Zufolge eines Befehls des Ministers des öffentlichen Unterrichts sollen die Namen der Aerzte und Studenten der Medizin in Frankreich, welche ihrem Eifer in Behandlung von Cholerakranken zum Opfer gefallen sind, in eine Marmortafel im Dupuytren-Museum eingegraben werden. —

Die eine der von der Academie für das Jahr 1850 gestellten Preisaufgaben ist eine „Lobrede auf die Frau von Staël".

(Modeztg.)

Mannichfaltigkeiten.

Die Ostsee-Zeitung erzählt folgenden in Berlin verübten Betrug: Ein Berliner Banquier wurde vor einiger Zeit an der Börse von einem Geschäftsmanne ersucht, ihm für 3000 Thlr. einen Wechsel auf Paris, wohin er reisen wolle, auszustellen. Dies geschah, das Geld wurde in einem Nebenzimmer der Börse gezahlt und der Wechsel gehörig advisirt. Nach einigen Tagen kam der Käufer des Wechsels wieder zu dem Banquier, gab vor, durch eingetretene Verhältnisse an seiner Reise verhindert worden zu seyn und sprach den Wunsch aus, das Geschäft rückgängig gemacht zu sehen. Der Banquier ging darauf ein, zahlte das Geld, natürlich mit einem Abzuge, wieder aus und empfing seinen Wechsel zurück, dessen Nullificirung er noch am nämlichen Tage dem Bezogenen meldete. Ein oder zwei Tage darauf lief ein Brief des letzteren ein, worin derselbe ihm anzeigte, daß der advisirte Wechsel prompt eingelöst worden sey. Der Käufer hatte sonach eine täuschende Copie nach Paris geschickt und dort eincassiren lassen. Natürlich war er, als der Betrug entdeckt wurde, nicht mehr zu finden.

Bauernfeld hat der Direction des Hofburgtheaters in Wien ein neues Stück: „Franz von Sickingen" eingereicht. Es ist ihm indeß als „nicht geeignet" zurückgestellt worden. Die Wiedereinführung der Theatercensur soll für Wien beantragt und bevorwortet worden seyn.

(Berlin, 23. October.) Ein Vergehen, welches trotz aller Aufklärung immer noch wieder auftaucht, ist die betrügliche Gaukelei durch Wahrsagen aus den Karten. Eine separirte Frau Behrend hielt sich seit Michaelis v. J. zu Caputh bei Potsdam auf. Es wurde bald bekannt, daß sie die Karten lege, und sie stellte wiederholt die Behauptung auf, daß sie wahrsagen könnte und daß die Karten, wenn sie von ihr gelegt würden, nicht trügten. In Folge dessen wandten sich die Leute vielfach an die B., welche für zwei Groschen, auch wohl für ein Butterbrod, jedem ihre Künste zeigte. Zuweilen prophezeite sie die ernstesten Umstände und eine Frau schrieb einer ihrer Prophezeihungen nicht allein eine unzeitige Entbindung, sondern auch den Eintritt einer schweren Krankheit zu. Die Behörden wurden aufmerksam gemacht. Das Kreisgericht zu Potsdam sprach jedoch nach Erhebung der Anklage die B. frei, weil nicht bewiesen sey, daß die Leute in Caputh in der That an die Wahrsagungen der B. geglaubt hätten. Das hiesige Appellations-Gericht hat indessen die B in der heutigen Sitzung zu sechsmonatlicher Zuchthausstrafe und öffentlicher Ausstellung verurtheilt.

(Jüterbogk, 22. October.) Heute Abend um halb 10 Uhr war hier ein schönes Nordlicht sichtbar. Unterhalb des Sternbildes vom großen Bären zeigte sich ein hell erleuchteter Streifen, der sich links von demselben in derselben Richtung weiter zog. Von ihm schossen weiße Strahlen bis fast zum Zenith, wo sie im schönsten Rosenroth erglänzten. Kurz vor 10 Uhr hörte die Strahlung auf, und es blieb nur der weiße Grundstreifen übrig, der bald nach 10 Uhr gänzlich verschwand.

Ph. Lavergne kündigt eine Geschichte der französischen Minister aus der älteren bis in die neueste Zeit an und sagt in der bereits veröffentlichten Einleitung: „Die wahren Förderer der Civilisation, diejenigen, deren Thätigkeit man beobachten muß, wenn man die Ursachen der Ereignisse kennen will, rerum cognoscere causas, das sind weder die Könige, noch die Völker selbst. Die Könige haben in der That größtentheils lange, bevor das berühmte constitutionelle Axiom „der König herrscht, doch er regiert nicht" erfunden wurde, dasselbe befolgt; ja kaum möchte in der neueren Geschichte ein Dutzend Könige nachzuweisen seyn, die sich durch persönliche Leitung der Verwaltung einen Namen gemacht haben. Was die Völker betrifft, so haben sie einigemal die Initiative ergriffen, niemals aber, um aufzubauen, oder um zu dirigiren, und an sie darf man sich am allerwenigsten wenden, wenn man das Geheimniß ihrer eigenen Geschicke erforschen will. Die Menschenklasse, die man kennen muß, wenn man die Geschichte aus dem Gesichtspunkte der Nützlichkeit — von dem man ja im neunzehnten Jahrhundert Alles zu betrachten liebt — studiren will, ist unbezweifelt die der Minister, weil bei diesem Studium zur Kenntniß der Personen sehr natürlich die der Systeme und ihrer Resultate kömmt. — Je übereinstimmender und vollständiger bei uns die ministerielle Macht war, um so glücklicher und um so besser regiert war Frankreich auch. Die guten Minister sind stets mehr noch Verwaltungs-, als Staatsmänner gewesen."

Frankfurter Theater.

Das Zigeunermädchen, romantische Oper von W. Balfe, Text von Alfred Bunn.

Dieses Lieblingswerk der britischen Bühnen, das bereits in Wien und Hamburg einheimisch geworden und gegenwärtig in Berlin vorbereitet wird, ging am 22. Oct. unter der persönlichen Leitung des Componisten zum ersten Male über unsere Bretter und wurde von einem fast überfüllten Hause mit großem Beifall aufgenommen. Der geehrte Gast wurde bei seinem Erscheinen empfangen und am Schlusse sammt allen Solosängern gerufen.

Was zuvörderst den Text anlangt, so erinnert derselbe zwar und mitunter etwas stark an Preciosa, Regimentstochter und Kroudiamanten, wie er nicht minder an Unwahrscheinlichkeiten leidet und nicht selten der gehörigen Motivirung ermangelt, was er freilich mit vielen an-

Digitized by Google

dern, ja mit den meisten Opern gemein hat und woran unser Publikum nun einmal gewöhnt ist. Nichts destoweniger folgen aber die Ereignisse rasch und lebendig auf einander; es wechseln Gefühle und Leidenschaften, Schmerz und Freude. Die Nummern bieten Kontraste dar, und die Scenerie, voller Theatercoups, ist interessant zusammengestellt. Mehr als genug, um einer Oper Geltung zu verschaffen, wenn der Componist in seinen Melodieen zu fesseln versteht. Die Musik ist der Phantasusstab, der auf dürrer Haide Rosen erblühen und aus nackten Felsen die Hippokrene sprudeln macht.

Ein kurzer Blick in das Textbuch führt uns auf das, in einer Gebirgsgegend gelegene Rittergut eines ungarischen Edelmanns (Graf Arnheim), dem der Himmel ein liebliches Mädchen, Alwina (später Gitana), und einen stupiden Neffen (Friedrich), beschert hat.

Im ersten Akt sehen wir einen polnischen Flüchtling (Theodor), welcher, um einer militärischen Verfolgung zu entgehen, schnell Zigeuner wird, das von einem Hirsche gefährdete und verwundete gräfliche Kind, dem verzweifelnden Vater in die Arme legt, darauf in politische Händel geräth und von Devilshof, dem Zigeunerhauptmann, vertheidigt wird. Dieser, gefangen in das Schloß geführt, raubt dort das Kind, dem Publikum sichtbar, und entflieht mit ihm über die Berge. Im zweiten Akt, zwölf Jahre später, hat sich das zarte Verhältniß der geraubten Tochter (Gitana) und Theodors entwickelt, welches die Rache der eifersüchtigen Zigeunerkönigin erweckt, die aber nichts destoweniger die Verbindung segnen muß. Auf einem Jahrmarkt, worauf sich alle Elemente der Handlung concentriren, hängt die Königin, um die Rivalin zu verderben, derselben ein, dem Neffen des Grafen geraubtes Medaillon um den Hals. Das junge Mädchen wird darauf verhaftet, im Schlosse von ihrem Richter (ihrem Vater) gebracht, an einer Narbe, welche die Wunde zurückgelassen, erkannt, und als Tochter wieder angenommen. Der dritte Akt zeigt uns Gitana im väterlichen Schlosse von Glanz umgeben, aber stets ihrer getrennten Liebe eingedenk. Devilshof und Theodor kommen, um sie, die zwischen Pflicht und Liebe Schwankende, wieder mit sich zu nehmen. Da erscheint die Königin in schwarzem Schleier, von neuer Rachsucht getrieben, und verräth dem Grafen das Verhältniß seiner Tochter zu dem Zigeunerjüngling. Nach effectvollen Scenen entdeckt dieser seine edle Geburt, worauf der Vater verzeiht und die romantische Liebe desinigt. Auf's Aeußerste getrieben, versucht die Königin ihr Aergstes und läßt im Hintergrunde auf Gitana schießen. Devilshof aber, hier der Deus ex machina, wendet das Unglück ab, und die Kugel trifft das böse Prinzip der Oper, worauf die Handlung heiter schließt. Dieses die äußersten Umrisse des Buchs, dessen interessante Scenerie aber, wie oben erwähnt, für den Mangel an einer in sich abgerundeten und motivirten Handlung wohl entschädigt und dem Componisten Gelegenheit darbietet, sein Talent nach vielen Richtungen hin zu entfalten.

Die massenhaften Bewegungen des ersten Akt's können indeß nur für größere Bühnen berechnet seyn, wo der Raum mehr Gruppirungen gestattet. Auf unserem Podium dürften mit bedeutendem Erfolge einige Ermäßigungen stattfinden, deshalb auch begann das eigentliche Interesse für die Oper erst, als der Tumult der Ereignisse abnahm und die Musik somit in ihre Rechte treten konnte.

(Schluß folgt.)

Korrespondenz.

Darmstadt, 17. Oct.

Heute begrüßten wir mit Freude einen Mann in unsern Mauern, dessen Name, hochverehrt im ganzen deutschen Vaterlande, auch uns nun lieb geworden und dessen Worte in uns nachtönen als die Boten des Friedens und der Liebe. Wir meinen Joh. H. Wichern, den Gründer des rauhen Hauses zu Hamburg, der in unserer Stadtkirche einen Vortrag gehalten über das Wesen und den Zweck der innern Mission. Voll Feuer und Wahrheit schilderte er die Noth unserer Zeit. Wessen Herz hätte nicht in Schmerz und Mitleid gebebt, als er das Gemälde menschlichen Elends, wie er es selbst gezeichnet, unserm Blick entrollte! Hier Tausende von Müttern, die, nicht wissend, womit den Hunger ihrer Kinder stillen, in Verzweiflung die Sonne aufsteigen sehen; — dort die Versammlung junger Handwerker, die, in frevlem Uebermuth, jedes moralischen Zügels ledig, König und Vaterland und alles Bestehende verwünschen; — und endlich die herzlose Gleichgültigkeit, der Mangel an innerer Wärme, an lebendigem, thatkräftigem Glauben bei Vielen unserer sogenannten gebildeten Stände! Wahrlich, der fromme Mann hat recht — die innere Mission hat ein weites Feld, sie muß eindringen in alle Kreise; sie ist nicht das Eigenthum einer Partei. — Alle müssen thätig seyn in Liebe und Aufopferung, daß es besser werde in unserem theuern Vaterlande, unter unserem deutschen Volke. Wichern sagt richtig: wir müssen unsere armen Brüder nicht nur unterstützen, wir müssen ihnen nicht nur von unserem Ueberfluß, wir müssen ihnen von unserer Nothdurft geben und ihnen ein Herz entgegenbringen, das ihre Leiden mitempfindet; als ihre Brüder und Schwestern müssen wir uns fühlen und sie unsern Gott und Heiland, in dessen Namen wir Alles thun, wieder lieben lehren. Sollte dann nicht auch Haß und Neid, die eine so ungeheure Kluft gerissen zwischen Arm und Reich, dadurch immer mehr aus den Herzen schwinden? — Wohlthuend war besonders der Geist der Duldung, der Wichern's Rede durchwehte. Fern von jenem engherzigen Selbstgenügen, das so leicht das Verdammungsurtheil über Andere spricht, stützt er sich fest auf das Evangelium und macht das heilige Werk nicht zum Werke einer Partei, sondern zum Gemeingut der ganzen Christenheit. Das ist, wir fühlen es tief, Christi Geist, der belebend wirkt und begeisternd und zu jedem Opfer die Seinigen befähigt. Gesegnet sey darum der Mann des Glaubens, der Duldung und Liebe, der uns das Wort der rettenden That predigt und uns vorangeht mit leuchtendem Beispiel. Mögen nun all' die Werke christlicher Liebe, die auch in unserm engern Vaterlande sich vorbereiten, allseitig Unterstützung finden. Es soll ein Rettungshaus für sittlich verwahrloste Kinder in der Provinz Starkenburg gegründet werden. Gewiß eine herrliche Idee, deren Ausführung nahe bevorsteht und der das Gedeihen auch nicht fehlen wird, wenn die Anstalt im Geiste des ächten Glaubens und der ächten christlichen Liebe geleitet wird. Auch eine Fortbildungsschule für confirmirte Töchter der niederen Stände soll in der Kürze ins Leben treten. Wer hätte nicht schon mit tiefer Wehmuth den sittlichen Verfall unserer weiblichen Jugend ins Auge gefaßt, wer nicht gesehen, wie oft das kaum der Schule entwachsene Mädchen aus Mangel an richtiger Leitung dem Laster anheimgefallen? Müssiggang und schlechtes Beispiel ersticken oft schnell die guten Keime, die der Unterricht in das vierzehnjährige Mädchen gelegt und die Verführung findet einen empfänglichen Boden. Und doch sind es Mütter und Hausfrauen, die da heranwachsen, doch wählen wir aus dieser Klasse der menschlichen Gesellschaft die Wärterinnen unserer Kinder, die Gehülfinnen in unserem eigenen Hauswesen — Gründe genug, auch diesem Werke der Christen- und Menschenliebe Aufmerksamkeit und Unterstützung zuzuwenden. — Lasset uns Alle zusammenstehen und in warmer Liebe, nach unsern Kräften für das Wohl unserer Mitmenschen wirken, dann wird eine neue Morgenröthe über uns Allen aufgehen.

P.

Kunstnotiz.

Die Berliner Theaterzeitung von Heinrich enthält folgende Korrespondenz aus Schwerin: „An unserem Hoftheater debütirte Hr. Conradi von Frankfurt a. M. als Orovist und imponirte bereits in der ersten Scene durch die Massenhaftigkeit und die Festigkeit seines Tones dermaßen, daß das Publikum in ein stürmisches Bravo ausbrach. Eben so genial seine Darstellung des Marcel. Stimme und Kunst stehen bei diesem Sänger gleich hoch. Er wurde am Schluß mit Frau Köster, welche die Valentine gab, und nach derselben noch einmal allein gerufen."

Theater-Anzeige.

Samstag, 27. Oct. Deborah, Volksschauspiel in 4 Akten von S. H. Mosenthal.

Sonntag, 28. Oct. Gitana, das Zigeunermädchen, romantische Oper in 3 Abth. von Bunn, Musik von M. W. Balfe. Unter persönlicher Leitung des Komponisten, des Hrn. M. W. Balfe, Kapellmeister der großen italienischen Oper in London.

Montag, 29. Oct. (Zum Vortheil des Hrn. Grabau): Faust Tragödie in 6 Abth. von Goethe. Margaretha: Fräul. Graben, als zweiter theatralischer Versuch. Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 258. Montag, den 29. October 1849.

Ferdinand Arko.

Historische Erzählung von A. Reich.

(Fortsetzung.)

In dem Dorfe Debring dicht vor Innsbruck wurde ein fröhliches Hochzeitsfest gefeiert. Mit Sang und Klang war das Brautpaar von den munteren Burschen und Dirnen eingeholt worden, und nun, nach vollzogener Trauung wandte sich der lustige Zug singend, geigend, lärmend und jubelnd von der mäßigen Anhöhe, auf der das Dorf lag, hinab nach dem Wirthshaus „zum lustigen Gemsjäger," das mit seinen weißen, von grünen Schlingpflanzen überzogenen Wänden gar freundlich und anlockend aus dem von Felsen umkränzten Thalgrunde hervorschaute.

All' diese fröhlichen, jubelnden Menschen, die kräftigen Tyrolerburschen mit den unerläßlichen Schnurrbärten, die frischen, kernhaften Mädchen mit den so keck und muthwillig sitzenden hohen Hüten, boten ein eben so heiteres, als malerisches Bild, während sich der Zug in wohlgeordneter Reihe vorwärts bewegte. Voran wanderten die Pfeifer, acht an der Zahl, ein Zeichen des Reichthums des Bräutigams, das nicht ohne Neid von Vielen bemerkt wurde; nach ihnen, mit ungeheuren Blumensträußen geschmückt, der Ehrenvater und die Ehrenmutter, denen unmittelbar das Brautpaar folgte. Der Bräutigam war ein stämmiger Tyroler von ungewöhnlicher Größe, und wie es schien, mit riesenhafter Stärke und Muskelkraft begabt, er mochte etwa 28 Jahre zählen, ein boshafter, feindlicher Zug um den Mund und eine breite Narbe auf der Stirne ließen ihn jedoch älter erscheinen und entstellten sein ursprünglich gutgebildetes Gesicht. Die Braut, die er führte, war ein Mädchen von höchstens zwanzig Jahren, groß, schlank, mit schwarzen, blitzenden Augen und einem wunderhübschen trotzigen Gesicht, das die Aufmerksamkeit eines Jeden unwiderstehlich fesseln mußte.

Ihnen folgte paarweise die fröhliche Jugend des Dorfes, schäkernd, lachend, vor Vergnügen glühend bei dem bloßen Gedanken an den Tag, der sie erwartete. Als der Festschmaus, der die fröhliche Gesellschaft im „lustigen Gemsjäger" erwartete, eingenommen, und Spiel und Tanz in Gang gebracht worden waren, zog der Bräutigam sein hübsches Mädchen bei Seite und sagte mit einem Ausdruck von Zärtlichkeit, der seinem finstern Gesichte wunderlich anstand, zu ihr: „Sieh', Lieserl! Das ist nicht schön von Dir, daß Du mir den Brautkuß nicht hast geben wollen, als wir aus der Kirche kamen. Es ist doch Brauch und Sitte bei uns von Alters her, daß man dies Recht einfordert vor allen Leuten, wie hast Du mich nur so kränken können vor der ganzen Sippschaft!"

„Hör', Martin," gab sie zur Antwort, „Du weißt so gut als ich, daß ich, wenn mein Wille gegolten hätte, gar nicht mit Dir in die Kirche gekommen wär'. Der Vater hat's so gewollt, ich konnt' es nicht ändern, aber Du hast's gewußt, also beschwere Dich nicht, wenn ich nicht eilig bin, Dir den Mund zum Kusse zu reichen."

„Tausend Sapperlot!" rief Martin wild, „das sagst Du mir! Hast Du denn vergessen, daß Du jetzt meine Frau bist und thun mußt, was ich verlange!"

„Vielleicht wenn Du so tobst?" entgegnete Lisa, während ein leiser, spöttischer Zug über ihr schönes Gesicht flog. „Da kennst Du das Lieserl schlecht — gibst Du nicht gute Worte und ein freundliches Gesicht, so kannst Du morgen noch auf den Kuß warten wie heut'!"

„Nun, mein Täubchen, so sey doch verständig," bat Martin, indem er schmeichelnd seinen Arm um ihren schlanken Leib legte, „Du mußt mich auch nicht bös machen! Du weißt ja von lange her, daß Du Alles mit mir anfangen kannst, willst Du nur freundlich blicken."

Schmollend wandte das Trotzköpfchen sich von ihm ab, als aus den Reihen der Gäste eine Stimme wiederholt rief: „Nun Zeiler, willst Du denn den ganzen Tag mit Deiner Liebsten charmiren? Du hast noch Zeit genug, jetzt komm' her und nimm' die Büchse zur Hand. Unsere Burschen haben längst das Ziel aufgestellt, und ich denke, wo der bayerische Löwe auf der Scheibe zu sehen ist, da läßt Martin Zeiler sich nicht zweimal bitten, ihm eins zu versetzen!"

„Du hast's getroffen, Seppel," rief Zeiler, indem er sich der kleinen Gruppe, die sich von den Tanzenden getrennt hatte, um das altbeliebte Festspiel der Tyroler auszuüben, mit raschen Schritten näherte. „Her die Büchse! Könnt' ich doch das ganze Bayerland so in den Grund bohren, wie mein gutes Rohr dem Löwen da die Mähnen stutzen soll!"

„Sag' einmal, Zeiler!" rief ein ganz junger Bursche, „warum bist Du eigentlich unsern Nachbarn gar so bitter feind, was haben die Bayern Dir doch zu Leid gethan?"

„Still!" raunte ihm sein Nachbar zu, „verdirb ihm die Laune nicht am Hochzeitstage, die alte Geschichte macht ihn immer zornig, wenn nur die Rede darauf kömmt."

„Nein!" donnerte Zeiler dazwischen, „es kann nichts schaden, wenn das Bürschchen erfährt, was für liebe Freunde diese bayerischen Nachbarn unser Einem sind, vielleicht bringen sie's ihm auch noch einmal mit so 'nem hübschen Zeichen bei, wie sie mir eins in's Gesicht gemalt haben. Also hör', was ich Dir erzählen will. Es sind jetzt bald acht Jahre, da birschte ich auf der Gemsjagd, nah an der Gränze. Ich hatt' einen tüchtigen Bock auf dem Korn, es glückte mir, des Zeilers Rohr hat noch nie gefehlt! Der Gemsbock stürzt, ich springe über die Felsstücke, und im Eifer sah ich nicht, daß das Thier schon drüben hinter dem Gränzstein lag. Wie ich es nun fesseln will, stürzen vier verdammte Gränzwächter auf mich los, binden mich, und schleppen mich vor's nächste Gericht."

Digitized by Google

„Dort haben sie mich erst sechs Tage lang in's Loch gesteckt, mir meinen Stutzen zerbrochen, und mich dann noch zum Ueberfluß auf eines Hirsches Rücken gebunden, den sie in den Wald peitschten. Der hat mich 24 Stunden lang herumgehetzt, bis er das Genick brach und ich halb todt auf ihm liegen blieb. Endlich führte das Glück mir Cameraden zu, die mich von der Tortur befreiten. Ich war zerfetzt am ganzen Leibe, und der Denkzettel," fügte er bei, auf seine Stirne deutend, „wird mir wohl bleiben mein Leben lang. Dort im Bayerland sagten sie, die Strafe geschehe nach Recht und Gesetz — Straf' mich Gott, wenn ich das Gesetz dem verfluchten Churfürsten je vergesse!"

Ein unruhiges, sich näherndes Getümmel unterbrach die leidenschaftliche Rede, und noch ehe die Versammelten Zeit gefunden hatten, einander ihre Vermuthungen darüber mitzutheilen, stürzten einige Bauern, aus jenseits Innsbruck gelegenen Dörfern, athemlos herbei, und erregten durch den Schreckensruf: „Zu den Waffen!" allgemeine Aufregung und Verwirrung. Alle fragten zugleich, in dem Durcheinander all der Stimmen war keine Verständigung möglich; endlich gelang es dem von Allen gefürchteten Zeiler die Stille herzustellen, und nun wandte er sich mit der hastigen Frage: „Was gibt's denn eigentlich?" an den Nächststehenden.

„Was es gibt? Die Bayern sind in's Land gefallen!" war die Antwort. „Der Kufstein ist erstiegen und angezündet, durch ganz Tyrol leuchtet das schreckliche Feuerzeichen. Die Unglücksmähr, daß der Fernstein und der Ehrenberg vom General Lützelburg genommen sind, haben uns zwei flüchtige Bauern, die nach Seefeld kamen, berichtet. Die Kaiserlichen lassen uns im Stich, der Oberst Wolkenstein und der General Gschwind fliehen mit den Ihrigen durch das Pusterthal nach Linz. Ich selber war heute früh in Schwaz, da hab' ich den Churfürsten mit seinen 6000 Mann von Rattenberg her einziehen sehen, durch's Innthal."

(Fortsetzung folgt.)

Wiener Zustände.

I.

„Heida! Juchheißa! Dudeldum dei!
„Hier ist's ja lustig! bin auch dabei!"

So könnte man versucht werden, mit dem Wallensteinschen Kapuziner, zornentbrannt mitten in den ausgelassenen Wiener Jubel zu springen. Wochenlang sind wir nun hier, und das Entzücken ist noch dasselbe, die Feste sind die nämlichen, die Begeisterung ist aus allem Rand und Band. Sicher gibt es nichts Anmuthigeres, nichts Erfreuenderes, als ein schönes Gesicht, das lächelt; unwillkürlich schwindet die eigene Falte von der Stirne, der Mißmuth weicht aus Kopf und Herzen und sympathetisch theilt sich auch dem Schwermüthigsten der Ausbruch einer unschuldigen Heiterkeit mit. Lacht aber ein Gesicht ununterbrochen Stunden-, Tagelang, und weiß für diese Anregung seines Muskelspiels keinen vernünftigen Grund anzugeben, so erscheint es uns, sey es noch so schön, albern und widerlich, und die ursprüngliche freudige Theilnahme macht dem Mißmuth und der Geringschätzung Platz. Denselben Eindruck, nur in viel erhöhterem Grade, macht auf uns die nicht enden wollende Lustigkeit der Wiener; ja manchmal werden wir versucht, sie mit jenen Trinkern zu vergleichen, die wir tadeln, daß sie den Genuß bis zur Bewußtlosigkeit treiben, nicht ahnend, daß gerade diese Bewußtlosigkeit, in der sie ihre starre Verzweiflung zu ertränken streben, das wahre Ziel, der Endpunkt ihres tollen Beginnens ist. Wollen sie sich über ihren Zustand täuschen, wollen sie im tollen Rausche den Gedanken unterdrücken, der allmächtig in ihrem Gehirne pulsirt, und gegen die Pforten ihrer Denkkraft mit der furchtbaren Frage stürmen muß: Was haben wir gethan? was ist aus uns geworden?

In den Champs Elysées ward einst mit ungeheuren Lettern auf einer immensen Affiche das seltene Schauspiel eines „tanzenden Elephanten" verkündet. Ganz Paris zog der Spektakel an, und auch wir fehlten nicht in der neugierigen Menge. „Ein Elephant, der tanzt; das colossale, schwerfällige Thier; nicht möglich", und dennoch war dem so; er tanzte wirklich und wir waren erstaunt; erstaunt daß, nicht, wie er tanzte. Von der Schnellkraft der Taglioni war da keine Spur, nicht eine entfernte Ahnung von der Elsler unnachahmlicher Grazie. Es war eben das eingelernte, gleichmäßige Takttreten eines unbeholfenen Thiers; es war eben der Tanz eines „Elephanten", dessen innerste Natur und Wesenheit einem solchen Spiel der Grazien widerstrebt; für einen Elephanten tanzte er toll genug, aber — ein Elephant soll überhaupt nicht tanzen. Auch der Wiener soll nicht tanzen, mindestens nicht den neumodischen, seiner „Natur und Wesenheit widerstrebenden Tanz". — Sein Tanzsaal ist der „Sperl", das „Sophienbad", das „Elysium", da zeige er seine Grazie in dem eleganten Contredanse, seine Fertigkeit in der harmlos lustigen Polka; aber fern bleibe er von dem Barrikaden-Tanz, er fliehe für immer den Revolutions-Walzer; — die Tänze sagen seiner Natur nicht zu. Wohl schwingt er sich momentan im wilden Sturme durch die brausenden Reihen, wohl wähnt er mit geflügelten Schritten vorwärts zu eilen, aber er dreht sich nur im raschen Schwunge stets um sich selbst, bewußtlos folgt er dem vorgeschriebenen Tacte, und ist der Tanz aus, so sieht er sich mit Erstaunen, trotz der gewaltigen Anstrengung, erschöpft und abgespannt, am Ausgangspunkt seines Laufes . . „Der Tanz ist aus", rein aus, und zeigt sich auch noch eine Folge desselben, so gewahrt man sie doch nur in dem, durch die heftige Bewegung erschütterten Gebäude, dessen Fundament gesenkt, dessen Mauern geborsten, dessen Giebel wankend gemacht wurde, und das er — auf seine Kosten wieder repariren muß.

Nun bliebe zwar dem Wiener immer noch der Trost, daß andere Leute von diesem verunglückten tragischen Fastnachtsschwank auch nicht viel mehr als die Kosten haben, und die unbefriedigte Aufregung eines verhängnißvollen Jahres; aber wie der Mensch sein Schicksal erträgt, das gibt dem letzteren erst den tragischen Glanz oder den possenhaften Schimmer. Andere dulden, was nicht zu ändern ist, mit männlichem Muth, der Wiener macht sich noch über sein Elend lustig; mit bitterer Ironie jubelt er in toller Lust, bekränzt den Sarg seiner Hoffnungen mit Blumen der Freude, und zerschellt die geleerten Champagnerflaschen auf dem Grabe seiner Freiheit und seines Glücks.

Ja, über's Grab hinaus sind jetzt die Blicke der Wiener gerichtet, und die neu verheißene Seligkeit stumpft ihr Auge wohl ab für die Leiden des irdischen Seyns. Scheidet uns auch die Mauthlinie von der civilisirten Welt, das Bollwerk des Himmels ist gebrochen und die rückberufenen Liguorianer sind die sicheren Locomotivführer, die uns mit Dampfkraft leiten in Abrahams Schooß. Wir haben deren Austreibung nie gebilligt; was ist das für eine allgemeine Freiheit, die mit Sectenverfolgung beginnt? das Niederlegen ihres gefährlichen Handwerks hätte dem Bedürfniß und dem Geist der Zeit genügt; aber ihre Rückberufung, im ersten Moment des Sieges, die Ueberlieferung der Jugend-Erziehung in die Hände dieser Geistlichkeit, die zeigt uns klar, wie in einem Zauberspiegel, der Zukunft unglückseliges Bild. Die ersten acht Schuljahre sind diesen Männern anvertraut! Es wird hinlänglicher Keim gelegt werden, daß seine Früchte emporschießen bis in's ewige Leben! Die Wirthschaft der hiesigen Schulen mußte man kennen; sie allein rechtfertigte eine Revolution! Antidiluvianische Schulbücher erlebten noch immer neue

Digitized by Google

Auflagen, und selbst die bescheidene Bitte der Schulvorstände um Gestattung der Einführung derjenigen Lehrbücher, die in Prag unter kaiserlicher Censur bei den dortigen Schulen benutzt wurden, fand unter Metternichs eisernem Verdummungssystem kein geneigtes Gehör!

(Schluß folgt.)

Ueber die Progressivsteuer.

Nichts ist schwieriger, als ein allgemein befriedigendes, gerechtes Steuersystem aufzustellen und durchzuführen. Es ist leicht gesagt: Jeder zahle nach seinem Einkommen; aber es hat seine Schwierigkeiten, das reine Einkommen jedes Staatsbürgers auszumitteln. Gesetzt aber, es wäre ausgemittelt, so scheint eine verhältnißmäßige Einkommensteuer die großen Reichthümer nicht genug zu treffen; man spricht daher in der neuesten Zeit mit großer Vorliebe von einer progressiven Einkommensteuer, und scheint dabei die Billigkeit auf seiner Seite zu haben. Wenn man aber die Ausführung einer solchen Steuer zur Hand nimmt, so sieht man sich von jedem Prinzip verlassen und verfällt der reinen Willkür; denn auf die Frage: nach welcher Differenz oder nach welchem Exponenten soll die Progression steigen und wie weit soll sie gehen? gibt die Theorie keine Antwort. Gesetzt, man hätte für 100 Thlr. Einkommen $^1/_2$ Proc. und für 10,000 und drüber 20 Proc. festgesetzt, so würde der erste Steuerpflichtige nach Abtrag der Steuer $99^1/_2$ und der zweite 8000 Thlr. Einkommen behalten. Welcher Unterschied! kann man hier sagen; ist nicht der zweite Besitzer B über 80 mal besser daran als der erste A; warum nimmt man nicht mehr von ihm? seine 8000 Thlr. Einkommen können ja noch eine beträchtliche Nachsteuer ertragen. Erhöht man nun die Steuer bis zu 25, so bleiben dem besagten Besitzer B 7500 Thlr. und derselbe Einwurf erneuert sich; so kann man zu 30, 35, 40 Proc. fortschreiten und B wird immer noch besser daran seyn als A. Da fragt sich nun: wo ist die Gränze, bis zu welcher man nach den Gesetzen der Gerechtigkeit und der Billigkeit aufsteigen kann? und auf diese Frage gibt es keine Antwort. Es ist hier Alles dem subjectiven Ermessen und Belieben, also der reinen Willkür überlassen und in keinem Zweige der Staatsverwaltung — darüber ist man einverstanden — soll doch die Willkür herrschen. Aber die Billigkeit, wird man sagen, ist doch für eine solche Progression. — Die Billigkeit, meine Herren, hat in Rechtsangelegenheiten keine Stimme; denn sie ist etwas rein Subjectives, keinen objectiven Maßstab Zulassendes. Die Proletarier z. B. halten die gleiche Vertheilung des Eigenthums für sehr billig, die Besitzenden hingegen für höchst unbillig und ungerecht. In der That würde die progressive Einkommensteuer, bis zur äußersten Gränze der Möglichkeit, d. h. bis zur Spitze der Absurdität getrieben, die Idee der Communisten und Socialisten in der Art verwirklichen, daß sie alle Staatsbürger auf das gleiche Niveau des ärmlichen Besitzes brächte.

Man muß also der Ansicht Fr. Bülau's beistimmen, wenn er sagt: „Eine progressive Einkommensteuer heißt, das höhere Einkommen nicht in dem Maße, als es höher ist, sondern in stärkerem Grade belasten. Dazu ist kein Rechtsgrund und hier fehlt es auch wieder an jedem Maßstabe, nach welchem man das steigende Zunehmen der Fähigkeit zum Tragen der Last bemessen könnte. Man kommt bei dieser Gradation ganz in das Gebiet der Willkür. Soll aber die Sache aus dem Gesichtspunkte einer Verminderung des großen Kapitals, des Reichthums, erfaßt werden, soll sie eine indirecte Gütervertheilung enthalten, so ist sie sowohl unrechtlich und unsittlich, als unweise: Letzteres, da das Kapital, und auch das große Kapital, ganz eben so sehr eine Lebensbedingung unserer heutigen Gesellschaft ist, als die Arbeit." (Reichsanz. d. Deutschen.)

Die Nemesis der Geschichte.

Ob je der Menschheit Marterthum wird enden?
Ich möchte gerne es zu hoffen wagen,
Doch wenig Trost will die Geschichte spenden,
Wenn wir bei ihr um offne Antwort fragen! —
Sie wird viel Trauriges dem Herzen klagen:
Daß hinter jedem Edlen schleicht ein Rächer,
Die Besten alle ihrer Zeit erlagen;
Daß sie bei Griechen ihre Schierlingsbecher
Und ihre rechtsverdrehenden Sophisten;
Daß der Prophet von Juda ein Verbrecher,
Den schlaue Pharisäer überlisten
Und an das Kreuz als Volksverführer schlagen;
Daß Bestien verzehrt die ersten Christen,
Und später Die, so ihren Namen tragen —
Um ihre mächtige Herrschaft sich zu fristen —
Geschwelgt in scheußlich wilden Blutgelagen,
Gestiftet eine heilige Inquisition,
Geschürt des Scheiterhaufens Flammen,
Und mit des Römers frechem Hohn
Das edle Ketzervolk verdammen;
Daß eine Nemesis stets Rache übt,
An Denen, die den Fortschritt weiter leiten,
Und daß es Märtyrer und Opfer gibt,
So lange Menschen für ein Höh'res streiten.

German Mäurer.

Mannichfaltigkeiten.

(Zürich, 24. October.) Vor einigen Tagen wurde in der Fraumünsterkirche ein merkwürdiger Fund gemacht. Schon mehrmals war es Kennern aufgefallen, daß an einer Stelle in der Mauer neben der Thüre eine vermauerte Nische gewesen seyn müsse. Auf Veranstaltung der antiquarischen Gesellschaft wurde die Nische aufgemauert und man fand — ein wohlerhaltenes Gemälde. Dasselbe war ein Ecce homo, aber in etwas eigenthümlicher Auffassung. Auf dem Bilde finden sich ferner die Heiligen Felix und Regula; unten sind zwei Wappen angebracht, von denen das eine dasjenige Waldmanns, die beiden andern aber noch nicht entziffert sind. Das Gemälde fällt daher jedenfalls vor Waldmanns Tod, also vor 1489. Von wem das Bild sey, und warum Waldmanns Wappen darauf sich befinde ꝛc. — dieses zu untersuchen läßt sich der bekannte Alterthumsforscher Hr. Dr. Keller sehr angelegen seyn.

Die Armen-Direction der Stadt Berlin hat eine große Erbschaft gemacht. Die Präsidentin v. Scheve, eine durch ihre übertriebene Sparsamkeit wie ihre große Wohlthätigkeit gleich bekannte Dame ist mit Tode abgegangen und hat die Armen-Direction zur Universalerbin ihres Vermögens eingesetzt, welches sich beinahe auf eine halbe Million Thaler beläuft. Das Haus in der Friedrichsstraße ist auf ewige Zeiten zu einer Stiftung für 10 adelige oder bürgerliche Mädchen über 30 Jahre bestimmt, welche darin bis zu ihrem Tode oder ihrer Verheirathung Wohnung und eine Monatssumme von 7 Thlr. erhalten. Nach dem

Digitized by Google

Tode der gegenwärtig eingesetzten Säftsdame hat auch hier die Armen-Direction die Ernennung.

Frankfurter Theater.

Das Zigeunermädchen, romantische Oper von W. Balfe, Text von Alfred Bunn.

(Schluß.)

Balfe's Muse bekennt sich offenbar zur italienischen Schule und nähert sich dem blühenden Style Bellini's. Sein Styl ist gefällig ausgeprägt und zeichnet sich durch volksthümliches Element aus. Seine Instrumentation ist, ohne den Sänger zu decken, brillant und charakteristisch. Balfe gehört zu den Künstlernaturen, die ihren eigenen Weg gehen und nichts schreiben, das nicht von selbst aus einer gesunden Individualität hervorginge. Macht man ihm den Vorwuef, daß er dem Zeitgeschmacke huldigte, so werden ihm das seine Zeitgenossen gerne verzeihen, da er sie, entfernt von allem Schwulst und aller Bizarrerie, dafür in das Zauberland der Romantik führt. Dieses Componisten frühere Opern sind uns, außer den Haimonskindern (die vor Jahren hier an einer mangelhaften Besetzung gelitten) unbekannt, aber aus seiner Zigeunerin allein läßt sich das Urtheil schöpfen, daß seine Werke, bei nur einigermaßen günstigen Bühnenverhältnissen, sich verdiente Anerkennung gewinnen müssen. So viel über den geistigen Inhalt einer Composition, als sich mit wenig Zügen anschaulich machen läßt. Zeergliederungen gehören in den Bereich musikalischer Blätter.

Zu den hervorstechendsten Nummern dieser Oper, worauf wir hiermit besonders aufmerksam machen, gehören unstreitig: Die beiden Zigeunerchöre: „Wir Zigeuner leben froh" und: „Stille, der Mond allein", wovon sich der erstere als Silberfaden durch Oper und Ouverture schlingt; der Zigeunermarsch, für Blechinstrumente; der letzte Chor des ersten Akt's: „Folgt ihm mit tarserem Arm"; die Arie der Königin: „Frevler, weichet schnell zurück!" (für Mad. Beheend-Brand nachcomponirt); die Romanze der Gitana: „Im Traum sah ich", ihre Couplets mit Chor: „Folgt der Zigeunerbraut" (da capo begehrt), und deren Wahrsagergesang: „Hört Ritter und Frauen"; das Duett zwischen Theodor und Gitana: „Mein Vaterhaus"; die höchst wirksame Erkennungsscene des zweiten Finals mit seinen ergreifenden Ensembles und Chören; die Cavatine Arnheims: „Das Herz, von Kummer tief gebeugt"; das letzte Teezett zwischen Gitana, Theodor und Arnheim: „Nicht soll das Leid vergangener Zeit"; vor Allem aber die beiden Perlen der Oper: Das kurze Vocal-Quartett: „Aus balsamischem Thal, wo die Aloe blüht" und Theodors Cavatine: „Schwärmt And'rer Herz und And'rer Mund", ein ächtes Volkslied. Den versöhnenden Schluß bilden einige cadenzreiche Couplets mit Chorrefrain, von Gitana vorgetragen: „Welche Seligkeit strömt durch meine Brust", welche Nummer ebenfalls zu den schönsten der Oper gehört.

Die kurzen Dialoge wären, in Noten verwandelt, wohl zweckmäßiger, da sie den Fluß der Musik nur unterbrechen und keine eigentliche Nothwendigkeit für ihr Daseyn vorhanden ist.

Des verehrten Gastes persönliche Leitung, wie seine ganze Erscheinung erinnerte in vieler Beziehung an unseren verstorbenen Guhr, und es mochte deshalb unser Interesse an seinem Werke erhöht worden seyn. Einige Abkürzungen — namentlich im ersten Akt, der eigentlich nur als Vorspiel der Oper zu betrachten ist — dürften dem Ganzen nur noch förderlicher seyn.

Am 25. wurde die Oper nach einigen zweckmäßigen Abkürzungen bei minder zahlreichem Besuch wiederholt. Ueber die Darstellung selbst in unseren nächsten Blättern. †††

Korrespondenz.

Heidelberg, 21. Oct.

Gestern hatten wir Gelegenheit, ein Konzert der hier garnisonirenden vollständigen Regimentsmusik des 28. königl. preußischen Infanterie-Regiments in der Schloßwirthschaft zu hören. Sowohl die reiche Auswahl der ausgeführten Pieeen, als die Präcision, mit welcher die Ausführung selbst geschah, übertrafen alle Erwartung. Sie machen der Leitung ihres Dirigenten, des Hrn. Kapellmeisters Reich, alle Ehre, und es knüpft das kunstliebende Publikum hiesiger Stadt hieran die Hoffnung, daß dieses ausgezeichnete Musikcorps, das, wie man sagt, die Wintermonate mit dem hier liegenden Bataillon des 28. Regiments in Heidelberg bleiben wird, während des Winters manchen Kunstgenuß uns verschaffen werde.

Gastspiel der Fräulein Marie und Sophie Cruvelli.

Frankfurt a. M.

Nachdem diese Sängerinnen in dem Konzerte des Hrn. Eliason mit so außerordentlichem Beifall aufgetreten und den Wunsch bei allen Kunstfreunden rege gemacht haben, sie nun auch auf dem Gebiet des dramatischen Gesanges kennen zu lernen, hat die hiesige Theaterdirektion mit denselben einen Cyclus von vorläufig drei Gastrollen abgeschlossen. Die Schwestern Cruvelli haben in Paris unter Bordogni ihre Gesangsstudien begonnen und solche später bei den ersten Meistern in Mailand fortgesetzt. Nach Beendigung derselben eröffneten sie ihre theatralische Laufbahn in Venedig, wo ihr Debut sich eines ganz außerordentlichen Erfolges zu erfreuen hatte. Der dort eben anwesende Bühnendirektor Lomley aus London hörte sie und beeilte sich, sie für die italienische Oper der englischen Hauptstadt zu gewinnen. In London verfehlten sie nicht, neben einer Jenny Lind Sensation zu machen und die englichen Feuilletons wetteiferten in Lobeserhebungen ihrer eben so seltenen Stimmmittel als ihrer Virtuosität. Man ist hiernach berechtigt, von dem Gastspiel der Damen Cruvelli mehr als gewöhnliche Kunstleistungen zu erwarten und sieht diesen mit Interesse entgegen.

Frankfurt a. M.

Seit einer langen Reihe von Jahren zählt Hr. Grahn zu den Mitgliedern unseres Schauspiels und hat sich durch die Sorgfalt und den Fleiß seiner künstlerischen Wirksamkeit sowohl der Bühnendirektion, als auch dem Publikum gegenüber, genugsam bewährt. Wir halten es demnach für Pflicht, auf sein heute stattfindendes Benefiz, wozu er Goethe's Faust gewählt hat, die Theaterfreunde aufmerksam zu machen. Die von demselben in dieser Tragödie dargestellte Rolle des Valentin gehört zu seinen besten und stets mit Beifall aufgenommenen Leistungen. Fräul. Grahn, die Tochter des Benefizianten, wird das Gretchen spielen und man sieht mit großem Interesse der Art und Weise entgegen, wie diese vielbefähigte Kunstjüngerin eine so schwierige Aufgabe zu lösen vermögen wird.

Museum.

Der unterzeichnete Vorstand brachte unter dem 21. d. M. zur allgemeinen Kenntniß, daß die Zahl der Mitglieder des Museums geschlossen sey, daß dagegen noch Abonnementskarten für sämmtliche Versammlungen dieses Winters zu dem Preise von elf Gulden ausgegeben werden würden. Voraussichtlich werden auch diese Karten, deren Anzahl der Beschränkung des Raumes wegen auf vierzig festgestellt werden mußte, bald vergriffen seyn. Der Vorstand, welcher hiernach wahrscheinlich in die Lage kommen wird, etwaige später erhobene Ansprüche nicht berücksichtigen zu können, hält es für seine Pflicht, hierauf mit dem Bemerken aufmerksam zu machen, daß keinenfalls nach der, Freitag, den 2. künftigen Monats, stattfindenden Eröffnung der Versammlungen, noch Abonnementskarten für sämmtliche Museums-Abende ausgegeben werden.

Frankfurt a. M., 27. Oct. 1849.

Der Vorstand des Museums.

Theater-Anzeige.

Montag, 29. Oct. (Zum Vortheil des Hrn. Grahn): Faust, Tragödie in 6 Abth. von Goethe. Margaretha: Fräul. Grahn, als zweiter theatralischer Versuch. Mit aufgehobenem Abonnement.

Mittwoch, 31. Oct. (Gastdarstellung der Fräul. Sophie Cruvelli: Norma, große Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. Norma: Fräul. S. Cruvelli (in italienischer Sprache). Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangerpreisen.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 259. Dienstag, den 30. October 1849.

Ferdinand Arko.

Historische Erzählung von A. Reich.

(Fortsetzung.)

Wie mit einem Zauberschlage verwandelte sich bei dieser Nachricht die Scene des harmlosen ländlichen Festes. Wehklagend stoben die Weiber und Mädchen auseinander, die Männer eilten in zorniger Aufregung nach den Waffen, alle waren voll rastloser Thätigkeit, um sich gegen den schon so nahen Feind bereit zu halten.

Während des Getümmels dieser Vorbereitungen langte, von Schweiß und Staub bedeckt, athemlos und erschöpft, der Allen wohlbekannte Klostervogt von Viecht in der Mitte der bewegten Menge an. Sein Bericht, wie die Feinde in das Kloster gebrochen seyen und alle die frommen Brüder aus den Zellen gejagt hätten, wie das schöne Viecht, Tyrols Stolz und Heiligthum, in eine Kaserne verwandelt und der hochwürdige Abt als Geisel nach Schwaz geschleppt worden sey, steigerte die allgemeine Aufregung bis zur Wuth. Der Vogt suchte die Verwünschungen und Flüche, die gegen den Feind ausgestoßen wurden, nur immer lebhafter anzufeuern, während man schon immer näher und näher einzelne Schüsse fallen hörte. Jeder neue Ankömmling brachte auch eine neue Schreckensbotschaft. Auf die Nachricht, daß Voltens erstürmt, Hall verbrannt sey, daß die Bayern, die Tyroler verfolgend, bereits durch den Thalgrund herbei drängten, beschloß die muthige Schaar, dem Feinde Hütten und Saaten preis zu geben und sich zum Kampfe in die Berge zurück zu ziehen.

Alle stürzten auf die nahen Höhen und gegen die Schluchten zu; schon drangen die Reiter und Schützen der Bayern in den vorderen Thalgrund ein. Ein wildes Gefecht entspann sich um die umliegenden Höhen. Immer neue Truppen rückten im Sturmschritt unter dem Klange der Trommeln und Pfeifen vor, und stürmten gegen das Dorf. Max Emanuel selbst, vom Grafen Arko, dem Grafen Taufkirch und dem Freiherrn von Wolframsdorf begleitet, eilte zu Fuße, mit gezogenem Degen, an der Spitze seiner Grenadiere herbei und stürmte selbst mit an.

Die Tyroler vertheidigten sich mit Wuth und Ausdauer; der Kampf zog sich ausschließlich und unausgesetzt um das Dorf, das endlich, um den hartnäckigen Widerstand zu besiegen, von den Grenadieren mit Handgranaten beworfen und in Brand gesteckt ward. Nun drangen die Bayern ein, die Tyroler begannen zu fliehen, und der Churfürst war Herr des Platzes.

In einer feurigen Rede an die Seinigen knüpfte Max Emanuel an dies neue Waffenglück seine künftigen Siegeshoffnungen, als plötzlich ein furchtbarer Angstschrei seine Worte unterbrach. Rasch wandten Alle sich dem Orte zu, woher diese Jammertöne erschallten, und ein fast einstimmiger Ruf des Schreckens antwortete ihnen, als man auf dem Altane eines der Häuser, das in vollen Flammen stand, ein junges, reichgeschmücktes Bauernmädchen erblickte, das einem unrettbaren furchtbaren Tode geweiht schien.

Es war Lisa. Furchtbar tönte ihr schneidender Hülferuf durch die Todtenstille der Angst, die alle Zeugen dieser schrecklichen Scene gefesselt hielt. Wie fragend sah Max Emanuel sich im Kreise seiner Offiziere um, noch ehe aber, als sein Blick sie verlassen hatte, stürzte Ferdinand Arko in die Flammen und kehrte nach wenigen Sekunden mit der schönen, ohnmächtigen Beute zurück.

Ohne der lebhaften Aeußerungen von Theilnahme und Bewunderung zu achten, womit seine Freunde ihn umringten, legte Arko seine schöne Bürde sanft auf den weichen Rasen nieder und suchte sie zum Leben zurück zu rufen. Sie war unversehrt, aber im Augenblick ihrer Erlösung aus der schrecklichen Gefahr hatte das Bewußtseyn sie verlassen und ihr reizend Gesicht war mit der Bläße des Todes überzogen.

Kaum war die Aufregung, die diese Scene in allen Anwesenden erzeugt hatte, der glücklichen Lösung derselben gewichen, als die Aufmerksamkeit Aller auf's neue gefesselt wurde. Die gefangen genommenen Tyroler wurden vor den Churfürsten gebracht. Stumm und finster schienen Einige ihrem Schicksale Trotz bieten zu wollen, während Andere um Gnade flehend, die Knie ihres Besiegers umfaßten. Mit ernster Stimme und mildem Blick sprach Max Emanuel: „Steht auf, seyd ohne Furcht, Ihr Alle! Möchtet Ihr doch einsehen wollen, bethörtes Volk, daß ich nicht als Feind, sondern als Erbe dieser Thäler zu Euch kommen möchte! Ich bekriege den Kaiser, nicht Euch. Kehrt heim in Frieden, aber zieht nicht wieder aus zum Kampfe gegen Euren rechtmäßigen Herrscher!"

Mit diesen Worten schwang er sich auf sein Streitpferd, das zwei mohrische Läufer ihm eben zuführten, und setzte sich an die Spitze seines Heeres. Arko, der bis zu diesem Augenblick noch um Lisa beschäftigt gewesen war, schloß sich ihm an. In dem Moment, wo er sich von Lisa entfernte, erwachte sie aus ihrer Betäubung, und ihr zum Bewußtseyn wiederkehrender Blick faßte die Züge ihres Retters noch einmal voll auf. Stumm starrte sie dem unter Gesang und kriegerischer Musik fortziehenden Heere nach, und fuhr endlich mit der Frage an ihre Landsleute auf: „Wer war er?"

„Wer?" erwiederten sie, noch voll des Dankgefühls für die wiedergewonnene Freiheit, „nun wer anders als der Churfürst von Bayern! Eine schwache Röthe färbte Lisa's zarte Wangen; bebend faltete sie die Hände auf der wogenden Brust zusammen, indem sie leise murmelte: „Der Churfürst von Bayern, mein Retter!"

Digitized by Google

Zum ersten Male in ihrem Leben durchwachte Lisa die ganze Nacht. Sie vermochte nach den Eindrücken dieses stürmischen Tages das Gleichgewicht ihrer Seele nicht wieder zu finden.

Lisa war ein ächtes Kind der Berge; offen, kühn, eigenwillig. In der unbeschränktesten Freiheit aufgewachsen, entwickelte eine ungewöhnlich energische und leidenschaftliche Natur sich in ihr mit aller Stärke. Bis jetzt hatte ihr ruhiges, einförmiges Leben der feurigen Erregbarkeit ihres Wesens noch niemals einen besondern Anstoß gegeben; mit Unmuth und Verdruß, aber ohne irgend einen Aufwand von Widerstand, hatte sie, dem Willen ihres Vaters gemäß, sich darein gefügt, die Frau des reichen Zeilers zu werden, den sie weder liebte noch haßte, der ihr aber als Beschränker ihrer Freiheit zuwider war.

Die heutigen Begebenheiten hatten zum ersten Mal ihre feurige Phantasie erregt, und der Eindruck derselben war so gewaltig, daß er sich ihres ganzen Wesens bemächtigte. Mit glühender Begeisterung rief sie sich alle Einzelnheiten der von ihr überstandenen Lebensgefahr zurück; unaufhörlich sah sie die edlen schönen Züge des Mannes vor sich, der sie in dem Augenblicke, wo sie schon ihre Seele Gott befohlen hatte, in seine Arme genommen und durch die lodernden Flammen getragen hatte. Mit seltsamen Entzücken erinnerte sie sich daran, wie das Bewußtseyn langsam von ihr gewichen war, während dies stolze kühne Gesicht sich über sie beugte und sie dicht an diese kräftige Gestalt geschmiegt lag. Ihre ganze Seele zog sie nach diesem Manne hin, den die Ihrigen verwünschten und bekriegten, sie vergaß die Schwerter, die sich an demselben Tage mit dem Blute ihrer Landsleute gefärbt, die Flammen, die ihres Vaters Haus in Asche gelegt hatten, sie vergaß, daß der Fürst, dem sie die Rettung ihres Lebens schuldig zu seyn glaubte, dafür tausend Leben der Ihrigen schon gefordert habe, und noch fordern würde; sie dachte einzig nur daran, daß er sie wie ein rettender Engel dem Tode entrissen, und daß sie an dieser fürstlichen Brust gelegen hatte.

Ihre glühende Aufregung stieg mit jeder Stunde; als der Tag anbrach, litt es sie nicht mehr in ihrer Einsamkeit, eine heiße Sehnsucht, den Retter ihres Lebens nur noch ein Mal zu sehen, verzehrte sie, und trieb sie gegen das Lager der Bayern.

Mit raschen leichten Füßen klomm sie über die Berge, und bald breiteten die Zelte des Lagers sich vor ihren Augen aus. Die ersten Strahlen des Morgens vergoldeten rosig die Spitzen der Berge. Als sey die Ruhe dieser friedlichen Thäler nie gestört worden, so herrschte in dieser Stunde die vollkommenste Stille rings umher. Nur der eintönige Schritt der Wachen, der aus dem Lager herüber klang, unterbrach die morgendliche Stille, denn noch war die Reveille nicht erschallt.

(Fortsetzung folgt.)

Wiener Zustände.

(Schluß.)

Der tiefen, gedrückten Stille über Ungarns Vernichtung folgte der tosende Jubel über Italiens Fall. Dabei ist nichts zu verwundern, als die Consequenz der Wiener. Aber bei all' dem wilden Lärmen behauptet die Sprache nicht ihr Recht. Es wird unendlich viel gesungen, furchtbar viel geschrieen, in allen Tonarten werden Toaste zum Besten gegeben, aber — geredet wird nicht. Das Siegel des moralischen Zwanges lastet mehr als je auf der menschlichen Zunge. Doch glaube man deshalb nicht, Wien sey stumm; es gibt keinen beredteren Ort in der Welt. Die Wipfel der Bäume rauschen Worte, die Blätter säuseln Mittheilungen, der Fall der Donau verkündet den Inhalt des leisesten Gesprächs an seinem Uferrande; jedes Oeffnen der Thür wird zum Gedanken-Conductor, und das Echo der Wände, im Heiligthum des eigenen Hauses, trägt im Donnerton des Verrathes den Schall leise geflüsterter Worte dem spähenden Ohre der Inquisitoren zu. Früher wagte man doch das Wort „Spion" mit Verachtung öffentlich auszusprechen; die Gewalt dieser moralischen Pest macht jetzt vor dem ehrlosen Handwerk dergestalt erzittern, daß man selbst nicht mehr im Allgemeinen das „Spitzel-Handwerk" zu verhöhnen wagt. Sonst trugen diese besoldeten Polizei-Spione Karten bei sich zu ihrer Legitimation; jetzt thäte es Noth, die ehrlichen Leute hätten unter sich derlei Erkennungskarten. — Und mit welcher bodenlosen Frechheit wird dies infamirende Handwerk getrieben! Ehemals schämte man sich desselben und übte es, eines schöden Gewinnstes wegen, in Geheim; jetzt prunkt der Träger seiner Schande öffentlich mit seiner Ehrlosigkeit, und denuncirende Journale nennen sich: loyale Literatur! — In den Märztagen griffen die Studirenden einen „Spitzel" auf und führten ihn auf einem Karren, dem Hohn des Volkes Preis gegeben, in der Stadt umher; das Auffangen verursachte jetzt keine Mühe, aber wo fände sich ein höhnendes Publikum? —

Wir wollen der Umsturzpartei wahrlich das Wort nicht reden, selbst nicht jener verirrten Jugend, die von einem edlen Gefühle verleitet, durch dessen Ausgeburt sich und das Vaterland ins Verderben gestürzt; wir wollen die aufrichtige Reue jener Verführten ehren, die durch Besinnung und Ueberlegung zu einer bessern Ueberzeugung gelangt; aber jene erbärmlichen Wortführer der Parteien, die die Rückseite ihrer tricoloren Cocarden schon damals schwarz-gelb angestrichen hatten, als sie noch mit wild affectirtem Freiheitsjauchzen zur Schau getragen wurden, und sie beim Umschlag der Verhältnisse so schnell umwandten, als man eine Hand umkehrt — diese Quasi-Organe der öffentlichen Meinung, die bei jeder Gelegenheit und in jedem Falle den beschränkten Sinn des Volkes vollends irre führen, diese concessionirten Achselträger und privilegirten Wetterfahnen, denen im Zeitraum von vierundzwanzig Stunden Kossuth ein Held und ein Verräther, ein großer Mann und ein einfältiger Schwätzer, ein Volksbeglücker und ein Mordbrenner war; jene Elenden sind es, die durch ihren jetzt so prahlerischen Patriotismus, durch ihre hämischen Denunciationen jedes Restes von Ueberzeugung und Selbstgefühl, im Bunde mit den Schergen der heiligen Hermandad, die große Masse des Volkes vollends depraviren, und die Empfindung jedes Redlichen der Art zusammenschnüren, daß ihm auch nicht Kraft, nicht Luft zu einem Schrei des Schmerzes bleibt. Nicht, daß der Wiener jetzt scheu und ängstlich schweigt, können wir ihm verdenken; nein! daß er redet, und was er redet, das ist es, was ihm den Stab vor dem Tribunal der Tugend und der Sitte bricht.

Das Wiener Spionir-System hat zur Bildung zweier Parteien Veranlassung gegeben, die sich in ihren Ansichten heftig bekämpfen. Die eine behauptet, jenes sey ein Vermächtniß der Metternich-Sedlnitzky'schen Epoche, die andere nennt es eine Errungenschaft der Revolution. Wir wollen der letzteren Ansicht beipflichten, um der Revolution in Wien doch eine Errungenschaft zuzugestehen, und weil es in der That wahr ist, daß die Demoralisation des Volkes zu keiner Zeit die kolossale Höhe der jetzigen erreicht hat. Doch nicht nur dieses scheußliche System der Spionage, das jetzt Wien in eine moralische Cloake zu verwandeln droht, auch die Maßregeln der Regierung tragen hiezu nicht weniger das Ihre bei.

Ungarn ist besiegt; gut, es werde gezüchtigt! Aber ist es das nicht hinlänglich durch das fruchtlos vergossene Blut, nicht genug durch den Ruin seiner Städte und Dörfer, durch den Brand seiner Magazine, durch die Verheerung seiner blühenden Fluren? Muß man noch durch den gewaltsam herbeigeführten Bankerott

Digitized by Google

des Landes sein Elend auf die höchste Spitze treiben? Muß man durch die Nullitäts-Erklärung der Kossuth-Noten mit einem Federstriche hundert Millionen fl. C.-M. Werth, einem ohnedies geldarmen Lande, vernichten? — Und nicht einmal „mit gleicher Liebe liebt man seine Kinder". — Wen Gott liebt, den züchtigt er; diese Wahrheit hat sich auch das österreichische Gouvernement zu eigen gemacht; aber bei aller, uns eigenen, Toleranz fragen wir: mit welchem Rechte geht ein christlich-katholischer Staat so weit, Nicht-Christen in seiner Liebe zu bevorzugen? Die Pesther Juden müssen nebst allem Leid, das sie den christlichen Ungarn gleich tragen, noch eine Extra-Contribution von fünf mal hundert Tausend Gulden C.-M. beisteuern, und damit die christliche Regierung bei dem erbärmlich niedern Stand der kaiserlichen Banknoten nicht die zwanzig Procent Agio verliere, muß diese Bevorzugungsmaßregel mit klingender Münze gelöst werden. Wahrlich, das ist doch beinahe zu viel Liebe, besonders gegen Alttestamentarische, emanirt von einem christlichen Staate: erst werden sie im Allgemeinen als Unterthanen geliebt, dann als Ungarn, zuletzt als Rebellen und dann trifft sie noch ein Extra-Liebeszeichen als Juden! — Ja, so ein Jude ist doch ein capitales Hausthier; und die ungarischen nun gar, die gehören zur exquisiten Race. Aus so einem Juden läßt sich Alles machen. Im Frieden läßt er sich schubriegeln, im Krieg todtschießen, so bereitwillig, wie jeder andere Honved oder Grenadier; doch das sind nur die Epochen seines eisernen und kupfernen Zeitalters; tritt aber gar Geldmangel im Reiche ein, dann avancirt man ihn zu edlem Metall; man sollte schier nicht glauben, was so ein silberner Jud' ausgiebig ist. Man schlägt mit dem Münzstocke so lange auf ihn ein, bis sein Blut und seine Thränen sich in klingende Münze verwandeln; dann drückt man ihm den Stempel auf, wie den Pferden das Gestütszeichen, und läßt ihn als geprägten Zwanziger frei und frank durch alle Länder ziehen, ohne Rücksicht auf Stand, Gewerbe und Confession. Das ist in Oesterreich die Lehre von der christlichen Liebe. — Ja, die Staatswirthschaft und Industrie machen jetzt hier reißende Fortschritte; sogar aus dreierlei Stoffen wird hier schon Geld gemacht: aus Metall, aus Papier und aus — Juden! (Const. Ztg.)

Mannichfaltigkeiten.

Das beifolgende Gebet Damjanichs macht die Runde in österreichischen Blättern: Gebet vor meiner Hinrichtung. Herrscher des Weltalls, zu Dir erhebe ich mein Flehen! Du hast mich gestärkt in der fürchterlichen Scheidestunde von meiner Gattin, stärke mich auch fortan, o Vater, damit ich die harte Probe — den entehrenden, schmählichen Tod kräftig und als Mann bestehen kann. Erhöre, o Allgütiger, meine sehnsüchtige Bitte. Du hast, o Vater! in Schlachten und Gefechten mich geleitet, hast sie mich bestehen und aus manchem zweifelhaften Kampfe durch Deine schützende Hand unversehrt mich heraustreten lassen, gepriesen sey Dein Name in Ewigkeit. Beschütze, Allmächtiger! mein ohnedies unglückliches Land vor fernerem Unglücke. — Lenke das Herz des Monarchen zur Milde für die zurückbleibenden Leidensgefährten und leite durch Deine Weisheit den Willen desselben zum Wohle der Völker. Gebe, o Vater! Kraft meiner armen Emilie, damit sie das mir gegebene Wort, ihr Loos in Demuth mit Hülfe ihres Glaubens zu ertragen vermöge. Segne Arad, segne das arme, ins Unglück gestürzte Ungarland. Du kennst, o Herr, mein Herz, und ein jeder meiner Schritte ist Dir bekannt, richte mich nach solchen gnädigst und lasse mich jenseits eine gnädige Aufnahme finden. Amen. Der Emilie zum Troste. Damjanich.

Es ist nicht uninteressant, zu wissen, daß es ein Graf Bathyanyi war, der Großvater des unglücklichen Premierministers, der auf dem welthistorischen Reichstage zu Preßburg, wo die Kaiserin Maria Theresia um Hülfe gegen das siegreiche Heer Friedrichs II. flehte, das unvergeßliche Moriamur pro rege nostra! (Wir sterben für unsern König!) rief, was sofort die ganze Magnatenversammlung enthusiastisch wiederholte. Die dankbare Monarchin ernannte den Grafen dafür 1748 zum Palatin von Ungarn.

(Wallis.) Dieser Tage trennten sich, der St. Morizbrücke gegenüber, drei gewaltige Felsen von dem Berge Verossaz los. Glücklicherweise blieben die zwei größesten in dem oberhalb des Schlosses sich befindlichen Walde liegen. Das dritte Stück prallte an die mehrere Fuß dicke Schloßmauer an, schlug sie ein und drang bis in ein Gemach, wo kleine Kinder schliefen. Diese kamen mit der bloßen Furcht davon, die das Herabfallen des losgerissenen Getäfels ihnen verursachte.

Von Johann Christian Edelmanns Selbstbiographie, dessen Schriften im Jahre 1750 in Frankfurt a. M. öffentlich verbrannt wurden, erscheint jetzt in Berlin ein neuer Abdruck. (A. Z. C.)

Das Veteranen-Corps zu Berlin hat dem Prinzen von Preußen einen silbernen Lorbeerkranz überreicht, der sehr geschmackvoll gearbeitet seyn soll. Auf den größten Blättern des mit Perlen geflochtenen Kranzes sind die Ortsnamen der Gefechte, an welchen der Prinz in der Pfalz und in Baden persönlich Theil nahm, wie Philippsburg, Ubstadt, Waghäusel, Neudorf, Bruchsal, Durlach und Rastatt verzeichnet.

So impertinent höflich kann Niemand seyn als die Engländer. Der Münchener Bibliothek schicken sie regelmäßig ihre Parlamentsverhandlungen schön eingebunden zu, haben sich aber jedes Gegengeschenk an Münchener Kammerreden höflichst verbeten. Wie das nur kommt?

(Waadt.) Hr. Friedrich Guer hat zu Laiterens, oberhalb la Chiésaz, in der Gemeinde Bienay, 200 Mammuthszähne gefunden, welche auf einem Thonlager ruhten. Es ist dies der erste Fund von Mammuthsresten im Becken des Lemans, während sie in den Alluvionen der Nordschweiz und des französischen Rhonebettes bis zum Meer sehr häufig vorkommen und überhaupt nach den neuesten Untersuchungen zwischen dem 40. und 73. nördlichen Breitegrad in Europa, Asien und Amerika gefunden werden.

(Preußischer Treubund für Kinder.) Die „Constitutionelle Zeitung" enthält folgendes Eingesandt: Treubund für Kinder. Da die Lorbeeren zweier Grafen mich nicht schlafen lassen, so beabsichtige ich, auch welche zu pflücken. Herr Graf Luckner hat einen Treubund für Männer, Herr Otto Graf von Schlippenbach einen Treubund für Frauen eingerichtet, es bleiben mir also nur noch die Kinder übrig, und mit ihnen gedenke ich mit Gottes Hülfe einen Treubund zu stiften, der keinem der andern etwas nachgeben soll. Zulässig sollen seyn: Alle selbstständigen Knaben und Mädchen, auch wenn sie der dienenden Klasse angehören, die Herr Otto Graf Schlippenbach aus seinem Treubund ausschließt. Als „selbstständig" betrachte ich aber jedes Kind, welches allein zu gehen und nöthigenfalls sich selbst die Nase zu putzen versteht. Alle Armen, welche Herr Otto Graf Schlippenbach zurückweist, haben Zutritt, jedoch ohne Stimmrecht. Richtung und Zweck des neuen Bundes sind genau dieselben, wie die seiner beiden älteren Brüder. Die erste Versamm-

Digitized by Google

lung wird noch näher angezeigt werden. Berlin, 1840. Pflasterstein, Urwähler.

Ein Schandfleck eines Theils unseres Volkes, der sich namentlich in der neuesten Zeit recht sichtlich gezeigt, ist die ehrlose Anbringerei der Aeußerungen volksfreundlich gesinnter Männer bei den Regierungen, die es dann natürlich, wenn solche Männer Angestellte und vornehmlich Schullehrer waren, an den geeigneten Verfolgungen nicht fehlen ließen. In dieser Beziehung sollen sich die Mitglieder mancher Ortsvorstände und andere wohlgesinnte Krämerseelen unverwelkliche Lorbeeren erworben haben. Man hofft, daß seiner Zeit die Namen dieser um den Staat so verdienten Bürger der Oeffentlichkeit übergeben werden, auf daß das Volk Gelegenheit habe, seine Freunde verdientermaßen zu ehren. —

(Gleichniß.) Manche Staatsmaschine ist eine Mühle, deren Gänge leer laufen, wo aber der Lärm der Räder und der Aufwand der Kräfte so groß ist, als würde wirklich etwas gemahlen. — Schlechten und faulen Mahlknechten ist die Glocke, die Lärm zu machen anfängt, sobald die Mühle leer läuft, ein Aerger; schlechten Dienern der Staatsmaschine die Freiheit der Rede und Schrift.

Korrespondenz.

Gießen, 22. Oct.

Schon seit mehreren Tagen haben unsere Assisensitzungen wieder begonnen, nachdem sie kaum vor einigen Wochen, nach sechswöchentlicher Dauer, geschlossen worden waren, um länger als vier Wochen die Zeit unserer nicht bezahlten Geschwornen in Anspruch zu nehmen. Es müßte in der That auffallen, wie sich in dieser kurzen Zwischenzeit ein so reicher Stoff von Verbrechen anhäufen konnte, wenn man nicht wüßte, daß der Criminalsenat des hiesigen Hofgerichts auch diesmal auf die Erhebung einer Menge von Anklagen hingearbeitet hat, welche die Staatsanwaltschaft selbst wollte fallen lassen, und in welchen von den Geschwornen voraussichtlich gänzliche Freisprechung erfolgen wird. Allen Respekt vor den Herren von Hellmold, Nöllner, Kraft, Wartmann und Zimmermann, welche den Criminalsenat bilden; allen Respekt vor ihnen und ihrer richterlichen Gewissenhaftigkeit: aber — fragen wir sie — wohin soll es führen, wenn so Vieles, was sie zum Verbrechen stempeln, von den Geschwornen nicht als solches angesehen wird, und wenn die Angeklagten, nachdem sie längst von der öffentlichen Meinung freigesprochen worden sind, nun auch von den Geschwornen für nichtschuldig erklärt werden? Steht nicht zu fürchten, daß die Gewissenhaftigkeit der Geschwornen durch dieses beständige Vorbringen unbegründeter Anklagen zum Nachtheile der Angeklagten allmälig erlahmen, und daß die Geschwornen über kurz oder lang doch einmal so einen vorgeblichen Hochverräther verurtheilen möchten, um nicht immer fort von conservativen Schmutzblättchen wegen der Freisprechung besudelt zu werden? Oder wird dieses Verfahren dahin führen, daß der tiefeingewurzelte Respekt vor der Einsicht und Unparteilichkeit des Criminalsenats allmälig andern Gefühlen Platz machen wird? Wir wissen, die Mitglieder des Criminalsenats sind keine sonderlichen Verehrer des Instituts der Geschwornengerichte; aber sie sind doch allzu ehrenwerthe Männer, um durch unehrenhafte Mittel dieses herrliche Institut in Mißcredit bringen zu wollen. Wir möchten deshalb die Herren des Criminalsenats recht dringend ersuchen, doch ihre Begriffe von Aufreizung zum Hochverrath, Amts- und Dienstehrebeleidigung, Majestätsbeleidigung ꝛc. abzulegen und sich in den Geist des Edicts vom 6. März hineinzuleben. — Was die Einrichtung des Sitzungssaales betrifft, so erkennt man darin, wie gerne sich die Büreaukratie wieder Boden verschaffen und selbst auf die Gefahr hin, sich lächerlich zu machen, ihre frühere Stellung wieder einnehmen möchte. Der ganze Saal nämlich ist in 2 Hälften getheilt, woron der eine Theil für den Assisenhof, die Geschwornen, die Advokaten und sonstigen zum Assisengericht gehörende Personen eigentlich bestimmt seyn sollte, der andere Theil aber, dessen schmutziger Eingang die Firma führt: „für nicht gerichtliche Personen", für das eigentliche Publikum. Anstatt aber hieran festzuhalten, wird mit Erlaubniß des Präsidenten jedem pensionirten Major, Hauptmann, Rentamtmann, Professor, Pfarrer, Gerichtsschreiber, kurz Jedem, der je eine Militär- oder Civil-Uniform trug oder trägt, der Eingang in die bevorzugte, mit Stühlen versehene Hälfte des Saales gestattet, während die Angestellten der Stadt und die besten und ersten Bürger sofort zurückgewiesen werden, wenn sie aus Irrthum oder Unkenntniß sich dem Eingange zu diesem Theile nähern. Gewiß lächerlich und nicht der Zeit gemäß ist hier diese Absonderung der Stände (denn anders kann man es nicht nennen), und man erwartet, daß bei einer neuen Lokal-Einrichtung mehr dem Geiste der Neuzeit gehuldigt werde.

Wiesbaden, 27. Oct.

Das heutige Schwurgericht führte die Ehefrau des hiesigen Buchdruckers Sack, Philippine, geb. Junior, vor, die als Botin zwischen hier und Mainz, den Betrag einer Rechnung (vom Schuhmacher Lützendorf in Mainz für die Erzieherin der Kinder des Regierungsraths v. Gagern, jetzt Kreisraths zu Rüdesheim, die Fräul. Reinbold von Hannover) von 4 fl. 36 kr. erhalten, anstatt aber ihn abzuliefern, unterschlagen und selbst die Quittung geschrieben zu haben angeklagt war. Procurator Wilhelmi sen. brachte einen ausgezeichneten Aufwand von juristischen Kenntnissen, vielseitiger Beleuchtung und gemüthlicher Ansprache an die Geschwornen vor, der wohl bei keinem Theil des Gerichts ohne Eindruck geblieben seyn mochte, da die Geschwornen trotz des sehr erschwerenden Zeugenverhörs doch nur die Angeklagte für schuldig erklärten, von einer gefälschten Quittung wissentlich Gebrauch gemacht zu haben, um sich den genannten Betrag zueignen zu können. Der Gerichtshof ermäßigte noch den Antrag des Staatsanwaltes um eine Woche Gefängnißstrafe und verurtheilte sie zu drei Wochen Gefängnißstrafe, 41 fl. 15 kr. Prozeßkosten nebst den Verpflegungskosten vom 1. October d. J. an.

Heidelberg, 25. Oct.

Wie in mehreren Städten Süddeutschlands, so wurde auch hier schon vor einiger Zeit eine Gewerbe-Halle eingerichtet. Unsere fleißigen und tüchtigen Gewerbsleute haben es an sich nicht fehlen lassen. Der Besucher findet in dem sehr zweckmäßig gewählten Locale eine Menge der verschiedenartigsten Arbeiten, und mit Freuden machen die Freunde und Beförderer dieser schönen Anstalt die Wahrnehmung, daß täglich zu häuslichen Einrichtungen und persönlichen Bedürfnissen Gegenstände aller Art verkauft werden, selbst weibliche Arbeiten nicht ausgenommen. Die Waaren sind fast alle nicht nur ausgezeichnet gut gearbeitet, sondern werden auch zu möglichst billigen Preisen abgegeben. Von den Kunstprodukten glauben wir besonders eines sehr schön gearbeiteten Klaviers erwähnen zu müssen. Der Verfertiger ist unser Mitbürger, der geschickte Instrumentenmacher Hr. Trau. Der Hallen-Ausschuß erwirbt sich durch die große Thätigkeit und Umsicht, mit welcher er sich dieser Angelegenheit unausgesetzt annimmt, ein sehr wesentliches Verdienst um unsere Stadt und namentlich um die Gewerbtreibenden. Dieses wird nicht nur durch rege, allgemeine Betheiligung in unserer Stadt selbst anerkannt, sondern es hat auch bereits dieser Ausschuß von Seiten der hohen und höchsten Behörden des Landes ermunternde Anerkennung gefunden. Heute machte dieser Ausschuß in unserem Journale bekannt, daß die erste Sendung zur Verloosung nach Darmstadt bereits abgegangen ist, und die allerwärts rege Theilnahme durch Abnahme von Loosen läßt ihn hoffen, daß noch eine zweite Sendung nachfolgen werde.

---

* Gießen, 27. Oct.

Hier ist in diesen Tagen, mit kurzer Zwischenzeit, nun schon drei Mal der Versuch gemacht worden, in die Eisenbahnkasse einzubrechen, zum dritten Male vorgestrige Nacht. — Als Curiosum erzählt man sich hier, daß ein hiesiger Einwohner die besondere Liebhaberei habe, recht oft, namentlich Abends, in Frauenkleidern zu gehen. Es entsteht die juristisch gewiß nicht leicht zu beantwortende Frage, ob dies Jemandem verboten werden könne?

Theater-Anzeige.

Dienstag, 30. Oct. Dorf und Stadt, Schauspiel in 2 Abth. und 5 Akten mit freier Benutzung der Auerbach'schen Erzählung: „Die Frau Professerin", von Ch. Birch-Pfeiffer.

Mittwoch, 31. Oct. (Gastdarstellung der Fräul. Sophie Cruvelli): Norma, große Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. Norma: Fräul. S. Cruvelli (in italienischer Sprache). Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreisen.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 260. Mittwoch, den 31. October 1849.

Ferdinand Arko.

Historische Erzählung von A. Reich.

(Fortsetzung.)

Lisa saß stumm, beide Hände gegen das stürmisch klopfende Herz gepreßt, auf einer Bergspitze. Ihr Herz schwoll von räthselhaften Gefühlen; sie brach in Thränen aus. Schweigend neigte sie sich vorwärts und hob die gefalteten Hände zum Himmel empor; sie betete ein glühendes Gebet für die Feinde ihres Landes.

Da fiel plötzlich ihr Blick auf zwei Männer, die den Thalgrund entlang kamen, und einige Hundert Schritte von den ersten Zelten entfernt stehen blieben. Ihr Herz zog sich zusammen; sie erkannte in dem Einen Martin Zeiler, den sie seit der so furchtbar gestörten Hochzeitsfeier nicht wieder gesehen hatte. Sie begriff nicht, was dieser Mann mit seinem glühenden Haß gegen die Bayern so nahe bei ihrem Lager suchen mochte; sein Gefährte, dessen langes schwarzes Gewand seinen geistlichen Stand verrieth, wandte ihr den Rücken zu; sie vermochte nicht, ihn zu erkennen.

Eine finstere Ahnung beschlich sie; leise und vorsichtig zog sie sich von dem erhöhten Standpunkt zurück, den sie einnahm, schlich rasch und geräuschlos den schmalen Pfad hinab, verbarg sich wenige Schritte von den Beiden in einer Felsschlucht und beobachtete sie mit angstvoller Aufmerksamkeit.

Die Blicke beider Männer ruhten stumm auf den blau und weißen Fahnen, deren heitere Farben das Zelt des Churfürsten überwallten. „Nun, wozu hast Du mich hierher geführt," brach Martin endlich das Schweigen, indem er seinen finstern Blick von dem Lager ab, und seinem Gefährten zuwandte. „Meinst Du, der Martin Zeiler brauche seinen Haß gegen das Bayernvolk dadurch zu schüren, daß er es in seiner Väter Land niedergelassen sieht?"

„Leise Martin," erwiederte der Andere, in dem Lisa nun den Klostervogt erkannte; „leise, und Du sollst es hören! Siehst Du dort das geschmückte Zelt mit den blau und weißen Fahnen? Es beherbergt den Feind unseres Vatrrlandes, den Feind Oesterreichs, es beherbergt Den, der allein den Willen und die Macht hat, ein verhaßtes Joch auf unsern Nacken zu werfen. Sollen wir das dulden? Wir sind bis jetzt in allen Treffen geschlagen worden, die Pässe sind genommen, alle Wege frei bis Innsbruck. Nur ein Mittel gibt es noch, uns zu befreien — es liegt in Deiner Hand. Du bist der beste Schütze in ganz Tyrol, dort wäre ein Ziel, Deines Meisterschusses werth. Das ganze Land würde Dir Dank jubeln, der Kaiser —"

„Den Churfürsten meinst Du?" unterbrach Martin den Versucher langsam.

„Nun ja, wen anders?" entgegnete der Vogt. „Sieh, dort von jener Felsplatte aus kann Dein Rohr ihn inmitten seiner Leute erreichen, ein Sprung bringt Dich, den gewandten Gemsjäger, außer den Bereich ihrer Rache, leicht ist die Aufgabe, und unsterblich der Ruhm!"

„Der Ruhm?" wiederholte Martin bitter, „und Du glaubst mir einwenden zu können, daß nicht Schmach und Verwünschungen dem Fürstenmörder folgen würden von Ort zu Ort, von Land zu Land? Was! Wie ein feiger Straßenräuber sollte der Martin Zeiler heimlich auf den Feind lauern, wenn er friedlich in der Mitte der Seinigen wandelt, den Wehrlosen, Waffenlosen soll ich morden auf schändliche, gottvergessene Weise! Nein, Vogt, das muthet mir nicht zu, und danke es Deinem Kleide, daß das meine ganze Antwort ist." Mit diesen Worten drehte er sich um und wollte gehen, der Vogt hielt ihn jedoch zurück und sagte: „Brause doch nicht so auf, Zeiler! Du nimmst meinen Vorschlag in einem Sinne, wie ich ihn dem ächten Tyroler nimmer zugetraut hätte. Wie? Bedenkst Du denn gar nicht, daß es sich um den Erbfeind Deines Landes handelt, bedenkst Du nicht, daß Du Tausenden Deiner Landsleute durch einen Druck Deines Fingers Freiheit und Sieg geben kannst? Als Meuchelmord willst Du das betrachten, was doch nichts ist, als das alte, ewige Recht des Krieges? Aber ich will mich Deinen Skrupeln fügen; gut, Du sollst ihn in Frieden lassen in seinem Lager. Wenn er aber heute auf's neue unsere Thäler mit Blut zu düngen beginnt, wenn er, die Waffen in der Hand, Tod und Verderben zu bereiten unter die Unsrigen dringt, willst Du es auch da noch Meuchelmord nennen, ihm Gleiches mit Gleichem zu vergelten? Willst Du die Verantwortung auf Dich nehmen für all' das Blut, das vergossen wird, für alle Gräuel des Krieges, die verübt werden, willst Du es Dir vorzuwerfen haben, wenn unser Tyrol dem verhaßten Bayernvolke für Kind und Kindeskinder frohnbar wird? Ich sage Dir, weigerst Du Dich zu thun, was ich im Namen der Kirche, im Namen des Kaisers, im Namen von ganz Tyrol von Dir fordere, so treffe Dich die Schuld all' des Unheils, was über dies arme Land kommen wird! Hüte Dich, Zeiler, hüte Dich!"

„Genug," unterbrach ihn Martin finster. „Steht er mir in der Schlacht gegenüber, so habe ich das Recht, sein Leben zu nehmen, wie das eines jeden seiner Söldlinge, — ich will thun, was Du verlangst. Aber ich habe den Bayern nie gesehen — wie soll ich ihn erkennen?"

„Das ist nicht schwer; leicht wirst Du ihn aus seinen Edelleuten herausfinden. Stets prahlt er in den Farben seines Landes, das blaue, silbergestickte Kleid, die gleiche Schärpe und die weiß und blauen Schwungfedern als Helmschmuck bezeichnen ihn allein. Sein Schlachtroß ist ein Schimmel, und er reitet stets rechts von seinen Edelleuten."

„Gut!" rief Martin dumpf, „nun kenn' ich ihn genug, um ihn zu treffen. Laß mich den Erbfeind nur vor mir haben, Vogt,

Digitized by Google

dann sollst Du sehen, ob des Zeiler's gutes Rohr sein Herzblut findet!"

„So recht, Zeiler!" erwiederte der Vogt mit dem Ausdruck rachsüchtigem Triumphes. „Bald wird der Schlachtruf der Bayern tönen, halte Dich bereit! Wenn Du gethan hast, was die Rettung Deines Landes heischt, so wird der Segen der Kirche und reicher Dank des Kaisers Dir die Heldenthat lohnen!"

Beide entfernten sich. Schon waren ihre Schritte verklungen, ihre Gestalten zwischen den Bergen verschwunden, als Lisa noch zitternd, mit angehaltenem Athem und wankenden Gliedern in ihrem Versteck gekauert blieb. Das erbleichte Gesicht in beide Hände begraben, glaubte sie noch immer die schrecklichen mörderischen Worte zu hören, die eben in ihrer Nähe erschallt waren, und Den mit sicherem Tode bedrohten, um den ihre schwärmenden Gedanken eine fast überirdische Glorie gewoben hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Californien.

(Von Ludwig Hub.)

Im Lande California
Herrscht jetzt ein reges Leben;
Viel rüst'ge Hände müh'n sich da,
Den gold'nen Schatz zu heben,
Den hier, wie wohl kein and'res Land,
In reicher Fülle hegt der Sand.

Das Goldland zieht die Menschen an
Wie der Magnet das Eisen;
Das gelbe Fieber bricht sich Bahn
In immer weitern Kreisen;
Aus allen Gegenden der Welt
Hat sich hier Mannschaft eingestellt.

Fortuna ist den Suchern hold:
Oft schon nach wenig Stunden
Wird das so heiß ersehnte Gold
In Menge hier gefunden:
Nicht lange mehr und überall
Blinkt Gold, das edelste Metall.

Wird Californiens Erguß
Erst unsre Zoll' erreichen,
Dann gibt es Gold im Ueberfluß,
An Werth der Spreu wird's gleichen.
So vieles Gold und doch so weit
Entfernt noch von der gold'nen Zeit!

Deutschland und die Reaction.

△ Vom Rhein, im October.

Ob wohl für Jemand, der in Deutschland die Ereignisse und die Handlungen der Machthaber nicht aus dem Gesichtspunkte der völkerknechtenden schwarzgelben Politik betrachtet, darüber noch ein Zweifel bestehen kann, daß wir uns im Großen wie im Kleinen, im Ganzen wie im Einzelnen, im Zustande der vollen Reaction befinden, welche, auf der einmal betretenen Bahn unaufhaltsam fortschreitend, weder Maß noch Ziel in ihrem Widerstande gegen die Freiheitsbestrebungen des deutschen Volkes zu kennen scheint? Die Beantwortung dieser Frage kann durch die Ereignisse leicht gegeben werden. Die Reaction begann gleich im großartigsten Style mit der Verwerfung der von der Nationalversammlung zu Frankfurt beschlossenen Reichsverfassung, wurde durch deren gewaltsame Auseinandersprengung in Stuttgart kühn fortgesetzt, und verbreitete sich seitdem in unzähligen Kanälen nach den einzelnen Staaten, wo das vormärzliche System volksfeindlicher Staatskunst aus der Polterkammer Metternich'scher Regierungsapparate wieder hervorgeholt und den bestehenden Verhältnissen unter allerlei trügerischen Formen, zur Wahrung des guten Scheines, angepaßt wurde, so daß z. B. das Vereinsrecht, die Redefreiheit, die Preßfreiheit und andere wichtige allgemeine Rechte, in den wiederauflebenden, durch die Märzrevolution mit dem Fluche der Verdammniß belasteten Polizeistaat, hier mehr, dort weniger, „zur Sicherung der allgemeinen Wohlfahrt", wieder eingepfercht wurden. Nicht genug, daß der Machiavellismus deutscher Staatskunst die Sachen außerhalb des Gesichtspunktes der Märzrevolution gestellt hatte, sollten auch noch ihre Urheber, oder wenigstens doch die Männer, welche mit einem öffentlichen Charakter bekleidet, in ihrem Geiste zur Einigung und Beglückung des deutschen Volkes eifrig gewirkt hatten, für ihre wahrhaft patriotische Hingebung in den gemeinsamen Angelegenheiten Deutschlands von der Hand der strafenden Gerechtigkeit (?) dadurch schwer getroffen werden, daß sie wegen angeschuldigten Hochverraths, Majestätsbeleidigungen ꝛc. in widerliche Untersuchungen verwickelt wurden, welche, was das erste Staatsverbrechen anlangt, und insoferne es auf die Mitglieder der Stuttgarter Reichsversammlung Bezug hat, zu den großen Unbegreiflichkeiten des Tages gehört, die, dem klaren Wortlaute des sie schützenden Reichsgesetzes vom 30. Sept. 1848 gegenüber, uns einen schauerlichen Blick in die unermeßlichen Tiefen der Reaction thun lassen, welche ihren unersättlichen Schlund, als Alles verschlingender Drache, immer noch weiter öffnen zu wollen scheint. Gibt es doch jetzt in Deutschland fast keinen Haupt- oder Duodez-Staat, wo nicht eine große oder kleine Majestät den öffentlichen Ankläger zum Schutze ihrer verletzten Würde vor den Schranken der Gerichtshöfe in Bewegung setzt; wo nicht ein Minister zur Wahrung seiner angeblich beleidigten Amtsehre klagend auftritt; wo nicht gewissen Klassen von Staatsbürgern (Geistlichen, Beamten und Lehrern) die ohnehin schon stark genug beschnittenen politischen Rechte, in Folge ihrer Abhängigkeit von der Regierung, noch mehr verkümmert werden; und wo endlich nicht Jeder, der als wahrer Vaterlandsfreund sich zu erkennen gibt, die größten Unannehmlichkeiten unter gesetzlichen Vorwänden zu erwarten hat. Wer nur irgend ein Auge hat zu sehen, der blicke nur um sich, und er wird Belege hierzu in der Nähe und Ferne zahlreich entdecken. Dieß ist die jetzige traurige Lage von Deutschland, während das merkwürdige Dreikönigsbündniß nur langsam, wie eine Schildkröte, wächst und auch, wie diese, keine größere organische Vollkommenheit erlangen zu können scheint. — Schließlich geben wir noch zu bedenken, ob die jetzt in Deutschland im Gange befindlichen vielen Prozesse gegen angebliche Majestätsbeleidiger in ihren näheren und entfernteren Folgen wohl geeignet seyn möchten, die Ehrfurcht vor den Thronen fester zu begründen. Wir zweifeln sehr daran und sind überdieß der Meinung, daß ein kluger und wahrhaft edelgesinnter Landesfürst nicht gleich wegen eines in aufgeregter Zeit gesprochenen leidenschaftlichen Wortes die Rache der Justiz gegen den vermeintlichen Beleidiger anrufen soll. Dächten doch alle christlichen Fürsten so wie einst der „heidnische" Kaiser Hadrian, der einem seiner ärgsten Feinde nach seiner Thronbesteigung sagte: Nunmehr bist du mir entwischt. Versöhnliche Gesinnungen und großmüthiges Verzeihen gereichen hochgestellten Männern in der bürgerlichen Gesellschaft zur größten Zierde und stellen sie auf eine moralische Höhe, welche sie mit Beihülfe des

Digitized by Google

starken Armes der Gerechtigkeit, die nur Ketten und Kerker im Gefolge hat, nimmer erreichen werden.

Innere Mission.

□ Aus Baden, 26. Oct. Es ist bekannt, daß vor Kurzem von Geistlichen und Laien eine zahlreich besuchte Versammlung in Durlach stattfand, welche zum Zwecke hatte, in dem Großherzogthum Baden einen Zweigverein für innere Mission zu gründen. Das Ziel desselben soll ein anderes seyn, als das, was man früher unter der Aufgabe dieser Mission verstand, wo Geistliche das Land bereisen und auch in fremden Gemeinden öffentlich auftreten und predigen sollten. Dieses Vorhaben fand vielfachen Widerspruch, da man darin mit Recht mehr Nachtheil als Vortheil für die Ruhe und Ordnung der Gemeinden sah, zumal wenn der betreffende Ortsgeistliche in seinen religiösen Ansichten nicht mit denen des Gastpredigers übereinstimmte. Es trat daher diese Art „innerer Mission", so viel bekannt ist, wenigstens im Badischen nicht in das Leben. Anders verhält es sich mit Dem, was man jetzt mit der inneren Mission beabsichtigt. Es soll nämlich Jeder in seinem Kreise, so viel er kann, dahin wirken, daß nicht nur das religiöse Leben in dem gemeinen, von Armuth gedrückten Volke, bei Handwerksburschen u. s. w. geweckt und unterhalten werde, sondern auch die Armen außer der geistlichen Nahrung auch leibliche erhalten. Jeder, der kann, soll dieselben durch Arbeit, Geld und andere Gaben möglichst unterstützen. Die Sache fand viele Theilnahme, doch blieb sie auch nicht ohne Widerspruch. So wurde z. B. ein Brief des Pfarrers Zittel aus Heidelberg, der später vollständig in der Karlsruher Zeitung mitgetheilt worden, in der Versammlung vorgelesen. Diesen Brief finden wir in den mehrfach über die Verhandlungen des Vereines in öffentlichen Blättern erschienenen Berichten nicht gehörig beachtet. Dieses veranlaßt uns, in diesen Blättern ihn zu besprechen. Vorerst gibt Zittel zu, daß es allgemeine Christenpflicht sey, „gegenüber der vielfachen leiblichen, sittlichen und geistigen Noth des Volkes, die suchende, helfende und dienende Liebe zu Bewahrung, Pflege und Rettung der Hülfsbedürftigen zu bethätigen", und fügt bei, wie die Zeitverhältnisse dieses jetzt gebieterisch, ja sogar drohend verlangen, weil, wenn es nicht geschieht, das Wohl und die Existenz Aller preisgegeben ist. Dabei hält es Zittel aber weder für nothwendig, oder auch nur für rathsam, für einen so allgemeinen und weit umfassenden Zweck einen „Privatverein" zu gründen. Die ganze Wirksamkeit des Vereines scheint ihm eine Aufgabe theils der Kirche, theils des Staates zu seyn. Insbesondere scheint ihm kaum abzusehen, was eigentlich der Kirche außer dem Cultus noch übrig bliebe, wenn, was freilich noch im weiten Felde stehe, der Verein die Sorge „für die leibliche, sittliche und geistige Noth des Volkes" wirklich übernähme. Es wäre daher nicht rathsam, neben die Kirche einen andern Verein zu stellen, welcher, ohne mit dieser in einer organischen Verbindung zu stehen, fast den ganzen Zweck derselben zu dem seinigen macht. Dieses Bedenken Zittels ist hauptsächlich durch die neuesten Erfahrungen auf dem politischen Felde hervorgerufen. Politische Vereine mit so allgemeinen, umfassenden Zwecken, daß sie von außen herein in das Räderwerk des Staates eingreifen, haben diesen, wie der Verfasser weiter ausführt, ruinirt, und es ist zu fürchten, daß eben so ein Verein, welcher neben der Kirche fast den ganzen Zweck dieser zu dem seinigen macht, wenig dazu beitragen wird, das gesunkene Ansehen der Kirche zu heben und ihre Wirksamkeit zu fördern. Zugleich weist er auf England hin, wo man nichts von Vereinen mit so allgemeinem Zwecke weiß, daß dieser den Zweck des Staates und der Kirche fast deckt; man kenne dort die Gefahr, die darin liege. Gegen den Einwand, daß die Kirche viel zu wenig in dieser Beziehung thue, daß sie also ihre wichtigste Aufgabe nicht erfüllt, will Zittel nicht die Folge ziehen, daß man durch einen Privatverein diese Wirksamkeit der Kirche aus der Hand nehmen und diese dadurch noch mehr discreditiren solle, vielmehr scheint ihm die Verpflichtung daraus hervorzugehen, der Kirche eine solche Organisation zu verschaffen, daß sie in Wahrheit der Verein für innere Mission werde. Ein weiteres Bedenken Zittels ist, daß es fast unmöglich ist, daß der Verein nicht nach und nach Parteizwecken verfalle; der Parteigeist sucht sich stets Geltung zu verschaffen. So lange die Parteien, sagt Zittel weiter, in einem Vereine sich das Gleichgewicht halten, ist ihr gegenseitiger Kampf um die Oberherrschaft die Hauptsache, und hat endlich die eine den Sieg davon getragen, so tritt die andere vom Vereine zurück und dieser ist dem Siechthume verfallen. Schon jetzt wird der Verein für innere Mission von Vielen mit dem Mißtrauen angesehen, ob er nicht abermals propagandische Zwecke einer theologischen Richtung in sich birgt und es wird viele Mühe kosten, zu verhüten, daß dieser Verdacht oder dieses Vorurtheil nicht schon zum Voraus ein Hinderniß seines Gedeihens seyn wird. — Daß Zittel selbst dem Vereine beigetreten, geschah aus einem doppelten Grunde. Er wünscht, möglichst zu verhindern, daß der Verein eine bloße Parteisache werde und sieht es als etwas Erfreuliches an, wenn sich die Männer derjenigen Richtung, welcher er angehört, nicht ausschließen. Sodann wird er nicht ablassen, nach Kräften dahin zu wirken, daß durch den Verein der Anstoß zu einer Reorganisation der Kirche selbst gegeben werde, so daß diese selbst der Verein für innere Mission werde und der jetzt zu gründende Privatverein in ihr aufgehe. — Wir haben absichtlich den Inhalt von Zittels Brief etwas ausführlich mitgetheilt, weil die Sache von großer Wichtigkeit und im Interesse derselben sehr zu wünschen ist, daß sie auch in weiteren Kreisen erwogen und besprochen werde.

Mannichfaltigkeiten.

Schade, daß dem constitutionellen Gebäude Preußens der Eckstein, das Steuerverweigerungsrecht fehlt, und noch mehr, daß ihn die Bauleute selbst verworfen haben. Mit einer Mehrzahl von 27 Stimmen hat die erste Kammer auch dies kostbare Nothrecht der Stände aus den Händen gegeben. Die Kammern haben nur über neue Steuern zu bestimmen, die bestehenden sind der Regierung in allen Fällen gesichert; sie kann damit nöthigenfalls auch ohne Kammern regieren. Vergebens boten Dahlmann, Camphausen, Milde, Auerswald, Hansemann u. Andere alle Beredtsamkeit auf, dieses Fundament der Verfassung zu retten, die Gegner, die vielen Aengstlichen und die Wenigen, die in der Verfassung nur ein nothwendiges Uebel sehen, siegten. Vielleicht den meisten Eindruck machten die einfachen Worte des schlesischen Freiherrn v. Vinke. „Ich wünsche, daß den Kammern das Steuerbewilligungs-, also auch Verweigerungsrecht zum Nutzen der Krone und des Landes zuerkannt werde. Gerade die unerschütterliche Treue für das königliche Haus fordert mich auf, für dasselbe zu stimmen. Nur die wahre Anerkennung der Volksrechte kann die Revolution schließen. Ich habe aus vollster Ueberzeugung gesprochen, ich kann nicht anders." So sprach der Freiherr, bis vor Kurzem Adjutant des Prinzen von Preußen, sein treuer Begleiter während der Revolution und als schlesischer Gutsbesitzer von den Bauernunruhen des vorigen Jahres hart heimgesucht. Aber auch sein Wort verhallte. — Unter Denen, die für das Steuerverwilligungsrecht der Kammern sprachen, sind acht ehemalige Staatsminister, Camphausen, Freiherr von Arnim, Auerswald, Hansemann, Kühne, Milde, Gierke und Kisker. Mehrere Mitglieder der Kammer

Digitized by Google

wollten nach der schmerzlichen Niederlage austreten, Dahlmann aber vermochte sie zum Ausharren auf dem Kampfplatz.

Wir haben einige Bruchstücke aus einem Weltdrama des German Mäurer mitgetheilt, welches die Zustände des heutigen gesellschaftlichen Lebens schildert. Obgleich wir gewisse Uebertreibungen des Dichters nicht billigen, so erkennen wir doch gern an, daß es viel Interessantes und Wahres enthält, besonders in Bezug auf Paris, wo der Verfasser lange gelebt und wahrscheinlich seine Anschauung gewonnen hat. Für die Darstellung auf der Bühne ist das Stück jedoch nicht geeignet und auch nicht bestimmt. Jeder Auftritt ist so zu sagen ein für sich bestehendes Ganzes. Der Verfasser sagt in der Vorrede zu seiner Arbeit: „Wir bieten in den folgenden Scenen unseres Weltdrama's nichts als eine Skizze wirklicher Geistes- und Lebenszustände aus der Gegenwart. Wir rufen darin der Gesellschaft, wie Sokrates dem Menschen zu: „Lerne Dich selbst kennen!"

Korrespondenz.

Mainz, 27. Oct.

Verflossenen Sonntag zogen die Mitglieder des Pius-Vereins von hier und aus der nächsten Umgegend zu der Kapelle der vierzehn Nothhelfer bei Gonsenheim, einem in unserer Nähe belegenen Dorfe, und es wurde daselbst zum Danke für das Verschwinden der Cholera eine Messe gehalten. Die Cholera ist aber immer noch hier und scheint die Gebete der Pius-Vereinler nicht zu respektiren; und doch wäre es zu wünschen, daß diese Seuche einige Furcht vor jenen Herren hätte. Dies ist jedoch leider nicht der Fall, wohl aber hat der Pius-Verein eine entschiedene Furcht vor dem Feuer; denn als letzten Donnerstag Abends gegen 7 Uhr dicht neben dem Hause des Hoftapezierers G. Rillius, wo sich der Pius-Verein zu stiller Erbauung zu versammeln pflegt, eine Feuersbrunst ausbrach, ließ sich beim Löschen auch nicht ein einziges Mitglied des Vereins sehen, und ohne die rasche und thätige Hülfe der Demokraten, die in einer halben Stunde die Flammen bewältigten, hätten wir ohne Zweifel eine große Verheerung zu beklagen gehabt. Unsere „wilde" Löschordnung, die für viele engherzige und wohldenkende Gemüther schon oft ein Gegenstand bitterer Beschwerde war, hat sich bei dieser Gelegenheit wieder als ganz vortrefflich bewährt; denn während in anderen Städten, wo streng nach Tact und Regel gelöscht und gerettet wird, die Häuser oft bis auf den Grund abbrennen, bändigt das scheinbar verwirrte Durcheinander, mit dem man hier bei Feuersgefahr verfährt, das verheerende Element in so kurzer Zeit, daß ihm in der Regel nur ein Dachstuhl zum Opfer fällt. Alle Feuerversicherungs-Anstalten Deutschlands können dies bezeugen, und deshalb begreifen wir nicht, warum wir mit einer von Seiten des Militärgouvernements erlassenen Löschordnung, die der städtischen Behörde bereits zur Genehmigung vorgelegt ist, deglückt werden sollen. Eine Löschordnung, welche, wie die bei uns jetzt bestehende, dem Zwecke in jeder Weise entspricht, sollte nicht verdrängt werden, auch wenn es bei Handhabung derselben etwas bunt hergeht.

Nürnberg, 24. Oct.

So lange die hiesige freie christliche Gemeinde als Religionskorporation vom Staate nicht anerkannt war, begnügte sich unsere lutherische Ehrengeistlichkeit (das „protestantische" hat man in Bayern abgelegt, eben wegen des in demselben liegenden Begriffs, denn man will gegen christlich-kirchlichen Unsinn nicht auftreten, sondern diesen wahren und hüten) mit Angriffen und Verwarnungen unter der Hand. Seit aber die Anerkennung erfolgt ist, tritt man offen auf, und daß eben einer unserer beleseusten und gelehrtesten Pfarrer (Dr. Löfch) sich dazu hergibt, den ersten offenen Angriff zu führen, ist ein trauriges Zeichen, bis wie weit die Angst, wohlerworbene Rechte zu verlieren, vergessen läßt jenen Ausspruch Gamaliels, eines Richters Jesu: „Ist dieses Werk eines Menschen Werk" ꝛc.; dieser Geistliche hat als Vorstand des Pfarramts Aegydi den Vorstand der freien Gemeinde vor die Polizei gefordert und geklagt, daß dieser Tage im Betsaale der freien Gemeinde die Confirmation noch nicht abgemeldeter Kinder stattfinden sollte, die Polizei müsse dem „fortgesetzten ungesetzlichen Treiben der ꝛc. Gemeinde endlich steuern". Da nun die Kinder der Gemeinde erst nach Ostern confirmirt werden, so liegt die Ursache des Wanderns sehr nahe. Man wollte nämlich wissen, wie stark eigentlich die freie christliche Gemeinde sey und hofft, daß viele der Theilnehmer am Gottesdienste derselben (das Lokal, obgleich sehr geräumig, ist stets überfüllt) sich scheuen werden, dem Geistlichen lutherischen Bekenntnisses ihren Austritt persönlich anzuzeigen. Aber man hat sich verrechnet: ganze Partien Abtrünniger zeigen diesen mit einander an; die mit allen möglichen Gründen sattsam durchwebten Abmahnungsreden sind fruchtlos. Aber nun ergreift man andere Maßregeln, die von ächt christlich-pfäffischer Duldsamkeit zeugen. Bei der Lokalschulkommission ist der Antrag gestellt worden, man sollte allen Kindern, deren Eltern der freien Gemeinde angehören, das Recht entziehen, die sogenannten Freischulen (wo unentgeldlicher Schulunterricht und nebenbei den Schülern aus Stiftungen noch anderweitige Unterstützung zu Theil wird), ferner zu besuchen, und daß dieser Antrag durch geht, ist bei der Zusammensetzung der Kommission voraussichtlich, da die Mehrzahl derselben neun lutherisch gesinnte Geistliche sind und der Vorstand ein gefügiges Werkzeug derselben seyn muß, schon deshalb, weil man demselben gar manches Tadelnswerthe durch die Finger sieht. Manus manum lavat.

Kunstnotizen.

(Frankfurt.) Am 25. d. M. hatten wir Gelegenheit, in einem in der St. Katharinenkirche veranstalteten Orgelkonzerte, dessen Ertrag zum Besten der Armen bestimmt war, den Organisten Friedr. Wolf, Lehrer in Bornheim, auf diesem Instrumente zu hören. Hr. Wolf hat es zu einer sehr rühmlichen Kunstfertigkeit gebracht. Er trug die schwierigsten Compositionen von S. Bach u. A. mit Sicherheit, Präcision und Ruhe vor, und ließ die Resultate gediegener Studien unzweifelhaft erkennen. Der Genuß seines schönen Spieles wurde nur dadurch getrübt, daß das sonst so treffliche Orgelwerk nicht wenig verstimmt war. Sehr imposant und ergreifend war der am Schlusse des Konzertes mit voller Orgel ausgeführte und durch die Blechmusik des gegenwärtig hier garnisonirenden 31. preuß. Infanterieregiments unterstützte Choral: „Eine feste Burg ist unser Gott". Auch die Mitwirkung unseres Gesangvereins „Orpheus", welcher sich stets bereitwillig betheiligt, wo es die Förderung humaner und wohlthätiger Zwecke gilt, trug das Ihrige zur Verschönerung des ziemlich stark besuchten Orgelkonzertes bei. — Am 28. gab Fräulein Mathilde Graumann im Saale des Weidenbusches ein überaus zahlreich besuchtes Konzert. Ihr klangvoller Mezzo-Sopran und die guten Gesangsstudien, welche sie bei Garcia in Paris gemacht, fanden lebhafte Anerkennung und reichlichen Beifall. Besonders ansprechend war der Vortrag einiger Lieder, in welchen sie eben so sehr ihre Gesangsfertigkeit, als einen gefühlvollen und ungekünstelten Ausdruck geltend zu machen wußte. Im Uebrigen brachte das Programm unter Mitwirkung anerkannter Kunstkräfte eine gute Auswahl von beliebten Vokal- und Instrumental-Pieces und darf somit dies Konzert als ein dem Geschmack der Veranstalterin zur Ehre und dem zahlreichen Auditorium zum Vergnügen gereichendes bezeichnet werden.

Nächsten Samstag, den 3. Nov., werden die mährischen Tonkünstler, die HH. H. Spira und Jan Vanderspurt und Mad. Eva (blindgeboren) unter gefälliger Mitwirkung des Musikcorps des k. bayer. Jägerbataillons im Saale des Russischen Hofes ein Konzert veranstalten. Der Erstere wird auf dem von ihm erfundenen Instrument (Spirafina) spielen; Hr. Vanderspurt wird als Virtuos auf der Flöte gerühmt, und Mad. Eva wird mährische Nationalgesänge vortragen. Billets sind bei Hrn. André zu fl. 1 und Abends an der Kasse zu fl. 1. 30 kr. zu haben.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 31. Oct. (Gastdarstellung der Fräul. Sophie Cruvelli): Norma, große Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. Norma: Fräul. S. Cruvelli (in italienischer Sprache). Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreisen.

Donnerstag, 1. Nov. Die Töchter Lucifer's, Zauberspiel mit Gesang in 5 Abth. (12 Tableaux) von Friedrich, Musik componirt und arrangirt von Stiegmann.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 261. Donnerstag, den 1. November 1849.

Ferdinand Arko.

Historische Erzählung von A. Reich.

(Fortsetzung.)

Die frischen, schmetternden Töne der Reveille schreckten Lisa endlich aus ihrem willenlosen Hinbrüten auf; mit einem halberstickten Schrei fuhr sie in die Höhe, diese Töne erinnerten sie daran, daß die drohende Gefahr nahe sey. Ohne auch nur einen Augenblick zu überlegen, eilte sie, so schnell ihre zitternden Füße sie zu tragen vermochten, dem bayerischen Lager zu. Die Vorposten hielten sie auf, man befragte sie, und wollte ihr das Vordringen verwehren, — sie antwortete nur immer mit dem einen, athemlosen Worte: „Laßt mich zum Churfürsten!“ Während sie, noch wenige Schritte von dem Zelte Max Emanuels entfernt, sich mit verzweiflungsvoller Angst von den zudringlichen Scherzen der Soldaten zu befreien suchte, trat Arko aus dem Zelte.

Als Lisa ihn erblickte, riß sie sich kräftig los und warf sich mit einem Schrei des Entzückens zu Ferdinand's Füßen, indem sie stammelte: „Gott sey Dank, Du bist es selbst!“

„Was suchst Du hier, schönes Kind,“ entgegnete Ferdinand theilnehmend, als er das holde Gesicht wieder erkannte, das er am Tage vorher dem Tode entrissen hatte.

„Ich will Dich warnen, Churfürst, ich will Dich retten!“ rief Lisa in bebender Aufregung. „Todesangst um Dich treibt mich hieher — Dein Leben ist in Gefahr, das Verderben schwebt über Deinem Haupte! Höre mich, um Gottes Barmherzigkeit willen achte meine Warnung, sonst bist Du verloren!“

„Sprich deutlicher,“ unterbrach sie Arko unruhig, „welche Gefahr droht dem Churfürsten? Welche Warnung hast Du im Sinne?“

„Das Rohr des besten Schützen in Tyrol soll Dich treffen, heute, noch heute in der Schlacht! Ich habe es mit angehört, wie er den Mord dem Klostervogte zugeschworen hat — — Du kannst mir glauben,“ unterbrach sie sich, erbleichend, „der's thun will, ist der Mann, den sie mir gestern angetraut haben — ich kenne ihn nur zu gut, wenn er Dich erspäht, so ist es um Dich geschehen, denn sein Sinn ist unbeugsam, und trifft er Dich nicht im Schlachtgetümmel, so schickt er die mörderische Kugel von einer unserer Höhen auf Dich herab. Wahre Dich, Herr! Um der heiligen Jungfrau willen, ändere Deine Kleidung, Dein Pferd! Dich selbst hat er nie gesehen, aber er kennt Dich am blauen silbergestickten Kleide, an der Schärpe und den Federn Deines Hutes. Er weiß, daß Dein Platz zur Rechten ist, daß Du stets einen Schimmel reitest. Bedenke meine Worte, rette Dich — bis heute hat Martins Rohr noch nie umsonst gezielt!“

„Sey ruhig, holdes Mädchen!“ sprach Ferdinand mit Wärme, „ich gelobe es Dir heilig, daß Max Emanuel nicht fallen soll, wenn ich es hindern kann! Wie danke ich Dir aber diese Mittheilung, wie lohne ich Dir diese Ergebenheit!“

„Lohnen, Herr?“ erwiederte Lisa, indem ihr in der Aufregung erbleichtes Gesicht sich mit rosiger Gluth überzog, und eine glänzende Thräne in ihrem feurigen Auge aufstieg. „Du, mir lohnen! Du, der Du Dein fürstlich Haupt nicht geschont hast, um mich armes, niedriges Mädchen aus der Gluth zu retten! Seit gestern wünschte ich mir nur Eines — Dich noch ein Mal zu sehen, um Dir aus glühender Seele danken zu können, um Dir Alles zu sagen, was mir seitdem das Herz ausgefüllt hat; nun stehe ich vor Dir, die Worte, die ich Dir sagen wollte, sind vergessen! Sieh, Herr,“ fuhr sie fort, indem sie ihre strahlenden Augen mit einer Schüchternheit gegen ihn aufschlug, die sie unendlich verschönerte — „ich kann für Dich nichts thun, als Dich warnen, aber glaube mir, wenn ich gleich ein Tyroler Mädchen bin, ich würde doch nicht zögern, Dein Leben mit dem meinigen zu erkaufen!“

„Gutes, liebliches Kind,“ entgegnete Ferdinand weich, „treue, dankbare Seele! Möge Gott Dir lohnen, ich werde Dich und diese Stunde nie vergessen!“

Noch einen Augenblick blieb Lisa stumm und schüchtern vor ihm stehen; plötzlich ergriff sie seine Hand, drückte einen glühenden Kuß darauf, und entfloh mit eiligen Schritten aus dem Lager.

Sinnend folgte ihr Arko's Blick. Aber noch zwei andere Augen, als die seinigen, hafteten ernst auf der enteilenden Gestalt des jungen Mädchens. Ohne daß die Beiden es bemerkten, hatte ihr Gespräch einen aufmerksamen Zeugen gehabt. Während der ersten Worte, die sie miteinander wechselten, war der alte Wolframsdorf aus seinem Zelte getreten, und hörte, wenige Schritte hinter ihnen stehend, Lisa's Offenbarung mit an. In der Ueberzeugung, daß Niemand besser zu thun vermöchte, was hier gethan werden konnte, als gerade Arko, der dem Churfürsten persönlich so nahe stand, zog er sich jedoch, als Lisa verschwunden war, schweigend wieder zurück.

Arko versank in tiefes, ernstes Nachdenken. Nur zu wahrscheinlich schien ihm die Gefahr, die das theure Haupt seines Fürsten bedrohte, und vergebens strebte sein rastlos sinnender Geist, ein Mittel zu entdecken, das dieselbe abwenden könnte.

Während er noch in tiefen Gedanken versunken stand, ward es um ihn her immer reger und lebendiger. Einzelne Gruppen von Soldaten sammelten sich, Zelten wurden abgebrochen, kleine Abtheilungen von Schützen zogen ab. Ungeduldig schlugen die Rosse der sich bildenden Kavalleriekolonnen gegen den sandigen Boden. Da fiel ein Kanonenschuß, das erste Signal des Generals Lützelburg, der am vorigen Tage die Scharnitz erstürmt hatte, und jetzt, der erhaltenen Ordre zu Folge, dem Churfürsten signalisirte, daß er auf gleicher Höhe mit ihm vorgerückt sey. Trompeten und Trommeln riefen die einzelnen Regimenter zur Form-

Digitized by Google

rung, die Offiziere sammelten sich, und mit stürmischer Ungeduld sahen besonders die Jüngeren der Stunde des nahen Kampfes entgegen.

Da trat Max Emanuel aus seinem Zelte. Mit Ehrfurcht und Begeisterung empfingen die Offiziere den freundlichen Morgengruß des fürstlichen Helden; ihre freudigen, von Muth und Kampflust beseelten Blicke sagten deutlich, daß in ihm ihre beste Siegeshoffnung ruhte. Der Churfürst trat in den Kreis seiner Offiziere und rief ihnen zu: „Einen guten Morgen, meine Herren! Ist Alles in Bereitschaft? Schon ein Mal hat Lützelburgs Zeichen zu uns herüber gedonnert, laßt uns nicht säumen, uns bereit zu machen, damit wir ohne Aufenthalt hervorbrechen mögen, wenn der dritte Schuß ertönt. Ehe der Abend dunkelt, sey uns der Weg ins schöne Innsbruck frei!"

Die Offiziere vertheilten sich zu ihren Kolonnen; Arko blieb allein zurück. Stumm und befangen heftete sein unruhiges Auge auf dem Churfürsten, ohne daß es ihm gelingen wollte, das rechte Wort zu finden. Endlich rüttelte eine Berührung Max Emanuels ihn aus seinem Schweigen auf. „Nun Arko," sprach dieser, „was ist Dir? Sonst war ich stets gewohnt, die Schwermuth auf Deinem Gesichte der Heiterkeit weichen zu sehen, wenn die Trompete zum Kampfe rief! Warum ist es heute anders? Warum leuchtet nicht auch aus Deinen Augen die Ungeduld, mit der mein Herz dem Augenblick entgegen schlägt, in dem mein Schimmel mich in den Kampf tragen wird?"

„Den Schimmel wollt Ihr heute reiten?" fiel Ferdinand hastig ein.

„Nun freilich, Ferdinand! Ist es ja doch mein bestes Thier, und hat mich schon mancher Schlacht und manchem Siege entgegen getragen!"

„Herr! wollt Ihr mir eine Gnade erzeigen, so reitet heute nicht den Schimmel!" rief Ferdinand beklommen. „Nur heute nicht, ich beschwöre Euch!"

„Und warum nicht, Du seltsamer Mensch? Was ficht Dich an, was hast Du gegen mein treues Leibpferd?"

„Ihr werdet mich kindisch schelten, aber ein böser Traum hat mich geschreckt — ich würde den Muth zum Kampfe verlieren, wenn ich Euch heute den Schimmel besteigen sähe! Wollt Ihr mir je beweisen, daß ich Euch werth bin, so gebt mir Euer fürstliches Wort, es nicht zu thun!"

„Nun wohl!" erwiederte Max Emanuel mit gütigem Lächeln, „Du hast Recht, zu sagen, daß Du kindisch bist, aber Du weißt, daß ich es mit Dir nicht genau nehme — da nimm mein Wort, ich will dem Kinde seinen Willen thun."

„O mein geliebter Fürst!" rief Ferdinand rasch, „Eure Gnade macht mich kühn — ich möchte noch eine Bitte an Euch stellen, ich beschwöre Euch, hört mich an! Tragt heute nicht dies blaue silberverbrämte Kleid, nicht die Schwungfedern auf Eurem Hute, reitet nicht den Eurigen voran, mischt Euch unter ihre Reihen — verzeiht, verzeiht, Ihr werdet mich für irrsinnig halten, daß ich Solches von Euch zu fordern wage, aber ich will Euch Alles gestehen! Ein Tyroler Bauernmädchen, dasselbe Kind, das ich gestern aus dem Feuer trug, war heute hier im Lager — sie hat mir anvertraut, daß ein Mordschlag auf Euch geschmiedet worden ist. Der beste Schütz im Lande lauert auf Euch, wenn Ihr zum Sturme auf Arzt rückt, er kennt Euch am blauen Kleide, am weißen Pferde, an Eurem Federhut, — habt Gnade mit Eurem Volk, wahrt Euer kostbares Leben vor dem sichern Verderben!"

„Nein, Ferdinand!" rief Max Emanuel stolz und feurig. „Nein, nie soll es heißen, Max Emanuel habe die Farben seines Landes verläugnet! Wie, die blau und weißen Federn meines Hutes, die meinen Bayern in allen Schlachten vorangeleuchtet haben als ein muthiges Panier, sollte ich mit der Mütze eines Söldlings vertauschen! Nein, Ferdinand! Wenn Dein Eifer für mein Wohl Dich auch zu dieser Forderung verleiten konnte, so kannst Du selbst weder wünschen noch wollen, daß ich sie erfülle. Meines Volkes würdig, werde ich stehen oder fallen — mein Leben liegt in Gottes Hand!" Mit diesen Worten wandte Max Emanuel sich rasch ab, und kehrte in sein Zelt zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Caricaturen.

Unter diesem Namen, welcher dem Italienischen, wo er soviel als Zerr- oder Spottbild bedeutet, entnommen und auch bei uns eingebürgert ist, versteht man die übertriebene Darstellung des Charakteristischen, besonders des Komischen oder Häßlichen einer Person oder Idee, gleichsam ein verkehrtes Ideal. Sie stellt die Gegenstände und Personen in Gesichtszügen, Verhältnissen und Gestalten in einer lächerlichen Art dar. Das Lustige und Aufgeweckte des Geistes, welches in Caricaturbildern liegt, enthält ihre Entschuldigung, mehr noch, wenn sie, wie die von Hogarth, auf einen moralischen Zweck hinleiten. (Vergl. Pierer, Bd. XVI.) Die Engländer haben in diesem Fache das Ausgezeichnetste geleistet und Caricaturen geliefert, welche nicht nur die Runde durch ganz Europa gemacht, sondern auch Anspruch auf historische Bedeutung erlangt haben. Dem Werthe nach folgen diesen die französischen Caricaturen, welche jedoch nicht selten an allzu starker Uebertreibung und an Frivolität der Auffassung leiden. Auch andere Nationen haben sich in diesem Genre, jedoch mit weniger Glück, versucht, und dies darf uns nicht wundern, da zur freien Entfaltung des Humors jene politische Freiheit unerläßlich ist, die bisher den meisten Staaten gefehlt hat. Das Jahr 1848 war, wie bekannt, ungemein fruchtbar und ergiebig an Caricaturen aller Art, und besonders wurden solche in großer Anzahl in Frankfurt a. M. zu Tage gefördert, wo sie in der Paulskirche und im Reichsministerium einen weiten und damals ganz unbeschränkten Spielraum fanden. Wer erinnert sich nicht jener an allen Straßenecken und hinter den Erkerfenstern aller Buch- und Kunsthandlungen paradirenden Spottbilder, die mehr oder minder treffend, mehr oder minder witzig, die kühnen Griffe und noch kühneren Mißgriffe der politischen Tageshelden, die unendlich langen und gelehrten Reden der Volksvertreter, die Kämpfe der Parteiführer, die nutzlosen Streitigkeiten um des Kaisers Bart, die zwecklosen Amendements und ewigen Interpellationen, die Reactionsversuche der Rechten und die Ueberstürzungen der Linken, kurz jenes wohlbekannte und vielfach gestaltete Thun und Treiben der damals so bewegten Zeit darstellten und geißelten? Jene Caricaturen gingen von Hand zu Hand, waren ein ergiebiger Zweig der Speculation und bildeten den Mittelpunkt der Unterhaltung in allen Kreisen der Gesellschaft. Indessen erhoben sich auch damals schon manche Stimmen, die den mit jenen Spott- und Zerrbildern getriebenen Mißbrauch tadeln und verwerfen zu müssen glaubten. Es darf uns nicht wundern, wenn gegenwärtig, wo die frischen Märzlüfte von 1848 längst zu wehen aufgehört haben und wo die ganze Schwüle der vormärzlichen Atmosphäre wieder drückend auf uns liegt, die Gegner der Caricaturen sich immer lauter vernehmen lassen. So las man unlängst in der bei Cotta erscheinenden „Vierteljahrsschrift" in einer Betrachtung „über den Einfluß der Revolutionen auf Körper und Geist der Menschen" folgende Bemerkungen über die zur Zeit des ersten deutschen Parlaments in Frankfurt erschienenen Caricaturen: „Dichte Gruppen umstanden gewöhnlich die ausgestellten Zerrbilder und Caricaturen. Höhnisches Gelächter erschallte und Einer zog den Andern herbei, wenn irgend eine dieser frechen Ausgeburten von

Digitized by Google

schnödem Witz und entarteter Phantasie der Menge besonders zu behagen schien. Ich kenne nichts, was so entsittlichend auf Geist und Gemüth des Volkes einwirkt, als dieses Herabziehen alles Erhabenen und Edleren, wozu in dem Volke selbst schon ein allzugroßer Hang liegt. Die schlimmste aller Leidenschaften, die Schadenfreude, erhält dadurch die reichlichste Nahrung und die letzte schwache Spur einer kaum noch vorhandenen Pietät wird dadurch ganz und gar vertilgt. Was bleibt noch dem menschlichen Herzen, wenn Alles in den Staub gezogen und wenn selbst die edelsten Absichten und Anstrengungen verdächtigt und von dem unsaubern Geifer des Spottes und der Satyre beschmutzt werden? — Und wahrlich, hier sind beide Parteien anzuklagen. Jede suchte geschickt die Blößen ihrer Gegner zu benutzen, um sie dem Gelächter der Menge preiszugeben. War es Plan, das Ansehen und die Würde einer Versammlung, wie das Vaterland noch keine gesehen, schmählich zu untergraben, so ward es, Dank sey es dem Parteigeiste, der entweder blind ist oder blind seyn will, von der Rechten wie von der Linken auf das Vollständigste erreicht!" — —

Hat nun auch der Verfasser der vorstehenden Bemerkungen seine Farben etwas zu stark aufgetragen und gehen auch unseres Bedünkens die Gegner der Caricaturen in ihren Verdammungsurtheilen, sowie in ihren Befürchtungen, zu weit, so sind wir doch billig und gerecht genug, den hier nicht selten erscheinenden Mißbrauch ebenfalls zu rügen. Die Aufgabe der Caricatur besteht darin, wie wir oben schon angedeutet haben, Irrthümer und Thorheiten, einseitige und verkehrte Bestrebungen, verwerfliche Tendenzen, kleinliche Tageseitelkeiten und dergleichen in humoristischen Bildern darzustellen und in dieser Weise zugleich zu ergötzen, aber auch zu belehren und zu bessern. Es sind hier gewisse Gränzen einzuhalten; es darf hier nicht alles Maß, nicht alle Mäßigung überschritten werden; es gibt auch hier Bedingungen, sowohl der Aesthetik als der Moral, die nicht aus den Augen gelassen werden dürfen. Besonders verwerflich erscheint die Caricatur dann, wenn sie nicht die ergötzliche Vertreterin einer Idee, sondern die gehässige Anfeinderin einer Person ist, wenn sie den allgemeinen Standpunkt aufgibt und den nur persönlichen einnimmt. In diesem Falle wird sie zum Pasquille und erregt Widerwillen, anstatt Heiterkeit zu erwecken, verhöhnt, anstatt zu belächeln, beleidigt, anstatt zu belehren und erbittert, anstatt zu verbessern. So viel Nutzen die Caricaturen stiften, so viel sie zur Erheiterung und Belehrung beitragen können, so verwerflich erscheint ihr Mißbrauch, welchen kein Billigdenkender in Schutz nehmen wird.

Bei dieser Veranlassung verweisen wir auf die vor uns liegenden Blätter der in der lithographischen Anstalt von Eduard Gustav May erscheinenden „Bilder aus Frankfurt". Wir haben hier die allgemeinen Standpunkte der Beurtheilung angedeutet. Die Bilder bedürfen keines Commentars, da sie sich selbst genugsam erklären. Die bis jetzt erschienenen Blätter sind durch pikante Lokalbeziehungen theilweis nicht ohne Interesse und haben die Gränzen des Anstandes und der Mäßigung nicht überschritten. W.

Mannichfaltigkeiten.

Der bekannte Michel Chevalier hat Studien über die Verfassung der Vereinigten Staaten herausgegeben. Darin heißt es unter Anderm: Das Recht, Waffen zu tragen, ist den Nordamerikanern in dem zweiten Zusatzartikel der Constitutions-Akte „als ein absolutes, unbegränztes Recht" feierlich verbürgt, aber wo ist es noch üblich? An den Gränzen in den neu hinzugekommenen Staaten am Mississippi, Missouri oder am rothen Fluß, wo die Gesellschaft noch in einer Art Urzustand ist, wo man sich noch gegenseitig den Hals brechen kann, ohne von den Behörden daran gehindert zu werden, die in qualitativem wie in quantitativem Sinne noch sehr beschränkt sind; in Ohio, Indiana, Kentucki oder Tenessee, sowie in Massachusetts, Newyork und Virginien fällt es keinem Menschen ein, bewaffnet zu erscheinen. Dort hat eine höhere Gesittung das Gesetz commentirt, und die Bevölkerung fügt sich diesem Commentar nicht minder als dem Gesetze. Ebenso ist dem Amerikaner durch die Verfassung das freie und uneingeschränkte Vereinsrecht gewährleistet, und er bedient sich dessen zu legalen politischen Zwecken im allerumfassendsten Maße. Bei Anregung irgend einer wichtigen politischen oder administrativen Frage versammeln sich die Bürger auf das Eifrigste zur Besprechung; aber permanente Clubbs existiren dort nicht. Nicht als ob man sie nicht kennte; im Jahre 1793 kamen sie als ein Geschenk von Frankreich hinüber und rasten im Style der Jakobiner mit seltenem Ungestüm durch das ganze Land; aber bald erkannte der politisch reifere Sinn der Amerikaner das Gefährliche und Unsittliche dieser Vereine; die Sitte verstieß sie und sie hörten auf. Nicht daß sie verboten worden wären, sie kamen nur aus der Mode und kein Mensch besucht sie mehr bis auf den heutigen Tag.

(Die Kinder Kossuths.) Das Fremdenblatt berichtet aus „bester Quelle" über das Schicksal der Kinder Kossuths: „Sie sind auf dem Preßburger Schlosse mit ihrer Gouvernante der Obhut eines der humansten, feingebildetsten kaiserlichen Offiziere, des allgemein geachteten Hrn. Majors Ritter J. v. Haimerle anvertraut. Die ihnen angewiesene Wohnung ist ein ehemaliges Offizier-Quartier, geräumig und bequem. Viele Stunden des Tages bringen sie, mit andern Kindern spielend, im Garten zu. Was ihre Erzieherin an Speisen und Getränken bestellt, wird mit großer Bereitwilligkeit verabfolgt. Bis jetzt wurden binnen zwei Monaten für die Kleinen verausgabt 250 fl. C.-M., und für den Winter zweckmäßige Kleider angeschafft. F.-Z.-M. Baron Haynau hat dem genannten Herrn Stabsoffizier aufgetragen, die Kinder väterlich zu überwachen, und ihnen Alles zu verabreichen, was zu ihrer Zerstreuung zweckdienlich, zu ihrer Bequemlichkeit nöthig ist. Sein Auftrag wird auf das Pünktlichste befolgt, und mit jener gemüthlich herzlichen Art ins Werk gesetzt, mit der die Oesterreicher sich an den Freuden, nicht aber den Martern der Kinder weiden. Einer gleich liebevollen Behandlung erfreuen sich die in Haft gehaltenen Frauen, unter denen jedoch Kossuths Frau sich nicht befindet, da sie früher zu entkommen wußte." (Fr. Ztg.)

Es schütteln so Manche die Köpfe, daß so viele Männer des alten Regiments die Erbschaften des März 48 und Mai 49 antreten. Sie führen darunter an: Bodelschwingh an der Spitze des Verwaltungsrathes, Duesberg an der Spitze des Schiedsgerichts in Erfurt und die Gerüchte, daß Eichhorn oder Savigny Preußen in der Centralgewalt vertreten soll.

In einer Prophezeiung, die in einem Kloster aufgefunden worden ist, heißt es:

Anno 40 und 8
Wird nichts vollbracht;
In 40 und 9
Wird's auch nicht viel seyn;
Im Jahr 50
Oeffnet eine Thür sich;
Im Jahr 50 und 1
Werden einig wir seyn.

(Neckardampfschiff.)

Digitized by Google

Ueber die 200,000 Thaler, welche Bayern von Preußen aus der Kasse des Zollvereins fordert, wird noch viel Dinte verschrieben werden. Pfordten schrieb nach Berlin: was hat die rebellische Pfalz mit den Zollgeldern zu thun? Geld her! Schleinitz schrieb zurück: nein, kein Geld — und Bayern ist allerdings dem Zollverein verpflichtet, weil es die Gränze des Zollvereins nicht hat schützen können.

Hannover ist bei dem Schiedsgericht verklagt wegen 20 Mill. Thaler, welche Oldenburg und Mecklenburg noch aus dem 30jährigen Krieg her zu fordern haben und jetzt gerade brauchen könnten.

Bei dem Riesenprozeß wegen des Maiaufstandes in Dresden sind allein aus dem Regierungsbezirk Zwickau 4000 Personen in Untersuchung verwickelt.

Literatur.

Gemeinnützige Blätter zur Förderung des Bergbau- und Hüttenbetriebes, herausgegeben von Dr. A. v. Klipstein. I. Heft.

Die Erwerb- und Nahrungslosigkeit, welche seit geraumer Zeit fast alle Klassen des Gewerbe- und Arbeiterstandes drückt, hat zwar zu mannichfachen, auf Abhülfe des so allgemein um sich greifenden Uebels hinzielenden Erörterungen Anlaß gegeben, doch haben dieselben bis jetzt weit mehr mit Theorien, als mit praktischen, mehr auf direkte Erfolge gerichteten Untersuchungen sich befaßt. Unter die höchst willkommenen Literatur-Erscheinungen müssen daher Mittheilungen gezählt werden, welche, durch aus dem praktischen Leben gegriffenen Stoff, den heutigen Zustand irgend eines Industriezweiges gründlich zu beleuchten verstehen und daran tüchtige Vorschläge zu nachhaltiger Verbesserung desselben reihen. Als solche verdienen ohne Zweifel die im Heyer'schen Verlag dahier erschienenen „Gemeinnützigen Blätter zur Förderung des Bergbau- und Hüttenbetriebes von Hrn. Prof. Dr. v. Klipstein" gezählt zu werden, durch die sich der Herausgeber die Aufgabe gestellt hat, das Aufkommen und Gedeihen einer der wichtigsten Zweige der Industrie, von welcher das Aufblühen einer Menge anderer Gewerbe mehr oder weniger abhängig ist, zu fördern. Das erste Heft dieser Blätter enthält den vom Herausgeber selbst sehr gründlich und mit vieler Umsicht bearbeiteten Plan eines großen Bergbauvereins für das nassau'sche und hessische Hinterland, welcher den ganzen metallischen Gruben- und Hüttenbetrieb dieser Ländertheile umfassen soll. Ihm reihen sich die Beschreibungen verschiedener Grubencomplexe, Vorschläge für ihren ferneren Betrieb, Berechnungen seiner Erfolge ꝛc. an, welche der Verfasser aus langjähriger eigner Anschauung mit Zuhülfenahme der Erfahrungen anderer bewährten Techniker aufgestellt hat und in noch weiteren Heften fortzusetzen verspricht, in sofern sie Theilnahme finden. — Wir halten den Inhalt dieser Mittheilungen um so mehr für geeignet, nicht allein das Interesse des größeren Publikums, sowie insbesondere auch des Handelstandes in Anspruch zu nehmen, als sie höchst beherzigenswerthe Vorschläge zur Begründung von Unternehmungen enthalten, durch welche nicht allein auf Jahrhunderte hinaus die Milderung des Nothstandes eines Theils der ärmeren Klasse auf direktem Wege, und ein wohlthätig belebender Einfluß auf die meisten Gewerbe herbeigeführt, als wie auch den bei diesen Unternehmungen sich Betheiligenden die sichere Aussicht auf glänzende Erfolge gegeben wird. Dem am Fortschreiten unserer Industrie Theil nehmenden Publikum glauben wir daher einen Dienst zu erweisen, durch Ihr vielgelesenes Blatt auf eine Erscheinung aufmerksam zu machen, welche der gewerblichen Betriebsamkeit im höchsten Grade förderlich zu werden verspricht. — Nachdem der Verfasser über den jetzigen Zustand des Bergbaues in Hessen und Nassau, sowie über die Ursachen seines Verfalles sich in Prolegomenen verbreitet, nachdem er darin eine Reihe von Beispielen nachgewiesen, wie bei gehöriger Kraftentwickelung begonnene, unter kunstgerechter Behandlung mit Ausdäuer fortgeführte Unternehmungen unter den ausgezeichnetsten Resultaten Bestand gefunden haben und noch fortbestehen, gibt er am Schluß derselben Andeutungen über den durch seine gemeinnützigen Blätter zu erreichenden Zweck. Nachdem der Herr Verfasser ferner im ersten Abschnitte einen Ueberblick der geognostischen Verhältnisse der wichtigsten Erzgebirgsgebiete von Hessen und Nassau mit besonderer Rücksicht auf das Vorkommen von Erzlagerstätten gegeben und die Wichtigkeit der letzteren berührt, verbreitet er sich in einem zweiten Abschnitte über die Bedeutung der Gewinnung nutzbarer Mineralien überhaupt, sowie über die Vorzüge des vom Staate oder von größeren Privatgesellschaften unternommenen Bergbaues u. s. f.

Benefizvorstellung für Hrn. Meinhold.

(Frankfurt a. M.) Nächsten Montag, den 5. Nov., findet eine Benefizvorstellung für Hrn. Meinhold statt, wozu derselbe die seit längerer Zeit nicht gegebene und neu einstudirte Oper: „Maurer und Schlosser" gewählt hat, sowie ferner ein in Berlin mit großem Beifall aufgenommenes Lustspiel: „Die Rückkehr des Landwehrmanns", eine Fortsetzung oder zweiter Theil von „Kurmärker und Pikarde." Unser beliebter Komiker hat demnach eine gute Wahl getroffen und darf auf zahlreichen Besuch rechnen, da Jung und Alt, Vornehm und Gering sich gern erheitern und an der Hand des Scherzes über die Klippen und Eisfelder des Lebens hinüber führen läßt.

Programm des Museums.

(Freitag, 2. Nov. 1849.)

1) Symphonie-Sätze zum „Lobgesang" von F. Mendelssohn-Bartholdy.
   a) Allegro maestoso e vivace.
   b) Allegretto agitato.
   c) Adagio religioso.
2) Zwei Gedichte von Goethe, componirt für Männerstimmen.
   a) „Edel sey der Mensch", von Franz Messer.
   b) „Einmal nur in unserm Leben", von Wilhelm Speyer.
3) Erster Vortrag des Hrn. Dr. Theodor Creizenach.
   Das französische Kaiserthum und die romantische Dichtung.
4) Die Wüste, Symphonie-Ode in 3 Abtheilungen mit declamirten Strophen, Gesängen, Chören und großem Orchester von Felicien David. (Die Tenor-Soli gesungen von Hrn. Caspari; der Text gesprochen von Hrn. Breuer.)

Der Anfang des Museums ist um halb 7 Uhr. Der Saal (im Weidenbusch) wird um halb 6 Uhr geöffnet. Der Eingang ist vom Roßmarkt und der Töpfergasse. Ohne Eintrittskarte kann Niemand der Zutritt gestattet werden. Karten für den Abend zu 1 fl. 45 kr. sind bei Hrn. C. A. Andrä (Haus Mozart) zu haben. Am Eingange des Saales werden keine Karten verkauft.

Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 1. Nov. Die Töchter Lucifer's, Zauberspiel mit Gesang in 5 Abth. (12 Tableaux) von Friedrich, Musik componirt und arrangirt von Stiegmann.

Samstag, 3. Nov. (Zum Vortheil des Hrn. M. W. Balfe, unter gefälliger Mitwirkung der Fräul. Sophia und Maria Crnoelli und zum letzten Male unter persönlicher Leitung des Komponisten): Gitana, das Zigeunermädchen, romantische Oper in 3 Abth. von Bunn, Musik von M. W. Balfe, Kapellmeister der großen italienischen Oper in London.

Sonntag, 4. Nov. Don Carlos, Infant von Spanien, Trauerspiel in 5 Abth. von Schiller.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro 262. Freitag, den 2. November 1849.

Ferdinand Arko.

Historische Erzählung von A. Reich.

(Fortsetzung.)

In stummer Verzweiflung preßte Arko die Hand auf seine Stirne. Todesangst um das Leben des geliebten Fürsten zog sein Herz schmerzlich zusammen. Da leuchtete plötzlich ein großer Gedanke in seiner Seele auf, ein glühendes Roth färbte seine blassen Wangen, seine Augen strahlten in dem Feuer einer schönen Begeisterung, — das Mittel zur Rettung seines Fürsten war gefunden.

Rasch stürzte er in sein Zelt; mit fliegender Hast vertauschte er sein dunkles Gewand mit einem Kleide von himmelblauem Sammt mit Silberstickerei, befestigte einen blau und weißen Federschmuck auf seinem Hute, und schlang die seidene Schärpe, Mathildens Abschiedsgeschenk, um die Schulter. Als er die letzte Gabe seiner Geliebten in die Hand nahm, drückte er einen heißen Kuß auf das leichte Gewebe, und flüsterte weich: „Verzeih' mir die Thränen, die Du um mich weinen wirst, Du theurer Engel, aber ich kann nicht anders! Und wärst Du mein für diese Welt, und wäre ich reich an Glück, wie ich reich an Leid bin, so wäre dieser Tod doch herrlicher als das seligste Leben!"

Eben donnerte der dritte Signalschuß. Ferdinand stürzte aus dem Zelte und schwang sich hastig auf seinen Schimmel, der schon bereit stand, ihn in die Schlacht zu tragen. Als er aufstieg, begegnete er dem Blick des alten Wolframsdorf, der prüfend und mit einem seltsamen Ausdruck von Theilnahme und Bewunderung auf ihm ruhte; er erschrack zusammen — dieser Mann erinnerte ihn stets an alle Schmerzen, die sein Leben verbittert hatten.

In diesem Augenblick erschien auch der Churfürst; er hatte Wort gehalten. Zwar prangte er im gewohnten Kleide und Helmschmuck, aber ein Goldfuchs hatte heute sein Lieblingspferd ersetzt. Laut schmetterten die Trompeten, der Churfürst, von seinen Getreuen umgeben, sprengte an die Spitze seines Heeres und rückte vor.

Schon fing der Abend an, seine ersten Schatten auf die Thäler zu werfen, und noch währte der Kampf, noch donnerten die Geschütze. In einer der verlassenen Hütte lag Lisa auf den Knieen und suchte vergebens ihre immer steigende Unruhe durch glühende Gebete zu beschwichtigen, die ihr geängstigtes Herz um die Erhaltung ihres Schutzengels gen Himmel sandte. Sie hatte sich geweigert, sich den fliehenden Frauen ihres heimathlichen Thales anzuschließen, und rang nun schon viele Stunden lang mit einer verzweiflungsvollen Angst. Jeder Schuß ließ sie aufs neue zusammenzucken — jeder Schuß konnte ja ihn treffen, der ihr theurer war als ihr eigenes Leben! Endlich ward ihre Unruhe zu mächtig; es trieb sie unwiderstehlich hinaus, sie mußte sich überzeugen, ob er ihrer Warnung geachtet, ob das Rohr des Mörders ihn noch nicht getroffen hatte.

Sie wagte sich hinaus; ihr flüchtiger, zitternder Fuß trug sie über die Berge, bis sie endlich einen Standpunkt fand, von wo aus sie den Schauplatz des Kampfes übersehen konnte. Die Bayern schienen entschieden im Vortheil zu seyn; viele Tyroler flohen, ein Haufe jedoch hielt sich mit Löwenmuth, und stand dem hitzigen Andrang der Feinde. Lisa spannte ihre brennenden Blicke zum Aeußersten an; dichte Staubwolken hüllten die Kämpfenden ein, sie vermochte nichts zu unterscheiden.

Endlich drang ihr Blick durch, einzelne Gruppen enthüllten sich vor ihr — plötzlich fuhr sie mit einem lauten Schrei zurück. An der Spitze der Grenodiere sah sie das blaue Kleid, die flatternden Helmfedern, den Schimmel, vor dem zwei Mohren ritten. Sie hoffte sich getäuscht zu haben, sie blickte noch einmal hin, — ihre Sinne verwirrten sich, sie sah dieselbe Gestalt zweimal. Dicht aneinander gedrängt, spornten die beiden gleichgekleideten Reiter ihre Rosse vorwärts, aber nur einer von ihnen ritt einen Schimmel.

Lisa verzweifelte. Er hatte ihre Warnung verachtet, noch hatte das tödtliche Rohr ihn nicht getroffen, aber konnte nicht der nächste Augenblick ihm die verrätherische Kugel zusenden! Mit wahrer Todesangst suchte sie die ihr nur zu wohlbekannte Gestalt Martin Zeilers unter den Schaaren der Tyroler zu erkennen, aber vergebens. Da blitzte noch ein Hoffnungsstrahl in ihr auf. Sie sandte ihre spähenden Blicke rings auf die Höhen und entdeckte wirklich auf einer derselben die einzelne Gestalt eines Mannes. Mit der Schnelligkeit der Angst stürzte sie vorwärts; rasch trug ihr flüchtiger Fuß sie über Klippen und Abgründe, bis sie endlich auf dem Felsen anlangte, wo sie ihren Gatten zu finden hoffte.

Sie hatte sich nicht geirrrt. Einsam und düster saß Martin Zeiler auf einer Felsplatte, nahe der Martinswand. Rings um ihn her thürmten sich Felsen, zwischen denen ein Wasserfall mit zischendem Gebrause seinen weißen Schaum herabstürzte. Die Gletscher mit ihren weißen, von den letzten Strahlen der Sonne gerötheten Häuptern thürmten sich hinter der Felsgruppe auf, und warfen ihren glühenden Reflex auf die einsame kräftige Gestalt, die den Charakter dieser wilden Gegend zu vervollständigen schien.

Die Büchse in der Hand, saß Martin weit vorgebeugt, und sein Blick folgte gespannt den Bewegungen des hitzigen Gefechtes, das sich seinem Standpunkte näher zog. „Das muß der Rechte seyn!" murmelte er finstern Blickes vor sich hin, „der auf dem Schimmel, mit der flatternden Schärpe. Komm' mir nur näher, Deine letzte Stunde wird bald geschlagen haben!" Er lud seine Büchse.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Aus Quandts Reisen in Spanien.

Der bekannte Kunstkenner von Quandt hat über seine Reise in Spanien einen anziehenden Bericht herausgegeben. Wir entlehnen daraus folgende Stellen: Um 3 Uhr hören wir ein Geräusch wie von fernem Donner. Ein Piket Kürassiere mit funkelnden Helmen, strahlenden Harnischen und blanken Schwertern stürmt vorüber. Diesen folgt ein mit acht Maulthieren bespannter offener Wagen, so schneidend die Luft auch seyn mag, und in diesem ist die Königin. Sie grüßt freundlich nach allen Seiten und ihr heiterer Blick hat etwas sehr Einnehmendes. Sie ist nicht schön, aber sehr hübsch, und hat einen feinen Teint, was in Madrid eine Seltenheit ist. Dann folgt ein zweiter offener Wagen, und in diesem befindet sich der König. So beweglich wie die Königin ist, ebenfalls so starr ist Se. Maj. der König; er beobachtet eine senkrechte Linie. Die Königin scheint in einem ewigen Frühling zu leben, denn sie ist immer sehr leicht gekleidet; der König aber repräsentirt den Winter und ist ganz boutonné. An jeder Seite des Wagens reiten vier Stallmeister. Es folgen nun mehrere Wagen mit Herren des Hofes, und ein zweites Piket schließt den Zug, welcher pfeilschnell vorüberrauscht. Bei schönem Wetter ist ein Gewirr von Reitern und Wagen auf der Alcala, daß fast die zehn Wagen breite Straße zu eng wird. Alles strömt nach dem Prado und Buen Retiro. Der Prado ist ein an vielen Stellen aus sechs Allee'n bestehender Spaziergang. Die Beobachtungen, welche man in der sehr gemischten Gesellschaft, die sich in diesen Allee'n auf und ab bewegt, zu machen Gelegenheit hat, sind überaus unterhaltend. Erst ist es der Nationalstolz des Kastiliers, und sodann der individuelle Stolz jedes Einzelnen, welche in Collision kommen und die wunderbarsten Zustände herbeiführen. Jeder Kastilier hält sich dem andern für ebenbürtig, und besucht daher am Sonntag den Prado, wenn er nicht zu dürftig ist, daß er durch seine Kleidung als Bettler erscheinen würde; allein ein Jeder möchte sich gern noch persönlich auszeichnen und über den andern erheben. Die Reichen lassen ihre Equipagen auf und ab fahren, indeß sie selbst in den Allee'n auf herbeigebrachten Stühlen sitzen und die Spaziergänger betrachten, wodurch sie sich das Ansehen geben, als wären sie blos Zuschauer, aber nicht fungirende Personen. Wer jedoch keine Stühle bekommen kann, nimmt mit den Marmorsopha's vorlieb, welche diesen kolossalen Salon möbliren, und es ist zu verwundern, wie die Damen en parure es bei scharfem Wind und kaum zwei Grad Wärme aushalten können. Zwischen diesen Sophareihen wogt nun ein Schwarm von eleganten jungen Herren hin und her, und zwischen den Wagenreihen eine Reihe von Reitern, welche nach Belieben ihre Pferde sich einherbewegen. Auch die Mutterliebe macht sich im Prado bemerkbar, denn die jungen Damen in Madrid wetteifern in der Auswahl der schönsten Ammen für ihre Kinder, und putzen diese Landmädchen mit Beibehaltung von deren Nationalkleidung auf das Prachtvollste heraus. Sie tragen meist seidene Kopftücher statt der Mantille der Städterinnen, knapp anliegende Korsets von hellgrünem Sammt und feuerrothe Röcke von dem feinsten Cascheмir, unten mit Streifen von goldenen Tressen und schwarzem Atlasband besetzt. Die vielfarbige seidene Schürze ist mit Gold gestickt und golddurchwebte Bänder, mit welchen sie gebunden ist, hängen bis auf die Fersen herab. — Nach Tisch, gegen 8 Uhr, ist die zweite Visitenzeit. Man sitzt beisammen, um ein leicht transportables Kamin von Blech oder ein Braseco. Diese großen Kohlenbecken geben den Damen Gelegenheit, ihre Füßchen bewundern zu lassen, weil es Sitte ist, solche auf den hölzernen Rand der Kohlenbecken zu setzen. Bei sehr reichen Leuten sind die Brasecos ein Gegenstand des Luxus, denn man sieht dergleichen von Silber. Uebrigens ist das Ameublement nicht sehr kostbar, weil es an geschickten Tischlern fehlt. Man findet viele geschnitzte und vergoldete Möbeln, was nicht so theuer ist, als von kostbaren Holzarten, weil die Mode oft wechselt. Auch liebt man sehr die Wände mit goldenen Rahmen zu behängen, und darum werden hier Bilder zu den Rahmen, aber nicht Rahmen zu den Bildern gefertigt. Ein großer Luxus wird mit Fußteppichen getrieben. Gegen 10 Uhr pflegt man ins Theater zu gehen. Es gibt deren für alle Tageszeiten und Volksklassen. Die kleinen Theater sind die besuchtesten, die große italienische Oper unbedeutend und wenig besucht, im Theater del principe ernste Schauspiele und Calderon an der Tagesordnung; man muß Wochen zuvor einen Platz bestellen für Calderon'sche Stücke. Hier auch politische Dramen, in denen jede die Kastilier preisende Stelle lebhaft beklatscht wird. Die Königin kommt oft, aber immer erst in der Mitte des Stücks.

Aus dem Husarenleben.

Preßburg, 22. Oct. Ich erhalte heute von einem bekannten, für untauglich erklärten Insurgentenhusaren ein Schreiben, worin er sein Avancement zum Lieutenant bei den Insurgenten erzählt. Derselbe ist aus sehr gutem Hause und gegen den Willen seiner Eltern aus Patriotismus Soldat geworden, und jetzt — wie so viele Andere — ein Krüppel für seine Lebenszeit. Die oben erwähnte Stelle seines Briefes, zugleich eine Charakteristik der „ungarischen Husaren", dürfte für die Leser nicht ohne Interesse seyn, und ich will dieselbe hier wiedergeben. Sie lautet:

„Als Korporal bei Wilhelm Husaren mußte ich den ganzen Winter in der großen Kälte den anstrengendsten Dienst versehen, Zurücksetzungen und Entbehrungen aller Art ertragen; der gute Muth und die unbeschreibliche Hingebung und Anhänglichkeit meiner Kameraden, der gemeinen Husaren, zu mir waren in dieser Lage mein einziger Trost. Ein Kind unter diesen 8—9 Jahre gedienten Leuten, wurde ich auch als Kind von ihnen behandelt; ohne ersucht worden zu seyn, verrichteten sie oftmals für den „Kadet-ür" — wie sie mich nannten — den Dienst, dennoch konnte ich die ungeheuren Strapatzen in die Länge nicht ertragen und verzweiflungsvoll blickte ich in die Zukunft. Um Offizier werden zu können, mußte man sich in der Schlacht ausgezeichnet haben. Ich, ein schwaches Bürschchen unter diesen heldenmüthigen, tollkühnen, starken und gewandten Soldaten — und auszeichnen! Unmöglicheres konnte von mir nicht gefordert werden, es klang wie Satyre in meinen Ohren. — Den Hals und Kopf mit Shawl und Tüchern zur Vorsorge gegen die Hiebe der Kürassiere verbunden, die Kapuze meiner zottigen Kuba über den Kopf gezogen, sprengte ich eines Tages auf Befehl — mit meiner Abtheilung im Carriere den Dragonern entgegen, fest entschlossen, entweder einen Beweis meiner Tapferkeit zu liefern oder, wenn es Gottes Wille ist, zu — fallen. Uram Isten! bevor ich mit meinem schwachen, der Fechtkunst unkundigen Arm einen Hieb führen konnte, hatten meine Kameraden schon wacker dreingehauen, ihre Pferde sprangen — als wären sie dazu abgerichtet gewesen — rechts und links, vor- und rückwärts, je nachdem es nothwendig war, während ich die stützigen Capricen meines Gauls nicht bändigen konnte und aus einer Verlegenheit in die andere kam; die Dragoner wurden zum Retiriren gezwungen und ich hatte mich wieder — nicht ausgezeichnet. In Wuth und Verzweiflung spornte ich mein Pferd, jagte den Fliehenden nach und in einigen Minuten war ich ein desarmirter und blessirter Gefangener. Kaum hatte ich jedoch Zeit, über meinen dummen Streich nachzudenken und mich in meine neue Lage zu schicken, als wie vom Wind getragen meine Kameraden daher brauf'ten und — zu meiner Rettung — das Gemetzel erneuerten. Bei zwanzig tapfere Husaren (Gott segne sie)

Digitized by Google

fielen, ich — wurde gerettet, von den Uebrigen unter unaussprechlichem Jubel zur Truppe zurückgebracht, und — so wurde ich Lieutenant. Freund! das ist kein vereinzelter Fall bei den ungarischen Husaren; um den Zugscommandanten zu retten, ist so mancher Zug Husaren auf dem Schlachtfelde geblieben."

(Const. Bl. a. B.)

Gastspiel von Sophie Cruvelli.

I.

Wenn ein dramatischer Tondichter einer Oper auf allen Bühnen Eingang zu verschaffen wünscht, — und darnach strebt wohl ein jeder —, wenn ihm die dazu erforderliche Befähigung und der Beruf nicht fehlen, so muß er heutigen Tages nicht sowohl darnach streben, ein in allen Theilen künstlerisch vollendetes und harmonisch abgerundetes Ganzes zu vollenden, als vielmehr ein solches, welches für Sänger und Sängerinnen glänzende Partieen enthält und ihren Talenten so viel als möglich Spielraum verstattet. Ohne solche brillante Partieen würde gegenwärtig selbst ein klassisches Tonwerk nur den succès d'estime erringen und wohl von der Kritik gewürdigt, nicht aber von der Masse bewundert werden. Die Gesangsvirtuosen verlangen durchaus Pracht- und Glanzpartieen, das große Publikum verlangt sie nicht minder, und so sind jene moderne Opern entstanden, denen die Gegenwart Kränze flicht, für welche sie auf diejenigen des Nachruhms verzichten müssen. Zu solchen Opern gehört vor allen Bellini's Norma, und sie vereinigt auch alle Eigenschaften, welche geeignet waren, sie zur Favoritin des Tages zu machen. In ihr haben alle nur einigermaßen hervorragende Sänger und Sängerinnen seit mehr als zehn Jahren auch bei uns gastirt und debütirt und mehr oder minder Furore gemacht; in ihr haben wir die Titelrolle von einer Hasselt-Barth, Miß Kemble, Montenegro, Viardot-Garcia, Jenny Lind u. A. in einer Vollendung gesehen, nach welcher man das Höchste geleistet und Alles für erschöpft halten sollte. Nichts destoweniger kommen immer wieder Andere, die auch Etwas vermögen; das Streben hört nicht auf, der Lebende macht sein Anrecht geltend und die Erinnerung an Früheres tritt zurück, und ihre Farben erblassen. Mit neuen Künstlern kommen neue Beschauer, mit den neuen Talenten neue Bewunderer. Auch ist das Große und Schöne nicht an einzelne glänzende Namen für immer gebannt, sondern seine Blüthen treiben neu und frisch, und bei aller Einheit ist doch die Schönheit mannichfaltig. So vortrefflich und meisterhaft uns die Partie in der Norma in den einzelnen Theilen wie im Ganzen schon vorgeführt wurde, ist es doch der Fräulein Sophie Cruvelli, die am 31. Oct. mit dieser Rolle auf der Frankfurter Bühne ihr Gastspiel eröffnete, gelungen, Triumphe zu feiern, welche früheren nicht nachstehen. Die Stimme dieser Sängerin ist von einem Wohllaut, von einer Fülle und einem Umfang, besonders aber von einer jugendlichen Frische, wie wir solche nie schöner gehört haben. Diese edeln Töne allein würden fast genügen, uns einen Kunstgenuß zu bereiten. Er wird es in Wahrheit, da zu den herrlichen Stimmmitteln eine vortreffliche Gesangschule und ein gleich ausgezeichneter Vortrag sich gesellen. Nimmt man dazu noch die anmuthige und jugendlich-frische Persönlichkeit und das schön abgerundete Spiel, so wie den dramatischen Ausdruck, welcher die milden elegischen Empfindungen, wie die Gluth der Leidenschaft, den Schmerz und die Liebe, die Trauer des tief gekränkten Herzens durch alle Modulationen geltend zu machen weiß, so muß man gestehen, daß Fräulein Cruvelli die vom Dichter und Componisten gestellte Aufgabe vollkommen gelöst und uns eben so durch ihre Kunstfertigkeit überrascht, als durch die Wahrheit und Schönheit ihrer Darstellung ergriffen hat. Der Beifall war außerordentlich und so groß, wie er nur hervorragenden Leistungen gespendet wird. Somit ist hier ein Gastspiel eröffnet, welches die an es geknüpften Erwartungen gerechtfertigt hat, und diesen auch in den weiteren Rollen gewiß entsprechen wird. Wenn übrigens Fräulein Cruvelli, die eine geborene Deutsche ist, die Norma in italienischer Sprache sang, und dadurch die Mißdeutung einer das fremde Idiom überschätzenden Prätension bei Manchen veranlassen konnte, so widerlegt sich dies aus dem Umstande, daß sie diese Partie italienisch einstudirt, bis jetzt nur italienisch gesungen und in dieser Sprache sich zu eigen gemacht hat. Jedem Sachkenner wird es aber wohl bekannt seyn, daß es weder leicht, noch schnell zu bewerkstelligen ist, eine ursprüngliche Einstudirung, die dem Künstler nun einmal lieb und vertraut geworden, zu metamorphosiren. Weiter ist auch das Italienische für den Gesang zur Universalsprache geworden und hierzu vorzüglich geeignet. Was andere Sängerinnen vor ihr gethan, was andere nach ihr thun werden, warum sollte man gerade ihr das verargen? Der Deutsche ist in so vielen Beziehungen Kosmopolit, warum sollte er gerade gegen seine Sängerinnen den Rigoristen spielen? — Schließlich dürfen wir nicht unbemerkt lassen, daß Mad. Behrendt-Brand durch Uebernahme der Partie der Adalgisa sich um die Aufführung der Oper nicht nur sehr verdient gemacht, sondern die Rolle auch so vortrefflich gesungen und ausgeführt hat, daß sie würdig und mit reichem Beifall belohnt neben dem genannten Gaste glänzte.

Reflexion.

(Indischer Pagodendienst.)

O dummes Volk! in hergebrachter Weise
Kommst du an diesen gottgeweihten Ort,
Umfangen von des Aberglaubens Kreise,
Schleppst du dein Dasein mühsam fort.

Ein schlechtes Bild mit goldumfaßtem Rande
Flößt dir die höchste Ehrfurcht ein,
Und Brahma's Lehr' und der Vernunft zur Schande,
Sieht man dich stets ihm Weihrauch streu'n.

Ein altes Weib mit Krücke an dem Fuße,
Hinkt jetzt daher ganz glaubensvoll,
Sie grüßet dich mit einem brünst'gen Kusse
Und spendet dir des Aberglaubens Zoll.

O weicht zurück vor diesem Schauerbilde,
Vor diesem Popanz heil'ger Gaukelei,
Erfunden von der list'gen Bonzengilde,
Daß ihr die Dummheit zinsbar sey.

Wilh. Dieffenbach.

Mannichfaltigkeiten.

Der große Eisenbahn-Congreß in Wien ist nicht ohne ersprießliche Folgen geblieben, namentlich für Metzger, Weinhändler und Schneider. Schon nach den ersten anhaltenden Sitzungen mußten die Braten-Westen sämmtlicher verehrlichen Congreß-Mitglieder erweitert werden. Man zählt an 600 solenner Toaste, die kleinen Gesundheiten nicht gerechnet.

Ein ernst mahnendes Wort an die deutschen Fürsten hat Thiersch, der bekannte freimüthige Professor in München,

Digitized by Google

aber kein Demokrat, gesprochen. Er spricht im Nürnberger Correspondenten von der Sehnsucht des Volkes nach Einheit, und wie sehr doch die Fürsten hinderten, daß sie zu Stande komme. „Die Einheit Deutschlands kommt, ruft er, vielleicht noch mit den Fürsten, wenn sie wollen, wenn nicht, dann gewiß ohne sie. Ein ganzes Volk läßt sich seinen besten Gedanken nicht Jahrhunderte verkümmern. Darüber mögen sie sich nicht täuschen."

Korrespondenz.

** Aus der Provinz Starkenburg, Ende October.

In einem Schreiben, das in Ihrem Blatte neulich in würdig-ruhiger Weise die Angelegenheiten der Mainzer Bischofswahl besprach, war unter Anderm auch eine Art Hinweisung: das Mainzer Domcapitel i. c. die Wähler Dr. Leopold Schmid's zu Gießen möchten unter gewissen kommenden Verhältnissen öffentlich gegen die erhobenen Intriguen, welche die Heiligmüßigen in und außerhalb Mainz gegen den eben so würdigen als wissenschaftlich gebildeten Hrn. Prof. Schmid, diesen Ehrenmann, zu erheben die Unverschämtheit gehabt, öffentlich auftreten. Das wäre ganz und gar angemessen, eben so aber auch, wenn der würdige Schmid gewissen Eventualitäten gegenüber mit der ihm eigenen Macht des Geistes vor dem katholischen Deutschland beweis't, wie er bisher auf theilweise sehr verruchte, theilweise sehr hämische Angriffe nur stillgeschwiegen, um mit der Roh- und Bosheit in nicht zu frühes und voraussichtlich erfolgloses Handgemenge zu gerathen, sonst könnte gar leicht der Eine und Andere, welcher ihn persönlich nicht kennt, durch so manche unwahre Darstellung an seiner ehren- und charakterfesten Persönlichkeit irre werden. — Auf die Angriffe, Schmid sey nicht recht katholisch, braucht derselbe nichts zu erwiedern; sein noch nicht so lange erschienenes Werk: „Der Geist des Katholizismus", beweis't unschwer das Gegentheil und weiter das noch, daß Schmid für die rechte Auffassung des Katholizismus so manche Nachtwache unter mühevollen Anstrengungen daran gehängt, indeß so Mancher, welcher vielleicht jetzt richtend gegen ihn zu Felde zieht, für die wissenschaftliche Bearbeitung des Katholizismus auch nicht das Geringste geleistet. Auch die kräftigsten und selbstständigsten seiner Schüler werden gerne und haben es in der größten Majorität früher schon gethan — von den unselbstständigen, gekauften kann hier ja keine Rede seyn — ihrem ehemaligen Lehrer Schmid bezeugen, daß derselbe, weil selber vom kirchlichen Geiste durchdrungen und vom kirchlichen Geiste bei seinen dogmatischen Vorträgen getragen, stets kirchlich lehrte und seine Zuhörer kirchlich zu bilden und für die katholische Kirche stets zu begeistern suchte; ähnlich werden es die Professoren an der katholisch-theologischen Fakultät zu Gießen und seine jüngeren und älteren Bekannte innerhalb und außerhalb der Diöcese bestätigen, daß Schmid über die hierarchische Einrichtung, die Stufen- und Rangordnung in der Kirche, das Papstthum, Episcopat ꝛc. öffentlich, wie in Privatunterredungen sich stets im Geiste der katholischen Kirche aussprach, und mit seiner Katholizität und aufrichtigen Verehrung alles Katholischen keineswegs Denen nachsteht, die ihn, fremd ihrem alten Glauben, zu bezeichnen so bornirt waren. — Zeugnisse der erwähnten Art sind am meisten geeignet, die eben so gemeinen als niederträchtigen Verdächtigungen der Bischofswahl zu Mainz, und wären sie selber bis nach Gaëta gedrungen, in ihrem rechten Lichte darzustellen. Und das thut jetzt wahrlich noth, wo so verschiedenartige Gerüchte über die anderweitige Besetzung des bischöflichen Stuhles von Mainz die Runde machen. — Rom bedarf genauer Aufklärung in der obschwebenden Sache — und ist dieselbe gegeben von Männern, deren Unparteilichkeit zu Tage liegt — dann wird es den Informativprozeß demnächst durch einen unparteiischen deutschen Bischof einleiten lassen, auf daß sich die leider so weit hinausgezogene Angelegenheit auf irgend eine Weise zum Heile der Diöcese und zum Frieden und zur Beruhigung des Clerus erledigt, was nur dann erreichbar wird, wenn der von würdigen (keineswegs verwitterten, wie einstmals der gefeuerte Tyroler Bote vermeldete) Männern gewählte Leopold Schmid zum Mainzer Bischofsstuhle gelangt. Denn Schmid allein, der rechtmäßig Erwählte, kann der rechtmäßige Bischof von Mainz werden — jeder Andere, durch keine Wahl uns Aufgenöthigte, wäre und bliebe uns ein Fremdling und erzeugte auf Jahre hinaus Spaltung. Die Bischofswahl-Angelegenheit von Mainz darf keineswegs in irgend eine Zusammenstellung mit den früheren Wahlen in Limburg und Rottenburg gebracht werden — Schmid hat nicht von ferne an das Bischofwerden gedacht und in seinem Verhältnisse zum Staate hat er auch nicht das Mindeste als kirchliche Person sich vergeben: Rom sey daher gerecht und achte selber die kanonischen Bestimmungen, und was auch immer für Winkelschilderungen vor sein Forum gedrungen — es zeige diesmal durchaus seine gerechteste Unparteilichkeit; das katholische Deutschland, insbesondere die Mainzer Diöcese, erwartet es!

Köln, 25. Oct.

Der Gemeinderath hat sich endlich entschieden, ob die Stelle Dorn's besetzt werde und durch wen. Diejenigen, welche sich gegen die Beibehaltung der städtischen Kapellmeister-Stelle aussprachen, rührten sich so wacker, namentlich Hr. Böcker, daß, wenn die Kunst der Beredtsamkeit etwas in die Wagschale hätte werfen können, wir gewiß für die Folge den Kapellmeister losgewesen wären; aber die Commission und ihr Anhang war zu zäh, als daß sie ihrem Prinzip hätte untreu werden können. Zehn Stimmen von achtzehn beschlossen die Besetzung der Stelle, wornach auf Hrn. F. Hiller in Düsseldorf die Wahl fiel.

Würzburg, 27. Oct.

Gestern fand die dritte Sitzung unseres Assisengerichts statt. Den Vorsitz führte Appellationsgerichtsrath Somhaber. Zur Verhandlung kam ein Verbrechen der Tödtung, das der Dienstknecht Burbach an seinem Kameraden Weckel verübte. Aus der ganzen Verhandlung ergab sich, daß der Angeklagte ein Subject war, der jeder schlechten Handlung fähig und auch schon mehrmals wegen verschiedener Vergehen bestraft wurde. Die Zeugenaussagen thaten dar, daß der Angeklagte das Verbrechen verübt, indem er bei einem Streite mit dem Getödteten diesem mehrere Schläge versetzte, so daß er den folgenden Morgen starb. Eine mit vieler Geschicklichkeit von Hrn. Hofrath Terkor vorgenommene Deduktion machte es unzweifelhaft, daß die erhaltene Verletzung den Tod nach sich ziehen mußte. Die Geschwornen erkannten den Angeklagten des Verbrechens der Körperverletzung mit nachgefolgtem Tod für schuldig und die Richter verurtheilten denselben zu sechs Jahren Arbeitshaus und wegen eines verübten Diebstahls, dessen er geständig war, zu ½ Jahr Arbeitshaus. Bemerkenswerth ist es, daß unsere Assisen seit ihrer Eröffnung nur mit Verbrechen der Tödtung beschäftigt waren. — In der heutigen vierten Sitzung verurtheilten die Richter einen jungen Mann, der des Raubes auf offener Straße angeklagt war, zu vier Wochen Gefängniß, da sich durch die Verhandlung und die Zeugenaussagen darthat, daß der Angeklagte keinen Raub begangen, sondern nur einen Akt unerlaubter Selbsthülfe verübte.

Gießen, 1. Nov.

Sonntag, den 11. d. M., wird der rühmlichst bekannte Frankfurter Künstler B. Mohr, von mehreren Frankfurter Künstlern unterstützt, hierselbst ein Konzert geben. Alle Kunstfreunde der näheren und ferneren Umgebung seyen hierdurch auf den gebotenen Genuß freundlichst aufmerksam gemacht.

Theater-Anzeige.

Samstag, 3. Nov. (Zum Vortheil des Hrn. M. W. Balfe, unter gefälliger Mitwirkung der Fräul. Sophia und Maria Crazolli und zum letzten Male unter persönlicher Leitung des Komponisten): Gitana, das Zigeunermädchen, romantische Oper in 3 Abth. von Bunn, Musik von M. W. Balfe, Kapellmeister der großen italienischen Oper in London.

Sonntag, 4. Nov. Don Carlos, Infant von Spanien, Trauerspiel in 5 Abth. von Schiller.

Montag, 5. Nov. (Zum Vortheil des Hrn. Meinhold und neu einstudirt): Der Maurer und der Schlosser, komische Oper in 3 Abth., Musik von Auber. Hierauf (zum ersten Male): Die Rückkehr des Landwehrmanns, oder: Der Kurmärker und die Picarde (zweiter Theil), Genrebild mit Gesang und Tanz von Cohnfeld. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 263. Samstag, den 3. November 1849.

Ferdinand Arko.

Historische Erzählung von A. Reich.

(Fortsetzung.)

Plötzlich faßte eine eiskalte Hand Martin's Arm; hastig wandte er sich um und erblickte Lisa, die todtenbleich, aber fest aufgerichtet, hinter ihm stand.

„Martin, was hast Du vor?" frug sie mit ernster, bebender Stimme. „Was hast Du hier zu schaffen," fuhr er sie an, „ist der Krieg denn Weiberwerk, daß Du Dich darein mischen willst?"

„Schweig!" entgegnete Lisa kalt, „ich weiß, was Du thun willst, aber Du sollst den Churfürsten nicht morden, Du sollst nicht!"

„Du faselst wohl, Kind," sagte Martin, indem sein geröthetes Gesicht aschfarbig wurde, „was soll's mit dem Churfürsten? —"

„Läugne nicht! ich hab's gehört, wie Du dem Klostervogt versprochen hast, den Mord auf Dein Gewissen zu laden, aber ich bin da, um Dich zu hindern!"

„Mich hindern?" rief Martin wild, „mich hindern! Und wenn Du recht gehört hast, wer gibt Dir ein Recht dazu? Es ist ja Gotteswerk, das hat mir der Vogt zugeschworen — und wär's auch Satanswerk, geschehen soll und muß es! Du kennst mich, Lisa, geh', sonst wird es nicht gut."

„Martin!" entgegnete Lisa, indem sie ihm voll Angst und Aufregung näher trat, „thue es nicht! Du weißt nicht, was Du dem Churfürsten schuldig bist, sieh, mit eigner Gefahr hat er mich gestern aus den Flammen unseres brennenden Hauses getragen, wär' er nicht, so hättest Du Dein Weib nicht wiedergesehen, und zum Lohn für diese That willst Du ihm das Leben nehmen?"

„Das hätte der Bayerfürst gethan? Du traust mir viel Leichtgläubigkeit zu! Und wär' es wahr — es könnte mich doch nicht hindern. Dort unten," fuhr er fort, indem er düster in das Thal hinab zeigte, „dort unten liegen meine beiden Brüder erschlagen, dort unten liegen Tausende der Unserigen, — der Vogt hat Recht — ich habe anfangs nicht gewollt, aber der heutige Tag hat mir die Skrupel vertrieben. Weg, Weib, sag' ich Dir, und hindere mich nicht!"

Während diese Worte getauscht wurden, hatte das Gefecht sich immer näher gezogen; deutlich gewahrte Lisa dicht unter ihnen die edle Gestalt Arko's, der, sich stets an die Rechte des Churfürsten drängend, die Truppen mit lautem, begeisterten Zuruf ermunterte. Zeiler hatte sich von Lisa losgerissen und stand hoch aufgerichtet, die Büchse in der Hand, zum Zielen bereit.

Außer sich, stürzte Lisa ihm zu Füßen und klammerte sich an seine Knie, indem sie stammelte: „Aus Barmherzigkeit, Martin, schone ihn! Ich schwöre Dir bei Allem, was heilig ist, daß ich ihm wirklich mein Leben danke! Du hast mir oft Deine Liebe betheuert, Du hast seit langer Zeit um mein Herz geworben — ich gelobe Dir, daß ich Dein Leben mit Glück und Zärtlichkeit überschütten will, willst Du nur diesmal mein Flehen erhören!"

„Fort, Weib, und mache mich nicht wild!" schrie Martin wüthend, indem er Lisa mit dem Fuße von sich stieß und die Büchse an die Wange legte.

Lisa sah diese Bewegung. Mit der Schnelligkeit der Verzweiflung sprang sie auf, stürzte vor Zeiler, und fiel ihm in demselben Augenblicke, wo er losdrückte, in den Arm. Es war zu spät, der Schuß brannte los, aber in seiner Richtung gehindert, traf er statt seines Zieles Lisa's schöne Brust.

Sie stürzte nieder, ein heller Blutstrom färbte ihr Gewand, sie murmelte noch fast unhörbar die Worte: „Diesmal ist er gerettet!" Dann sank der schöne Kopf zurück, die Blässe des Todes bedeckte die reizenden Züge, und ihre brechenden Augen schlossen sich zum ewigen Schlaf.

Martin stand wie versteinert. Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirne, seine Haare sträubten sich, starr und wie irrsinnig blickte er einige Sekunden lang auf sein Opfer. Plötzlich fuhr er auf mit dem wüthenden Rufe: „Tod und Verdammniß!" Mit vor Leidenschaft bebender Hand lud er sein Rohr auf's neue, legte an, und diesmal verfehlte der Schuß sein Ziel nicht wieder.

Zeiler sah die weiß und blauen Federn des Hutes wanken, und eine Sekunde nachher stürzte der kühne Reiter vom Schimmel zur Erde nieder. Mit einem höllischen, fast wahnsinnigen Gelächter warf Martin bei diesem Anblick die Büchse auf den Rücken und floh mit raschen Sprüngen den Felspfad hinunter.

Ueberall flohen die Tyroler; das Heer der Bayern sammelte sich, nichts hinderte mehr ihren Einzug in die Perle Tyrols, das schöne Innsbruck. Aber keine Siegesfreude lag auf den Zügen des hochherzigen Churfürsten. Mit trübem, bleichem Gesicht stand er neben dem leblosen Körper seines treuen Vasallen, der unter einer Eiche niedergelegt worden war. Erst jetzt faßte er den heldenmüthigen Gedanken, der diesen hochherzigen Jüngling in den Tod geführt hatte. In dem Drange der Schlacht war ein so geringfügiger Umstand, wie die Nachahmung seiner Kleidung ihm nicht aufgefallen, nun aber stand er stumm und mit zerrissenem Herzen vor diesem Opfer einer Treue bis in den Tod.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Organisation des russischen Heeres.

Ein interessanter Aufsatz in den „Gränzboten" beleuchtet die schwachen Seiten in der Organisation des russischen Heeres. Wir theilen aus demselben einige Angaben mit. „Die Bewaffnung des Heeres," erzählt der Verfasser, „kann nicht getadelt werden. Die Waffenstücke der Infanterie sind sehr gut gearbeitet, schwer und dauerhaft. Die Hauptwaffe der Kavallerie ist die Pike. Kuirassiere und Husaren gibt es wenige, Ulanen desto mehr. Sie machen fast drei Viertheile der Kavallerie aus, deren Pferde durchgängig vortrefflich sind. Von den Kosacken, welche ein irreguläres Corps bilden und sich selbst equipiren müssen, läßt sich Gleiches nicht sagen. Ihre Waffen sind so roh und schlecht, wie ihre katzenartigen Pferde. Sie sind die Leute des Stehlens und der Flucht. In dem polnischen Insurrectionskriege ist nicht ein einziges Mal der Fall vorgekommen, daß Kosacken einen Sieg errungen hätten; dagegen würden oftmals ganze Kosackenregimenter von wenigen Sensenträgern zersprengt und in die Flucht getrieben. Als der polnische General Dwernicki hinter Pulawy mit 3000 uneinexercirten Sensenleuten ohne Artillerie neun russische Kavallerieregimenter warf und in die Flucht trieb, waren die drei Kosackenregimenter die ersten, welche den Platz verließen. Vor Kanonen halten sie niemals Stand, da bewahren sie gewissenhaft die Ehre ihres Sprüchwortes: „Unsere Piken sind schrecklich, aber Kanonen lassen sich nicht erstechen". Sehr ungebildet sind die russischen Offiziere. Viele können nur ein einziges Wort schreiben, nämlich ihren Namen, sonst keins. Bei dem Offiziercorps der Kosacken ist der traurige Ruhm, weder lesen noch schreiben, und nur hauen und stechen zu können, ein fast allgemeiner. Durch Unwissenheit zeichnen sich nächst ihnen die Offiziere der Infanterie aus. Allein ihr Dünkel pflegt so großartig zu seyn, als ihre Bornirtheit, daher sie diese unter einem Schein von hoher Gelehrsamkeit zu verbergen suchen. So z. B. erscheinen diese russischen Offiziere, welche kein Wort lesen können, sehr gern in Bibliotheken, Buchläden und öffentlichen Lesezimmern. Sie verweilen da lange und betrachten die Titel der Bücher mit einer Miene, als ob ihr Geist den innigsten Antheil hätte. Als ich einen von diesen Herren, welcher in einer Schweizer-Bäckerei neben mir sitzend wohl zwei Stunden lang unter seltsamen Mienenzuckungen in die „Preußische Staats-Zeitung" gestiert hatte, fragte, was für Weltkunde in dem Blatte zu finden sey, sah er mich Anfangs ganz verdutzt an und antwortete dann: „Viel Neuigkeit — wie es so in der Welt zugeht —: in Ungarn hat man gestohlen, in der Türkei sind schreckliche Mordthaten vorgekommen, und England läßt marschiren". Nachdem er sich entfernt hatte, sah ich das Zeitungsblatt an und fand, daß es gar keine Artikel aus Ungarn und der Türkei enthielt, und in den zwei englischen Parlamentsreden, welche sich darin befanden, war kein Wort vom Marschiren zu lesen. Die am wenigsten ungebildeten und unwissenden Offiziere im russischen Heere sind die Kurländer. Sie sprechen gewöhnlich mehrere Sprachen, und sind nicht bloß mit allen Fächern der Kriegswissenschaft vertraut, sondern besitzen sogar eine gewisse akademische Gelehrsamkeit. Daher findet man sie vorzugsweise in der kaiserlichen Adjutantur, bei den Garden nnd dem Geniecorps. Sie pflegen auf's schnellste zu den höchsten militärischen Würden empor zu steigen. Ein 35jähriger General, wenn er ein Kurländer ist, ist in Rußland keine Merkwürdigkeit. Leute dieser Art sind Nesselrode, Saß, Rüdiger, Dehn, Gallitzin, Rosen, Geißmar, Pahlen, Sacken, Richter. Die am besten ausgerüstete Truppengattung des russischen Heeres ist die Artillerie. Die Geschütze sind vortrefflich gearbeitet und mit allen Vortheilen versehen, welche das westliche Ausland erfunden hat. Allein sie werden ungeschickt bedient, da das Exercitium ein sehr uncultivirtes, schwerfälliges ist und der russische Soldat kein natürliches Geschick besitzt, die Mängel desselben zu beseitigen. Daher kam es, daß Diebitsch bei Grochow mit 323 Kanonen nichts gegen die 63 Kanonen der Polen auszurichten vermochte. Die Regierung verwendet große Summen vorzugsweise auf die Artillerie und hat die Zahl der Geschütze zu einer ungeheuren Höhe gebracht. Rußland kann mit Leichtigkeit 400 Geschütze auf einen Kampfplatz außerhalb seiner Gränzen und 6—700 auf einen innerhalb seiner Gränzen führen. Die Dienstpflicht dehnt sich im Allgemeinen auf 15, in manchen Fällen sogar auf 25 Jahre aus. Selbst dem stärksten Geiste würde aller Lebensmuth bei dem Bewußtseyn, 15 oder 25 Jahre lang den Druck einer russischen Kriegsfahne ertragen zu müssen, verloren gehen. Der russische Recrut sieht nichts mehr vor sich, als ein ewiges Elend; denn nachdem er das Soldatenelend so lange ertragen, ist er zu nichts weiter tüchtig, als zum Betteln, oder dasselbe Elend noch weiterhin zu ertragen. Er bleibt daher gewöhnlich bis zu seinem Tode Soldat und hascht endlich nach dem jämmerlichen Glücke, in eine derjenigen militärischen Klassen versetzt zu werden, welche zur Bewachung der Straßen, der Städte oder ähnlichen ungefährlichen Zwecken eingerichtet sind." Der Verfasser schließt mit der Ueberzeugung, daß Europa vor Rußlands Heeresmacht nicht zu zittern brauche. „Rußland besitzt ein großes Heer, das Heer aber keine Seele. Es hat 320,000 Mann auf den Füßen und kann, trifft es richtige Anordnungen, 200,000 Mann mit 4 bis 500 Kanonen über die Gränze schicken; aber gegen eine civilisirte Macht hält diese Horde auf die Dauer nicht Stand."

Graf Wimpffen,

k. k. österreichischer Feldmarschall-Lieutenant.

Triest, 23. Oct. Es dürfte wohl Interesse für Ihre Leser haben, etwas Näheres über den F.-M.-L. Grafen Wimpffen zu erfahren, dessen Name in dem letzten italienischen Kriege öfter mit Auszeichnung genannt wurde und der mit Nächstem seinen wichtigen Posten in Triest antreten soll. Die Familie Wimpffen stammt aus der Provinz Starkenburg im Großherzogthum Hessen, wo jetzt noch die Stadt Wimpffen am Neckar und nahe dabei das Dorf „Wimpffen im Thale" zu finden sind. Seit längerer Zeit schon haben sich die Wimpffen in der österreichischen Armee einen Namen gemacht, so der noch lebende Feldmarschall Wimpffen, Inhaber des italienischen Regiments Nr. 15. Auch F.-M.-L. Graf Wimpffen ist vor einiger Zeit zum Inhaber des Regiments Prinz Leopold beider Sicilien ernannt worden. Er machte bereits in seinen jungen Jahren die letzten französischen Feldzüge mit, avancirte nur in seiner Tour, denn es war der Grundsatz seines Onkels, des Marschalls, nie von dem in der österreichischen Armee herrschenden Nepotismus Gebrauch zu machen und seine Verwandten zu protegiren. In jeder Charge ward F.-M.-L. Graf Wimpffen sehr geachtet und beliebt, vorzüglich als Oberst des Reg. Baden, von dem er bei seinem Avancement zum Generalmajor nach Triest einen sehr rührenden Abschied nahm. Im Jahre 1847 kam Graf Wimpffen als Feldmarschall-Lieutenant nach Mailand und im Herbste desselben Jahres nach Padua unter dem Corpscommandanten Baron d'Aspre. Hier wußte er sich durch sein mildes und doch festes Benehmen eine solche Achtung zu verschaffen, daß ungeachtet der revolutionären Stimmung der Stadt am Tage der Constitutionsverkündigung alle eleganten Wagen vom Corso vor seine Wohnung fuhren und ihm enthusiastische Evivas brachten. Im Feldzuge des vorigen Jahres zeichnete sich Graf Wimpffen in jeder Affaire durch sein ruhiges, kaltblütiges Benehmen, durch seine väterliche Sorgfalt für die unter ihm stehenden Truppen und endlich in der Schlacht bei Volta, deren Sieg vorzüglich seiner umsichtigen Leitung zu ver-

Digitized by Google

danken war und in der er sich das Theresienkreuz erwarb, durch die muthigste Ausdauer und persönliche Selbstaufopferung aus. Nach beendigtem Feldzuge wurde Graf Wimpffen zum Gouverneur von Mailand ernannt, trat beim Ausbruche des zweiten Feldzugs gegen Piemont das Commando seiner Division dem Erzherzoge Albrecht auf dessen dringenden Wunsch ab, machte jedoch den Feldzug im Gefolge des Marschalls mit, ward später mit der Unterwerfung der Delegationen beauftragt, die er mit der Capitulation von Ancona beendigte. Hierauf unternahm der F.-M.-L. im Auftrage des Marschalls eine Reise nach Gaeta, Neapel, Rom und Florenz, wo er erkrankte. Nach seiner Wiederherstellung kehrte er als Militär- und Civilgouverneur der römischen Marken nach Bologna zurück, wo er die Nachricht seiner Bestimmung nach Triest erhalten wird. Ueberall wo Graf Wimpffen bisher eine höhere, öffentliche Stellung einnahm, wußte er sich durch sein ernstes, würdevolles und doch schonendes und mildes Benehmen die allgemeine Sympathie zu gewinnen, und so wurde auch hier die Nachricht seiner Ernennung zum Militärcommandanten mit allgemeiner Freude aufgenommen. Die beiden älteren Söhne des Grafen haben auch als Offiziere die beiden Feldzüge in Italien mitgemacht, der jüngere, Oberlieutenant im Generalstabe, hat sich vorzüglich durch seine vielseitige Verwendbarkeit die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten in einem hohen Grade zu erwerben gewußt. Die Gemahlin des Grafen befand sich beim Ausbruche der Revolution in Venedig, wo sie einen schönen Palast am Canal Grande besitzt. Sie wurde auf Befehl der prov. Regierung verhaftet, unter Bedeckung auf das Municipalitätsgebäude gebracht, und dort gezwungen, ihrem Manne nach Padua zu schreiben, sie befände sich als Geißel in der Gewalt der Republik, und von dem ersten Schuß, der gegen die Stadt geschehen würde, hänge ihr und ihrer Kinder Schicksal ab. Hierauf wurde sie wieder in ihre Wohnung zurückgebracht, und drei Tage lang, bis zum Abmarsch ihres Gemahls aus Padua, in ihrem Zimmer strenge bewacht; dann erhielt sie aber die Erlaubniß die Stadt zu verlassen. Der Bruder des F.-M.-L. war Oberst des Regiments Erzh. Albrecht, als der Aufstand ausbrach und das Regiment abfiel. Er wurde als Gefangener aus einer Stadt in die andere geführt, endlich den Piemontesen ausgeliefert, nach Genua gebracht, und erst nach dem Waffenstillstand von Verona wieder in Freiheit gesetzt. Er ist jetzt Stadtcommandant in Florenz. (Const. Bl. a. B.)

Mannichfaltigkeiten.

Je weniger Freiheit unter einem Volke, desto mehr Freiheiten oder Immunitäten; je weniger Adel der Gesinnung und Würde des Charakters, desto mehr Würden, Adels- und Hoftitel. — Die alten Römer und Griechen wußten nichts von diesem Rauschgolde, womit man Namen verziert, die oft weiter keinen namhaften Werth haben. Aber in dem römisch-byzantinischen Reiche, wo alles Gute und Rühmliche so selten war, da traten die viri illustres, spectabiles, clarissimi, perfectissimi u. s. w. schaarenweise auf und Niemand, außer vielleicht einigen grämlichen Philosophen, nahm Aergerniß daran, wenn der Kaiser sich Se. Göttlichkeit nennen ließ und seine vornehmsten Diener streng darauf hielten, nach den verschiedenen Stufen der Beamtenhierarchie: Ew. Sincerität, Gravität, Excellenz, Eminenz, Ew. erhabene, wundervolle Herrlichkeit, Ew. glänzende und prachtvolle Hoheit! genannt zu werden. Fast eben so weit haben wir Deutsche es in dieser Titelsucht gebracht, und das Auffallendste bei der Sache ist, daß die Hofherren mit solchen Prunktiteln eine Ehre darin fanden, sich in der Hofhaltung oder im Schlafzimmer eines beschränkten Monarchen zu Verrichtungen brauchen zu lassen, welche dem geringsten Römer zuzumuthen, Augustus und Trajan erröthet seyn würden. Ob wohl der Beschluß des Frankfurter Parlaments dieser Thorheit steuern wird?

Unsere Civilisation ist stolz auf ihre Sitten, auf ihre Moral, ihre Gesetze, Bildung und Wissenschaft. Wenn wir aber genauer nachsehen, so sind unsere Sitten nur Gewohnheit oder Schlendrian, unsere Moral Anstand, unsere Gesetze Privilegien für die Hohen und Hemmschuhe für die Niedrigen, unsere Frömmigkeit ein Heiligenschein von Goldpapier, unsere Erziehung Dressur, unsere Kunst Künstelei, und die Wissenschaft die Magd außer Dienst, welche eine Anstellung bei dem Staate oder der Kirche sucht und findet, wenn sie gehorsam und geschmeidig ist. Es fehlt theils das sittlich-religiöse Element, theils der großartige nationale Charakter, welcher über kleinliche Rücksichten emporhebt. Daher sind die festen, starken Charaktere — die fortes et tenaces propositi viri — so selten, daß, wenn einmal einer auftritt, man ihn angafft wie ein Meerwunder und die hohen Herrschaften sorgfältig ihre Thüren verschließen, wie vor einem tollen Hunde, und einander zurufen: Foenum in cornu habet; hunc tu, Romane, caveto! So war es wenigstens bis zum Ausbruch der Revolution; ob es in Zukunft besser werden, ob auch eine wohlthätige sittliche Revolution eintreten wird, möchte ich nicht verbürgen.

Zu den gangbarsten Vorurtheilen gehört auch das gegen Leihbibliotheken, die man nicht selten als Anstalten der Entsittlichung verschreit und vor deren Gift man warnen zu müssen glaubt. Wo gibt es aber einen guten Gebrauch, dem nicht auch ein möglicher Mißbrauch gegenüber stände? Schlechte Romane sind nun einmal in der Welt und würden auch ohne Leihbibliotheken da seyn, jedoch findet man auch der guten genug, und wer hält den Vernünftigen ab, diesen den Vorzug zu geben? — So eben hat Gustav Oehler in Frankfurt a. M. einen neuen Katalog der Unterhaltungsschriften seiner Leihbibliothek herausgegeben, welcher des Guten und Werthvollen so viel enthält, daß er nicht nur von der sorgfältigen Auswahl des Genannten zeugt, sondern auch den Freunden einer guten und gediegenen Lecture ein reiches Material bietet. Außer den Unterhaltungsschriften umfaßt die Oehler'sche Leihbibliothek auch eine große Anzahl von wissenschaftlichen und der Belehrung gewidmeten Büchern, welche von gebildeten oder nach Bildung strebenden Lesern gewiß mit Nutzen verwendet werden können, und namentlich in diesem Bereiche ist die genannte Bibliothek trefflich assortirt. Wer demnach nur nach dem Bessern greift oder sich zu diesem Behufe von einem der Literatur kundigen Freunde, wie auch von Hrn. Oehler selbst, berathen läßt, der wird hier nicht Material zur Entsittlichung, sondern wohlgeeigneten Stoff zur Bildung von Geist und Gemüth genugsam vorfinden.

Die Stadt Potsdam hat dem Alexander von Humboldt zu seinem 80. Geburtstag in einer silbernen Kapsel den Ehren-Bürgerbrief überreichen lassen. Er hat der Stadt die Ehre angethan, ihn anzunehmen.

Literatur.

Diotima. Die Idee des Schönen. Philosophische Briefe von Kuno Fischer, Doktor der Philosophie. Pforzheim, Flammer und Hoffmann. 1849.

Diotima strahlt ein wunderbares Licht aus auf das ganze Menschenleben, ja auf die ganze Welt, und verklärt sie selbst in ihren düstersten Momenten. Sie richtet mitten unter den wider-

Digitized by Google

strebenden Menschen ein neues Gottesreich auf — nicht das oft so genannte jener Atheisten, welche den Allgegenwärtigen aus seiner Welt in einen utopischen Himmel außerhalb derselben verweisen, um unter seinem Namen ihr Reich in der nun freilich gott-losen Welt zu errichten. Man sucht sonst wohl leicht in „philosophischen Briefen," zumal wenn sie, wie die vorliegenden, an Frauen gerichtet sind, einen für die menschliche Natur zugerichteten und resp. verdünnten Nektar. Aber der Trank, welchen Diotima hier kredenzt, duftet in voller olympischer Kraft, und wird deshalb zwar den Organen schwächerer Individualitäten nicht zusagen, aber jede nach dem Unsterblichkeitstranke dürstende Seele im Genusse selbst zu immer höherem Genusse stärken. Gerne würden wir Auszüge aus dem Buche mittheilen, um unsern Lesern ein Beispiel des „Enthusiasmus", wie ihn der Verfasser meint und selbst besitzt, vorzulegen und ihnen zu beweisen, in wie seltener Weise hier die höchste Klarheit und Gedankenschärfe mit dem begeisterten Schwunge eines poetischen Sinnes verbündet auftritt. Aber Diotima's Weltanschauung ist so aus Einem Gusse gebildet, daß man sie in ihrem ganzen Zusammenhange auffassen muß; sie verträgt kein Blättern und kein Excerpiren. Allerdings fordert sie darum ungetheilte Aufmerksamkeit und Hingebung; aber zum Lohne dafür läßt sie den Hingegebenen sein eigenes reinstes und glücklichstes Selbst gewinnen. Diese verheißungsvolle Ankündigung fließt nicht aus der Ueberschwänglichkeit einer plötzlich angeregten Stimmung, einer momentanen Verliebtheit in diese durch und durch schöne Diotima; sondern aus der ruhig und fest begründeten Ueberzeugung von ihrem seelenvollen Wesen und aus dem neidlosen Wunsche: daß ihre Schönheit noch Viele so erfreuen möge, wie den Unterzeichneten. Dr. Lorenz Diefenbach.

Frankfurter Theater.

Faust, von Goethe.

Wir müssen bekennen, daß uns die Vorstellung des Goethe'schen „Faust", wie früher, so auch jüngst nicht befriedigt hat. Aus der Tiefe poetischer Anschauung kam sie nicht, weder im Ganzen, noch im Einzelnen. Oder würde man den Beweis liefern können, daß der Faust, wie ihn Hr. Breuer heute einführte (von der Ausführung wollen wir gar nicht sprechen) jene Seelenstimmung andeutete, die den ganzen Charakter erklärt, wie meinen die Zerfallenheit mit sich aus dem Drang und der Sehnsucht nach dem Ewigen. Dieser das innerste Daseyn durchdringende Schmerz, dieser Drang nach dem höchsten Leben, wenn man sich von dem Tode umfangen fühlt, hat, nach unserer Ansicht, andere Modulationen, als diese fast beliebige Abwechselung der Scala des Organs, die von dem Forte eines sicher zu stark aufgetragenen Selbstbewußtseyns bis zu dem Adagio sentimentaler Rührung herabstieg, so melodisch auch dieses Adagio klang. Der Monolog am Pulte ist gemischt aus Gefühl und Betrachtung, aus Verzweiflung und Hoffnung, aus Tod und Leben. Hr. Breuer hatte ihn in eine schöne Musik gesetzt; aber der musikalische Gedanke in diesem Monolog wurde uns nicht klar genug. Wir wissen, daß dieser Schauspieler stets nach dem Gedanken strebt. Vielleicht würde er ihn sicherer erreichen, wenn er ein weniger klangvolles Organ besäße. Wer schon mit dem bloßen Ton die Masse trifft, verzichtet leicht auf die Wahrheit des Tons. Wir bemerken nur noch, daß He. Breuer als Magister und Doktor sich wenigstens als solcher fühlt, wenn er es auch nicht immer ist; aber als Liebhaber fühlt er sich nicht einmal. Hier fehlt ihm das erwärmende Interesse der Dichtung, wenn schon nicht die interessante Persönlichkeit; hier fehlt ihm die innere Jugend, die „Sonne, Mond und Sterne zum Zeitvertreib dem Liebchen in die Luft verpufft." Auf dem Theater muß man die Liebe sehen, soll man ihr glauben. Es ist nicht genug, daß die „süße Liebespein" das Herz des Schauspielers ergreift, sie muß auch durch ihn unser Herz ergreifen. Wir wissen, mit welchem Fleiß und Eifer dieser Schauspieler an seiner Vollendung arbeitet; wir wissen auch, wie schwierig es ist, das Seelenleben Faust's durch die dramatische Kunst zu veranschaulichen, denn es ist, wenn auch der treue Typus des Menschen, doch mit der ganzen Fülle der Phantasie ausgestattet, die schwerlich durch die Wirklichkeit der dramatischen Kunst erreicht werden wird; aber weil wir das wissen und weil wir den Werth des Hrn. Breuer im heutigen Schauspiel hoch anschlagen, müssen wir den Mangel poetischer Inspiration hervorheben, der seinen Faust, wenigstens in vielen Theilen der Leistung, bezeichnete. Das gelungene Spiel mit den äußeren Mitteln führt die Bildung, für die doch nur der Faust geschrieben ist, nicht in die Tiefe dieses Charakters.

Fräul. Grahn gab die Margarethe. Hier ist unzweifelhafter Beruf und hereliche Anlage, hier ist selbst poetische Begeisterung nicht zu verkennen; aber die ganze Leistung war aus einem Gemisch von Natur und Pathos zusammengesetzt, das uns zu keinem vollen Genuß dieses „schönen Kindes" kommen ließ. Wir würden darauf kein Gewicht legen, denn für ihren zweiten theatralischen Versuch hat Fräul. Grahn wahrhaft Treffliches geleistet; allein wir argwöhnen, daß die Declamation, die sich in den Ausdruck dieses anmuthigen Seelenlebens mischte, zu den Fehleen gehört, die Fräul. Grahn von Außen zugekommen sind. Ihr Vortrag ist im Allgemeinen der des innigsten Gefühls, das auf Irrwege aus Mangel an Verständniß gerathen kann, das aber nicht leicht in einen künstlichen Ton umschlagen wird. Wir setzen den letzteren auf Grund des Mechanismus des Einstudirens, der männliche Schlaglichter über diese an die weibliche Individualität verwiesene Leistung streifte und das Gebet am Madonnenbilde zu einer beredten Declamation steigerte. Fräul. Grahn berechtigte auch heute zu den schönsten Hoffnungen, ohne daß sie doch deßhalb die Margarethe Goethe's gewesen wäre.

He. Reger, der den Mephistopheles darstellte, hatte es auf den humoristischen Junker Teufel abgesehen; allein der Humor stieg aus der phantastischen Sphäre allzu tief in die breite Wirklichkeit herunter. Die lustige Ironie erhielt einen Beisatz, der diese Erscheinung wenigee interessant machte. Der Teufel kann nicht anders seyn als er ist: man kann daher nicht auf einen besonderen Charakter das Augenmerk richten, und die Form, in die man ihn fassen will, ist der Phantasie und dem Ermessen des Schauspielers anheimgegeben; aber poetisch muß diese Form seyn. ††

Frankfurt.

Das Konzert der mähr i schen Sänger findet heute nicht statt, sondern ist auf einen weiter zu bestimmenden Tag der nächsten Woche verlegt worden.

Redekünstlerische Abendunterhaltung.

Sonntag, den 4. d., in meiner Wohnung. Eintrittspreis 12 kr. Anfang 5 Uhr, Ende halb 7 Uhr. Johann Hartig, Graben, 33.

Theater-Anzeige.

Samstag, 3. Nov. (Zum Vortheil des Hrn. W. W. Balfe, unter gefälliger Mitwirkung der Fräul. Sophia und Maria Cruvelli und zum letzten Male unter persönlicher Leitung des Komponisten): Gitana, das Zigeunermädchen, romantische Oper in 3 Abth. von Bunn, Musik von W. W. Balfe, Kapellmeister der großen italienischen Oper in London.

Sonntag, 4. Nov. Don Carlos, Infant von Spanien, Trauerspiel in 5 Abth. von Schiller.

Montag, 5. Nov. (Zum Vortheil des Hrn. Meinhold und neu einstudirt): Der Maurer und der Schlosser, komische Opee in 3 Abth., Musik von Auber. Hierauf (zum ersten Male): Die Rückkehe des Landwehemanns, oder: Der Kurmärker und die Picarde (zweiter Theil), Genrebild mit Gesang und Tanz von Cohnfeld. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 264. Montag, den 5. November 1849.

Ferdinand Arko.

Historische Erzählung von A. Reich.

(Schluß.)

Noch ein Mann zeichnete sich in der Gruppe, die Arko's Körper umgab, durch Aeußerungen eines heftigen Schmerzes aus. Es war der alte Freiherr von Wolframsdorf. Er kniete neben Arko; in seinen kalten starren Augen glänzten zwei Thränen wie Eistropfen, die sich vom ewigen Schnee lösen.

Auf einmal zuckte eine leise Bewegung über das starre Gesicht Ferdinands, eine schwache Röthe stieg auf seinen todtenfarbenen Wangen auf, langsam öffnete er die Augen, und ein heller Strahl von Befriedigung und Glück leuchtete in seinem Blicke auf, als er das dicht über ihn gebeugte Antlitz Max Emanuels vor sich sah. „Ihr seyd gerettet, mein Fürst und Herr," stammelte er mit schwacher Stimme, „Gott sey Dank!"

„Gott sey Dank und Dir, Du mein edler, mein treuest r Freund!" entgegnete der Churfürst erschüttert — „möge Gott seine Gnade walten lassen und Dich mir erhalten, — um den Preis Deines Lebens wäre mir das meinige zu theuer erkauft!"

„Gönnt mir den schönen Tod!" flüsterte Arko mit freudigem Blick. „Das Leben bewahrt mir keinen Segen, der dieses Sterbens werth wäre!"

„Keinen?" unterbrach ihn hier der alte Wolframsdorf mit bebender Stimme. „Keinen! Und Mathilde?"

„Grüßt mir den holden Engel, Freiherr! Diesen letzten Trost werdet Ihr dem Sterbenden nicht versagen — grüßt mir sie," wiederholte Ferdinand mit kaum hörbarer Stimme, und nehmt den Fluch von meines Vaters Grabe!"

„Nein, Arko, Ihr werdet nicht sterben!" sprach der Freiherr mit tiefem Ernste. „Euer Leben hat noch sehr schöne Pflichten. Erhaltet es dem Vaterlande, dessen würdigster Sohn Ihr seyd, dem Fürsten, der Euch sein Leben dankt — bewahrt es mir, der ich Euch von dieser Stunde an liebe und ehre wie meinen eigenen Sohn, bewahrt es Mathilden, deren Thränen um Euch nie versiegen würden. Ja," fuhr er fort, indem er sich erhob, und mit veränderter, feierlich starker Stimme und Haltung sich den Umstehenden zuwandte — „ja, ich habe ein väterlich Recht, vor Allen auf diesen edlen Jüngling stolz zu seyn, denn er ist der Verlobte meines einzigen Kindes!"

Ein seliges Lächeln flog bei diesen Worten über Ferdinands Züge, er versuchte sich aufzurichten, zu sprechen, aber seine Mattigkeit wurde Herr über seinen Willen; die schwache Röthe entfloh auf's neue von seinen Wangen, und sein Bewußtseyn verlor sich in einem tiefen, aber rettenden Schlummer.

Gegen das Ende des Novembers im Jahre 1704 saß, von schweren Gedanken niedergebeugt, der Churfürst Max Emanuel in einem Saale der Tuilerien.

Der, viele Jahre lang so hell glänzende Stern seines Geschickes war seit wenig Monden in düstere Nacht untergegangen. Seit Marlborough im Juli desselben Jahres das bayrische Lager am Schellenberge zu Donauwörth erobert hatte, war das Kriegsglück für immer von Bayerns tapferm Herrscher gewichen. Aus der letzten entscheidenden Schlacht gegen den Prinzen Eugen von Savoyen und Marlborough, die bei Höchstadt mit ihm und Marschall Tallard zusammen trafen, hatte er nichts gerettet als seine Freiheit, und sah sich gezwungen, sein gebeugtes Haupt nach Frankreich zu flüchten.

Während er seine trüben Gedanken nach dem Lande aussendete, das die Wiege seines bis vor kurzem so schönen, so thatenreichen Lebens gewesen war, und sein lebendiger Geist ihm den lähmenden Contrast zwischen Sonst und Jetzt mit finstern Farben ausmalte, öffnete sich leise die Thüre, und der Freiherr von Wolframsdorf, erst jetzt durch Kummer und Mühsalen jeder Art wirklich zum Greise geworden, trat ein. Ihn begleiteten zwei junge, blühende Gestalten, deren jugendliche Züge in diesem Augenblicke das Gepräge tiefer Traurigkeit trugen.

Es war Graf Arko mit seiner jungen Gattin. Als er den geliebten Fürsten erblickte, stürzte er vorwärts, und sank, von stürmischen Gefühlen überwältigt, vor ihm nieder, indem er seine Hand mit heißen Küssen bedeckte.

„So sehen wir uns wieder, mein Ferdinand!" sprach endlich Max Emanuel mit leisem, wehmüthigem Lächeln. „Wir Beide haben dieses Ende nicht geträumt, dort, in der Stunde, wo Du für mich geblutet hast. Deine Treue wenigstens ist die alte geblieben! Du hast mich nicht feige verlassen, wie die Mehrzahl der Meinigen, Du willst sogar die Verbannung und das Unglück Deines heimathlosen Fürsten theilen — habe Dank dafür, mein Freund, ein Herz wie das Deinige entschädigt für viele Täuschungen."

„Ewig gehöre ich Euch an!" rief Ferdinand feurig. „Ich werde bei Euch bleiben in Noth und Tod — wohin Ihr Euch wenden möget, mein Fuß wird Euch folgen! Längst hätte ich mich wieder mit Euch vereinigt, wäre nicht in jenen folgenschweren Tagen mein Arm und mein Schwert eben so nöthig in München gewesen, als in Eurer Nähe, — jetzt aber, wo es für mich kein Bayern mehr gibt, jetzt, wo die Oesterreicher mein armes Vaterland überschwemmen und mit ihrer eisernen Faust niederdrücken, hält mich keine Pflicht mehr zurück, und mein Platz ist nur bei Euch allein!"

„Und theilt Dein holdes Weib Deine Selbstverläugnung gerne?" frug Max Emanuel, indem er sich zu Mathilde wandte, die erschüttert vor ihm stand. „Ihr habt mir schon manches Opfer bringen müssen, schöne Frau! Erst sandte ich Euch den Ver-

Digitized by Google

lobten sich und beinahe sterbend an der Wunde, die er für mich empfangen hatte, zurück nach München; zwar haben Glück und Liebe ihn rasch geheilt, doch mögt Ihr manche heiße Thräne der Sorge um ihn vergossen haben. Nun mußtet Ihr Euch um meinetwillen auch von Eurer Heimath losreißen! Könnt Ihr mir den üblen Einfluß vergeben, den ich wider meinen Willen auf Euer Geschick ausübte?"

„Meine Heimath ist da, wo mein Ferdinand und mein Vater weilen," entgegnete Mathilde mit einem schönen Blick. „Glaubt mir, ich folgte meinem Gatten gern und freudig zu Euch. Das Herz von Arko's Weib schlägt treu für Arko's Fürsten, und seit ich denken kann, ward mir gelehrt, Euch, nächst meinem Vater, am höchsten auf Erden zu ehren!"

„Gott segne Euch!" sprach Max Emanuel mit bebender Stimme, indem er sich hastig erhob und dem alten Wolframsdorf die Hand reichte. „Du alter, wackrer Held hast nicht nur in allen Stürmen mir unerschütterlich zur Seite gestanden, Du hast auch den Saamen Deiner schönen Treue in das Gemüth Deines Kindes gelegt! Sollten solch edle Herzen mich nicht den Schmerz ertragen lehren um die verlorne Krone? Mein Bayern! Dich hab' ich lassen müssen, aber Dein schönstes Juwel ist mir geblieben — es heißt Unterthanentreue!"

In dieser Bewegung verließ er das Gemach.

Stumm, und von schmerzlichen Gefühlen niedergebeugt, stand Ferdinand, mit trüben, gesenkten Blicken vor sich hinstarrend.

Da schlang sein junges Weib die Arme innig um ihn, und flüsterte ihm zu: „Ferdinand, denk' an unser Glück und an unsern kleinen Engel in der Wiege!"

Feurig erwiederte Ferdinand die Liebkosung der reizenden Frau und rief, indem die Thräne in seinem Auge sich unter einem seligen Lächeln verklärte: „Ja, Du heißgeliebter Engel, wenn auch Alles untergeht, Du bleibst mir und Deine Liebe! Sieh mich an mit Deinen schönen, sanften Augen, wenn ich weinen möchte um das verlorne Vaterland, sieh mich an, dann vergesse ich Alles, nur nicht die Seligkeit des Lebens an Deiner Seite!"

Mathilde schmiegte das blonde, träumerische Köpfchen dicht an seine Brust und sah mit den herrlichen blauen Augen zu ihm auf; beseligend strahlte die Fülle ihrer Liebe in sein Herz, er drückte sie fester an sich und rief mit Begeisterung: „Das Leben ist doch süß!"

Der Manning'sche Prozeß.

London, 27. Oct. Ein Criminalprozeß, dessen ich bisher nur beiläufig gedacht habe, obwohl er in England eine fast fieberhafte Spannung erregt hat, ist gestern beendigt worden. Er bildet den Mittelpunkt aller Gespräche und verdient daher eine kurze Aufzeichnung auch in diesen Blättern. Die blutige Geschichte, welche ihm zu Grunde liegt, ist einfach genug. Ein Paar Menschen, welche eine Zeitlang mit den vornehmsten Kreisen in Berührung gestanden haben, der Kammerdiener eines Lords und die hübsche schweizerische Zofe der Herzogin von Sutherland, verheirathen sich und errichten von ihrem Ersparten in London, in Bermondsey-Street, als Mr. und Mrs. Manning eine Art Hotel garni. Die Frau beginnt einen Liebeshandel mit einem jovialen, gutmüthigen Junggesellen Namens O'Connor, der ein hübsches Vermögen und eine gute Stelle beim Zollwesen hat. Freigebig und arglos wird er von dem abgefeimten Ehepaare eine Zeitlang weidlich ausgebeutet, bis dem letztern der verruchte Gedanke kommt, durch einen Mord sich in den Besitz des ganzen Vermögens des verliebten Zollbeamten zu setzen. Eines Tages ist O'Connor verschwunden; achtundvierzig Stunden vergehen, ehe seine Collegen nach ihm forschen. Seine Hauswirthin sagt aus, daß Mrs. Manning, wie es häufig der Fall war, auf O'Connors Zimmer gewesen sey und sein Schreibpult untersucht habe. Die Polizei wird benachrichtigt; Mannings Wohnung wird aufgesucht, das Ehepaar ist nicht mehr da. Man durchsucht das Haus, aber man entdeckt keine Spuren von dem Vermißten. Da entdeckt ein Polizeidiener, daß ein Fließ im Fußboden der Küche nicht kunstgerecht eingemörtelt ist; man hebt das Fließ aus, man gräbt nach und findet zwei Fuß tief unter der Erde die nackte Leiche des Vermißten, die sogleich an einem falschen Gebiß erkannt wird. Der Schädel zeigt eine Schußwunde und Spuren von Hammerschlägen; daß ein furchtbares Verbrechen verübt ist, leidet keinen Zweifel mehr. Durch ein zärtliches Billet verlockt, hat das unglückliche Schlachtopfer sich den verrätherischen Gastfreunden in die Hände geliefert, welche, als er sich mit ihnen zu Tische setzte, schon entschlossen waren, daß er nicht mehr ihr Haus verlassen solle. Gleich nach dieser Entdeckung entwickelte die Londoner Polizei mit seltener Großartigkeit alle Mittel, welche diesem unerreichten Institute zur Verfügung stehen, um die muthmaßlichen Mörder zu ergreifen. Die Telegraphen spielten, Kriegsdampfböte setzten den letztabgesegelten amerikanischen Packetböten nach, Polizeiagenten gingen nach Wales, nach Irland, nach Schottland, nach Frankreich. Einem Polizei-Inspektor gelang es, mit einem Aufwande unglaublichen Scharfsinns, den Fiacker zu entdecken, welcher Mrs. Manning am Morgen nach der Mordthat gefahren hatte; er hatte sie nach der Nordbahn gebracht. Der Faden war gefunden; am Bahnhofe erfuhr man, daß eine Mrs. Manning werthvolles Gepäck theilweise nach Edinburgh hatte einschreiben, theilweise an Ort und Stelle deponirt hatte. Das letztere ward untersucht, und siehe da, es enthielt einen bedeutenden Theil des O'Connorschen Vermögens. Nun flog der Verhaftsbefehl auf den Schwingen des elektrischen Funkens nach Edinburgh, und ehe zwei Stunden vergingen, war in London die Antwort: „Mrs. Manning ist verhaftet!" Die abgefeimte Spitzbübin hatte einem Edinburgher Banquier Staatspapiere zum Verkauf angeboten, sie hatte diesem ihr Hotel aufgegeben, und der Banquier war zufällig gerade auf dem Polizeiamte, als die Londoner Depesche anlangte. Als man die Mörderin verhaftete, las sie gerade in der „Times" den Bericht von ihrer Blutthat! — Dem weit minder verschmitzten Manne gelang es mehrere Wochen, sich den unermüdlichsten Nachforschungen zu entziehen. Endlich entdeckte man ihn auf der Insel Jersey. Er suchte sogleich alle Schuld auf seine Frau zu schieben, welche, so lange sie ihren Mann frei wußte, mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart ihre Unschuld darzuthun gesucht hatte. Am Mittwoch begann unter einem beispiellosen Andrange des Publikums der peinliche Prozeß gegen die beiden Gatten vor dem hiesigen Criminalhofe; gestern wurde das Verfahren beendigt. Einer so erschütternden Scene hatten Wenige je beigewohnt. In dem überfüllten Saale hörte man fast die Herzen pochen, als nach einstündiger Berathung die Jury wieder eintrat. Sie fand beide Angeklagte schuldig. Nun erfolgte jene ergreifende Ceremonie der Urtheilsprechung, welche in englischen Gerichtshöfen, so stereotyp sie ist, immer von neuem alle Anwesenden bis ins Innerste erschüttert. Der Richter Creswell setzte die „schwarze Mütze" auf und sprach: „Frederick George Manning und Maria Manning," — aber hier unterbrach ihn die Mörderin mit einem wüthenden Redestrome: sie sey eine Fremde, sie könne eine Fremdenjury verlangen; man habe sie behandelt wie ein wildes Thier; sie sey unschuldig; ihren Mann würde sie eher ermordet haben, als diesen guten, lieben O'Connor; ein schutzloses Weib stehe sie da, u. s. w. Der Richter hub von neuem an; da schrie sie: „Nein, ich will's nicht hören; ich will hier nicht länger bleiben!" und sie versuchte fortzueilen. Man mußte sie gewaltsam festhalten, und der Richter sprach: „Frederick George Manning und Maria Manning, ihr

Digitized by Google

seyd von einer einsichtsvollen und sorgfältigen Jury, nach der genauesten Erwägung, schuldig gefunden worden des vorsätzlichen Mordes, und ich glaube, kein vernünftiges Wesen hätte einen andern Spruch finden können. Unter allen Umständen ist Mord das furchtbarste Verbrechen, aber der Mord, dessen ihr überwiesen seyd, ist der kaltblütigste, berechnetste, von dem ich je gehört habe. Unter dem Vorwande der Zärtlichkeit ward der unglückliche Mann nach dem Orte gelockt, wo sein Grab vorher schon gegraben war, ihn aufzunehmen, und dann ward die grauenhafte That verübt, auf die ihr seit Tagen und Wochen gesonnen hattet. Man hat gesagt, euer Schlachtopfer habe einen lasterhaften Lebenswandel geführt. Ich weiß es nicht, aber es ist klar, daß ihr ihn tödtetet ohne Warnung, ohne Vorbereitung, ohne eine Frist, um Vergebung für seine Sünden zu flehen, sandtet ihr den Unglücklichen zu seiner letzten Rechenschaft. Das Gesetz, barmherziger als ihr, gibt euch Zeit zur Reue und zur Vorbereitung. In dieser Welt ist keine Hoffnung mehr für euch; so ermahne ich euch denn, Gnade im Himmel zu suchen. Nach diesem Rathe hab' ich nur noch über euch beide die schreckliche Strafe des Gesetzes auszusprechen, welche ist, daß ihr von hier sollt genommen werden zu Ihrer Maj. Gefängniß in der Grafschaft Surrey und sollt von dort gebracht werden nach einem öffentlichen Hochgerichte und daselbst am Halse aufgehängt werden, bis ihr todt seyd, und daß nach eurem Tode eure Leiber sollen begraben werden innerhalb der Mauern des Gefängnisses, darin ihr zuletzt verwahrt worden seyd. Und möge Gott euren sündigen Seelen gnädig seyn!" — Während dieser feierlichen Anrede wollte Mrs. Manning zweimal den Richter heftig unterbrechen; als er schwieg, fuhr sie auf und mit dem Rufe: „My-lord, ich bin nicht Eure Landsmännin, daß Ihr mich so behandelt!" warf sie eine Handvoll Raute, die man vor ihrem Sitze ausgebreitet hatte, mitten unter die Richter. Dann schrie sie: „Schändliches England!" und folgte wankend den Schließern ins Gefängniß. Während dieser furchtbaren Scene blieb Mr. Manning völlig unbewegt; stumpf und mechanisch ließ er sich hinwegführen.

Klapka.

Georg Klapka, in klugem Zaudern, langem Bedenken, aber raschem Ausführen ein Stück ungarischer Wellington, ward im März — ein Omen — des Jahres 1820 zu Temesvar geboren, steht also gegenwärtig in seinem dreißigsten Lebensjahre. Sein Vater ist der emeritirte, um Temesvar hochverdiente Bürgermeister Joseph Klapka, seine Mutter war aus Werschec im Banate gebürtig, und hieß Julie Kehrer. Er vollendete seine philosophischen Studien in Szegedin, erhielt dann in Karansebes Unterricht in der Mathematik, und kam später zur Artillerie nach Wien. Nach einem Jahre wurde er in das Bombardiercorps aufgenommen und absolvirte in dritthalb Jahren den ganzen Curs. Von hier ging er zur adeligen ungar. Leibgarde, verweilte fünf Jahre und legte dann die Prüfung in den Geniecorps-Wissenschaften so glänzend ab, daß ihm Seine Majestät Kaiser Ferdinand ein eigenes schmeichelhaftes Handschreiben hierüber zustellen ließ. Im Jahre 1844 erhielt er einen Ruf als Artillerie-General nach Lahore, doch wurde seine deshalb eingereichte Quittirung nicht angenommen, und er zum Oberlieutenant bei dem deutschbanater Gränzinfanterie-Regiment befördert. Im Nachmärz avancirte Klapka zum Hauptmann in der Weßprimer Honvéd, und machte als solcher alle Stürme auf das unbezwingliche Bollwerk Szent Tamas mit. Später wurde er mit Hajnik von dem Ministerium nach Siebenbürgen geschickt, um den Szekler Landsturm aufzubieten und zu organisiren. Hierauf ging er mit Majthény nach Komorn, um diese Festung von dem k. k. Feldmarschallieutenant Merz zu übernehmen und in Vertheidigungszustand zu setzen, worauf er zum Major im ungarischen Generalstab befördert wurde. Als General kommandirte er mit Glück bei Turczul und Tokai gegen den kühnen FML. Grafen Schlik, der sich jedoch später bei Raab glänzend an seinem Gegner revangirte. Klapka befehligte hierauf das erste Armeecorps unter Görgey; nahm an der Aprilcampagne glänzend Antheil, wurde zwar bei Tapie-Bicske von dem k. k. General Nastic geschlagen, sammelte jedoch seine Leute bei Nagy-Kata, und schlug nun seinerseits, von Damjanic unterstützt, die feindliche Brigade. Bei dem Ersatz von Komorn — am 26. April l. J. — verrichtete er Wunder der Tapferkeit, und erstürmte bei Anbruch des Tages O-Szöny mit gefälltem Bayonnet. Nach dieser Affaire begab sich Klapka nach Debreczin und übernahm provisorisch das Portefeuille des Kriegsministers, unterstützte aber Görgey bereits wieder bei der Belagerung von Ofen, und zeichnete sich dabei namentlich durch seine zweckmäßige Anleitung bei Errichtung einer Breschbatterie aus. Görgey trat nach der Einnahme dieser Festung wirklich an die Spitze des Kriegsministeriums, während Klapka zum Oberkommandanten der Festung Komorn und der daselbst befindlichen Truppen ernannt wurde. Die unglückliche Affaire bei Raab, der zweifelhafte Kampf bei Komorn am 11. Juli — Görgey ward verwundet und Klapka commandirte en chef — waren die Schattenstellen, sein brillanter Ausfall am 3. August und die ehrenhafte Capitulation Komorns am 27. Sept. liefern die letzten Lichtpunkte seiner kurzen, aber glänzenden militärischen Laufbahn.

Mannichfaltigkeiten.

Was ist ein „kaiserlich-königlicher Hofschwanzrührer?" Die Todtenliste in der Wiener Zeitung brachte diesen Titel. An den Wasserfässern, welche zur Bespritzung der Hofräume in der Burg gebraucht werden, sind Lederschläuche angebracht, deren Oeffnung mit einem Siebe versehen ist. Diese Schläuche werden vermittelst eines kleinen Strickes nach rechts und links geschwenkt, während das Faß vorwärts gefahren wird. Der Beamte, welcher diese Besorgung hat, führt den amtlichen Titel: k. k. Hofschwanzrührer.

Deutsche Professoren sind gut zu Allem und für Alles. Hr. Professor Bülau hat ein „Wort über die Gestaltung Deutschlands" (Leipz. bei Hinrichs) drucken lassen; darin spricht er die Bewegung von 1848 ab und erklärt als das einzig und allein zu Recht bestehende Gesetz zwischen Fürsten und Völkern den — Bundestag! den Bundestag und den alten deutschen Bund, dem er neben der Rechtsgültigkeit auch noch genügende Lebensfähigkeit zuschreibt! Hr. Bülau ist Professor der Geschichte an der Universität Leipzig.

Unsere flüchtigen deutschen Girondisten sind meist mit literarischen Werken beschäftigt. Karl Vogt, der ehemalige Reichsregent, arbeitet an einer Naturgeschichte der socialen Thiere, Bienen, Biber, Ameisen u. s. w. mit Rückblicken auf die Naturgeschichte des Menschen und die ihm gemäßen socialen Formen. Somit wird der Verfasser von „Ocean und Mittelmeer" sicher ein gutes Buch liefern. — Moritz Hartmann, der mit Johann Jacoby und Heinrich Simon mehrere Monate zusammen in Verney am Genfersee lebte, übersetzt den italienischen Historiker Pietro Colletta. — Heinrich Simon bearbeitet eine neue Ausgabe seines Staatsrechts und wird nach Beendigung derselben im Winter nach England gehen. — Julius Fröbel hat vor seiner Abreise nach Nordamerika eine Schrift über das Wesen der Monarchie beendet und eine Sammlung seiner Schriften vorbereitet.

Digitized by Google

Die Wiener Blätter, namentlich die „Ostd. Post“ und die „Presse“, rügen mit Freimuth die Handlungsweise der Regierung gegen das niedergeworfene Ungarn. Sie rügen es, daß man gegen die Aufständischen, welche im Felde kämpften und unterlagen, so fürchterlich hart verfährt, während Klapka, der Commandant von Komorn, der noch zuletzt widerstand, mit seiner Garnison freien Abzug erhielt. Zugleich äußert die „Presse“ ihre Zweifel über die Competenz des Kriegsgerichts in einem so wichtigen Falle, wie die Aburtheilung über den Ministerpräsidenten Batthyany, der viele Akte, die ihm schon als revolutionär angerechnet werden, unter Zustimmung des Erzherzogs Stephan vollzog. Die „Presse“ fragt, ob der Justizminister, Hr. v. Schmerling, die moralische Verantwortlichkeit für solches Verfahren übernähme. Inzwischen ist wieder eine ganze Reihe ungarischer Magnaten und Offiziere vermittelst des Strangs und Pulver und Blei hingerichtet worden.

Korrespondenz.

Rudolstadt, im October.

Rudolstadt ist eine von jenen kleinen Residenzstädten, mit denen das thüringer Land so reich gesegnet ist. Die Bewohner von Rudolstadt sind freundlich, zuvorkommend und gemüthlich; sie vergnügen sich gern bei einem Glas Bier und sind stolz darauf, Bewohner einer Residenz zu seyn. Sehenswürdigkeiten hat das Städtchen nur wenig aufzuweisen; die fast einzigen werthvollen Besitzthümer sind eine fürstliche Bibliothek und ein Naturalienkabinet. Kunst und Literatur spielen ebenfalls eine unbedeutende Rolle; die privilegirte Hofbuchhandlung ist vollkommen ausreichend, die Bedürfnisse zu befriedigen; leider ist die Auswahl der literarischen Erzeugnisse nur gering und Bestellungen werden nicht immer rasch und prompt vollzogen, so daß darüber oftmals Klagen laut werden. Es fehlt dieser Buchhandlung das belebende Element, die Concurrenz; denn nur wo Concurrenz ist, ist auch Leben, und in sofern taugen Beoorzugungen durch Privilegien für unsere Zeit nicht mehr. Die hier erscheinenden öffentlichen Blätter sind meist lokaler Natur und deßhalb von geringer Bedeutung. Eine Ausnahme davon macht jedoch die von G. Fröbel verlegte „Allgemeine Auswanderungszeitung“ mit Karten, Plänen und Illustrationen, redigirt von den bekannten Schriftstellern G. M. v. Roß, Tr. Bromme und Dr. Büttner. Diese Zeitung hat bald ihren dritten Jahrgang vollendet und die wachsende Theilnahme ist ein deutlicher Beweis, daß die von dem Verleger erfaßte Idee eine glückliche war, zumal ihre Ausführung in eine Zeit fiel, in welcher die Auswanderungssucht sich von Jahr zu Jahr steigerte. Wenn früher ganze Schaaren fleißiger Staatsbürger, von betrügerischen Agenten verlockt, das deutsche Vaterland verließen und nach Amerika übersiedelten, so geschah dies häufig zu ihrem Unglück, weil sie, mit den dortigen Zuständen und Verhältnissen unbekannt, sich unrichtige Vorstellungen machten und glaubten, Amerika sey das Land, wo Milch und Honig flösse und wo Jedem die gebratenen Tauben in das Maul flögen. Viele haben diesen Irrthum mit bitt'rem Elend, oft mit einem jämmerlichen Tode büßen müssen. Um nun dergleichen leichtsinnige Auswanderungen zu verhüten, oder doch den Auswanderungslustigen die Mittel an die Hand zu geben, sich über amerikanische Zustände Belehrung zu verschaffen, entschloß sich Fröbel, eine Auswanderungszeitung erscheinen zu lassen, deren Inhalt sich über die dortigen Sitten und Gebräuche verbreitet und eben so treue, als gewissenhafte Schilderungen über solche Landestheile enthält, welche sich wegen ihres Bodens und Klima's am besten zur Ansiedelung deutscher Landsleute eignen.

(Schluß folgt.)

Darmstadt, 1. Nov.

Wenn die darstellenden Künste in ihren bessern Hervorbringungen schon an und für sich des Beifalles der Gebildeter würdig sind, so muß dieser Beifall noch bedeutend steigen, wenn, außer dem reinen Vergnügen, welches sie gewähren, zugleich den gesellschaftlichen Interessen in irgend einer Beziehung ein anerkennenswerther Dienst geleistet wird. Dies war bei der gestrigen außerordentlichen Vorstellung des „Don Carlos“ auf der hiesigen Bühne der Fall, und wozu die beabsichtigte Gründung eines Unterstützungfonds für Musiker, Sänger und Schauspieler die Veranlassung gegeben hatte. Bei dichtbesetztem Hause ging die Vorstellung vor sich, und der theatralische wie der finanzielle Erfolg des Stücks sind sehr befriedigend ausgefallen. Zu ersterem trugen bedeutend bei durch ihre höchst dankenswerthe uneigennützige Mitwirkung drei Mitglieder des Frankfurter Stadttheaters: die Herren Schneider und Breuer und Fräul. Janauscheck. Jener gab den Don Carlos, dieser den Posa, und letztere die Eboli. Was diese drei geschätzten Gäste in ihren anziehenden Rollen Ausgezeichnetes geleistet, hat die allseitigste freundlichste Anerkennung gefunden, welche noch dadurch einen besonderen Werth erhielt, daß auch unser Bühnenperional es sich angelegen seyn ließ, die schöne theatralische Aufgabe des Abends befriedigend lösen zu helfen. Hr. Pirscher gab den König, Frau M. Steck die Valois, Hr. Peters den Alba, Hr. Scharrff den Lerma ꝛc.

Frankfurt a. M.

Unsere Stadt hat sich wieder um ein Etablissement bereichert, welches den Freunden des Schönen gewiß willkommen seyn wird, — wir meinen das von Hrn. Kunstgärtner Grüneberg am Goetheplatz eröffnete Magazin von Blumen und Früchten. Man findet hier eine schöne und geschmackvoll arrangirte Auswahl von Blumenstöcken, auserlesenem Tafelobst und frischen Blumensträußen. Die letzteren sind zu verschiedenen Preisen vorräthig und können auch nach dem Muster derselben beliebige Bestellungen gemacht werden. Diese Einrichtung ist für das Publikum eben so bequem als angenehm, da sie zu festlichen Veranlassungen aller Art, wie namentlich auch zu Tafeldecorationen benützt werden kann. In anderen größeren Städten sind dergleichen Magazine längst vorhanden und haben sich als zweckmäßig bewährt. Zum Nützlichen muß sich das Angenehme gesellen und in dieser Beziehung sind die bunten, duftenden und freundlichen Kinder Florens unerläßlich. Wer demnach seinen Freunden oder Freundinnen auch während der an Blumen armen Jahreszeit eine Lenzerinnerung spenden oder einen Blüthengruß dardringen will, der wird im genannten Etablissement zu jeder Stunde des Tags und des Abends nicht nur eine reiche Auswahl finden, sondern auch Dasjenige, was er etwa noch wünschen sollte, bald erhalten können.

Frankfurt a. M.

Mit vielem Interesse lies't man die im „Frankfurter Tageblatt“ veröffentlichten Briefe über die politischen Zustände unseres Freistaates. Wenn auch der Verfasser derselben, dem Vernehmen nach einer unserer geachtetsten Aerzte und Mitglied der verfassunggebenden Versammlung, Dr. S., auf dem radicalen Standpunkt steht, so beleuchtet er doch das gegenseitige Verhältniß der verschiedenen Parteien zu einander in so geistreicher und gewandter Weise, daß ihm der Leser, der sich für unseren Freistaat interessirt, gerne folgt, auch wenn er anderer politischer Meinung seyn sollte. Diese Briefe dürften zur Aufklärung der hiesigen Bevölkerung über die jetzigen Bewegungen in unserm Staatsleben und zur unbefangenen Würdigung des Strebens der volksthümlichen Partei nicht wenig beitragen, weshalb man der in Aussicht gestellten Fortsetzung derselben mit Verlangen entgegensieht. Der Verleger des Tagblattes wird von diesen Briefen eine eigene Ausgabe veranstalten und sich dadurch jedenfalls den Dank Derjenigen erwerben, bei denen der Spruch des Apostels noch in Geltung steht: „Prüfet Alles und das Beste behaltet.“ (Freistädter.)

Theater-Anzeige.

Montag, 5. Nov. (Zum Vortheil des Hrn. Meinhold und neu einstudirt): Der Maurer und der Schlosser, komische Oper in 3 Abth., Musik von Auber. Hierauf (zum ersten Male): Die Rückkehr des Landwehrmanns, oder: Der Kurmärker und die Picarde (zweiter Theil), Genrebild mit Gesang und Tanz von Cohnfeld. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 265. Dienstag, den 6. November 1849.

Das Schloß von Croyat.

Nach dem Französischen des Paul Feval bearbeitet von August Marckhoff.

I.

Die Achtzigjährige.

Im Jahre 1813 saßen an einem kalten Winterabende zwanzig bis dreißig bretagnische Bauern um einen ungeheuern Kamin in dem untern Saale des alten Schlosses von Croyat. Sie schienen ermüdet und verdrießlich. Den ganzen Tag hatten sie damit zugebracht, das Land zu durchstreifen, und ihre vom Regen triefenden und mit Schmutz bedeckten Kleider bewiesen hinlänglich, daß sie ihre Mühe nicht gespart hatten. Statt der guten Mahlzeit, die sie nun mit Recht erwarteten, hatte man ihnen eine nächtliche Expedition angekündigt. Der Grund davon war folgender:

Anna Moustier, die artige Tochter des Schloßbesitzers, war am verflossenen Abend nicht in das Schloß zurückgekehrt; vergeblich hatte man Nachforschungen nach ihr angestellt.

Ein junger Mann, Charles Bernard, der von Herrn Moustier in jener zweifelhaften Stellung erzogen wurde, welche die Mitte zwischen Adoptivsohn und Diener hält, war ebenfalls verschwunden, ohne Zweifel, um seine Nachforschung um desto ungehinderter betreiben zu können.

Anna war das einzige Kind des Herrn Moustier, Gebieter der Burg von Croyat und eines der reichsten Grundbesitzer des Departements.

An der Wand des Kamins, nur einige Schritte vom Herde, oder vielmehr von der Gluth, die durch fünf bis sechs Baumstämme unterhalten wurde, wärmte eine Frau, die an den äußersten Gränzen des Alters sich befand, schweigend ihre abgezehrten Glieder, während sie aus einer kleinen Pfeife von rothem Thon rauchte. Keiner unter den Bauern richtete an sie das Wort. Sie bewegte von Zeit zu Zeit die Lippen, als wenn sie mit sich selbst spräche, man vernahm jedoch keinen Ton. Die Bauern sprachen mit leiser Stimme, und sahen ganz niedergeschlagen drein.

„Und jetzt sollen wir von neuem beginnen? . . .“ sagte Jean Herve, der Dorfschneider.

„Um nichts und wieder nichts zu finden . . .“ erwiederte man im Kreise, „das ist hart!“

„Das ist die Wahrheit,“ versetzte der Schneider mit Achselzucken; „die armen Kinder sind eben so . . .“

Herve vollendete nicht, aber die Gesellschaft schüttelte die Köpfe und bewies dadurch, daß sie sein trauriges Prognostikon begriff und billigte.

„Man muß auch sagen,“ erwiederte Alain Lefeuvre, ein Halbherr, der Gehülfe des Herrn und die zweite Person im Schlosse war, „man muß auch sagen, daß es eine Schande für das Land ist, daß es noch Chouans in der Umgegend gibt!“

„Und daß man ihren Aufenthalt nicht entdecken kann!“

„Ach! was das anlangt . . .“ sagte Herve, der Schneider, indem er seine Stimme dämpfte, „so würde es eben so gut seyn, das Haus des Lügners aufzusuchen.“

Bei diesem Namen, der doch an sich nichts sehr Diabolisches hatte, erhoben sich dreißig Arme unfreiwillig, um in Eile das Zeichen des Kreuzes zu machen. Dann schlossen die Bauern ihren Kreis dichter und sahen einander erschrocken an. Das tiefste Schweigen herrschte einige Minuten lang, und als Herve zuerst das Wort mit furchtsamem und unentschlossenem Tone wieder ergriff, zitterten seine Nachbarn sichtlich.

„Ist ihm heute Jemand begegnet?“ sagte er.

„Ich,“ sagte ein junger Bauer, „auf der Landstraße von Lanmeur.“

„Auch ich,“ setzte ein Anderer hinzu, „auf dem Wege von Morlay.“

„Auch ich,“ versetzte ein Dritter, „auf dem Kreuzwege von Plougaz.“

„Um welche Stunde?“

Herve stellte diese Frage mit dem feierlichen Tone eines Richters, der eine wichtige Thatsache constatirt. Die drei Bauern antworteten zugleich:

„Um Mittag.“

„Nicht möglich! . . .“ murmelte der Schneider, während jede Bauerngestalt die höchste Verwunderung ausdrückte. Die drei Bauern, eben so überrascht als die Andern von diesem befremdenden Zusammentreffen, wiederholten ihre Aussage.

„Er ist ein dreifacher Teufel; das ist das Ganze!“ fügte der Letzte hinzu.

Herve erhob die Hand, um Stille zu erlangen, und sagte, seine Worte mit Nachdruck betonend:

„Er ist ein vierfacher Teufel! . . . denn auch ich bin ihm an dem Kreuze von Kergoat begegnet . . . zwei Meilen von jedem Ort entfernt, den ihr genannt habt . . . es war auch Mittag . . . nicht mehr, noch weniger . . . Möge der Schutzpatron von Croyat uns bewahren!“ Die Bauern wiederholten mit frommem Sinne diesen Ausruf.

Der Gehülfe zuckte die Achseln mit Verachtung. „Das Mährchen ist gut,“ sagte er; „weißt Du nicht noch ein anderes, Herve?“

„Herr Lefeuvre,“ sagte dieser ernst, „ich habe Andere als Sie über diese höllischen Dinge scherzen sehen, sie haben es bereut, ehe sie starben.“

„Ei! . . .“ rief Herr Lefeuvre mit schlauer Miene, „ich scherze nicht! . . .“,

Digitized by Google

„Es ist schon gut! . . . Es gibt hier ein Geschöpf," sagte der Schneider, die Stimme noch mehr dämpfend, „das mehr davon weiß, als wir Alle! . . . fragen Sie das, Herr Lefeuvre." Er zeigte auf Therese, die alte achtzigjährige Frau, die unter dem Vorsprunge des Kamins saß. Aber Therese hörte nichts, oder stellte sich wenigstens, als höre sie nichts. Sie schüttete langsam die Asche aus ihrer Pfeife, ließ ihr Haupt auf ihre Knie sinken und begann zu schlafen.

„Lasse sie in Ruhe," sagte Herr Lefeuvre. „Seit zwanzig Jahren kenne ich die alte Therese, und seit zehn Jahre verstopfe ich mir die Ohren, wenn sie spricht, aus Furcht, eine unglückverkündende Weissagung zu vernehmen! . . ."

„Sie haben Recht, Herr Lefeuvre," erwiederte der Schneider, „denn noch Niemand hat die alte Therese etwas Anderes als Unglück prophezeihen hören!"

(Fortsetzung folgt.)

Politische Reiseskizzen aus Tyrol.

Es ist unverkennbar ein gewisses politisches Leben in Tyrol, das sich freilich bei der eigenthümlichen Abgeschlossenheit des größeren Theiles des Landes ganz sonderbar zu erkennen gibt.

Man muß sie in den entfernten Gebirgsthälern beisammen sitzen sehen, im Gasthaus, wenn die Zeitungen eben anlangen, die Honoratioren des Orts, Landrichter und Aktuar an der Spitze, und alle dii minorum gentium der Reihe nach! Daß sich da die Ankunft von Neuigkeiten oft um eine Woche oder mehr verspätet, ist natürlich; der Bote langt auch nicht täglich an, sondern bringt oft ganze Stöße von welterschütternden Kunden auf einmal, und schüttelt oft eine volle Pandorabüchse aus seinem Ränzchen aus. Indeß die Honoratioren über die Nachrichten herfallen, geht er zu seinem Liebchen. Glücklicher, der Du doppelt heiß ersehnt bist, von dem pedantischen zopfigen Landrichter, wie von dem schmucken lebensfrohen Mädchen! — Die Debatt wird gewöhnlich vertagt, denn der erste Moment ist ein zu bewältigender, und am nächsten Morgen erst beginnt der Kampf zwischen den Parteien. Am ergötzlichsten ist es aber, zu sehen, wenn irgend eine Verwaltungs-Anordnung sich vorfindet, die eine alte eingelernte Manipulation unnütz macht, oder bereits fertige Arbeiten, weil neue Formulare vorgeschrieben wurden, oder die sonst irgendwie lang gehegte Pläne durchkreuzt, oder an die Stelle des alten Schlendrians einen neuen setzt. In solchen Augenblicken wird die feierliche Stille unterbrochen, die Beamten sprechen sich einmüthig dagegen aus, und der Kampf zwischen dem innern Verdruß und dem amtschuldigen Respekt vor dem Herrn Minister, der die Verordnung erlassen, zeigt sich auf allen Gesichtern. Der Fremde, der dabei sitzt und so boshaft ist, das Feuer zu schüren, kann da höchst komische Scenen erleben. Die Herren Geistlichen, namentlich der Pfarrer, halten sich gewöhnlich selbst ihre Zeitung; ein oder der andere Benefiziat kömmt wohl aber auch hie und da zum allgemeinen Congreß ins Wirthshaus; gewöhnlich gilt das aber bereits als ein Zeichen avancirter politischer Gesinnung, und wird nicht gut von den Oberen ausgelegt.

Wie oft war ich selbst der Friedensbote in diesen stillen Thälern, in die Das, was die Welt draußen bewegt, erst so spät gelangt; oft erst, nachdem es die Runde weit herum gemacht, vielleicht bereits über den Ocean gesegelt, gelangt erst ein leises Wörtchen davon zu diesen kindlich naiven Seelen, die oft kaum fassen, was es bedeuten soll, aber dennoch danach fragen, es sich in ihrer Weise selbst zum Verständniß zu bringen suchen, und so eine Welt von Poesie in das starrste prosaische Ereigniß hineintragen, ohne es selbst zu wissen, selbst zu fühlen. In wie mancher Sennenhütte habe ich die Geschichte vom ungarischen Krieg den Staunenden erzählt! Ja, wenn ich über die hohen Jöcher ging, durch Felseseinöden und am ewigen Eise vorbei, und sah oben noch über meinem Haupte einen Hirten einsam dasitzen auf einer Felsenspitze, hinausstarrend auf seine lieben Bergeshäupter, unter denen er gar wohl bekannt ist, und auf seine Heerden, die er ihnen vertrauungsvoll übergeben, daß sie auf ihren Abhängen weiden, wie oft geschah es da, daß die große wunderherrliche Gestalt zu mir herabstieg, mir treuherzig die Hand schüttelte, und mich fragte: „wie es draußen stehe in der Welt, und ob sie noch in Ungarn mit einander kriegen?" Indeß aber hatte sich Görgey längst ergeben, und ich sagte: „der Kampf ist vorbei, und Alles ist ruhig und wieder in Ordnung!" Und der Hirt gab mir dann die Hand und dankte mir, und ging wieder hinauf zu seinen Schafen und weidete sie ruhig weiter, und erfährt nun Nichts, bis später wieder einmal ein Wanderer seines Weges kommt, und ihm etwas erzählt „von Dem, was draußen vorgeht in der Welt". Und so trug ich die Kunde fort und bis zu den Höhen, wohin keine telegraphische Depesche reicht. Die Welt aber war indeß gar nicht so ruhig, wie ich erzählte, und Abends im Nachtquartier wurde ich Lügen gestraft von dem „Boten für Tyrol", der von den Fahrten der Herren Bally und Biegeleben berichtete, der irrenden Reichsritter, die immer hin- und herreisen müssen für des deutschen Reiches Einheit, so lange bis sie sie gefunden, die ewigen Juden der Neuzeit. Da erinnerte ich mich an einen Freund, der eigentlich ein Demokrat war, sonst aber eine ganz ruhige, beschauliche Seele, und zu Allem, was im Jahre 1848 zu sehen und zu hören war, gewöhnlich Nichts zu sagen pflegte, als: „der Mensch, vom Weibe geboren, hat viel' Müh und ist voller Unruh". In diesen Worten liegt die ganze Weltgeschichte, und selbst die Erlebnisse der Herren Bally und Biegeleben.

Von den Herren Bally und Biegeleben ist nur ein Schritt zu den deutschen Gesinnungen der Tyroler. Es ist unzweifelhaft, daß die Tyroler viel Sympathie für Deutschland haben, und zwar reduziren sich ihre Ansichten in diesem Punkte auf die ganz einfache Bemerkung: „Wenn die Zollschranken gegen Deutschland fallen, so können unsere Weine nach Bayern hinaus, und wir bekommen aus Bayern viel wohlfeiler Getreide herein, als aus Oesterreich". Der Gedanke geht durch's ganze Volk, und man kann ihn eben hören, so oft man ihn hören will. Der Beweis, wie falsch es ist, Sympathien und Antipathien der Völker hauptsächlich auf idealistische Weise erklären zu wollen und den materiellen Punkt aus dem Auge zu lassen, kann nicht unumstößlicher gegeben werden, als durch Anführung dieser zwei Worte. Und wirklich reduziren sich alle materiellen Bedürfnisse der Tyroler einzig und allein darauf; dieser Satz enthält die ganze nationalökonomische Weisheit des Landes. Die Butter- und Käseerzeugung, die Eisenarbeiten im Stubbaythal, die Holzschnitzeleien im Grödnerthal, der Hausirhandel der Pusterthaler und Zillerthaler und Aehnliches sind allerdings im Stande auszuhelfen, und sind namentlich die letzteren Erwerbszweige gar schöne Beweise von dem regen Gewerbssinne dieser Gebirgsbewohner, die zu Allem greifen, wenn ihnen der Boden, der Felsboden Ertrag verweigert und sie nichts zu leben haben für Weib und Kind.

(Schluß folgt.)

Lola Montez.

Wir bemerkten einmal, daß die Zeitungen, in Ermangelung interessanter Neuigkeiten, stets die bekannte Seeschlange von Zeit zu Zeit wieder auftauchen lassen; seit zwei Monaten scheint Lola Montez die Seeschlange ersetzen zu wollen.

Digitized by Google

Die letzte spanische Kabinets-Intrigue wenigstens hat nicht mehr Aufsehen erregt, als die letzte Affaire der Lola Heald zu Tortosa. Es scheinen sich bösartige Intriguanten zwischen den sechs Fuß langen schwindsüchtigen Gardelieutenant und die celebre Donna gedrängt zu haben, der Dolchstich scheint indessen nur eine voreilige Behauptung gewesen zu seyn.

Nach einem Schreiben aus Barcelona vom 20. October hat der gute Heald der Lola Montez 48 Stunden nach seiner Abreise aus Mataro einen Brief geschrieben, in welchem er demüthigst Abbitte leistet und ihre Verzeihung anfleht; er bat darin, sie möge großmüthig seyn und ihm die Erlaubniß geben, zurückzukehren und sich ihr zu Füßen zu werfen. Der Pantoffelheld endete seinen Brief mit den Worten: „Meine Lola, wenn Du Dich jemals wieder über mich zu beklagen hast, zeige mir diesen Brief, er wird Dein Talisman seyn!" Madame Heald reiste den folgenden Tag mit der Eisenbahn ab und führte einige Stunden später Herrn Heald triumphirend zurück; nach seiner Erklärung hat man ihn wie ein junges Mädchen entführt; aber kaum sah er sich von seiner Frau getrennt, als er zu ihr zurückkehren wollte, und es war fast Gewalt nöthig, um ihn bis Figueras zu führen. Dreimal versuchte er zu entwischen. Er bohrte auf dem Wege einen Nagel in den Huf eines Maulthiers, um die Reise zu verzögern, in der Hoffnung, daß Lola ihn einholen werde; endlich vermochte man ihn nicht weiter zu führen. Nachdem er in Mataro angelangt, wollte man ihn verhindern zurückzukehren; von dieser Stadt aus schickte er ein anonymes Schreiben an Lola, und ersuchte sie, ihm zu folgen und sich wieder mit ihm zu vereinigen. Bei seiner Frau in Gnade aufgenommen, beklagte sich Herr Heald über alle Diejenigen, die ihn bestimmt hatten, seine Ketten zu brechen. Madame Heald ist wüthend, ihre Augen schleudern Blitze und wenn sie Denen begegnen sollte, welche sie von ihrem Manne trennen wollten, kann man nicht wissen, was sich ereignen dürfte. Man versichert, daß sie eine Denkschrift über ihre letzten Abenteuer veröffentlichen will. — Was für ein Weib, aber auch was für Männer!

Es fehlt dieser Lola, um Messalina zu werden, nur an dem römischen Zeitalter und einem Kaiser; sie war unglücklich genug, im 19. Jahrhundert geboren zu werden und nur einen deutschen Fürsten zu finden. (Const. Ztg.)

Frankfurter Stadttheater.

Uebersicht der Vorstellungen vom 1. Nov. 1848 bis 1. Nov. 1849. Es wurden gegeben: 289 Vorstellungen im Abonnement; mithin 69 mehr, als die Abonnement-Bedingungen bestimmen; 46 Vorstellungen mit aufgehobenem Abonnement; zusammen 335. Neue Opern: 6.; neue Vaudevilles und Possen mit Gesang: 7; neue Schau-, Trauer- und Lustspiele: 25; neu einstudirte Opern: 16; neu einstudirte Possen und Vaudevilles: 5; neu einstudirte Schau-, Trauer- und Lustspiele: 26. Opern wurden gegeben: 129; enthaltend 43 verschiedene. Possen mit Gesang: 41; enthaltend 9 verschiedene. Vaudevilles: 35; enthaltend 8 verschiedene. Schauspiele, die den Abend ausreichen: 99; kleinere: 104; enthaltend 89 verschiedene Schauspiele.

Als Gäste traten auf: Hr. Stigelli, vom Theater della Scala (6mal). Mad. Hoffmann, vom Theater zu Prag (6). Hr. Tichatscheck, vom Hoftheater zu Dresden (12). Hr. Räder, von eben daher (4). Hr. Balletmeister Tescher von Darmstadt, mit seinem Personale (12). Hr. Reer, vom Hoftheater zu Coburg (7). Hr. Roger, von der großen Oper zu Paris (10). Hr. Ditt, vom Stadttheater zu Hamburg (3) Fräul. Marpurg, vom Hoftheater zu Dresden (5). Fräul. Jaque, vom Theater zu Hamburg (2). Fräul. Rummel, vom Hoftheater zu Wiesbaden (2). Frau Virscher, vom Hoftheater zu Darmstadt (1). Ungarische Sänger (2). Konzert der Geschwister Neruda (4). Zum Benefiz für das Orchester am ersten Osterfeiertage, die Schöpfung von Haidn, unter Mitwirkung des Hrn. Tichatscheck. Konzert von Johann Strauß, mit eigner Kapelle (1). Konzert des Kapellmeister Dorn aus Cöln (1). Hr. Balletmeister Martin aus Lissabon (3). Fräul. Taberskn vom Hoftheater zu Hannover (3). Ballet der Gebrüder Schier aus Wien (2). Hr. Kapellmeister Balfe aus London dirigirte seine Oper Gitana (4). Hr. Reichel, vom Hoftheater in Darmstadt (1). Fräul. Erwelli, vom Hoftheater della Scala zu Mailand (1).

Mannichfaltigkeiten.

Die Aufstellung von österreichischen Observationskorps wird immer ausgedehnter und großartiger. Traurig aber ist es, daß diese Regierung ihre Observationen nur hinter einem Wall von Kanonen und Bajonetten anstellen zu können glaubt. Es wäre weit weniger kostspielig, und würde sicherer zum Ziele führen, wenn die Gewalthaber die öffentliche Meinung auf friedlichem Wege beobachten und sich mehr um die Wünsche und Bedürfnisse des Volkes, als um die der Kabinette und der Dynastien kümmern wollten. Leider gibt es noch immer so viele Staatenlenker, die von ganz irrigen Ansichten und verkehrten Prinzipien ausgehen. Die von dem Despotismus systematisch verbreiteten verkehrten Begriffe in der Staatsbaukunst können aber eben so wenig das Wachsthum der menschlichen Vernunft in der Politik hindern, als der Winter die Vegetation der Erde.

Die Dummköpfe können eben so wenig die Welt, in der sie leben, als die Esel die Geschichte der Natur, welche Disteln für sie wachsen läßt.

Am 28. Oct., kurz vor 7 Uhr Abends, fiel in Berlin ein Meteorstein in den Universitäts-Vorhof, ohne Krachen, mit knisterndem Geräusch nieder, nachdem er auf Augenblicke den ganzen Platz und die darauf befindlichen Gebäude hell und schön beleuchtet hatte. Der Stein ist einem runden Kuchen ähnlich. Der größere Theil ist dem königlichen Mineralien-Cabinet zur Analyse zugekommen. Einzelne Körner glichen den von Silber-Schlacken.

Gewöhnlich erzeugen die Maßregeln des Despotismus gerade das Gegentheil von Dem, was die Despoten erwarten. So bedeckt oft die Tyrannei mit ihrer Gewalt die wachsende Vernunft der Völker nur, wie im Winter der Schnee den Waizen, damit er im Frühlinge desto üppiger wachsen, desto schöner reifen könne.

Bei den Inaugurations-Feierlichkeiten in Washington fand ein, von einem unserer Landsleute, dem Hrn. Heinrich Dielmann von Frankfurt a. M., componirter Marsch großen Beifall. Hr. Dielmann ist Professor der Musik in dem St. Mary's College in Maryland und erhielt vom General Taylor die ehrende Erlaubniß, ihm diesen Marsch dediciren zu dürfen. Gleichzeitig wird berichtet, daß Hr. Heinrich Dielmann einen Ernennungsbrief als Doktor der Musik vom Georgelown College bei Washington erhalten. Der Präsident Taylor war selbst bei der Examination des obengenannten Collegs gegenwärtig. Diese seltene Auszeichnung ist in allen amerikanischen Blättern veröffentlicht worden.

Digitized by Google

Was ist noch immer die sogenannte Freiheit der Presse? — Diese Frage hat ein geistreicher Schriftsteller sehr richtig also beantwortet: Die Erlaubniß, außerhalb der Festungsmauern spazieren zu gehen, einem Staatsgefangenen auf sein Ehrenwort ertheilt.

Die politischen Nachtwächter, welche die Zeit ausrufen und ihre Warnung, das Haus vor Feuer und Licht zu bewahren, stündlich wiederholen, wecken freilich Völker und Fürsten aus dem Schlafe; aber sie sollen auch nicht schlafen, es soll Tag seyn, und dann hören die Schreier von selbst auf. (Börne.)

Das bei C. G. Kunze in Mainz erschienene Werk: „Der Schmetterlings-Sammler" von Schenkel, Lehrer am Gymnasium in Wiesbaden, mit 32 colorirten Tafeln, worauf 236 Abbildungen, ist, was Zeichnung und Schönheit des Colorits anlangt, wohl das werthvollste und brauchbarste derartige Werk, welches seit längerer Zeit erschienen ist. Es verdient um so mehr empfohlen zu werden, als der Preis desselben (fl. 3. 44 kr.) sehr billig genannt werden darf.

Der abscheuliche Mord auf Macao wird in den englischen Blättern folgendermaßen erzählt. Als am 22. August der portugiesische Gouverneur Signor de Amaral, von seinem Adjutanten begleitet, Abends spazieren ritt, ward er plötzlich von acht Chinesen auf dem chinesischen Gebiete angegriffen, vom Pferde gerissen und ermordet. Die Mörder hieben dem Todten den Kopf und die Hand ab. Auch der Adjutant erhielt schwere Verwundungen. Es war bekannt, daß in Canton und anderswo für des Gouverneurs Kopf Belohnungen ausgeboten worden waren, und man zweifelt nicht, daß die chinesischen Behörden zu dem Mord anreizten oder ihn wenigstens ruhig geschehen ließen. Die portugiesische Regierung brachte sogleich das Verbrechen bei der chinesischen Behörde zur Anzeige und ließ nicht undeutlich den Verdacht merken, den sie gegen letztere hege. Doch hierbei blieb die Sache nicht stehen. Die portugiesischen Soldaten waren begierig, den Tod des Gouverneurs zu rächen. Sie fielen am 25. über einen chinesischen Wachtposten her, den die Chinesen rasch im Stiche ließen. Ein Fort, welches in einer Entfernung von 400 — 500 Schritt lag, feuerte bei dieser Affaire auf die Portugiesen, welche nun das Fort selbst angriffen und eroberten. 74 Chinesen verloren hierbei ihr Leben, während die Portugiesen 7 Todte und Verwundete hatten. Als in Hong-Kong die Ermordung des Gouverneurs bekannt wurde, schickte der britische Gouverneur sofort die „Amazone" und die „Medea" zur Unterstützung der Portugiesen ab. Ein französisches und zwei amerikanische Schiffe landeten in Macao mit derselben Absicht.

In Rheinpreußen ist eine sehr düstere Stimmung, besonders wegen einiger Hinrichtungen. Schon jetzt werden vielfache Vorbereitungen zur Auswanderung getroffen, meist von vermögenden, guten Bürgern, die sich und die Ihrigen retten wollen, ehe die Sündfluth hereinbricht.

So oft und arg hat in den letzten Jahren in Danzig das Feuer gewüthet, daß die Elberfelder Versicherungsgesellschaft die Stadt in Bann gethan hat. Sie weigert sich, die Versicherungen zu verlängern und noch mehr, neue anzunehmen. Nur in den ersten elf Tagen des October hat es wieder sieben Mal gebrannt.

Professor Harleß in Bonn erklärt das vom englischen Arzte Maxwell empfohlene Mittel gegen die Cholera (das kohlensaure Natron ꝛc.) für verwerflich und warnt das nichtärztliche Publikum vor dem Gebrauch desselben.

(Halle, im Oct.) Mit Ende d. J. wird die von Schütz 1787 begründete und 1804 mit ihm nach Halle eingewanderte „Allgemeine Literaturzeitung" aufhören.

Korrespondenz.

Rudolstadt, im October.

(Schluß.)

Diese Auswanderungs-Zeitung hat in neuerer Zeit besonders noch dadurch an Interesse gewonnen, daß sie oft Briefe deutscher Auswanderer über Amerika mittheilt, ja sogar in den größeren Städten der Union ständige Korrespondenten unterhält, Schiffsnachrichten gibt und im Anzeigeblatte eine Menge Ankündigungen von solchen Büchern mittheilt, welche für Auswanderungslustige zum Nutzen und zur Belehrung dienen. Kurz, die Herausgabe der Auswanderungs-Zeitung ist ein sehr verdienstliches Unternehmen und gereicht nicht nur dem thätigen Fröbel, sondern auch Rudolstadt zur Ehre. Einen nicht minder erfreulichen Aufschwung hat die Lehrmethode eines anderen Fröbel, die Kinder mittelst sinniger Spiele zu unterrichten, genommen. Es gewährt ein unbeschreibliches Vergnügen, die kleine muntere Kinderschaar sich spielend im Denken üben, Geist und Gemüth erwecken zu sehen. Daß diese Methode so ganz im Sinne des Erfinders angewendet und geübt werde, hängt meist von den Lehrerinnen ab. Die Kleinkinderschule in Rudolstadt war in der Wahl der Lehrerin freilich sehr glücklich; Fräul. Stieler war zu diesem Fach wie geschaffen, und es ist sehr zu beklagen, daß man sie nicht zu fesseln gesucht hat, denn sie verläßt unsere Stadt nächstens, um in gleicher Eigenschaft nach Hamburg zu gehen. — Wie fast alle Residenzstädte, so hat auch Rudolstadt seine Märztage gehabt und jener Märzsturm hat manchen alten Uebelstand beseitigt, namentlich ist die schroffe Scheidewand zwischen den verschiedenen bürgerlichen Ständen gefallen und hat einem gemüthlicheren Zusammenleben Platz gemacht. Zwar hat die Politik die Bevölkerung auch hier in Parteien getrennt, sie stehen sich aber bei weitem nicht so feindlich gesinnt gegenüber, als in andern Städten; ja es stand sogar eine Vereinigung der Parteien in Aussicht, und es ist tief zu beklagen, daß sie nicht zur Wirklichkeit geworden ist. Die Demokratie zählt hier die meisten Anhänger, und selbst Diejenigen, welche dem constitutionellen System huldigen, sind in der Verfechtung ihrer Meinung sehr gemäßigt. Auch bei ihnen gilt Hecker für einen Ehrenmann; sein Bildniß ist zahlreich verbreitet und man sieht es oft friedlich neben dem des Fürsten hängen. Im Gewerbsleben gibt sich leider, wie wohl überall, auch hier eine Flauheit kund, welche von den verderblichsten Folgen begleitet ist. Handel und Wandel stockt und ein gewisses Mißtrauen, das den Wohlstand der Bevölkerung untergräbt, hat sich eingeschlichen. Die Einschränkung im Haushalt der Bürger erstreckt sich bis auf die Fürstenfamilie; Niemand kauft Etwas, wenn es nicht zu den unentbehrlichen Bedürfnissen des Lebens gehört. Um daher mehr Schwung in das Gewerbsleben zu bringen, beabsichtigt der hiesige Gewerbsverein, eine Industrie-Anstalt mit Ausstellung und zeitweiser Ausspielung kunstvoll gearbeiteter Gegenstände ins Leben zu rufen. Die Behörden genießen volles Vertrauen und werden von dem eben versammelten Landtage kräftig unterstützt. Auch hier steht eine Reorganisation in der Staatsverwaltung bevor, und ich denke, nächstens auf die ständische Wirksamkeit zurückzukommen.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 6. Nov. Dienstpflicht, Schauspiel in 5 Abth. von Iffland.

Mittwoch, 7. Nov. (Gastdarstellung der Fräul. Sophie Cruvelli vom Theater della Scala in Mailand): Norma, große Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. Norma: Fräul. S. Cruvelli. Abonnement-Vorstellung Nro. 5. Mit erhöhten Eingangspreisen.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 266. Mittwoch, den 7. November 1849.

Das Schloß von Croyat.

Nach dem Französischen des Paul Feval bearbeitet von August Marckhoff.

(Fortsetzung.)

In diesem Moment ging die innere Thüre auf, und Baptiste Moustier, der Schloßherr, erschien in Jagdkleidung. Es war ein Mann von 60—65 Jahren, klein, gedrungen, von sehr starker Constitution. Bei seinem Anblicke erhoben sich die Bauern schweigend und legten die Hand an ihre Kopfbedeckung.

Moustier durchlief die Gesellschaft mit dem Blicke und brummte einige Worte über das vergebliche Resultat der Nachforschungen des verflossenen Tages. Dann ließ er Laternen anzünden, beauftragte zwei Bauern mit der Obhut des Schlosses, und wandte sich nach der Thüre, von den Uebrigen gefolgt.

Als er auf der Schwelle ankam, schien er sich anders zu besinnen:

„Diese Narren wollen schlafen!“ murmelte er, die beiden Bauern ansehend. „Dafür bezahle ich sie nicht! . . . Kommt!“ setzte er lauter hinzu, „die alte Therese vermag eben so gut, als ihr Alle, mein Haus vor den Nachteulen und Raubadlern zu bewahren . . . Ich ernähre sie, sie muß ihr Brod verdienen! Hörst Du, Alte?“ sagte Moustier ungeduldig.

Als Therese noch nicht antwortete, sprang er auf sie zu und schüttelte sie auf rohe Weise.

Der Arm der Achtzigjährigen gab unter der Hand ihres Herrn ein knarrendes Geräusch von sich, man hätte es mit dem Krachen eines alten abgestorbenen Baumzweiges vergleichen können, den der Fuß eines Reisenden zertritt. Sie fuhr zitternd auf, und richtete ihren gläsernen Blick auf Moustier.

„Hörst Du?“ erwiederte er; „Du wirst allein hier bleiben! . . .“

„Allein! . . .“ sagte Therese, „ich bin 24 Jahr alt! . . .“

„Bah! nimm Dein Spinnrad . . . Alte, wenn Du kannst; schlafe, wenn Du willst; aber sey da, um uns zu empfangen.“

Therese streckte langsam ihren magern und runzlichen Arm aus und ergriff ihr Spinnrad. „Ich werde große Furcht haben!“ sagte sie; „allein! . . . ganz allein! . . . hier! . . .“

Moustier wandte ihr den Rücken und lächelte verächtlich.

„Murmele Deine Zauberspräche, verdammte Hexe! . . .“ sagte er rauh. „Der Teufel wird Dir Gesellschaft senden.“ Dann gab er ein Zeichen, und alle Bauern, die Flinte auf den Schultern, defilirten an ihm vorbei.

Als Moustier allein bei Therese war, näherte er sich ihr, und sie vertraulich auf die Schulter klopfend, sagte er in fast schmeichelndem Tone: „Keinen Groll weiter, meine alte Freundin! schließe die Thür und öffne Niemanden außer mir . . . Hörst Du?“

Therese senkte das Haupt, zum Zeichen des Gehorsams.

Diese Art Genugthuung rührte sie eben so wenig, als vorhin die Beleidigung, die ihr angethan worden.

Moustier hüllte sich sorgfältig in seinen Mantel und eilte den Bauern nach.

II.

Das Gehölz von Plougaz.

Das Schloß von Croyat war ein altes, unregelmäßiges Gebäude, von dem jetzt nur noch ein einziger Stein übrig ist, der den alten Wahlspruch der Ritter von Croyat trug:

„Lieber Brechen als Biegen.“

Zu der Zeit, wo unsere Geschichte vorgeht, war das Schloß von Croyat bereits in einem Zustande, der von dem jetzigen sich nicht viel unterschied. Dort hatten Anna und Charles Bernard ihre Kindheit verlebt.

Anna Moustier und Charles Bernard waren zwei schöne Kinder. Anna blond, frisch, unbesonnen und oft verwegen, kokett wie ein Dorfmädchen, doch in ungewöhnlichem Maße, und doch weniger als die gewöhnliche Masse der Frauen; fast immer gehorsam, aber hartnäckig, wenn sie sich etwas in ihr kleines bretaguisches Köpfchen gesetzt hatte, sonst jedoch liebenswürdig und gut, und hatte noch nicht einmal je den Titel eines Romans gelesen, was für ein Gänschen aus der Provinz von großer Wichtigkeit ist.

Charles war groß, gut gewachsen, von edler und distinguirter Haltung, muthig bis zum Uebermaße, ein Mann von Ehre, dessen ausgezeichnetes Naturell das Beispiel seines Wohlthäters Moustier nicht hatte verändern können.

Charles war mit der Welt unbekannt, kaum hatte er eine unbestimmte Idee von den großen Begebenheiten, die Europa durchstürmten. Es schien, daß man Sorge getragen, seinen Geist mit einem Schleier von Unwissenheit zu umhüllen. Sein einziger Lehrer war Moustier gewesen, eine einzige Sache war der beständige Gegenstand ihrer Unterhaltungen: die unerhörten Grausamkeiten, die barbarischen Handlungen des Adels.

Charles hörte und ereiferte sich, denn die Leichtgläubigkeit ist edelmüthigen Naturen eigen. Er ereiferte sich besonders über die alten Herren von Croyat, unversöhnliche und wilde Despoten, die, Herrn Moustier zufolge, Jahrhunderte lang das Land tyrannisirt hatten.

Wenn es sich um die Croyat handelte, so erreichte die anklagende Beredtsamkeit Herrn Moustiers den Gipfel. Er erzählte auch wohl zuweilen Charles die eigenthümlichen Umstände seiner Geburt; eine andere Variation seines ewigen Thema's.

Pierre Bernard, ein guter und ehrlicher Republikaner von Morlair, wurde gegen das Jahr 1793 von den Chouans in dem Augenblicke überfallen, wo er mit seiner Frau nach Lanmeur ging, und starb von der Hand eines Croyat.

Die Bürgerin Bernard, Mutter von Charles, auf's äußerste von diesen Blutmenschen mißhandelt, gab mitten unter diesen

Digitized by Google

Mißhandlungen einem Kinde das Leben, und starb während der Geburt. Dieses Kind war Charles. Er, Moustier, nahm aus Mitleid dies Kind auf ꝛc. ꝛc. . . .

War dies wahr? wir werden es später erfahren; so viel ist gewiß, der Knabe haßte in Folge dieser Schilderungen den Adel tödtlich; dieser Haß und die tiefe Liebe, die er für Anna empfand, waren die beiden Gefühle, die alles Uebrige in ihm verdrängten.

Es ist fast überflüssig, hinzuzufügen, daß auch Anna ihn liebte, sie war 19 Jahr alt, und Charles war das einzige Wesen, auf das sich ihre Zuneigung erstrecken konnte.

Hatte Herr Moustier diese Liebe entdeckt? wenige Dinge entgingen Herrn Moustier; auch schien es der Mann nicht, sein Interesse dem Glücke seiner Tochter aufzuopfern. Dann war auch Charles, selbst bei der Stellung, die er im Schlosse einnahm, eine arme Partie für die Erbin der Besitzungen von Croyat.

Charles selbst hatte nie seinen Ehrgeiz bis zu einer Verbindung mit der Tochter seines reichen Beschützers ausgedehnt. Er liebte sie; diese Liebe genügte, sein Herz und seinen Verstand zu beschäftigen. Darüber hinaus dachte er nicht.

Mehr um den neugierigen Blicken der Dienerschaft, als der Aufsicht des Herrn zu entgehen, hatten unsere beiden Liebenden, um in völliger Freiheit zu kosen, eine kleine Lichtung in dem Gehölze von Plougaz, eine halbe Meile vom Schlosse, gewählt. Man glaube ja nicht, daß dort Rendezvous gegeben wurden. Nein, Anna und Charles sollten einander noch gestehen, daß sie sich liebten. Ihr Spaziergang kreuzte sich an diesem Orte, das war Alles.

Es ist freilich wahr, daß beim Frühstücke der Eine oder die Andere ihre Absicht kund gegeben, nach dem Gehölz von Plougaz zu gehen. Es ist ferner wahr, daß Charles bei dem Weggange Anna's immer am Fenster war, und daß Anna nicht wegging, ohne Charles ein kleines Zeichen gemacht zu haben, das etwas sagen wollte. Aber Alles das beweist wenig, und man muß wissen, unsere kleine Bretagnerin war nicht das Weib dazu, ein Rendezvous zu geben . . .

Seit einiger Zeit hatten diese Begegnungen von ungefähr aufgehört.

(Fortsetzung folgt.)

Politische Reiseskizzen aus Tyrol.

(Schluß.)

Das eigentliche und wichtigste Element, das in Tyrol in Frage kömmt — denn das bereits Angeführte ist doch nur von untergeordneter Wichtigkeit —, ist der Weinbau. Seine Reben sind der größte Segen, sind vielleicht das einzige Gut, mit dem der Schöpfer den Tyroler in sein rauhes Gebirgsland hineingesetzt hat. Er braucht auch wieder nichts mehr als — Brod, das ihm sein Boden, zum großen Theil mit öden, unwirthbaren Gebirgszügen bedeckt, in nicht genügender Weise zu geben vermag. Welcher Vervollkommnung wäre aber der Weinbau fähig, wenn der Tyroler seine Weine außer Land bringen könnte, namentlich in die angränzenden deutschen Länder, indeß er in Oesterreich die Concurrenz mit den österreichischen und ungarischen Weinen nicht aushalten kann. Es gibt kaum eine edlere Rebe als die Tyroler, und wie wenig entspricht der Wein, den man aus ihr preßt, ihrer Güte! Es ist erstaunlich, was im Lande für Unmassen Weines konsumirt werden. Es gibt Bauern im Etschlande, welche an 4000 Maß Wein jährlich für sich und ihre Knechte brauchen, und verhältnißmäßig ist der Verbrauch überall so im ganzen Etschland. Eine Folge dieses unmäßigen Verbrauchs ist, daß sie ihre Weingärten erstaunlich stark bewässern müssen, was es möglich macht, so große Quantitäten Wein zu erzeugen, dessen Güte auf diese Weise natürlich leiden muß. Es sind dies Fakten, die mir Bauern im Etschlande immerwährend wiederholten. Würde der Wein im Auslande konsumirt werden, so würde der Bauer seine ganze Mühe auf eine bessere Kultur desselben verwenden. So aber ist er beinahe gezwungen, schlechten Wein zu erzeugen, den er nur schlecht verwerthen kann, und sein Brod außerordentlich theuer zu bezahlen, da er es aus größeren Entfernungen beziehen muß, und die Zollschranken jede Concurrenz von Deutschland her, wo er viel billigeres Getreide haben könnte, unmöglich machen. Dies ist die eine Seite dieses ganz materiellen Punktes.

Im Zusammenhang mit der großen Weinkonsumtion steht aber auch eine sehr unverhältnißmäßige an fester Nahrung. Im Etschlande hält der Bauer mit seinen Knechten fünf Mahlzeiten täglich. In Folge dessen sinkt der frühere Wohlstand des Etschlandes immer mehr und mehr. Die viele Nahrung, das materiell sinnliche Leben verwildert und verroht. Allein man weist den Bauern darauf hin. Scheibenschießen, Tanz und Spiel, selbst das Unschuldigste werden ihm von der Kanzel als Werke des Teufels verschrieen. Die einzige Unterhaltung des Bauern sind Prozessionen und Glockengeläute, und außerdem Essen und und Trinken, daheim in seiner Stube. Daß der romantisch-poetische Verkehr des Burschen mit der Maid, wie er sonst in Nordtyrol zu Hause ist, der aus jedem Burschen einen Dichter macht, denn die „Schnadahüpfel", diese so frischen duftigen Gesänge, sind improvisirte Liebeslieder, und die Zither schlägt dazu gar schöne Weisen, — als vollkommenes Sündenwerk vorgestellt wird, das braucht wohl kaum erinnert zu werden. Der Bursche muß also essen und trinken von Jugend auf, und diese übermäßige und verrohende Genußsucht, ohne jeden Genuß, mehr aus Gewohnheit und Indolenz, ist am Ende ein gottgefälliges Werk. Im ganzen Etschlande hört man fast nie ein Schnadahüpfel, nie den Ton einer Zither. Ob diese Volkserziehung eine wohlthätige, zweckmäßige seyn kann, lassen wir dahin gestellt. Es ist überhaupt ein höchst unglücklicher Gedanke, den poetischen Grundzug in den Völkern zu verwischen. Es ist nicht blos traurig für jedes fühlende Menschenherz, daß eben so ein Stück Poesie nach dem andern, so eine Oase in der Weltenwüste nach der andern abhanden kommt, es ist mehr als ein Verbrechen, es ist ein — Fehler, ein politischer Fehler. Je poetischer die Völker sind, desto leichter sind sie zu regieren. Erinnerungen aus der Vorzeit, die die Geschlechter überdauern, Sitten und Gebräuche, überhaupt die ganze poetische Auffassungsweise eines Volkes, sind eben so viele Handhaben für die Regierungen, an denen sie sie leise und unvermerkt führen und leiten können. Daraus folgt aber auch wieder nicht, daß man den ganzen Wust von Aberglauben und Vorurtheil schonen muß. Verdummung ist noch keine Poesie. Die wahren Staatsmänner müssen die Völker heben und erleuchten, und ihnen dabei doch den poetischen Charakter lassen, der sie groß und schön macht. Man begreift nun wohl, daß der Feuilletonist selbst in die langweiligen Daten der Nationalökonomie sich vertiefen müßte; wir demonstrirten aus der vergrößerten Weinkonsumtion große politische Fehler heraus, und kamen am Ende zu dem Resultat: daß die Poesie ein Bundesgenosse der Fürsten ist! Brauchen wir es noch erst zu beweisen?

Sie ist aber auch ein Bundesgenosse der Völker!

Gebt der Poesie ihr Anrecht wieder auf die Welt und die Völker, und Ihr braucht Euch gar nicht mehr so viel Mühe zu geben, um sie zu regieren; die Poesie regiert dann für Euch. So lange es ein einiges Deutschland gab, war es poetisch durch und durch, und das Unpoetischeste auf der Welt — war der Bundestag. Jetzt ist beinahe alle Poesie verschwunden, und wären die Herren Bally und Biegeleben nicht gewesen, diese trauern-

Digitized by Google

den unglücklichen schwärmerischen Reisenden, diese poetischen Gestalten, so wären auch alle Hoffnungen verloren gegangen, daß sie je wieder nach Deutschland zurückkehrte.

Maximilian Robespierre.*)

(Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen von W. R. Griepenkerl.)

Braunschweig, 20. Oct. 1849.

Daß ich Dir, lieber Freund, aus Braunschweig einen vom innersten Jubel eines solchen Kunstgenusses durchglühten Brief schreiben würde, hätte ich nun zwar gestern noch nicht gedacht. Aber zuweilen fällt das Glück über uns herein wie ein Strom hell warmer Sonnenstrahlen aus nüchternem Wolkengrau — und so ist es mir gegangen. — „Sie wollen morgen schon fort von hier?" — sagte Freund K. — „und nicht den Professor Griepenkerl seinen Robespierre vorlesen hören? Das ist ja unmöglich!" — Griepenkerl's Robespierre? — Davon hatte mir nun schon in Hannover ein sehr achtbarer Künstler mit lebhaftem Enthusiasmus gesprochen. — „Der wird morgen gelesen?" — „Von ihm selbst im Weidner'schen Saale vor einer zahlreichen Versammlung, welche höchst gespannt ist auf diese neueste merkwürdigste dramatische Erscheinung. Sie haben etwas ganz Neues, Ungewöhnliches, Außerordentliches zu erwarten und dürfen nicht fort!" — „Das versteht sich!" — versetzte ich, blieb und war heute Abend gegen 6 Uhr im Weidner'schen Saale, wo das Publikum, zahlreich, viele Damen und Herren, eine an sich schon interessante Gesellschaft, erwartungsvoll dem Augenblick entgegen sah, der ihre Ungeduld befriedigen würde. — Griepenkerl, ein kräftiger Mann im besten Mannesalter, frisch, rüstig, nahm seinen Platz auf der Lesetribune, setzte sich — — ohne weitere Eingangsrede verkündete er: Maximilian Robespierre, Trauerspiel in 5 Aufzügen, und las das Personenverzeichniß. — Ich lege es hier an.

Personen des Stückes: Maximilian Robespierre. St. Just. Couthon. Lebas. Henriot, Commandant der Nationalgarde. Eleonore Duplay. Simon Duplay, Robespierre's Sekretär. George Danton. Camille Desmoulins. Lacroix. Panis. Herault de Sechelles. Louise, Danton's Frau. Lucile, Desmoulin's Frau. Tallien. Vadier. Freron. Bourdon. Barras. Therese Cabarrus, Tallien's Braut. Fouquier Tinville, öffentlicher Ankläger. Ein Mönch, Wächter der Gräber von St. Denis. Mamin, Gouchon, Gibon, Bürger. Truppen, Gensd'armen, Gefangene, Henker, Diener, Volk. Zeit: das Jahr 1794 bis zum Juli. Ort: abwechselnd Paris, Charenton, Sevres, St. Denis.

Du wirst mir einräumen, daß ein solches Verzeichniß noch vor keinem Drama gestanden hat, noch auf keinem Theaterzettel erschienen ist. — Welche Namen! welche Erinnerungen! welcher Griff in die Geschichte der von uns erlebten Weltumwälzung! — Und welchen frischen starken volllaubigen Zweig hat der Dichter aus dem Riesenbaum der Geschichte herausgebrochen.

Ich schreibe Dir, voll durchwärmt vom ersten Eindruck, aber ich schreibe zugleich mit ruhiger Besonnenheit und statt aller Deklamation und Lobrednerei führe ich Dich in medias res und lasse die Sache selbst vor Dir abrollen, lasse sie für sich selbst reden.

Keine Auseinandersetzung der einzelnen Scenen, dazu habe ich keine Zeit, auch habe ich das Manuscript nicht vor mir, sondern nur allgemeinen Ueberblick, jedoch mit genauer Bezeichnung der einzelnen Hauptmomente, die Hauptwirkungen, die hellsten Lichtblitze und kräftigsten Schatten nicht ohne die Andeutung der harmonisch durchfließenden Mitteltöne.

*) Aus der Zeitung für Norddeutschland.

Die Eröffnung des Stückes führt uns in eine Volksscene, wo das lebhafte, wohl motivirte Gespräch der Pariser Bürger uns sogleich mitten in die Parteien jener Periode, in ihre Stellungen und Kämpfe hineinwirft. Wir sind vom ersten Moment an in der Sache zu Hause.

Paris wird vor unseren Augen umhergewühlt, mit einzelnen, überall das Ganze treffenden Zügen. Danton und Camille Desmoulins treten vor uns auf, scharf gezeichnet; durch ihre Frauen, Louise Danton und Lucile Desmoulins, erfahren wir zugleich, wie es in den Häusern, in den Herzen dieser Pariser Bürger, dieser Volksrepräsentanten, dieser Revolutionshäupter, steht. — Alles wahr, menschlich, nothwendig, überzeugend.

Einen schlagenden Gegensatz dazu macht die mächtige Erscheinung der geistig hohen, feurigen, schönen Therese Cabarrus und ihres Verlobten, des großen Bürgers Tallien. Therese ist entzückt, in Paris zu seyn und zu wirken. Tallien gibt ihr zu bedenken, wie Paris nicht Toulon sey, wo sie so bedeutenden Einfluß aufs Volk geübt. Alle Gespräche zielen mit ihren Spitzen immer auf den Robespierre hin, dem seine Handlungsweise beim Volke den seltenen Ehrennamen: „der Unbestechliche" erworben hat.

Wir kommen nach Charenton zu einem Gastmahle beim Bürger Panis. Robespierre, St. Just, (welche schon vorher nur wie zwei Schatten durch das Volksgewühl vorübergeschwebt sind) Danton, Camille Desmoulins, Panis, Lacroix sind zugegen. Hier umlosel uns der Parteikampf zwischen den Revolutionshäuptern; das Zerwürfniß zwischen dem eisernen Robespierre, dem Vorwärtstreibenden, und Jenen, die seitabwärts weichen wollen, wird uns klar.

Diese Scene ist von so mächtiger Wirkung, so hoch hinausgeführt, daß wir beim Schluß des Aktes, dem der lauteste Beifall des Publikums folgte, uns schon besorgt fragten: wenn das so anfängt, wie will der Dichter die weitere Steigerung herausbringen?

Aber die Kraft fing erst an sich zu entwickeln. Im zweiten Akte finden wir den ernsten, strengen, unerschütterlichen Robespierre in seiner einsamen, einfachen, kleinen Wohnung.

Düster und grübelnd, sucht er (in meisterhaftem Selbstgespräch) das Urbild der Republik. Wie er vor dem Volke immer mit der größten Bestimmtheit auftrat, so ist er hier in Zweifel versunken, aber auch in dieser Marter ein Mann, welcher sich durch die innere Qual mit der scharfen Waffe, dem Bewußtseyn seines Berufes hindurchschlägt. Die Freunde? die Gegner? die Massen? ich selbst? — Was ist daran gelegen? — Die Republik, die Freiheit muß siegen! sie wird es!

Eine der merkwürdigsten Gestalten des Gedichts ist der Bürger Vadier, der markigste Gegner von Robespierre.

An ihm überrascht uns die eigenthümlichste Farbe der Parteistellung; sie liegt darin, den Helden des Drama's mit den Waffen des Spottes zu untergraben, dem Helden einen Kämpfer gegenüber zu stellen, der seinen Gegner durch Lächerlichkeit ermorden will, der das anzugreifen versteht. So viel ich weiß, hat das noch kein dramatischer Dichter gewagt. Griepenkerl hat diesen verwegenen Griff gethan und er ist ihm gelungen.

Wer in Paris lächerlich wird, der ist verloren. Aber diese Lächerlichkeit macht den Helden nicht klein, es ist Gelächter aus der Hölle, welches über sein Haupt hinzürnt, wir hören die Furien lachen, Robespierre steht tragisch groß da in diesem grausigen Konzert der Verhöhnung. Der Akt schließt gewaltig mit Danton's Verhaftung, und dieser Schluß überbietet den des ersten Aktes so weit, daß er uns aus jener früheren Besorgniß losreißt. Von jetzt an waren wir über das fernere Steigern durchaus beruhigt, der laute Beifall des Publikums gab es dem Dichter freudig zu erkennen. Der dritte Akt führt uns abermals

Digitized by Google

in eine Volksscene, wo die wundersam humoristischen schlagenden Reden und Gegenreden der Bürger ein Gericht über den selbstsüchtigen, prassenden, unredlichen Danton halten.

Aufs Reizendste, Rührendste wirkt dagegen der Schmerz, die Verzweiflung von Lucile Desmoulins, der liebenswürdigen liebenden Frau, in Todesverzweiflung über die Verhaftung ihres Gatten. Die drei Frauen, Lucile, Louise Danton, Therese Cabarrus sind meisterhaft gezeichnet; die sichere Hand des Künstlers hat diese hinreißenden, schönen, edlen Gestalten mit den trefflichsten Nuancirungen ihrer verschiedenen Charaktere, wie die Grazien mitten in die wildesten Blutscenen hineingestellt und keine wird von den Blutströmen besudelt.

Therese Cabarrus wagt den verwegenen Schritt, das Leben der Verhafteten vom eisernen Robespierre zu erflehen, sie will versuchen, den „Gottesleugner" zu erschüttern, und erfährt zu ihrer Ueberraschung, zu ihrer Verwunderung und Bewunderung, daß Niemand inniger, redlicher von dem Daseyn, von der Nothwendigkeit des höchsten Wesens überzeugt ist, als eben dieser eiserne Unbestechliche, welcher den Gedanken zur That bringen will, dem Volk den verloren gegangenen Glauben an das höchste Wesen wieder zu geben, dem Volk dadurch die größte Wohlthat zu erzeigen, ihm das heiligste Gut wieder zu schenken, dessen es bedarf.

In dieser gewaltig ergreifenden Scene treten die Wahrheiten und Irrthümer der Revolution wie kämpfende Riesen gegen einander auf. Aber von einer Losgebung, Begnadigung der Verhafteten kann keine Rede seyn! sie sind Feinde der Freiheit, Feinde der Republik geworden, die Gerechtigkeit der Republik m u ß sie richten, nicht Robespierre thut es, er führt es nur aus, es ist sein Beruf.

Die letzte Scene dieses Aktes erleben wir in der Conciergerie, wo Danton, Camille Desmoulins, Herault de Sechelles schon die Karren erwarten, welche sie auf das Schaffot zur Guillotine führen sollen. Diese schwarzdunkle Scene trägt die Farbe des Todes — Herault de Sechelles singt einen Abschiedsgesang — welcher über all' das Große, was wir schon gesehen haben, hinstreift, wie ein Blick, der in Gewitterwolken untergehenden Sonne über eine zertrümmerte Welt.

(Schluß folgt.)

M a n n i c h f a l t i g k e i t e n.

In der M a g d e b u r g e r Zeitung wird zur Unterstützung des Vertreters der Stadt beim Frankfurter Parlament, Heinrich S i m o n's, aufgefordert, der in den dürftigsten Umständen in der Schweiz lebt.

K o r r e s p o n d e n z.

D a r m s t a d t, 4. Nov.

Nach längerrn Studien an der Malerakademie zu Antwerpen ist Hr. G. S u l z m a n n hierher wiedrr zurückgekehrt und scheint hauptsächlich die Porträtmalerei, in welcher er früher schon sich auszeichnete, zum Gegenstand seiner künstlerischen Beschäftigung gemacht zu haben. Seine Leistungrn in dirsem Zweige der Malerei beweisen augenscheinlich, daß er seine Zeit zu Antwerpen wohl angewendet und einer Vervollkommnung nachgestrebt hat, die sich jetzt in seinen Bildern unverkennbar ausspricht. Da die Musen der strebsamen Jugend hold zu seyn pflegen, so glauben wir uns von dem jungen Manne für die Folge noch recht viel Schönes versprechen zu dürfen.

W o r m s, 1. Nov.

Seitdem die politische Bewegung in ein anderes Stadium getreten ist, lebrn wir hier wieder ruhig und vergnügt. Hat man es früher vorgezogen, den kämpfenden Parteien die Aufmerksamkeit zuzuwenden und hierin seine Unterhaltung gefunden, so sucht man jetzt auf andere Weise die langen Winterabende zuzubringen. So werden uns für die nächste Zukunft manche genußreiche Abende in dem nun neu erbauten Casinosaale bereitet werden. Schon im verflossenen Winter wurden den Freunden der Wissenschaft die Abendstunden durch die gediegenen Vorträge über die Geschichte des drutschen Volkes von Hrn. Dr. Z i m m e r m a n n breitrt. Man muß Zimmermann grhört haben, um ihn bewundern zu können. Sind wir recht unterrichtet, so wird in diesem Winter Hr. Dr. S c h w a r z, ein sehr wissenschaftlich gebildeter Mann, der uns auch andererseits als tüchtiger Redner bekannt ist, Vorlesung über Schillrr halten, worauf wir das hiesige Publikum aufmerksam machen möchten.

E r k l ä r u n g.

Ein Artikel der „Deutschen Volkshalle", datirt Königsberg, 9. Oct., und abgedruckt in der „Didaskalia" vom 22. Oct., erzählt mit Nebenumständen und Betrachtungen Folgendes: „Ich soll, wie mein Freund, Hr. Johann Jakoby mitgetheilt habe, die in meinen Händen befindliche Verschreibung, durch welche Hr. H. von Gagern sein unverbrüchliches Festhalten an der Reichsverfassung vom 28. März gelobt, an einen englischen Kuriositäten-Sammler für 5 Guineen verkauft haben." — So weit mein Name und der von Jakoby bei dirser Erzählung in das Spiel gezogen, enthält sie e i n e Unwahrheit.

Z ü r i c h, 4. Nov. 1849. H e i n r i c h S i m o n.

Ko.zert des Cäcilien-Vereins.

(Donnerstag, den 8. Nov. Abends 7 Uhr im Lokale des Vereines, Lege „Socrates", Döngesgasse.)

1) „Aus tiefer Noth", von Mendelssohn-Bartholdy.
2) „Bleibe bei uns", Cantate von Seb. Bach.
3) Drei Hymnen (Missa Nr. 1 in C dur) von Beethovrn.

Billets à fl. 1. 30 kr. in der Musikalienhandlung des Hrn. C. A. André (Zeil), woselbst auch die Subscriptionsliste zum Abonnement auf die virr Winterkonzerte drs Vereines aufliegt.

K o n z e r t - A n z e i g e.

Herr S t i g e l l i wird nächsten Samstag drn 11. November im Saale zum Holländischen Hof rin großes Konzrrt unter Leitung des Hrrrn Kapellmeisters Schindelmeisser und unter gefälliger Mitwirkung der Frl. G r a u m a n n, Frl. T o u r n y (Schülerin des Konzertgebers), des Violinisten Theodor P i r i s aus Paris, Neffr des bekannten Pianisten, sowie der Herren R o s e n h a i n, L u x und P o s c h zu geben die Ehre haben.

T h e a t e r - A n z e i g e.

Mittwoch, 7. Nov. (Gastdarstellung der Fräul. Sophie C r u v e l l i vom Theater della Scala in Mailand): N o r m a, große Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. Norma: Fräul. S. Cruvelli. Abonnement-Vorstellung Nro. 5. Mit erhöhten Eingangspreisen.

Donnerstag, 8. Nov. (Zum ersten Male wiederholt): L u d w i g d e r V i e r z e h n t e u n d s e i n H o f, historisches Lustspiel in 4 Aufzügen, Original von J. Bartsch von Zabltas.

Druck und Verlag von H e l l e r und R o h m. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. H a m m e r a n.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 267. Donnerstag, den 8. November 1849.

Das Schloß von Croyat.

Nach dem Französischen des Paul Feval bearbeitet von August Marckhoff.

(Fortsetzung.)

Eine Bande Chouans war im Lande erschienen. Man wußte nicht, welchen Versteck sie gewählt hatten, aber ihr Daseyn konnte nicht in Zweifel gezogen werden, und da die Dienerschaft im Schlosse, so wie die Bauern des Fleckens schreckliche Geschichten erzählten, zum Vergnügen ihre Zahl und ihre Verwegenheit übertreibend, so wagte das junge Mädchen nicht mehr auszugehen.

In der That waren diese einsamen Ausflüge auf eine halbe Meile vom Schlosse nicht ohne Gefahr. Irgend etwas Ungewöhnliches ging im Lande vor.

Außer den Chouans hatte man eine gewisse mysterieuse Person gesehen, die, mit Lumpen bedeckt, unter dem Vorwande des Bettelns in die Maierhöfe kam und sich neugierig nach den Schloßbewohnern erkundigte. Er schien ein ganz ungewöhnliches Interesse an der Familie Moustier zu nehmen.

Als man ihm gesagt, daß Anna die Tochter Moustiers sey, hatte er Anfangs gezittert, dann mit ungläubiger Miene das Haupt schüttelnd, hatte er sich ein kleines Bild von dem jungen Mädchen anfertigen lassen . . .

Man hatte ihm keine Gewaltthat vorzuwerfen, aber sein Auftreten war so imponirend unter seinem zerrissenen Mantel, daß ihm kein Bauer ein Almosen auf seine Bitte oder eine Antwort auf seine Fragen zu verweigern gewagt haben würde.

Bald verbreiteten sich befremdliche Gerüchte auf seine Kosten. Zwei Bauern erboten sich, zu beweisen, daß es ein Doppelgänger sey, da sie ihn alle beide zur selben Stunde an Orten gesehen hatten, die von einander weit entfernt waren. Dies war wirklich bizarr; nichts desto weniger werden wir, die wir, dem Gespräche in dem vorhergehenden Kapitel zufolge, wissen, daß er vierfach war, leicht der Erzählung der beiden Bauern glauben. Aber der Flecken von Croyat wußte nicht so viel davon, und Jeder weigerte sich anfangs, eine so außerordentliche Sache zu glauben.

Unterdessen wuchs die unbestimmte und geheimnißvolle Furcht, und wenn man den Namen des „Bettlers" aussprach, bekreuzte man sich, als wenn es ein Bewohner der Hölle gewesen wäre.

Anna und Charles hatten sich also seit einem Monate nur verstohlener Weise sprechen können. Sie hatten sich eine Menge Dinge zu sagen, besonders Anna, die von Natur außerordentlich mittheilend war. Aber die Furcht hielt sie zurück: Wenn sie in die Hände der Chouans fiele! wenn sie jenem schrecklichen Menschen, dem Bettler, begegnete!

Das junge Mädchen widerstand, so viel sie konnte, dann gab sie nach, da die Liebe in ihr stärker war als die Furcht.

Am Vorabende des Tages, wo unsere Geschichte beginnt, ließ sie bei der Mahlzeit die wohlbekannte Formel fallen: „Ich werde einen Ausflug nach dem Gehölze von Plougaz machen."

Anna ging weg, halb furchtsam, halb fröhlich, beruhigt übrigens durch die Gewißheit, Charles auf dem halben Wege zu treffen; aber Charles kam nicht. Noch mehr, sie kam zuerst in das Gehölz. Es war durchdringend kalt. Die Lichtung, von allen Seiten von ungeheuern Eichen begränzt, an denen noch trockenes Laub hing, bot einen düstern, fast traurigen Anblick. Es waren keine Vögel mehr in den Zweigen; der kleine Bach, der gewöhnlich so sanft murmelte, schwieg jetzt unter einer dicken Eisdecke. Alles bewahrte Todesschweigen.

Anna fühlte ihren Schrecken sich verdoppeln. Im Augenblicke, wo sie umkehren wollte, kündigte ihr ein Geräusch von knisterndem Laube die Annäherung Jemandes an. Es war Charles noch nicht.

Ein Individuum von großer Gestalt, mit breiten aber knochichen und fast fleischlosen Schultern näherte sich leise der Lichtung und betrachtete Alles um sich vorsichtig. Sein Gesicht verschwand fast unter seinem langen greisen Barte.

Als er den Ort genau erforscht, blieb er unbeweglich im Mittelpunkte der Lichtung stehen.

„Sie sind nicht da . . ." murmelte er. Er blieb gerade stehen und stampfte von Zeit zu Zeit mit dem Fuße auf den Boden, als wenn er ungeduldig wartete.

Anna stand ganz erschreckt da, sie konnte ihre Augen nicht von diesem Manne abwenden. Es war der Bettler! Hier waltete keine Täuschung mehr ob. Sein langer Bart, sein wallendes Haar, sein theatralisch drapirter Mantel: es war die mysterieuse Person, der Held aller Erzählungen in den Abendstunden.

Während sie ihn noch mit einem gemischten Gefühle von Furcht und Neugierde betrachtete, erschien eine zweite Gestalt, der ersten durchaus gleich. Dann zeigte sich eine dritte, dann eine vierte. Diese vier Menschen hatten dieselbe Kleidung, das nämliche Aussehen, so daß, als sie sich unter einander gemengt, Anna vergeblich den ersten Ankömmling wieder zu erkennen suchte.

Das arme Mädchen wagte nicht zu fliehen, der erste Fußtritt in dem knisternden Laube hätte sie verrathen. Sie blieb also unbeweglich, und verbarg sich hinter einem Baume, wobei sie ihren Athem anhielt, um weniger Geräusch zu machen.

„Was gibt's Neues," sagte einer der Bettler.

„Nichts!" antworteten die drei Andern zugleich.

„Immer! . . . Dieser Mann ist also nicht aufzufinden!"

„Er geht nicht mehr aus . . . ihr macht ihm Furcht."

„Aber," versetzte der erste Bettler, „das Kind, das er seine Tochter nennt? . . ."

„Seine Tochter," antwortete man ihm, „setzt keinen Fuß aus ihrer Wohnung . . . ich sah die Zeit, wo sie alle Tage an diesen Ort kam; aber seit einem Monat . . ."

Digitized by Google

Anna vernahm nicht das Ende dieses Satzes. Sie begriff, daß sie selbst und ihr Vater den Gegenstand der Unterhaltung ausmachten.

(Fortsetzung folgt.)

Gottfried Kinkel.

Naugard, 29. Oct. Sie wissen, daß Kinkel allein in einer kleinen Zelle des Erdgeschosses sitzt, ein Posten vor seiner Thür stationirt ist und ein eigener Wärter den Gefangenen bedient, um somit jede Communication nach Außen zu erschweren und jeden Flucht- oder Befreiungsversuch von vornherein zu verhindern. Da der Gefangene nicht bei der Außenarbeit beschäftigt wird, und täglich nur eine halbe Stunde innerhalb einer hohen Mauer sich in freier Luft erholen darf, so sollte man glauben, daß alle diese Sicherheitsmaßregeln hinreichten, um den Gefangenen in seiner Gewalt zu behalten. Trotzdem hat man jetzt die tägliche Wachtmannschaft im Zuchthause um 20 Mann Militär verstärkt; dasselbe ist in der Anstalt selbst im bisherigen Conferenzzimmer untergebracht, Patrouillen umkreisen während der Nacht die Gebäude, und obwohl die Anstalt durch einen Graben, Mauern, Thor gesichert ist, so will man jetzt noch beim Außenposten ein neues Thor anlegen, Alles des Professors Kinkel wegen. Mit welchem Auge hier alle diese außerordentlichen Sicherheitsmaßregeln betrachtet werden, welche hoffentlich ihren Zweck, die Ruhe des Herrn von Manteuffel und die des Direktors Schnuchel zu befördern, erreichen werden, bedarf keines weiteren Commentars.

Die „Ostsee-Zeitung", der wir dies entnehmen, macht dazu folgende Anmerkung: Dieser jüngste Bericht, den wir aus Naugard empfangen, erwähnt über die Beschäftigung Kinkels nichts mehr; ob er noch heute an der Spule arbeitet, können wir daher nicht angeben; indessen können wir unsere Verwunderung über die lächerliche Unbefangenheit nicht unterdrücken, mit welcher die Spenersche Zeitung ein Faktum, für dessen Richtigkeit wir einstehen, geradezu in Abrede stellt. Wenn dieselbe Zeitung gleichzeitig dem Direktor der Strafanstalt, Hrn. Schnuchel, den Vorwurf rauher Behandlung in die Schuhe schiebt, so müssen wir bemerken, daß uns darüber nicht das Geringste bekannt ist, daß wir vielmehr Grund haben, zu glauben, Hrn. Schnuchels Benehmen sey gerade innerhalb des ihm vorgeschriebenen Berufskreises für seine Person möglichst human gewesen.

Frankfurt, 6. Nov. Kinkels Schicksal weckt in ganz Deutschland lebhafte Theilnahme und mit Recht, denn die deutsche Muse selbst ist in ihrem Lieblinge, in dem Sänger des reizend schönen Liedes: „Otto der Schütz" gedemüthigt. Während aber ein Theil der Presse den unverhaltenen Schmerz über das furchtbare Loos unseres Dichters in achtungswerther Kraft äußert, sucht ein anderer Theil jenes bessere Volksgefühl durch sophistisch beschönigende Nachrichten zu entkräften. Die Partei, deren Organe sich diese nicht beneidenswerthe Aufgabe stellen, ahnt nicht, welche Beleidigung sie sich selbst und der Nation zufügt, indem sie ganz naiv erzählt, Kinkel habe ja selbst, um nicht seinen Gedankenflug durch geisttödtende Schreiberarbeit zu stören, sich für das Spulen entschieden und werde überhaupt so gut gehalten, als es „die Gesetze des Zuchthauses gestatten". Eine würdige Alternative für einen Mann, den die jetzige deutsche Literatur zu ihren wenigen Zierden zählt! Wie entsetzlich muß das Geschäft eines Schreiberzüchtlings auf den begabteren Mann wirken, wenn der Gefangene die etwa damit verbundene freiere Bewegung so leicht der Beschäftigung des Spulens opfert! Und liegt nicht des Beschämenden genug schon in der bloßen Thatsache, daß der Dichter Kinkel in einem Zuchthause sitzt? Hat der Staat nicht in seinen lebenverkümmernden Festungen Mittel genug, um einen Mann von Ehre und hoher Bildung ein politisches Verbrechen noch immer grausam genug abbüßen zu lassen? Bezeichnet nicht der Begriff eines solchen Kerkers selbst schon eben so viel Herabwürdigung als die Art der damit verbundenen Arbeit? Und soll sich die Nation mit dem tröstlichen Gedanken beruhigen, daß der Kerkermeister ihres Dichters vielleicht ein menschliches Herz im Busen trägt? Besser wäre es und weniger beschämend, sich gar nicht, als in solcher Weise um Kinkels Schicksal zu bekümmern! Wir halten es für eine dringende Ehrenpflicht der gesammten deutschen Presse, im Namen des menschlichen und nationalen Gefühls so lange auf die Verbesserung der Lage Kinkels zu dringen, bis diesem Gefühle Rechnung getragen wird, und der Dichter seine Auflehnung gegen das Bestehende wenigstens in einer Weise büßt, wie sie den Begriffen eines gebildeten Volkes nicht so grell widerspricht. Ob Spulen, ob Schreiben — hier handelt es sich darum, die Nation nicht eines so hochbefähigten Mannes für alle Zukunft zu berauben, es handelt sich darum, einen edlen Dichtergeist nicht vor sich selbst zu erniedrigen und durch gehäuften Jammer für das Große und Ideale abzutödten — und so weit wird es doch die öffentliche Meinung in Deutschland gebracht haben, daß sie wenigstens eine so menschliche Forderung nicht vergebens laut werden läßt! L—l.

Maximilian Robespierre.

(Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen von W. R. Grieperkerl.)

(Schluß.)

Im vierten Akte sind wir Zeugen der kräftigen, knirschenden Geschäftigkeit, womit Vadier, Tallien, Bourdon, Barras die Grube, die Todesgrube der Lächerlichkeit graben, in welche sie den eisernen Unbestechlichen hineinstürzen wollen. — Hier kommt nun der moralische Bruch in Robespierre: sein Dekretiren des höchsten Wesens. Couthon, S. Just, Lebas beschwören ihn, die Republik, den Convent zu retten, sie ahnen jene Gegenmine, es gibt nur ein Rettungsmittel!

„Robespierre! ergreife die Dictatur!" — Robespierre verwirft das. — „Ich bin kein Cromwell!" Das Fest des höchsten Wesens schließt diesen Akt.

Die Wirkung der Vorlesung auf das Publikum überstieg alles Vorhergegangene.

Schauerlich wunderbar contrastirend gegen jene mit breitestem Meisterpinsel hingezauberten Prachtscenen öffnet uns der fünfte Akt die verwüsteten Königsgräber von St. Denis, unter deren Trümmern wir in nächtlicher Einsamkeit Robespierre mit einem eisgrauen Mönch finden, der schon seit fast hundert Jahren Wächter dieser Gräber gewesen. — Staub, Tod, zerschmetterte Kronen — und unmittelbar nachher im Nationalpalast vor der großen Freitreppe in den Tuilerien die Sitzung des Nationalconvents — Tallien, Vadier, Bourdon, Barras, Freron. — Robespierre wird verurtheilt. Gegen den Schluß des Werkes überstürzen sich die Ereignisse, aber sie überhaspeln, sie erdrücken sich nicht. Der donnernde Wagen des Weltgerichts schmeißt nicht um, er fliegt nur in rasender Eile dahin, aber er fährt im Gleise, er fährt schnurgerade ans Ziel. — Robespierre wird im Hotel de Ville verhaftet. — Es trifft ihn im Gewühl der Todesschuß.

Die neuesten Geschichtsforschungen haben unwidersprechlich klar herausgestellt, daß Robespierre nicht sich selbst geschossen; man weiß mit Bestimmtheit, daß ein Gensd'arm auf ihn geschossen hat, man kennt den Namen dieses Gensd'armen. Aus diesem Saal des Kampfes und Todes rennen wir auf die Straße hinaus, wir begegnen dem kriegerischen Triumphzug der Sieger

Digitized by Google

über den Unbestechlichen, über den eisernen Tyrannen. Therese Tabarrus erschien uns mitten in diesem Gewühle wie eine herrliche Amazone der Schlacht, eine siegende Göttin der Freiheit. Aber wir sehen uns um nach Robespierre's Leiche. Wo ist auf die Verwüstung, Vernichtung, auf Kanonendonner, Hinrichtung und Blutvergießen nun ein Genius zu finden, der uns hinausführte aus diesem Knäuel? aus diesem Gewirr? — Wir sahen uns fragend an, wir sahen den Dichter an. Wo findest Du das Zauberwort, welches dem Ende des Stückes einen Schluß bereite, der uns herausrette aus dem wilden, in sich hineingeballten, sich selbst zertretenden, zerknirschenden Volksgewühl? Nun der eiserne Götze am Boden liegt, wo nimmst Du einen Gott her, der uns von der Last der Verwirrung erlöse? — Der Dichter warf einen funkelnden Blick über die harrende Versammlung. — Und wie durch Wetterwolken und Pulverdampf ein Sonnenstrahl bricht, blitzten uns die Schlußworte an: — „Wer führt dort die Soldaten auf die Quais von Paris?“ — „Der General Napoleon Bonaparte!“ — Mit dem Wort trat Frankreichs, Europa's ganze Zukunft vor uns hin. Die Beklemmung war gelöset und hundertstimmiger Dank der Versammlung bewies dem erfreuten Dichter, daß er das Rechte, das einzig Mögliche, das Nothwendige gefunden.

Die Vorlesung dauerte höchstens drei Stunden. In so knappen Rahmen hat der Dichter die großen Gestalten und Gruppen zusammen zu fassen gewußt. — Und doch ist nichts eng, noch beschränkt darin, Alles bewegt sich frei, kräftig, Keines vom Andern erdrückt, Jedem seine rechte Stelle angewiesen. — Ueberdies ist das Trauerspiel vollkommen bühnengerecht. Es ist endlich ganz frei von all' dem Tendenzstreben, welches an andern Stücken politischer Art uns so unangenehm berührt. Es ist ein großes, wahres, kühnes Bild großer, kühner Handlungen, gewaltiger Menschen, Alles in edler Sprache gehalten, rein von allen niedrigen, widrigen Beimischungen, es predigt weder Rebellion, noch Revolution; es ist ein Stück aus dem großen tragischen Drama der Menschengeschichte.

Diese Tragödie ist eine Begebenheit im Reich der deutschen Bühne, sie kann sich Glück wünschen, ein solches Geschenk erhalten zu haben — und ich hoffe, die deutschen Theater werden sich beeifern, es dem deutschen Publikum so bald als möglich und so gut als möglich vorzuführen, L. Starklof.

Mannichfaltigkeiten.

Für den Rücktritt Sachsens und Hannovers von dem Bund hat sich die rechte Erklärung gefunden, nur steht sie nicht in den Noten und Protokollen. Die beiden Könige waren wohl oder übel entschlossen, etwas von ihren Hoheitsrechten fahren zu lassen, wenn nur die Vettern in Bayern und Würtemberg auch in den sauren Apfel hätten beißen wollen. Sie wollten nicht weniger machtvollkommen werden als diese, das hannover'sche Roß war so stolz als der bayerische Löwe — und so traten sie zurück.

Auf Befehl des türkischen Großsultans sind im ganzen türkischen Reich alle Christen und Juden emancipirt und können fortan zu allen öffentlichen Aemtern gewählt werden. Könnte man den Großsultan nicht zum deutschen Kaiser haben?

Der Kaiser von Haiti sorgt für alle wesentlichen Gegenstände einer wohlgeordneten Regierung. Er hat für sich und seine Gemahlin zwei prächtige Thronhimmel in Paris bestellt. Auch sind für den neuen Adel zwei Ritterorden, der St. Faustin- und der Ehrenlegionsorden vom Kaiser gestiftet worden.

(Bern, 30. October.) Die katholischen Geistlichen in der Diöcese von Lausanne und Genf wirken nach dem Vorbilde und Muster der Gesellschaft Jesu ganz geräuschlos in ihren Gemeinden zur Verwirklichung ihrer hierarchischen Gelüste nach wie vor fort, und entblöden sich nicht, ihren Beichtkindern die freisinnigen Männer als Ketzer, Gottlose, Ehrlose u. s. w. vorzumalen und Alles, was nicht in ihren gottseligen Kram paßt, als Eingebungen des schwarzen Popanzes mit dem Pferdefuß zu verschreien. Auch anderwärts, selbst im Kanton Bern, gewahrt man dergleichen Kundgebungen. Ganz damit im Contraste steht Das, was man aus Freiburg schreibt: „Die Mönche machen sich auf und davon. Während die aus dem Kloster geschiedenen schreien und sich beklagen, schreien und klagen auch die im Kloster verbliebenen und verheimlichen eben nicht sehr ihren Wunsch, sich ehestens unterdrückt zu sehen. Letzthin verließ ein zu Freiburg sehr bekannter Prediger sein Kloster und entfloh, indem er seinen Klosterbrüdern einen Abschiedsbrief hinterließ, da er, wie er sagte, die heilige Gesellschaft nicht länger ertragen konnte.“

Die Berliner suchen ihren Straßenkehricht wohlfeiler los zu werden, er kostet die Stadt jährlich 20,000 Thaler. Ganz anders sey's in dem konstitutionellen Belgien, sagen sie; da gebe der Pächter der Straßenreinigungsanstalt allein für Brüssel 70,000 Francs Pacht. Und Berlin hat doch mehr auszukehren als Brüssel. (Dorfz.)

Im „Cincinnati-Journal“ findet sich folgende Notiz: „Garibaldi, der General der römischen Republik, hielt vormals ein Wirthshaus in der Stadt Cincinnati, in der Sixt-Street. Seine Speisen und der vertrauliche, aber anständige Ton seiner Unterhaltung zogen viele Gäste an. Mit seinem Fleiß und guter Haushaltung erwarb er sich Geld, und als er nach Italien heimkehrte, bemerkte er: mit seinen ersparten 25,000 Dollars werde er in Rom ein wohlhabender Mann seyn. Bei seiner Abreise im Jahre 1838 versammelte sich eine Anzahl achtbarer Personen in seinem Hause, und ihre Lebewohl-Adresse ward in den Zeitungen der Stadt veröffentlicht. Schon damals äußerte Garibaldi: „Ehe lange Zeit vergeht, wird in Europa eine Revolution ausbrechen, und ich wünsche meine Hand dabei im Spiele zu haben.“

Ein amerikanisches Blatt erzählt, der Fremdenbesuch in einigen Wirthshäusern in der Nachbarschaft der weißen Berge sey so groß, daß man die Reisenden des Nachts reihenweise auf die Diele lege, bis sie eingeschlafen, sodann aufhebe und an die Wand lehne, um anderen Reihen Platz zu machen, mit denen man nachmals eben so verfahre. Gut erfunden!

Rhode Island (Vereinigte Staaten) hat innerhalb seines beschränkten Territoriums 163 Baumwollen-Mühlen, welche jährlich 56,000 Ballen Baumwolle verarbeiten, und wo 70,000,000 Zeug fabrizirt werden.

In Indiana (Vereinigte Staaten) sollen sich gegenwärtig nicht weniger als 200,000 Deutsche, nach Einigen sogar 250,000 befinden.

Trotz der bösen Zeiten sind in Deutschland diesen Sommer viele Eisenbahnen gebaut worden, nämlich 75½ Meilen. Die Gesammtlänge der Eisenbahn in Deutschland beträgt jetzt 913 Meilen, die Staatsbahnen machen 320, die Privatbahnen 593 Meilen aus. Auf Preußen kommen 340½, auf Oesterreich 168, auf Bayern 82, auf Sachsen 55½, auf Hannover 48½ Meilen u. s. w.

Digitized by Google

Nach der Rangliste der preußischen Armee für 1849 zählt das stehende Heer jetzt im Ganzen 5945 Offiziere. Unter diesen ist 1 Generalfeldmarschall, der Herzog von Wellington, 11 Generale (kein Nichtadeliger), 45 Generallieutenants (1 Nichtadeliger), 56 Generalmajors (7 bürgerliche), 93 Oberste (22 bürgerliche), 63 Obristlieutenant (17 bürgerliche), 560 Majors (197 bürgerliche), 1087 Hauptleute und Rittmeister (360 bürgerliche), 966 Premierlieutenants (295 bürgerliche), 3063 Secondelieutenants (591 bürgerliche). Die Landwehr hat 4117 Offiziere, darunter 37 Stabsoffiziere, 232 Hauptleute, 468 Premierlieutenants und 2213 Secondelieutenants von bürgerlichem Stande.

(Aargau.) Der Schweizerbote schreibt: „Vergangenen Donnerstag, 25. Oct., um ein Viertel vor 4 Uhr Nachmittags, wurden wir Zeugen eines wunderbaren Naturereignisses. In der Richtung nach Südosten hin geschah plötzlich bei tiefniederhängendem Nebel eine gewaltige Explosion, vergleichlich nicht sowohl einem Donner, als einem dumpfen Kanonenschlage, welchem ein bei 10 Sekunden anhaltendes und in südwestlicher Richtung sich hinziehendes, allmälig mittönendes Knattern und Knistern folgte, als wie bei einem verunglückten Bataillonsfeuer. Dabei wurde mit einer Erschütterung der Luft auch eine Erschütterung der obern Erdoberfläche verspürt; der Hallwylersee soll einige Augenblicke nachher in hohen Wellenschlag gerathen seyn. Einzelne erzählen übereinstimmend, daß sie durch den Nebel hindurch eine gewaltige weißschimmernde Kugel bemerkt hätten, die sich erst in 3 oder 4 Theile zertheilet und dann weiter nach südwestlicher Richtung in tausend und tausend röthlichen Funken zerstoben sey, welchem bald darauf die Explosion und das seltsame Geknatter nachgefolgt sey. — Auch in Aarau wurde der donnerähnliche Knall gehört, und wir vernehmen, daß das auch in dem obern Theile von Baselandschaft bei hellstem Himmel der Fall gewesen sey.

Wie bekanntlich nach dem Römhilder Kalender jedes Jahr seinen regierenden Planeten hat, bald den Merkur, bald den Mars oder Saturn, der seine eigenen Kinder verschlingt, so regiert in diesem Monat und zwar als ein strenger Regent über ganz Europa, besonders aber über Deutschland, der Wechsel (in den Ministerien und der Politik der constitutionellen deutschen Staaten). Gute Augen werden den November-Regenten, auch wenn er sich verstellt oder noch versteckt, in jedem einzelnen Welthandel erkennen. (Dorfz.)

Nach Briefen aus Haiti ist der Kaiser Soulouque zur Annahme der Kaiserkrone hauptsächlich durch die Lektüre der stenographischen Berichte aus der Paulskirche veranlaßt worden. — So ist doch das Werk der deutschen Professoren nicht ganz verloren gegangen, sondern hat seine Wirkung in der Ferne geübt!

Korrespondenz.

Aus Rheinhessen, Ende October.

In einer Zeit, wo Leidenschaft und Selbstsucht, Zwietracht und Unversöhnlichkeit dem deutschen Vaterlande die Früchte seiner glorreichen Erhebung in den Tagen des März 1848 wieder zu entreißen oder doch zu verkümmern drohen, muß es für den wahren Freund des Vaterlandes erfreulich seyn, neben jenen traurigen Erscheinungen, die uns die Tagesblätter auf jeder Spalte vor Augen führen, den Blick auf ein freundliches Bild bürgerlicher Eintracht gerichtet zu sehen. Unweit des lieblichen Rheingaues liegt in einer von Gott gesegneten Gegend Rheinhessens das Dorf Horrweiler. Daß seine Bewohner nicht zu jener Gattung von Menschen gehören, die aus bloßer Liebe zur Behaglichkeit und Ruhe, sich weder um die großen und wichtigen Interessen des allgemeinen Vaterlandes bekümmern, noch als Bürger und Gemeindeglieder sich es angelegen seyn lassen, tüchtige, um ihr Wohl besorgte Vorsteher zu erhalten, davon zeugt zur Genüge die Regsamkeit, welche die Gemeinde früher (im Jahr 1842) bei der Wahl ihres Bürgermeisters bethätigte, sowie auch die Theilnahme, welche sie zur Erlangung eines tüchtigen Geistlichen vor dessen Ernennung in diesem Jahr an den Tag gelegt und der wahrhaft glänzende Empfang, der dem am 5. Juni d. J. ihr als solcher gegebenen Pfarrer zu Theil ward. Sind gleich nicht alle Bürger des Orts in Allem gleicher Ansicht, so hielten sie sich doch bis heute frei von jener leidenschaftlichen Parteisucht, die in ihrer Verblendung auch das redliche Streben verkennt und herabsetzt. Davon zeugen die vielfachen Beweise der Liebe und Achtung, die dem neuen, für seinen Beruf begeisterten Pfarrer, Hrn. Fuchs, zu Theil wurden, sowie insbesondere auch die ehrende Anerkennung, welche die Gemeinde gegen ihren bisherigen würdigen Bürgermeister, Hrn. Virmond, an den Tag legte, daß in der am 25., 26. und 27. October d. J. vollzogenen Neuwahl von 150 Stimmen 149 auf ihn fielen, so daß also nur ein einziger Wähler ihm seine Stimme versagte. — Heil der Gemeinde, deren Vorsteher und Bürger, frei von Leidenschaft und niederer Selbstsucht, in Eintracht und Friede neben einander wohnen, die fähig sind, dem allgemeinen Wohle sich ganz zu widmen und dem Willen der Mehrheit ihre besondere Wünsche und Interessen unterzuordnen! Möchte ihr kleines Vorbild zur Nachahmung im großen deutschen Vaterlande wecken, und auf diese Weise der Parteihaß seiner Bürger, der das Grab seiner Einheit und Größe ist, dem Geiste christlicher Bruderliebe und Versöhnlichkeit Raum geben! Eintracht nährt, Zwietracht zerstört!

Darmstadt, 6. Nov.

Der Name Sophie Cruvelli, um den wir Sie schon beneideten, strahlt nun auch glänzend in unserer Theaterchronik, und zwar seit gestern durch das Gastspiel der begabten Sängerin in der Oper Norma, in welcher sie die Titelrolle mit allen ihr zu Gebot stehenden reichen Kunstmitteln, die noch durch ein einnehmendes Aeußere unterstützt und gehoben werden, ausgezeichnet sang und spielte. Die Rolle der Adalgise sang Mad. Marlow schön und kunstgerecht, und stand in Allem dem geschätzten Gaste würdig zur Seite. Auch die übrigen Partieen waren gut besetzt.

Der Verein für deutsche Reinsprache.

Die Mitglieder dieses Vereins in Frankfurt und der Umgegend, sowie die Freunde dieser Sache, welchen noch keine Probeblätter von der in Heidelberg erscheinenden neuen Zeitschrift: „Die deutsche Eiche", von Wr. (Dr.) Brugger, zugekommen seyn sollten, belieben dieselben bei Hrn. B. Reges, Paulsplatz, und dem Unterzeichneten in Empfang zu nehmen. Alle Bestellungen aber für dieses Blatt sind auf den Postämtern zu machen oder bei den Buchhandlungen.

Frankfurt, Wintermond, 1849. J. Bachmann-Korbett.
Breitengasse, 12 neu.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 8. Nov. (Zum ersten Male wiederholt): Ludwig der Vierzehnte und sein Hof, historisches Lustspiel in 4 Aufzügen, Original von J. Baptist von Zahlhas.

Freitag, 9. Oct. Garrick in Bristol, Lustspiel in 4 Abth. Hierauf (zum ersten Male wiederholt): Die Rückkehr des Landwehrmanns, oder: Der Kurmärker und die Picarde (zweiter Theil), Genrebild mit Gesang und Tanz von Cohnfeld, Musik componirt und arangirt von Riede.

Samstag, 10. Nov. (Zur 90jährigen Geburtsfeier Schiller's und bei festlich erleuchtetem Hause): Prolog von Theodor Creizenach. Hierauf: Wallenstein's Lager, dramatisches Gemälde aus dem 30jährigen Kriege in 1 Akt von Friedr. von Schiller, mit Musik und Chor. Zum Schluß und zum ersten Male: Der vierte Akt aus dem Schauspiel: Die Piccolomini, von Friedr. von Schiller. Die darin vorkommenden Märsche und die Begleitung des Reiterliedes aufgeführt von dem Musikcorps des 8. königl. preuß. Kürassier-Regiments.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 268. Freitag, den 9. November 1849.

Das Schloß von Croyat.

Nach dem Französischen des Paul Feval bearbeitet von August Markhof.

(Fortsetzung.)

Anna war eine Zeitlang mehr todt als lebendig.

Als sie endlich ihre Unruhe so viel bemeistern konnte, um von neuem zuzuhören, sprach Der, welcher zuerst geredet hatte.

„Ah! ah!“ murmelten die Chouans.

„Gnädiger Herr,“ erwiederte respektvoll einer der Bettler, „man muß sie nicht zu sehr ermüden, sie sagen, sie seyen für Se. Majestät erschaffen und in die Welt gesetzt, nicht für Sie.“

„Sie sagen die Wahrheit.“

„Sie haben noch nicht Zeit gehabt, Sie kennen zu lernen ...“

„Sie werden Ihnen als ihrem Chef gehorchen, aber Sie haben nur drei Diener auf der Welt ...“

„Ich weiß es ... drei treue und ergebene Freunde ... die Einzigen, die mir auf Erden bleiben! ... Aber was sagen die Chouans sonst noch?“

„Sie sagen, daß dieser Mann ihnen nie Uebles gethan hat.“

Der, den man gnädiger Herr genannt, machte eine Gebärde unwilligen Erstaunens.

„Er hat ihnen niemals Uebles gethan! ...“ rief er mit Bitterkeit; sie wissen also nicht, daß dieser Mann mehr Royalisten erwürgt hat, er ganz allein, als zehn gewöhnliche Mörder.“

„Wir haben ihnen seine Geschichte erzählt... Sie sind übereingekommen, daß er eine Züchtigung verdiene ... aber sie fragen: Warum so viele Umstände? Warum zündet man Croyat nicht an? ...“

Anna hörte halb ohnmächtig mit zu. Bei dem letzten Worte konnte sie einen schwachen Schrei nicht unterdrücken.

Die vier Männer umringten den Baum, Pistolen in den Händen.

„Sie ist es!“ sagten zugleich drei von ihnen.

„Sie, wer? ...“ fragte der gnädige Herr.

„Die Tochter Baptiste Moustier's.“

„Meine Tochter? ...“

Mit diesen Worten stürzte der Mann, den man gnädiger Herr genannt, auf Anna zu, ergriff ihre Hände, mit denen sie ihr Gesicht bedeckte, und betrachtete sie schweigend lange Zeit.

„Es sind nicht ihre Züge! ...“ sagte er endlich in melancholischem Tone.

Als die Andern ihm zu diesem glücklichen Zufalle Glück wünschten, erwiederte er:

„Ich weiß nicht, aber es sind nicht die Züge der armen Alice ...“

„Sollen wir sie dort unten hinbringen?“ fragten die drei Bettler.

„Ja,“ erwiederte der gnädige Herr; „ein jedes Kind kann nicht seiner Mutter gleichen... Dann setzte er hinzu, das junge Mädchen mit feiner Courtoisie grüßend:

„Mein Fräulein, Sie müssen uns folgen.“

Anna hatte das Ende der Unterhaltung nicht gehört. Sie fiel auf die Knie uud bat, man möge ihr erlauben, zu ihrem Vater zurückzukehren, aber Alles war vergeblich.

Der angesehenste unter den Bettlern, der plötzlich seine rauhen und befehlshaberischen Manieren abgelegt hatte, zeigte eine außerordentliche Höflichkeit gegen sie, blieb jedoch unerbittlich.

Am Abend war, wie wir bereits gesehen, der ganze Flecken in Bewegung; man machte mehrere Streifzüge, auf deren einem man Charles Bernard vermißte, den seine unvorsichtige Kühnheit von dem Haupttrupp getrennt hatte.

Die Expedition, die wir von Croyat ausgehen sahen, hatte zum Zweck, das ganze Gehölz von Plougaz und dessen Umgebung zu durchsuchen, den einzigen Theil des Landes, den man noch nicht durchstreift hatte.

III.

Die Beschwörung.

Zwei Stunden waren seit dem Weggange Moustier's verflossen. Therese, die achtzigjährige, stand allein vor dem verglimmenden Herde. Eine kleine, an der Wand des Kamins befestigte Lampe warf einen flackernden Schein auf die Alte, sie ganz beleuchtend, die andern Gegenstände blieben in einem Halbdunkel. Der an sich schon große Saal lieh dieser zweifelhaften Helle eine ungewöhnliche phantastische Ausdehnung.

Therese hatte zwei oder dreimal um sich geblickt; aber von der Dunkelheit geblendet, hatte sie erschreckende Gestalten sich in dem Schatten bewegen sehen. Die arme Alte war abergläubisch, auch hatte sie vielleicht Furcht vor ihrem Gewissen. Sie hielt ihre Augen auf den Boden geheftet. Ihre Hand drehte maschinenmäßig ihr Rad, und um ihre Furcht zu bannen, sang sie eins von jenen wilden bretagnischen Liedern.

In dem Maße, als die Zeit vorrückte, malte sich die wachsende Unruhe auf ihrem bleichen abgezehrten Gesichte. Ihr Gesang hörte auf, das Rad blieb unbeweglich, Therese ließ ihr Haupt auf ihre Brust sinken. Sie war in Gedanken versunken, und ihr Nachdenken verursachte ihr Leiden. „Es muß seyn! ...“ murmelte sie nach einem langen Schweigen: „Gott oder der Teufel nöthigt mich dazu! ... Es muß seyn! ...“ Sie stand plötzlich auf, und ging mit Anstrengung an das andere Ende des Saales. Sie hielt das Licht in der Hand. Die düstern, von Rauch geschwärzten Mauern waren mit großen Rahmen, deren Vergoldung bereits verblaßt war, geziert, ohne Zweifel Bildnisse der alten Besitzer von Croyat; aber der gegenwärtige Eigenthümer, den diese stolzen Gesichter der Vorfahren zu sehr an sein Nichts erinnerten, hatte den geistreichen Einfall gehabt, ihre Vorderseite gegen die Wand zu kehren.

Die Alte ging frei a: seben bis acht dieser Rahmen vorüber. Ihr Schritt war sicher, fast eilig; vor dem letzten blieb

Digitized by Google

sie stehen. Dort zögerte sie einige Zeit. Sie horchte furchtsam auf den Wind, der draußen fürchterlich heulte. Alle ihre Glieder zitterten. Aber die Phantasie besiegte die Furcht; sie nahm mit Mühe das Bildniß in die Hand und betrachtete es lange Zeit. „Er war schön und tapfer! . . .“ sagte sie endlich; „er war auch reich . . . und edler als Einer in der Nieder-Bretagne! . . . Ach! . . .“ Sie schwieg. Der Ton ihrer Stimme hatte sie erschreckt. Man hörte nur noch das Brausen des Sturmes, das Geheul des Windes, der zwischen den Mauern des Schlosses heulte.

Plötzlich zerbrach der Wind ein Fenster und große Schneeflocken flogen bis in die Mitte des Zimmers. Therese hing das Bildniß wieder an seinen Platz und entfernte sich.

„Heilige Jungfrau!“ sagte sie, „welche schreckliche Nacht! . . . es erinnert mich an eine andere Nacht! . . . O! möge Gott mir vergeben! . . .“

Sie bebte bei dieser Rückerinnerung, und ihr greises Haupt schüttelnd, um die trüben Gedanken zu verscheuchen, versuchte sie ein Stück Leinwand vor dem zerbrochenen Fenster zu befestigen. Aber der Wind warf die Leinwand ihr heftig in's Gesicht zurück. Ihr Haupt war ganz weiß von Schnee.

(Fortsetzung folgt.)

Umschau in Literatur und Kunst.

Wie tiefe Wunden die Revolution von 1848 mit ihren Folgen dem Buchhandel und der Literatur geschlagen hat, zeigen die Meßcataloge, die alle Halbjahre als Tugend- oder Sündenregister der deutschen Schriftsteller erscheinen. Statt der früher so dickleibigen Bände erhalten wir jetzt sehr zusammengeschrumpfte. Diese Cataloge als Beweise für den Zustand unserer Literatur aufzuführen, scheint sehr materiell und rein äußerlich, aber der Beweis trifft darum doch zu. Zahlen beweisen! Der zu Ostern 1848 ausgegebene Catalog, welcher Rechenschaft ablegte über die Thätigkeit deutscher Federn während des letzten Winters, wo sie sich trotz Censur und Verbot dennoch so recht con amore ausgeschrieben, zählt 408 Seiten, der um Ostern 1849 erschienene nur 326. Um Michaelis 1848 wurden auf 323 Seiten die Werke deutscher Schriftsteller aufgezählt, und um Michaelis 1849 reichten gar 288 Seiten dazu hin. Bringt man hierbei die zahllose Masse von politischen Brochüren in Anrechnung, die im Cataloge, auch wenn sie nur einen Bogen stark sind, eben so großen Raum einnehmen wie ein dreibändiges Werk, so ergibt sich schon hieraus, wie äußerst gering die Production ist, wüßte man nicht, daß die Buchhändler die vorsichtigsten Leute von der Welt geworden sind und allen Muth verloren haben. Selbst die renommirtesten Firmen sind kopfscheu geworden. Hat doch sogar Hr. Brockhaus nicht nur die Jenaische Literaturzeitung eingehen lassen (was wir freilich ganz natürlich finden), die Blätter für literarische Unterhaltung um jährlich 52 Nummern beknappt, sondern auch die Urania, die uralte Vorgängerin im Reigen der Taschenbücher, seit dem vorigen Jahre nicht erscheinen lassen. Konnte selbst diese nicht auf Absatz rechnen, so muß es in der That sehr schlimm aussehen. Auch die ältere hochbetagte Schwester der Jenaischen Literaturzeitung, die einst so berühmte Hallische, wird mit dem Ende dieses Jahres der Auszehrung erliegen. Sie wurde schon 1787 in Jena von Schütz begründet und wanderte 1804 mit ihm nach Halle.

Das Gute hat diese Umwälzung, daß wir nicht mehr von der ungeheuren Fluth schlechter Produktionen überströmt werden, daß von größeren Werken zwar wenige, aber meist gute erscheinen. Besonders erfreulich ist es, daß so wenige dreibändige Romane zum Vorschein kommen; ihre Zahl, früher Legion, ist auffallend gering geworden. Die Buchhändler lassen sich nur mehr mit renommirten Schriftstellern ein. Außer Fanny Lewalds „Prinz Louis Ferdinand“, der im Preußenthum, und Adolph Stahrs „Republikaner in Neapel“, die in seinem früheren Werke über Italien einen Rückhalt fanden, sowie Levin Schückings „Sohn des Volkes“ ist kaum ein größerer Roman von Bedeutung zu nennen, denn man kann es doch nicht eine Bereicherung der Literatur nennen, wenn Luise Mühlbach und Consorten wieder Romane liefern. Eine wirkliche Bereicherung steht uns aber in naher Aussicht. Adalbert Stifter läßt einen fünften und sechsten Band seiner „Studien“ erscheinen, während der erste und zweite gleichzeitig in einer dritten Auflage gedruckt werden. Von Robert Prutz kündigt Brockhaus einen zweibändigen Roman: „Das Engelchen“ an. Hr. J. G. Kohl, der noch mit dem dritten Bande seiner Alpenreisen im Rückstande ist, überrascht uns schon wieder mit einem Werke in drei dicken Bänden. Diesmal aber ist es keine Reise, sondern eine Art Selbstbiographie. Der pretiöse Titel des Buches ist „Aus meinen Hütten“, Hr. Kohl bezeichnet es auch als „Geständnisse und Träume eines deutschen Schriftstellers“ und vertheidigt sich in der Vorrede, daß er eine Selbstschau herausgebe. Wenn wir die drei dicken Bände ansehen, so scheint uns ihre Herausgabe allerdings einer Vertheidigung zu bedürfen.

(Schluß folgt.)

Die Hinrichtungen in Arad.

Der „National“ bringt noch einige Details über das Ende der in Arad hingerichteten Offiziere. Kiß, heißt es dort, ward mit seinen drei zu Pulver und Blei verurtheilten Gefährten um 11 Uhr Morgens erschossen. Sein Tod war furchtbar; dreimal wurde auf ihn gefeuert, und seine Leiden dauerten über 10 Minuten. Um 6 Uhr desselben Morgens schleppte man die neun ungarischen Generale, welche zum Strang verurtheilt worden waren, auf den Richtplatz, und erst um 10 Uhr war das traurige Schauspiel vollendet. Den Grafen Vecsey, den man so streng wie möglich wegen des Schadens strafen wollte, welchen seine Kanonen den Wällen von Temeswar zugefügt, hatte man bis zuletzt aufgespart, damit er vier Stunden lang Zeuge der Leiden seiner Waffenbrüder sey. Neun Galgen waren in einer Reihe aufgerichtet; nur Ein Henker mit zwei Knechten waren vorhanden! Etwa um 8 Uhr ward Graf Leiningen, welcher als Dritter an die Reihe kommen sollte, in Folge der absichtlichen Verzögerung ungeduldig und sagte in heiterem Tone: „Man sollte uns doch wenigstens etwas zu frühstücken geben“. Mit den Worten: „Wollen Sie trinken, General?“ reichte ihm ein Soldat seine Feldflasche. „Ich danke Dir, Freund,“ erwiederte der Graf, „ich brauche keinen Wein, um mir Muth zu trinken; doch gib mir ein Glas Wasser“. Hiernach schrieb er mit Bleistift einige Zeilen an seinen Schwager, in welchen er die Beschuldigung, als habe er auf Gefangene feuern lassen, für eine Verläumdung angab und erklärte, er habe im Gegentheile sein Möglichstes gethan, um die österreichischen Gefangenen zu schützen. Er empfahl seinem Bruder sein Weib und seine beiden Kinder, und erklärte, er sterbe für eine Sache, welche er für gerecht und heilig halte. Einige Minuten nach Vollendung des Briefes war er nicht mehr. Vor seiner Hinrichtung hatte man ihm Gelegenheit zum Entkommen gegeben, allein er hatte sich geweigert, zu fliehen, weil sein Schwager an der Flucht nicht Theil nehmen könne. General Leiningen war von athletischer Gestalt. In der Schlacht kümmerte er sich nicht um seine persönliche Sicherheit, trug jedoch beständig Sorge, seine Leute zu schonen, und ward deshalb sehr von ihnen geliebt. Er war von Geburt ein Deutscher; seine Gemahlin ist eine Ungarin. Alle neun Generale starben, ohne das geringste Zeichen von Furcht zu verrathen.

Digitized by Google

Ein Todtenkranz.

Am 9. November 1849.

Ruhe herrscht im deutschen Lande,
Tiefe Stille rings umher;
Von den wackern Freiheitshelden
Stört die Ordnung keiner mehr.

Opfer sind sie meist gefallen,
Weil der Ueberzeugung treu,
Und was sie für Recht erkannten,
Furchtlos übten, ohne Scheu.

Blutig ging die Sonne unter,
Die ihr Tagewerk beschien;
Doch die Saat, die sie gestreuet,
Sproßt einst wie des Lenzes Grün.

Edler Held! Du bist's vor Allen,
Der verklärt uns heut umschwebt,
Der für Recht und Wahrheit glühte
Und des Volkes Wohl erstrebt!

Ruhst zum Lohne Deiner Thaten
Du auch in der Erde Schooß, —
Wer des Nachruhms Kranz errungen,
Ward dem nicht ein schönes Loos?

Tausende von Jüngern wirken
Fort und fort in Deinem Sinn,
Sinkt im Kampfe für die Freiheit
Auch noch manches Opfer hin.

Blicke nieder von den Sternen,
Tröstung spendend und Vertrau'n,
Wenn die Söhne deutscher Erde
Muthlos in die Zukunft schau'n!

Laß sie frische Thatkraft schöpfen,
Nicht verzweifelnd stille steh'n,
Ob auch Wetterwolken dräuen,
Saaten auch in Trümmer geh'n.

Unter'm Druck selbst laß' sie freudig
Enger schließen nur das Band,
Und von Deinem Geist umschwebet,
Weihen sich dem Vaterland!

Märtyrer der deutschen Freiheit,
Deinem Angedenken Ruhm! —
Eine Zähre der Erinn'rung
Dir, Verklärter, Robert Blum!

Frankfurt a. M. Bernhard Schwarzschild.

Mannichfaltigkeiten.

(Der Papst auf einer Eisenbahn!) Das wenigstens ist bis jetzt noch nicht vorgekommen. Neulich speis'te Pius IX. in Neapel bei'm Könige und fuhr zum ersten Mal in seinem Leben auf der „Strada ferrada" nach Portici zurück. Die Locomotive mußte aber ganz langsam fahren, weil von allen Seiten die Bauern an die Bahn strömten, um sich vom h. Vater segnen zu lassen.

(Paris.) Der Diebstahl nimmt auf eine betrübende Weise überhand und zeigt sich mit jedem Tage kecker und frecher. Er operirt zu jeder Stunde und unter jeder Art von Costüm; Alter, Geschlecht, Stand, Alles muß ihm dienen. Bald tritt er als Dandy, bald als Abbé, bald als mitleidige Dame, bald als junges schüchternes Mädchen, bald als achtbarer Greis u. s. w. auf; man begegnet ihm zu Fuße, zu Pferde, im Omnibus, auf der Eisenbahn; er wählt seinen Hinterhalt in der Nähe der Börse, der Banken, der Staatskassen u. s. w.; er angelt nach jeder Börse und weiß sich Eingang in jede Tasche zu verschaffen. Wir wollen nicht an dem guten Willen der Polizei zweifeln, dem Uebel zu steuern, aber ihre Mittel sind jedenfalls sehr mangelhaft und nichts weniger als ausreichend,

Der Minister des Innern hat in Paris abermals ein Stück verboten und zwar ein Vaudeville: Susanna im Bade. Die Darstellerin der Hauptrolle in diesem biblischen Stücke hatte nämlich den Anachronismus begangen, im zweiten Jahrhundert vor Christus die Mode des Jahres 1 und zwar die Morgentoilette Eva's am Tage nach der Schöpfung des Menschenpaares zu wählen. (Modeztg.)

(Paris.) Das Daguerreotypiren der Uebelthäter, um sich bei vorkommenden Fällen ihrer Person leichter zu bemächtigen, gilt nach der originellen Verhöhnung, die sich der angebliche Dieb der hunderttausend Franken, welche dem National-Comptoir entwendet worden sind, erlaubt hat, für chimärisch. Dieser ausgefeimte Spitzbube hat nämlich sein eigenes Portrait dem Herrn Polizei-Präfecten übersendet, sich über die Untreue des von der Behörde angestellten Daguerreotypisten beklagend, der ihm ein .... so vielen rechtschaffenen Leuten gemeines Gesicht gegeben.

Die in Berlin erscheinende „Buddelmeyers Zeitung" enthält nachstehenden witzigen Artikel über das „nu schonß widder jerettete Deutschland": Die „Deutsche Reform" is 'ne Zeitung von milden Ursprung un herbe Lebenserfahrungen, ene Zeitung, welche die conservative Beständigkeit predigt und seit ihre Jeburt an Wechselfieber krank liegt, ene Zeitung, welche in en Minister-Palais zur Welt jekommen is, un sich jetzt mit nen armseligen Keller behelfen muß. Mit en Wort ene Zeitung, welche den Kelch bittrer Leiden aus jetrunken hat, un aus Jalautrie och ihren Lesern dann und wann enen Kelch reicht, um mit sie uf Deutschlands Wohlerjehn anstoßen zu können. — Diese jeehrte Zeitung, die zwischen dem Boom der Offizielligkeit un der Borke der Nich-Offizielligkeit sitzen duht, diese verkündet det jroße Ereigniß, deß Deutschland schonst widder mal jerettet is! Un wer hat et jerettet? Herr Camphausen hat et jerettet, un die erschte Kammer hat ihm dabei jeholfen, un die zweite Kammer hat ihm och dabei jeholfen, mit Ausnahme von die Fraction: Kleist-Bismark-Stahl-Jerlach-Kreuzzeitung. — O Jott, wie jlücklich is doch Deutschland! Seit anderthalb Jahre schwebt et in die Rettungsperiode un wird immerzu jerettet und jerettet! Bedenken Sie mal, Muhmeken, erst hat det Vor-Parlament Deutschland jerettet, denn hat die Central-Verwesungs-Jewalt Deutschland jerettet, un denn hat Welker es jerettet, und zwarsch durch die deutsche Kaiserkrone, un denn hat des Ministerijum Brandenburg-Manteuffel Deutschland jerettet, indem er die Welker-Krone wieder verpufft hat, un denn hat der Drei-Königsbund Deutschland jerettet, und nu endlich hat Herr Camphausen Deutschland noch mal jerettet, indem er zu die Kammern jesagt hat: „Wissen Sie wat, meine Herren, wir wollen das jeehrte Misterjum en deutsches Vertrauens-Votum jeben". Dadruf antworteten die Kammern: „Mit den jrößten Vergnügen!" Un nu is Deutschland jerett't! Et kann also leicht kommen, deß Deutschland denn noch mal jerettet werden muß, un denn wird

Digitized by Google

et wahrscheinlich Ritter Bismark retten. — Ritter Bismark war och sehre tücksch über das Votum und hat sich eklig mit Beckerathen gekabbelt. Beckerath nennte ihn nämlich Deutschlands verlorenen Sohn; des ärjerte Ritter Bismarken, wodruf dieser den armen Beckerath en Bisken mit die Wiege kitzelte, die an seinen Vater seinen Webstuhl jestanden hat. Man seht doch jleich, deß Ritter Bismark in die Kreuzzeitung Bescheed weeß. In die erschte Kammer hat Präsident Jierke Redensarten von sich jelaaßen, die mir sehr lehhaft an'ne Versetzung uf'n disziplinarischen Wege erinnert haben. Liebe Muhmeken, sollte vielleicht Herr Jierke als Neffendarjus an Ihr Kreisjerichte kommen, denn sehen Sie doch zu, deß Sie ihm sein bittres Schicksal dann und wann durch en Täßken Kaffee versüßen.

Die Regierungen sind auf dem besten Wege, in vielen Beziehungen wenigstens der Gottheit immer ähnlicher zu werden. Allmächtig sind sie schon, indem sie mit den ungeheuren Kräften ihrer herrlichen Kriegsheere die Welt beherrschen und Alles nieder halten, was ihnen irgend wie feindlich entgegen steht. Allwissend werden sie auch bald werden; denn ihre Telegraphenlinien durchziehen die Länder nach allen Richtungen hin und ihre Spione entwickeln eine großartige Thätigkeit. So erfahren sie mit Blitzesschnelle, was im entferntesten Winkel des Reiches vorgeht, lernen die geheimsten Gedanken ihrer Unterthanen kennen und sind im Stande, den Böswilligen und den Uebelthäter mit ihrem Strafgerichte urplötzlich zu ereilen. Diese Allmacht und Allwissenheit kann den Völkern mit der Zeit um so furchtbarer und verderblicher werden, als den irdischen Herrschern gerade die schönste aller göttlichen Eigenschaften, die Allgüte, fehlt, und es auch durchaus keinen Anschein hat, daß sie gerade diese zu bethätigen sich bestreben werden.

(Köln, 6. Nov.) Gestern wurde hier ein interessanter Gaunerstreich verübt. Am Morgen kamen zwei elegant gekleidete, französisch sprechende Herren in den Laden eines unserer bedeutendsten Goldschmiede und Juweliere und ließen sich hier mehrere Pretiosen zur Auswahl vorlegen. Nach langem Mustern wählten sie einen Halsschmuck, verschiedene Ohrgehänge, Tuch- und Busennadeln und baten den Goldschmied, nachdem sie über den Preis des nicht unbedeutenden Ankaufes einig, sich mit ihnen in ihren Gasthof zu verfügen, um hier die Bezahlung des Betrages von ungefähr 1000 Thalern in Empfang zu nehmen. Der Goldschmied erklärte sich natürlich dazu bereit und geleitete die beiden Herren in einen unserer ersten Gasthöfe. Auf dem Zimmer der Fremden angekommen, bestellten diese sogleich Champagner zum Morgentrunke. Einer derselben überreichte dann dem Goldschmiede ein Kästchen, mit dem Ersuchen, die Pretiosen in dasselbe zu verpacken, was der Goldschmied auch sorgfältig that. Als dies geschehen, bat man ihn, eine doppelte specificirte Note auszuschreiben. Während der Goldschmied hiermit beschäftigt war, verließ einer der Fremden das Zimmer. Als dieser, nachdem die Noten schon längst fertig waren, nicht zurückkehrte, stellte sich der Andere betroffen und entfernte sich dann auch, unter dem Vorwande, einmal nachzusehen, wo sein Freund geblieben sey, und das Geld zu holen. Wer aber das Wiederkommen vergaß, waren die beiden Fremden. Der Goldschmied wußte nicht, was er von dem Ausbleiben der Herren halten sollte; da sie gar zu lange blieben, mochte er Unrath wittern; er nahm sein Kästchen, fand dasselbe sehr leicht, da er es öffnete — leer. Er war von ein paar Industrie-Rittern geprellt, welche wahrscheinlich aus der höheren Gaunerei ein Geschäft machen und hier eine eben nicht sehr feine Escamotage ausgeführt hatten. Der Wirth hatte für seine Zeche auch das leere Nachsehen, indem die Polizei die Reisekoffer der Gauner mit Stroh und Steinen angefüllt fand.

Man sollte fast meinen, der menschliche Geist sey eingerichtet und organisirt, wie der Magen. Wie dieser nämlich sich daran gewöhnt, auch die schlechtesten und selbst schädlichsten Speisen zu genießen und zu verarbeiten, so gewöhnt sich jener auch an die elendeste Geisteskost und lernt das Unsinnigste und Abgeschmackteste ohne Widerspruch verdauen.

Bem spricht nur gebrochen deutsch. Ein paar Tage vor seiner Einnahme Hermannstadt's ließ ihm General Buchner durch einen Parlamentär sagen, daß er sich ergeben solle, der General bürge ihm für seine Person. Darauf antwortete Bem dem Parlamentär: „Ich brauche nicht einen Bürgen, ich brauche sieben Bürgen" (Siebenbürgen).

Benefiz-Vorstellung für Herrn Dettmer.

Frankfurt a. M.

Nächsten Montag, den 12. d. M., wird diese Vorstellung zum Vortheil unseres geschätzten Baßisten Dettmer stattfinden. Mit der Wahl der klassischen Oper: „Die Entführung aus dem Serail", sind wir um so mehr einverstanden, als solche seit langer Zeit hier nicht gegeben und der Wunsch vielfältig geäußert wurde, dieses herrliche Tonwerk unseres großen Meisters Mozart wieder einmal zu hören. Um auch die scenische Darstellung so anziehend als möglich zu machen, hat der Benefiziant Hrn. Dornevaß und Fräul. Dittmann, Solotänzer von Darmstadt, mitzuwirken veranlaßt. Frau Behrend-Brandt wird die Constanze singen und in dieser von ihr mit bekannter Sorgfalt einstudirten Partie zum letzten Mal vor ihrer Urlaubsreise nach Hannover, wo sie zu einem Coclus von Gastrollen erwartet wird, auftreten. Da es in jüngster Zeit Brauch geworden, dem Publikum bei dergleichen Veranlassungen auch noch eine erheiternde Beigabe darzubringen, so wird der genannten Oper ein pikantes Lustspiel: „Der Alexandriner, oder: Corporal Püffke in Dresden" folgen, welches in Sachsens Hauptstadt viel Aufsehen gemacht hat und zur Charakteristik der dort stattgefundenen Belagerungszustände gehört. Endlich kommen noch lebende Bilder, aufgestellt von den Professoren Becker und Schröder. Somit dürfte Hrn. Dettmer's Benefiz sich nicht nur durch ein reichhaltiges Programm auszeichnen, sondern auch darum die freundliche Beachtung verdienen, als die rühmlichen Kunstleistungen des Benefizianten unseren Opernfreunden genugsam bekannt sind.

Theater-Anzeige.

Freitag, 9. Oct. Garrick in Bristol, Lustspiel in 4 Abth. Hierauf (zum ersten Male wiederholt): Die Rückkehr des Landwehrmanns, oder: Der Kurmärker und die Picarde (zweiter Theil), Genrebild mit Gesang und Tanz von Cohnfeld. Musik componirt und arrangirt von Riede.

Samstag, 10. Nov. (Zur 90jährigen Geburtsfeier Schiller's und bei festlich erleuchtetem Hause): Prolog von Theodor Creizenach. Hierauf: Wallenstein's Lager, dramatisches Gemälde aus dem 30jährigen Kriege in 1 Akt von Friedr. von Schiller, mit Musik und Chor. Zum Schluß und zum ersten Male: Der vierte Akt aus dem Schauspiel: Die Piccolomini, von Friedr. von Schiller. Die darin vorkommenden Märsche und die Begleitung des Reiterliedes ausgeführt von dem Musikcorps des 8. königl. preuß. Kürassier-Regiments.

Montag, 12. Nov. (Zum Vortheil des Hrn. Dettmer und neu einstudirt): Die Entführung aus dem Serail, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart. Während und nach der Oper Tänze, ausgeführt von Fräul. Dittmann und Hrn. Dornevaß, Solotänzer vom Hoftheater zu Darmstadt. Hierauf (zum ersten Male): Der Alexandriner, oder: Corporal Püffke in Dresden, Genrebild in 1 Akt von Hahn. Zum Schluß: Lebendes Bild: Il Decamerone, von Winterhalter. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 269. Samstag, den 10. November 1849.

Das Schloß von Croyat.

Nach dem Französischen des Paul Feval bearbeitet von August Marckhoff.

(Fortsetzung.)

„Heilige Jungfrau! Heilige Jungfrau! . . .“ murmelte die Alte schaudernd, „es ist ganz dieselbe Nacht wie damals! der Wind heulte . . . der Regen strömte . . . ach! es war schrecklich! . . .“

Die Alte ließ die Leinwand los, die alsbald bis an das andere Ende des Saales flog. Sie fuhr fort, zum Herde zurückkehrend: „Es klopfte an's Fenster . . . ich wußte, daß die Gastfreundschaft für ihn der Tod seyn würde; auch antwortete ich nicht . . . Er rief: Therese!“

„Therese!“ schallte es draußen.

„Hu! ich werde toll!“ sagte die Alte, die ihre Stirn mit beiden Händen faßte.

„Therese!“ wiederholte die Stimme.

„Mein Gott! . . . mein Gott! . . . sey barmherzig! . . .“

„Therese!“ wiederholte die Stimme zum drittenmale.

Man klopfte barsch an die Fensterscheiben.

„Es ist seine Stimme,“ sagte die Alte, deren Aufregung bis zum Wahnsinn stieg.

„Mein Gott! . . . Heilige Jungfrau . . .“ Sie hielt mit konvulsivischer Gebärde die Ohren zu, alle Heiligen anrufend; dann faßte sie einen verzweifelten Entschluß und ergriff die Lampe: „Heute wie damals! . . .“ sagte sie in wildem Tone.

Einen Augenblick darauf war die Thür weit geöffnet und Therese stand auf der Schwelle. Ein Geräusch von Schritten ließ sich hören. Die Alte erhob die Lampe und sah in die Dunkelheit hinaus.

„Er! . . . er! . . .“ sagte sie mit Schrecken. Sie fiel mit dumpfem Geräusch rücklings nieder und ließ die Lampe fallen, die erlosch. Ein Mann war eingetreten.

„Wohlan, ich werde diesen Abend nichts daraus ziehen können!“ sagte der neue Ankömmling, kaltblütig die Lampe wieder anzündend; „Therese, stehe auf, gute Frau.“

Mit diesen Worten näherte er das Licht und schien auf dem blassen Antlitze der alten ohnmächtigen Frau die Linien und Konturen eines andern Gesichtes zu suchen.

„Es sind seitdem zwanzig Jahre verflossen! . . .“ sagte er endlich. „Möge Gott ihr verzeihen, wie ich es aus Grund meines Herzens thue! Arme Kreatur! . . . sie war nur das Werkzeug der That . . . es wäre eine armselige Rache, die ihre Opfer so niedrig treffen müßte.“ Er hob die Alte auf und trug sie zu ihrem gewöhnlichen Sitze; dann fachte er das Feuer wieder an, um seine vom Frost erstarrten Glieder wieder zu beleben, und setzte sich ihr gegenüber in die andere Ecke des Kamins. Es wäre schwer gewesen, das Alter dieses Mannes zu bestimmen. Sein Gesicht war gelb, seine Haare weiß. Seine Glieder, nach ihrer Muskelstärke und Form zu urtheilen, mußten einst sehr schön proportionirt gewesen seyn, aber jetzt ließ ihre erstaunliche Magerkeit nur einen fast gigantischen Wuchs erkennen. Sein Kostum war aus verschiedenen und fast widersprechenden Elementen zusammengesetzt. Er trug weite Beinkleider, und hatte um seine Schultern einen weiten Kavalleriemantel geschlungen, der abgenutzt und an mehreren Stellen sogar durchlöchert war. Er blieb lange Theresen gegenüber, und schien ungeduldig ihr Wiedererwachen zum Leben zu erwarten, scheute sich jedoch, sie mit seinen Händen zu berühren. Einmal erhob er sich und ging durch das Zimmer. Endlich bewegte sich Therese.

„Es ist ein schrecklicher Traum,“ murmelte sie, mit der Hand über ihre noch geschlossenen Augen fahrend.

„Es ist kein Traum, Weib!“ sagte er mit dumpfer Stimme; „aber fürchte nichts, Deine Schwäche rettet Dich.“

Bei'm ersten Worte schüttelte ein konvulsivischer Schauder die Glieder der Alten, dann schloß sie die Augen und blieb unbeweglich. Der Schreck benahm ihr jede Kraft und jeden Willen, ihr Athem und das fieberhafte Zucken ihrer Lippen und ihrer Nasenlöcher waren die einzigen Lebenszeichen, die ihr Körper von sich gab.

„Ist sie todt?“ sagte der Unbekannte zu sich.

„Todt, in jener nämlichen Nacht,“ antwortete Therese, „und doch wer weiß? . . .“ versetzte sie leiser, als wenn sie zu sich selbst spräche, „ich glaubte ihn todt! ihn auch!“

Der Unbekannte hatte seine erste Frage in jenem Tone gethan, der die Antwort schon enthält. Bei der zweiten zögerte er: „Aber . . .“ sagte er bewegt, „sie war schwanger! . . .“

„Todt, indem sie ihrem Kinde das Leben gab.“

Der Unbekannte athmete leichter. Ein Freudenstrahl glänzte in seinen Augen. „Meine Tochter!“ rief er! „denn es ist wohl eine Tochter, nicht so, gute Therese? . . . oh! ich vergebe Dir Alles! . . . Alles, hörst Du? . . . wenn Du mir sagst, daß sie meine Tochter ist! . . .“

„Wer? . . .“ sagte Therese gleichgültig.

„Das Kind, das dieser Mann überall sucht . . . das Kind, das ich . . . das die Chouans in ihrer Gewalt hielten . . .“

Therese schüttelte das Haupt. „Die junge Frau gebar einen Knaben, und keine Tochter . . .“ murmelte sie.

„Aber dann . . . dieses Kind? . . .“

„Baptiste Moustier ist sein Vater.“

„Die Tochter von Moustier! . . .“ rief der Unbekannte. Er sprach diese Worte mit harter und rauher Stimme. Die Adern seiner Stirne schwellen plötzlich auf, während ein Blutgedanke seinen Sinn durchkreuzte. „Ach! das wäre eine leichte und schreckliche Rache! . . .“ murmelte er plötzlich, indem er seinen Platz, der Alten gegenüber, verließ, um den Saal mit großen Schritten zu durchmessen. Aber er beruhigte sich wieder und legte seine

Digitized by Google

beiden Hände auf sein Herz. „Nein," erwiederte er. „Ach nein! mag er sein Kind behalten! . . . Gott wird mein Mitleiden belohnen . . . er wird mir vielleicht meines wiedergeben . . . meinen Sohn! . . . meinen Sohn! . . ." fügte er laut hinzu, die Hand auf Theresens Schulter legend, welche diese Berührung noch mehr niederdrückte.

„Du hast mir gesagt, ich habe einen Sohn . . . wo ist er? wo ist er . . . so antworte doch! . . ."

Therese schwieg.

„Wo ist er?" wiederholte der Unbekannte, dessen Stirn von Schweiß troff. „Ach! antworte mir aus Barmherzigkeit! . . . wo ist er?"

Die Alte machte eine Gebärde der Müdigkeit und der Schwachheit; sagte jedoch mit zitternder und leiser Stimme:

„Todt, wie sie!"

„Ist es möglich! . . ." rief der Unbekannte zu Boden geschmettert.

„Todt wie Du," versetzte die Alte; „denn Du bist todt! . . . ich habe Dein Blut auf dem Fußboden im Zimmer des alten Grafen gesehen . . ."

„Aber er, Weib! . . . mein Sohn! . . . mein Sohn! . . ."

„Die Chouans haben ihn, Deinen Sohn, zum Gefangenen gemacht! . . . und verwahren die Chouans jemals ihre Gefangenen 24 Stunden? . . . lasse mich!"

„Gott sey gelobt!" murmelte der Unbekannte mit einem Tone der Inbrunst, der seltsam mit Theresens Worten kontrastirte.

Die Alte schauderte. „Im Namen des Vaters, des Sohnes! . . ." begann sie, mit Anstrengung ihren Arm aufhebend, um ein Kreuz zu schlagen.

„Sein Name!" unterbrach der Unbekannte.

„. . . Und des heiligen Geistes!" vollendete Therese. „Weiche von hinnen, Satan! . . ."

„Sein Name! sein Name! . . ."

„Bernard, Charles Bernard . . . und nun noch einmal im Namen des Vaters! . . ."

Bevor jedoch diese zweite Beschwörung vollendet war, hatte der vermeintliche Teufel seinen großen Mantel, der ihn in seinem Laufe gehindert hätte, hinwerfend, mit einem Sprunge die Thüre erreicht, und entfernte sich schnell in der Ebene.

(Fortsetzung folgt.)

Umschau in Literatur und Kunst.

(Schluß.)

Die Literatur des deutschen Parlamentes wird immer reichhaltiger; für die nächste Zeit stehen mehrere Schriften darüber in Aussicht, die deshalb ein besonderes geschichtliches Interesse haben werden, weil sie von Mitgliedern des Verfassungsausschusses herrühren. So sind von Droysen und Max Duncker zwei Schriften angekündigt. Außerdem stehen von Wurm in Hamburg und von Carl Jürgens zwei Bücher in Aussicht, abermals also wieder zwei Beleuchtungen vom Standpunkte des linken und des rechten Centrums.

Eine neue romantische Tragödie: „Svend Dyrings Haus" von Henrik Hertz, dem Dichter von „König René's Tochter", ist in Berlin am 29. Oct. aufgeführt und — durchgefallen. Die Tragödie ist, nach Berliner Kritikern, ein lockeres Gewebe unmotivirter und zusammenhangsloser Vorgänge, der Grund des tragischen Conflictes ein Zufall ohne Sinn und Zweck. Die Sprache des Stückes soll jedoch von einer gewissen kindlich-poetischen Empfindung seyn, von der man sich berührt und an einzelnen Stellen lieblich angesprochen fühlt.

Karl Gutzkow ist jetzt mit dem zweiten Theile der Trilogie beschäftigt, mit welcher er die Jugendzeit Goethe's dramatisch illustriren will. Die Hauptmomente dieses zweiten Stückes bilden Goethe's Liebe zu Gretchen und die Kaiserkrönung zu Frankfurt. Diesmal wird also die Sprache dieses Stückes wohl eine deutsche seyn, dankbar genug ist der Stoff allerdings. Das dritte Stück soll dann den Dichter in seinem Aufenthalte zu Leipzig darstellen. Auch hier hat Herr Gutzkow wieder sehr schlau gewählt; Gellert, Gottsched und die Gottschedin, wie überhaupt die ganze gelehrte Welt des damaligen Leipzig bilden in diesem Stücke den Hintergrund. Voraussichtlich wird es mit diesen beiden Stücken dem Dichter besser gehen, als mit dem ersten; mit dem „Königslieutenant" sieht es auf sämmtlichen Bühnen jetzt schon sehr bedenklich aus.

Mosenthal, der Dichter der „Deborah", hat ein neues Stück vollendet welches den Titel „Cäcilie von Albano" führt.

Rudolf Gottschall hat ein neues Stück: „Major Schill" vollendet, welches in Königsberg mit dem größten Beifall aufgeführt ist. Der Dichter wurde vier Mal gerufen.

In Paris sind die bedeutenderen Opernkomponisten sehr thätig. Auber ist mit einer neuen großen Oper: „Der verlorene Sohn" beschäftigt, zu der ihm wieder Scribe den Text geliefert hat. Von Halevy ist eine Oper: „Die Rosenfee" aufgeführt, die indeß weit weniger gefallen hat, als das „Thal von Andorra". Großes Glück macht Adams „Toreador", über den selbst Meyerbeer ein sehr günstiges Urtheil gefällt hat. Eine einactige Oper von Adam wird in der großen Oper einstudiert.

In Berlin erscheint nächstens ein Roman aus der Feder der Gattin des aus den ersten Tagen des Frankfurter Parlaments her bekannten Professors Kapp. Die geistreiche Dichterin, durch Familienverhältnisse nach verschiedenen Seiten hin in das tragische Geschick des ersten deutschen Parlaments verflochten — sie ist eine Schwester des gefl. Herrn v. Rappard — lebt in Soest. Der neue Roman „Manhold" ist das erste dichterische Erzeugniß der Frau Kapp, das zum Druck gelangt. (Wes.-Ztg.)

Fürst Schwarzenberg und Fürst Radziwill.

Die „Constitutionelle Zeitung" äußert sich über diese beiden vielbesprochenen Persönlichkeiten in folgender Weise:

„Seltsames Verhängniß! das Fürst Schwarzenberg und Fürst Radziwill, diese beiden Träger der Namen berühmter Fürstengeschlechter zu Handlungen treibt, die in geradem Widerspruch mit den Thaten ihrer Vorfahren stehen.

Was die Ahnen Schwarzenbergs gethan haben zur Verherrlichung Deutschlands und die Ahnen Radziwills zur Verherrlichung Polens, wird in den Staub gezogen durch die Demüthigung, welche ihre Sprößlinge jetzt auf Geheiß des Czaaren dem deutschen und dem polnischen Namen bereiten.

Es war nicht ohne tiefere Absicht, daß ein Radziwill, ein Sprößling desselben Geschlechts, welches den Thron der alten Czaaren einst erzittern machte, vom Kaiser zu dem schimpflichen Auftrage gebraucht wurde: „seine eigenen Landsleute ihren Feinden zu überantworten", sie den Händen der „unchristlichen Türken", die sie gastlich aufgenommen hatten an ihrem Herde, zu entreißen, um sie an das „christliche Rußland" auszuliefern, wo Galgen und Knute ihrer warteten . . .

Daß Kaiser Nikolaus einen Fürsten Radziwill zu solch schimpflicher Sendung erkor, finden wir natürlich; unnatürlich aber finden wir es, daß ein Fürst Radziwill solche schimpfliche Sendung annahm!

Es mußte dem Stolze des Autokraten keine geringe Genugthuung seyn, dem Sprößling eines alten Polengeschlechtes, — aus dem königlichen Hause Gedimins entsprossen, das Jahrhunderte hindurch zu Rußlands gefürchteten Feinden gehörte, das

Digitized by Google

eine seiner Töchter (Barbara) auf den polnischen Thron gesetzt (1550), das sich nach und nach mit den vornehmsten deutschen Fürstenhäusern: Hohenzollern, Anhalt-Dessau u. verschwägerte — jetzt als den willenlosen Vollstrecker seiner Befehle zu entsenden zur Demüthigung des polnischen Namens."

Mannichfaltigkeiten.

In dem nahen Hanau haben preußische Pioniere auf dem Schlachtfelde der Hanauer Schlacht gegraben, und fanden nicht sehr tief unter der Erde viele Kanonenläufe, Laffetten, gefüllte Kartätschen, Kanonenkugeln und andere Ueberbleibsel aus der fürchterlichen Schlacht. In einem hohlen Baume aber fand sich das Skelett eines französischen Kürassiers in voller Rüstung mit Stahlpanzer, Helm und Stulpstiefeln, — Alles im besten Zustande. Der Unglückliche war wahrscheinlich im Laufe der Schlacht verwundet in jenen Baum gekrochen und dort gestorben. Das Skelett wurde mit der Rüstung mit kriegerischen Ehren begraben. (Freib. Ztg.)

Zur Berichtigung einer jüngst in der Didaskalia gegebenen Bemerkung über die Beschäftigung unserer flüchtigen „deutschen Girondisten" können wir in Bezug auf Moritz Hartmann den Freunden des Dichters die Mittheilung machen, daß derselbe soeben einen Roman aus der früheren böhmischen Geschichte, unter dem Titel: „Ein Bauernkrieg" vollendet hat, der in kurzem in der literarischen Anstalt dahier erscheinen wird. Nach einer flüchtigen Einsicht in das Manuscript glauben wir der deutschen Literatur und dem deutschen Lesepublikum eine ausgezeichnete, fesselnde Erwerbung mit diesem Buche versprechen zu dürfen. Es behandelt eine halb idyllische, halb historische, in beiden Beziehungen aber durchaus poetische Episode aus dem Erbfolgekrieg nnd zeigt uns die inneren volksthümlichen Zustände Böhmens in dem interessantesten Lichte.

In einem Artikel der „Times" wird darauf hingewiesen, daß London immer mehr der eigentliche Mittelpunkt der civilisirten Welt werde. Ihre Verbindungen mit allen Theilen der civilisirten Welt sind eben so weit verbreitet, als schnell und sicher. London ist jetzt der Mittelpunkt der großen Missionsgesellschaften, der Bibelgesellschaften, der Freihandelsbewegung, des, wenigstens seiner Idee nach löblichen, wenn auch nicht gerade in der Wirklichkeit einflußreichen Friedenscongresses. Auch ist London das Asyl der politischen Flüchtlinge aller Nationen; die Vertreter der niedergeschmetterten Republik Rom, die Führer der zu Boden geworfenen Völkerschaften Ungarns und Polens, sogar die Republikaner Frankreichs haben, wie einem Naturgesetze folgend, den Sitz ihrer betreffenden Emigranten in London aufgeschlagen.

(Waadt.) Das Kriminalgericht hat während der ganzen letzten Woche Sitzung gehalten zur Beurtheilung eines glücklicher Weise seltenen Kriminalfalles. Eine Mutter gestand die Ermordung dreier Kinder, jedes Mal 8, 10 und 12 Tage nach ihrer Geburt, und einen Mordversuch an ihrem jüngstgebornen, vierten. Der Vater war der Mitschuld an diesem scheußlichen Verbrechen angeklagt. Die Bevölkerung von Lausanne, entrüstet über einen solchen Kriminalfall, wohnte den Verhandlungen ungemein zahlreich bei. Gerichtliche Medizin kam hier vorzugsweise zur Sprache, da es sich darum handelte, zu ermitteln, ob die nach eigenem Geständniß der Mutter den vier Kindern gegebenen Dosen von Mohnsyrup den Tod herbeiführen konnten oder nicht. Der Angeklagte, Hermenjat mit Namen, läugnete seine Mitschuld fortwährend. Das Verdikt der Jury sprach nur gegen die Frau Hermenjat das „Schuldig" aus, und so wurde diese zu 30 Jahren Gefängniß, der nach der Todesstrafe größten Strafe, verurtheilt. Die Todesstrafe konnte trotz des eigenen Geständnisses nicht gefällt werden, weil der Tod der drei ersten Kinder schon vor mehr als drei Jahren erfolgt war.

Die am 3. November angekündigte Vorstellnng zum Benefiz des Herrn Balfe, seine Oper: „Die Zigeunerin" nebst Konzert unter Mitwirkung der Damen Cruvelli und des Violinisten Hrn. Piris, mußte wegen Unpäßlichkeiten mehrerer Sänger unterbleiben, demzufolge Hr. Balfe nebst Familie am 8. Nov. nach Hannover und Berlin abgereis't ist. Dem Vernehmen nach aber wird Hr. Balfe im Januar zurückkehren, um eine romantische Oper von seiner Composition: „Kiolanthe", mit deren Uebersetzung sich Hr. Carl Gollmick beschäftigt, auf unserer Bühne in Scene zu setzen.

Wenn jedem Auferstehungsfeste ein Aschermittwoch und Charfreitag vorhergehen muß, so wollen wir uns trösten, daß jetzt die leidende Germania so viele Geißelstreiche erhält, von einem hohen Priester (der Themis oder des Staatsrechts) zum andern, von Pontius zu Pilatus, von Herodes zum Reineke dem Fuchs geschickt, und endlich doch vielleicht zum Kreuzestode verdammt wird, weil sie das Gesetz des alten Bundes verletzt hat. Vielleicht ist der Auferstehungstag und die Anerkennung des neuen Bundes näher, als wir glauben. Wenigstens kann es nichts schaden, wenn wir unsern Muth mit dieser Hoffnung aufrecht erhalten.

Homer erzählt, wie einst der erzürnte Jupiter die hinterlistige Juno, obgleich sie seine Gemahlin und die stolze Königin des Himmels war, mit zwei Amboßen an den Füßen, zwischen Himmel und Erde aufgehängt habe, weil sie den ihr verhaßten Herkules verfolgte und ihm den künftigen Zutritt zu der Götterversammlung verschließen wollte. In den Hofcamarillen, welche bei den Staatsactionen hinter den Coulissen mitspielen, befinden sich, wie man sagt, auch hier und da hohe und höchste Damen, welche die Souffleusen mancher Heldenrollen seyn sollen, wenn es darauf ankommt, den starken Herkules der Volkskraft niederzuschmettern, oder ihm Knebel, Ketten und Maulkörbe zu bereiten, und denen man deßhalb eine ähnliche Strafe, sey es auch nur im figürlichen oder metaphorischen Sinne, wünschen möchte. So munkelt man mit besonderem Unwillen von einer listenvollen Juno oder Iris am österreichischen Hofhimmel, welche schon längst böse Nebel und Ungewitter für das arme Land bereitet hat, und jetzt bei dem beliebten Hängen der ungarischen Patrioten die Hand stark im Spiele haben soll.

(Die Möbeln des Herrn v. Radowitz.) Diese welthistorischen Möbeln sind von Erfurt, dem sie bekanntlich den alten Glanz wieder verschaffen sollten, glücklich nach Frankfurt zurückgebracht. Die Bewohner Erfurts gaben dem Frachtwagen, der sie entführte, trauernd das Geleit bis an die Gränze des Stadtweichbildes. Hier in Frankfurt, das nun sein Palladium wieder gewonnen hat, scheint man (woran ohne Zweifel eine Intrigue des Reichs-Ministeriums Schuld ist!) dem Wiedereintreffen der Möbeln nicht die ungeheure Wichtigkeit beizulegen, die dasselbe verdient. Wie es heißt, steht übrigens die Rückkehr des Hrn. Schöffen Harnier von Berlin mit dem Eintreffen der Möbeln in naher Verbindung. Die Möbeln wurden alsbald nach ihrem Wiedereintreffen in der für Hrn. v. Radowitz bestellten Wohnung, Zeil 58, unter Beaufsichtigung, ausgepackt und aufgestellt. Die chaise percée des Hrn. v. Radowitz, welche seit der Abreise desselben sich im Redaktions-Bureau der deutschen Zeitung befunden und dort Politik getrieben und die Redaktion inspirirt hatte

Digitized by Google

(dieß Stätte, die ein großer Mensch betrat, ist eingeweiht u. s. w.), ist ebenfalls von dort zurückgebracht und harrt in der bezeichneten Wohnung ihres Besitzers.

Korrespondenz.

Wiesbaden, im November.

Unsere Theaterverhältnisse sind in ein neues Stadium getreten. Hr. Gustav Schmidt, welcher in der Stellung eines Kapellmeisters, unter Beihülfe des Hrn. Dr. Meier, zugleich auch den technischen Direktor in sich vereinigt, hat, was namentlich den musikalischen Theil seines Wirkungskreises betrifft, bereits gezeigt, daß er sein Regiment zu handhaben versteht und unser wackeres Orchester, welches jedoch in seinem bisherigen Disciplinarzustande etwas verwildert war, zollt ihm bereits die verdiente Achtung. Was das Regiment der Bühne selbst betrifft, so haben sich Hrn. Schmidt mancherlei Hindernisse entgegen gestellt, welche zu beseitigen dessen ganze Thätigkeit für lange Zeit ausschließlich in Anspruch nehmen dürfte. Zu diesen Hindernissen zählt hauptsächlich der Zustand unserer Oper, bei der einige der ersten Fächer ganz fehlen. Wir haben keine Coloratursängerin, keinen Helden, und da Hr. Eberius auch abgeht, keinen lyrischen und zweiten Tenor, keinen ersten Bassisten und keinen Baß-Buffo. Bei dem jetzigen Mangel an guten Sängern und Sängerinnen wird es schwer halten, diese Stellen würdig zu besetzen, und zu großartigen Gastspielen ist unsere wenig bemittelte Theaterkasse nicht ausreichend. Fräul. Kern, welche mit Fleiß und lobenswerther Ausdauer bis jetzt überall aushalf, kann dies in die Länge nicht, sie würde ihre Kräfte zu sehr erschöpfen. Hr. Stepan mit seiner kolossalen, prachtvollen Stimme kann die Oper doch nicht allein auf die Schulter nehmen. Durch den Abgang des Tenoristen Pecz nach Darmstadt hat die Oper einen empfindlichen Stoß erhalten, und wir glauben, daß von Seiten der früheren Verwaltung mit nicht viel Tact zu Werke gegangen wurde, dies Engagement hätte sich sonst nicht zerschlagen. Gerade so ist es bei Fräul. Rummel gegangen. Man wird lange suchen können, bis diese Sängerin ersetzt wird. — Im Gegensatz zur Oper steht dagegen das Schauspiel, was früher umgekehrt war, auf einer erfreulichen Stufe. Anerkennend nennen wir die Damen Flindt, Daun und Fürst; das männliche Personal läßt wenig zu wünschen übrig. An Hrn. Nerking hat als jugendlichen Helden die Bühne eine Acquisition gemacht, zu der wir ihr gratuliren. Hier ist Poesie und rhetorischer Aufschwung vereinigt, und es hat Hr. Nerking demnach nicht fehlen können, sich in so kurzer Zeit die Gunst des Publikums zu erwerben. Für jugendliche Liebhaber ist Hr. Wilke engagirt. Ein junger Mann mit einem schönen Talent, der zwar langsamer, aber sicher seine Bahn bricht. Als Charakterspieler und Intriguant haben wir in Hrn. Weilenbeck einen eben so würdigen Repräsentanten seines Faches, als denkenden Schauspieler. Hr. Dr. Meier hat sich in seinen Rollen im Conversationsstücke, sowie seinen Heldenvätern bei den Wiesbadnern beliebt gemacht. Als Komiker nimmt Hr. Weisinger unter den Collegen seines Faches gewiß eine ehrenvolle Stelle ein. Sein Humor ist, sowie seine stets treffenden Extempores unübertrefflich. Im chargirten Fache leistet Hr. Tiez Vorzügliches und es ist derselbe stets gerne gesehen. — Die pecuniären Mittel, welche der Anstalt zu Gebote stehen, haben sich durch den Zuschuß, welchen die Landstände bewilligt, günstiger gestellt, und wird die jetzige Direktion einsichtsvoll verfahren, so können sich die hiesigen Bühnenverhältnisse nur erfreulich für die Zukunft gestalten.

Frankfurt, 8. Nov.

Vergangenen Sonntag ist hier ganz in der Stille eine kleine Feier begangen worden, die auch in weitern Kreisen bekannt zu werden verdient. Es war dies die durch die Schuldirektion der Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und deren Hülfswissenschaften, wie alljährlich, vorgenommene Preisvertheilung an die fleißigen und strebsamen Schüler. Der Preisvertheilung ging eine Prüfung und eine Anrede des Hrn. Schuldirektors Fester und Hrn. Oberlehrers Gräf voraus. Diese Männer machten in gediegenen Worten auf den Zweck der Feier und der Anstalt überhaupt aufmerksam. Diesem Schulfeste wohnte auch Se. kais. Hoheit der Erzherzog Reichsverweser und der jüngere Bürgermeister, Hr. Dr. Cöster, welche Gäste durch eine Deputation empfangen wurden, bei. Der Erzherzog hatte bei einem früheren Besuche dieses Instituts, nachdem derselbe alle Anordnungen und vielseitigen Verzweigungen dieser von edlen Menschenfreunden für Geistesbildung gegründeten Anstalt in Ansicht genommen hatte, den Wunsch ausgesprochen, diesem Feste persönlich beizuwohnen. Als nun die Preise an die ausgezeichnetsten Schüler vertheilt werden sollten, wünschte der Erzherzog, den würdigen Zöglingen die Belohnung selbst zu überreichen. Nach Beendigung dieses feierlichen Aktes richtete Se. kais. Hoheit an die sämmtlichen Schüler eine umfassende herzliche Ansprache, welche ihnen durch den schönen Ausdruck edelster Wahrheit für Geist, Gemüth und das Hinanstreben zur möglichsten Vervollkommnung ein unvergeßliches Denkmal seyn und bleiben wird. In dem Saale, worin in bedeutender Anzahl die Arbeiten der Architektur und freien Handzeichnungen aufgelegt waren, gab der greise Fürst seine vollkommenste Zufriedenheit und Freude über das Streben und den Fleiß der Schüler zu erkennen. Möge der schöne Geist dieser Anstalt, welchen die ernstbewegte Zeit mit ihren gewaltigen Schwingen nicht hemmen konnte, sich in seiner Wirksamkeit zum Nutzen und Gedeihen noch immer mehr ausdehnen und fortbestehen! Möge er mit edlen Regungen die Herzen aller verehrlichen Mitglieder für Milde und ausdauernder Thatkraft zur Veredlung der hinanschreitenden Jugend, durch den ersichtlichen Fortgang dieses schönen Strebens belohnen und zahlreich dem Verein neue Mitglieder zuführen!

Eine Bitte.

(Frankfurt, 7. Nov.) Wir ersuchen die hiesige Gesellschaft „Lyra", die sich durch ihre künstlerischen und geselligen Produktionen so vortheilhaft auszeichnet, die neuliche Vorstellung der „Schweizerfamilie" baldigst zu wiederholen und zwar zu Gunsten der unschuldigen und unglücklichen Kinder des deutschen Dichters Gottfried Kinkel. Es sey nicht sowohl eine politische Demonstration, als der Drang des besseren Menschheitsgefühles, welcher die Wiederholung jener Vorstellung veranlassen möge und in dieser wie in jeder anderen Beziehung wird gewiß ein zahlreiches Publikum die Bemühungen der künstlerischen Gesellschaft mit lebhaftem Danke lohnen!

Im Namen vieler Freunde der Kunst und der Humanität.

Das Konzert des Hrn. Stigelli findet wegen Unpäßlichkeit des Veranstalters erst nächsten Donnerstag, den 15 d., statt.

Schiller's Geburtstag

wird am 11. d. im Saale der Loge „Socrates" von dem „Redeverein" gefeiert, wozu die geehrten Beförderer des Vereins und sämmtliche Mitglieder hierdurch eingeladen sind. Außer diesen hat Jedermann Zutritt, der am Eingange einen beliebigen Beitrag zur Deckung der Kosten erlegt; jedoch erwartet man nicht unter 12 kr. Der Anfang ist genau um 5 Uhr.

Johann Hartig.

Theater-Anzeige.

Samstag, 10. Nov. (Zur 90jährigen Geburtsfeier Schiller's und bei festlich erleuchtetem Hause): Prolog von Theodor Creizenach. Hierauf: Wallenstein's Lager, dramatisches Gemälde aus dem 30jährigen Kriege in 1 Akt von Friedr. von Schiller, mit Musik und Chor. Zum Schluß und zum ersten Male: Der vierte Akt aus dem Schauspiel: Die Piccolomini, von Friedr. von Schiller. Die darin vorkommenden Märsche und die Begleitung des Reiterliedes ausgeführt von dem Musikcorps des 8. königl. preuß. Kürassier-Regiments.

Sonntag, 11. Nov. Der Maurer und der Schlosser, komische Oper in 3 Abth., nach dem Französischen des Scribe von Fr. Ellmenreich, Musik von Auber. Hierauf: Die Rückkehr des Landwehrmanns, oder: Der Kurmärker und die Picarde (zweiter Theil). Genrebild mit Gesang und Tanz von Cohnfeld, Musik componirt und arrangirt von Riede.

Montag, 12. Nov. (Zum Vortheil des Hrn. Dettmer und neu einstudirt): Die Entführung aus dem Serail, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart. Während und nach der Oper Tänze, ausgeführt von Fräul. Dittmann und Hrn. Dornevaß, Solotänzer vom Hoftheater zu Darmstadt. Hierauf (zum ersten Male): Der Alexandriner, oder: Corporal Püffke in Dresden, Genrebild in 1 Akt von Hahn. Zum Schluß: Lebendes Bild: Il Decamerone, von Winterhalter. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 270. Montag, den 12. November 1849.

Das Schloß von Croyat.

Nach dem Französischen des Paul Feval bearbeitet von August Marckhoff.

(Fortsetzung.)

IV.

Die Höhle.

Das Schloß von Croyat wurde von einem felsigen Hügel beherrscht, auf dem große Granitmassen ihre verwitterten Spitzen inmitten des Buschwerkes zeigten.

Unsere geheimnißvolle Person erstieg den Hügel im Laufe und eilte ihn eben so wieder hinab. Er ging neben dem ungeheuren Hochwalde hin, der sich, soweit der Blick reicht, in der Richtung nach Lanmeur hin erstreckt.

„Charles Bernard," wiederholte er im Lauf, „das ist wohl der Name des jungen Mannes! . . . Gott sey Dank, ich habe befohlen, daß ihm kein Leides geschehen! . . . sollten aber nicht die Narren . . ." Er vollendete nicht, aber diese Befürchtung schien ihm ein neuer Stachel, und er beeilte seinen Lauf noch mehr. Eine Viertelmeile vom Schlosse verließ er plötzlich den bisher eingeschlagenen Weg und drang in das Dickicht. Kaum hatte er zwanzig Schritte in dieser Richtung gemacht, als er sich kräftig angehalten fühlte; seine Hand suchte instinktmäßig einen Degen an seiner Seite, aber er war unbewaffnet. In einem Augenblicke war er von zehn Individuen umgeben, die er für Bauern aus dem Flecken Croyat erkannte.

„Hierher! . . . Herr Moustier!" riefen sie, „wir haben Einen!"

Man bemerkte bald den Schein mehrerer Laternen zwischen den Bäumen durch; sie nahten sich eilig. Der Gefangene hatte noch kein Wort gesprochen.

„Wohl denn," sagte er in diesem Momente, gerade laut genug, um verstanden zu werden, „sollte es nöthig seyn, daß sich der Teufel hinein mische! . . ."

Der, welcher ihm am nächsten stand, riß einem seiner Kameraden, der mit einer kleinen Laterne herbei geeilt war, dieselbe aus der Hand und leuchtete dem Gefangenen in's Gesicht.

„Der Bettler!" sagte er, den Gefangenen sogleich loslassend. Jeder wiederholte den Ausruf, mehrere Schritte zurückweichend.

„Er hat seinen Mantel nicht . . ." bemerkte Herve mit halber Stimme.

Die Laternen näherten sich. Der Bettler berechnete mit einem Blick den Zeitraum, dessen er bedurfte, um auf den schwerfälligen Verstand seiner Wächter zu wirken.

„Ihr Bauern!" sagte er mit feierlicher Gebärde, „ich gehe an einen Ort, wo der Teufel genug hat . . . wenn er mich einmal an dem Zipfel meines Mantels halten könnte!"

„Er geht zum Sabbat," unterbrachen zugleich mehrere Bauern, „lassen wir ihn los, sonst begegnet uns noch Unglück! . . ."

„Wo ist er?" rief Moustier, der nur noch ungefähr sechzig Schritte entfernt war.

„Platz im Namen des Teufels, oder Fluch Euch!" sagte der Bettler herrisch, und eilte im nämlichen Augenblicke fort.

„Wo ist er? . . ." wiederholte Moustier, als er zu dem Haufen kam.

Die verwirrten Bauern wagten nicht zu antworten. Der kühnste ergriff das Wort:

„Es war nichts, Herr Moustier," sagte er, „es war der Bettler . . ."

„Ihr habt ihn entfliehen lassen? . . . wohin? wohin . . ."

Während er diese Frage that, lud Moustier schnell sein Gewehr. Herve bezeichnete die Richtung, die der Flüchtling eingeschlagen hatte. „Folgt mir!" rief er. Er ergriff eine Laterne und stürzte sich in das Gebüsch. Bei'm Scheine der Laterne sah er das Laub in der Ferne sich bewegen, und schoß sogleich sein Gewehr dahin ab. Dann eilte er gebückten Hauptes vorwärts, mit dem Blicke jede Erdscholle betrachtend. Bald stieß er einen Freudenschrei aus: er hatte Blut entdeckt.

„Wir haben ihn, Bauern!" rief er; „verliert seine Spur nicht!" Seine Freude war jedoch von kurzer Dauer, die Spur verschwand plötzlich nach einigen Schritten. Moustier schien auf seltsame Weise in seiner Erwartung getäuscht; er schalt seine Leute, die ganz erstaunt über den Werth waren, den er auf diese Gefangenschaft legte, und befahl den Rückzug, ohne sich weiter mit dem Schicksal seiner Tochter zu beschäftigen, als wenn der Fang dieses Mannes der eigentliche Zweck der Expedition gewesen wäre.

Die Bauern, denen nur darnach verlangte, in ihr Bett zu kommen, gehorchten, als sich fern im Gehölz ein Schrei hören ließ.

„Hört!" sagte Moustier mit erschreckter Miene.

„Es ist der Ruf des jungen Herrn!" schrie fröhlich Herve; „ich würde ihn unter Tausenden erkennen." Dann mit seinen beiden Händen eine Art Sprachrohr bildend, stieß er einen langgedehnten schallenden Ton aus.

Charles, denn dieser war es wirklich, wiederholte seinen Ruf, und gelangte bald, dem Tone der Bauern nachgehend, zur Truppe. Er war 24 Stunden Gefangener bei den Chouans gewesen. Einer von diesen, der lange schon die Bande verlassen wollte, war ihm bei seiner Flucht behülflich gewesen. Anna war noch in ihrem Verwahrsam.

Moustier schüttelte Charles väterlich die Hand. Als dieser die Gefangenschaft des jungen Mädchens erwähnte, schien der Herr von Croyat nicht sehr Mühe zu haben, seine Bewegung zu unterdrücken; er fragte blos, wo dieser geheimnißvolle Ort sey.

„Ich erbiete mich, Sie auf der Stelle dorthin zu führen," antwortete Charles lebhaft; „um diese Stunde werden wir sie überraschen; und Fräulein Anna . . ."

„Wie viel sind ihrer?" unterbrach Moustier.

„Ich weiß nicht . . . dreißig oder vierzig . . . vielleicht fünfzig."

Digitized by Google

Herr Moustier zuckte die Achseln, und sich auf den Arm des jungen Mannes stützend, schlug er den Weg nach dem Schlosse wieder ein. Charles ließ sich nicht abschrecken.

„Ihre Tochter hofft auf Sie, Herr," sagte er.

„Hast Du sie gesehen?" fragte Moustier.

„Nein . . . aber ihre Reden haben mir keinen Zweifel gelassen . . . sie ist in ihrer Gewalt."

Moustier beschleunigte seinen Schritt. Er war jetzt etwas von dem Haupttrupp entfernt. Er dämpfte seine Stimme, und den Arm des jungen Mannes heftig umspannend sagte er:

„Hast Du den Bettler gesehen!"

„Ich weiß nicht."

„Wie?"

„Ich habe drei Männer in dem bizarren Kostume gesehen, das man dieser Person zuschreibt."

„Drei! . . ." wiederholte Moustier.

„Und diese drei Männer," fuhr Charles fort, „waren die Diener eines vierten, den sie gnädiger Herr titulirten."

„Gnädiger Herr . . ." wiederholte ebenfalls Moustier.

„Diesen Letztern," fuhr Charles fort, „habe ich nicht gesehen; aber er hat durch seine Leute befremdliche Fragen in Betreff Eurer an mich richten lassen."

„Hast Du geantwortet?"

„Nein."

Moustier blieb stehen, um den Bauern Zeit zu lassen, zu ihm zu stoßen. Während des ganzen übrigen Weges blieb er in tiefes Nachdenken versenkt.

(Fortsetzung folgt.)

Aus einem Reisebriefe aus der Lombardei.

Unter dieser Rubrik bringt die Weser-Zeitung Mittheilungen, denen wir Nachstehendes entnehmen:

Das Bedürfniß nach allgemein menschlicher und darum auch politischer Bildung nimmt bei der österreichischen Armee immer mehr zu. Man darf nur in den Buchhandlungen sich etwas umsehen und man wird finden, daß dieser Drang nach Belehrung und Aufklärung bereits in einem merklichen Grade vorhanden ist und durch Ankäufe früher verbotener Bücher nach Befriedigung strebt, so weit die neueingeführte Censur, durch deren Hände jedes nach Mailand kommende Buch gehen soll, es erlaubt. So ist namentlich Börne in gewissem Sinne jetzt unter den österreichischen Offizieren populär geworden und wir wollen nur wünschen, daß Börne's kerndeutsche Gesinnung auf einen fruchtbaren Boden fallen möge. Der Geist ist gar oft willig, das Fleisch aber schwach.

Eben so wenig läßt sich verkennen, daß selbst bei dem gemeinen Mann dieser wegen ihrer Folgsamkeit berühmten Armee der blinde Gehorsam nicht mehr derselbe ist wie früher. Ehedem erblickte der österreichische Soldat in jedem Offizier gewissermaßen ein Wesen höherer Natur, dem er blindlings folgte, ohne zu fragen weder wohin noch warum. Hatte ja der unterste Offizier das Recht, mit dem bekannten Haselnußstock den Gemeinen prügeln zu lassen, so oft es ihm gefiel. Dies ist seither gleichfalls anders geworden und mit dem Prososenstock hat auch der maschinenmäßige, sklavische Gehorsam aufgehört. Nach der Schlacht von Custozza konnte man einen um den andern der österreichischen Offiziere äußern hören, die Soldaten aus den cultivirteren Provinzen des Reiches, namentlich die Deutschen, gehen nicht mehr so automatenähnlich ins Feuer, wie früher, und der Gedanke, daß der Ruhm einer glänzenden Waffenthat fast immer nur den Offizieren zu gute komme, während der gemeine Mann unbekannt und vergessen in fremder Erde modere, habe ein Selbstgefühl geweckt, in Folge dessen der Soldat sich besser dünke als bloßes Kanonenfutter und wissen wolle, wofür er sich todt schießen lassen solle. Der Einfall, ganze Bataillone wegen ihrer Tapferkeit durch besondere äußere Merkmale auszuzeichnen, war daher auch ein sehr glücklicher und nicht ohne Einfluß auf das Endergebniß des Feldzugs.

Ja, wenn nur Oesterreich erst den Fluch des Metternich'schen Verdummungssystems abgewälzt und massenhaft die Bahn humaner Bildung betreten hätte! Censur und Belagerungszustand sind leider übelgewählte Mittel hiefür, und was soll man erst dazu sagen, daß für das ganze lombardisch-venetianische Königreich, das eine Bevölkerung von über 4½ Millionen zählt, auch während dieses Winters und wer weiß überhaupt auf wie lange alle Universitäten geschlossen bleiben! Diese Gespensterfurcht vor geheimen Zettelungen und Conspirationen ist die traurigste und unseligste Hinterlassenschaft des alten Systems. Nur „zügeln" zu wollen und selbst die Jugend nicht „flügeln" zu lassen, läuft gegen die menschliche Natur und darum gegen die Vernunft. Die nächste Folge ist, daß die venetianische und lombardische Jugend vollends jeden Gedanken aufgibt, in den Staatsdienst zu treten und sich dazu vorzubereiten, und daß dieselbe sich in Ermanglung wissenschaftlicher Nahrung mit Dingen beschäftigt, die für die Sicherheit und Ruhe des Staates weit gefährlicher werden können, als etwas Geschrei der akademischen Hörsäle. Nichts bedurfte mehr einer raschen Reorganisation, als das Unterrichtswesen, das, nunmehr dem Zufall überlassen, die Geister immer mehr beunruhigt und verwirrt.

Die Seemacht Englands und Frankreichs.

Aus amtlichen Aktenstücken stellen wir folgende Notizen zusammen, die in diesem Augenblicke von besonderem Werthe sind.

Das französische Flottenbudget für das Jahr 1850 ist mit Ausgaben zum Betrage von 115 Millionen Franken belastet. Dafür werden in activem Dienst gehalten: 8 Linienschiffe (= 826 Kanonen), 9 Fregatten (= 416 Kanonen), 17 Corvetten (= 364 Kanonen), 17 Transport- und Spitalschiffe, 18 leichtere Fahrzeuge. Dies sind lauter Segelschiffe. Die Dampfflotte umfaßt 9 Fregatten von durchschnittlich 480 Pferdekraft, 11 Corvetten und 34 Avisos. — Die Reserve besteht aus 16 Linienschiffen, 12 Fregatten, 4 Corvetten, 11 Dampffregatten, 7 Dampffregatten und 13 Avisos. Alles in Allem 208 Kriegsfahrzeuge, bemannt von 26,000 Seeleuten.

Die britische Flotte zählt im Total (Reserve eingerechnet) 671 Fahrzeuge von mindestens 10 und höchstens 120 Kanonen. Darunter sind 180 bewaffnete Dampfschiffe von 100 bis 800 Pferdekraft. Die Bemannung umfaßt in Friedenszeiten 35,000 bis 40,000 Matrosen, 2000 Jungen, 12,000 Marinesoldaten. Auf dem Kriegsfuße befinden sich 12 von Admirälen befehligte Geschwader, nämlich 5 an der englischen und irischen Küste (Nore, Portsmuth, Devonport, Cork und Woolwich), ferner je eines im Mittelmeer, in Westindien, im stillen Ocean, am Platastrom, in Ostindien, am Cap der guten Hoffnung, an der Westküste von Afrika, und drei Stationen in Portsmouth, Plymouth und Malta, gleichfalls von Admirälen befehligt. Für die Flottenverwaltung werden besoldet 6 Lords der Admiralität, welche als Commissäre das Amt eines „Lord Großadmirals des Vereinigten Königreichs" versehen, mit 2 Secretären, 1 Admiral der Flotte, 30 Admiräle, 45 Viceadmiräle, 75 Contreadmiräle, 518 Capitäne, 849 Commanders, 7 Flottenritter von Windsor, 2234 Lieutenants, 420 Masters, 153 Gehülfen, 193 zweite Masters, 108 Kaplane, 64 Flotten-Instructoren, 700 Aerzte und Wund-

Digitized by Google

ärzte, 447 Seckelmeister, 261 Schreiber, 11 Flottenadjutanten und 4 Marineadjutanten der Königin. Auf der Inactivitätsliste stehen außerdem 52 Contreadmirale, 177 Capitäne (die circa ein Pfd. St. täglich bekommen), 357 Commanders, gegen 300 Aerzte und Wundärzte. Das Flottenbudget beträgt gegenwärtig etwa 6 Millionen Pfd. St. oder 150 Millionen Franken, doch werden, wenn wir nicht irren, die Pensionen und die Kosten des Geschützwesens aus besonderen Fonds bestritten. (Wes.-Z.)

Mannichfaltigkeiten.

* Schaden macht nicht klug. Vor einigen Jahren trat ein feingekleideter Herr in einen der ersten Goldschmiedläden Kölns, wählte sich für eine namhafte Summe Schmucksachen und ersuchte den Herrn des Hauses, Jemanden mit zum Pastor . . . . . zu schicken, wo die Zahlung erfolgen werde. Die Magd begleitete den Fremden bis in die Hausflur des Pastorats, wo er sie warten hieß, bis er sie bei dem Pastor angemeldet habe. Nach wenig Minuten erschien der Fremde mit dem Geistlichen in der Stubenthür; jener trat zur Magd und ersuchte sie, ins Zimmer zu treten, welche Einladung der Pfarrer wiederholte, wornach der andere durch die Hausthür verschwand. Das Mädchen betrat die Stube und der Geistliche sagte ihr, sie möge Platz nehmen, während er sie einige Augenblicke fixirte. Dann redete er sie an: „Es ist nicht schön, daß Sie sich von ihrem Manne wollen scheiden lassen“. Man stelle sich das Staunen des Pastoren und den Schreck der Magd vor, als nach wenig Worten der Betrug am Tage lag! Der Dieb war indessen in Sicherheit. Der Goldschmied ist seit jener Zeit an Jahren älter geworden, aber nicht an Vorsicht, denn es ist derselbe, der vor wenig Tagen von zwei Franzosen betrogen wurde. (S. Didaskalia No. 269.)

A. v. Blumroeder sagt im Reichsanzeiger der Deutschen: Die Revolution hat uns mit zwei Kunstzweigen bereichert, die im vorigen Jahre sehr cultivirt wurden. Im Baufache traten die Barrikadenbauer hervor und in der Tonkunst die allezeit fertigen Katzenmusikvirtuosen. Diese Künstler machten ordentliche Kunstreisen und fanden besonders in den Haupt- und Residenzstädten viel Applaus. Man trieb die Erfindung so weit, daß man sogar von portativen Barrikaden sprach, ich weiß aber nicht, ob sich dieselben praktisch bewährt haben. Indeß der Modegeschmack ist, wie wir wissen, veränderlich; jetzt machen die besagten Künstler kein Geschäft mehr, so daß mehrere Barrikadenbauer aus Mangel an Beschäftigung sich beim Bau der Ehrenpforten, wodurch nach der Absicht einer gewissen Junkerpartei der alte Polizeistaat seinen triumphirenden Einzug halten soll, engagirt haben, wenn sie nicht mit an den Schanzen und Laufgräben arbeiten, die man jetzt gegen das Bollwerk der deutschen Freiheit und Einheit aufführt. Auch von der Vielseitigkeit der Virtuosen und Dirigenten der Katzenmusiken wird gerühmt, daß sie nach Umständen wohl lernten, einen Katzenbuckel zu machen und in die Lärmtrompeten zu stoßen, um das Lob der Staatsmänner, welche durch die rettenden Thaten der Belagerungszustände und Blutgerichte dem Vaterlande die Ruhe wiedergeben, zu verkündigen. Beiläufig mag noch bemerkt werden, daß jetzt die politischen Schwarzfärber, welche die Kunst verstehen, Alles, was aus der Revolution stammt, recht schwarz anzustreichen und selbst die Versprechungen der Fürsten in ein zweideutiges Dunkel zu stellen, gute Geschäfte machen.

(Königsberg, 29. Oct.) Der hiesige Preußenverein fängt jetzt an, Gesinnungstüchtigkeit selbst bei Kindern zu belohnen. Vor einiger Zeit war im Königsberger Freimüthigen die Notiz enthalten, daß einige Schulknaben beim Spiele kämpfende Parteien gebildet hätten und sich der ꝛc. Lewinsohn hierbei überaus herzhaft und fest gegen seine demokratischen Spielgenossen gezeigt. Diese Mittheilung hat den hiesigen Preußenverein veranlaßt, diesem Knaben als Anerkennung eine preußische Nationalkokarde zu übersenden, die ihm während der Schulstunden durch seinen Vater überbracht worden ist.

Nachdem das deutsche Volk eine lange Reihe von Jahren streng beaufsichtigt, bevormundet und in politischer Beziehung Jeder in seine vier Pfähle eingeschlossen gewesen war, kam unerwartet die Revolution, welche den Leuten freie Bewegung gestattete. Da stellte man sich Wunder vor von den Fortschritten, die wir auf der Bahn politischer Reformen machen würden. Aber der Gelähmte kann darum noch nicht aus eigner Kraft gehen, wenn er die Kette wegwirft. Diese Erfahrung machten wir auch. Von dem langen Sitzen waren den guten Deutschen die Beine eingeschlafen oder angeschwollen, und durch die dumpfe Stubenluft geschwächt, waren sie der freien Luft nicht gewohnt. Sie haben viel Lärm gemacht, sind aber nicht sonderlich vorwärts gekommen, sondern im Kreise herumgegangen und klagen nun über Schwindel und Kopfweh. Da schreien nun die alten Vormünder: „Haben wir es nicht vorher gesagt, die Sache geht nicht, das Volk kann noch nicht auf eignen Beinen stehen? Der alte grämliche Schulmeister, der alte Bundestag, muß wieder eingesetzt werden, um die Leute neuerdings an's Stillsitzen zu gewöhnen und ihnen die vergessene Lection vom unbedingten Gehorsam einzuüben.“ Wie jetzt die Sachen stehen, wird dieser Schulmeister wahrscheinlich auch bald da sein, und wir werden wieder lernen müssen, daß es des deutschen Unterthanen Pflicht ist, zufrieden zu sein mit Dem, was der liebe Gott und die hohe Obrigkeit über ihn verfügt, und sich nicht um Welthändel zu bekümmern, am wenigsten eine allgemeine deutsche Politik zu verlangen.

Die „Dorfzeitung“ spaßt, sie sagt, daß wegen der Aufregung, welche in Homburg v. d. Höhe die dort verbreiteten amtlichen Schmähschriften hervorgebracht hätten, die Militärwache dort Abends verdoppelt werde, so daß oft fünf Mann aufziehen.

Mehrere angesehene Bewohner von Bern haben sich, nachdem das Zürcherische Comité die Einladung zur Bildung eines Central-Comité's in Zürich abgelehnt hat, zu einem schweizerischen Centralcomité vereinigt, welches alle den deutschen Flüchtlingen aus den verschiedenen Gegenden Deutschlands fernerhin zugedachten Gaben in Empfang zu nehmen, in alle Cantone zu vertheilen und öffentlich Rechenschaft abzulegen, erbötig ist. An der Spitze des Centralcomité's steht als Präsident der Staatsschreiber des Cantons Bern, Alb. Wevermann.

Gut ist's, daß London nur in die Breite und nicht in die Höhe wächst, sie würden sonst noch stolzer auf uns herunterseh'n, wie wir an immer schmalere Grundlagen uns gewöhnen müssen. In den letzten 10 Jahren hat London um 64,058 Häuser und 325,904 Seelen zugenommen. Es ist eine Riesenstadt von 2,336,000 Einwohnern. Hessen-Homburg's Großdeutschland kann man bequem auf den Londoner Markt setzen. (Dorfz.)

Eine seltene Erscheinung, daß die Leute ihr großes Kreuz lieber tragen, als das kleine, bietet Sachsen. Zu allen den Kreuzen, die man dort schon hat, ist ein neues, das Kleinkreuz, geschaffen, und nebst dem großen oder Ritterkreuz in großer Zahl an die Communalgarde in Leipzig vertheilt worden. Die Weiber hoffen, daß das Kleinkreuz noch wachsen wird.

Digitized by Google

* (Köln, 5. Nov. — Ein Bäcker als Redakteur.) Mit vielen Märzerrungenschaften, wenn wir deren überhaupt noch aufzuweisen haben, haben wir nicht Ursache, uns zu brüsten. Wir z. B. besitzen eine solche, welche den Namen „Verfolger der Bosheit" führt. Der Herausgeber, ein Bäcker, welcher sich in seiner Zeitung „mathias wessel" zeichnet, ist noch vor wenig Wochen zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt worden, was ihn aber nicht abhält, seinen Pfad beharrlich weiter zu verfolgen. Ihre Leser würden sich unmöglich einen Begriff von dem Standpunkte dieses Redakteurs machen, wenn ich nicht hier ein Produkt seiner Poesie und Prosa einflöchte; letztere scheint die Moral zu dem Gedichte abgeben zu sollen, die Stellung deutet das wenigstens an. In Nro. 27 lies't man:

„Des Bezahlens ist gar zu viel
Man gebraucht's wohl zum Narrenspiel.
Die Frau kein Schärz vor ihrem Leib
Kinder kein' Schuh, keine Strümpfcher;
Erröthen muß ja das Ehewerb,
So zerrissen die Hos'. Das Basellümpchen
Das Bezahlen ist gar zu bunt,
Man treibt's sogar bis auf den Hund."

„Ein Schwein bleibt ein Schwein und treibt man's auch von Berlin bis nach Potsdam."

Der Erheiterung wegen wird diese einzig in ihrer Art dastehende Zeitung, welche vor einiger Zeit 5000 Exemplare abgesetzt haben soll, gern gelesen.

Auf dem Dampfschiff von Köln nach Mainz traf der Reichsverweser mit Gagern, seinem ehemaligen Ministerpräsidenten, zusammen. Mehrmals gingen sie auf dem Verdeck an einander vorüber. „Woher kommen Sie?" fragte endlich Johann mit einem Gruß. — „Von Hamburg zurück!" — „Und ich von Belgien", antwortete der Reichsverweser, der nicht an den kühnen Griff zu denken schien, mit dem er aus Tyrol nach Frankfurt gelangt wurde.

Die „Mecklenburgische Zeitung" ist am Hochzeitstage des Großherzogs sehr erbaut, daß sich der Fürst „mit einer christlichen Prinzessin", also nicht mit einer aus dem Mohrenlande, vermählt.

A. v. Sternberg, der Verfasser der „neupreußischen Zeitbilder", meint in seiner kürzlich erschienenen Novelle: Die beiden Schützen, von denen, beiläufig gesagt, der eine ein gar klägliches Ende nimmt, die Revolutionen seyen dazu da, um das Institut des absoluten Königthums zu säubern. Wir sind der Ansicht, daß eine Revolution, welche den Absolutismus nicht vernichten konnte, eine solche war, die von einem erschlafften, der rein menschlichen Freiheit noch unwürdigen Volke ausging, oder die mit allzu schwachen, von Verräthern außerdem noch zersplitterten Kräften unternommen ward. Wer aber ferner bedenkt, wie schnell der geleerte Augiasstall des Absolutismus sich wieder mit dem Unrathe des Despotismus füllt, dem muß es wahrhaft grauen vor der Menge der Revolutionen, die zum Reinigen desselben immer wieder nöthig werden würden.

Letzthin eiferte ein Arbeiter in Gesellschaft seiner Kameraden gegen den Kommunismus. Einer der letztern fragte ihn: „Du sprichst gegen den Kommunismus, weißt Du auch, was das ist?" Der Arbeiter zog sein blaues Ueberhemd aus, zerriß es in zwei, dann in vier, dann in acht Stücke u. s. w. und gab jedem seiner Kameraden eines derselben mit den Worten: „Der Kommunismus hat zum Zwecke, aus Etwas, das Einem nützlich ist, einen Haufen Stücke zu machen, die Niewand etwas helfen." Es möchte schwer seyn, den Kommunismus treffender zu versinnlichen.

Korrespondenz.

Rödelheim, 6. Nov.

Vor einiger Zeit schrieb ich Ihnen, daß wir hier schon mehrere Monate lang auf die Bestätigung eines Bürgermeisters warteten; diese ist nun endlich im vorigen Monat erfolgt, jedoch hat die Regierung — im Gegensatz der gegebenen persönlichen Zusicherung — den mit 78 Stimmen gewählten Candidaten demjenigen, der 176 hatte, vorgezogen. Man ersieht hieraus klar, wie die Regierung den Wünschen der hiesigen Gemeinde entsprochen hat, und es ist demnach gar nicht zu verwundern, wenn die Wahlen, wo der Regierung noch das Bestätigungsrecht zusteht, ganz ohne Interesse für die Gemeinden vorübergehen. So haben sich an der vorige Woche hier stattgehabten Beigeordneten-Wahl, von 300 Bürgern nur 122 betheiligt und wurden bei derselben von den vom Märzverein aufgestellten Candidaten zwei, nämlich Hr. W. Brill und Hr. Ph. Wegerth, durchgesetzt; beide haben jedoch die Wahl aus unbekannten Gründen abgelehnt. Wir finden es indessen immerhin höchst nachtheilig, daß das Publikum die Rechte, in deren Besitz es jetzt noch ist, nicht besser benutzt und namentlich vom Versammlungs- und Wahlrecht keinen besseren Gebrauch zu machen versteht; wir wollen hoffen, daß die Wähler sich bei der nächstens devorstehenden Deputirtenwahl, die nur einen Tag dauert, zahlreicher betheiligen werden. — Schon seit sieben Monaten sehnt sich jeder hiesige Einwohner, der Einquartierung gehalten hat, nach der Bezahlung der vom Staat durch ein Gesetz festgestellten Verpflegungsgelder und trotz aller vom Ortsvorstand gestellten Gesuchen an die Behörde, ist noch keine Zahlung für die Monate Februar bis Juni zu erlangen gewesen. Sollte diese Vergütung vom Staate nicht geleistet werden können aus Mangel an baaren Fonds dazu, so wirft sich dadurch unwillkürlich die Frage auf: warum werden dann die Kammern nach siebenmonatlicher Auflösung immer noch nicht einberufen, um die nöthigen Credite zu verwilligen, damit die armen Gemeinden ihr lang entbehrtes Geld zurückerhalten. Der hiesige Ort hat circa fl. 8000 am Staat zu fordern und dabei müssen die Einwohner noch allmonatlich für erhoben werdende direkte Steuer circa fl. 300 dazu hergeben. Viele Familien können die Steuern nicht mehr zahlen, die Pfändungen nehmen immer mehr überhand und von einer Bezahlung der Einquartierungsgelder an die Einwohner hört man noch gar nichts. Der Staat creditirt die Steuer nur 10 Tage, wird sie dann nicht bezahlt, so erfolgt Mahnung und dann Pfändung; die hiesige Gemeinde muß aber im vorliegenden Fall dem Staat schon 9 Monate lang creditiren und weiß noch nicht, wann sie befriedigt wird. Daß durch solches Verfahren der Wohlstand einer Gemeinde nicht gehoben werden kann, liegt auf flacher Hand; wir halten es daher für höchst nöthig, daß der Ortsvorstand nun ernstlich dazu schreite, um den Quartiergebern baldigst ihre Vorlagen wieder zu verschaffen und sollte dieser nöthigenfalls den Centralfiskus bei der zuständigen Behörde dafür belangen müssen.

Theater-Anzeige.

Montag, 12. Nov. (Zum Vortheil des Hrn. Dettmer und neu einstudirt): Die Entführung aus dem Serail, große Oper in 3 Abth., Musik von Mozart. Während und nach der Oper Tänze, ausgeführt von Fräul. Dittmann und Hrn. Dorneraß, Solotänzer vom Hoftheater zu Darmstadt. Hierauf (zum ersten Male): Der Alexandriner, oder: Corporal Püffke in Dresden, Genrebild in 1 Akt von Hahn. Zum Schluß: Lebendes Bild: Zi Decamerone, von Winterhalter. Mit aufgehobenem Abonnement. Die Vorstellung beginnt heute um 6 Uhr.

Dienstag, 13. Nov. Deborah, Volksschauspiel in 4 Akten von S. H. Mosenthal.

Mittwoch, 14. Nov. (Gastdarstellung der Fräul. Sophie Cruvelli vom Theater della Scala in Mailand): Der Barbier von Sevilla, komische Oper in 2 Abth., Musik von Rossini. Rosine: Fräul. S. Cruvelli. Einlagen: Variationen von Rhode und Arie aus Ernani, gesungen von Fräul. Cruvelli. Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreisen.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 271. Dienstag, den 13. November 1849.

Das Schloß von Croyat.

Nach dem Französischen des Paul Feval bearbeitet von August Marckhoff.

(Fortsetzung.)

Indeß war der Bettler getroffen. Die Kugel Moustiers hatte ihm den Oberarm verwundet; sein Blut floß stark aus der Wunde; sie hatte anfangs seine Schnelligkeit nicht gehemmt, aber als er die Schritte seines Feindes vernahm und das Blut, das er verlor, seine Kräfte verminderte, mußte er auf ein anderes Mittel für seine Rettung denken. Sein elendes Gewand halb öffnend, entrollte er eine breite Binde von weißer Seide, die er um seine Lenden trug, und verband in der Eile seine Wunde; dann warf er sich auf die Seite, machte noch fünfzig Schritte und warf sich dann außer Athem auf einen Haufen trockner Blätter. Von hier aus sah und hörte er einen Theil der eben erzählten Scene. Er ließ die Schloßleute zurückkehren, und die Unterbrechung benutzen, die durch das Geschrei von Charles entstand, als dieser zu dem Trupp stieß, ergriff er von neuem die Flucht. In diesem Momente war er schon weit. Die Erschöpfung drückte ihn zu Boden; seine schlecht verbundene Wunde verursachte ihm grausame Schmerzen, aber seine fixe Idee verließ ihn nicht. So oft seine Eile nachließ, schien der Name von Charles Bernard ihm neue Kraft zu geben.

Endlich erreichte er den Saum des Gehölzes. Dort unter Tausenden von kleinen Wegen, die sich in allen Richtungen nach der Haide hin kreuzten, schlug er den am wenigsten betretenen ohne zu zögern ein, und nach einem Marsche von weiteren zehn Minuten langte er an dem so sehnlich gewünschten Ziele an. Es waren die Ruinen einer kleinen Kapelle, die allen Winden preisgegeben war, und mitten in der Haide lag. Gras und Dornen wuchsen im Innern so wie draußen. Die Sage versetzte dorthin den alten Wohnsitz der Herren von Croyat, und lautete, daß zur Zeit der Kreuzzüge ein Herzog von Bretagne, der bei seiner Rückkehr aus dem gelobten Lande Conan, einen Herrn von Croyat, in zu nahem Verhältnisse mit seiner Gemahlin angetroffen, ihn zuerst von seinem Hofe gejagt habe, dann griff er ihn in einem Anfalle eifersüchtiger Wuth an, machte sein Schloß dem Erdboden gleich und ließ ihm von allem seinem Besitzthum nur seine kleine Kapelle, mit völliger Freiheit, Eremit zu werden.

Bevor der Bettler hineintrat, horchte er sorgfältig, das Ohr auf der Erde, um sich zu versichern, daß er nicht verfolgt würde. Die Haide war in tiefem Schweigen begraben. Er erhob sich wieder, eilte in die Kapelle, und stieg einige Stufen hinab, worauf er sich in dem Todtengewölbe von Croyat befand. Man sah daselbst ungefähr fünfzig Männer, die einen auf Wollsäcken liegend, die andern um einen Kohlenherd sitzend. Diese Männer waren ganz verschieden gekleidet, aber alle trugen eine große weiße Kokarde an ihren Hüten, und im Gürtel ein Messer nebst Scheide und ein paar Pistolen. Flinten von verschiedener Form und Kaliber standen im Hintergrunde an der Wand der Höhle; und in einem Winkel sah man eine kleine kupferne Kanone mit beweglichem Gestelle. Neben dem Eingange wachten zwei Schildwachen, die Flinte auf der Schulter.

Beim Eintritt des Bettlers zogen sie ihre Flinten respektvoll an und salutirten ihn.

„Der Gefangene!“ sagte der Bettler.

Die beiden Chouans schüttelten das Haupt, ohne zu antworten.

Der Bettler glaubte dieses Schweigen zu verstehen, und ein Pistol aus dem Gürtel einer der Schildwachen reißend, stürzte er nach dem Herde hin, ausrufend:

„Der Gefangene! der Gefangene! . . . Was habt ihr mit dem Gefangenen gemacht, ihr Unglücklichen?“

„Der Herr! . . . verwundet! . . .“ riefen die Chouans, die Blut auf seiner Kleidung bemerkten.

Die ganze Truppe drängte sich um ihn.

„Ihr wollt mir nicht antworten! . . .“ sagte er.

Ein junger Mann, den seine weiße Schärpe für einen Anführer erkennen ließ, nahm dann das Wort:

„Herr,“ sagte er ehrerbietig, „wir brauchen nicht zu wollen . . . „Der Gefangene . . . das sind die Zufälle des Krieges.“

„Was? Gegen meine Befehle!“ unterbrach der Bettler, dessen Lippen vor Wuth zitterten.

„Mein Herr! . . . im Namen des Himmels! . . .“ stammelte der erstaunte Chouan. Aber der Andere hörte nicht; und ungeachtet seiner Wunde, mit der einen Hand die Schulter des Lieutenants fassend, setzte er ihm mit der andern das Pistol an die Kehle. Eine Bewegung entstand unter den Chouans.

„Zurück!“ sagte der Lügner mit schrecklicher Stimme. Aber in dem Augenblicke, wo er losdrücken wollte, hielt ihm Jemand die Hand fest.

„Es ist nicht die Schuld des Herrn Cadour,“ sagte er, „der Pottfisch ist entwischt, während ich die Wache hatte . . . Wenn Einer büßen soll, so bin ich es.“

Der Arm des Bettlers fiel nieder, während er rief:

„Entwischt! . . . sagtest Du, entwischt? . . .“

„Ja,“ erwiederte ruhig der Chouan.

„Die Kameraden sind um 4 Uhr mit Herrn Cadour hinaus gegangen . . . ich und Vincent blieben zurück . . . aber Vincent war ein Verräther, ich hatte es immer gesagt . . . Der junge Mann und er fielen über mich her . . .“

„Entwischt!“ murmelte der Bettler, der Herrn Cadour losließ und in tiefes Nachdenken versenkt schien.

Der Bauer der dieses Wort als einen Vorwurf nahm, hob seinen Arm in der Binde auf, entblößte seine Brust und zeigte zwei breite Wunden, die noch bluteten.

Digitized by Google

„Man muß gerecht seyn," sagte er, „der Pottfisch ist stark, Vincent auch . . . und ich war ganz allein . . ."

„Es ist gut," sagte der Bettler mit einer Miene, der man es gegen seinen Willen ansah, welch' schwere Last von seinem Herzen gefallen war; ich bin mit Dir zufrieden, Michel . . . Sie, Herr Cadour, sind ein braver junger Mann . . . ein guter Diener Sr. Majestät . . . verstehen Sie?"

Der Bettler sagte das als eine Art Entschuldigung, antwortete mit einem Kopfnicken auf ihren achtungsvollen Gruß und verschwand.

Als er hinausgegangen war, ließen die Chouans, die während dieser Scene mit großer Mühe an sich gehalten hatten, ihrem Erstaunen freien Lauf.

„Ich glaube fast, der arme Herr ist toll," sagte Michel.

Rund herum ertönte es: „Man sollte es glauben, es hat stark den Anschein! . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Steuern und Abgaben.

Die Einkünfte der griechischen und römischen Republiken bestanden aus verschiedenen Auflagen, die sie sowohl von den Staatsbürgern, als ihren Bundesgenossen erhoben. Indem Lykurgus in der lacedämonischen Republik die Gütergemeinschaft einführte, entband er seine Mitbürger von allen Abgaben. Auch kannte man eine lange Zeit in Sparta weder Staatsschatz, noch Ober- und Untersteuereinnehmer, noch Controleure, noch Zolldirektoren u. s. w. Erst als sich die Spartaner der Stadt Athen bemächtigt und aus derselben nicht unbedeutende Summen an Gold und Silber als Beute mit in die Heimath geschleppt, änderten sie ihre Gewohnheit und legten einen öffentlichen Schatz an. Die Einführung desselben trifft, bezeichnend genug, mit dem Zerfall ihrer Kriegszucht und dem Verderbniß ihrer Sitten zusammen.

Verschiedene Arten von Auflagen bildeten die Einkünfte der Republik Athens. Einige wurden in Geld, andere in Waizen und sonstigen Lebensmitteln entrichtet. Solon hatte die Athenienser in drei Klassen von Reichen und in eine vierte, aus Handwerkern und Armen bestehend, eingetheilt. Jedes Glied der ersten Klasse zahlte dem Staate jährlich eine Kopfsteuer von einem Talente (ungefähr 1500 Gulden); die Reichen der zweiten Klasse zahlten ein halbes Talent; Handwerker und Arme waren von jeder Abgabe befreit.

Nachdem Rom seine Könige fortgejagt, wurden viele Steuern abgeschafft. Die Republik erhob in Natur den zehnten Theil aller Produkte, wovon sie ihre arbeitsunfähigen und ärmeren Mitbürger unterstützte. Als in der Folge mit der Macht der Republik auch ihre Bedürfnisse wuchsen, sah man sich genöthigt, einige der unterdrückten Auflagen wieder herzustellen, worunter der Eingangszoll der Waaren in den Häfen von Italien, Sizilien, Afrika und Asien. Eine nicht unbeträchtliche Einnahme bildete die Freikaufung der Sklaven, wovon der Staat den zwanzigsten Theil des Werthes erhob, und die Salzsteuer. Diese letztere wurde eine Zeitlang abgeschafft, dann unter dem Censor Marcus-Livius wieder hergestellt, der sich dadurch den Beinamen Salinator (Salzschacherer) erwarb.

In den alten Zeiten der Monarchie waren in Frankreich Staatsabgaben fast unbekannt. Der Reichthum der Könige sowohl, wie derjenige der gebietenden Herren (Seigneurs) bestand in Ländereien, Grundzinsen, Einziehung von Gütern und Zöllen für Aus- und Einfuhr von Waaren. Bisweilen geschah es auch, daß die Könige vom Clerus den Zehenten forderten und eine jährliche Abgabe von den Unterthanen ihrer Domänen, die aber immer gering war.

Unter der ersten und zweiten Königslinie zahlte ein Jude den zehnten, ein Christ den elften Theil seines Handelerwerbs. Diese Auflage mit den Ein-, Ausgangs- und Durchgangsgebühren und Brückengeldern bildete einen bedeutenden Theil der Einkünfte der Könige von Frankreich.

Umgeben von Feinden, die durch ihre eigene Stärke mächtig und durch ihre Verbindung furchtbar, bedurfte Philipp der Schöne großer Geldmittel. Er begann damit, daß er eine für die damalige Zeit sehr bedeutende Auflage einführte, die Anfangs in einem Hundert-, dann in einem Fünfzigtheile sämmtlichen Besitzes bestand, aber sich bloß auf die Kaufleute beschränkte. Später, nachdem ihre Koffer und Beutel um ein Beträchtliches erleichtert, entband er die Kaufleute derselben wieder und erhob den zwanzigsten Theil sämmtlicher geistlicher Güter.

Philipp von Valois befreite durch eine Verordnung vom Februar 1343 und Juni 1345 die Münzarbeiter, welche sich im Königreiche niederlassen würden, von allen Steuern und Auflagen, die unter zweiundzwanzig Namen erwähnt sind und deren Zahl dem Leser einen Begriff von den ungeheuern Abgaben geben kann, unter denen damals das Volk seufzte. Unter König Johann wurden dieselben noch stark vermehrt. Nach seiner Rückkehr aus englischer Gefangenschaft besteuerte er alle Waaren, das Salz nicht ausgenommen, das 4 Prozent zahlte. Außerdem erhob er, laut eines Befehls vom 12. März 1355 den Zehnten von allen Pfründen und dem Erbe der Bischöfe, Aebte, Domkapitel, wie überhaupt aller Geistlichen. Dieser Befehl ward im Jahre 1372 von Karl V. und 1390 von Karl VI. bestätigt. In der Folge fand der Clerus Mittel, sich von allen Abgaben und Lasten frei zu machen.

Als 1636 Ludwig XIII. die Staatskasse durch Kriegskosten gänzlich erschöpft, fügte er zu den zahlreichen Auflagen noch eine andere zur Bestreitung von Gehältern für Statthalter und Offiziere, die in den Provinzen verwandt worden.

(Schluß folgt.)

Guyon.

Pesth, 3. Nov. Nach den neuesten Widdiner Nachrichten war es nächst Bem namentlich der Engländer Guyon, der die durch Generalmajor Hauslab zur Rückkehr in die Heimath ermahnten, bei Widdin lagernden ungarischen Flüchtlinge zum Verbleiben haranguirte, und sich dabei so gebärdete, daß ihn der Pascha nach Konstantinopel abführen ließ. Engländer Guyon diente nur einige Zeit bei dem k. k. Militär, quittirte, vermählte sich mit einer Dame aus dem altadeligen Geschlechte der Splenyi, und lebte auf einem kleinen Edelhof eben nicht in den glänzendsten Umständen. Er ist wie alle Briten ein hoch verwegener, kühner Reiter und leistete zum Beispiel bei Hetzjagden auf seinem unansehnlichen Rosse all' das Kühne, was die übrigen Cavaliere auf ihren englischen Vollblut-Jagdpferden wagten und vollbrachten. Seine Bravour als Soldat ist tadellos. Die Märzbewegung und der Anmarsch des Banus rief auch ihn in die Waffen und leider unter die tricolore Fahne. Der Name Guyon ward zuerst bei Gelegenheit der Tyrnauer Affaire erwähnt. Am 23. Dec. v. J. schien Tyrnau gänzlich von den Kaiserlichen umzingelt, als plötzlich der magyarische Oberst Guyon mit einem Heerhaufen einmarschirte und Vorbereitungen zu einem Straßenkampfe traf. Die Stadt ist ganz offen. Es wurden demnach Barrikaden errichtet und das einzige noch vorhandene Thor verrammelt. Bald aber verkündigte Trommelschlag von allen Seiten das Hereinbrechen des Generals Simunich. Der Kampf war mörderisch und nur die zunehmende Dunkelheit begünstigte die Flucht Guyons mit einem Drittheil seines Heervolkes. Bei diesem Treffen ge-

Digitized by Google

riethen auch drei abtrünnige Compagnien des k. k. Infanterieregiments Ernst in Gefangenschaft, welche sich, ohne einen Schuß zu thun, bei der Annäherung der Oesterreicher sogleich ergaben. Diese Leute hatten trotz allen Bemühungen Kossuths die kaiserlichen Farben nicht abgelegt, und ihre Fahne um keinen Preis mit der Tricolore vertauscht. Demungeachtet trieb man die Komödie in Pesth so weit, daß man sie als Märtyrer für Ungarn erklärte, sie feierlich und öffentlich bei der Todtenfeier für die Gefallenen betrauerte und dem Ueberreste eine neue gestickte Fahne zusprach. Hören wir, wie sich L. Kossuth in einem schwulstigen Bulletin über ungarische Waffenthaten dd. 23. Dec. 1848 hierüber äußerte: „Bei Tyrnau haben 1700 unserer Leute sich unter dem Oberst der Nadoscher Brigade Guyon, dem Generalstabmajor Pußteluik und dem Artilleriemajor Mak gegen einen 15,000 Mann starken Feind im Bajonnettenkampf, Auge gegen Auge, Brust an Brust fünf volle Stunden gehalten. Beinahe die Hälfte ist gefallen, die Uebrigen haben sich durchgeschlagen. Die Fahnencompagnie des Ernst-Bataillons liegt dort neben ihrer Fahne, die nur mit dem letzten Mann ihrer Compagnie zur Erde sinken konnte!" In einer noch schwulstigeren Anmerkung kommt die bei dem wahren Sachverhalt sehr wohlfeile Phrase vor: „Wenn Einer der Gefallenen Familie hat, so melde sich diese bei der Regierung. Sie werden Adoptivkinder der Nation seyn. Ludwig Kossuth." — — Unglaublich, aber wahr. Nun ward der Name Guyon längere Zeit nicht genannt. Man hörte nur, daß er sich sehr tapfer raufe, und auf Märschen wie bei dem Eintreffen in den Stationen, an der Spitze seiner Leute reitend, eifrig memorirend eine ungarische Sprachlehre in Händen habe. Im verflossenen Juni kam er, bereits General, nach Pesth und hatte hier das Unglück, seine Brieftasche mit einer namhaften Summe Geldes zu verlieren. Perczel, der mittlerweile bei Kaacs ein Seitenstück zu seiner Niederlage bei Moor erlebt hatte, ward um diese Zeit von der Südarmee abberufen, und Guyon begab sich an die Gränze der Bacska. Dort kam es in der Nacht vom 13. auf den 14. Juli zu dem bekannten Treffen bei Hegyes, das Guyon durch Verrath und Uebermacht gewann, worauf die Bacska verloren ging. Guyon warf nun neue Vorräthe an Lebensmitteln und Munition in die Festung Peterwardein und verstärkte die dortige Garnison, hauste außerdem wie der leidige Gott sey bei uns unter den Serben in der dortigen Gegend. Am 24. Juli wagte er einen Angriff auf Mosorin, wurde jedoch von dem Serbengeneral Knicanin zurückgeworfen, und räumte am nächsten Tage sein Lager, da er Marschordre nach Szegedin erhalten. Bei Szöreg bildete Guyon mit Meszaros, Dembinski und Desewffy die geschlagene commandirende ungarische Tetrarchie, disponirte später auf Kossuths Bitte die italienische und polnische Legion nach Orsova und deckte so die Flucht des abgetretenen Landesgouverneurs und seiner letzten Anhänger auf türkischen Boden. (Const. Bl. a. Böhmen.)

Vereinskonzerte in Frankfurt.

Die musikalischen Vereine unserer Stadt haben die öffentlichen Kundgebungen ihrer Thätigkeit für diesen Winter wieder begonnen. Die philharmonische Gesellschaft machte den Anfang. Ihr erstes Konzert bewies, wie tüchtig sie unter Messer's Leitung vorwärts schreitet. Ihre Ensemblestücke, eine Symphonie von Beethoven und eine Ouverture von Reissiger, wurden sehr befriedigend ausgeführt und machten dem Direktor wie den Mitwirkenden Ehre. Einen besondern Genuß gewährte es, in einer Mendelssohn'schen Komposition das vollendete Klavierspiel des Direktors bewundern zu können. Es ist ein großes Glück für unsere Stadt, in Demjenigen, der die gesammten Bestrebungen für höhere Musik leitet, zu gleicher Zeit einen Virtuosen zu besitzen, in dem alle Klavierspieler einen Meister erkennen müssen. Er, der in der Theorie, wie in der Komposition selbst, im Gesang, wie in der Instrumentalmusik gleich bewandert ist und durch manche Werke schon seinen reichen Geist bekundet hat, weiß auf dem Klavier die ausgesuchtesten Schwierigkeiten und Künsteleien mit der größten Sicherheit zu überwinden und sein Vortrag ist so leicht und natürlich, so wesenhaft und gefühlvoll, daß man glaubt, er schöpfe im Augenblick der Ausführung das Werk erst aus seinem eigenen Geiste. Er bewegt sich vollkommen frei und als Meister mitten unter den größten Schwierigkeiten.

Nach der philharmonischen Gesellschaft hat das Museum seine Winterkonzerte, ebenfalls unter Messer's Leitung, bei übrigens ungewöhnlich schöchterner Beleuchtung eröffnet. Da die Theilnahme an diesem Institute sehr allgemein geworden ist und also die Beiträge reichlich fließen, darf man erwarten, daß auch die möglichste Sorgfalt auf die Ausführung verwendet werden könne; nach der ersten Aufführung zu urtheilen, wird diese Erwartung nicht zu Schanden werden. Der instrumentale Theil der Symphoniekantate von Mendelssohn und die Wüste von David wurden vorgeführt, beide, was das Orchester betrifft, mit Meisterschaft. Ueber die letztere sinnige und geistvolle und durchaus charakteristische Komposition ist bei ihrer mehrmaligen Darstellung im Theater schon so viel gesagt worden, daß es überflüssig wäre, noch etwas hinzuzufügen. Den literärischen Theil der Abendunterhaltung zu besprechen, liegt nicht in dem Zweck dieser Zeilen.

Der Cäcilienverein hat in seinem ersten, kleineren Konzerte außer der Motette von Mendelssohn: „Aus tiefer Noth" und einem Theil der Motette von Bach die seit lange nicht mehr gehörten drei Hymnen von Beethoven gebracht. Wenn sie auch nicht den Charakter ernster Kirchenmusik an sich tragen, so gehören sie doch zu den reichsten, lebenvollsten Kompositionen, die bestimmt sind, das Meßopfer des katholischen Ritus zu begleiten. Sie athmen die reinste Sinnlichkeit und sind von großer dramatischer Wirksamkeit. Das zweite, große Konzert dieses Vereines wird zum ersten Male die Chöre zu Racine's Athalia, komponirt von Mendelssohn, darbieten. So ist der Winter würdig begonnen, und es wird von keiner Seite an musikalischen Genüssen fehlen.

Mannichfaltigkeiten.

* (Berlin, 10. Nov.) Jenny Lind, welche am Donnerstage in Hamburg sang, wird morgen nach Paris abreisen. — Heute Abend findet im „Hotel de Russie" das erste Konzert der berühmten englischen Sängerin Anna van Millingen, und im hiesigen Theater eine Vorfeier zu Schillers Geburtstage statt, den Professoren der hiesigen Universität und Lehrer der Gymnasien festlich zu begehen gedenken.

Ein Mittel, wie der armen arbeitenden Klasse zu helfen sey, gibt der Verfasser der Broschüre: „Preußen und die Paulskirche am Jahrestage der Eröffnung der deutschen Reichsversammlung", an. „Es gilt," sagt er, „den auch in den Proletariern vorhandenen Trieb, sich genossenschaftlich zu gliedern und zu organisiren, und dadurch Kraft zu einer, die Gesellschaft nicht zerstörenden, sondern aufbauenden Selbsthülfe gegen leibliches und sittliches Verkommen zu gewinnen, diesen Trieb also durch vollstes, willigstes Entgegenkommen mit Rath und That zu gesunder Entfaltung zu führen; es gilt, ob in diesem destruirten und destruirenden Theile der Gesellschaft durch Förderung jenes Associations- und Organisationstriebes ein sittlicher und bürgerlicher Gemeingeist erweckt werden könne, der seine in ihrer Vereinzelung kraftlosen Glieder fähig mache, ihrer äußerlichen und innerlichen Noth, unter treuem

Digitized by Google

Beistande der Glücklichen, Herr zu werden, und auch am Staate einen berechtigten und verhältnißmäßigen, einen vernünftigen, nicht einen wahnsinnigen und ausschließlichen Antheil zu nehmen."

(Berlin, 9. Nov.) Von dem Kladderadatsch-Kalender ist die erste Auflage von 10,000 Exemplaren bereits vergriffen, die zweite Auflage ist ebenfalls schon zum Theil verkauft, eine dritte wird in wenigen Tagen erscheinen. Der humoristische Kalender von Brennglas wird auch in diesem Jahre wieder ausgegeben werden. Außerdem wird noch ein dritter humoristischer Kalender „der Lumpensammler" erscheinen.

Frankfurter Theater.

Allgemeines. — Don Carlos. — Benefiz des Hrn. Meinhold. — Sophie Cruvelli.

Wir haben neuerlich einen statistischen Ueberblick Desjenigen, was von der hiesigen Bühne im laufenden Jahre geleistet worden, veröffentlicht, aus welchem hervorgeht, daß unser Theaterrepertoir weder an Mannichfaltigkeit, noch an guter Auswahl von älteren und neueren Opern und Dramen dem anderer deutschen Bühnen nachsteht. Auch an Fleiß und Sorgfalt der Aufführungen hat es nicht gefehlt, und wenn nicht alle Vorstellungen von gleichem Werthe waren, wenn auch mittelmäßige, ja selbst geringhaltige, sich einmischten, so liegt dies in der Natur der Sache und wird bei uns zu oft und in zu bunter Abwechslung gespielt, als daß alle Leistungen gleich ausgezeichnet und bis in alle Details vollendet seyn könnten. Wir können nicht entscheiden, ob diese Anhäufung der Theatervorstellungen eine nothwendige Bedingung der finanziellen Existenz der Anstalt sind; so viel scheint uns dagegen gewiß, daß dabei die Kunst oft in Nachtheil kommt, und trotz des zahlreichen Personals doch manche Erschlaffung und manche Abspannung eintritt. Auch in der Thätigkeit kann man das Maß überschreiten. Hiervon abgesehen, ist das Gesammtresultat jedenfalls der verdienten Anerkennung werth und entfaltet sowohl die Bühnendirektion und Regie eine eifrige Wirksamkeit, als sie auch in gleicher Weise durch die Mitglieder der Anstalt unterstützt wird, deren Bereitwilligkeit und Liebe zur Sache sich bei allen Veranlassungen genugsam bethätigen und die nichts verabsäumen, was den gedeihlichen und ungestörten Fortgang des Institutes zu fördern vermag. Die künstlerischen Kräfte der hiesigen Bühne anbelangend, so sind die des Schauspiels denen der Oper jedenfalls überwiegend und vermag jenes Abgerundeteres und Gediegeneres auszuführen. Ueberblicken wir die Gesammtheit der Leistungen und Kräfte, so hat unser Publikum wohl Ursache, zufrieden zu seyn und gilt dies ganz besonders vom Schauspiel. Diese Anerkennung bekundet sich durch einen meist zahlreichen Besuch der Vorstellungen und in Folge dessen durch gute finanzielle Ergebnisse, welche der Direktion zur wohlverdienten Aufmunterung gereichen.

Am 4. d. M. gab man Schiller's „Don Carlos". Ist auch die Anzahl Derjenigen, welche dem klassischen Drama ihre Verehrung zuwenden, nicht überwiegend, so ist sie doch noch immer groß genug, um schon um deßwillen wohl beachtet zu werden, ganz abgesehen von der Aufgabe, welche eine Bühne nie aus den Augen verlieren darf, dem Edeln und Schönen ein geweihtes Asyl zu bereiten und dadurch sowohl den moralischen Credit des Institutes aufrecht zu erhalten, als auch den Künstlern die höhern Zielpunkte ihres Strebens, auf denen am Ende doch alles Andere beruht, nicht zu entziehen. Klassische Stücke müssen immer die Lichtpunkte und Festmomente eines Repertoire's bleiben, weil nur sie es vermögen, die Liebe zur Kunst, die leider oft herabgezogen wird, wieder neu zu beleben und die reine Gluth für die Ideale des Lebens anzufachen. Schiller's „Don Carlos" wird immer ein gefeiertes Werk, in welchem Dichtung und Wahrheit sich eben so schön als innig durchdringen, immer geliebt vom deutschen Volke bleiben. Im vorigen Jahre, als die frischen Freiheitslüfte noch wehten, meinten zwar Manche, Don Carlos und Posa hätten sich nur überlebt, da die Nation jene hohen und schon so lange von ihr angestrebten Güter errungen habe und die volle Gedankenfreiheit ins Leben getreten sey; aber das waren schöne Träume und wir können immer wieder mit neuer Hoffnung und Sehnsucht nach jenen Gütern hinblicken, deren Verwirklichung auf wer weiß wie lange Zeit wieder hinaus geschoben ist. Wir schweigen von der heutigen Aufführung, das Geleistete als bekannt voraussetzend, und bemerken nur, daß Hr. Weidner den König Philipp spielte. Dieser Veteran der deutschen Mimen feierte am 8. d. M. seinen 70. Geburtstag. Julius Weidner war in so vielen seiner ausgezeichneten Leistungen ein würdiger Priester der wahren dramatischen Kunst, die mit Natur im treuen Bunde steht und in der Einfachheit und Wahrheit der Darstellung ihre höchste Aufgabe findet. Nahe an 36 Jahren wirkt Weidner an der hiesigen Bühne, deren erste Zierde er war und von dem bei einer früheren Festveranlassung ein Kritiker sehr bezeichnend sagte: „Julius Weidner ist ein geistreicher Darsteller, ein Verkünder des geistigen Moments, der den Dichter in den innersten Beziehungen enthüllt, der die äußerlichen Mittel kaum bedarf, sie oft verschmäht, oft vernachlässigt, und den König Philipp auch im schwarzen Frack eben so gut spielen würde, als im spanischen Kostüme. Er gibt unmittelbar und rein die Dichtung wieder und ist am größten, wo es gilt, uns Gedanken zu veranschaulichen. Es mögen es Andere weit besser verstehen als er, sich zu schminken und zu kleiden, mit Grazie zu bewegen und eine effektvolle Maske zu wählen, aber dem Dichter werden sie darum nicht näher stehen."

Am 5. d. M. wurde zum Vortheil des Hrn. Meinhold die Oper: „Maurer und Schlosser" gegeben. War die Aufführung dieser Oper auch der Art, daß sie als eine nur wenig genügende bezeichnet werden muß, so erfreute man sich doch an ihren lieblichen und lebensfrischen, so lange nicht vernommenen Melodien, wie an ihrer gefälligen Instrumentation. Dies Tonwerk wird immer gerne gehört werden, verlangt jedoch nicht nur kunstfirrtige Sänger, sondern auch gewandte Darsteller. Hierauf folgte ein zweiter Theil von „Kurmärker und Pikarde", die „Rückkehr des Landwehrmanns". Ob jenes frühere oder dies letztere Lustspiel das werthvollere sey, diese Frage müssen wir dahin entscheiden, daß beiden an und für sich kein sonderlicher innerer Gehalt nachgerühmt werden kann, sondern daß sie einzig und allein auf der mehr oder minder anziehenden und pikanten Darstellung beruhen. Die des frühern durch Hrn Schneider und Fräul. Hausmann war unseres Bedünkens anmuthiger und liebenswürdiger, — die des gegenwärtigen durch Hrn. Meinhold und Fräul. Hoffmann ist vielleicht pikanter und effektvoller, aber minder naiv und sinnig. Die kleine Piece und ihre Darsteller fanden übrigens sehr lebhaften Applaus. Ein überfülltes Haus und reichlich gespendeter Beifall lieferten den Beweis, daß der Benefiziant, Hr. Meinhold, dessen gutem Humor wir schon manche Erheiterung verdankt haben, zu den beliebten Mitgliedern der hiesigen Bühne gehört. — Nachdem Fräul. Sophie Cruvelli unter gleich beifälliger Aufnahme ihre Darstellung der „Norma" wiederholt, fand ihr Gastspiel durch unvorhergesehene Theaterverhältnisse eine unangenehme Unterbrechung. Die ausgezeichnete Sängerin wird erst am 14. d. M. wieder auftreten und zwar als Rosine im „Barbier von Sevilla", wo sie durch einige Einlagen Gelegenheit finden wird, ihre herrlichen Stimmmittel und seltene Gesangsbravour im vollen Umfange geltend zu machen. Wir verweisen die Freunde des Schönen auf den hier in Aussicht stehenden Kunstgenuß.

(Schluß folgt.)

Konzert-Anzeige.

Heute, Dienstag, den 13. d. M., wird der Violinvirtuose Hr. Theodor Pixis, Neffe des bekannten Pianisten Pixis, im Saale des „Russischen Hofes" eine Soirée musicale geben unter gefälliger Mitwirkung der Herren Stigelli, Bohrer, Schlösser, Rosenhain und Bockmühl. Näheres besagt der Anschlagzettel. Anfang 7 Uhr.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 13. Nov. Deborah, Volksschauspiel in 4 Akten von S. H. Rosenthal.

Mittwoch, 14. Nov. (Gastdarstellung der Fräul. Sophie Cruvelli vom Theater della Scala in Mailand): Der Barbier von Sevilla, komische Oper in 2 Abth., Musik von Rossini. Rosine: Fräul. S. Cruvelli. Einlagen: Variationen von Rhode und Arie aus Ernani, gesungen von Fräul. Cruvelli. Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreisen.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro 272. Mittwoch, den 14. November 1849.

Das Schloß von Croyat.

Nach dem Französischen des Paul Feval bearbeitet von August Marckhoff.

(Fortsetzung.)

In einem Winkel der Höhle saßen die drei Gehülfen des Bettlers, jene Männer, die gerade so wie er selbst aussahen, und die wir schon einmal dem Leser in dem Gehölz von Plougaz vorgeführt haben, und machten schweigend Leinwand und Charpie für die Wunde ihres Herrn zurecht. Herr Cadour, der Lieutenant, gebot Michel und den Andern Stille, auf jene hindeutend. Man konnte jedoch den Lieutenant mit den Achseln zucken sehen, indem er seine von der Hand des Chefs zerknitterte Schärpe wieder in Ordnung brachte.

„Es ist doch wahr," erwiederte Michel als Antwort auf diese Gebärde, „er hätte beinahe einen guten Christen wegen dieses verdammten Pottfisches getödtet! . . ."

„Ihr Leute," sagte Cadour mit einer gewissen Bitterkeit, „der Herr Graf ist der Gebieter, der König hat ihn erwählt . . . Es lebe der König!"

Jetzt hatten die drei Diener des Lügners ihre Vorbereitungen zum Verbande beendet und entfernten sich aus der Höhle.

„Was sagt ihr denn von diesen drei großen Narren?" fragte ein Chouan.

„Ich," erwiederte Michel, „meine, daß sie zu sehr draußen spioniren, um diese Gewohnheit nicht auch bei uns zu versuchen."

„Auch eine famose Idee des Herrn, drei solche Schatten um sich zu haben."

„Die Idee ist so übel nicht," unterbrach Cadour. „Die Narren, wie ihr sie nennt, haben schon mehr als einen Schuß empfangen, der ihrem Herrn galt." Dann setzte er mit ernsterem Tone hinzu: „Es sind tapfere und zuverlässige Leute, und wenn sie wenig zugänglich sind, so haben sie ihre Gründe dafür, zu schweigen, gewiß . . . und jetzt, Leute, euer Gebet und zur Ruhe!"

Die Bauern gehorchten alsbald. Der größere Theil jedoch von ihnen sollte diese Nacht wenig schlafen. Einer der Schatten des Herrn Grafen erschien an der Thüre und gab Cadour ein Zeichen. Dieser war schon halb entkleidet. Er legte hastig seine Kleider wieder an und folgte dem Diener des Grafen in dessen Kammer.

Zum erstenmale betrat Cadour diesen Ort. Er glaubte ohne Zweifel dort etwas zu sehen. Seine Neugierde ward getäuscht. Er trat in eine Art Zelle, in Stein gehauen, ohne alle Meubel. Er hatte auf ein wenigstens comfortables Bett gerechnet, auf eine gute Binsenmatte. Nichts von alle Dem. Ueberall das nackte Gestein, blos eine Hängematte an der Decke.

Cadour war ein bretagnischer Bauer; diese Einfachheit söhnte ihn plötzlich wieder mit seinem Chef aus, dessen barschen und herrischen Stolz er bisher nur mit Ungeduld ertragen hatte. Er entblößte sein Haupt mit mehr Achtung als er einem Könige mit Scepter und Krone bewiesen hätte, und erwartete die Befehle, die man ihm ohne Zweifel zu geben hatte. Der Bettler stand mitten in seiner Zelle. Er hatte sich gerade von einem seiner Diener verbinden lassen. Anna Moustier saß verschleiert auf dem einzigen Stuhle, der in dem Gemach war.

„Herr Cadour," sagte der Bettler, wählen Sie 25 starke und entschlossene Männer aus . . . lassen Sie dieselben sich bereit halten, in 10 Minuten abzugehen."

Cadour würde vielleicht zu jeder andern Zeit einige Einwendungen wegen der vorgerückten Zeit und der Ermüdung der Leute gemacht haben, aber jetzt, wie wir schon sagten, war es lauter Gehorsam. Zehn Minuten darauf verließ der Bettler, an der Spitze von 25 Männern, die alle gut bewaffnet waren, die Kapelle. Neben ihm ging Anna, zitternd vor Angst und Schrecken.

V.

Baptiste Moustier.

Die Chouans waren im Jahre 1813 selten; die, welche wir eben gesehen haben, waren die Ueberbleibsel einer zahlreichen Bande, die ehemals an der untern Loire Krieg geführt hatte, und durch beständige Angriffe vermindert, doch immer wieder ohne Aufhören sich aus Ueberläufern rekrutirte, und die endlich, von Busch zu Busch durch die regulären Truppen verfolgt, in die Gegend von Lanmeur gekommen war.

Cadour war damals der Anführer dieser exaltirten Menschen, die durch die beständigen Verfolgungen vielleicht grausam wurden, aber unbestreitbar tapfer, treu und unglücklich waren. Durch die Strapatzen aufgerieben, überall von mächtigeren Feinden umgeben, waren sie nahe daran, sich aufzulösen, als ein Mann in ihrer Mitte erschien, der eine Bestallung als Generallieutenant im Dienste Sr. Majestät Ludwig XVIII. hatte.

Lange Zeit kämpften die Chouans mehr für ihre eigene Sicherheit als für die königliche Sache; indessen übte doch der Name des Königs immer einen ungewöhnlichen Einfluß auf sie aus.

Mit der eigenen Zustimmung Cadour's wurde der Generallieutenant zum Chef der Bande erwählt. Dieser Mann, den der Leser bereits unter dem Namen des Bettlers kennt, ließ die Chouans bis nach Croyat vorrücken, und verschaffte ihnen unter den Ruinen der Kapelle ein sicheres und heimliches Versteck, wo sie wenigstens auf einige Zeit frei athmen konnten.

Zum Verständniß der Geschichte ist es nöthig, daß der Leser einige Jahre mit uns zurückgeht und die Geschichte dieses Mannes erfährt.

Yves VIII, Graf von Croyat, Herr von Penvern, von Kerhimer, von Lanzic ꝛc. war in seinen Besitzungen geboren, erzogen und alt geworden. Er war ein roher Despot, von Morgen

Digitized by Google

bis Abend auf der Jagd, von Morgen bis Abend trinkend, und obgleich er der Erste unter den Edelleuten der Nachbarschaft war, hatten ihn doch sein Cynismus und seine schlechten Gewohnheiten seit längerer Zeit von ihrer Gesellschaft ausgeschlossen.

Gegen das Jahr 1760 war der Herr von Croyat 55 Jahre alt. Mitten in seinem ersten Gichtanfalle dachte er daran, daß er allein in der Welt sey, und suchte unter den Banden, welche die Menschen vereinen, das bequemste, das heißt ein solches, das am leichtesten zu brechen war. Vor Allem mußte er die unumschränkteste Macht auf seinen zukünftigen Gefährten ausüben. Ein Sohn nur konnte diese Bedingung erfüllen. Er hatte wohl zwei oder drei Bastarde im Lande, aber diese hatten einiges Recht, nicht wie Knechte bei der geringsten Laune des Herrn weggejagt zu werden. Er durfte daran nicht denken.

Außerdem gab es noch ein menschliches Geschöpf, an dem Herr von Croyat ein wirkliches und ganz eigenthümliches Interesse nahm. Es war der Sohn seines nächsten Pächters, ein häßliches, bösartiges, sogar lasterhaftes Kind, eine wahrhafte Pest des väterlichen Hauses. Diese seltenen Eigenschaften hatten ihm die Achtung des alten Grafen verschafft. Täglich heiterte der Kammerdiener dieses Letztern seine üble Stimmung auf, indem er ihm irgend einen schlechten Streich von dem Knaben erzählte, der den Namen Baptiste Moustier führte. Bei der Erzählung solcher Vorfälle lachte der Herr aus ganzem Herzen und fühlte für dieses wilde Kind eine Sympathie in sich erwachen, die später ihre Früchte tragen sollte.

In Wirklichkeit auch fiel die Wahl des Herrn Grafen von Croyat zuerst ganz auf ihn, als er beschlossen hatte, sich eine Gesellschaft zu wählen, und Moustier, der damals 10 Jahre alt, wurde in das Schloß genommen, mit dem ausdrücklichen Auftrage, zwanzig Mal den Tag über das ganze Haus zu necken, und dann alle halbe Stunde zu kommen und seine losen Streiche zu erzählen.

In jeder Sache kostet es nur den ersten Schritt; so schlecht auch diese Gesellschaft war, so erhöhte sie doch die Abneigung des Herzogs gegen die Einsamkeit; drei Jahre nachher heirathete er ein armes adeliges Mädchen aus der Nachbarschaft, das ihre Eltern dem glänzenden Titel und dem bedeutenden Vermögen ihres wilden Verehrers opferten.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Steuern und Abgaben.

(Schluß.)

Unter dem vierzehnten Ludwig, dem eigentlichen Schöpfer großer stehender Heere in Europa, ward das Volk unter der Last der Abgaben und Staatsanleihen erdrückt und der erste Grund zu jener Revolution gelegt, welche den sechzehnten Ludwig auf das Schaffot gebracht. Wohin die immer mehr anwachsenden Heeresmassen und die mit ihnen sich stündlich mehrende Besteurung und Verarmung aller Klassen der Gesellschaft die Fürsten des neunzehnten Jahrhunderts am Ende bringen wird, ist nicht schwer vorauszusehen. Obgleich man die Propheten, besonders die lebenden, nicht liebt, so wage ich doch die Behauptung, daß Diejenigen, welche berufen sind, ihre Macht auf ewige Zeit zu befestigen, wider ihren Willen mehr als alle Demagogen dazu beitragen, ihre Herrschaft in nächster Zukunft unmöglich zu machen.

Roms Prätorianer haben die Kaiser nicht geschützt, sondern ihrer Herrschaft durch Mord schnell ein Ende gemacht, um das Reich sogleich wieder ausbieten zu können.

„Man spricht von einem Fürsten," sagt Montesquieu in seinen „Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence", „der seit fünfzehn Jahren damit umgeht, die bürgerliche Regierung in seinen Staaten abzuschaffen, um die militärische einzuführen. Ich will über ein Vorhaben, wie dieses, keine gehässigen Anmerkungen machen, sondern nur so viel sagen, daß wohl zwei hundert Mann Leibwache, der Natur der Sache nach, das Leben eines Fürsten sichern können, aber nicht achtzig Tausend, nicht zu gedenken, daß es weit gefährlicher ist, ein bewaffnetes Volk zu unterdrücken, als ein unbewaffnetes."

Mögen die Minister und ihre Herren lernen, daß in der äußersten Noth Einzelne sowohl, wie ganze Völker zu den äußersten Mitteln greifen und daß das Leben der Staaten wie das der Individuen von dem lumpigen Metall, dem Gelde, abhängt, das sich aus den Taschen des verarmten Unterthanen nicht hervorzaubern läßt. —

Die nachstehende Tabelle zeigt das stufenweise Wachsthum der französischen Staatsschuld. Die Uebel unserer eigenen schlechten Wirthschaft fallen uns vielleicht durch den Haushalt des Nachbars erst in die Augen. Ziffern klären uns zudem besser über die Wohlthaten des herrlichen Kriegsheeres auf, als eine Reihe von Betrachtungen.

Die Staatsschuld Frankreichs betrug

im Jahre	1562	unter Karl IX. . .	17,000,000	Franken;
„ „	1589	„ Heinrich III. .	296,620,252	„
„ „	1595	„ Heinrich IV. und dem Minister Sully . .	96,900,000	„
„ „	1660	unter Ludwig XIV., Ministerium Colbert, . .	785,400,000	„
„ „	1710	unter Ludwig XIV., Ministerium Chamilliart .	4,386,318,750	„
„ „	1788	unter Ludwig XVI., Ministerium Necker . . .	4,245,750,000	„
„ „	1807	unter Napoleon . .	1,912,500,000	„
„ „	1821	„ Ludwig XVIII., Ministerium Villèle . .	3,466,000,000	„
„ „	1831	unter Ludwig Philipp, Ministerium Perrier . .	5,185,438,457	„
„ „	1848	unter Ludwig Philipp, Ministerium Guizot . .	5,627,340,813	„

Betrag des Budget oder jährlicher Auflagen:

im Jahre	1801	unter dem Consul Bonaparte	549,620,169	Franken;
„ „	1805	unter dem Kaiser Napoleon	700,000,000	„
„ „	1807	unter demselben . .	731,723,688	„
„ „	1813	„ „ „ . .	1,130,000,000	„
„ „	1815	„ Ludwig XVIII.	798,390,839	„
„ „	1823	„ „ „	1,092,095,280	„
„ „	1825	„ Karl X. . .	946,948,442	„
„ „	1829	„ „ „ . .	1,021,746,938	„
„ „	1831	„ Ludwig Philipp	1,172,197,433	„
„ „	1833	„ „ „	1,120,000,000	„
„ „	1847	„ „ „	1,900,200,000	„

Man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, mit Frankreichs Finanzen stehe es am schlimmsten. Wir werden späterhin zeigen, wie es in dieser Beziehung im Vaterlande aussieht.

German Mäurer.

Die Gagern'sche Verschreibung und Heinrich Simon.

In der Didaskalia vom 7. d. M. erklärt Hr. Heinrich Simon die von der „Deutschen Volkshalle" gebrachte Nach-

Digitized by Google

nicht: „er (H. Simon) habe die Gagern'sche Verschreibung an einen Engländer verkauft", — so weit sie ihn betreffe — als unwahr in Abrede. Wir machen darauf aufmerksam, daß dieselbe Zeitung, welche ursprünglich jene Nachricht gebracht hat, in einer späteren Nummer dieselbe in einer Weise modifizirt und berichtigt, welche mit der Erklärung des Hrn. H. Simon in eigenthümlicher Uebereinstimmung steht und den Beweis zu liefern scheint, daß in Beziehung auf jene Gagern'sche Verschreibung ein förmlicher Betrug vorgegangen ist. Der Artikel lautet:

„Berlin, 18. Oct. Die Correspondenz aus Königsberg in No. 15. d. Bl. über die nach England verkaufte Verschreibung Heinrichs v. Gagern bedarf einiger Berichtigung, die für das Publikum ohne Zweifel um so interessanter seyn wird, als Hoffnung vorhanden ist, daß — Dank sey es der unermüdlichen Sorgfalt unserer Regierung für Alles, was deutsch heißt — jenes kostbare Dokument dem Vaterlande erhalten werde. Richtig ist, wie jene Königsberger Correspondenz meldet, daß die Verschreibung Heinrichs v. Gagern in der Schweiz zum Verkauf ausgeboten und von einem englischen Sammler erstanden wurde. Aus dessen Händen ist dieselbe — wie es scheint aber erst durch verschiedene Zwischenhändler — in Besitz eines Londoner Kunsthändlers gekommen, der solche dem britischen Museum zum Kaufe anbot, freilich für eine ungleich höhere Summe, als die ursprünglich dafür bezahlten 35 Thaler. Unsere Regierung erhielt davon durch den hiesigen Agenten des britischen Museums, Herrn Buchhändler Asher, Kenntniß und beauftragte nun sofort den Ritter Bunsen, jenes kostbare Stück um jeden Preis zu erwerben, und nöthigenfalls dazu die Vermittlung des englischen Cabinets in Anspruch zu nehmen. Das hohe Interesse, welches unsere Regierung für die Erwerbung jenes Dokumentes an den Tag legte, wird schwerlich einer Erklärung und Rechtfertigung bedürfen. Ohne jene Verschreibung Gagerns würde H. Simon und seine Freunde niemals für den preußischen Erbkaiser gestimmt, dieser also nie die Majorität erlangt haben; es würde ohne jene Verschreibung niemals in der Paulskirche zu der Kaiserwahl gekommen seyn, an welche Preußen sein bekanntes „Anrecht" und seine „historische Mission" knüpft, jene Kaiserwahl, welche den Kern des Dreikönigsbündnisses, des engeren Bundesstaates, bildet. Diese Gagern'sche Verschreibung ist also ein rechtes, echtes, wahres, deutsches Geschichts-Denkmal, dessen Besitz für Preußen, den deutschesten Staat, von der allergrößten Bedeutung seyn mußte. Bunsen erhielt demnach Auftrag, jenes Dokument zu erwerben. Als er sich — unter Vermittlung des für dergleichen unermüdlichen gefälligen Lord Palmerston — Behufs Erwerbung dieser Verschreibung mit den Direktoren des British-Museum in Verbindung setzte, fand er hier — Dank sey es jener Vermittlung — das bereitwilligste Entgegenkommen. Der geforderte Preis, 500 Pf. Sterling, erschien auch der vaterländischen Bedeutung des Dokumentes gegenüber keineswegs zu hoch. Indessen glaubte Ritter Bunsen, als er das Dokument zu Gesicht bekam, einige Zweifel an der Echtheit der Gagern'schen Handschrift hegen zu müssen. Da Gagerns Handschrift ihm wohlbekannt, schien ihm die vorgelegte mehr als zweifelhaft; er schloß daher den Kauf nicht ab, sondern schrieb dann erst wieder hierher an das Ministerium des Auswärtigen. Bei der Wichtigkeit des Dokuments erschien eine behutsame Behandlung der Sache durchaus geboten. War die Handschrift falsch, war ein Betrug begangen, so fragt sich, da das Dokument durch so viele Hände gelaufen war, in welcher Hand der Betrug begangen worden. Daß von vornherein eine Täuschung verübt worden, daß Heinrich von Gagern Heinrich Simon mit der Verschreibung betrogen, war bei dem anerkannten edlen Charakter desselben nicht anzunehmen; der Betrug mußte also später begangen seyn. Wirklich glaubte man auf Grund sorgfältiger, deßhalb von hier aus angestellter Erkundigungen zu der Ueberzeugung zu kommen, daß späterhin, als das Dokument in den Händen der Zwischenhändler sich befand, der Betrug verübt, eine Fälschung begangen, der echten Verschreibung eine nachgemachte substituirt worden. Man glaubt aber ferner, dieser echten Urkunde auf der Spur zu seyn. Während die nachgemachte nach England wanderte, wird die echte nach Paris geschickt und soll sich dort in den Händen eines bekannten Sammlers befinden. Unsere Regierung aber erachtet es, sowie sie die Gründung des Bundesstaates als ihre Pflicht erkennt, für eine moralische Obliegenheit, jenes kostbare Dokument, den eigentlichen Gründungs-Act des Bundesstaates, für Deutschland zu retten. Wie wir mit Bestimmtheit vernehmen, wird der geheime Legationsrath v. Savigny in kürzester Frist nach Paris gehen, mit der Mission, jenes Dokument um jeden Preis zu erwerben."

Mannichfaltigkeiten.

(Braunschweig, 1. Nov.) Eine aus den Fortschritten der Verkehrs-Industrie hervorgegangene Erweiterung unserer Strafgesetze haben wir in dem so eben publicirten Gesetze, die Bestrafung der Vergehen gegen die Telegraphen-Anstalten betr., vom 23. Oct. d. J. Dasselbe belegt mit wenigstens dreimonatlichem Gefängniß die Wegnahme, Zerstörung oder Beschädigung der Drahtleitung, der Apparate oder der sonstigen Zubehörungen der Telegraphen-Anlagen; die Verbindung fremdartiger Gegenstände mit der Drahtleitung; die Fälschung der durch den Telegraphen gegebenen Zeichen; die Verhinderung der Wiederherstellung einer zerstörten oder beschädigten Telegraphen-Anlage; die Verhinderung der Telegraphen-Officianten in ihrem Dienstberufe. Fahrlässige Handlungen dieser Art werden, wenn kein Schaden entstanden ist, polizeilich mit Gefängniß oder Geld, im Gegenfalle mit Gefängniß von 14 Tagen bis 6 Monat bestraft.

Da man die Hoffnung nährt, die Gutta-Percha werde das Mittel bieten, die elektro-magnetische Telegraphenleitung ohne Besorgniß von Störungen unter der Erde und durch das Wasser führen zu können, so ist die Staats-Telegraphen-Direction in Wien angewiesen worden, hiemit an mehreren Stellen, und zwar in Wien, durch den Kanal zu Triest und im Novihrader Tunnel auf der Brünn-Trübauer Eisenbahn, Versuche anzustellen, und den hierzu erforderlichen Drath durch die hiesige Gutta-Percha-Fabrik des Hrn. Ludwig von Orth mit Gutta-Percha überziehen zu lassen.

Nicht weniger als fünf europäische Staaten suchen gegenwärtig Anleihen zu machen, um die Ausgaben für die letzter Zeit stattgehabten Bürgerkriege zu decken. Oesterreich verlangt 71 Millionen Gulden oder circa 38 Mill. Rthlr.; Frankreich 200 Mill. Frcs. oder circa 53 Mill. Rthlr.; Toskana, Sardinien und Neapel, jedes 30 Mill. Frcs. oder 8 Mill. Rthlr. Pr. Crt. Zusammen circa 115 Mill. Rthlr. Pr. Crt.

Frankfurter Theater.

(Schluß.)

Ludwig der Vierzehnte und sein Hof. — Festvorstellung.

Ein historisches Lustspiel von J. V. von Zahlhas: „Ludwig der Vierzehnte und sein Hof", erschien als Novität, wurde bereits zwei Mal gegeben und in beiden Aufführungen beifällig aufgenommen. Aus früheren Dramen ist der Verfasser vortheilhaft bekannt und hat auch diesmal uns ein gutes Stück geboten. Es gehört zur Gattung jener gefälligen und lebendigen Intriguen- und Conversationsstücke, in welcher die Franzosen uns zum Muster und Vorbild gedient haben und noch

Digitized by Google

immer dienen. Darf man es auch hier mit der Motivirung der Charaktere und dem consequenten Fortschritt der Handlung nicht allzu streng nehmen, wird auch die Wahrscheinlichkeit oft auf ihre äußerste Spitze getrieben und stehen die Kontraste auch nicht selten einander schroff gegenüber, so sind doch die einzelnen Situationen sehr effectvoll, die Pointen überraschend und das Ganze meist frisch und originell. Hr v. Zahlhas hat dem hier genannten Lustspiele diese Vorzüge zu erhalten und es recht anziehend zu behandeln gewußt. Ohne seiner mit viel Bühnenkenntniß durchgeführten und mit einem leicht fließenden Dialog ausgestatteten Arbeit eine höhere poetische Bedeutung zurechnen zu wollen, haben wir ihrer doch mit wohlverdienter Anerkennung zu gedenken und wird sie bei guter Aufführung den doppelten Zweck, zu erheitern und in geselliger Form zu belehren, nicht verfehlen. Ihre lehrreiche Seite sehen wir darin, daß sie uns den äußerlich glänzenden, aber innerlich durch Verweichlichung und Entsittlichung sehr getrübten Hof Ludwig des Vierzehnten in seinem rechten Lichte zeigt. Wenn an ihm einerseits Künste und Wissenschaften aufgemuntert, wenn feine Sitten und gefelliger Verkehr gepflegt wurden, so war hier andererseits Intriguen aller Art und moralischen Entartungen ein weiter Spielraum verstattet. Der gefeierte Monarch und seine Günstlinge erkannten ihre Mission nicht darin, der Nation ein erhabenes Beispiel von Tugend und Seelengröße zu geben und den Mittelpunkt zu bilden, von welchem Erleuchtung und Beglückung des Volkes ausgingen, sondern nur sich das Leben so angenehm und schön als möglich zu machen, ihre dynastischen und aristokratischen Interessen zu verfolgen und sich mit Ränken und Hofkabalen zu beschäftigen. Jenes goldene Zeitalter des vierzehnten Ludwig und seines berühmten Hofes war nur eine Scheingröße, während die wahre der Humanität ihm fehlte. Mehr oder minder steht es noch heutigen Tages an vielen glänzenden Höfen nicht viel besser, und wenn man dort mit der Laterne des Diogenes große Männer und edle Menschen aufsuchen wollte, so würde man deren nur wenige finden. Zu solchen und ähnlichen Betrachtungen liefert das genannte Stück reichen Stoff und so viel Belehrung, daß man es nicht ohne Nutzen an sich vorübergehen lassen wird. — Die Darsteller der Hauptpartien wußten den leichten und gefälligen Conversationston zu treffen.

Der 10. Nov. war der „90jährigen Geburtsfeier Schiller's" gewidmet. Hat auch die Frage nach dem eigentlichen Grund einer gerade 90jährigen Feier unseres großen Dichters ihre volle Berechtigung und mag es Denen, welche hier Pietät und Speculation auf ein volles Haus vereinbart erblicken zu müssen glauben, nicht verargt werden können, so wollen wir doch etwas an und für sich Lobenswerthes, wenn ihm auch die rechten Gründe fehlen, nicht verkleinern, denn es bleibt immerhin schön und gut, wenn uns Veranlassung geboten wird, den geistigen Wohlthätern und geweihten Priestern unseres nach Licht und Freiheit ringenden Volkes Dank und Verehrung zu zollen. Hr. Theodor Creizenach hat dieser Pietät durch einen sehr lichtvollen und warmen Prolog oder vielmehr Festspiel in höchst würdiger Weise Rechnung getragen und der Liebe und Dankbarkeit, die in tausend gleichgestimmten Herzen glüht, einen eben so gedankenreichen, als tiefgefühlten Ausdruck gegeben. Die poetische Oration fand so viel Anklang, daß ihre Darsteller und der Dichter hervorgerufen wurden. — Hierauf folgte: „Wallenstein's Lager". Es gibt kaum ein anderes Zeit- und Sittengemälde, welches so frisch und lebensvoll, so originell und genial, so historisch treu und anregend wäre, wie dieses. Da ist Alles so voll Wahrheit und Poesie zugleich, so anschaulich und urkräftig, daß man sich inmitten einer vielbewegten und denkwürdigen Vergangenheit unserer vaterländischen Geschichte versetzt glaubt. Kommt nun zur Dichtung noch eine so anziehende und reich belebte scenische Ausstattung, ein so abgerundetes Zusammenspiel der Darsteller, wie es heute der Fall gewesen, so wird die Täuschung vollständig und man fühlt um so mehr, was unser Schiller hier Vortreffliches gedichtet hat. Besonders ausgezeichnet und wirksam spielten Hr. Reger den rauhen und ächt soldatischen Wachtmeister, Hr. Schneider den leichtfertigen und lebenslustigen holkischen Jäger, Hr. Breuer den ritterlichen und mit dem Kriegerstande auf Leben und Tod vertrauten Kürassier und Fräul. Lindner die weltberühmte und marketenterisch galante Gustel von Blasewitz. Nur dem Kapuziner hätten wir einen anderen Darsteller gewünscht, denn Hr. Hassel verlieh dem höchst humoristischen Buß- und Sittenprediger eine Eigenthümlichkeit und einen Ausdruck, die zu stark an die Frankfurter Lokalkomik eines Hampelmann erinnerten, um uns das poetische Element jenes originellen Kapuziners auch nur im entferntesten veranschaulichen zu können. Die vorkommenden Märsche und die Begleitung des Reiterliedes wurden ausgeführt von dem Musikcorps des k. preuß. 8 Kürassier-Regiments und zwar so aus einem Guße, so voll Präcision und Kraft, daß sie stürmischen Applaus erregten und wiederholt werden mußten. — Die zweite Abtheilung der Festvorstellung brachte den vierten Akt der „Piccolomini", und diese Wahl war in sofern gerechtfertigt, als dieser Akt sich dem Motiv von Wallenstein's Lager anschließt und dieses ergänzt. — Eine Wiederholung der ganzen Vorstellung wird gewünscht und dürfte ein volles Haus zur Folge haben. W.

Korrespondenz.

Freiburg im Breisgau, 8. Nov.

Das gesellige Leben hat, wie leicht einzusehen, hier sehr gelitten; Mißmuth und Angederei haben alle Bande gelockert. Doch hat sich jetzt wieder die große gemischte Liedertafel constituirt, ist von der preußischen Kommandatur erlaubt worden, nachdem ihr Singrepertorium eine genaue Censur ausgehalten hat und alle Vaterlandslieder, selbst alle kräftigen Lieder verboten wurden. So hören wir denn wieder: „Blühe liebes Veilchen", „süße herrliche Natur", „guter Mond du gehst so stille" und „o Blümli mi", vierstimmig aufführen. Verwichene Woche hätte der Musikdirektor, Hr. Heim, sich bald schwere Ahndung zugezogen, weil er unterlassen hatte, das Verzeichniß der gerade vorgetragenen erlaubten Lieder zur Kontrolle an die Kommandantur zu senden. Der Handwerkergesangverein ist bis dahin nicht erlaubt worden.

Berlin, 11. Nov.

Die hiesige polytechnische Gesellschaft hat in neuerer Zeit eine besondere, die Interessen der Gewerbtreibenden fördernde Regsamkeit entfaltet. Zeigte sich dies Bestreben durch die von der Gesellschaft veranlaßte Gewerbe-Ausstellung mehr nach Außen, so muß anerkannt werden, daß auch im Kreise der Gesellschaft selbst unablässig für Fortbildung und unterhaltende wie wissenschaftliche Belehrung Sorge getragen wird. Am Montag begannen die Vorträge des Hrn. Reimann über natürliche Magie, bei denen die überraschenden Experimente eines Döbler, Bosco u. s. w. gezeigt und erklärt werden; gestern eröffnete Dr. Vollmer eine Reihe von Vorträgen über Electricität, Magnetismus und Galvanismus, die er durch Experimente mit einem sehr vollständigen Apparate begleitete. Außerdem wird im Interesse der Gesellschafts-Mitglieder demnächst ein Cursus der Stenographie eröffnet, der auch Nichtmitgliedern für ein sehr geringes Honorar zugänglich ist. Bietet nun die polotechnische Gesellschaft auf solche Weise, so wie durch ihre reichhaltige Bibliothek und durch die Besprechung aller ins Gebiet der Industrie und Gewerbe einschlagenden Fragen jedem sich dafür Interessirenden die Gelegenheit, seinen Gesichtskreis zu erweitern, so wäre es auch wünschenswerth, daß eine allgemeinere Theilnahme, ja ein zahlreicher Besuch als bisher stattfände. — Der Vorstand des Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen hat an die Kammern den Antrag gerichtet, die gesetzliche Verpflichtung des Beitritts zur Kranken- und Unterstützungskasse für Fabrikinhaber und Fabrikarbeiter, sowie die Verwaltung dieser Kassen durch einen aus den Betheiligten zu bildenden Fabrik-Ausschuß zum Beschluß zu erheben. Der Minister von der Heydt hat einen ähnlichen Antrag zurückgewiesen, weil die durch die Verordnung vom 9. Febr. angeordneten Gewerberäthe für derartige Einrichtungen die kompetenten Organe seyen. Der Verein will jedoch den gesetzlichen Zwang zum Beitritt noch bestimmter ausgesprochen haben, als dies in dem angeführten Gesetz geschieht. Die Angelegenheit wird in der ersten Kammer übermorgen erörtert werden.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 14. Nov. (Gastdarstellung der Fräul. Sophie Cruvelli vom Theater della Scala in Mailand): Der Barbier von Sevilla, komische Oper in 2 Abth., Musik von Rossini. Rosine: Fräul. S. Cruvelli. Einlagen: Variationen von Rhode und Arie aus Ernani, gesungen von Fräul. Cruvelli. Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreisen.

Donnerstag, 15. Nov. (Neu einstudirt.): Der leichtsinnige Lügner, Lustspiel in drei Abtheilungen von Schmidt. Hierauf: Die Rückkehr des Landwehrmanns, oder: Der Kurmacker und die Picarde (zweiter Theil), Genrebild mit Gesang und Tanz von Cohnfeld, Musik componirt und arrangirt von Riede.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nr. 273. Donnerstag, den 15. November 1849.

Das Schloß von Croyat.

Nach dem Französischen des Paul Feval bearbeitet von August Marckhoff.

(Fortsetzung.)

Von dem Tage der Heirath an gab es einen heftigen, unversöhnlichen und nie endenden Streit zwischen dem Adoptivsohn und der neuen Gattin. Diese, ausdauernd und kühn zugleich, zögerte nicht, den jungen Mann zu verdrängen. Sie erhielt einen Sohn, und da diese neue Hülfe plötzlich die Macht der Frau verdoppelte, so floh Baptiste Moustier, der von der Herrin tyrannisirt, von der Dienerschaft mißhandelt und von dem Herrn nicht mehr protegirt wurde, eines Tages aus dem Schlosse, mit wuthkochendem Grimme, und schwor, nur einem einzigen Ziele zu leben: der Rache. Er war der Mann dazu, seinen Schwur nicht zu vergessen.

George von Croyat, damals noch Kind, theilte nicht den Haß seiner Mutter gegen Baptiste. So lange dieser Letztere im Schlosse blieb, zeigte sich der junge Graf als seinen beständigen Beschützer. Nach seiner Entfernung unterstützte er ihn noch mit seinen kleinen Ersparnissen.

Das größte Vergnügen von George bestand darin, in die Meierei zu dem Vater Moustier zu gehen; dort fand er den armen Verbannten traurig und niedergeschlagen in einem Winkel sitzen; denn Jedermann haßte ihn wegen seines entschwundenen Glückes. George tröstete ihn, er vertheidigte ihn gelegentlich mit seinem Ansehen gegen die Insulten des Dorfes, das unbarmherzig den alten kleinen Herrn mit seinem Spott verfolgte. Baptiste war unverschämt gewesen; man war unversöhnlich. Ohne George hätte er das Land auf immer fliehen müssen. Auch hegte er für den Knaben eine unbegränzte Erkenntlichkeit und Liebe, er bat den Himmel, er möge ihn einstens in den Stand setzen, George für die edelmüthige Tröstung zu belohnen, die dieser ihm in seinem Elende angedeihen ließ.

Der Graf von Croyat starb 1775, von seinem Sohne vielleicht, sicher aber von Niemanden sonst bedauert.

Das Schloß wurde alsbald der Sammelplatz des Adels aus der Umgegend. Die verwittwete Gräfin war noch jung, hübsch und kokett; ihr Sohn erbte ein ungeheures Vermögen und versprach bald ein artiger Kavalier zu werden.

George glich in Nichts seinem Vater; so wenig Ehre dieser dem Namen seiner Vorfahren machte, so sehr schien der junge Graf, tapfer, einsichtig, edelmüthig, einen würdigen Repräsentanten des edlen Hauses von Croyat zu versprechen. Eine einzige Neigung seines Vaters war auch ihm eigen: Georg liebte die Einsamkeit. Ungeachtet der Bitten seiner Mutter, ungeachtet der Schmeicheleien, womit ihn seine jungen adeligen Nachbarn überhäuften, beschränkte er doch hartnäckig seine Gesellschaft auf seinen alten Freund Baptiste Moustier. Dieser pflegte sorgfältig diese verachtende Gleichgültigkeit George's gegen Seinesgleichen; er vermehrte sie, er arbeitete ohne Unterlaß, sie in Abneigung zu verkehren. Zuerst hatte er schüchtern versucht, einige Worte seines Systems in allgemeinen Ausdrücken vor dem jungen Grafen fallen zu lassen; dann den eigenthümlichen Enthusiasmus des Grafen für diese Eröffnungen wahrnehmend, enthüllte er ihm offen seine Idee. Die Phantasie seines Zöglings that das Uebrige.

George hatte lebhaften Verstand und ungestümen Sinn. Die Worte Freiheit, Gleichheit erhöhten noch das Rechtsgefühl, das in ihm war. Es war keine blinde Hinreißung. Er dachte Tag und Nacht über das ungeheure Projekt nach, er vergrößerte es und machte es zu dem Seinigen.

Von jetzt an hatten die Publicisten, die Handlanger der Revolution ohne ihr Wissen in den Haiden von Finisterre einen Gönner, der sie verehrte und bereit war, mit seinem Vermögen und seinem Arme ihre Anstrengungen zu unterstützen. Wir sagen einen Gönner und nicht zwei; denn Baptiste Moustier war bei allem diesem nur der untergebene Anstifter gewesen. Der Egoismus allein hatte in ihm gesprochen; während in dem Herzen des jungen Grafen die reinste Entsagung, die ritterlichste Generosität diesem Rufe entsprochen hatten.

VI.

Der Emigrirte.

Die Ereignisse gingen unterdeß mit Riesenschritte vorwärts.

Eines Tages trat George von Croyat ganz bewegt in die elende Hütte Moustier's. Seit längerer Zeit behandelte der junge Graf, die Vorurtheile seiner Zeitgenossen mit Füßen tretend, den Bauern nicht allein als seines Gleichen, sondern als einen geliebten Bruder. Diesmal drückte er ihm die Hand mit verdoppelter Zuneigung.

„Baptiste!" rief er, „morgen gehen wir."

„Wir? . . ." wiederholte Baptiste, einen fragenden Blick auf George richtend.

„Nach Amerika, Bruder, nach Amerika!"

„Ach! . . ." sagte Moustier einfach.

„Du weißt nicht," fuhr George fort, dessen Augen von Enthusiasmus glänzten, „Du weißt nicht, daß es fern von uns Menschen gibt, die für unsere theuren Ideen kämpfen! Für die Gleichheit, Bruder . . . für die Freiheit . . ."

„Das ist schön," sagte Baptiste, der ein Lächeln unterdrückte.

„Das ist schön! . . . Du sagst dies so kalt! . . . es ist erhaben, Bruder! . . . wir müssen fort."

Der Bauer versank in Nachdenken und antwortete nicht.

„Du willst mich also allein gehen lassen? . . ." fragte George mit Erstaunen und Betrübniß.

Ein Lächeln schwebte eine Sekunde auf den Lippen Baptiste's, der die Arme auf seiner Brust kreuzte, und mit Nachdruck sagte:

Digitized by Google

„Gehen Sie, wenn Sie wollen, Herr George, ich meinerseits bleibe . . . Sie sind ein edler Mann, ich weiß es . . . aber das Blut der Tyrannen fließt in Ihren Adern; es ist besser, Sie kämpfen für andere Sklaven als für Ihre Diener . . . Gehen Sie! In Amerika werden Sie die Freiheit bis zum Tode vertheidigen, dessen bin ich gewiß . . . in Frankreich würden Sie dieselbe vielleicht erwürgen!"

George machte eine unwillige Gebärde. Moustier sah ihn an. „Ich äußere meine Meinung ohne Umschweife," versetzte er barsch. „Vergeben Sie mir, wenn ich Sie beleidigt, Herr Graf . . . ich werde hier bleiben. Sie verstehen mich!"

„Wenn die Fahne der Freiheit in Amerika erhoben wird, warum sollte sie denn noch lange in unserm Lande unterdrückt bleiben? Ja! . . ." fuhr er fort, „ich sehe den Tag kommen, wo die heilige Sache aller ihrer Vertheidiger bedürfen wird, und ich will in dieser feierlichen Stunde auf meinem Posten seyn . . ."

„Ich bleibe, Herr Graf von Croyat; Baptiste Moustier hat nicht zu viel Blut für sein Land; jeder Tropfen dieses Blutes, der auf einer andern Erde vergossen würde, würde ihm als ein Verrath an seinem Vaterlande vorkommen."

Nach dieser merkwürdigen Rede seufzte Moustier tief auf und hob die Augen zum Himmel. Das wollte sagen, daß er einen peinlichen Kampf mit sich habe, und daß sein Betragen in dieser Sachlage ein heroisches Opfer sey. Der Graf wenigstens nahm es so, und beklagte seinen armen Freund aus ganzem Herzen.

(Fortsetzung folgt.)

Worte des Friedens.

Dieser Zuruf wird wohl Vielen klingen, wie der Ruf aus der Wüste, denn wer nur ein wenig klaren Menschenverstand besitzt und einige Geschichtskenntnisse hat, der wird aus der Vergangenheit und der Gegenwart kennen gelernt haben, daß ein immerwährender Kampf in der menschlichen Gesellschaft ist und war; woher dies aber kömmt, ist ganz einfach zu erklären: Gleich bei der Entstehung des Menschengeschlechtes hat sich die natürliche Macht der Stärke gegen die Schwäche Geltung verschafft, das sogenannte Faustrecht. Als später die Schwäche Hülfe suchte bei dem Priesterthum, da entstand das Faustrecht des Priesterthums. Wie diese Herrschaft ausartete, entstand das Faustrecht des Adels, dann der stehenden Heere, und nach diesem das Faustrecht des Geldes. Alle diese Herrschaften haben ihren Untergang dadurch gefunden, daß sie die Partei der Stärke nicht allein geschützt, sondern gemeinsame Sache mit ihr machten, und die Hülflosen und Schwachen drückten; und nur dadurch, daß eine Partei bevorzugt und die andere unterdrückt wird, herrscht eine beständige Reibung in der menschlichen Gesellschaft. Um diese so viel wie möglich nicht zum Ausbruch kommen zu lassen, hat man Geistlichkeit, Militär und Polizei — unter dem Deckmantel der Seligkeit, des Friedens und der Ordnung — geschaffen, welches man Staatspolitik nennt. — So lange die Regierungen nicht für die Gesammtmenschheit wohlthätig wirken wollen und blos eine Partei bevorzugen, werden ihre Throne nicht feststehen; und gerade die bevorzugten Parteien waren es immer noch, welche solche stürzten; der Besitzlose, Schwache und Geduldete war immer noch bei jeder Revolution das Werkzeug derselben, welche durch allerhand gemachten Versprechungen sich dazu gebrauchen ließen. Ein klares Bild haben wir an Frankreich. Wie der Adel das Pfaffenthum überdrüßig wurde, hat solcher das Volk angestachelt gegen dasselbe, Gehässigkeiten aller Art ausposaunt, und so endlich das Volk zum Werkzeug der Intrigue gewonnen. Als nun der Adel, in einem Fürsten repräsentirt, unumschränkt regierte und dadurch in Wollust verfiel, so hat die Partei des Geldes, welche ihre Kapitalien durch die üble Wirthschaft des Fürstenstaates in Gefahr sah, ebenfalls dem Volke Gehässigkeiten des Adels vorgeführt, und so dasselbe zum Sturze desselben gebraucht. Die besitzende Partei hat die an die besitzlose Partei gemachten Versprechungen nicht halten können oder wollen, und so kamen denn beide Parteien in Kampf. Zwar sind die Besitzenden gegenwärtig Sieger, aber dabei bleibt es doch nicht. Entweder kommt es wieder zum Kampf, oder die Besitzenden müssen einen Rückschritt machen, und wieder einen Fürsten statt der Republik einsetzen. Der Kampf währt aber nach den immer noch eingehaltenen Regierungsformen fort, weil der Fürst, anstatt als vermittelnde Person, eine gewisse Partei bevorzugt, und so die Ruhe nur auf zehn oder zwanzig Jahre hergestellt wird. Da nach all' dem Angeführten klar zu ersehen ist, daß durch alle Staatspolitik und Diplomatie bloß zeitliche Ruhe, aber kein dauernder Friede herzustellen ist, so wird gewiß ein Wort des Friedens in unserer bedrängten Zeit Gehör finden.

Die Fürsten haben seither durch Parteihaß sicher zu regieren geglaubt, wie z. B. Religionsgehässigkeiten, Standesverschiedenheit, sowohl in Adel und Nichtadel, als Besitzende und Besitzlose ꝛc., und dadurch von einer Partei Anhang und der andern Partei Abstoßung gehabt, wie der Magnet, aber nicht geglaubt, daß die Menschheit aus dem Kalten und Finstern heraustreten und in die Wärme der Sonnenlinie des Selbstbewußtseyns kommen wird, wo der Kompaß nicht mehr zeigt. Träten aber die Fürsten als vermittelnde Personen auf, so würden sie die ganze Menschheit für sich und auf keiner Seite Revolution zu befürchten haben. Geistlichkeit, Adel, Geldmänner besitzen schon den Schutz der Fürsten, hinsichtlich ihrer Existenz, aber der Bürgerstand und Besitzlose genießt statt des Schutzes bloß Duldung und muß dafür beinahe allein die Mittel zu dem Staatshaushalt und den Staatsschulden aufbringen. Um den Bürger und Besitzlosen ebenfalls an den Staat zu fesseln, daß er mit Liebe oder Interesse an demselben hängt, hat man noch keine zureichenden Mittel erdacht, und es wird daher gewiß sehr erwünscht seyn, wenn hier welche vorgeschlagen werden.

Der Bürger und besitzlose Stand, so lange er jung und kräftig ist, erwirbt er sich wohl größtentheils immer noch, was er für sein Auskommen braucht, aber es ist immer eine gewisse Aengstlichkeit in ihm rege für die Zukunft und sonstige unvorherzusehende Fälle, daß er da vielleicht die Mittel nicht besitzen würde, sich zu schützen, wie z. B. in Krankheiten, Altersschwäche, Wittwenschaft ꝛc. Da für derartige Fälle schon ziemliche Anregungen für zweckmäßige Anstalten geschehen sind, aber leider wenig Gemeinsinn sich dafür gezeigt hat, so wäre zu wünschen, daß die Regierungen in allen Gemeinden allgemeine Krankenkassen, Versorgungsanstalten, Wittwenkassen ꝛc. errichten würden, gerade in dem Verhältniß, wie die Landes-Feuer- und Vieh-Assecuranzen ꝛc.; dadurch würden viele Millionen in die Hände des Staates kommen und der besitzlose Theil ebenfalls in seinem eigenen Interesse gezwungen seyn, wie der Besitzende, welcher vom Staate für sein Geld Staatsschuldscheine besitzt, für den Frieden zu stimmen. Dann wird auch die seither gehandhabte Politik und Diplomatie nicht mehr nöthig seyn, und statt Druckes Freiheit, statt Verdummung Aufklärung, statt Parteihasses allgemeine Liebe, Einigkeit und Vertrauen ohne Gefahr für den Staat gegeben werden können. Die Gemeindelasten würden dadurch bedeutend vermindert und die Kapitalien zu noch verschiedenen nützlichen Anstalten verwendet werden können, wie z. B. zu Kreditkassen, Discontobank ꝛc., so daß der Staat anstatt Gelder zu leihen, Gelder verleihen kann.

Mögen diese Vorschläge recht viele Theilnahme finden, sowohl bei Aristokraten als Demokraten, und bald ins Leben gerufen werden, damit der allgemeine Friede uns bald gesichert werde!

Digitized by Google

Wir sind so frei, einige gemachte Erfahrungen über angeführtes Projekt mitzutheilen, welche dennoch nicht als maßgebend angeführt werden.

Das Verhältniß der Sterb- und Krankenfälle ist ungefähr zwei vom Hundert per Jahr; wenn also die Regierungen es jedem Staatsangehörigen zur Pflicht machen, er mag seyn arm oder reich, jung, vom achtzehnten oder zwanzigsten Lebensjahre an, oder alt, daß er sich bei den drei vorgeschlagenen Anstalten zu betheiligen hätte, so wird sich im Voraus schon bestimmen lassen, wie hoch die wöchentlichen Beiträge seyn sollen, um so und so viel per Woche Unterstützung erhalten zu können, z. B. wenn die wöchentlichen Beiträge auf 18 kr. gestellt würden, so wäre also nach dem angegebenen Verhältniß zu bestimmen, daß einem Kranken 5 fl., zu seiner Verpflegung, einem Altersschwachen 5 fl. zu seiner Erhaltung, und einer Wittwe 5 fl. zur Unterstützung per Woche gereicht werden könnten. Auf dieser Basis gegründet, könnte man gleich bei Entstehung dieser Anstalten schon die in vorkommenden Fällen zu machenden Unterstützungen verabfolgen lassen, ohne die Kasse zu schwächen. Würde man es aber für besser halten, die Krankenkassen auf zwei oder drei Jahre, die Versorgungs- und Wittwenkassen auf zehn oder zwanzig Jahre zu schließen, so würde ein bedeutender Fonds heranwachsen, und dadurch die Unterstützungen bedeutend vermehrt werden können. Die wöchentliche Einlage würde der ärmste Mann, ohne dabei sich wehe zu thun, entrichten können. Wenn man in Betracht zieht, daß oft der ärmste Mann Lotterie spielt, und dies ihn mindestens 20 fl. per Jahr kostet, womit er sich nur eine schwache Hoffnung erkauft, so wird er doch gewiß es nicht für ein Opfer ansehen, wenn er mit wenigerem Gelde sich die Gewißheit erkaufen kann, vor allen vorkommenden Verhältnissen und Schicksalen sich zu sichern. In dem Bürger- und Besitzlosenstand würde dann die wahre Lust zum Leben sich zeigen, und hauptsächlich das moralische Gefühl geweckt zum Edel- und Besserwerden; denn es ist fest anzunehmen, daß die meisten Verbrechen ihren ersten Grund in Armuth und Nahrungssorgen finden.

Die erste freie Schule in Berlin.

Berlin, 8. Nov. Heute Donnerstag eröffnete Dr. Edler die erste „freie Schule" in Berlin. Es ist dies immerhin ein Ereigniß, das, wenn es unter den gegebenen Verhältnissen möglich seyn sollte, es mit Konsequenz auszubeuten, von den wichtigsten Folgen für unsere gesellschaftlichen Zustände werden kann. Die Verfassung vom 5. Dec. spricht die Freiheit der Lehre aus, und wenn man, wie es in anderen Beziehungen freilich schon vielfach geschehen ist, in diese Worte der Verfassung keinen fremden Sinn hinein interpretiren will, so wird der Staat fernerhin keine Befugniß mehr haben, durch Konsistorien, Schulkollegien, Superintendenten und Schul-Inspektoren sich in die Errichtung und Leitung von Privatschulanstalten anders einzumischen, als daß er die Qualifikation der Vorsteher und Lehrer prüft. Das Konzessioniren und Privilegiren von Bezirks- und Parochialschulen, wo die Schulkollegien die Vorsteher ein- und absetzen, wo man Schuldespoten schuf, die sklavisch nach Oben blickten, große Summen im Jahre einnahmen und dabei den Lehrern kaum so viel gaben, als sie zum lieben Leben brauchten — das Alles muß damit aufhören. Die Konkurrenz wird uns Schulanstalten schaffen, in denen man die Kinder nicht als Erwerbsmaschinen ansieht und wo man deren Geist nicht nach einer vorgeschriebenen Form unterthänig zu kneten sucht; — sie wird uns Lehrer schaffen, welche unabhängig von der religiösen und politischen Staatscensur und darum unparteiisch dastehen. Man meine nicht, daß wir demokratische Schulen wollen. O bewahre! Die Politik gehört nicht in die Schule; gerade darum aber verwerfen wir das jetzige „Schulsystem". In dem Organismus, in dem vorgeschriebenen Lehrgange, in allen Maßregeln, welche getroffen werden, und die sich bis auf den Gebrauch der Schulbücher erstrecken, ist nichts zu erblicken, als das Bestreben, die Schule zu einer politischen Dressiranstalt zu machen, worin die Kinder für eine bestimmte Staatsform, für ein bestimmtes gesellschaftliches Daseyn und für bestimmte politische Begriffe methodisch auferzogen werden. Wir wollen Unparteilichkeit, wir wollen, daß der Lehrer den Geist des Kindes entwickele zur Freiheit und zum Selbsturtheile, nicht aber ihn beherrsche, und in eine von Oben her dikürte Richtung zwänge. Was aber haben wir? Wir haben Lehrer, die z. B. in Berlin vielfältig dem Treubunde angehören, demselben Treubunde, wo man bluttriefende Lieder auf die Demokraten singt, der seinen Mitgliedern entweder gänzliche Aufgebung des eignen Ichs oder arglistige Verstellung zur Nothwendigkeit macht. — Was kann davon die Folge seyn? Wir erinnern nur an den einen Fall, daß man einen Primaner einer hiesigen höheren Stadtschule als Prüfungsarbeit eine deutsche Ausarbeitung hatte anfertigen lassen: Ueber den Unterschied zwischen einem „Patrioten" und einem „Wühler". — Freie unabhängige Lehrer sind es also, die wir verlangen und verlangen müssen, wenn wir jemals zu einer wahrhaften, auf Selbstbewußtseyn beruhenden, Freiheit des Volkes gelangen wollen. Freie Lehrer wird es aber nur in einer freien Schule geben. (Nat.-Z.)

Aus Sadi's Rosengärtlein.

Sadi, der große persische Dichter, den sein Volk vorzugsweise den Weisen nennt, würde in unserer Zeit jedenfalls wie Kinkel und Andere zu der entschiedensten Opposition gehören und bei Höflingen und Fürstenschmeichlern großen Anstoß erregen, wenn wir ihn nach seinem Rosengärtlein beurtheilen.

„Ein Derwisch, der allem Irdischen entsagt hatte", heißt es darin, „hatte sich in den Winkel einer Wüste versetzt. Da kam einmal ein Fürst an ihm vorüber. Der Derwisch, in der Seelenruhe, die sein eigen war, bekümmerte sich nicht darum und erhob sein Haupt nicht und achtete nicht auf ihn. Der Fürst aber, weil er eben ein Fürst war, erzürnte darüber und sprach deshalb zu seiner Begleitung: Diese Art von Leuten gleicht doch dem lieben Vieh. Hierauf näherte sich der Wesir dem Derwisch mit den Worten: Der Fürst des Erdbodens ist an Dir vorüber gekommen, warum hast Du ihm nicht Deine Ehrerbietung bezeugt und gethan, was die gute Sitte gebietet? Der Derwisch versetzte: Sage dem König, daß er von Solchen Ehrerbietung erwarten solle, die da von ihm Wohlthaten erwarten. Ueberdies wisse, daß die Könige da sind, um für die Unterthanen Sorge zu tragen, und nicht die Unterthanen, um den Königen den Hof zu machen.

Nicht wegen des Hirten ist das Schaf erschaffen,
Sondern der Hirt ist da, dem Schaf Schutz zu verschaffen."

Mannichfaltigkeiten.

(Paris.) Einen kleinen Scandal gewähren dem nach dergleichen Dingen lüsternen Pariser die in jüngster Zeit häufigen Besuche der Polizei in gewissen Häusern in der Nachbarschaft von Notre-Dame-de-Lorette. Man findet daselbst ein reiches Meublement, allerliebste Frauen, treffliche Gesellschaft, und doch legt die Polizei ihre Hand an all' diese schöne Welt, als handelte es sich um politische Vergehen. Nun, es handelt sich hier um

Digitized by Google

geheime Spielhöllen, wo indeß die Herzen leichter verloren werden als die Börsen, wie sich aus den Worten einer jener Damen ergibt, welche zu dem in Vollstreckung seines Mandats begriffenen Polizeibeamten sagte: „Ach, mein wertheſter Herr, ich schwöre Ihnen, daß Alles loyal zugegangen ist; übrigens sind die Männer jetzt viel zu hellsehend, als daß sie sich betrügen lassen . . . ausgenommen in der Liebe."

Das „Museum" in Philadelphia hat, damit man ferner nicht sage, die Republiken vernachlässigen die Kunst, fünf Preise auf Gemälde ausgesetzt, die bis zum April 1850 eingegangen seyn müssen. Der höchste Preis beträgt 750 Dollars, und die Gesellschaft befördert alle Zusendungen hin und zurück auf ihre Kosten.

Das Ministerium des Innern auf den Sandwichsinseln, erzählt der Bremische Beobachter, wird gegenwärtig von einem Bremer bekleidet. Der Mann heißt Funke und war in früheren Jahren Polizeidiener in Bremen, erhielt seinen Abschied und nahm Dienste auf einem Schiffe. So kam er nach den Sandwichsinseln, wo er ins Militär eintrat und es bald zu großem Ansehen und zu einem hohen Militärposten brachte. Gegenwärtig ist er Minister des Innern und hat die Aussicht, mit der Zeit ein reicher Mann zu werden. So meldet er selber in einem kürzlich hier angekommenen Briefe.

Korrespondenz.

Mülheim am Rhein, 7. Nov.

Die Cholera hat jetzt in Köln ganz aufgehört. In unserer Stadt hat sie glücklicher Weise ihr Quartier nicht aufgeschlagen; eben so sind auf dem Flachlande dieser Rheinseite keine Fälle vorgekommen. Blos in Fabrikgegenden des Elberfelder Kreises will man Cholerafälle erkannt haben, die aber wahrscheinlich nicht mit der in Köln wüthenden asiatischen Seuche verwechselt werden dürfen, wenigstens keinen Schatten der Nachhaltigkeit zeigten, mit welcher jene in Köln sich bethätigte.

Zwingenberg, 8. Nov.

In einem Seitenthale des Odenwaldes, kaum eine Stunde von hier entlegen, hat man an dem sogenannten Dachsberge, auf einer verfallenen Burg, der Tannenburg, die nur noch an wenigen Bauspuren kenndar ist und schon im 13. Jahrhundert zerstört worden seyn soll, einen außerordentlichen Alterthumsschatz aufgefunden. Zuerst waren die Nachgradungen zufällig; als diese aber zu einem Ergebniß führten, wurden sie von der großh. Regierung unterstützt. Bis jetzt sind nur die kleinsten Räumlichkeiten der Burg aufgegraben, sollen aber schon über hundert Stücke, theils Rüstungen und Waffen, theils Hausrath geliefert haben. Die größeren Räumlichkeiten dürften einen noch reicheren Aufschluß über Kunst und häusliches Leben des dreizehnten Jahrhunderts unserer Gegend liefern. Die Fünde werden alle im benachbarten großh. Schlosse aufgestellt.

Vom Rhein, 6. Nov.

Mit großem Vergnügen lasen wir in einem öffentlichen Blatte jüngst die Anzeige einer neuen Zeitschrift: „Die deutsche Eiche", welche in Heidelberg, mit Anfang des künftigen Jahres, unter Leitung des Hrn. Dr. Brugger erscheinen wird. Diesem Blatte wünschen wir die ausgedehnteste Verbreitung in ganz Deutschland, weil es einen sehr reichen Inhalt darbietet, indem dessen Umfang die Gegenwart, die Vergangenheit, Allgemeinverständliches aus allen Zweigen der Wissenschaft, der Kunst, des Lebens u. s. w. umschließt, und weil seine Form oder sein Gewand eine reine deutsche Sprache ist, d. h. eine solche, wo so viel als möglich die fremden Wörter vermieden und durch deutsche ersetzt werden. Schon lange war es ein Bedürfniß, daß Jemand den Anfang möchte machen, auf diesem Gebiete etwas zu leisten und vorauzugehen. Dem Herausgeber dieses Blattes und seinen Freunden können wir dieses mit Recht zutrauen, da er bereits in seinen Schriften genügende Proben gab, die allenthalben Anerkennung fanden. Wir machen daher alle Freunde der deutschen Sprache, alle Eltern, Erzieher, Beamte und Lehrer auf diese neue Erscheinung aufmerksam, die als eine seltene Gabe ihnen nur willkommen seyn dürfte; auch Lesegesellschaften, Gasthöfe, Handels- und Gewerbsleute sollten es nicht unterlassen, diesem Blatte ihre Theilnahme zuzuwenden, da es dann auf die Volksbildung wie auf die Bildung der deutschen Sprache einen sehr wirksamen und wohlthätigen Einfluß ausüben müßte. Eine Zeitschrift dieser Art ist, soviel wir wissen, noch gar nicht vorhanden; daher möchte schon der Reiz der Neuheit eine mehr als gewöhnliche Anziehungskraft äußern.

Frankfurt a. M.

Die bei F. B. Auffarth dahier im Druck erschienene, von Hrn. Consistorialrath Dr. G. Friederich am Ernte-Dankfeste in der Katharinenkirche gehaltene Predigt: „Was der Mensch säet, das wird er ernten", reiht sich den früheren in die Oeffentlichkeit gelangten Vorträgen des berühmten Kanzelredners würdig an und nimmt durch die sinnreiche Verknüpfung der materiellen und geistigen Aussaat und durch die eingeflochtenen Zeitbeziehungen ein lebhaftes Interesse in Anspruch. Der Ertrag dieses lesenswerthen Schriftchens ist, wie der fast aller vorhergehenden Produkte des Verfassers, für einen milden Zweck bestimmt.

Das bereits angekündigte Konzert des Hrn. Stigelli findet heute im Saale des „Holländischen Hofes" statt. Anfang um 7 Uhr.

Programm des Museums.

(Freitag, 16. Nov. 1849.)

1) Symphonie Nro. 2 von L. van Beethoven.
2) Zweiter Vortrag des Hrn. Dr. Creizenach: „Fortbildung der Romantik und des Idealismus.
3) Tenor-Arie: „Unter blüh'nden Mandelbäumen", von C. M. v. Weber, gesungen von Hrn. Caspari.
4) Konzert für Violine von Vieurtems, vorgetragen von Hrn. Theodor Piris.
5) Lieder mit Pianoforte-Begleitung, componirt von Gustav Schmidt:
   a) „Treue Liebe" (Volkslied vom Thüringer Wald),
   b) „Die See und ihr Auge;
   gesungen von Hrn. Caspari.
6) Ouvertüre zum „Vampyr" von H. Marschner.

Der Anfang des Museums ist um halb 7 Uhr. Der Saal (im Weidenbusch) wird um halb 6 Uhr geöffnet. Der Eingang ist vom Roßmarkt und der Töpfergasse. Ohne Eintrittskarte kann Niemand der Zutritt gestattet werden. Karten für den Abend zu 1 fl. 45 kr. sind bei Hrn. C. A. André (Haus Mozart) zu haben. Am Eingange des Saales werden keine Karten verkauft.

Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 15. Nov. (Neu einstudirt): Der leichtsinnige Lügner, Lustspiel in drei Abtheilungen von Schmidt. Hierauf: Die Rückkehr des Landwehrmanns, oder: Der Kurmärker und die Picarde (zweiter Theil), Genrebild mit Gesang und Tanz von Cohnfeld, Musik componirt und arrangirt von Riede.

Samstag, 17. Nov. (Gastdarstellung der Fräul. Sophie Cruvelli vom Theater della Scala in Mailand): Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. Amine: Fräul. S. Cruvelli. Abonnements-Vorstellung Nro. 12, mit erhöhten Eingangspreisen.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 274. Freitag, den 16. November 1849.

Das Schloß von Croyat.

Nach dem Französischen des Paul Feval bearbeitet von August Marckhof.

(Fortsetzung.)

Unterdessen reiste George ab, aber um das Herz seiner Mutter nicht schwer zu machen, hielt er den Zweck seiner Reise geheim. Baptiste allein, dem seine geheimsten Gedanken bekannt waren, empfing unter Thränen seine Abschiedsgrüße und wünschte ihm Glück zu seinem Vorhaben.

Wir wollen unserm jungen Freiheitshelden nicht auf seinen verschiedenen Kriegsabenteuern folgen. Er kämpfte wacker, das ist Alles, was uns zu wissen nöthig. Nach beendigtem Kriege heirathete er, statt nach Frankreich zurückzukehren, die einzige Tochter eines amerikanischen Obersten, und blieb auf die Bitten seiner Frau noch eine Zeitlang in seiner neuen Familie.

Baptiste Moustier hatte nichts von sich hören lassen. Aber George hatte ihn nicht vergessen. Oft, wenn er in einsamen Stunden seines Vaterlandes gedachte, sah er jedesmal Baptiste fest, ruhig und entschlossen in der ersten Reihe der Märtyrer für die Freiheit.

Gegen Ende des Jahres 1793 segelte ein amerikanisches Schiff mit vollen Segeln der französischen Küste zu. Auf dem Verdeck, fern von den andern Passagieren, stand George Croyat, und unterhielt sich mit seiner jungen Frau, die damals zum erstenmale guter Hoffnung war. Er konnte dem Verlangen nicht widerstehen, Frankreich, das neue befreite Frankreich wieder zu sehen. Von der Revolution konnte er nur die herrlichen Anfänge, und seine begeisterte aber königlich gesinnte Seele konnte die scheußlichen Gräuel der Schreckensherrschaft nicht voraussehen. Mit welcher Freude sah er das Ende der Reise vor sich! welche Schilderungen machte er seiner blonden Alice! Alice liebte ihn leidenschaftlich. Sie schwelgte in der Erinnerung an die edlen Träume der Jugend George's. Sie verlangte sehnsüchtig, Baptiste Moustier zu sehen, den tapfern Mann, den edlen Freund. „Er hatte Recht, Alice," sagte George, „immer Recht . . . von uns beiden, er ist der wahre Bürger; denn er hat für sein Vaterland das Blut bewahrt, das ich für das Deinige vergossen habe."

„Ist es nicht auch Dein Vaterland, George?" fragte die junge Frau mit sanftem Vorwurfe.

„Gewiß, o gewiß, theure Alice," erwiederte George, „aber Baptiste ließ diese Entschuldigung nicht gelten . . . er ist ein einfacher und für das Recht begeisterter Sinn! . . . Baptiste ist ein einziger Mann!... Man muß ihn achten, bewundern, lieben... Du wirst es mir zu Liebe thun, nicht wahr, Alice? . . ."

Alice verlangte nichts Besseres.

In diesen laugen Gesprächen wurde beschlossen, daß Baptiste wieder Gast und Bewohner des Schlosses werden solle. Er sollte der Freund, der Erzieher des Kindes seyn, das Alice unter ihrem Herzen trug . . .

George hatte vor kurzem den Tod seiner Mutter erfahren. Bei seiner Rückkehr mußte er sich also als alleinigen Herrn seines ganzen Vermögens sehen.

Endlich kamen unsere Reisenden in Brest an. Der Bürger und die Bürgerin Lanzic (der Graf hatte nicht aus Furcht, sondern rein aus Begeisterung für die Gleichheit den einfachsten seiner Namen angenommen) reisten ohne Hinderniß weiter. Am Abend des folgenden Tages zeigte George seiner theuern Alice mit einem Freudenschrei die zwei kleinen Thürme des Schlosses von Croyat. Man kam an. Ein Mann stand auf der Treppe. Er trug die rothe Mütze, die Carmagnole und Beinkleider von weißer Leinwand: das klassische Kostume der einflußreichen Leute jener Epoche. George war mit einem Sprunge aus dem Wagen auf der Treppe und umarmte den Mann, er hatte Baptiste erkannt. Dieser betrachtete ihn eine Zeitlang mit Erstaunen, dann wurde er plötzlich blaß.

„Baptiste! mein Bruder!" sagte der Graf, „Deine edle Idee ist also realisirt! Wir sind frei! . . . frei! . . . Gott sey gelobt! . . ."

Baptiste hatte sich zurückgezogen; ein Lächeln, das zugleich häßlich, gleißnerisch und triumphirend war, spielte auf seinen Lippen.

„Wie Du sagst, Bürger," erwiederte er; „segnen wir das höchste Wesen . . . Unsere Hoffnungen sind verwirklicht."

Der Graf bemerkte in seiner lebhaften Freude nicht, daß dieser Empfang etwas Kaltes und Zurückhaltendes hatte. Er wiederholte mit thränenden Augen: „Baptiste: . . . mein lieber Bruder! . . . wie glücklich bin ich, Dich wieder zu sehen! . . ." Dann faßte er Alice bei der Hand und setzte hinzu: „Da ist Deine Schwester, Baptiste, meine Frau . . . Sie liebt Dich schon . . ."

Baptiste warf einen flüchtigen Blick auf Alice und verneigte sich.

„Aber tritt doch ein!" versetzte George. „Du bist hier zu Hause . . ."

„Nicht wahr, Alice, unser Haus ist sein Haus?"

Die junge Frau schwieg. Ihr Herz war schwer.

„Ich glaube es," sagte ruhig Baptiste, auf die letzten Worte George's antwortend. Er ging hinein.

„So umarme mich doch, Bruder!" sagte der Graf, als sie in einem der Säle waren.

„Gern . . ." sagte Baptiste, seine Wange hinhaltend. Es war der Judaskuß.

Moustier ging einen Augenblick darauf hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Palast zu Gelnhausen.

In jenem anmuthigen Thale, wo, nahe bei Gelnhausen, am Fuße waldbekrönter Berge und traubenreicher Höhen, zwischen Gärten und Wiesen die Kinzig in heitere Auen und fruchtbare Gefilde hervorströmt, trauern auf einer Insel, welche der Fluß dort bildet, die Ruinen eines Schlosses, welche den Blick des Wanderers auf sich ziehen, wenn er auch den Resten der Vorzeit sonst keine Aufmerksamkeit zu schenken gewohnt ist. Denn es sind ja nicht die gewöhnlichen Trümmer des streitbaren Mittelalters, nicht die hohen Zinnen einer Ritterburg, wie sie fast jeder deutschen Landschaft den uns Allen bekannten Reiz verleihen, nicht sie sind es, welche uns hier vor die Augen treten, sondern es sind viel edlere Formen, die wir hier erblicken, es sind Gebilde, die einer fernen Heimath entsprossen, von kunstreicher Hand hierher verpflanzt, noch in ihrem tiefsten Verfall von dem Geschmack und der Kunstliebe Desjenigen zeugen, auf dessen Wink sie einst hier erstanden sind. Wäre die alte Reichsstadt nicht, die von verwitterten Mauern umgürtet, mit ihren Warten und Thürmen über den Berg hin lagert, wäre sie es nicht, die uns die Heimath in's Gedächtniß riefe, wären die ärmlichen Hütten der Burgbewohner nicht, die uns mit den schärfsten Zügen die Gegenwart vor die Sinne stellten, wahrlich es wäre wohl eine verzeihliche Schwärmerei, wenn wir in diesen Ruinen uns in dem verfallenen Palaste eines Kalifen glaubten und uns in die Säle der Alhambra träumten! Und wäre dieser Traum denn auch von der Wirklichkeit so gar zu weit entfernt? Ist es doch Friedrich Barbarossa, der dies hingesunkene Prachtgebäude einst errichtete, ist es doch ein Fürst, der einer der größten war auf dem deutschen Kaiserthrone, von dessen Thaten Orient und Occident erzählen, bei dessen Festen neben den deutschen Minnesängern Troubadours aus der Provence auftraten, der seine Fahnen am Hellespont aufpflanzte und das Reichspanier am Taurus wehen ließ und dessen Schwert den Stolz Konstantinopels beugte und den Trotz der Seldschucken brach! Ist es ein Wunder, daß der glänzende Schimmer, der auf seinen Thaten ruht, sich auch über seine Bauwerke ausgebreitet und sie mit einem romantischen Schein überstrahlt hat, der sie als die Werke einer fremden Welt erscheinen läßt? So viele gründliche Kenner der Kunst und des Alterthums noch diesen Ruinen ihre Aufmerksamkeit gewidmet, — wir brauchen nur Hundeshagen, Büsching und Ruhl zu nennen — so viele Stimmen haben es auch bezeugt, daß hier einst etwas Großes und Schönes geschaffen worden, und so wenig auch jetzt noch davon vorhanden ist, bedenkt, wie wenig uns Deutschen noch übrig ist von unserem gemeinsamen Vaterlande, von seiner Größe und von seiner Macht, bedenkt, daß uns von der Einheit Deutschlands nichts geblieben ist, als die Denkmäler derselben, und laßt uns näher treten und das Wenige, was sich hier bietet, noch einmal betrachten, ehe es ganz dahin sinkt in die Nacht des Verderbens, welche über diese Trümmer, sowie über ganz Deutschland, unaufhaltsam hereinzubrechen droht.

Zu der Insel, auf welcher die Burg Gelnhausen liegt, die jetzt ein buntes Gemisch von Wohnhäusern, Hütten und Ruinen ausmacht, welche mit einer sehr einfachen alten Befestigungsmauer umgeben sind, führen zwei Brücken, von denen die eine sich ganz nahe bei der Stadt befindet. Ist man über diese Brücke hinüber und durch eine Straße von niedrigen Wohn- und Wirthschaftsgebäuden gegangen, an welchen hier und da ein eingemauertes altes Steinbild hervortritt, so gelangt man zu dem Thor des eigentlichen Palastes, dessen Umfang sehr leicht durch die besondere Mauer erkannt wird, welche die ganze Einfassung desselben jetzt noch bezeichnet. Dieselbe ist sehr dick und besteht nach den Außenseiten hin, insofern sie nicht durch spätere Einsätze verunziert ist, aus lauter ungleich gehauenen Werkstücken oder sogenannten Bossagen. Mehr oder weniger droht sie nebst den an ihr hängenden Kaminen den Einsturz, welchem auch das Pfortenhaus nicht sehr fern zu seyn scheint, und nicht ohne einiges Grauen geht man durch das sogenannte Meßthor, welches ehemals von zwei Thürmen flankirt war, von welchen nur der eine und auch dieser nur zum Theile noch steht. Der Name „Meßthor" ist gewiß schon alt, da in solchen Hallen bei gewissen Gelegenheiten Kaufleute feil zu halten pflegten. In seiner ursprünglichen Gestalt war es höher, als jetzt, und eigentlich ein Doppelthor, welches durch zwei Säulenstellungen im Innern zu einer ziemlich geräumigen Halle verbunden war. Der eine Thorgang ist jetzt aber zugemauert und die Halle ist durch Verschüttung niedriger geworden, als sie ursprünglich war. Im Uebrigen ist sie ganz erhalten. Die Bögen sind halbkreisförmig und an dem einen Pfeiler derselben sind als Kopfgesimsverzierung zwei Vögel angebracht, die allem Anscheine nach die kaiserlichen Adler vorstellen sollen, welche damals in der Regel noch einfach, d. h. einköpfig, waren. Tritt man nun in den Hof, so gewahrt man in der Wand des zugemauerten Thorgangs einen phantastischen Kopf von Stein eingefügt, der wohl einmal als Kragstein gedient haben mag, wie sich dergleichen an alten Bauten so oft abgebildet findet, den aber die Volkssage, welcher ohne hinreichenden oder bescheinigten Grund auch Hundeshagen folgt, für ein Bild Barbarossa's erklärt. Der Hof, zu welchem die Hauptpforte führt, ist übrigens, obgleich von einigen Wohnhäusern entstellt, noch immer geräumig genug, daß man die im ersten Stock noch stehende Vorderseite des ehemaligen Reichssaales, insofern sie nicht in dem Schutte steckt, bequem überblicken kann. Diese Vorderseite ist mit einer Reihe von Fensteröffnungen im gefälligsten Rundbogenstyl versehen, welche durch kleine gekuppelte Säulen von einander geschieden sind, so daß das Ganze eine Folge von Arkaden bildet, welche einen sehr angenehmen Eindruck machen. Durch eine rundbogige Thüre, an welcher die sarazenische Verzierungsweise unverkennbar ist, gelangt man nun in den Saal selbst, der auch an der anderen Seite noch Fensterreste zeigt. Daselbst ist auch ein baldachinartiger steinerner Einsatz in der Mauer zu bemerken, den man als die kaiserliche Thronstelle bezeichnet, während er vielleicht nichts, als ein reichverziertes Kamin gewesen. Auf der dem Reichssaal entgegengesetzten Seite des Haupteingangs aber ist der schon erwähnte Thurm, welcher, so wie die Umfassungsmauer, mit Bossagen oder Buckelsteinen gebaut, im Innern aber sehr geräumig und tief ist und als Burgverlies bezeichnet wird. Nahe bei demselben steigt man dann auf einer engen, dunkeln, steinernen Stiege zur Schloßkapelle hinauf, die auf dem Thoreingang ruht und zwar in ihren Wänden und Eckpfeilern noch ziemlich vollkommen steht, allein Mittelpfeiler und Deckengewölbe sind zerstört und der Ruin ist so tief eingreifend, daß es schwer seyn dürfte, sie wieder herzustellen. Denn obgleich in derselben vor noch gar nicht langer Zeit (bis zum Jahre 1811) noch Gottesdienst gehalten worden und ein häßliches scheunenartiges Dach, welches man ihr aufgesetzt hat, die ärgsten Unbilden der Witterung abzuhalten geeignet ist, so ist doch die Zerstörung in allen Beziehungen so groß, daß sich selbst der Styl, in welchem die Kapelle erbaut ist, nur in seinen rohesten Umrissen erkennen läßt. Das ganze Pfortenhaus ist übrigens, wie auch der eigentliche Reichssaal, in glattgehauenen Werkstücken aufgeführt, Alles in rothem Sandstein, und Alles so stylfest, wie aus einem einzigen Gusse.

Dieß ist nach einem oberflächlichen Anblick der gegenwärtige Zustand dieses Schlosses. Wer nähere Belehrung darüber sucht, kann sie bei Hundeshagen (Kaiser Friedrichs Palast in der Burg Gelnhausen 1819) oder auch in einer Anzeige dieses Werks in den Wiener Jahrbüchern, im zehnten Bande, finden, wo jedoch in Bezug auf Stylbezeichnung eine noch wunderlichere Terminologie gebraucht ist, als dieß selbst bei Hundeshagen der Fall ist. — Wenden wir uns nun zu der Geschichte dieses Kaiserschlosses.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gastspiel von Sophie Cruvelli.

II.

Rossini's Barbier von Sevilla ist und bleibt ein immer frischer Brunnen der anmuthigsten und heitersten Melodien, der schönsten und lieblichsten Harmonie. Dieses vortreffliche Tonwerk ist von einem eben so poetischen und wahrhaft erquicklichen Lebenselemente, als von einer Fülle ächten Humors und phantasiereicher Originalität durchdrungen. Darum verfehlt es nie seinen Eindruck, und jeder Freund des Schönen wird mit Lust und Bewunderung den herrlichen Klängen, die ihn hier wie Blüthenduft des Südens umwogen, lauschen. — Fräulein Sophie Cruvelli sang die Rosine und war in dieser Partie in ihrem eigentlichsten Kunstbereich. Um die Vorzüge eines Künstlers festzustellen, muß man dessen Eigenthümlichkeit zu erkennen suchen. In einem Individuum kann nicht Alles vereinigt seyn, was groß und schön ist. Es war ungeschickt, die Cruvelli mit der Lind zu vergleichen; denn jene ist mehr und auch weniger als diese. Die Stimme der Cruvelli ist umfangreicher, kräftiger und frischer, und was diese betrifft, so dürfen wir wohl behaupten, eine schönere und mehr in vollem Glanze jugendlicher Kraft und Fülle stehende noch nicht gehört zu haben. Dazu kommt nun eine Virtuosität des Gesanges, die wohl kaum etwas zu wünschen übrig läßt und jener der Lind gewiß nicht nachsteht. Mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit und mit einer wahrhaft überraschenden Bravour führt Fräul. Cruvelli ihre Gesangstücke und alle Verzierungen derselben aus und steht in dieser Beziehung den hervorragendsten Sängerinnen zur Seite. Dagegen ist Jenny Lind, wie ein Kritiker richtig bemerkt hat, verkörperter Gesang, ihr ganzes Wesen ist Harmonie, in ihrem Ton wohnt überirdischer, magischer Zauber. Wir mögten dies noch näher dahin bestimmen, daß wir die Lind als die geweihte Priesterin des lyrischen und elegischen Gesanges, als die ächte und auserwählte Trägerin des deutschen Gemüthslebens im Gesang, Desjenigen, was unmittelbar aus dem Herzen und in alle Herzen hinüber strömt, bezeichnen. In dieser Hinsicht steht sie unerreicht und kann die Cruvelli nicht mit ihr verglichen werden, so ausgezeichnet auch deren Naturmittel, so durch die Kunst auch veredelt sie sind. Darum fehlen indessen dem Gesang der Cruvelli Ausdruck und Empfindung nicht, aber sie sind einerseits nicht das am stärksten hervortretende und alles Andere überwiegende Element, und anderseits neigen sie sich weniger zum Lyrischen und Elegischen, als vielmehr zum Heitern und Anmuthigen, zu jenem Ausdruck des Liebenswürdigen, welches nicht minder freudige Theilnahme zu wecken geeignet ist. Die jugendliche Frische der Erscheinung, die glänzenden Mittel der Stimme und der Kunst, der heitere Ausdruck in Spiel und Gesang eignen sie demnach ganz besonders für die Rosine, welche Rolle sie zur Vollendung erhob und in allen Theilen meisterhaft durchführte. Die vortreffliche Leistung fand enthusiastischen Beifall und rechtfertigte den Anspruch auf eine erste Stelle unter den jetzigen Gesangsnotabilitäten, den ihr wohl Niemand streitig machen wird.

Mannichfaltigkeiten.

Die „Lieder aus der Gegenwart" von N. Adler zeichnen sich durch Frische der Auffassung und Lebendigkeit der Darstellung aus und verdienen um so mehr der freundlichen Beachtung, als der Ertrag derselben zum Besten der deutschen Flüchtlinge bestimmt ist.

Die Greuel, welche die Ungarn in Siebenbürgen an den armen Sachsen und Romänen verübten und die erst jetzt nach Wiederherstellung des Friedens recht bekannt werden, übersteigen wirklich allen Glauben. So wurde die auf dem Wege von Udvarhely nach Schäßburg liegende Ortschaft Weißkirchen dadurch zerstört, daß einige Edelleute, mit Graf Haller an der Spitze, nach einer schwelgerischen Tafel selbst die Brandfackel dahin trugen und so viele Familien ins Verderben stürzten. Die Romänen in den Dörfern bei Schäßburg wurden auf Valleris Befehl oft ohne allen Prozeß dutzendweise erschossen und aufgeknüpft. Der Graf und sein Bruder, dem ähnliche Unthaten zur Last gelegt werden, befinden sich nun in Haft und die Untersuchung hierüber ist in vollem Gange. Die sächsischen Städte Schäßburg und Mediasch haben ebenfalls sehr viel gelitten. In einem sächsischen Dorfe, wo ein ungarischer Soldat, ohne daß man wußte von wem, erschossen worden war, ließ der magyarische Kommandant die männliche Bevölkerung zusammentreten und jeden fünften Mann erschießen. Achtundvierzig Männer, darunter meistens Greise und wohlhabende Personen, fielen so grausam als Opfer. In einem romanischen Dorfe wurde eine Scheuer, in welche sich drei Personen geflüchtet hatten, angezündet und alle starben den Feuertod. (Ll.)

(Baden, 11. Nov.) Großes Aufsehen machte in der letzten Zeit die Flucht zweier hier wohnenden Ehemänner, einer ein Hannoveraner, der andere ein Schweizer, die ihre Gattinnen, wie man sagt ziemlich mittellos, hier zurückließen. Beide hatten hier reiche Weiber gefunden, Töchter hier wohnender Ausländer, und nachdem sie deren Vermögen größtentheils durchgebracht, kurz nacheinander das Weite gesucht. Der Eine wohnte bereits seit vielen Jahren hier und bezog aus Hannover eine nicht unbedeutende Pension. (Schw. M.)

Die ungarischen Reichskleinodien sind noch immer spurlos verschwunden. Es gehört dazu zuvörderst die Krone. Sie ist vom reinsten Golde, 2 Mark 6 Unzen schwer, und mit 53 Saphiren, 50 Rubinen, 1 Smaragd und 338 Perlen von ungewöhnlicher Größe besetzt; ihr Stirnband ist ein Geschenk vom Kaiser Michael Dukas an König Geysa I., der obere Theil, zwei über einander gekrümmte Bogen, ein Geschenk vom Papst Sylvester an den heiligen Stephan. Sodann das Scepter. Es hat die Gestalt einer Keule und trägt einen Krystallknopf in Gold gefaßt. Endlich der Krönungsmantel, der Mantel des heiligen Stephan, in Silberstoff mit Goldstickerei und mit Abbildungen der Propheten, Apostel und Märtyrer überdeckt. Er mißt 54 Zoll in der Länge.

In Stettin wurde von dem Kriegsgericht ein Landwehrmann, weil er im berauschten Zustande einen Unteroffizier vor die Brust gestoßen, zu 5 Jahre Strafarbeit verurtheilt.

Elfter Jahresbericht

des

Verwaltungs-Ausschusses der Mozartstiftung an löbl. Liederkranz dahier über den Bestand und Fortgang der Mozartstiftung im abgelaufenen Geschäftsjahre 1848 auf 1849.

Das elfte Geschäftsjahr der Mozartstiftung ist mit Ende des Monats September d. J. abgelaufen. Der Verwaltungs-Ausschuß hat daher die Ehre, dem Liederkranz den statutengemäßen Bericht über dasselbe in Nachfolgendem hiermit vorzulegen.

Oft geführte und dennoch erfolglos gebliebene Klagen über Theil-

Digitized by Google

nahmslosigkeit für unsere Stiftung von Außen her hätten wir hier nur zu wiederholen, wollten wir auf diesen Gegenstand abermals zurückkommen. Wir beschränken uns deshalb auf die Bemerkung, daß das verwichene Geschäftsjahr für die Vermehrung der Kapitalkräfte unsere Stiftung kein günstiges gewesen ist, wie aus nachstehenden Zahlen erhellen wird.

Aus der über die Gesammt-Einnahme und Ausgabe von uns aufgestellten Bilanz, welche wir in Anlage zu überreichen uns beehren, ergibt sich nämlich, daß das reine Kapitalvermögen der Stiftung, welches zu Ende des zehnten Geschäftsjahres auf fl. 20,504. 26. kr. sich belaufen hatte, am Schlusse des verwichenen elften Geschäftsjahres die Höhe von fl. 20,840. 31 kr. erreicht, somit eine Vermehrung von fl 336. 5 kr. erfahren hat. Es rührt diese Vermehrung zu ihrem bei weitem überwiegenden Theile von den Zinsenerübrigungen her, während als äußere Eingänge darunter nur fl. 13. 12 kr. an Geschenken von Mitgliedern des Liederkranzes bei deren Verlobungen und an Gottespfennigen erscheinen.

Allerdings würde das Ergebniß ein weit besseres gewesen seyn, wenn nicht, wie bereits in dem vorletzten zehnten, so auch in dem kaum abgelaufenen elften Rechnungsjahre der Liederkranz durch die Ungunst der Zeiten verhindert gewesen wäre, das statutengemäß von ihm zum Besten der Mozartstiftung zu gebende Konzert zur Ausführung zu bringen. Wenn nun hiernach unserer Stiftung für jedes der genannten beiden Geschäftsjahre ein solches Konzert noch zu gut kommt, so glauben wir uns in der zuversichtlichen Hoffnung gewiß nicht zu täuschen, daß der Liederkranz bald thunlichste Veranstaltung treffen werde, um diese Schuld abzutragen und weiterer Anhäufung dadurch vorzubeugen, wozu ja auch die für solche Zwecke mittlerweile günstiger gewordenen Zeitumstände nunmehr das Ihre beitragen werden.

Indem wir den Gebern obenerwähnter Geschenke hiermit unsern Dank aussprechen, erfüllen wir die gleiche Pflicht auch gegenüber den Redaktionen der „Frankfurter Oberpostamts-Zeitung" und des „Frankfurter Journals", welche mit gleicher Bereitwilligkeit wie früher unsere Veröffentlichungen unentgeltlich in ihre Blätter aufgenommen haben.

Als Aufgabe des Liederkranzes erscheint nunmehr die in Gemäßheit §. 24 der Statuten anzuordnende Revision der Rechnungsbücher und Veröffentlichung der Bilanz.

Nicht minder wäre die Ergänzung des Verwaltungs-Ausschusses sofort vorzunehmen. Die bei Beginn des verwichenen elften Geschäftsjahrs erledigten zwei Stellen wurden damals durch Neuwahl der Herren

Dr. jur. Aug. Giar und
Friedrich Schneider

wieder besetzt. Dermalen haben statutengemäß aus der Verwaltung zu scheiden, Herr

Joh. Friedrich Quilling und
Dr. jur. Martin.

Aber leider findet sich noch eine dritte Stelle in dem Verwaltungs-Ausschuß erledigt, die unseres unvergeßlichen Joh. Ad. Böhler, welcher vor wenigen Wochen erst, in kräftigem Mannesalter stehend, mit allen seinen so hochachtbaren wie liebenswürdigen Eigenschaften durch raschen Tod uns entrissen wurde. Unsere Liebe begleitet ihn hinüber. Seine Erinnerung wird bei tausend Gelegenheiten neu wieder aufleben.

Es sind sonach für diesmal drei Stellen in dem Verwaltungs-Ausschuß wieder zu besetzen.

Wir ersuchen den Liederkranz, die desfalls nothwendige Ergänzungswahl gefälligst vornehmen und den Verwaltungs-Ausschuß von deren Ergebniß demnächst in Kenntniß setzen zu wollen.

Haben wir nun in dem Vorgetragenen lediglich die administrative Seite unserer Stiftung zum Gegenstande gehabt, so gehen wir jetzt zu einer anderen Seite derselben, nämlich zu deren Wirksamkeit, über, welche sich, wie wir hoffen, auch dem Liederkranz nur als eine erfreuliche darstellen dürfte.

Bei Erstattung unseres vorjährigen Berichtes verweilte der jetzige Stipendiat der Mozartstiftung, Caspar Jacob Bischoff, zu Leipzig in dem lehrreichen Umgang der Herren Musikdirektoren Hauptmann und Rietz, welchen Männern wir damals bereits unseren Dank öffentlich auszusprechen die Gelegenheit wahrgenommen haben. Im Verlauf seines weiteren Aufenthaltes zu Leipzig nahm sich des Stipendiaten auch Hr. Professor Moscheles, namentlich in Bezug auf die Ausbildung im Klavierspiel, freundlichst an, wofür wir auch diesem berühmten Klavier-Virtuosen, der schon einmal vor mehreren Jahren die Mozartstiftung mit einem ansehnlichen Geschenke bedacht hat, unseren Dank hiermit darzubringen nicht verfehlen.

Mit Genehmigung des Verwaltungs-Ausschusses verließ der Stipendiat Bischoff im verwichenen Frühjahre Leipzig, um hier in Frankfurt seinen Aufenthalt zu nehmen, und es hat sich Manches gefügt, um ihm diesen Aufenthalt zu einem, wie wir hoffen, recht ersprießlichen zu machen.

Ueber seine freundliche Aufnahme im Liederkranz brauchen wir Ihnen nicht zu berichten; Bischoff ist seitdem hier heimisch und den meisten Mitgliedern persönlich bekannt geworden.

Auch der Cäcilien-Verein eröffnete ihm mit von uns dankend anerkannter Bereitwilligkeit die Theilnahme an seinen Proben und Aufführungen.

Wie ihm hier eine treffliche Gelegenheit geboten ist zur Kenntniß der Oratorien- und Kirchenmusik, so im Theater zur Kenntniß der dramatischen Musik und Gesangskunst. Eine wesentliche Unterstützung zu seiner Ausbildung hat unser Stipendiat ferner von Seiten unseres berühmten Mitbürgers und Ehrenmitgliedes des Liederkranzes, Hrn. Aloys Schmitt, gefunden, welcher demselben mit eben so uneigennütziger als unbegränzter Aufopferung an Zeit und Mühe systematischen Unterricht im Klavierspiel ertheilt, außerdem seine Compositionen prüft und mit ihm bespricht, überhaupt demselben eine umfassende Theilnahme und Aufmerksamkeit widmet. Wie sehr Hr. Schmitt hierdurch die Gefühle der Dankbarkeit in uns erweckt hat, brauchen wir nicht erst zu sagen. Er selbst hofft den Lohn darin zu finden, was er bei diesem seinem Schüler für die Kunst zu erreichen gedenkt. Die wiederholt über letzteren ertheilten Zeugnisse sind für diesen ehrenvoll, für den Verwaltungs-Ausschuß wie für den Liederkranz erfreulich.

Auch das erst seit kurzem in unsere Mitte zurückgekehrte hochgeschätzte Ehrenmitglied des Liederkranzes, Hr. F. Schnyder von Wartensee, welcher zu den drei Prüfungsrichtern unseres Stipendiaten gehörte, hat sich in freundlichster Weise bereit erklärt, die Arbeiten des letzteren seiner Durchsicht und Prüfung zu unterwerfen; wir glauben uns hiervon nur Gutes versprechen zu dürfen.

So sehen wir denn in der Mozartstiftung eine Anstalt in gedeihlicher Wirksamkeit, welche, hervorgegangen aus reiner Absicht uneigennütziger Vaterlandsliebe, in ihrem Entstehen auch unterstützt mit mancher Gabe aus den weiteren Kreisen unseres Vaterlandes, ja selbst von Deutschen in Amerika, nachmals diese Theilnahme allmälig schwinden sah, und deshalb nicht zu der raschen und großartigen Entfaltung gelangen konnte, welche den Gründern wie ein Zauberbild vorgeschwebt hatte. Wir aber, meine Herren, wollen den Gedanken niemals schwinden lassen, daß nichts destoweniger die Mozartstiftung dereinst dazu gelangen werde, als würdiges Glied in der großen Kette jener Bildungsanstalten zu zählen, welche um unser leider jetzt so zerrissenes Vaterland ein mächtiges, selbst erschütternden Stürmen trotzendes Band ziehen.

Der Liederkranz zunächst ist berufen, dieses Ziel durch ausdauernde Beharrlichkeit erreichen zu helfen.

Möge er stets dessen eingedenk seyn!

Mit hochachtungsvoller Ergebenheit zeichnet

Der Verwaltungs-Ausschuß der Mozartstiftung
und in dessen Namen:

Der Präsident:
Dr. Martin.

Dr. A. Giar,
Sekretär.

Frankfurt a. M., 30. Oct. 1849.

Theater-Anzeige.

Samstag, 17. Nov. (Gastdarstellung der Fräul. Sophie Cruvelli vom Theater della Scala in Mailand): Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. Amine: Fräul. S. Cruvelli. Abonnements-Vorstellung Nro. 12, mit erhöhten Eingangspreisen.

Sonntag, 18. Nov. (Auf vielfältiges Verlangen): Wallenstein's Lager, dramatisches Gemälde aus dem 30jährigen Kriege in 1 Akt von Fr. von Schiller. Vorher: Ein deutscher Krieger, Schauspiel in 3 Aufzügen von Bauernfeld. Die vorkommenden Märsche und die Begleitung des Reiterliedes ausgeführt (auf der Bühne) von dem Musikcorps des k. preuß. 8. Kürassier-Regiments.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 275. Samstag, den 17. November 1849.

Das Schloß von Croyat.

Nach dem Französischen des Paul Feval bearbeitet von August Marckhoff.

(Fortsetzung.)

Alice hatte die ganze Scene mit einem gemischten Gefühle des Erstaunens und Schreckens betrachtet. „George," sagte sie, Baptiste mit den Augen folgend, „dieser Mann erschreckt mich!"

„Närrin!" erwiederte George lächelnd, „dieser Mann ist der hehrste Ausdruck der Bürgertugend . . . wenn Du wüßtest, wie er mich liebt! . . ."

Alice senkte das Haupt mit einem Seufzer und erwiederte leise: „Gott gebe, daß Du Dich nicht täuschest, George!"

In diesem Augenblicke kehrte Baptiste zurück, von zwölf verdächtig aussehenden Männern in zerissenen Uniformen begleitet.

„Im Namen der einen und untheilbaren Republik befehle ich Euch, Bürgersoldaten, diesen Menschen zu verhaften!" sagte Mouftier, der sich in einiger Entfernung hielt und auf George mit dem Finger zeigte.

Dieser stand lächelnd auf:

„Baptiste!..." wollte er scherzend sagen, „dieser Spaß..."

Bevor er noch geendet, hatten die Bürgersoldaten schon Hand an ihn gelegt.

„Elende!" rief George, der jetzt erst einen Verrath zu ahnen begann.

Mouftier unterbrach ihn:

„Führet ihn fort, Bürger!" sagte er, „mein Haus soll nicht länger durch die Gegenwart eines Ci-devants, eines Emigranten beschmutzt werden! . . ."

George stand ganz verwundert da vor dieser unerhörten Frechheit und Verwegenheit. Dieser Mann nannte das Schloß von Croyat sein Eigenthum. Dieser Mann beschuldigte ihn, ein Emigrant zu seyn, er, der so gut die Gründe seiner Abwesenheit kannte! Der Unwille erstickte seine Stimme.

„Emigrant! . . . ich! . . ."

„Ruhe!" unterbrach wieder Mouftier, „Ruhe, Herr Graf von Croyat!" Diese Worte hatten eine zauberische Wirkung.

„Ein Graf!" riefen die Republikaner. Sie stießen ihn auf brutale Weise fort.

Alice hatte mit Schrecken diese Leute von wildem Aussehen eintreten sehen. Als ihre Hände ihren theuern George berührten, wollte sie zu ihm eilen; aber von ihrer Aufregung überwunden, war sie kraftlos auf ihren Sessel zurückgefallen.

Mouftier, der sich nach der Entfernung von George die Hände rieb, richtete zufällig die Augen auf sie. Wie sie so da lag auf dem Sopha, bleich und mit aufgelösten Haaren, die auf ihren herrlichen marmorweißen Hals hinabfielen, war sie von entzükkender Schönheit. Baptiste betrachtete sie schweigend einige Minuten lang. Nicht eine Muskel seines Gesichtes verzog sich, aber als er nach der Thüre ging, murmelte er: „Die junge Frau ist nicht emigrirt, wie er, so viel ich weiß! . . . warum sollte sie ihrem Manne folgen?"

Wer Mouftier kannte, für den konnte das Schicksal der armen Alice kein Geheimniß seyn. George war nicht mehr da, sie zu vertheidigen! . . .

VII.

Die Gebrüder Taschet.

So war Mouftier Herr und Eigenthümer von Croyat geworden. Ungeachtet seiner sichtlichen Verbindung mit dem jungen Grafen hatte er doch nicht die Beschimpfungen, die er im Schlosse erlitten, und seinen Schwur vergessen, Rache dafür zu nehmen. Die Abreise von George gab ihm Gelegenheit.

Als die ersten Stöße des Revolutionssturmes nach Croyat kamen, als man dort erfuhr, was sich zu Rennes ereignete, welche Eroberungen der dritte Stand in Paris gemacht hatte, als auch die Bevölkerung von Croyat von den revolutionären Ideen ergriffen wurde, ward Mouftier der natürliche Chef der Patrioten von Croyat, der Tribun, dessen Bestrebungen den herrlichsten Erfolg hatten.

Unterdessen wurden die Adeligen in der Bretagne, die anfangs den Volksaufstand begünstigt hatten, von ihm überwältigt und verließen ihre Schlösser. Die Bewegung verbreitete sich nach und nach in jenem abgelegenen Theile der Provinz, und die Zeit kam, wo fast alle Besitzungen von Finisterre von ihren Herren verlassen und den Patrioten der damaligen Zeit zum leichten Raube wurden. Alle diese Erfolge entzückten Mouftier, aber was er am meisten wünschte, wollte sich nicht einstellen. Die Dame von Croyat wanderte nicht aus. Noch mehr, fünf bis sechs Edelleute der Nachbarschaft waren mit ihrem Gefolge in das Schloß eingezogen, und drohten, heftigen Widerstand zu leisten, wenn man versuchen sollte, sie gewaltsam auszutreiben.

Doch was galt ihm die allgemeine Auswanderung? was galt es ihm, daß das Land von allen gehässigen Namen der Unterdrücker und Tyrannen befreit wurde, wenn der Name, den er, Mouftier, am meisten haßte, noch immer einig Hundert Schritte von seiner Wohnung existirte. Jedermann hatte sich in seiner Rache gesättigt; er aber war verurtheilt, noch immer diese verhaßten Mauern vor sich zu sehen, einst die Zeugen seiner Schande und Knechtschaft. Er war wie ein Knecht weggejagt worden, und die Frau, die ihm diesen Schimpf angethan, lebte noch hinter diesen Mauern. Sie wandelte auf herrlichen Teppichen, die Schloßfrau; während er, so sehr Patriot, so sehr guter französischer Bürger er auch war, in seiner väterlichen Hütte fast auf dem nackten Erdboden lag. Zur gerechten Vergeltung mußte daher auch die Rache, die so lange gezögert, um so vollständiger seyn; die Andern hatten ihre Feinde getödtet oder verjagt und

Digitized by Google

ihrer Beute getheilt, Moustier beschloß dasselbe zu thun, aber ohne zu theilen.

Seit längerer Zeit hatte er einen Liebeshandel mit Fräulein Therese, dem Kammermädchen der verwittweten Gräfin von Croyat, angeknüpft.

Fräulein Therere war häßlich, viel älter als er, und liebte ihn mit einer jener vierzigjährigen Neigungen, die, hingebend, beständig, für gewisse Leute, die davon Nutzen zu ziehen wissen, eben so schätzbar, als für die gewöhnliche Masse der Sterblichen furchtbar sind. Moustier wußte, daß Therese die Frau war, Allem zu trotzen, um ihm zu dienen; hierauf baute er seinen Plan, ohne selbst ihr die Rolle mitzutheilen, die er ihr dabei bestimmte. Alles war in einigen Tagen bereit.

(Fortsetzung folgt.)

Der Palast zu Gelnhausen.

(Fortsetzung.)

Das Jahr der Erbauung und der Name des Baumeisters sind beide unbekannt. Daß schon vor Kaiser Friedrichs Zeiten ein Schloß, das des ehemoligen Geschlechts der Grafen von Gelnhausen und Selbold hier gestanden, ist nicht unwahrscheinlich; die Sage von der schönen Gela aber, durch deren Liebe Kaiser Friedrich an diese Gegend gefesselt worden seyn soll, können wir leider nicht bestätigen, da die Geschichte von diesem Fräulein, wenn nicht wider alle Wahrscheinlichkeit etwa Gisla, die letzte Gräfin von Gelnhausen, damit gemeint ist, nicht das Mindeste weiß. Daß aber Friedrich I. (von seinem rothen Barte Barbarossa genannt) und kein Anderer der Erbauer des neuen Schlosses war, würde uns, auch wenn es aus einer von ihm im Jahre 1169 oder 1170 hier ausgestellten Urkunde [1]) nicht mit Gewißheit gefolgert werden müßte, doch schon jeder Stein dieses Hauses sagen und ein einziger Blick aus den Ruinen dieses Schlosses auf die über Gelnhausen thronende herrliche Dreifaltigkeitskirche, welche im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts von Meister Heinrich Fingerhut erbaut wurde, [2]) dieser einzige Blick schon würde uns lehren, daß bei beiden Bauwerken die Zeit der Hohenstaufen gewaltet, wenn auch die romanischen oder byzantinischen Formen, die wir an diesen Gebäuden gewahren, an den östlichen Theilen jener Kirche schon einigermaßen zur germanischen Bildungsweise aufstreben, während an dem Schlosse der Uebergang in's Maurische oder Arabische sichtbar ist. Eben so unzweifelhaft ist es auch, daß Friedrich Barbarossa in diesen seinem Schlosse sich oft aufgehalten, so z. B. anno 1180, in welchem Jahre er hier die Bürger von Wetzlar mit Privilegien begabte, und im März 1182, wo er daselbst eine Verfügung zu Gunsten der Kanoniker zu Verona traf. [3]) Große historische Erinnerungen aber, wie sie an anderen, älteren Kaiserpalästen haften, finden sich hier nur wenige. Allerdings hat auch dieser Kaisersitz in seinen Annalen merkwürdige Tage aufzuweisen, aber sein Glanz, der mit den Hohenstaufen entstanden war, verblich auch mit ihnen, um bald nachher ganz zu verschwinden. Denn mit dem Falle der Hohenstaufen war die Frucht des Verderbens an dem Baum des deutschen Reichslebens zur Reife gediehen und es war die Zeit erschienen, wo die Fürsten, nachdem ihre Aemter längst erblich geworden, die Kaiserwürde aber dem Wahlrecht verfallen, auf den Trümmern der kaiserlichen Macht die Stühle ihrer Vielherrschaft aufrichteten, wo sie sich „von Gottes Gnaden" nannten, während der Kaiser „von der Fürsten Gnaden" war und wenn er keine Hausmacht besaß, auch von der Fürsten Gnade leben mußte und wo sie die Kaiserkrone dem ersten, besten Abenteurer anboten, wenn sie ihn nur nicht zu fürchten brauchten. Wenn der Erwählte aber auch eine Erbmacht besaß, dann machte er es gewöhnlich, wie die andern Fürsten auch, er suchte auf Kosten des Reichs sein Erbgut zu mehren. An das Wohl des Ganzen aber dachte Niemand, obgleich die Reichsschlüsse voll von patriotischen Floskeln und salbungsvollen Redensarten waren, bis der deutschen Nation, in ihrer Gesammtheit, am Ende keine anderen politischen Gemeingüter übrig blieben, als eine schwächliche Centralmacht, eine höchst elende und verächtliche Reichspolizei, die sich nur gegen den Schwachen brüstete, und als unveräußerliches Besitzthum für Alle, der Schimpf und die Schande! Wo sollten da große Tage herkommen? So sah es aber zu Kaiser Friedrichs Zeiten noch nicht aus! Er setzte die Fürsten ab, oder ließ sie nach altem Strafrecht auch wohl Hunde tragen, wenn sie thaten, was ihm übel gefiel, und wie er in dem schon obenerwähnten Jahre 1180 in seiner Hofburg Gelnhausen, in der Mitte der Großen seines Reichs, auf dem Throne saß, da empfand einer der mächtigsten deutschen Fürsten, dessen Nachkommen jetzt auf den Thronen von Hannover, Braunschweig und England sitzen, da empfand Heinrich der Löwe, Herzog von Bayern, Sachsen, Engern und Westfalen, daß er einen Richter habe auf Erden. Denn nachdem ihn Friedrich schon im vorigen Jahre auf dem Reichstag zu Würzburg geächtet und ihn aller seiner Ehren und Würden verlustig erklärt hatte, bestätigte er nun zu Gelnhausen diesen Spruch und ließ ihn auch in seiner ganzen Härte vollziehen. [4]) Einen zweiten Reichstag hielt Friedrich zu Gelnhausen im Jahre 1186, [5]) wo er den Fürsten Rechenschaft über seine Zwistigkeiten mit Papst Urban III. ablegte und die deutsche Geistlichkeit bewog, dem Papste geeignete Vorstellungen zu machen, die von diesem aber sehr unfreundlich aufgenommen wurden. Schon schien es, als ob der verderbliche Streit des Kaisers mit dem Papste, der vor wenigen Jahren erst mühsam beigelegt worden, in neue Flammen ausbrechen solle, da starb Urban, der Kaiser selbst aber zog, nachdem er in der Fastenzeit 1188 zu Mainz das Kreuz genommen und dann zu Gelnhausen Ostern gefeiert, [6]) den Rest des Jahres aber mit den vortrefflichsten Anordnungen zugebracht, im Frühling des Jahres 1189 fort nach dem Morgenlande, von wo er nicht mehr heimgekehrt ist. —

Das Schloß Gelnhausen wurde aber auch von seinen Nachfolgern in Ehren gehalten und insbesondere hielt sich Heinrich der Sechste oft hier auf. Im Mai 1192 bestätigte er daselbst die Privilegien und Besitzungen der Stadt Pisa und im Juli desselben Jahres gab er dem Bisthum Reggio, sowie der Stadt Brescia hier Vergünstigungen. [7]) Urkunden von ihm, die hier ausgestellt sind, finden sich auch aus den Monaten Mai, Juni und December 1193, worunter wieder ein großer Gunstbrief für seine treuen Pisaner. Auch die Belehnung des Markgrafen von Montferrat mit Cäsarea und die Cassation eines Schiedsspruchs, Treviso betreffend, wurde von Heinrich in diesem Jahre hier beurkundet und am 20. December des nämlichen Jahres machte er ebendaselbst der englischen Nation, nachdem er ihr erst ein ungeheures Lösegeld abgepreßt, ein seltsames Weihnachtsgeschenk, in-

1) S. Lünig Reichsarchiv 14 pag. 784. Die Urkunde enthält den Rechtsbrief für die von Friedrich I. bei der Burg Gelnhausen gestiftete neue villa und ist der eigentliche Stiftungsbrief der nachherigen Reichsstadt Gelnhausen.

2) Nach Hundeshagen. — Vergl. auch Stieglitz Geschichte der Baukunst pag. 504.

3) Böhmer regesta reg. atque imp. ad a. 1180 et 1182.

4) Gottfried von Cöln und Albert von Stade cit. bei Hahn Reichshistorien Th. 3 pag. 296 und Urkunde bei v. Ohlenschlager, goldene Bulle XXIV.

5) Arnold von Lübeck cit. bei v. Bünau Gesch. K. Friedrichs I. pag. 804.

6) Gottfried von Cöln bei Freher script. rer. germ. ed. Struv. Th. 1. pag. 349.

7) Böhmer l. c. ad a. 1102.

Digitized by Google

dem er die geistlichen und weltlichen Herren von England benachrichtigte, daß er ihren König Richard Löwenherz (den er bekanntlich rechtswidrig gefangen hielt) drei Wochen nach Weihnachten in Freiheit setzen und ihn zum König der Provence krönen lassen werde",[8]) welche damals, wenigstens dem Namen] nach, noch unter deutscher Hoheit stand. Von nicht so großer Erheblichkeit sind die Verfügungen, welche Heinrich in den Jahren 1195 und 1196 bei Gelnhausen traf, doch war die des letztgedachten Jahres für das Bisthum Utrecht von Wichtigkeit und die Erlasse vom Jahre 1195 waren den betreffenden Bisthümern, Klöstern und Kirchen gewiß ebenfalls nicht gleichgültig. [9]) Heinrichs VI. Bruder, der deutsche König und erwählte Kaiser Philipp, schloß im Jahre 1207 in seinem väterlichen Schlosse zu Gelnhausen den Verlobungsvertrag einer seiner Töchter mit dem Sohne des Herzogs von Brabant [10]) und Heinrichs VI. Sohn, der große Friedrich II., hielt sich in den Jahren 1214 und 1216 hier auf. [11]) Aber ihn zog es fort nach Italien und Sizilien, nach dem Süden, dessen Lüfte einst um seine Wiege gespielt und dessen Sonne auch auf sein Sterbebett schien, und während er dort Gesetze schrieb oder mit Papst und Lombarden haderte, während er mit dem Sultan von Egypten unterhandelte und zu Jerusalem sich die Krone des heiligen Landes aufsetzte, führte sein Sohn, der römische König Heinrich das Scepter in Deutschland an seiner Statt. In Gelnhausen weilte dieser junge Fürst, den die allzufrühe Erhebung bald in's Verderben stürzte, sehr oft, namentlich in den Jahren 1227, 1228, 1230, 1231, 1232 und 1233, [12]) und sein Bruder, Konrad IV., ist gewiß auch öfters hier gewesen, obgleich wir einen Nachweis darüber nicht zur Hand haben. Dann war Konrad aber auch der letzte Hohenstaufe, der das Schloß seiner Väter im schönen Kinzigthale besuchte, und schon im Jahre 1250 finden wir dort einen Eindringling, Wilhelm von Holland, der damals vor der Stadt Gelnhausen lagerte, welche, wie fast alle königliche Städte, den Hohenstaufen anhing und von dem Gegenkönig nichts wissen wollte. Wenn aber einst Friedrich Barbarossa an dieser Stelle den gewaltigsten Fürsten Deutschlands seine Macht auf das Empfindlichste hatte fühlen lassen, so machte sich dagegen Wilhelm nur lächerlich, wie er hier seine ohnmächtigen Blitze gegen den furchtbaren Ezelin von Romano schleuderte, welcher die Sache der Hohenstaufen, wenn auch meist auf eigne Rechnung, in Italien standhaft verfocht. Umsonst erklärte Wilhelm „den Reichsrebellen und Erzketzer" alles seines Besitzthums verlustig, [13]) denn der gibellinische Tyrann, der des Papstes spottete, fragte nichts nach dem päpstlichen Schattenkönig und es dauerte noch lange, bis Ezelin in die Lage kam, in welcher wir ihn auf dem meisterhaften Bilde Lessings erblicken, welches eine der schönsten Zierden der Städel'schen Galerie ausmacht. Die Stadt Gelnhausen freilich mußte sich dem Afterkönig fügen und hatte nachher auch keine Ursache, es zu bereuen, wie zwei Urkunden vom Jahre 1254 beweisen, die sich in Lünigs Reichsarchiv (13 pag. 785) finden. Denn durch Gunstbezeugungen suchte er seinen Anhang zu mehren und wie er im Jahre 1255 wieder nach Gelnhausen kam, [14]) wurde er gewiß freundlich empfangen. Den Fall Ezelins aber erlebte Wilhelm nicht, und seine Hand nach Italien auszustrecken, war für ihn auch wahrlich zu viel, denn selbst die deutschen Fürsten, insofern sie ihn nicht (wie auch der Papst that) als Werkzeug zur Rettung der gefährdeten Interessen der Menschheit betrachteten, bekümmerten sich sehr wenig um ihn, und es ging schlimm her im Reiche, bis Rudolf von Habsburg auftrat. Von ihm haben wir mehrere Urkunden, die von Gelnhausen datirt sind aus den Jahren 1274 und 1289. Adolf von Nassau wohnte hier 1296, Heinrich VII. (von Luxemburg) 1309 [15]) und Ludwig der Bayer in den Jahren 1320 und 1346 [16]), und, wenn man auch nicht ganz bestimmt versichern kann, daß alle diese Reichsoberhäupter bei ihrem Aufenthalte zu Gelnhausen auch immer den dortigen Reichssaal bewohnten, so ist es doch sehr wahrscheinlich.

(Schluß folgt.)

8) Böhmer ad a. 1193.
9) S. Böhmer l. c. und reg. imperii ad a. 1195. 1196. 1207. 1214 und 1216.
10) S. oben.
11) S. oben.
12) Böhmer (in der neuen Ausgabe).
13) Böhmer reg. ad 1250 und Hahn, Reichshistorie Th. 4. pag. 267.
14) Böhmer reg. imperii ad h. a.
15) S. Böhmer regesta nebst den neuen Bearbeitungen und Zusätzen bei den obenerwähnten Jahren.
16) Böhmer reg. Lud. ad h. a.

Mannichfaltigkeiten.

(München, 8. Nov.) Man hat in der gestrigen Schlußrede des Hrn. v. Pfordten seine Episode über die „Zukunft", welcher das monarchische Prinzip angehöre, als nicht am Platze sich nicht erklären können. Auf dieses Räthsel möchte vielleicht der Umstand ein Licht werfen, daß die in der vorletzten Sitzung vorhergegangene Rede des Ministers allerhöchsten Orts einiger Aeußerungen wegen als zu freisinnig (?!) mißliebig aufgenommen wurde. Man erzählt sich auch folgende Hof-Anekdote: Herr von der Pfordten hat im Theater seinen Platz neben der Loge des österreichischen Gesandten; als die Frau Gesandtin am Abend jener Kammersitzung, wo die famose Rede gehalten wurde, in ihrer Loge erschien, kehrte sie der früher so befreundeten Frau Ministerin den Rücken, und diese that nun ihrerseits desgleichen, den österreichischen Adler recht deutlich versinnlichend. In der Hofdamenloge erblickte man hierin die erste klar ausgesprochene Annäherung zwischen Oesterreich und Bayern.

Die Weser-Zeitung vom 1. Nov. schreibt: Im August 1849 landeten in Neuyork 7444 deutsche Einwanderer in 61 Schiffen, wovon 12 von Havre, 8 von Bremen, 7 von Antwerpen und 1 von Hamburg kamen. Die Zahl der unbemittelten Einwanderer war verhältnißmäßig gering. Für beinahe 700 Menschen wies die Gesellschaft Stellen nach. Kinder, deren Aeltern während der Ueberfahrt an der Cholera gestorben waren, wurden in Armenhäusern untergebracht. Die Mißbräuche scheinen in gleichem Verhältnisse mit der Auswanderung selbst zu wachsen; die ärgsten Beschwerden kamen gegen die Führer von sechs unter den sieben überhaupt aus Antwerpen abgegangenen Schiffen vor, welche die Auswanderer fast verhungern ließen und sie theilweise täglich mißhandelten. Leider gestehen die Gesellschaftsmitglieder zu, daß bei dem langwierigen und kostspieligen Gerichtsverfahren in Amerika wirksame Abhülfe nicht von dort her, sondern nur von einem kräftigen Auftreten deutscher Consuln in den europäischen Häfen zu erwarten ist. Trotz aller Abmahnungen lassen sich die Auswanderer immer noch verleiten, ihre Reise von Neuyork in's Innere in Europa zu bezahlen, und werden dann übervortheilt.

(Der Verlust der Nationalcocarde.) Mit dem strafrechtlichen Verlust der Nationalcocarde ist es ein eigenes Ding. Ich frage: haben alle Die sie verloren, welche sie nicht tragen? Wie ferner, wenn Jemand die preußische Cocarde verlöre und die deutsche damit verdiente?

Digitized by Google

Korrespondenz.

Berlin, 13. Nov.

Professor Walter hatte in der ersten Kammer vor deren Vertagung darauf angetragen, die Regierung zur Niedersetzung einer Kommission von drei durch Se. Maj. den König zu ernennenden Mitgliedern zu bestimmen, die gewissermaßen als eine Centralbehörde für das Armenwesen des Staates gelten sollte. Der Ausschuß, der zur Erwägung dieses Antrages unter dem Vorsitz des geh. Raths Dieterici gebildet wurde, hat jetzt Bericht erstattet. Nach der Meinung des Antragstellers sollte diese Centralbehörde nur eine statistische Wirksamkeit üben. Dieselbe sollte, unbeschadet der den Ortsbehörden und Gemeinden für die Armenpflege zustehenden Rechte und Pflichten, vorzugsweis darin thätig seyn, über die Zahl und den Zustand der Armen genaue Materialien zu sammeln, sich über die Wohlthätigkeitsanstalten und deren Kräfte zu unterrichten, die Ursachen der Armuth, ihre Ab- und Zunahme und die Mittel der Abhülfe in Erwägung zu ziehen und auf Grund der erlangten Resultate den Staatsbehörden Vorschläge zu machen. Der Bericht des Ausschusses führt nun aus, daß alle solche Ermittelungen bei den bestehenden Verwaltungseinrichtungen Seitens des Staats bereits erfolgen und daß deshalb einfacher durch die Verwaltungsbehörden der Zweck erreicht werde, welchen der Antrag durch Errichtung einer neuen Centralbehörde erreichen wolle. Die Kommission erachtet es deshalb für erforderlich, daß das Ministerium des Innern veranlaßt werde, bei dem Zusammentritt der Kammern alljährlich einen zu veröffentlichenden Bericht vorzulegen, aus dem eine genaue Kenntniß der Verwaltung des Armenwesens im ganzen Staate hervorgeht. Auf den Grund eines solchen Berichts würde die Kammer die Prüfung und die Anträge über das gesammte Armenwesen im Staate zweckmäßig gründen können. Der bei den Berathungen anwesend gewesene Kommissarius der Regierung hat erklärt, daß dieser Beschluß den Absichten des Ministers des Innern entgegenkomme, indem dasselbe Willens gewesen sey, einen dergleichen Bericht den Kammern periodisch vorzulegen. — Die Thätigkeit der „inneren Mission" gewinnt immer mehr an Ausbreitung und Umfang. In vielen Parochien von Berlin, welche bis jetzt keine Vereine für diesen Zweck hatten bilden lassen, ist es gelungen, solche dadurch zu bilden, daß schon bestehende Vereine ähnlicher Tendenz, wie z. B. Vereine zur Förderung des Schulbesuchs durch Bekleidung armer Kinder u. dgl. als Elemente benutzt und zu einem der inneren Mission gewidmeten Vereine gestaltet wurden.

Weimar, im Nov.

Der bei Gelegenheit einer Schießübung der hiesigen Bürgerwehr durch das Zerspringen einer Büchse tödtlich verwundete Kaufmann Schellhorn ist gestern auf sehr feierliche Weise beerdigt worden. Dem Leichenzuge schloß sich auch das Offizier- und Unteroffiziercorps der hiesigen Garnison an. Ein Mitglied des Bürgerwehrcomité's hielt am Grabe eine Rede, der er das bekannte Uhland'sche Lied: „Ich hatt' einen Kameraden", in etwas veränderter Weise zu Grunde legte. — Mehrere hiesige Gewerbe haben sich dahin geeinigt, ein gemeinschaftliches Waarenlager, „Gewerbshalle" genannt, zu gründen. Das sonst Heygendorf'sche, jetzt städtische Bierhaus am Topfmarkte, ist hierzu eingerichtet worden und enthält bereits eine große Auswahl sehr geschmackvoller Erzeugnisse der gewerblichen Thätigkeit. — Am 30. v. M. feierte das hiesige Gymnasium den Geburtstag seines Reformators, des Herzogs Wilhelm Ernst.

Siegen, 6. Nov.

Am 4. d. gab hier der fürstl. wittgenstein'sche Kapellmeister Königsberg aus Berleburg ein Konzert, wo unter andern auch Instrumental- wie Vocal-Kompositionen des Konzertgebers aufgeführt wurden. Wenn wir von den kleineren Werken, besonders den Liedern, auf seine größeren Compositionen, welche hier leider wegen nicht ausreichender Kräfte nicht aufgeführt werden konnten, schließen dürfen, so können wir mit vollem Recht auf Hrn. Königsberg als Komponisten aufmerksam machen. Seine Lieder sind nicht allein gut ausgearbeitet, was in unsern Tagen überwiegender Technik nicht viel heißen will, sondern es herrscht in denselben ein solcher Reichthum an Phantasie und Originalität, daß sie in allen größeren Orten, wo Hr. Königsberg sie zur Aufführung bringen wird, dasselbe Aufsehen wie hier erregen dürften.

Rödelheim, 13. Nov. — Eingef.

Der Artikel aus Rödelheim in der Didaskalia vom 12. d. erfordert eine kurze Erwiederung. Dem Herrn Einsender scheint die Zeit etwas langsam abzulaufen, da ihm die Bestätigung des hiesigen Bürgermeisters erst im vorigen Monate erfolgt ist, während dieser neue Bürgermeister sein Amt schon über drei Monate verwaltet und schon längere Zeit vorher bestätigt war. Allerdings war derselbe der zweithöchstbestimmte unter den drei Kandidaten, allein die Gemeindeordnung stellt der Regierung frei, unter den drei Kandidaten Den zu bestätigen, dessen Ernennung sie im Interesse des öffentlichen Dienstes und der Gemeinde erachtet, und von diesem Rechte hat sie hier Gebrauch gemacht. Die Gründe, aus denen Brill und Wegerth die auf sie gefallene Wahl zum Beigeordneten abgelehnt haben, sind keineswegs unbekannt; der Erstgenannte kann als Staatsdiener verfassungsmäßig die Wahl gar nicht annehmen, dem Zweiten erlauben es seine persönlichen Verhältnisse nicht; unbekannt aber war beiden, wie sie hiermit eingestehen, daß sie ihre Wahl den Bemühungen des Märzvereins verdanken. Auch wir beklagen, daß bei solchen Wahlen die stimmfähigen Mitglieder der Gemeinde von ihrem Rechte so wenig Gebrauch machen; es verräth dies nicht nur eine Gleichgültigkeit in wichtigen Sachen, sondern es hat dies auch noch den Nachtheil, daß das Resultat solcher Wahlen nicht mit Sicherheit als Ausdruck des Willens der Gemeinde gelten kann, wenn, wie es bisher bei den Bürgermeister- und Beigeordneten-Wahlen hier geschehen ist, kaum die Hälfte oder noch weniger von den Stimmberechtigten ihre Stimme abgeben. Wegen der Bezahlung des rückständigen Einquartierungsgeldes hat sich der Bürgermeister in einer Eingabe an die höchste Staatsbehörde gewendet und erwartet einen baldigen günstigen Erfolg; mit der angerathenen Klage gegen den Centralfiscus mochte er jedoch nicht drohen, da seit der Liquidation des Guthabens zu kurze Zeit verflossen und es immer schon dankenswerth ist, daß bei uns 18 kr. für den Mann vergütet werden, während die benachbarten kurhessischen Orte nur 14 kr. erhalten; eben so hatte er übersehen, wegen dieses Anspruchs auf beschleunigte Einberufung der Landstände zu dringen. Wenn übrigens der Herr Verfasser des besagten Artikels sich dahin ausdrückt, „der hiesige Ort habe circa fl. 8000 a m Staat zu fordern", so erscheint daraus, daß der Herr Verfasser wohl hinsichtlich seiner bürgerlichen Verhältnisse, aber noch nicht in der deutschen Sprache emancipirt ist.

Konzert-Anzeige.

Für die hinterbliebenen Wittwen und Waisen der k. preuß. Landwehrmänner, welche im letzten badischen Feldzuge den Tod fanden, und für Diejenigen, die zur Arbeit untauglich geworden, findet Dienstag, den 20 Nov., im Saale der Loge „Socrates" ein Konzert statt, unter gefälliger Mitwirkung der Fräul. Grahn, Quilling und Becker, der Herren Dettmer, Carl Bohrer aus Stuttgart, Mehner, Schlösser, Friederich, Becker jun. und Heß statt. Billets à fl. 1. 30 kr. sind in der Musikalienhandlung des Hrn. C. A. André, Zeil (Haus Mozart) und Abends an der Kasse zu haben. Anfang um 7 Uhr. Das Nähere im Programm.

Nachfeier zu Schiller's Geburtstag.

Sonntag, den 18. d., im Saale des Hrn. Schröder, Steinweg, 5, mit Jünglingen unter 16 Jahren, welche Anleitung im Lesen und Redevortrage von mir erhalten. Die geehrten Eltern und Verwandten der jungen Leute sind hierdurch ergebenst eingeladen. Der Anfang ist genau um 5 Uhr.

Johann Hartig.

Theater-Anzeige.

Samstag, 17. Nov. (Gastdarstellung der Fräul. Sophie Cruvelli vom Theater della Scala in Mailand): Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abth., Musik von Bellini. Amine: Fräul. S. Cruvelli. Abonnements-Vorstellung Nro. 12, mit erhöhten Eingangspreisen.

Sonntag, 18. Nov. (Auf vielfältiges Verlangen): Wallenstein's Lager, dramatisches Gemälde aus dem 30jährigen Kriege in 1 Akt von Fr. von Schiller. Vorher: Ein deutscher Krieger, Schauspiel in 3 Aufzügen von Bauernfeld. Die vorkommenden Märsche und die Begleitung des Reiterliedes ausgeführt (auf der Bühne) von dem Musikcorps des k. preuß. 8. Kürassier-Regiments.

Montag, 19. Nov. Der Freischütz, Oper in 4 Abth., Musik von Weber.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 276. Montag, den 19. November 1849.

Das Schloß von Croyat.

Nach dem Französischen des Paul Feval bearbeitet von August Murckhoff.

(Fortsetzung.)

Eines Morgens hatte Baptiste Moustier mit Therese eine geheime Unterhaltung. Dies schwache Weib weinte, flehte für ihre Herrin, gehorchte jedoch zuletzt.

Am nämlichen Abend drangen 50 Männer in's Schloß, ermordeten die dort befindlichen Adeligen und führten die Herrin von Croyat selbst nach Morlair als Gefangene: Alles im Namen der einen und untheilbaren Republik, die jedoch nichts dabei vermochte.

Moustier ließ in dem großen Saale sich das splendide Souper wohl schmecken, das für andere Gäste bereitet war. Es war ein vollständiges Fest; man trank auf die Gesundheit des Volkes aus goldenen Bechern; man sang das ça ira im Angesichte aller Croyats, die in ihren Rahmen die Wände des Saales zierten.

Während nun alle seine Gefährten sich berauschten, ging Baptiste unter einem Vorwande hinaus und ließ sich von Therese in das Gemach des letzten Grafen führen. Dort öffnete er die Geldküste der Familie und bemächtigte sich des ganzen Inhalts derselben. Das Uebrige weiß man. Mit Hülfe der entwendeten Summe kaufte Moustier zum Spottpreise das Schloß nebst Zubehör, und als später die Aufregung sich etwas gelegt hatte, auch einen großen Theil der umliegenden adeligen Güter an sich, was ihn im Jahre 1813 zu einem der angesehensten Grundbesitzer des Departements machte.

Um sich seines Werkes ungestört erfreuen zu können, mußte er noch einen Schlag thun, er mußte sich von George befreien. Wenn er auch diesen beseitigt hatte, so brauchte er nichts mehr zu fürchten. George war der letzte Croyat. Nachdem er Alice in ihrer Ohnmacht allein gelassen, um wieder zu sich zu kommen, so gut sie es vermöchte, gab Moustier unverzüglich Befehl, George nach Morlair zu bringen. Moustier war klug, er hatte lange die Rückkehr seines alten Schützers vorhergesehen, alle seine Maßregeln waren getroffen. Er hatte ihn selbst unter seinen eigenen Augen auf der Liste der Emigrirten einschreiben lassen. So war, als George vor dem Revolutionstribunal erschien, sein Urtheil schon im Voraus gesprochen. Er ward zum Tode verurtheilt und in sein Gefängniß zurückgeführt, um zu warten, bis die Reihe des Köpfens an ihn käme.

George war im Namen der Freiheit verurtheilt. Er hatte die Freiheit geliebt, wie man seine erste Geliebte liebt, er hatte ihr Alles, sogar seinen Namen geopfert. Und die Freiheit verdammte ihn zum Tode; auch erfuhr er, als er in sein Gefängniß wieder gelangte, daß seine Mutter ihr Haupt auf den Block gelegt habe. In einem Tage alterte er zwanzig Jahre. Von diesem Augenblicke an verachtete er diese Freiheit, welche die Republik gemacht hatte, die zu Gunsten niederer Leidenschaften einiger Elenden die Freiheit ausbeutete, und den Bösewicht, der des Raubes und Mordes wegen der Einen diente und die Andern ausrief. Er hatte nicht mehr Kraft genug, um von dieser Verachtung zum Hasse überzugehen. Seine Verzweiflung war still, ruhig, und wenn er eine Thräne vergoß, so galt dies der Erinnerung an Alice, die er allein zurückließ, im Begriff Mutter zu werden, fern von ihrem Vaterlande, in einem Lande, wo sie weder einen Beschützer noch einen Freund hatte.

Schon viele Stunden der Erwartung waren ihm seit seiner Verhaftung verflossen. Am Abend des zweiten Tages trat ein Schließer in sein Gefängniß und stellte ihm ein Papier zu. George durchlief es mit den Augen, anfangs nachlässig, aber bald sprang er auf, einen fürchterlichen Schrei ausstoßend. Der Schließer war verschwunden. George stürmte wüthend gegen die Thüre seines Kerkers. Seine Verzweiflung hatte sein Antlitz ganz entstellt. Mit brennendem Antlitze, bleichen und zitternden Lippen lief er in seinem engen Kerker auf und ab. „Sterben!...“ rief er in Pausen. Zuweilen rollten heiße, brennende Thränen aus seinen Augen. „Alice! meine arme Alice!“ sagte er in herzzerreißendem Tone.

Der Brief war von seiner Frau, die, seine schreckliche Lage nicht kennend, ihn um Hülfe anflehte. Sie war allein, ohne Vertheidigung, und Baptiste verfolgte sie mit entehrenden Anträgen. George las wiederholt den Brief. Er war nahe daran, toll zu werden. Gegen Morgen fiel George, vom Weinen und Zorne erschöpft, auf sein Strohlager. Er hatte einen fieberhaften, unruhigen Schlaf.

„Stehen Sie auf, Herr, stehen Sie auf!“ schrie ihm eine Stimme in's Ohr.

George sprang auf, und zu seinem unaussprechlichen Erstaunen fielen seine Ketten zu seinen Füßen nieder.

„Wer bist Du?“ sagte er zu dem Manne, der ihn an seinem Rocke hielt.

„Ich habe nicht Zeit, Ihnen Erklärungen zu geben, Herr,“ antwortete dieser, „ich bin Julien Taschet, ein Bauer von Croyat, der sich Ihrer Wohlthaten erinnert; das ist das Ganze.“

Georg hatte den Schließer, den Ueberbringer des Briefes, in ihm erkannt. Er faßte ihn am Arme und wollte ihn um die näheren Umstände fragen. Aber Julien unterbrach ihn:

„Nur fort von hier, nur fort! Gebe Gott, daß Sie zeitig ankommen! . . . Hören Sie nur! ich werde eben so zeitig in Croyat seyn, vielleicht noch eher, als Sie . . . Gehen Sie direkt in die Meierei des Vater Mathurin Taschet, meine beiden Brüder und ich sind, ohne uns zu rühmen, rechtliche Leute, und wir alle drei sind bereit, Ihnen zu dienen . . . vergessen Sie das nicht.“

George drückte ihm die Hand.

Julien Taschet hatte seine Zeit gut benutzt, seitdem er Schließer

Digitized by Google

in dem Gefängnisse von Morlair geworden. Dank den von ihm getroffenen Maßregeln, konnte George ohne Hindernisse entweichen.

„Bürger! Gedenke der Meierei Taschet's," rief ihm sein Retter von weitem nach, als er vor den letzten Häusern von Morlair vorübereilte. Er verstand es vielleicht noch . . . Aber unter den Tausend Gedanken, die sein Gehirn durchkreuzten, glitten diese Worte dahin, und laufend setzte er seinen Weg fort. Es stürmte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Palast zu Gelnhausen.

(Schluß.)

Karl IV. aber, der keine Gelegenheit versäumte, sich durch die Veräußerung von Reichsdomänen und kaiserlichen Rechten Geld oder andere Vortheile zu verschaffen, verpfändete im Jahre 1349 (nach einer Urkunde bei Lünig 13. pag. 795) unter manchem anderen Reichsgut auch Stadt und Burg Gelnhausen an die Grafen von Schwarzburg und Hohenstein. Diesmal hatte das Reich von der Veräußerung seines Eigenthums doch wenigstens einen Nutzen, denn die Unterpfänder dienten zur Sicherung der Abfindungssumme, welche Karl seinem Mitbewerber um die Krone, dem erwählten römischen König Günther, versprach, welcher dagegen kurz vor seinem Ableben auf die Krone Verzicht leistete, so daß Deutschland wieder unter ein Haupt kam. Die Verpfändung widersprach aber nichtsdestoweniger den ausdrücklichsten Zusicherungen früherer Kaiser und Könige, daß Gelnhausen nicht vom Reiche veräußert werden solle, und Karl versprach auch feierlich und urkundlich, binnen Jahresfrist die Pfandschaft wieder zu lösen. Ja, er verpflichtete sich sogar, für die Lösung seines königlichen Versprechens sich nöthigenfalls in eigner Person in Haft zu stellen! Wort hielt er aber dennoch nicht, denn er war ein kluger Mann und ein politischer Kopf, der nicht leicht etwas that, wovon er den Nutzen nicht einsah, und was er in königlicher Treue versprochen, gedachte er wohl nie zu erfüllen. Dagegen ertheilte er im Jahre 1366 der Burg Gelnhausen gleiche Rechte mit der Burg Friedberg, was ihn nichts kostete. Stadt und Burg Gelnhausen blieben jedoch versetzt und zu welchen Verwirrungen und endlosen Händeln diese Verpfändung dann Anlaß gegeben, wie beide Gelnhausen trotz der Pfandschaft fortfuhren, sich als reichsunmittelbar zu betrachten, wie die folgenden Kaiser und Könige sie auch öfters in dieser Ansicht bestärkten, wie ferner die Pfandschaft an Pfalz und Hanau und dann an Hessenkassel kam und wie Gelnhausen endlich ganz unter hessische Hoheit gerieth, dieß Alles näher zu berichten, ist nicht unsere Aufgabe. Beweisstellen zu den von uns erwähnten Thatumständen sind aber bei Knipschild de jur. et privileg. civitat. imp. in der dritten Ausgabe pag. 114 u. 115 besonders ad Anm. 8 angeführt und meist bei Lünig 13 pag. 795 sec. und 12 dritter Absatz pag. 191 seq. zu finden und was im Laufe der Zeit aus dem Schloß geworden, zeigt die Gegenwart. Ueber den Verfall desselben daher nur noch einige Worte.

Ehe noch Kaiser Friedrich Barbarossa die Heerfahrt nach dem gelobten Lande antrat, hatte er, wie erzählt wird, [1]) zur Obhut über Schloß und Burg Gelnhausen sammt den dazu gehörigen Gütern und Gerechtsamen daselbst eine Burgmannschaft eingesetzt, zu welcher in der folgenden Zeit viele der angesehensten Geschlechter dieser Gegend gehörten und die späterhin zwar von ihrem Glanze wieder verlor, jedoch bis zu den ersten Jahren unseres Jahrhunderts noch fortbestand. Allein diese Burgmannschaft, welche, wie wir schon erwähnten, unter Karl IV. gleiche Rechte mit der zu Friedberg erwarb, machte es, sobald die strenge Aufsicht nachließ, wie fast alle Glieder des heiligen römischen Reichs. Die Rechte, welche ihnen vom Kaiser übertragen worden, wußten die Burgmänner trefflich zu benutzen, mit den Pflichten aber, zu welchen auch die nöthigste Unterhaltung des Schlosses gehörte, nahm man es nicht so genau und die Erlebnisse dieser adligen Ganerbschaft bilden einen unerquicklichen Beitrag zur Geschichte des Verfalls des deutschen Reichs. Zwar hatte schon König Rupert, der sich mit der Regulirung der Rechtsverhältnisse dieses Burgregiments viel zu schaffen machte, in einer Urkunde vom Jahre 1410 (bei Chmel reg. Ruperti pag. 230) jeden Burgmann, der sich in Bezug auf Bau und Unterhaltung der Burg („und die nott anginge von der burge wegen also daz man die burg buwen müße") irgend säumig bezeigen werde, mit dem Verluste seines Burgrechts bedroht. Dessenungeachtet fand der römische König und nachherige Kaiser Sigmund (wie Hundeshagen nach einer uns zwar unbekannten, aber gewiß zuverlässigen Quelle angibt) im Jahre 1417 Burg und Güter so vernachlässigt, daß er den Pfandherren strengstens befahl, künftig für bessere Aufsicht zu sorgen, als bisher geschehen. Auch gab er in seinen Erlassen, welche bei Lünig abgedruckt sind, öfters zu verstehen, daß es ihm wohl noch einmal gefallen dürfte, hier wieder Hof zu halten und da soll denn auch Allerlei versprochen worden seyn, gehalten wurde aber wahrscheinlich Nichts. Allein mehr, als kaiserliche Mandate vermochten, scheint bei den gestrengen Herren die Furcht vor den Hussiten bewirkt zu haben und wie ein Besuch von diesen wilden Gästen, die im Jahre 1430 bis in das Herz von Franken streiften, nicht unmöglich schien, ließ der Burggraf (1431) alle Burgmänner zusammenrufen und machte ihnen dann bekannt, daß der Reichssaal sich gesetzt habe und gerissen sey, daß er „fast schädlich und unredlich" dastehe, daß insbesondere ein Schloßthurm den Einsturz drohe und, wenn er nicht den Reichssaal mit sich reißen solle, sofort abgebrochen werden müsse, und daß auch Alles schon an den Kaiser berichtet und Abhülfe anbefohlen sey. [2]) Hierauf scheint auch Einiges geschehen zu seyn. Auf wie lange half das aber? Und was Vernachlässigung nicht verschuldete, das thaten Zeit, Wetter, Ueberschwemmung und Krieg. Insbesondere zog der dreißigjährige Krieg in seiner furchtbarsten Gestalt hier durch und namentlich waren die Jahre 1634 und 1635 schrecklich. [3]) Kaiserliche und Schweden trieben abwechselnd ihr rohes Handwerk hier. Plünderung und Pestilenz, Mord und Brand zogen in ihrem Gefolge. Stadt und Burg erlagen ihrer Wuth und nach der „zuverlässigen Nachricht" bei Lünig 12. dritter Absatz pag. 197 wurde das Schloß in diesem Kriege bis in den Grund ruinirt. Und wie nun der Sturm sich einigermaßen wieder verzog und Burgmänner und Beisassen, so viel von ihnen mit dem Leben davongekommen, auf den Brandstätten sich wieder fanden, war es ihnen da zu verargen, wenn sie mit den Ruinen des Schlosses, wie der Augenschein lehrt, sich neue Wohnungen bauten? „In der Burg Gelnhausen ist große Armuth", schreibt Martin Zeiller (1639) in der Fortsetzung seines Reisebuchs pag. 27, und daß sich der Wohlstand der dortigen Ritterschaft nie wieder gehoben, beweist unter Anderem ein sehr kläglicher Bericht derselben, den sie (wie Hundeshagen erwähnt) in der ersten Hälfte des letztverflossenen Jahrhunderts an den Kaiser erstattete, als dieser eine Steuer zum Türkenkrieg von ihr verlangt hatte. Aber auch das Jahr 1813, in welchem nach der Schlacht bei Leipzig das ganze französische Heer sich durch dieses enge Thal durchdrängte, brachte Tage des Schreckens und im Brande von Hanau (am 31. Oct. 1813) loderte Hundeshagens erstes Werk, welches er dem Palaste Kaiser Friedrichs gewidmet und an das er unter den ungünstigsten Ver-

1) S. die „zuverlässige Nachricht" bei Lünig 12. 3ter Absatz pag. 196. wo aber die Jahreszahl 1144 ein offenbarer Irrthum ist.

2) Nach Hundeshagen. Vergl. Aschbach Gesch. K. Sigmunds Bd. 4 pag. 534.

3) Landau. Beschreibung des Kurfürstenthums Hessen pag. 603.

Digitized by Google

hältnissen mit treuem, vaterländischem Sinne die Kraft seines Lebens gesetzt, mit werthvollen geschichtlichen Sammlungen in den Flammen auf. Hätte man damals den Engpaß von Gelnhausen mit Geschütz und Mannschaft gehörig besetzt, so wäre von der Burg vielleicht kein Stein auf dem andern geblieben. Aber sie wäre glorreich untergegangen. Denn der große Eroberer hätte dann wohl nicht auf St. Helena's Klippe geendet, sondern der letzte Stein von Barbarossa's Palast wäre der Grabstein Napoleons geworden.

Und so verabschieden wir uns dann von unseren Begleitern, die uns bis hierher gefolgt sind, auf's Freundlichste. Du aber, alterthümliches Gelnhausen, wetterauische Schwesterstadt, und du, kaiserliche Burg Friedrichs von Hohenstaufen, lebt wohl und bewahret Euere Trümmer, schützt Euere Heiligthümer, bis sie mit Euch untergehen, oder bis einst, wenn Gott so will, ein neues Geschlecht heraufsteigen wird, das sein Vaterland nicht unter Ruinen suchen muß, sondern in unabhängiger Selbstbestimmung in seiner Heimath schaltet, frei im Innern, mächtig nach Außen, wie es einem großen, edlen und tapferen Volke ziemt. Dann aber mögt auch Ihr den Staub der Vergangenheit immerhin von Euch schütteln, denn dann wird es an der Zeit seyn, nicht mehr rückwärts zu schauen, sondern — vorwärts! B.

Volksgesang- und Preissängerfeste.*)

Am letzten landwirthschaftlichen Feste zu Cannstatt, den 28. September, verabredeten die zu einem vom Stuttgarter Liederkranz ausgeschriebenen Preissingen vereinigten Sänger eine Versammlung zu Besprechung darüber, wie in Zukunft die Preissängerfeste bei uns gehalten werden sollen, wie überhaupt für die Zwecke des Volksgesangs in Zukunft gemeinsam gewirkt werden könnte u. s. w. Es wurde Göppingen als der Ort und der letzte Sonntag des Novembers als die Zeit bestimmt. Für die vielen Freunde des Volksgesangs und besonders für die die Göppinger Versammlung Besuchenden dürfte eine Besprechung der Angelegenheit schon zuvor Interesse bieten. — Bekanntlich hatten unsere schwäbischen Liederkränze bei ihrer Gründung ein Vorbild an den Vereinen unserer südlichen Nachbarn, der Schweizer, bei welchen auch heutigen Tages noch Volksgesang und Liederfeste in schöner Blüthe stehen und in ihrem eidgenössischen Sängerbunde und ihren eidgenössischen Festen ausgebildet sind. Die Schweiz kann uns, wenn wir unsern Bestrebungen eine festere Gestaltung geben wollen, immer noch zum besten Muster dienen. — Es wurde nun von hier aus ein Schweizer Gesangfreund gebeten, eine Schilderung dortigen Sängerlebens mitzutheilen, und wir lassen dieselbe vorerst in Nachstehendem hier folgen.

„Die Sängerfeste in der Schweiz verdanken ihren Ursprung den Bemühungen und den Talenten einiger sich in der nämlichen Gemeinde nachfolgenden Pfarrer. Im Dorfe Wetzikon, Kantons Zürich, lebte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Pfarrer Joh. Schmidtli und übte in seiner Gemeinde die von ihm selbst komponirten geistlichen Lieder ein, alle nur einstimmig, aber in Melodien und Rhythums sehr lebendig. Sodann gab er eine Sammlung heraus, unter dem Herrnhuterischen Titel: „Singendes und spielendes Vergnügen reiner Andacht." Bald gingen diese Gesänge in den Volksmund über, und so verbreitete sich nicht nur im Kanton Zürich, sondern in der östlichen Schweiz überhaupt der Figuralgesang. Sein Amtsnachfolger Nägeli, Vater des großen Komponisten Hans Georg Nägeli, setzte das Werk fort, und die Gemeinde stand fortwährend im besten musikalischen Rufe. Dieser Umstand weckte die Talente Hans Georg Nägeli's, und der große Pädagoge Pestalozzi vermochte ihn, dieselben zur Gründung einer volksthümlichen Gesangschule zu verwenden. Die Nägelischen Kompositionen veranlaßten manche Singgesellschaften, aus welchen kleinen Vereinen allmälig größere hervorgingen. Mehrere Gemeinden am Züricher See vereinigten sich zuerst zu einem Sängerbunde und halten jährlich ein Fest, bei dem alle Sänger aus den einzelnen Dörfern zu Schiffe erscheinen. Die Gesangaufführung findet stets in der Kirche des Festortes statt, und das Festessen unter einer transportablen Hütte, die mit Reisern und Blumen verziert wird. Dieses Institut einer wandernden Hütte erspart dem Verein viele Unkosten, dürfte aber anderswo weniger nützlich seyn, als gerade an einem See, Fluß, oder auch einer Eisenbahn, wo der Transport leicht ist. — Aus Nacheifer entstanden dann in den übrigen Theilen des Kantons Zürich größere Bünde, und die ganze östliche Schweiz betheiligte sich am Ende dabei. Diesen Vereinen ist hauptsächlich auch der Fortschritt der politischen Bildung des Volkes beizumessen; denn beim Singen allein blieb es nie; die Tagesfragen der Politik wurden stets dabei besprochen; freilich innerhalb der Schranken von Verfassung und Gesetz. Von Skandal an solchen Festen ist nie die Rede gewesen. Die Aufführung war immer musterhaft. — Endlich faßte man im Kanton Aargau, wo fast alle eidgenössischen Vereine entstanden sind, den Gedanken, alle Sänger der Schweiz durch einen eidgenössischen Bund zu vereinigen, und im Jahr 1841 wurde zu Aarau das erste eidgenössische Sängerfest gehalten, 1843 in Zürich, 1845 in Schaffhausen, 1848 in Bern. Stets blieb das Singen Hauptzweck, und andere Spiele, wie Turnen, Schießen ꝛc. waren davon ausgeschlossen; man kann nicht Alles zumal treiben, und die Menge ist dazu gar nicht geeignet. — Bei unseren kleineren Festen geht die Sache in der Regel in folgender Ordnung vor sich. Festtag ist beinahe immer ein Sonntag, um ja Niemanden vom Feste oder von der Arbeit abzuhalten. Der Gottesdienst am Festorte wird ein oder zwei Stunden früher gehalten, damit die Kirche den Sängern überlassen werden kann. Sind diese bis gegen 9 Uhr ziemlich vollzählig eingerückt und mit Freudenschüssen, Ehrenwein ꝛc. begrüßt worden, so versammelt sich die Masse nach gehaltener Probe in der Festhütte oder einem andern Lokal, zieht von da mit flatternden Fahnen nach der Kirche. Nun wird in der Regel zuerst ein Choral aufgeführt, und dann folgen die einzelnen gemeinschaftlich vorzutragenden Lieder, dann etwa Gesänge von einzelnen Lokalvereinen, jedoch ohne mit Preisen belohnt zu werden. Zum Schlusse wieder ein Choral. Das Festessen ist unterdessen aufgetragen worden, und hier beginnt nunmehr das politische Leben. Die auftretenden Redner halten wohl meistens auf den Gesang bezügliche Toaste, doch wird des Vaterlandes, und was es gerade bewegt, nie vergessen. So wird oft hundertmal besser und eindringlicher gewirkt, als durch die Presse. Wie der Wein die Zungen gelöst, tragen die einzelnen Gesellschaften Tischgesänge vor und am Ende mischt sich Alles durcheinander. Die Frauen sind leider nur als Zuschauerinnen da. Gemischte Vereine gedeihen nur in größeren Städten. Nach Tische besieht man sich die Merkwürdigkeiten des Ortes, wenn welche da sind, die schönen Aussichten oder macht sonst irgend einen Spaziergang. Mahnt die Stunde zur Trennung, so fließt noch reichlich der Ehrenwein des festgebenden Vereins und mit Kanonensalven wird den Heimkehrenden der letzte Scheidegruß nachgeschickt. So geht es bei kleineren Bezirks- und Kantonalsängerfesten zu.

(Schluß folgt.)

*) Dem „Schwäbischen Merkur" entnommen.

Mannichfaltigkeiten.

Am 23. Oct. kam der Schauspieler Schritt, welcher zu Ofen ein Drama zu Gunsten der revolutionären Regierung ge-

Digitized by Google

schrieben und deshalb zu 3jähriger Festungsstrafe verurtheilt worden, in Olmütz an und am 25. sah man ihn schon die Gassen kehren.

(Wien, 12. Nov.) Die neue Oper „Haydée" von Auber ist im hiesigen Operntheater total durchgefallen. — Laube's Berufung als Dramaturg zum Hof- und Nationaltheater scheint wegen mehrfachen Hindernissen, die derselben in den Weg gelegt werden, noch nicht so nahe bevorstehend und jedenfalls noch zu bezweifeln zu seyn.

(Berlin, 14. Nov.) Von dem vor einigen Tagen in der gegenwärtigen Ziehung der Lotterie herausgekommenen zweiten Hauptgewinn von 100,000 Thlr. fiel ein Viertel einem hiesigen Tabakshändler zu, welcher dieses Viertel-Loos mit einem Bäcker in seiner Nachbarschaft gemeinschaftlich genommen hatte. Da der Letztere an den Tabakshändler eine Forderung hat, so wollte dieser den Betrag für das Loos abrechnen. Das Loos selbst blieb in den Händen des Tabakshändlers, welcher sich nun weigert, dem Bäcker die Hälfte des Gewinnes abzugeben, da er keine Zahlung von demselben für das Loos empfangen habe. Wenn nicht eine gütliche Einigung zu Stande kommt, so haben wir einen interessanten Prozeß zu erwarten. — Mehrfach ist in öffentlichen Blättern von den großen Projekten zur Schiffbarmachung der Oder die Rede gewesen. Dieses umfassende Unternehmen ist jetzt auf einen Punkt der Vorbereitung gelangt, wo sich dessen Umfang übersehen läßt. Es werden sechs Jahre der Arbeit und drei Millionen Capital erforderlich seyn, um es vollständig auszuführen. Dann aber wird dieser große Strom, der in seiner ganzen Länge dem preußischen Staate angehört, auch zu allen Jahreszeiten schiffbar seyn. Unermeßliche todte Reichthümer, zumal in Oberschlesien, werden dadurch Leben gewinnen. Es fragt sich nur noch, ob der Staat, der schon so große Kräfte für die unerläßlichen Eisenbahn-Unternehmungen anspannt, auch für dieses Werk noch mit Sicherheit Mittel aufbringen kann. Diese Bilance der Vortheile und Schwierigkeiten wird die nächste Aufgabe der betreffenden Behörden seyn.

Korrespondenz.

Berlin, 12. Nov.

Am 13. Oct., beim Ausladen eines auf der Eisenbahn-Station Fürstenberg angekommenen Berlin-Breslauer Güterzuges, wobei der Zug rückwärts in Bewegung gesetzt werden mußte, ergriffen die Buffer des letzten Wagens den Feuermann Könitz, welcher vor einer dem Zuge leer nachgefolgten und in einer kleinen Entfernung stehen geblirdenen Maschine beschäftigt war, und stießen ihn unter die Wagenräder, was seinen augenblicklichen Tod zur Folge hatte. — Am 14. Oct. betrat, nachdem die Wärterstation, unweit Zehna auf der Feldmark Bülzig belegen, bereits geschlossen und der von Köthen kommende Personenzug nur noch wenige Ruthen entfernt war, ein kleines, dem Häusler Panier zu Bülzig gehörendes Kind unter der Barriere hindurchlaufend, das Bahngeleise, auf welchem der Zug ankam. Der Lokomotiv-Führer Küster, das Kind bemerkend, gab sofort das Zeichen zum Halten, in gleichem Moment sprang jedoch der daselbst stationirte Bahnwärter, Johann Christian Mäder, hinzu, ergriff das Kind und rettete dasselbe mit eigner Lebensgefahr, da der Buffer der Maschine, welche inzwischen auf dem Punkte, wo das Kind gestanden, angekommen war, und den Körper des ꝛc. Mäder streifte, ohne ihn jedoch zu verletzten. — In der heutigen Schwurgerichtssitzung wurde gegen den Schuhmacher Maschewski von hier und den Müller Ladenburg aus Zieledorff die Anklage wegen Falschmünzens verhandelt. Die Angeklagten hatten Zweithalerstücke, 1/12 und 1/30 Stücke angefertigt und im Betrage von 7 Rthlr. davon ausgegeben, wobei sie entdeckt und die Formen und Werkzeuge bei ihnen gefunden wurden. Durch vielseitige Zeugen-Aussagen wurde das Faktum erläutert und die Geschwornen sprachen mit 7 gegen 5 Stimmen das Schuldig aus. Der Staatsanwalt beantragte 6 Jahre Strafarbeit, der Vertheidiger Dr. Stieber 4 Jahre Festungsarbeit. Der Gerichtshof verurtheilte die Angeklagten zum Verlust der Nationalkokarde, 70 Rthlr. Schadenersatz und außerdem den Maschewski zu 5 und den Ladenburg zu 3 Jahr Zuchthausstrafe.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Einem uns zugegangenen Kunstberichte aus Karlsruhe entnehmen wir Nachstehendes über das dortige Gastspiel des Hrn. Börger, vom Stadttheater zu Mainz. Derselbe trat in den Rollen des Kean, des Stephan Forster, des Lord Bolingbroke und des Beaumarchais auf und hatte sich des einstimmigsten Beifalles zu erfreuen. Hr. Börger ist bereits als ein befähigter Darstellrr bekannt und bewährte auch durch das genannte Gastspiel die Vorzüge eines nach Natur und Wahrheit strebenden und den höheren Aufgaben der Kunst befreundeten Darstellers.

Unter dem Titel: „Ungarn's Fall und Görgey's Verrath", hat A. C. Wiesner bei C. Köhler in Zürich eine sehr beachtenswerthe Broschüre erscheinen lassrn. Der großartige Kampf jenes Heldenvolkes im Osten, auf welches lange ganz Europa mit Begeisterung und Bewunderung blickte, ist urplötzlich einem finsteren Geschicke erlegen, und all die ungeheuren Anstrengungen und Opfer, welche dieses Volk der Erringung seiner Freiheit und Unabhängigkeit dargebracht hat, haben es nicht vermocht, die Dämonen des Schicksals von seinen Fersen zu bannen. Es war nicht die Absicht des Verfassers, eine vollständige Geschichte der ungarischrn Freiheitskämpfe zu schreiben, sondern nur die Ereignisse der letztern Zeit, in welcher sich Görgey, der Agitator dirser Katastrophe, besonders auf die Vorderbühne des politischen und kriegerischen Schauplatzes drängte, den Lesern in einem möglichst engen Rahmen vorzuführen, da sich gerade in diesem Zeitabschnitte die eigentlichen Ursachen der nachfolgenden Katastrophe naturgemäß entwickeln. Das kleine Büchlein ist wohl geeignet, auf den häßlichen Flecken der meisten Revolutionen, Zwietracht und Uneinigkeit, dieser oft verborgenen Klippe, aufmerksam zu machen, an welcher schon so vielfältig die reinstrn und edelstrn Bestrebungen der Völker scheiterten. Ohne Leidenschaft hat der Verfasser die Agitatorrn jenes ungeahnten Ereignisses in allen ihren Fasern, Plänen und Ränken zerlegt und somit eine eben so lehrreiche, als abschreckende Warnungstafel aufgestellt.

Vorläufige Kunstnotiz.

Am 29. d. M., als am Vorabende des Buß- und Bettages, findet ein dem Tage würdiges großes Konzert, zum Besten des hiesigen Theater-Chorpersonals im Schauspielhause statt. Indem das spätere Programm die Gediegenheit dieses Konzerts darthun wird, glauben wir im Interesse des kunstliebenden Publikums darauf aufmerksam machen zu müssen, daß Hr. Aloys Schmitt, der rühmlichst bekannte Klaviervirtuos und Componist, seit einer Reihe von zwölf Jahren in Frankfurt nicht öffentlich gehört, dieses Konzert unterstützen wird, und zwar durch Ausführung eines neuen, von ihm componirten Klavierkonzerts mit Orchesterbegleitung. Z. Z.

Theater-Anzeige.

Montag, 19. Nov. Der Freischütz, Oprr in 4 Abth., Musik von Weber.

Dienstag, 20. Nov. Eine Familie, Original-Schauspiel in 5 Akten und 1 Nachspiel von Ch. Birch-Pfeiffer.

Mittwoch, 21. Nov. (Vorletzte (Gastdarstellung der Fräul. Sophie und Maria Cruvelli, zum Vortheil für dieselben und neu einstudirt): Lucrezia Borgia, große Oprr in 3 Abth., Musik von Donizetti. Lucrezia: Fräul. Sophie Cruvelli; Orsino: Fräul. Maria Cruvelli. Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreisen.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro. 277. Dienstag, den 20. November 1849.

Das Schloß von Croyat.

Nach dem Französischen des Paul Feval bearbeitet von August Marckhoff.

(Fortsetzung.)

Denselben Abend noch gelangte George in den Anblick des Schlosses. Die Schnelligkeit seines Laufes, das Heulen des Sturmes, die Angst, die seine Seele quälte, alles das hatte dazu beigetragen, sein Fieber noch zu verdoppeln. Zwei Lichter brannten, eins in dem untern Saale, in dem wir den Leser beim Beginne dieser Geschichte einführten, das andere in dem Zimmer der seligen Gräfin von Croyat. George hielt eine Minute an um Athem zu schöpfen.

In diesem Augenblick hatte er eine unbestimmte Erinnerung an die Vorschrift von Taschet, er wollte umkehren; um zur Meierei zu gelangen, aber in dem erhellten Zimmer des ersten Stockes, hinter den Fenstervorhängen, zeigten sich zwei Schatten. George blieb wie angewurzelt auf dem Platze. Eine Frau lag auf den Knieen, mit zurückgebogenem Haupte; ein Mann vor ihr, das Gesicht vorgebeugt, die Arme rückwärts ausgestreckt, als wenn er sich auf sie stürzen wollte ....

„Alice! ...“ rief George mit wutherstickter Stimme. Ein anderer klagender und schwacher Schrei antwortete ihm durch das Heulen des Sturmes.

George stürzte vorwärts. Die Thüre wankte unter seinen verdoppelten Schlägen, aber Niemand antwortete drinnen. Dann stieg er auf einen Stein und gelangte so an das Fenster des unteren Saales. Er zerbrach mit seinem Dolche eine Scheibe. Er rief: „Therese! ...“

„Heilige Jungfrau! ... der junge Herr!“ sagte die Geliebte Moustier's.

„Oeffne, Weib, öffne im Namen Gottes ...“ rief Georg erschöpft. Aber Therese eilte, statt zu öffnen, an das Fenster und sagte leise: „Fliehen Sie, Herr George, er will Sie tödten.“

Das elende Weib, zwischen der Erinnerung an ihr Verbrechen und der Anhänglichkeit an die Familie von Croyat schwankend, rang mit Schrecken die Hände.

„Oeffne! sage ich Dir,“ wiederholte der Graf in seiner höchsten Angst.

„Möge Gott mir gnädig seyn!“ murmelte Therese, nach der Thüre gehend, „Sie haben es so gewollt.“

Die Thüre ward geöffnet. George stieß die Alte heftig zurück, und war in drei Sprüngen die wohlbekannte Treppe hinauf. Mit einem furchbaren Stoße sprengte er die Thüre zum Zimmer seiner Mutter. Er hatte sich nicht getäuscht: Alice lag auf dem Boden, einen Schrei des Schmerzes ausstoßend. George konnte jedoch dies Alles nicht sehen.

Moustier hatte, bevor er sein Verbrechen ausgeführt, durch das Geräusch beunruhigt, leise das Fenster geöffnet und George erkannt, als dieser mit Therese verhandelte.

Kaum erschien George unter der zerbrochenen Thüre, als zwei Pistolenschüsse ihn auf den Boden streckten.

In derselben Nacht starb Alice, indem sie einem Sohne das Leben gab.

Was George anlangt, so wurde er von den Brüdern Taschet, die einige Minuten zu spät an dem Orte des Ereignisses anlangten, trotz seiner schweren Wunde nach der Meierei gebracht, und später nach Saint-Polde-Leon eingeschifft. Von da an zündete er mit seinen Befreiern, die ihn nie mehr verließen, den Krieg in der Vendee an. Er kämpfte tapfer in den Reihen der katholischen Armee unter den Chouans von Nantais mit den Gefährten Cadoudal's. Aber es geschah nicht mehr mit jener ritterlichen Ueberzeugung, die, dem Worte Napoleons zufolge, aus diesem Kriege einen langen Riesenkampf machte. George war kein Republikaner mehr, er glaubte nicht mehr an die Freiheit.

Zu verschiedenen Zeiten war Julien Taschet im Auftrage des Grafen nach Croyat zurückgekehrt. Es war ohne erhebliches Resultat geblieben. Alles, was Julien George berichten konnte, der sich nach England begeben hatte, nachdem der Frieden in der Bretagne wieder hergestellt war, bestand in der Bestätigung des Todes von Alice und der Existenz eines jungen Mädchens, die von Moustier als sein Kind erzogen wurde.

Endlich jedoch konnte George, ungeachtet seiner Abneigung diese Orte, die Zeugen seines Unglücks, wieder zu sehen, es nicht mehr über sich gewinnen, noch länger in Ungewißheit über ein so theures Interesse zu bleiben, als die Existenz seines Kindes war. Er kehrte zurück. Um sich vor den Nachstellungen Moustiers zu schützen, als auch um Eindruck auf die abergläubischen Bauern seiner frühern Besitzungen zu machen, legte er, so wie seine drei Gefährten, die Gebrüder Taschet, das eigenthümliche Kostüm an, in dem wir ihn dem Leser vorgeführt haben. So also kamen die Chouans unter der Führung Cadour's nach Lanmeur.

George besaß ein Patent als Generallieutenant, das er in den ersten Kriegen der Chouanerie erworben hatte, er bediente sich desselben, um unter seinen Befehlen einen Trupp dieser Leute zu halten, deren Tapferkeit und Anhänglichkeit an ihre Führer er kennen gelernt.

Ein Wort noch über George. Ohne behaupten zu wollen, daß er seinem erbärmlichen Feinde vergeben habe, können wir doch sagen, daß sein: Rückkehr keineswegs aus Gründen der Rache geschah.

Es gab damals keine Emigranten mehr; seine Klage würde von allen Gerichtshöfen angenommen worden seyn, aber abgesehen davon, daß er es unter seiner Würde hielt, zu einer Macht seine Zuflucht zu nehmen, die er nicht anerkannte, die er zu bekämpfen bereit war, so lehnte sich sein Stolz auch bei dem Gedanken an einen Rechtsstreit gegen Moustier auf. Er hegte ge-

Digitized by Google

gen ihn eine Verachtung ohne Gränzen; eine solche Verachtung, daß er, Auge in Auge mit ihm, ihn vielleicht nicht einmal angerührt hätte, aus Furcht, seine Hände zu beschmutzen. Außerdem war George eine ausgezeichnete Seele, die in Allem betrogen, was einem Menschen theuer ist, sich in sich selbst zurückgezogen hatte, ohne Haß oder Rache deshalb hegen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Volksgesang- und Preissängerfeste.

(Schluß.)

Die eidgenössischen Sängerfeste sind aber weit großartiger eingerichtet. (In Bern nahmen gegen 2000 Sänger daran Theil. Eine eigene große Speisehütte für etwa 2400 Gäste wurde errichtet.) Darum findet es auch bloß alle zwei Jahre statt. Es dauert stets zwei volle Tage und nimmt den Theilnehmern mit der Reise hin und zurück wenigstens vier Tage weg. Der erste Tag ist für die Probe und die Aufführung der Wettgesänge bestimmt; am zweiten finden die allgemeinen Gesänge und die Preisvertheilung statt. Zum Wettsingen werden in der Regel bloß 18 Vereine (von mindestens 16 Sängern), worunter auch höchstens 4 Quartette seyn dürfen, zugelassen; die später sich anmeldenden müssen zurückstehen. Die konkurrirenden Vereine senden ihr gewähltes Lied einem Vorgericht ein, welches dasselbe prüft und Ungeeignetes zurückweisen kann. Ein Preisgericht (von 12 Männern, vom Comitee gewählt) richtet über die Gesänge; dabei werden nachstehende Fragen aufgestellt: 1) Sind die Stimmen unter sich in gutem Verhältniß? 2) Hat der Verein harmonisch rein gesungen? 3) Hat er im Takt, rhythmisch scharf gesungen? 4) Hat er dynamisch schön gesungen? 5) Hat er die Worte deutlich ausgesprochen? 6) Hat er edel, nicht affektirt, mit höherer Weihe gesungen? Die Fragen werden durch Zutheilung von Zahlen (1—5) entschieden, so daß sich durch deren Addition schließlich das Endresultat ergibt. Nur für wirkliche preiswürdige Leistungen werden „gekrönte Preise" ertheilt; für andere Leistungen weitere Gaben in folgender Ordnung: „Ehrengaben"; „in Anerkennung der Bestrebungen"; „zur Aufmunterung"; „zum Andenken", so daß fast jeder sich bewerbende Verein eine Gabe mit nach Hause bringt. Die Preise selbst werden immer von einzelnen Vereinen, von edelmüthigen Privaten und namentlich von hochherzigen Frauen und Jungfrauen geschenkt. Gekaufte Preise hätten keinen Werth. Für das Berner Fest waren 44 Gaben gestiftet worden, welche während des Festes eine hübsche Ausstellung bildeten. Nur bei Schützenfesten ist es üblich, daß die festgebende Schützengesellschaft einen Aktienverein gründet, um aus der so zu erhebenden Summe theils die Baukosten zu decken, theils die Geldgaben zu vermehren und dadurch mehr Schützen anzulocken. Die Bauten für das eidg. Schützenfest in Basel kosteten mehr als 80,000 fl., diejenigen in Aarau dagegen bloß 20,000 fl. Die Bauten bei den eidg. Sängerfesten werden theils von der Vereinskasse, theils von der festgebenden Gesellschaft und von freiwilligen Beiträgen der Behörden des Kantons und der Stadt, wo das Fest gehalten wird, sowie von Privaten bestritten. Auch der Wirthschaftsunternehmer muß oft mehr oder weniger beitragen. Bei kleineren Festen übernimmt dieser oft die Baukosten allein, gibt dann aber schlechteren Wein und schlechteres Essen. Es ist daher dieser Modus nicht zu empfehlen. Ein besonderes aus Sachverständigen zusammengesetztes Wirthschaftscomitee prüft die Weine, bestimmt die Schüsseln und die Preise. Die Polizei auf dem Festplatz wird wieder von einem eigenen Comitee ausgeübt; Soldaten sind nur als Ehrenwachen da, und Gensd'armen sieht man gar keine (ihr Anblick würde die Gäste beleidigen; deßwegen machen sie doch dem Gesindel und den Beutelschneidern den Krieg, nur in Civil)."

Es wird sich aus vorstehender Beschreibung der Schweizer Feste vielleicht Manches für unsere Zwecke gebrauchen lassen. Wir reihen als Material für die Berathungen der Versammlung zu Göppingen einige Andeutungen an über Das, was vielleicht zunächst geschehen könnte, wobei wir bemerken, daß dieselben in der Hauptsache mit den Ansichten des Stuttgarter Liederkranzes zusammenstimmen. Sollen in Zukunft die Bestrebungen der schwäbischen Liederkränze, die Pflege des Volksgesangs und damit der Volksbildung und eines deutschen Sinnes, ein gemeinsames Ziel verfolgen, so wäre vor Allem eine Vereinigung derselben, ihre Konstituirung zu einem schwäbischen Sängerbunde zu wünschen; wir behalten uns vor, diesen Gedanken bei der Göppinger Versammlung in Anregung zu bringen. Eine Hauptaufgabe dieses Sängerbundes wäre die Pflege unserer längst einheimischen und liebgewonnenen Liederfeste. Seit am Pfingstmontag 1827 das erste schwäbische Liederfest in Plochingen gefeiert worden, seit den darauf folgenden Festen auf der Eßlinger Maille an den Pfingstmontagen der Jahre 1828—32 sah fast jedes Jahr irgend eine der Städte meist am Saume unserer schwäbischen Alb hin die Sänger aus beinahe allen Theilen unseres Heimathlandes in ihren Mauern, so in den dreißiger Jahren Nürtingen, Göppingen, Reutlingen u. s. w.; so in diesem Jahrzehend: Kirchheim, Ludwigsburg, Tübingen, Herrenberg ꝛc. und dazwischen beriefen auch dem Mittelpunkte des Landes entferntere Städte: Ulm, Biberach und Ravensburg, Hall und Heilbronn die Sänger zu sich, ja in manchem Jahre litt unter zu vielen Festen jedes derselben an Theilnahme. Seit Herrenberg, 1845, ruhten, so viel wir wissen, die Liederfeste so ziemlich, theils durch benachbarte außerwürtembergische (Würzburg, Köln, Schaffhausen, Regensburg ꝛc.) ersetzt, theils weil die politischen Ereignisse die friedliche Lust des Singens, so verwandt auch Lied und Vaterland seyn mögen, bei Seite schoben. Trügen nicht die Anzeichen, so scheint jene alte, in Schwaben heimische Lust, je unerquicklicher die allgemeinen politischen Zustände sich gestalten, ihr Recht wieder behaupten zu wollen, und wir sollten die Liederfeste wieder ins Leben rufen. Die Verhältnisse unserer Sänger ergeben von selbst die Nothwendigkeit, dieselben wieder wie früher einfach zu halten, zwei Tage, wie die Schweizer, werden wir ihnen vorerst noch nicht widmen können. Wohl aber könnten wir den Schweizern die Vereinigung zu einem allgemeinen Feste ablernen, und wieder, ohne die Zersplitterung in gar zu viele, wie Anfangs, jedes Jahr je ein allgemeines schwäbisches Fest feiern. Dies zu erreichen, wäre die Vereinigung in den angeregten Sängerbund sehr ersprießlich. Es käme die nothwendige Gleichartigkeit in die Sache; ein Ausschuß, der etwa je auf mehrere Jahre gewählt würde, übernehme die Sorge hiefür durch Mitwirkung bei Vorberathung der Feste, Sorge für Auswahl von bloß guten Liedern und Aehnliches, und stünde etwa mit dem Festcomitee der festgebenden Stadt gemeinsam an der Spitze ꝛc. — Die Liederfeste führen uns auf ein Institut, das wesentlich zu Veredlung des Gesangs beitragen dürfte, auf das Preissingen, zur Berathung dessen insbesondere die Göppinger Versammlung einberufen würde. Hierin sind unsere eigenen Erfahrungen bekanntlich noch klein; indessen haben die beiden Preissängerfeste am Volksfest 1848 und 1849 so viel Beifall gefunden, daß über das Wünschenswerthe ihrer ferneren Pflege kaum ein Zweifel bestehen wird. Wollen wir sie beibehalten, so dürfte es sich in erster Linie fragen, wie und wo sollen sie gehalten werden? Wollen wir den Volksfesttag und also Cannstatt beibehalten? Es läßt sich nicht läugnen, daß dieß auf den ersten Anblick viel für sich zu haben scheint; Cannstatt ist im Mittel des Landes, an der Eisenbahn, aufs Volksfest geht ohnedieß Jeder gern; auch müßten wir, um Volksfeste im wahren Sinne des Worts zu feiern, alle Elemente dazu vereinigen: die Schützen, die Turner die Sänger ꝛc. Wem fallen, wenn er so erwägt, nicht am Ende gar die olympischen

Digitized by Google

Spiele ein, wo leiblicher und geistiger Wettkampf aller Arten, durch die Einheit von Ort und Zeit verbunden, das Nationalfest bildete. Wir kommen vielleicht auch noch einmal dazu; wenn einmal die deutsche Einheitsfrage gelöst ist, wollen wir's an den Ufern des Rheins oder Mains, der Donau oder Elbe versuchen. Vorerst bescheiden wir uns wohl besser, die einzelnen Elemente prunklos zu pflegen — halten ja selbst die Schweizer ihre eidgenössischen Schützen-, Turn- und Sängerfeste getrennt. Der Tag in Cannstatt ist heiter, aber er beut des Heitern zu viel, er zieht die Aufmerksamkeit auf zu Vielerlei, als daß das Preissingen einen Mittelpunkt bilden, ja als daß nur der Gesang die Sänger selbst genug zusammenhalten könnte, und bekanntlich wohnt zur Stunde unserem Volke jener natürlich ordnende Schönheitssinn z. B. der Italiener nicht inne, der im Stande wäre, die vielerlei Bestandtheile jenes Festes im Ebenmaße einen neben dem andern, jeden in seiner Berechtigung und ungestört von der Masse zu erhalten. Wir würden lieber das Preissingen in Zukunft mit dem jedesmaligen allgemeinen Liederfeste verbinden, dem es einen neuen Reiz gewähren und für das es ein wesentlicher Bestandtheil werden würde. Mit allgemeinen Gesängen und der Festrede vermischt, würden die Wettgesänge Morgens stattfinden, und so für den Nachmittag, der in der Regel doch gar zu formlos zugebracht wird, noch einige allgemeine Lieder übrig bleiben. Auch für das Preissingen wäre die Thätigkeit des Sängerbundausschusses in Anspruch zu nehmen; derselbe hätte die Anmeldungen in Empfang zu nehmen, Schiedsrichter — nachdem jene geschlossen, damit kein Betheiligter gewählt werde — zu ernennen, Regeln für die Beurtheilung festzusetzen, zur Spendung von Preisen zu ermuntern, die eingelaufenen zu ordnen und in Ermanglung aus der Vereinskasse solche festzusetzen u. s. f. — Es wird damit vorerst genügen; da hier jedoch bloße Andeutungen gegeben werden wollten, so mögen schließlich noch für die fernere Thätigkeit, welche durch Konstituirung der Vereine sich ergeben würde, zwei Dinge empfohlen seyn: die Herausgabe einer allgemeinen Liedersammlung (mit einem und demselben Satz) und die Hinwirkung auf Eintracht der Sänger, auf Vereinigung der zum großen Nachtheil für die Sache häufig in so viele einzelne Vereine zersplitterten Sänger eines und desselben Orts.

Stuttgart. Otto Elben.

Der Fluch Kossuth's über Görgey.

Die „Köln. Zeitung" veröffentlicht einen „Abschied Kossuth's von Ungarn", welchen derselbe unmittelbar nach seinem Uebertritt auf türkisches Gebiet erlassen haben soll. Das Aktenstück ist in einem fast orientalischen Prophetenstyl gehalten, doch liegt darin kein Grund, an der Aechtheit desselben zu zweifeln; es spricht sich der heiße, tiefe Schmerz über das Unglück des Vaterlandes, zugleich mit der Hoffnung seiner Wiedererstehung darin aus. In letzterer Beziehung wird mit räthselhaften Ausdrücken auf eine „sechzehnte Nation" hingewiesen, die endlich der ungarischen Nation als Erlöser aus der Knechtschaft, in die sie gefallen, erscheinen und mit derselben ihre Freiheit und Herrlichkeit wiederherstellen werde. Der merkwürdigste Theil der Urkunde ist jedoch der, welcher das Verdammungsurtheil gegen Görgey ausdrückt. Nachdem schon im Eingang desselben sich Kossuth in dunkeln Ausdrücken selbst anklagt, daß auch er an dem maßlosen Unglück mit Schuld trage, welches über das ungarische Volk gekommen, spricht er sich im Verfolg ganz entschieden darüber aus, was er damit gemeint. Er sagt: „Du bist erlegen, weil du selbst deinen Fall herbeigeführt hast. Nicht das Schwert des Fremdlings hat dein Grab gegraben, nicht die Kanonen der vierzehn Nationalitäten, die gegen dich gezogen, haben deine Vaterlandsliebe zum Wanken gebracht; nicht die fünfzehnte Nation, welche die Karpathen herüberbrach, hat dich gezwungen, die Waffen zu strecken; nein, du bist verrathen, verkauft worden, theures Vaterland! Dein Todesurtheil, edle Nation, wurde geschrieben durch Den, dessen Vaterlandsliebe ich nie zu verdächtigen gewagt hätte — im Fluge der verwegensten Gedanken hätte ich eher an Gottes Daseyn gezweifelt, als daß ich je geglaubt hätte, er werde sein Vaterland verrathen können; du bist verrathen worden durch ihn, in dessen Hand ich noch vor wenigen Tagen die Regierung unseres großen Vaterlandes niederlegte, das bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen er geschworen hatte. Und er ist zum Vaterlandsverräther geworden, weil die Farbe des Goldes ihm theurer war, als jene des vielen Blutes, das zur Rettung des Vaterlandes vergossen war. Das elende Metall hatte mehr Werth in seinen Augen, als sein Vaterland, sein Gott, der ihn verließ, so wie er von ihm verlassen wurde für seine Genossen in der Hölle. Magyaren! theure Gefährten, verdammt mich nicht, weil ich gezwungen war, mein Augen auf diesen Menschen zu werfen, ihm meinen Platz zu überlassen. Ich mußte es, denn das Volk hatte ihm sein Vertrauen zugewandt und das Heer ihm seine Liebe geschenkt. Und doch hat er das Vertrauen des Volks verrathen, und doch hat er die Liebe der Armee mit Haß vergolten. Fluch ihm, Ungarvolk! Verfluche die Brust, die nicht vertrocknete, als sie ihn mit ihrem Lebenssafte zu nähren versuchte."

Mannichfaltigkeiten.

(Bern, 5. Nov.) Dieser Tage sind durch Experten auf dem Wylerfelde bei Bern mit verbesserten Schießwaffen (Stutzersystem) Proben angestellt worden, die für die Schnellfeuergewehre (Zündnadelgewehre) und für Ferntreffgewehre, verfertigt von Sauerbrei und von Löw in Basel, die günstigsten Resultate ergeben haben. Rücksichtlich des Fern- und Genautreffens lassen die neuen Waffen wenig zu wünschen übrig, und es scheint nach solchen Thatsachen eine bedeutende Umgestaltung in der Bewaffnung der schweizerischen Jäger nothwendig zu seyn.

„Traut nicht dem Interim, es hat den Schalk hinter ihm!" so rief man zur Reformationszeit, als Kaiser Karl V. den Protestanten eine provisorische Kirchenordnung aufgedrungen hatte; denn weder diese noch ihre Gegner, die Katholiken, waren mit derselben zufrieden. Ob man von dem, aus langen diplomatischen Verhandlungen jetzt hervorgegangenen Interim, wodurch eine provisorische Reichsordnung begründet werden soll, auch so sagen werde, diese Frage will ich zwar nicht geradezu bejahen, aber es ist zu vermuthen, daß sowohl die Groß- als die Kleindeutschen keine absonderliche Freude daran haben und in dieser Ordnung nichts weniger als das Ziel ihrer Wünsche erkennen werden. Ich möchte auch nicht darauf schwören, daß keine Gefahr bei der Sache sey.

(Hamburg.) „Der Schill" von Gottschall ging mit preußischen Husarenpferden in Scene, die Aufführung war eine so ungewöhnliche, aber glänzende, wie nie eine zuvor. Der Friedrich von Schill hat sich als Kassenstück bewährt, sowie die preußischen Pferde als gut eingeschult.

Von Friedrich von Humbold's Briefen an eine Freundin sind bereits in kurzer Zeit drei Auflagen erschienen; jetzt erscheint eine vollständige englische Uebersetzung.

Digitized by Google

Korrespondenz.

Mainz, 12. Nov.

Wir haben schon in einem früheren Artikel darauf hingewiesen, welche schwierige Aufgabe unserm neuen Theaterdirektor, Hrn. Böttner, geworden, indem er so spät die Direktion erhielt, daß ihm kaum drei Wochen übrig blieben, um ein für unsere Verhältnisse geeignetes Personal zu engagiren, und das zu einer Zeit, in welcher die meisten Engagements bereits geschlossen waren. Daß sich daher im Anfange manche Mängel kundgeben würden, war wohl unschwer vorauszusehen; indessen müssen wir Hrn. Böttner das Zeugniß geben, daß er seit den vier Wochen seiner Direktionsführung das Mögliche gethan hat, das Publikum zufrieden zu stellen. Mehrere Fächer sind bereits neu besetzt, und für andere sind die nöthigen Vorkehrungen getroffen. Der Glanzpunkt der Oper ist Fräul. Rummel, welche sich in ihren seitherigen Leistungen, als: Martha, Marie (Regimentstochter), Amine (Nachtwandlerin), Isabella (Robert der Teufel) und Constanze (Entführung aus dem Serail) den ungetheiltesten Beifall errungen. Vorerst ist Fräul. Rummel zu einem Gastrollen-Cyclus nach Köln, wird aber, wie wir mit Vergnügen vernehmen, in drei Wochen wieder zurückkehren und noch längere Zeit in unserer Mitte verweilen. Fräul. Halbreuter hat als Agathe (Freischütz) sehr gefallen; weniger in Lucrezia (Lucrezia Borgia) und als Norma. Wie es uns dedünken will, ist diese Dame mehr für das Fach der ersten jugendlichen Sängerinnen, denn für das Fach der Bravoursängerinnen geeignet. Fräul. Toner hat als Alice im Robert und als Aennchen im Freischütz sehr angesprochen; sie ist eine reizende Erscheinung auf der Bühne und dürfte für das Fach der ersten Librette eine vorzügliche Acquisition werden. Hr. Schott, welcher als erster Baßist dedütirt und bis jetzt als Bertram und Caspar auftrat, erinnert durch den großen Umfang seiner Stimme und seine wahrhaft kolossalen Stimmittel an Reichel in seiner Glanzperiode; dagegen läßt die musikalische Ausbildung dieses Sängers viel zu wünschen übrig, was wir aufrichtig dedauern müssen. An Tenoristen haben wir noch immer Mangel, da Hr. Brauckmann vorerst allein engagirt ist. Hr. Eberius von Wiesbaden, welcher mit der hiesigen Direktion einen schriftlichen Kontrakt eingegangen war und am 1. Nov. hier eintreten sollte, hat seinen Kontrakt gebrochen und verweigert zugleich die Zahlung einer Conventionalstrafe von 700 fl., welche Summe er zu dezahlen kontraktlich verpflichtet ist. So viel uns dekannt, stehen die Bühnen von Wiesbaden und Mainz mit einander in Cartel, und ist man daher hier neugierig zu vernehmen, was die Theatercommission zu Wiesbaden in dieser Angelegenheit thun wird. — Im Schauspiele excelliren unter den Damen Fräul. Franke als erste tragische Liebhaberin und Frau Echten als Soubrette; die erstere hat namentlich als Deborah, und letztere als Chanchon (Fanchon) lebhaften und gerechten Beifall errungen. Unter dem männlichen Personale haben sich die Herren Wollrabe (Charakterrollen, Intriguants), Wallifer (Väter), Knorr (erste Liebhaber und Helden) und Echten (Komiker) trefflich bewährt und in der Gunst des Publikums festgesetzt; erwünscht wäre das Engagement eines zweiten Liebhabers neben Hrn. Knorr. — Unser Publikum läßt den Bestredungen der Direktion, ihrer Umsicht und Solidität, alle Gerechtigkeit wiederfahren, und soll es uns freuen, wenn das Streben des Hrn. Böttner, ein ständiges Theater hier zu gründen, wirklich erreicht wird. Wie wir aus guter Quelle vernehmen, hat derselbe vor wenigen Tagen erst einen Ruf als Oberregisseur an eine Hofbühne erhalten, wegen seines hiesigen Kontraktes aber diesen ehrenvollen Ruf ablehnen müssen.

Gotha, im Nov.

Als Folge des vor einem Vierteljahre hier abgehaltenen Congresses war in den Tagen vom 28. — 30. v. M. der zweite Provinzialcongreß der Buchdrucker aus Thüringen in hiesiger Stadt versammelt. Die einzelnen Städte, auch die zu preußisch Thüringen gehörenden, waren durch Buchdruckerei-Besitzer und Gehülfen ziemlich zahlreich vertreten. Gegenstand der Berathung war die Gründung einer Kranken-Unterstützungs- und Invalidenkasse für Buchdrucker. Der Entwurf zu diesen Wohlthätigkeits-Anstalten war bereits auf dem Berliner Generalcongresse, den dekanntlich das Berliner Polizeipräsidium wegen einer ganz unschuldigen, ihm denuncirten Aeußerung eines Deputirten auflöst'te, von einer dazu niedergesetzten Kommission gefertigt und bei der plötzlichen Sprengung des Congresses den einzelnen Deputirten zur ferneren Berathung im engeren Kreise ausgehändigt worden. Er wurde auch mit den durch die Lokalverhältnisse gebotenen Modificationen von der Versammlung angenommen und man schritt hierauf zur Gründung der obenerwähnten Institute, welche bis zu Errichtung allgemeiner derartiger Anstalten speciell nur für Thüringen vorläufig gelten sollen. Die nächste, nochmals hier abzuhaltende Versammlung wurde auf Johannis künftigen Jahres anberaumt und ist zum gegenseitigen Austausche der bis dahin über diese Institute gesammelten Erfahrungen bestimmt. Die Debatte während der Versammlung war übrigens oft sehr interessant und auch manches komische, besonders durch die Schwerhörigkeit eines Deputirten herbeigeführte Intermezzo würzte den sonst vorherrschenden Ernst der Verhandlungen.

Homburg v. d. H., 18. Nov.

Am gestrigen Abend hatten wir im hiesigen Kursaale ein brillantes Konzert mit darauf folgendem Ball. Der Gesangverein trug mehrere Chöre unter der geschickten Leitung unseres unermüdeten Kapellmeisters Garbe trefflich vor. Fräul. Mathilde Graumann, eine freundliche Erscheinung, machte ihrem Lehrer M. Garcia alle Ehre; sie überraschte durch ihre angenehme und schöne Mezzo-Sopranstimme, deren Umfang wir in einer Rossinischen Arie kennen zu lernen Gelegenheit hatten, die sie mit geschmackvollen Coloraturen auszuschmücken wußte; sie bewährte sich als eine in guter Schule gebildete Sängerin und erntete allgemeinen Beifall des anwesenden ausgesuchten Publikums. Der geschätzte Baßist Dettmer, vom Frankfurter Theater, Ehrenmitglied des Gesangvereins, erfreute durch seinen schönen Vortrag heiterer Lieder. Sein Söhnchen, erst dreizehn Jahre alt, zeigte uns, in so zartem Alter, durch seinen Vortrag auf dem Piano, vielversprechende Musikanlagen. Der nach dem Konzerte stattgefundene Ball war glänzend und unter den anwesenden Gästen herrschte allgemeine Heiterkeit.

Frankfurt a. M.

Der Andrang von Konzerten und musikalischen Produktionen aller Art ist gegenwärtig bei uns zu groß, als daß es möglich wäre, sie alle einer öffentlichen Besprechung zu unterziehen. Wir beschränken uns demnach nur auf einige Andeutungen. In einem eigenen Konzerte und bei verschiedenen anderen Veranlassungen hörten wir Hrn. Theodor Piris, einen Neffen des bekannten Pianisten, und lernten in ihm einen ausgezeichneten Geiger kennen, dessen eben so präcises und kunstfertiges Spiel, als geschmackvoller und belebter Vortrag ungetheilte Anerkennung fanden. — Sehr zahlreich besucht war das Konzert des Hrn. Stigelli und brachte solches zugleich ein sehr reichhaltiges Programm. Hr. Stigelli trug sowohl Arien als auch Lieder vor, und wenn ihm die ersteren besonders Veranlassung gaben, seine gute Gesangschule und geschmackvollen Vortrag zu dekunden, so wußte er durch letztere in bekannter Weise das Gemüth seiner Hörer anzuregen, wie er überhaupt als deutscher Liedersänger den Meistern dieser Gattung beigezählt zu werden verdient. Eine Schülerin desselben, Fräul. Tournv, trat in diesem Konzert zum ersten Mal öffentlich auf, fand sehr freundliche Aufmunterung und beabsichtigt, ihre Gesangsstudien in Paris und Mailand fortzusetzen.

Konzert zum Besten der Mozartstiftung.

Kommenden Samstag, den 24. d. M., wird der Liederkranz in dem Weidenbuschsaale, zum Besten der Mozartstiftung, ein Konzert veranstalten und zwar in der bekannten und beliebten Form der großen Liederkränze. Möge das Unternehmen bei den zahlreichen Freunden der Stiftung und des Vereines eine rege Theilnahme finden. Der Liederkranz wird seine besten Kräfte aufbieten, um einen genußreichen Abend zu bereiten.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 20. Nov. Eine Familie, Original-Schauspiel in 5 Akten und 1 Nachspiel von Ch. Birch-Pfeiffer.

Mittwoch, 21. Nov. (Vorletzte (Gastdarstellung der Fräul. Sophie und Maria Cruvelli, zum Vortheil für dieselben und neu einstudirt): Lucrezia Borgia, große Oper in 3 Abth., Musik von Donizetti. Lucrezia: Fräul. Sophie Cruvelli; Orsino: Fräul. Maria Cruvelli. Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreisen.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

Nro 278. Mittwoch, den 21. November 1849.

Das Schloß von Croyat.

Nach dem Französischen des Paul Feval bearbeitet von August Marckhoff.

(Fortsetzung.)

VIII.

Der Bettler.

Wir haben Moustier verlassen, als er nach der Begegnung mit dem Bettler in dem Gehölze von Plougaz nach dem Schlosse zurückkehrte. Er ging, dem Anschein nach, in wenig angenehmen Gedanken versunken, und murmelte mehrmals vor sich hin: „Dieser Bettler kommt mir entschieden verdächtig vor!"

Charles Bernard hatte sich ihm ohne Argwohn genähert. Das Benehmen dieses Mannes in einem Augenblicke, wo seine Tochter so große Gefahr lief, mißfiel ihm.

„Ei! was liegt an dem Bettler, Herr?" sagte er rauh; „ist es nicht Zeit, ein wenig an Fräulein Anna zu denken?"

Moustier sah den jungen Mann an. Zum erstenmal fiel ihm die Möglichkeit eines Liebesverständnisses zwischen seiner Tochter und dem Sohne seines Opfers ein. „Gräfin von Croyat . . ." murmelte er mit zweifelhaftem Lächeln. „Ei! ei! wenn sich das Blatt eines Tages wendete! . . ."

Zum erstenmale auch wagte Charles in diesem Tone zu sprechen.

Mit raffinirter Rachelust hielt Moustier den Abkömmling der Croyat in einer Abhängigkeit, die der seinigen vollkommen gleich, als er, der Sohn eines armen Pächters, von dem alten Grafen war aufgenommen worden.

Der junge Mann war stolz und feurig. Oft hatte er bei den beleidigenden Launen des Aufkömmlings vor Wuth gezittert; aber seine Liebe, die Moustier zum erstenmale vermuthete, bestand im Herzen Charles schon seit seiner Kindheit. Diese Liebe war tief und mit Erkenntlichkeit gemischt. Charles hätte noch mehr ertragen. Konnte er die Zärtlichkeit, die Anna, dies zärtliche Mädchen, die reiche Erbin, ihm zu beweisen sich herabließ, ihm, dem Armen und Aelternlosen, zu theuer erkaufen . . . Charles hielt sich in Wirklichkeit, wie wir bereits erwähnt, für den Sohn eines armen Künstlers, der von einem Croyat gemordet war. Moustier hatte seine Ohren mit dieser schändlichen Lüge angefüllt und Therese hatte, ohne es zu wissen, ihm geholfen, diesen Irrthum zu bestärken.

Baptiste hatte unter den schrecklichsten Drohungen der Alten anbefohlen, über Alles, was George betraf, vollständiges Schweigen zu beobachten, und als Charles in seiner Kindheit sie nach den näheren Umständen wegen seines Vaters fragte, erwiederte ihm die arme Frau mit bleichem Antlitze und Thränen in den Augen: „Sprich nie davon, mein kleiner Charles! . . . Dein Vater war ein guter und unglücklicher Mann! . . ."

„Und meine Mutter?"

„Sie war schön, Deine Mutter, heilige Jungfrau! sie war zu schön . . ."

„Und ihr Mörder?" sagte Charles mit der Hartnäckigkeit seines Alters.

„Ihr Mörder," wiederholte die alte Frau, „ach! der war mächtig! . . . Sprich nicht davon, mein kleiner Charles."

Diese Antworten entsprachen zu sehr den Erzählungen Baptiste's, um nicht den Haß des Knaben gegen den Adel zu nähren. Je größer er wurde, desto tiefer wurzelte dieser Haß . . .

Moustier schien auf die barsche Anrede von Charles nicht zu achten. Er sagte: „Er ist ohne Zweifel irgend ein verarmter Aedliger . . ."

Das Auge des jungen Mannes brannte plötzlich:

„Ein Adliger," sagte er lebhaft. „Was bringt Sie zu diesem Glauben?"

Moustier antwortete nicht.

Sie kamen an der Treppe des Schlosses an. Moustier verabschiedete den größten Theil der Bauern, und behielt nur Herve, Herrn Lefeuvre und seine eigenen Diener bei sich. Charles hielt ihn oben auf der Treppe an:

„Ich habe Sie um eine Gnade zu bitten," sagte er.

„Laß hören . . ."

„Erlauben Sie mir, diese braven Leute zu nehmen," sagte Charles. „Ich will die Chouans in ihrem Versteck angreifen."

Moustier dachte einen Augenblick nach.

„Ich will sie lieber bezahlen," sagte er darauf.

„Was! . . . mit diesen Elenden unterhandeln! . . ." „Es ist sicherer . . . wenn man wartet, bis man sie in der Falle hat, wie wilde Thiere, die sie auch sind."

„Aber . . ." wollte Charles noch sagen.

„Herr Bernard," unterbrach Moustier mit dürren Worten, „ich weiß, was ich zu thun habe." Er ließ den Hammer der großen Pforte ertönen. Niemand antwortete. Die Schläge wurden heftiger; dasselbe Schweigen.

„Therese! alter Satan der Hölle!" brüllte Moustier, dessen Ungeduld die Kälte verdoppelte.

„Sie wird am Feuer eingeschlafen seyn, die arme Alte," erwiederte Charles.

„Sage lieber, daß sie den Sabbath in der Haide angeführt hat, die Zauberin . . ."

Indem Moustier so sprach, stieß er zufällig gegen die Thüre, die nachgab. „Sie ist ja offen, meiner Treue!" sagte er erstaunt. Bei diesen Worten trat er wüthend ein und eilte auf die Alte zu, die noch in der nämlichen Stellung da lag, wie sie der Bettler verlassen hatte.

„Warum ist die Thüre auf, Hexe?" sagte er, sie schüttelnd.

„Laßt mich! laßt mich!" erwiederte Therese mit erstickter Stimme, ohne die Augen zu öffnen. „Wenn man mich auch auf der Stelle tödtete, so könnte ich doch nicht mehr sagen. Sie glaubte noch mit dem schrecklichen Bettler zu thun zu haben.

Digitized by Google

Moustier ließ ihren Arm los.

„Sie ist betrunken," brummte er und entfernte sich.

Unterdessen sprangen die ihm folgenden Leute, die gleich nach ihrem Eintritte zum Herde geeilt waren, wie auf gemeinsame Verabredung zurück.

„Er ist hier!" sagten mehrere erschreckte Stimmen.

„Wer?" fragte Moustier von fern.

Seine Leute zeigten ihm den von dem Bettler zurückgelassenen Mantel. Moustier wechselte die Farbe. „Wieder dieser Mensch," murmelte er.

„Was! er ist hierher gekommen!" sagte Charles, den Mantel prüfend.

„Immer er! . . ." wiederholte Moustier; wer wird uns doch von ihm befreien! . . . Charles," fuhr er fort, den jungen Mann bei Seite nehmend, „ich habe nachgedacht; ich willige ein, Dich gegen die Chouans zu schicken, mein Sohn . . . aber ich will nicht, daß Du Dich der Gefahr aussetzest! . . . Komm, ich will Dir zwei Beutel mit tausend Franken geben. Mein tapferer Junge . . . Ich würde lieber hundertmal so viel geben, als daß ich Dich verlieren möchte!"

Charles folgte ihm, über diese plötzliche Zärtlichkeit ganz erstaunt.

(Fortsetzung folgt.)

Abschied vom Walde.

(Von Dr. With. Dieffenbach.)

Aber siehe die vielfach gefärbten welkenden Wälder,
— — — — — — — Sie leiten die einsame Muse,
Leise lispelnd, auf ihre mit Laub bestreueten Gänge,
Und sie zeigen die Jahrszeit in ihrem spätesten Auftritt.
Thompson.

Ehe die letzten Blätter von deinen schlanken Buchen und stolzen Eichen durch des Herbstes rauhe Stürme hinweggeweht werden, begrüße ich dich noch einmal, traulich stiller Wald, mit deinen tief ausgefurchten Thälern, steilen Hügeln und zerstreuten Felsen, mit deinen krystallhellen Quellen und Teichen und herrlichen Fernsichten, hinüberreichend über den Rhein, wo die Weinrebe sich über bläuliche Höhen schlängelt, und diesseits sich ausbreitend nach dem waldreichen Odenwalde hin, wo Schloß Lichtenberg in dunkler Färbung emporsteigt und weiter hinaus der hellschimmernde Thurm der alten Bergfeste Otzberg weit in das Land hineinleuchtet. Wie von deinen, mit bequemen Sitzen und Tischen ausgestatteten romantischen Höhepunkten dem geschärften Blick nach Ost und West eine reiche landschaftliche Aussicht sich öffnet, welche mit dem Wechsel der Tages- und Jahreszeiten neue Reize und Schönheiten entfaltet, so bietet auch dein Inneres so viele anziehende Gruppen, so viele reizende Naturscenen dar, daß der einsame Wanderer, in stille Anschauung und bewundernde Betrachtung versunken, öfter unentschieden ist, wohin er auf Sylvans weitem Gebiete seine Schritte lenken, wohin er sich wenden soll, um die von menschlicher Hand verschönerte Natur von den anziehendsten Gesichtspunkten beschauen zu können. Ja, ohne die thätige menschliche Hand ist der Wald eine undurchdringliche Wildniß, wie die Urwälder in Nord- und Süd-Amerika; aber mit ihr wird er in einen reizenden Lustpark umgeschaffen, zum Nutzen für Alle und zum Vergnügen für Die, welche der Städte dichtes Gedränge und der Stuben unheimliche Enge auf einige Stunden zu verlassen sich entschließen können. So bist auch du, mein traulich stiller Wald: in erhabener Ruhe breitest du dich in deinem geheimnißvollen Dunkel vor mir aus, verschönert durch den nachhelfenden Fleiß des Menschen, ohne je durch die verderbende Hand eines holländischen Gärtners entstellt worden zu seyn. Ferne von der Stadt, ferne von menschlichen Wohnungen überhaupt, folgt der einsame Wanderer, ahnungsvoll ergriffen, den schön geebneten Pfaden, welche, bald in unübersehbarer Länge gerade, bald in unzähligen Windungen sich schlängeln und ihn in dem melancholischen Dunkel dichter Laubgewölbe immer tiefer in das Innere des reizenden Waldes hineinführen, der seine Geschichte hat, so gut wie jeder Fleck Erde, wo Menschen leben und in wechselseitigen Beziehungen zu einander stehen. Die geschwätzige Elster, der verrätherische Hehr und all' die übrigen gefiederten Bewohner des Haines, welche die ihr Gebiet Betretenden mit neugierigen und argwöhnischen Blicken verfolgen — o! wenn sie reden könnten, oder wenn wir ihre noch nicht hinlänglich gedeutete musikalische Sprache in schlichte Prosa zu übersetzen verstünden, wie würde da manchem Dichter reicher Stoff zu einem begeisterten Erguß seiner lyrischen Laune geboten werden! Waren die Vögel schon bei den alten Römern angesehene Propheten, deren geheimnißvoller, aber von den Auguren nichtsdestoweniger enträthselter Flug, die Geschicke des Staats verkündete; so dienten sie mir bei meinen romantischen Waldspaziergängen als schalkhafte Führer, welche mich auf verschlungenen Pfaden nach dem versteckten Sitze eines zärtlichen Paares, oder nach andern anziehenden Punkten führten, wo gesellige Gruppen, gelagert in der Tiefe oder auf Höhen, unter dem Schatten überragender Bäume, unsern eines erfrischen Labequells, zu einem heiteren Mahle, bei Musik und Gesang, sich vereinigt hatten. Es ist, als ob an dem vergnügten Tage (ich versetze mich einen Augenblick in die schöne Jahrszeit zurück) die Stadt eine Menge kleiner Kolonieen nach dem Walde entsendet hätte, welche dort auf den für einen Tag des häuslich vergnügten Lebens bequem genug eingerichteten Höhen, wo Feuerherde, Bänke und Tische Gemeingut sind, sich förmlich ansiedeln wollten. Der bevölkerte Wald gewinnt in den späteren Nachmittagsstunden zusehends an Leben und Munterkeit: während aus dem Dickicht ein sanftes Flötenadagio dringt und die Herzen für die harmlosen geselligen Freuden sanfter stimmt, theilen sich die Partien nach ihren Genüssen und Neigungen, hier, unter Anführung einer vorsichtigen Großmutter, mit einer Tasse erquickendem Kaffee und Zwieback zufrieden, dort, unter dem Vorsitze eines Verehrers des Gottes der Reben, von deren feurigem Erzeugniß in lachenden Flaschen umgeben. Ein Lustlager, in welches sich ein musikalischer Verein mit seinen Chören und Melodieen mischt, hat die reizendsten Punkte des Waldes eingenommen, und wer es nicht aus der Nähe unmittelbar beobachten könnte, würde durch das geschwätzige Echo von den Höhen und aus den Tiefen Kunde davon erhalten. Der Abend bricht heran, die Sonne sendet nur noch matte Streiflichter auf die Kronen der Bäume und in wenigen Augenblicken ist die Sonne wie verwandelt, durch die gänzliche Oede und Stille, welche ihr folgt. Die Insassen des Waldes treten wieder in ihre angestammten Rechte: das scheue Reh wagt sich aus dem Dickicht auf grasreiche Plätze hervor und der allmälig verhallende Gesang der Vögel verkündet, daß der Tag zu Ende sey. —

Ein redendes Bild auf betretenem Pfade, erinnert in Mitte des Waldes an die Wandelbarkeit und Vergänglichkeit aller Zustände unseres Erdenlebens. Ich folgte dem Zuge einer langen Schneiße, deren Dämmerlicht am hellen Mittag mir besonders wohlgefiel. Der Ausgang öffnete sich nach einem Sitze mit einem Bilde, das die Vorübergehenden als den „alten Hans" zu begrüßen pflegen. Hier, wo der wandernde alte Essighändler öfter seine Mittagsruhe hielt, berührte ihn eines Tages der Tod mit sanfter Hand und spendete ihm für die vieljährigen Mühen seines sauren Berufs den Honig des ewigen Lebens. Der Ausdruck von Zufriedenheit, der in den Gesichtszügen des Entschlafenen

Digitized by Google

liegt, beweist, daß dieser Tausch, das letzte Geschäft seines Lebens, ihm gerade nicht unerwünscht kam.

Ein Krösus starb nicht so zufrieden
Als Hans an seinem alten Baum;
Ihm spendeten des Waldes Blüthen
Den letzten Hauch im letzten Traum.

(Schluß folgt.)

Flucht des Hauptmanns Greve.

Eine interessante Episode der eben so traurigen, als langweiligen Geschichte der schleswig'schen Occupation bildet die Flucht des Hauptmanns Greve aus dem Flensburger Gefängniß. Dieser junge Mann, von Geburt ein Thüringer, aus Rudolstadt, jetzt in der schleswig-holsteinischen Armee dienend, war vor etwa drei Wochen nach dem nördlichen Schleswig gereist, um dort nach der Natur zu zeichnen, welchem Geschäft oder Vergnügen er auch 14 Tage um so ungestörter oblag, da es von Dänen tagtäglich betrieben wird und die Leute daher gewohnt sind, dänische Offiziere in großer Anzahl und in allen Gegenden Nordschleswigs diese Beschäftigung treiben zu sehen, ohne daß Jemand ihnen ein Hinderniß in den Weg legt; die Polizei mochte daher den Hauptmann Greve auch wohl für einen Dänen halten. Endlich aber ward es doch bekannt, daß er ein schleswig-holsteinischer Offizier sey und in den Augen der neutralen Landesverwaltung war natürlich bei einem der Unsrigen ein Verbrechen, was für Dänen als Verdienst gelten mag. Der Oberpolizeimeister Schrader, berüchtigten Namens, sandte daher Sonntag den 4. Nov. einige dienstbare Geister nach dem Aufenthalte Greve's, dem Schäferhause (einem Wirthshause unweit Flensburg), um ihn zu fahnden. Dies gelang denn auch und zwar bei nächtlicher Weile, indem Greve auf gut russische Manier aus dem Bette geholt ward. Bekannt ist, daß er nun zuerst gegen Kaution noch auf freien Füßen blieb, bald aber in sichern Verwahrsam ins Bürgergehorsam gebracht ward, nachdem der Kautionist von seiner Verpflichtung ausdrücklich entbunden worden war. Weil man die körperliche Stärke und Entschlossenheit Greve's fürchtete, mußte ein Polizeidiener sich täglich mehrere Male von seinem Befinden im Gefängnisse überzeugen und drei Doppelposten schwedischer Soldaten waren, mit geladenen Gewehren, im Rathhause (wo das Gefängniß sich befindet) aufgestellt. Der Kerker selbst war fest verschlossen, die Fenster stark vergittert, irgend ein schwaches Instrument und Licht dem Gefangenen nicht gestattet, jeder Besuch ihm versagt. Der erste bei dem Gefangenen angestellte Polizeidiener, ein fanatischer Däne, Namens Rasmussen, suchte Greve möglichst grausam zu behandeln, bis letzterer ihm die Hölle so heiß machte, daß dem Polizisten bange ward und er einen ungemein starken und kräftigen Kollegen zu seinem Nachfolger auswirkte. Dieser, von Geburt ein Holsteiner, Namens Möller, hatte wohl eine etwas gutmüthigere Natur, obgleich Rasmussen ihm ausdrücklich empfahl, er möge Greve nur gleich, falls er sich zu rühren wage, todtschlagen, er, Rasmussen, wolle gern 10 Thaler dafür ausgeben, wenn dem Greve so etwas passire. Aber es gelang dem Gefangenen, seinen neuen Wärter zu überzeugen, daß er, namentlich als geborener Holsteiner, jetzt offenen Landesverrath begehe und dies nur wieder gut machen könne, wenn er mit ihm fliehe. Der Polizist sah das ein; zufällig war seine Familie vor Kurzem nach Holstein gereist und er fand sich zur Flucht bereit. Am Freitag Abend 6 Uhr verließen daher beide das Gefängniß. Greve nahm das Polizeischild seines Begleiters als Legitimation in die Hand und sie passirten glücklich den ersten Doppelposten. Der zweite wollte sie nicht durchlassen und fällte die Bajonnette; aber die Fliehenden packten die Soldaten mit glücklichem Griff bei der Kehle und warfen sie zurück; nun entstand Geschrei, Verwirrung, die Polizeidiener pfiffen, die Soldaten schossen nach den Fliehenden, aber diese entkamen in der Dunkelheit in raschem Lauf den Kugeln, durch den Haufen der Polizisten und die letzten Posten auf einen schon vorher beabsichtigten Neben- und Umweg, der sie um Flensburg herum führte. Die ganze Nacht irrten sie nun auf Neben- und Umwegen umher, die auf der Chaussee ihnen nachsetzenden Dragoner hörend, bis sie endlich Morgens 6 Uhr glücklich in Schleswig anlangten und von dort zu Wagen hier gestern wohlbehalten und zur allgemeinen Freude eintrafen. Flensburg wimmelt noch immer von dänischen Offizieren und Soldaten ohne und mit Uniform. So wird dort Neutralität und Gerechtigkeit geübt. —

Mannichfaltigkeiten.

Der beliebte und vielgelesene schwedische Dichter Wilhelm v. Braun sagt in einer humoristischen Schilderung der Vorgänge des Jahres 1848 über die Betheiligung der Schweden bei der schleswig-holsteinischen Frage Folgendes:

Mit dem Norden beliebtest Du gleichfalls zu scherzen,
In Feuer gerieth skandinavischer Sinn,
Daß Holstein nicht dänisch seyn wollt' von Herzen,
Was lag denn Wunderbares darin?
Doch der Dänen Ingrimm darob erwacht,
Im Jahr achtzehnhundert vierzig und acht.

„Die Eider als Gränze! Kein Fußbreit vergeben!"
Sie ziehen den Bratspieß so schlachtengut,
Und kämpfen als Löwen, riskiren ihr Leben,
Bis zum Knie sie, wie Tyboe,*) waten im Blut;
'ne Patrouille sie einmal gar eingebracht
Im Jahr achtzehnhundert vierzig und acht!

Daß der uralte Sitz von Helden, daß Schweden
Das Schwert entblößte, wer zweifelt dran?
Und Trommeln wirbeln, Posaunen reden,
Wir helfen dem Nachbar, der's selbst nicht kann.
Auf Fünen wir Hülf' — bei der Ernte gebracht,
Im Jahr achtzehnhundert vierzig und acht.

(Elberfeld, 17. Novemb.) Unsere Leser werden sich gewiß noch eines einarmigen, angeblich aus Kalisch stammenden und aus Rußland vertriebenen Dr. Birgnazki erinnern, der mit einem dicken Folianten von Zeugnissen und Empfehlungen von hohen und niedrigen Herren von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf ziehend, seine Kunstfertigkeit mit seinem übergebliebenen linken Arm zeigte und überall Beifall und Geld einerntete. Dieser Mann ist in Unna von einem Schlage gerührt am 13. d. M. todt in seinem Bette gefunden worden. Bei der Einsargung fand sich, daß er noch zwei Arme hatte, nur war der verborgen gehaltene etwas kleiner; auch zieht man seinen Namen, trotz Paß und Gewerbschein, sehr in Zweifel.

Den 11. kam auf der Mannheimer Bühne Don Juan zur Aufführung. Der Chor: „Hoch soll die Freiheit leben," fiel der preußischen Stadtkommandantschaft der Art mißliebig auf, daß sie die Theaterverwaltung rügend an den Kriegszustand mahnte. Der Chor könne immerhin gesungen werden, aber nur mit verändertem Texte, meinte die preußische Stadtkommandantschaft,

*) Jacob von Tyboe, eine Art Falstaff in den Holberg'schen Lustspielen.

Digitized by Google

statt „Hoch soll die Freiheit leben“, etwa: „Hoch soll von Plehwe leben.“ (Ztg. f. Nordd.)

Der Monat November zeichnet sich seit drei Jahren durch die Erscheinung sehr großer Flecken an der Sonne aus. Dermalen zeigt sich eine ganze Reihe solcher Flecken, die als ein Ganzes mit dem bloßen Auge zu bemerken sind. Mit dem kleinsten Teleskop oder Opernglas unterscheidet man sie als eine länglichte dunkle Stelle, unfern vom Centrum. Die ganze Länge mißt in runder Zahl über 100,000 englische Meilen der Sonnenoberfläche, die Breite wechselt zwischen 15,000 und 30,000 Meilen. Es lassen sich ungefähr 20 einzelne Flecken zählen, deren Halbschatten (penumbrae) mit ungleichen Rändern in einander fließen.

Korrespondenz.

Aus Bayern, 12. Nov.

Unsere Regierung wendet der Richtung der projectirten Eisenbahnlinien die größte Aufmerksamkeit zu und im Handelsministerium werden bereits verschiedene von Ingenieurs gemachte dezügliche Vorschläge geprüft, um bei den Vorlagen in den Kammern Anhaltspunkte, unterstützt durch triftige Gründe, zu haben. Bei der Hinneigung an Oesterreich ist es leicht erklärbar, daß man vor Allem von Seite der bayerischen Regierung wünscht, daß die Bahn von Salzburg nach München zu Stande käme. Hr. von Maffei hat zwar eine Art Aktiengesellschaft zu Stande zu bringen gesucht, aber die Sache findet trotz der hier und da in großen Blättern auftauchenden Versicherungen wenig Anklang. Die Zeiten, wo solche Lockvögel zogen, sind vorüber und dann hat man nicht vergessen daß bei einer gewissen Eisendahn Manöver gemacht wurden, die den Vortheil nur auf eine Seite lenkten. Man darf gewiß erwarten, daß die Regierung, um die alte levantische Handelsstraße nach dem Nordwest über Bayern zu leiten (der Verkehr mit Triest ist bereits sehr erheblich), den Anschluß an die große österreichische Süd-Nordbahn ernstlich beabsichtigt, einstweilen hat man eine Telegraphenlinie von München bis Salzburg hergestellt, die noch im Dezember in Activität tritt. Der Schienenweg dahin bietet wenig Schwierigkeiten dar, da man nur zwei bedeutende Ueberdrücken hat und den Sümpfen ꝛc. ausweichen kann. Nothwendig stellt sich der Anschluß an Würtemberg von Augsburg nach Ulm dar. Den Bau der Westbahn von Bamberg nach Würzburg will man fallen lassen (Minister von der Pfordten gab auch interpellirt deshalb keine sicheren Zusagen), dagegen aber von Gunzenhausen aus über Ansbach nach Würzburg eine Linie ziehen, welche Bayern in nächste Verbindung mit dem Nordwesten brächte. Bereits liegen über dieses Projekt umfassende Aufnahmen vor, welche im Auftrage erst jüngster Zeit gefertigt wurden. Die Vorlagen nebst den Kostenanschlägen sollen, sobald die Budgetdebatten beginnen, den Kammern vorgelegt werden.

Leipzig, 13. Nov.

Gestern Abend ward uns hier ein seltener Genuß bereitet. Hr. Prof. Dr. Griepenkerl aus Braunschweig hatte in öffentlichen Blättern eine dramatische Vorlesung angekündigt, und dieselbe fand gestern Abend im Saale des „Hotel de Pologne“ vor einem überaus zahlreichen und gewählten Publikum statt. Hr. Griepenkerl trug eine eigene Arbeit vor, eine fünfaktige Tragödie: „Maximilian Robespierre“, in welcher aus dem blutigen Jahre 1794 die blutigste Epoche, die mit der Hinrichtung Danton's, Camille Desmoulins u. A. beginnt und mit dem Sturze und Untergange Robespierre's endet, dargestellt wird. Hr. G. hat alle Dokumente über jene furchtbare Zeit zu seinem dramatischen Werke benutzt und den reichen und wohl auch dankbaren Stoff so gewandt verarbeitet, zugleich aber auch so durch und durch poetisch aufgefaßt, daß das Ganze auf die überaus gespannten Zuhörer einen tiefen Eindruck machte, der sich von Akt zu Akt in immer steigendem Beifalle aussprach. Ausführlicher auf das Stück einzugehen, wäre, da wir dasselbe erst einmal und, wegen der Ueberfüllung des Saales, nicht ohne große Anstrengung gehört, zu gewagt, wir hoffen aber, Hr. G. werde sein Werk entweder durch den Druck oder durch Aufführung auf der Bühne allgemein zugänglich machen, wo sich dann vielfach Gelegenheit bieten würde, die Schönheiten und etwaigen Mängel desselben genauer und schärfer ins Auge zu fassen. Der Vortrag des Hrn. G. ist überaus lebendig, auch weiß er mit großer Gewandtheit und richtigem Takte die Sprache den einzelnen Charakteren anzupassen. In unserer an sich so gedrückten, angstvollen Zeit hatte der zahlreiche Besuch dieser Vorlesung noch etwas ganz besonders Wohlthuendes, und wir wollen darin für die nächste Zukunft ein günstiges Vorzeichen sehen.

Berlin, 18. Nov.

Sämmtliche Berliner Theater feiern den Geburtstag unserer Königin morgen durch besondere Festreden. Die Intendanz der königl. Theater begeht das Fest noch durch Aufführung zweier Novitäten. Im Opernhause geht zum ersten Male „der Verbannte“ in Scene; der Komponist dieser tragischen Oper ist Hr. Otto Nikolai. Im Schauspielhause erfolgt die erste Aufführung eines neuen historischen Original-Schauspiels: „Mazarin“, dessen Verfasserin Frau Dr. Birch-Pfeiffer ist. Der Bau des neuen Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters geht rüstig vorwärts: die Direktion hofft zu Neujahr mit den Vorstellungen im neuen Theatergebäude, das sehr elegant eingerichtet wird und dessen Zuschauerraum gegen 1800 Personen faßt, zu beginnen. Im alten Theater zeigt Hr. Rappo lebende Bilder und gibt athletische Akademieen, welche sich des zahlreichen Besuchs zu erfreuen haben. — Hr. Dr. Schütte arbeitet an einer „Geschichte Ungarns und des ungarischen Unabhängigkeitskrieges“, welche bei Robert Schäfer in Dresden erscheint. Der erste Band dieses Werks, welches mehrfache Beiträge höherer ungarischer Offiziere enthalten wird, soll bereits Weihnachten d. J. im Buchhandel erscheinen. Der Verfasser wird in diesem Bande namentlich die verschiedenen Nationalitäten Ungarns in ihren Bestredungen darstellen und Charakteristiken der in dem ungarischen Kriege hervortretenden Feldherren und Staatsmänner geben.

Aschaffenburg, 12. Nov.

Eine riesige Verwandlung findet auf der Schaubühne der Natur statt; Berge und Thäler, Fluren und Bäume entkleiden sich ihres Farben- und Blätterschmucks, die blauen Soffiten des Himmelszeltes sind hinaufgezogen und durch nebelgraue ersetzt; der sonnigen Stunden werden immer weniger und die befiederten Opernsänger des lieben Herrgott's lassen kein lustiges Lied mehr von den Zweigen herab oder aus dem Gebüsche heraus ertönen. Nur wenige von diesen Virtuosen, die so trefflich vom Blatte singen, sind noch übrig, die meisten haben es vorgezogen, nach Art und Weise der Künstler, durchzugehen, und trillern nun den Beduinen oder den Bewohnern des Kap Konzerte vor. In dem Grade, als unsere reizenden Spaziergänge veröden, wendet sich die Theilnahme des Publikums dem Theater zu, vor gemalten, von düsterem Lampenlicht erhellten Landschaften, Ersatz suchend für die verlornen Freuden. So hat jede Jahreszeit ihr Recht und macht es gebieterisch geltend. — Hr. Steinhauer, dessen ich schon kürzlich rühmend erwähnt, fährt fort, sich mit seiner gut zusammengesetzten Truppe des allgemeinen Beifalls zu erfreuen. Wir sahen bis jetzt mehrere Opern, wie: „Stradella“, „Barbier“, „Diavolo“, „Goldteufel“, über die Bühne gehen, und können im Hindlick auf die gegebenen Verhältnisse nur lobend deren Ausführung gedenken. Auch einige aus dem Französischen übersetzte derb-komische Chargen: „Zwei Männer einer Frau“ und: „Das verhängnißvolle Liebespfand“ wurden recht brav dargestellt. Weniger Anklang fand „der Konfusionsrath“; diese Posse, die unter dem Titel: „l'étourneau“ für den Komiker Ravel des Palais-Royal-Theaters geschrieben wurde, und wie es in der französischen Theatersprache heißt, einen succès de fou-rire hatte, kann unmöglich in Deutschland ansprechen, weil man hier die kleinen Zustände der petite-poste nicht kennt. Es ist indessen von Seiten der Uebersetzer um so zweckwidriger, ähnliche Stoffe zu übertragen, als es der ausgezeichnet komischen Begabung und drr drastischen Eigenthümlichkeit eines Hyacinthe's Arnal's oder Ravel's bedarf, um dieselben zur Geltung zu bringen. Wir wünschen übrigens dem verständigen und von gutem Willen beseelten Direktor den besten Fortgang seines wackern Unternehmens.

(Schluß folgt.)

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 21. Nov. (Vorletzte (Gastdarstellung der Fräul. Sophie und Maria Cruvelli, zum Vortheil für dieselben und neu einstudirt): Lurrezia Borgia, große Oper in 3 Abth., Musik von Donizetti. Lucrezia: Fräul. Sophie Cruvelli; Orsino: Fräul. Maria Cruvelli. Mit aufgehobenem Abonnement und erhöhten Eingangspreisen.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammerau.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№. 279. Donnerstag, den 22. November 1849.

Das Schloß von Croyat.

Nach dem Französischen des Paul Feval bearbeitet von August Marckhoff.

(Fortsetzung.)

Während sich Charles und Moustier entfernten, entspann sich ein Gespräch unter den Bauern und den um Therese stehenden Dienern.

„He, Alte! was hat er Euch gethan?“ fragte Herve.

Sie schwieg.

„Erzählt man denn so etwas?“ sagte ein Diener mit Achselzucken; „aber habt ihr bemerkt, in dem Gehölz? . . . er hatte seinen Mantel nicht.“

„Weil er dort liegt,“ rief Herve!

„Das ist ganz gleich, die Hand brennt mir, womit ich ihn berührt habe.“

„Ich glaube es wohl! . . .“

„Man soll mich lieber in Stücke reißen,“ murmelte ein alter Bauer, „bevor man mich dazu bringt, die Nacht an dem Orte zu verleben, wo wir ihm begegnet sind.“

„Bah!“ sagte Herve, „man begegnet ihm überall!“

„Aber was hat er denn mit der armen alten Therese gemacht?“

„Er wird ihr ein Kreuz in's Genick gemacht, und sie wird ihre Mutter in der Hölle gesehen haben.“

„Wohl möglich!“

„Oder er wird ihr den Tag und die Stunde ihres Todes gesagt haben . . .“

„Arme Alte!“

Bei der Rückkehr Moustier's mit Charles schwieg Alles.

Der Herr von Croyat trug in jeder Hand einen Sack mit tausend Franken. Nachdem er einige Worte dem jungen Manne in das Ohr gesagt hatte, wechselten sie einen Blick; dann ließ Moustier alle um sich herum einen Kreis bilden.

„Meine Freunde,“ sagte er in väterlichem Tone, „morgen werdet ihr Herrn Charles gehorchen, der mich ersetzen wird . . . ich hatte die Wahl, diesen Mann mit offener Gewalt anzugreifen oder ihm Lösegeld zu bezahlen, aber es möchte Gott nicht gefallen, daß die Rettung meiner Tochter mir das Blut eines Menschen kostet! . . . Charles, wenn sie mit dieser Summe nicht zufrieden sind, so wirst Du sie verdoppeln . . . verdreifachen, wenn nöthig. Doch versteht mich wohl,“ fuhr er mit gedämpfter Stimme fort, „wenn ihr diesen Mann trefft, den ihr den Bettler nennt, so verhaftet ihn.“

„Herr Gott!“ riefen einstimmig die Bauern, „den Bettler verhaften!“

„Wenn ihr es nicht wagt, so nehme ich es auf mich,“ rief Charles.

„Habt ihr denn Furcht vor diesem Elenden!“ fügte Moustier mit erzwungenem Lächeln hinzu.

Als er diese Worte gesprochen, trat ein Mann durch die Thüre ein, die man zu schließen vergessen, an der Hand eine verschleierte Frau haltend. Er stellte sich gerade vor Moustier hin, der plötzlich drei Schritte zurück wich.

„Der Bettler! . . .“ sagten die erstaunten Diener.

Therese, die noch immer in ihrem Winkel saß, hatte bei diesem Ausrufe die Augen hell geöffnet . . . „Er . . . Er!“ sagte sie, „kommt er, uns Alle zu bestrafen!“ Sie erhob sich, von einer unwiderstehlichen Macht getrieben, und warf sich auf die Erde, zu den Füßen des neuen Ankömmlings, indem sie rief: „Habt Erbarmen! Habt Erbarmen!“

„Ruhe!“ sagte der Bettler dumpf. Dann fügte er vernehmlich hinzu: „Lassen Sie diese Wahnsinnige wegführen, Herr Moustier . . . ich habe mit Ihnen von ernsten Sachen zu reden.“

Moustier, der seine Unruhe zu bemeistern suchte, gab ein Zeichen, Therese hinwegzuführen.

„Was wollen Sie in meinem Hause?“ sagte er dann mit unsicherer Stimme.

„Ich will Ihnen und Ihren Leuten da eine Mühe ersparen,“ erwiederte dieser; „das Lager der Chouans ist weit, der Weg beschwerlich . . . Ich habe Ihre Tochter hergeführt.“

„Meine Tochter!“ sagte Monstier, mehr erstaunt als erfreut.

„Anna!“ rief Charles leidenschaftlich. Er stürzte auf sie zu.

„Halt, junger Mann!“ sagte ruhig der Bettler. „Nichts gegen Nichts! . . . Bevor ich das Fräulein zurück gebe, will ich meine Bedingungen stellen.“

Moustier öffnete den Mund, um seinen Leuten zu befehlen, sich auf ihn zu stürzen, aber er hielt noch an sich. Dann aber einen plötzlichen Entschluß fassend, ging er auf den Bettler los, der während des Sprechens seinen Arm ausgestreckt hielt, und legte ihm einen Beutel mit tausend Franken in die Hand.

Der Bettler zog seine Hand zurück und ließ das Geld langsam zur Erde fallen. „Zwischen uns Beiden, Baptiste Moustier,“ sprach er mit langsamer Stimme, „kann nicht Gold die Rechnung aufheben.“

Moustier war bleicher als der Tod. Er betrachtete den Bettler mit erstaunter Miene. „Wer bist Du denn? was willst Du?“ stammelte er.

„Ich bin . . .“ antwortete der Fremde, „doch was liegt an dem Namen eines Bettlers? ich will . . . dieser junge Mann war kürzlich in meiner Gewalt, ich verlange, daß er mir auf der Stelle ausgeliefert werde.“

Gedankenschnell hatte Charles seinen Säbel gezogen: „Elender Chouan! . . .“ sagte er, auf den Unbekannten losstürzend.

Der Bettler schob kaltblütig das junge Mädchen zwischen sich und seinen Gegner. Dann legte er seinen Finger an den Mund und ließ einen gellenden Pfiff ertönen. Jedermann im Saale kannte dieses Signal. Jedermann im Saale wandte sich mit schrecklicher Angst nach der Thüre um. Im Augenblick erschienen

Digitized by Google

fünf und zwanzig bis an die Zähne bewaffnete Chouans und stellten sich zwischen dem Bettler und den erschreckten Zuschauern auf.

„Es sind nur zwei gegen Einen, meine Braven!“ rief Charles im Uebermaße der Aufregung: „Vorwärts! Darauf! . . .“

Der junge Mann ließ sogleich die That der Aufforderung folgen, aber Niemand half ihm, und ungeachtet seiner verzweifelten Anstrengungen wurde er entwaffnet und zum Gefangenen gemacht.

Der Bettler hatte mit augenscheinlicher Freude den ritterlichen Angriff des jungen Mannes gesehen. „Man füge ihm kein Leid zu!“ rief er laut. In Gedanken fügte er hinzu: „Gott sey gelobt! das Blut der Croyat ist nicht entartet!“

Beim Anblick der Chouans hatte Moustier sich bis an die Wand zurückgezogen; sein Haupt sank kraftlos auf seine Brust. Sein Blick folgte von weitem heimlich und unruhig allen Bewegungen des Bettlers. „Sollte er es seyn?“ sagte er zu sich.

Der Bettler oder der Graf George von Croyat, wie ihn der geneigte Leser nennen will, ging langsam auf ihn zu.

„Baptiste Moustier,“ sagte er mit Nachdruck, „Du bist in meiner Gewalt, Du, der das Blut so vieler edlen Royalisten vergossen hat! . . .“

Unter den Chouans entstand eine unruhige Bewegung bei diesen Worten.

„Ruhig!“ fuhr der Graf fort. „Du bist, sage ich, in meiner Gewalt . . . ich brauche nur ein Zeichen zu geben, und meine Leute zertreten Dich unter ihren Füßen!“

(Fortsetzung folgt.)

Rastatter Casematten-Erzählungen eines Freigewordenen.

October 1849.

Indem wir die nachstehenden Mittheilungen zur Veröffentlichung gelangen lassen, halten wir es für nothwendig, denselben, statt der Vorrede des Verfassers, einige Bemerkungen zur Feststellung des Standpunktes der Beurtheilung vorauszuschicken. — Es war nicht die Absicht des Verfassers, eine ausführliche Schilderung der Belagerung von Rastatt, der Uebergabe dieser Festung und deren nächste Folgen für die Besatzung, sowie der an diese Ereignisse sich anknüpfenden Thatsachen der badischen Erhebung für die in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. feierlichst proklamirte deutsche Reichsverfassung, hier geben zu wollen. Eine geschichtlich treue, Tag und Stunde garantirende, Detailerzählung darf der Leser hier nicht suchen, wohl aber in geordneter Reihenfolge die Schilderung einzelner hervorragender Momente dieser interessanten Epoche deutscher Geschichte, hier und da belebt durch die Farbe des Eindrucks, mit dem der Verfasser das Geschehene, das Erlebte empfangen, oder den dasselbe in ihm zurückgelassen hat. Der Aufenthalt in den Casematten gab hinreichende Anregung und Ueberfluß an Zeit dazu, das jüngst Vergangene sich zu vergegenwärtigen und fest zu notiren, nicht auf Papier, denn das erlaubte die Gefängnißordnung nicht, wohl aber im Kopfe. Weiter haben wir zu bemerken, daß uns der Verfasser als ein Mann bekannt ist, der unparteiisch darzustellen sich bemüht, eben so wenig zu beschönigen, als zu verdächtigen strebt und nicht nur die Schattenseiten und Uebergriffe der ihm feindlichen, sondern auch seiner eigenen Partei darzustellen für Pflicht hält. Einseitige Beleuchtung, absichtliche Entstellung, gehässige Verdächtigung und gesuchte Beschönigung sind Mittel, deren sich kein Ehrenmann bedienen darf. Nur die Wahrheit führt zum Sieg, zum letzten Ziele! — Dieser treu zu bleiben hat sich der Verfasser zur Aufgabe gemacht und demnach auch da seine Mißbilligung ausgesprochen, wo er seine Freunde, welche sich gleich ihm an der badischen Erhebung betheiligt haben, verdientem Tadel unterziehen zu müssen geglaubt hat. Wir lassen nun den Verfasser den Faden seiner Erzählung, die er in einem demnächst erscheinenden Werkchen ausführlicher darstellen wird, aufnehmen und seine eigenen Mittheilungen beginnen.

Die Redaktion.

Niemand kann die Sache und sich selbst besser geben, als beide sind. Seume.

Warum?

Was mag den Einzelnen, was mag alle Die, welche nachher die Besatzung Rastatts gebildet, dazu bewogen haben, sich in diese Festung zu werfen, sich bei dem damaligen Stand der Dinge, so zu sagen, in diese Mäusefalle zu begeben? Diese Frage ist vielorts aufgeworfen, sie ist sogar von preußischen Offizieren an einzelne Gefangene gerichtet worden und beweis't eben vollkommen, mit welch' materiell-egoistisch zugeschnittenem Maßstabe der Deutsche heute noch Diejenigen mißt, welche sich für die Idee einer höheren Freiheit erheben, welche dafür kämpfen, dafür ihr Leben einzusetzen sich entschlossen haben.

Wenn auch bei und in der badischen Erhebung eine Menge unreiner Elemente gewirkt haben, was nicht wegzuläugnen ist, so berechtigt das noch keineswegs, die Erhebung selbst und somit Alle und Jeden, der ihr angehörte, als unlauter hinzustellen. Das thut man aber, wenn man die Frage aufstellt: was bewog diese Leute, sich in Rastatt einzuschließen, da die baldige gänzliche Unterdrückung des Aufstandes damals ohne Mühe vorauszusehen war.

„Vom Rathhaus kommt man klüger, als man hineingegangen“, sagt ein altes Sprüchwort und in ruhiger Ferne sehen sich die Sachen anders an, als mitten im Getümmel des Kriegs.

Einzelne wohl mögen das nahende schmachvolle Ende der so großartig begonnenen Erhebung erkannt gehabt haben, und Viele von diesen haben ihren Platz, haben als Führer des Volkes desselben im Augenblick der höchsten Gefahr verlassen und nur an ihre Sicherheit gedacht! Die Geschichte wird sie richten. Die Massen nicht, in ihnen lebte noch stark die Hoffnung, der Glaube an ihre Sache, der Glaube an einen Sieg, der das Verlorene wieder gewinnen machen müsse.

Dieser Glaube allein gab ihnen Kraft und Muth, als der Befehl des Feldherrn — nach der verlornen Schlacht an der Murg — einen Theil als Besatzung der Festung zurückließ, während das Gros der Armee sich nach Freiburg hin zurückzog. Dem Einzelnen, sowie der Masse, wenn er seiner Pflicht, seinem Posten getreu bleiben wollte, stand es dabei nicht zu, über die Zweck- oder Unzweckmäßigkeit des gegebenen Befehls zu kritisiren. Rastatt war als ein wichtiger Stützpunkt angesehen, die neue Festung mit ihren Vorräthen an Geschütz, Waffen, Munition und Proviant, sollte dem anrückenden Feinde nicht so ohne Weiteres preisgegeben werden; die in ihr zurückgelassene Besatzung sollte bei dem in Aussicht gestellten Wiedervordringen unserer Armee eine wichtige Rolle spielen und so forderten denn Ehre, Pflichtgefühl und Treuschwur, sich des anvertrauten schwierigen Postens würdig zu zeigen.

Aus diesen Beweggründen, aus ihren Ursachen allein muß man die Handlungsweise Derjenigen, welche das Kriegsunglück in der Festung Rastatt ohne Entsatz eingeschlossen zurückließ, beurtheilen, wenn man nicht Gefahr laufen will, unhaltbare Raisonnements zu Tage zu fördern. Die angeführten, in der Natur der Verhältnisse begründeten, Motive unterlegt, wird das Meiste in den Rastatter Ereignissen sehr erklärlich und Vieles we-

Digitized by Google

niger romantisch oder phantastisch sich herausstellen; das Urtheil, das man sodann über die Personen dieses Drama's fällt, wird ein gerechtes seyn, und man wird zu dem Geständniß kommen: die Opfer, die in Rastatt gefallen, fielen, weil sie ihrer Sache treu geblieben bis zum letzten Moment! —

(Fortsetzung folgt.)

Die Jugend.

Jugend, schöne, gold'ne Zeit,
Quell' der reinsten Heiterkeit;
Jugend — frohbewegtes Leben!
Jugend — hoffnungsvolles Streben!

Wo die Wange frisch noch blüht,
Vor der Lust die Sorge flieht;
Wo der Geist verweilt so gerne
In der Zukunft dunkler Ferne.

Wo das Auge Feuer sprüht,
Und das Herz noch schwärmt und glüht
In dem sehnenden Verlangen:
Welt und Menschen zu umfangen.

Wo des Geistes kühner Flug
Weilt bei lieblichem Betrug;
Wo der Liebe hold' Verlangen
Uns durchglüht mit süßem Bangen.

Schöne Zeit, wo noch verhüllt
Vor uns liegt des Lebens Bild,
Wo die schönsten Traumgestalten
Sich vor unserm Blick entfalten.

Wo, wann Alles ringsum Schmerz,
Nichts entbehrt das frohe Herz;
Wo des Glückes viele Nieten
Noch dem Leben nicht beschieden.

Jugend, o du gold'ne Zeit,
Wohl, wer dir das Herz geweiht,
Wem von Hoffen und von Lieben
Mehr als leerer Traum geblieben!

Karl Hartmann.

Abschied vom Walde.

(Von Dr. Wilh. Dieffenbach.)

(Schluß.)

Ob wohl der Buchenhain im herbstlich trüben Kleide, wie er jetzt vor mir liegt, sonst nichts Bemerkenswerthes mehr darbietet? Der auf Alles aufmerksame Wanderer wird diese Frage nicht verneinen wollen. Die ewig schaffende Natur ist die Geschichtschreiberin ihrer eigenen Thaten: sie schreibt im großen Lapidarstyl ihre eigene Chronik, wie man an den, in diesem weiten Waldgebiete frei zu Tage liegenden Felsmassen leicht erkennen kann. Unangetastet liegen sie da, diese bemoosten Urzeugen der letzten gewaltigen Erdrevolution, welche unserem Planeten schreckliche Erschütterungen bereitete und ihm die wohnliche Gestalt gab, in welcher wir ihn aus der Geschichte und der Gegenwart kennen gelernt haben. Noch unzähligen kommenden Geschlechtern werden jene mächtigen Felsblöcke als bedeutende Merkzeichen einer über alle menschliche Ueberlieferung weit hinausreichenden dunklen Vergangenheit dienen. Es sind ehrwürdige Denkmäler der Natur, die man noch sorgfältiger zu erhalten suchen sollte, als die Ueberreste alter Burgen oder Kirchen aus dem Mittelalter. Doch die Natur und die Kultur sind nicht überall miteinander im Bunde: wo jene widerstrebt, fordert diese gebieterisch die Oberherrschaft, und so sehen wir durch Anwendung des Pulvers Kraft oder anderer mechanischer Hülfsmittel öfter die schönsten natürlichen Denkmäler fallen, die schon seit Jahrtausenden der Wuth der Elemente trotzten. Ueberraschend ist die Täuschung, wenn man sich einer jener Felsenmassen im Inneren des Waldes bei hereinbrechender Dämmerung von Osten her nähert: man glaubt eine große steinerne Pforte im urältesten Baustyl zu erblicken, welche als Eingang zur Unterwelt erscheint, oder wenigstens doch eines jener Fee'nschlösser im Inneren des Berges vermuthen läßt, welche die bunte Mährchenwelt an heimlichen Orten überall zahlreich hinzuzaubern weiß. Ha! ein Fee'nschloß hinter der moosigen Decke dieser gewaltigen Felsenpforte, sagte ich zu mir selbst — ein Fee'nschloß, in dessen ewig strahlenden Räumen Diamanten, Gold und Edelsteine in unermeßlichen Massen aufgeschichtet liegen. Welch' eine begehrenswerthe Ernte für das papierne Zeitalter, in dem wir leben, welch ein unerschöpflicher Schatz für die Tilgung großer und kleiner Staatsschulden, die, wie alte Geschwüre, immer wieder von Neuem aufbrechen und krebsartig sich weiter verbreiten. Die Versuchung war zu groß, ich konnte nicht widerstehen und war nöthigenfalls entschlossen, mich für die Mit- und Nachwelt aufzuopfern, um den unermeßlichen Schatz zum Besten der leidenden Menschheit zu heben. Plötzlich ertönt ein Glöckchen, ein eiskalter Schauer durchrieselt meine Glieder, und ich wähnte schon, daß die geheimnißvolle Felsenpforte sich alsbald öffnen, eine im magischen Farbenglanze strahlende Jungfrau aus dem Innern des Berges hervortreten und mir zum Eintritt freundlich winken werde. Eitle Täuschung! Es war nur das Abendglöckchen des benachbarten friedlichen Dörfchens im Thale, welches seine Töne herüber sendete.

Der Erinnerung selige Stunden genoß ich, wunderlieblicher Wald, heute noch einmal in deinem Schooße; ich ergötzte mich an dem sanften Säuseln der Wipfel deiner Bäume, an dem rauschenden Fall deiner gelbgefärbten Blätter, an dem einsamen Gemurmel der Quellen, an den melancholischen Tönen der zurückgebliebenen Vögel, die als Vorboten des Winters scheu umher fliegen und nur ein rauhes Obdach mit kargem Futter zu erwarten haben. Bald in das eisige Kleid des Winters gehüllt, wirst du der Luftwandlung und der denkenden Naturanschauung nicht mehr zugänglich seyn, aber desto größere Hoffnungen für den kommenden Frühling erregen, wo die nie alternde Natur dich mit gewohnter Güte wieder in den schönsten Farbenschmuck kleiden wird.

Lebe wohl mein Wald, mit deinem Frieden,
In dem ich öfter mich erquickt,
Und kehrt zurück die Zeit der Blüthen,
Werd' ich durch deine Pracht entzückt:
Ich sehe tausend Blumen sprießen,
Ich hör' der Vögel munt'res Chor;
Auf Bergen, Thälern und auf Wiesen
Bricht neu der Lenz mit Macht hervor.

Mannichfaltigkeiten.

(Saarlouis, 11. Nov.) Der Wittwe des in Baden gefallenen Joh. Müller von Pachten, Füsilier vom 30. k. preuß.

Digitized by Google

Infanterie-Regiment, hat das k. preuß. Kriegsministerium eine Unterstützung von 200 Thlrn. bewilligt.

Korrespondenz.

Berlin, 18. Nov.

Es liegt uns ein Bericht des „Berliner Lokalvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen" über die Bezirks-Vorschuß-Vereine und ihre Wirksamkeit seit der Zeit von 16 Monaten, wo sie bestehen, vor, auf den wir, als einen eben so interessanten wie werthvollen Beitrag zur socialen Frage, hinzuweisen uns gedrungen fühlen. Die Bezirks-Vorschuß-Vereine, deren gegenwärtig 63 in Berlin existiren, haben im Allgemeinen den Zweck, die kleinen Handwerker und Fabrikanten durch Geldvorschüsse im Nahrungsstande zu erhalten. Es bildeten sich zuerst im Juni des vorigen Jahres einige solcher Vereine und es ist eine wohl bemerkenswerthe Thatsache, daß gerade in jener Zeit, die man Berlin so häufig vorgeworfen, sich eine fast allgemeine und bedeutende Theilnahme und Unterstützung dieser Vereine kund gab. Es ist auch, wie Anfangs d. J. vielfach versucht wurde, dem politischen Parteitreiben glücklicherweise nicht gelungen, Vorschuß-Vereine nur für eine politische Partei zu gründen. Die Vorschüsse oder Darlehen werden von 1 bis 50 Rthlr., nach Umständen zinsfrei oder gegen mäßige Zinsen, in der Weise gegeben, daß die Tilgung in 30 Wochen und in bestimmten wöchentlichen Raten geschehen muß; wer Vorschuß oder ein Darlehen enthält, muß einen zuverlässigen Bürgen stellen. Der Lokal-Verein für das Wohl der arbeitenden Klassen hat gewissermaßen die obere Leitung der Bezirks-Vorschuß-Vereine übernommen und sich bestrebt, durch verschiedene andere Einrichtungen diesen nützlich zu werden. Mit diesen Vorschuß-Vereinen sind in verschiedenen Bezirken noch andere Einrichtungen verbunden, wie z. B. Bürgschaften für Zahlungen, Credit-Eröffnung bei Kaufleuten und Fabrikanten, Diskontirung ausstehender Forderungen, Unterstützungen mit Geschäftsmaterial, Holz, Kleidungsstücken und Lebensmitteln, Nachweisung oder Beschaffung von Arbeit, Sparvereine, Beschaffung billiger Bedürfnisse durch Ankauf im Großen, Ertheilung von Rath in mannigfachen Lebensverhältnissen, in Krankheit ꝛc., Gründung einer Bezirks-Bibliothek u. s. w. Die Resultate sind im Allgemeinen vollkommen zufrieden stellend, wenngleich es bei solchen Vorschuß-Vereinen nicht zu vermeiden seyn wird, daß einzelne Vorschüsse verloren gehen. Die Betheiligung des Publikums durch Darlehen, Geschenke und laufende Beiträge besteht in lobenswerther Weise fort und es haben 60 Vereine ein Gesammt-Betriebs-Kapital der Kassen von . . . . . 30747 Rthlr. 19 Sgr. — Pf.

wovon an Verwaltungs-Kosten und zurückgezahlten Darlehen abgehen .	2986 „	28 „	5 „
Bleibt Betriebs-Kapital:	27760 Rthlr.	20 Sgr.	7 Pf.
An Vorschüssen sind bewilligt worden	32055 Rthlr.	3 Sgr.	— Pf.
mithin 4294 Rthlr. 12 Sgr. 5 Pf. mehr als Betriebs-Kapital, was durch die erfolgreichen Rückzahlungen möglich gewesen. Als verloren sind zu betrachten:	1278 „	29 „	4 „
Von den bewilligten Vorschüssen stehen aus	19088 „	8 „	11 „
Kassen-Bestand ist	8243 „	27 „	8 „
Passiva der Kassen sind (Darlehen) .	6113 „	42 „	9 „
Das Vermögen sämmtlicher Kassen, das sich fortwährend vermehrt, ist .	19939 Rthlr.	12 Sgr.	6 Pf.

Schließlich macht der Lokal-Verein mehrere Vorschläge zu einer näheren Verbindung der Vorschuß-Vereine und Darlehens-Kassen durch Gründung einer Central-Kasse, bei welcher jeder Vorschuß-Verein sein eignes Conto hätte und somit die überflüssigen Gelder des einen Bezirks mit Gewährung der nöthigen Sicherheit für die Bedürfnisse des anderen Bezirks flüssig gemacht würden. Der Lokal-Verein hofft, daß die Ueberzeugung sich Bahn brechen werde, wie doch zum Mindesten für die Bewohner einer und derselben Stadt eine gewisse Solidarität zur Abhülfe und Beseitigung der Noth bestehe, und wie das rüstige Voranschreiten auf dieser Bahn den Staat veranlassen würde, sich dabei zu betheiligen und ein Creditinstitut schaffen zu helfen, das dem Handwerkerstande nützlicher werden würde, als alle Gewerbeordnungen der Welt.

Aschaffenburg, 13. Nov.

(Schluß.)

Mit dem Schlusse unserer Industrie-Ausstellung war eine Verloosung verbunden, bei welcher der Zufall wahren Humor in der sonderbaren Vertheilung der verschiedenen Gaben entwickelte. Diese launigen Glücksspiele bildeten mit dem Durchzug der „Freischärler" für einige Stunden den willkommenen Unterhaltungsstoff. Seusburg, früher Redakteur des „Vorwärts", war wohl die einzige interessante Erscheinung unter Allen. Ein noch ganz junger Mann, von blondem Haare und einem seelenvollen, fast schwärmerischen Ausdrucke, dabei eine Ruhe und ein Ernst in Sprache und Bewegung, die auf den ersten Augenblick die tiefwurzelnde Ueberzeugung bekunden. Er trug den rechten Arm in der Binde, in Folge eines rheumatischen Leidens, das er den feuchten Gefängnissen Rastatt's verdankt. Seine Erfahrungen aus der badischen Revolution sind eben so mannichfaltig, als seine Leiden erschütternd. Man muß in der That diese jungen Märtyrer das jüngste Kapitel ihres Lebens erzählen hören, um eine klare Anschauung von Dem zu erlangen, was der Mensch zu ertragen im Stande ist. Eigentliche „Freischärler von Profession", jene originellen Typen, die so ganz und gar das Erzeugniß der neuesten Bewegungen sind, haben wir nur wenige unter ihnen bemerkt. Fast Alle gehören entweder ordentlichen, zum Theil wohlhabenden Eltern an, oder hatten doch im Augenblicke des Ausbruchs der Erhebung Stellungen inne, die ihnen Verdienst und reichlichen Unterhalt gewährten. Mit besonderem Interesse hörten wir einen jungen Münchner Arbeiter, früheren Schriftführer des dortigen Arbeitervereins, über den Gedanken sprechen, welcher ihn leitete, und praktisch-sociale Ideen bezüglich der besseren Organisation der Gewerbe entwickeln, die so manchem docirenden Nationalökonomen Ehre gemacht hätten. Derselbe, Scharl mit Namen, war in einem Gefechte oberhalb Rastatt schwer verwundet worden, später aus dem Karlsruher Spitale entwichen, aber in der Nähe von Freiburg im Augenblicke, wo er sich auf französisches Gebiet flüchten wollte, wieder ergriffen worden. Auch das bescheidene Wesen und die delikate Schüchternheit, mit welchen die Gefangenen die ihnen gereichten reichlichen Gaben annahmen oder ablehnten, fiel uns auf und bewies nachdrücklich, wie sehr dieselben der ihnen hier zu Theil gewordenen Rücksicht würdig waren. Doch hatten sich die Unglücklichen nicht überall derselben guten Aufnahme zu erfreuen gehabt. So waren sie z. B. nach einem lange nüchtern zurückgelegten Marsche, von Bruchsal in Germersheim angekommen, wo sie gutgekleidete Leute, namentlich aber jüngere Offiziere, unfreundlich behandelten. Sie, die gefangen, von Wunden bedeckt, deren Arme und Hände gefesselt waren, mußten es sich ruhig gefallen lassen, daß ihnen übermüthige Jünglinge die Worte: „Hunde", „Lumpen", ins Gesicht schleuderten. — Sonst ist Alles stille bei uns, besonders seit die Politik todt, spinnt sich der Lebensfaden des Gesprächs immer aus demselben grauen Hanfstoffe, dem alle Weichheit der Poesie, alle Farbe der Begeisterung fehlt.

R. D.

Konzert-Anzeige.

Donnerstag, 22. Nov. Zum Besten der Abgebrannten in Brody und Mudan: Große musikalische Akademie von Fr. Lippe. Im Saale des Hrn. Fav. Billets à fl. 1. bei Hrn. André (Haus Mozart). Das Nähere durch die Programme.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 22. Nov. Dedorah, Volksschauspiel in 4 Akten von S. H. Mosenthal.

Freitag, 23. Nov. (Letzte Gastdarstellung der Fräul. Cruvelli): Der Barbier von Sevilla, komische Oper in 2 Aufzügen von Rossini. Rosine: Fräul. Cruvelli. Einlage am Klavier: Variationen von Rhode, gesungen von Fräul. Cruvelli. Nach der Oper: Die letzten Scenen aus der Nachtwandlerin, von Bellini. Amine: Fräul. Cruvelli. Abonnement-Vorstellung Nro. 17. Mit erhöhten Eintrittspreisen.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 280. Freitag, den 23. November 1849.

Das Schloß von Croyat.

Nach dem Französischen des Paul Feval bearbeitet von August Marckhoff.

(Fortsetzung.)

Eine Erschütterung von furchtbarer Vorbedeutung ließ in diesem Augenblicke den Saale erbeben; die Chouans schienen sich zu üben in Erwartung des Körpers Moustier's.

Dieser zitterte an allen seinen Gliedern, und seine Zähne klapperten.

„Ruhig!" sagte nochmals der Graf; „es wäre Gerechtigkeit, Baptiste Moustier . . . Aber ich vergebe Dir zu Gunsten dieses guten Kindes da." Er zeigte auf Charles.

Moustier, dessen Athem seit dem Anfange dieser Rede stille gestanden, stieß einen langen Seufzer der Erleichterung aus.

„Nimm Deine Tochter zurück," fügte der Bettler hinzu.

„Nein, er kann es nicht seyn!" dachte Moustier; „er würde nicht vergeben."

„Auch Sie, junger Mann, sind frei . . . sind nicht länger mein Gefangener!" fuhr der Bettler fort.

„Wie! . . . mein Herr!" sagte Charles erstaunt.

„Jedoch nur unter der Bedingung, daß Sie morgen um 9 Uhr sich allein nach der Lichtung im Gehölz von Plougaz begeben . . . allein, hörst Du?"

„Ich werde dort seyn."

„Bei Ihrer Ehre?"

„Bei meiner Ehre."

„Ich rechne darauf."

Bei diesen Worten machte der Lügner dem jungen Mädchen eine achtungsvolle Verbeugung, nahm mit auffallender Höflichkeit von Charles Abschied und befahl den Rückzug. Die Chouans blieben unschlüssig stehen.

„Und der alte blutdürstige Wütherich? . . ." sagten sie; „sollen wir denn auch ihn frei lassen?"

Der Bettler, der schon einige Schritte nach der Thüre gemacht hatte, war wieder mit einem Sprunge mitten im Saale.

„Habt ihr mich verstanden?" sagte er.

„Ist das recht," brummte ein alter Bauer, „die Gefangenen zurück zu geben und das Geld dieser Pottfische auszuschlagen? . . . Das kann nicht gehen! . . . nicht wahr, ihr Andern?"

Der Bettler richtete sich in seiner ganzen Größe auf, und den Mantel, der ihn bedeckte, von sich werfend, stand er plötzlich da in dem glänzenden Kleide eines Generallieutenants.

„Wer sprach da?" fragte er, mit strengem Blicke seine Leute musternd.

„Ich," sagte leise der Bauer. Es war ein Greis mit weißem Haare. Auf ein Zeichen des Bettlers trat er aus der Reihe. Auf ein zweites kam er näher.

„Noch näher!" sagte kaltblütig der Chef. Er lud ein Pistol.

In diesem Augenblicke warf die fast ausgelöschte Lampe einen letzten hellen Schein.

Der Bettler wandte dem Lichte den Rücken. Seine große Gestalt zeichnete sich in diesem Halbdunkel mit einer fast übernatürlichen Majestät ab. Seine langen Haare wallten auf seine weiße Schärpe herab, und sein von Gold strahlendes Kleid warf einen blassen Widerschein auf sein Gesicht. Moustier verschlang ihn mit den Augen.

„Bete!" sagte er zum Chouan.

Dieser warf sich auf die Knie und sagte langsam ein Paternoster her.

Bevor er wieder aufstand, sagte er: „Schon zwanzig Jahre diene ich dem Könige in den Haiden."

„Es ist wahr!" bestätigte die ganze Truppe.

„Stehe auf!" sagte der Bettler. Der arme Teufel gehorchte!

„Ich habe drei Söhne im Kriege verloren," versetzte er, „möge Gott sich meiner erbarmen! . . ."

„Gnade! . . . Gnade! . . ." ertönte es im Kreise.

Der Bettler zögerte eine Sekunde, dann das Pistol wieder in den Gürtel steckend, sagte er:

„Wie heißt Du?"

„Mathurin Morvan, von Pornik."

„Im Namen des Königs," sprach feierlich der Bettler, „schenke ich Dir, Mathurin Morvan, Dein Leben . . . geh! Du gehörst nicht mehr zu den Armeen Sr. Majestät."

Der Bauer stand da, wie vom Blitz getroffen. „Tödten Sie mich, tödten Sie mich! um der Liebe Gottes willen!"

„Gnade!" wiederholte die ganze Bande, die Mütze in der Hand.

Der Bettler ging nach der Thüre. „Voran!" sagte er.

Der kurze herrische Befehl ließ keinen Einwand mehr zu. Die Chouans zogen sich schweigend zurück, nicht ohne einen letzten Blick auf den unglücklichen Kameraden zu werfen.

„Bis Morgen um neun Uhr!" sagte der Graf zu Charles. Der junge Mann antwortete:

„Ich habe es nicht vergessen! . . ."

Unterdessen hatte der ausgestoßene Chouan sich seinem Chef zu Füßen geworfen. Dieser stieß ihn ohne Härte aber entschlossen zurück und ging hinaus.

„Armer Unglücklicher," sagte Charles mitleidig, „Du wirst nun bei uns bleiben.

Ein verächtliches bitteres Lächeln glitt über sein Antlitz, und ohne ein Wort zu sagen, zog er eine Pistole aus dem Gürtel und zersprengte sich das Gehirn . . .

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Rastatter Casematten-Erzählungen eines Freigewordenen.

(Fortsetzung.)

Mieroslawsky.

Mieroslawsky, der Mann mit den rothen Hosen, der Deus ex machina des badischen Freiheitskrieges — ich kam, ich sah, ich ging — hielt am 26. Juni auf dem Glacis der Festung seine letzte Heerschau über die noch disponiblen Streitkräfte, die immer imposant genug waren, besonders was Artillerie betraf, das A und das O der heutigen Kriegsführung, um im Hinblick auf das günstige Terrain, an eine ernstliche Fortsetzung des Kampfes, an ein Aufhalten, ja sogar an ein totales Zurückdrängen des so kühn sich vorgewagten Feindes denken zu dürfen.

Es war dies die erste Gelegenheit, wo ich Mieroslawsky, umgeben von seinem ziemlich zahlreichen Generalstabe, in der Nähe zu sehen bekam. Seine halb französische, halb polnische Uniformirung machten ihn äußerlich schon zu der hervorragendsten Erscheinung dieses eigenthümlichen Gemisches von Blousen, befederten Heckerhüten, Uniformen und dreifarbigen Schärpen ꝛc.; wenn man ihn aufmerksam betrachtete, die fein geschnittenen Züge, das dunkele lebhafte Auge, wie er in einer fast an's Theatralische gränzenden kecken Manier Befehle ertheilte oder Meldungen entgegennahm, so war das Ganze der Erscheinung mehr Zutrauen erweckend, als Mißtrauen. Auf mich wenigstens machte seine Erscheinung diesen günstigeren Eindruck und ich wurde sehr geneigt, die vielen und großen Fehler, die in dem kurzen Kriegsabschnitt bis dahin begangen waren und ob deren man von sehr vielen Seiten den Oberbefehlshaber Mieroslawsky als alleinige Ursache anklagen und verdächtigen hörte, mehr seiner nächsten Umgebung und der Nichtbefolgung oder dem Nichtverstehen seiner Befehle und Dispositionen zuzuschreiben, als ihm selbst oder seiner angeblichen Nichtbefähigung zu dem übernommenen Posten eines Heerführers.

Dieser erste Eindruck ist jetzt zur Ueberzeugung bei mir geworden, nachdem ich während der Belagerung Rastatts und nachher als Gefangener in den Casematten hinreichende Gelegenheit gefunden, die verschiedenartigsten Urtheile zu hören und gegen einander abzuwägen und mehr noch: Personen der verschiedensten Bedeutung und Stellung kennen zu lernen, die alle mehr oder minder in unmittelbarer Nähe Mieroslawsky's ihren Wirkungskreis gehabt.

In dem sogenannten Generalstabe Mieroslawsky's war vielleicht Alles zu finden, nur nicht die Elemente, deren ein Feldherr bedarf. Mit geringen Ausnahmen besaß die Mehrzahl höchst dürftige oder ganz und gar keine militärischen Kenntnisse und nur die oberflächliche eigene Angabe: der französischen Sprache mächtig zu seyn, hatte diese Letzteren zu diesem Posten gebracht oder irgend sonst ein Zufall sie hineingeschoben. Mit diesem angeblichen Verständniß der französischen Sprache aber ist es, wie der Hergang der Dinge bewiesen, leider nicht weit her gewesen. Eine kaufmännische Correspondenz, einen Kaffeehaus oder Table d'hôte-Discours zu führen, ist ein anderes Ding, als im raschen Treiben des Militärdienstes, im wilden Getümmel des Gefechts den Translateur zu machen und mit schwerer Verantwortlichkeit Befehle und Dispositionen entgegen zu nehmen, die unausbleiblich mit einer Menge von technischen Ausdrücken gewürzt seyn müssen, deren Verständniß, und also richtige Uebersetzung, zum mindesten die vollkommenste Kenntniß der Sprache, wenn nicht unbedingt militärische Bildung und Kenntnisse voraussetzt. Neben diesen deutschen, sehr dürftig militärisch gebildeten Generalstabs-Offizieren bewegten sich in dieser Sphäre noch viele Polen und Franzosen; diese, allerdings fast durchgehends tüchtige Militärs, waren aber leider sämmtlich der deutschen Sprache nicht mächtig, viele derselben sprachen nicht ein Wort deutsch, und so viel ich weiß, machte hiervon nur ein Pole eine rühmliche Ausnahme, ein Graf Katneczky, der neben tüchtig militärisch-wissenschaftlicher Ausbildung noch deutsch und französisch fertig sprach.

Dieser also in flüchtiger Eile gebildete Generalstab der badischen Revolutions-Armee sollte die nächste Stütze des fremdländischen und fremdzüngigen Feldherrn, der vermittelnde Körper zwischen ihm und der Armee seyn.

Man vergegenwärtige sich irgend eine Kriegsscene: der Feldherr, inmitten dieses Sprachenconglomerats, ertheilt im Fluge der oft so gewichtigen Momente Befehle nach rechts und links; die deutschen Offiziere verstehen den im geläufigen Französisch gegebenen Befehl nur halb oder gar nicht, die Fremden, die ihn begriffen, können sich aber der Armee, die eine deutsche ist, nicht verständlich machen; so sprengen die Adjutanten nach Ost und West. Mit Unruhe wartet der gequälte General auf die Wirkungen der gegebenen Befehle, mit fieberischer Spannung sieht er der Ausführung der getroffenen Dispositionen entgegen; vergebens — die babylonische Sprachverwirrung um ihn her macht seine glücklichsten Anordnungen zu leerem Zungengedresch. Neue Adjutanten sprengen den ersten nach, — umsonst! Er hat befohlen, geschrieen und zuletzt geflucht, aber in den Wind, er hat tauben Ohren gepredigt! — er gewahrt plötzlich mit Schrecken, daß das Gegentheil von Dem geschieht, was er gewollt, der Feind hat ihn überflügelt, das Gefecht ist verloren, und nur der Schnelligkeit seines Pferdes hat er es zu verdanken, daß er nicht in die Hände der feindlichen Truppen fällt! —

Das ist das leibhafte Conterfei der Tantalus-Qualen, die General Mieroslawsky gewiß mehr denn einmal hat ertragen müssen, und nun will ich es einem Jeden freistellen, wer den ersten Stein auf ihn werfen mag.

Davon will ich gar nicht reden, wenn man die erbärmliche Einrichtung des Verpflegungs- und Munitions-Vertheilungs-Wesens auf die Schultern Mieroslawsky's wälzen will. Allerdings gehören die oberste Leitung dieser höchst wichtigen Zweige des Kriegswesens dem kommandirenden Obergeneral, wenn er einen Feldzugsplan entwirft und die Armee organisirt. Dies war hier aber nicht der Fall. Mieroslawsky kam zur Uebernahme des Oberbefehls nach Baden, als schon die Heere sich feindlich gegenüber standen, er hatte gerade noch so viel Zeit, um sich flüchtig mit dem Terrain des Kriegsschauplatzes vertraut machen zu können, und gewiß hatte er nur in der Voraussetzung in die Uebernahme des ihm angetragenen Postens gewilligt, daß er ein bereits wohl organisirtes Ganze vorfinden werde.

Ist diese Voraussetzung unbegründet, dann allerdings hatte er doppelt schwere Verantwortlichkeiten übernommen, und muß Tadel und Verwünschung über sich mit Recht ergehen lassen.

Ein zweiter Punkt, warum Mieroslawsky anscheinend so unglücklich operirt hat, mag in seinem Charakter als Pole Begründung finden. Er vergaß nämlich, daß er deutsche, im Kriegshandwerk noch blutjunge Truppen befehligte und forderte Dinge von ihnen, die einen allzustarken Beigeschmack von Aufopferung und todesverachtender Kaltblütigkeit hatten. Polnische Freiheitshelden hätten sie gewiß ausgeführt, nicht so die badischen Kämpfer für die schwarz-roth-goldene Reichsverfassung.

Ich erinnere mich recht wohl, wie ein fremder Offizier in seinem gebrochenen Deutsch in die Klage ausbrach: „Mon dieu, was ist zu thun mit Soldaten, die nur wollen schießen und nir mit Bajonnett!" Dieser Ausruf bezeichnet genau, wo der Hase im Pfeffer lag. — Bajonnett-Angriffe, 500 Mann gegen 1500 — einer gegen drei — hatten gemacht werden sollen; das Ding war den deutschen Freiheitsstreitern aber zu halsbrechend vorgekommen; — was können die badischen Soldaten dafür, wenn ihnen ein Pole solche Saltomortale zumuthet, und was kann

Digitized by Google

Mieroslawsky dafür, daß die Deutschen eben keine Polen oder Ungarn sind! — Hinc illae lacrymae! —

Armee und Feldherr, Feldherr und Armee müssen eins seyn, und wo das fehlt, ist es nicht zu verwundern, wenn Böcke über Böcke geschossen werden und am Ende Einer dem Andern den Dreck in die Schuhe schieben will. Mieroslawsky hätte das zuvor bedenken sollen, so wird jetzt Jeder ausrufen; ich bin ganz damit einverstanden und sage: das ist die gröbste Schuld, diese Bürde vermag ihm Niemand abzunehmen.

Aber wie viel gröbere Schuld haben jene Männer auf ihrem Gewissen, die, an der Spitze der Revolution, die Zügel der Regierung in die Hand genommen und in ihrer Machtvollkommenheit einen Führer an die Spitze der Armee beriefen, der weder die Sprache, noch den Boden, noch das Volk desjenigen Landes kannte, dessen Söhne, dessen Bürger unter seiner Aegide sich dem todbringenden Wechsel des Schlachtenspieles mit Begeisterung und unbegränztem Vertrauen entgegen werfen sollten!

Ob sie das gethan, ob sie das haben thun können, hat das schale Ende der Tragödie beantwortet. Sapienti sat! — Und

Nun will ich Abschied nehmen,
Von Dir, Du armer Held,
Du mußt Dich schon bequemen,
Den Spruch: „er that's für's Geld",
Mit in den Kauf zu nehmen.
Die Völker richten nur nach Thaten
Und der Erfolg, der macht den Mann;
Hier ist Dir ferner nicht zu rathen,
So helf' Dir Gott, da ich's nicht kann' —

(Fortsetzung folgt.)

Die ungarisch-polnischen Flüchtlinge auf ihrem Wege von Widdin nach Schumla.

Ueber diesen interessanten Zug der letzten Trümmer des ungarischen Insurgentenheeres wird in dem in Wien erscheinenden „Wanderer" folgender Bericht mitgetheilt:

Türkisch-Orsova, 6. Nov. Das alte Widdin, dieser in neuester Zeit so oft genannte Trümmerhaufe, hat seit zwei Tagen jene ephemere Bedeutung verloren, welche die letzten der versprengten Magnaren ihm durch ihren zeitweiligen Aufenthalt in letzter Zeit verliehen. Die Ungarn haben Widdin verlassen, nicht freiwillig, und doch auch nicht ungern, denn jeder Schritt weiter, der sie der Gränze von Oesterreich oder der russifizirten Wallachei entführt, bringt sie näher an ihr Ziel — die Freiheit! Die Verhandlungen der Pforte und Rußlands in der sogenannten Flüchtlingsfrage sind kein Geheimniß; eben so wenig entgeht es dem schärfer sehenden Auge, daß für beide Mächte die Sache von Tag zu Tag unangenehmer wird. Für Rußland, indem es einsieht, das an eine Auslieferung, im Angesichte des darüber empörten Europa's, im Angesichte der drohenden Stellung England's nicht gedacht werden kann, die Pforte, weil sie Rußland nachgeben muß, und nur zu viel Beispiele in ihrer eigenen Geschichte der letzten zwanzig Jahre hatte, wie weit man sich auf die Hülfe des Abendlandes verlassen kann, und wie trügerisch dieses Geschenk für „die Gäste in Europa" immer war. Sind wir hier gut unterrichtet, und wir glauben es in dieser Beziehung zu seyn, so ist die Entfernung der Flüchtlinge von Widdin und ihre Abreise nach Schumla, nicht die Transferirung nach einer neuen, stärkern Festung, sondern eine Reisestation näher dem Ziele, welche die Flüchtlinge von dem Boden der Türkei entfernt.

Die Transferirung nach Schumla scheint nicht auf eine Consignation in das Innere des Landes hinzudeuten, sonst wäre Sophia oder Philipopel, wenn sie auch weniger Festung sind als Schumla, doch wohl geeigneter gewesen. Man glaubt mit Bestimmtheit annehmen zu können, daß die Nachricht, die ungarischen Flüchtlinge seyen nach Varna abgegangen, nicht lange auf sich warten lassen wird. Und ob dann nicht irgend ein englischer Kauffahrer in der Nähe ist, der für Geld und gute Worte ihnen den Weg bis zum nächsten englischen Dampfer zeigt, ist eine Frage, die nicht lange auf die Entscheidung warten lassen wird.

Als die erste Nachricht nach Widdin kam, daß die Flüchtlinge die Festung verlassen würden, hielt Kossuth am 28. October wieder eine seiner bekannten Reden, die auch diesmal so wenig als früher ihren Eindruck verfehlte. Er sprach von der erhabenen Stellung, welche die hohe Pforte in dieser ganzen Angelegenheit eingenommen, von der Großmuth des Padischah, von dem unsterblichen Ruhme, mit dem sich wieder die bekannte türkische Gastfreundschaft bedeckt, und sah in der Versetzung nach Schumla nur einen neuen Beweis des türkischen Schutzes. Er sprach auch von dem energischen Benehmen England's und sah im Geiste schon den neuen Krieg, den neuen Sieg, und über Alles dieses die endlich errungene Freiheit! Daß es dabei nicht an Eljen's fehlte, kann man denken, und die Stimmung, vorzüglich der armen Emigranten, war eine um so mehr für die Türkei günstige, als eben Tags zuvor die Pforte als sogenanntes Beiramsgeschenk eine sehr beträchtliche Summe unter die bedürftigen Flüchtlinge hatte vertheilen lassen. Einzelne Klagen, daß es bei der Vertheilung nicht ganz nach Recht zugegangen, verstummten vor dem begütigenden Zureden der Offiziere und Alles sah heiter und vergnügt dem nahen Tage der Abreise entgegen.

Der Auszug von Widdin trug ganz das orientalische Gepräge. Augenzeugen versichern uns, daß das Schauspiel eine seltene Mischung von Glanz und Armuth, von Pracht und Dürftigkeit gezeigt habe. Neben den Häuptern der Emigration, die alle zu Pferde waren, wieder die dürftigen türkischen Karren Einiger, die nicht zu Pferde steigen konnten oder wollten, neben der goldgestickten Pracht der Uniformen wieder der einfache abgenutzte Honvedrock, dann wieder Wagen mit Weibern, und das Ganze eingerahmt von der Escorte der türkischen Kavallerie, welche die Einen als Ehren-, die Anderen als Sicherheitswache ansahen.

(Schluß folgt.)

Gastspiel von Sophie Cruvelli.

III.

Diese ausgezeichnete Sängerin ist nun fünf Mal aufgetreten, zwei Mal als Norma und dann als Rosine im Barbier von Sevilla, Amine in der Nachtwandlerin und Lucrezia Borgia. Wie weit die Kritik im Stande seyn mag, durch Lob oder Tadel die Verdienste eines Künstlers hervorzuheben oder zu verkleinern, wollen wir nicht bestimmen; soviel aber ist gewiß, daß es ihr niemals gelingen wird, dem Publikum, welches heutigen Tages in seinem Urtheil ein ansehnliches Maß von Selbstständigkeit erreicht hat, eine fremde Ansicht aufzudringen und durch die papierne Posaune eine künstlerische Celebrität der öffentlichen Meinung zu octroyiren. Nur wo wahres Verdienst und wirkliche Vorzüge vorhanden sind, wird man ihrer Anerkennung beitreten, und wo diese fehlen, wird sie sich vergeblich bemühen, die nicht vorhandene Größe demonstriren und glaubhaft machen zu wollen. Fräulein Sophie Cruvelli kam ohne den Vorantritt eines gefeierten Namens hierher und siegte einzig und allein durch die unverkennbaren Vorzüge ihrer Kunstleistungen und die Macht ihres seltenen Talentes; mit jedem Auftreten derselben steigerte sich der Beifall und die stets überfüllten Räume bewiesen, daß es hier eine ungewöhnliche Kunsterscheinung zu würdigen gilt.

Digitized by Google

Darüber sind Alle einig, daß wir schönere und umfangreichere Stimmmittel und in solcher Fülle und jugendlicher Frische wohl noch nicht gehört haben, und daß in Hinsicht auf Schule und Virtuosität Fräul. Cruvelli den ersten Gesangsnotabilitäten beigezählt werden darf. Den dramatischen Eindruck ihres Gesanges anbelangend, so geht ohne Zweifel ein Theil der Wirkung für uns dadurch verloren, daß sie ihre Partien italienisch singt, in welcher Sprache sie dieselben einstudirt hat. Wenn wir hierin auch keineswegs eine Zurücksetzung oder Geringschätzung unserer eigenen Sprache sehen, so dürfen wir doch nicht verkennen, daß an das Verständniß des Wortes ein wesentlicher Theil des poetischen Eindrucks geknüpft ist. Fräul. Cruvelli singt mit Empfindung, und weiß nicht minder der Leidenschaft den rechten Ausdruck zu verleihen, was schon ihre Mimik und Plastik bekunden; da aber das Medium der uns heimathlichen Sprache fehlt, so vermissen wir eine gewisse Gemüthsinnigkeit, die der Sängerin weniger mangelt, als sie der Vermittelung des fremden Idioms vielmehr zugeschrieben werden muß. Außerdem ist eine vollkommene Vereinbarung des tief ergreifenden deutschen Gesanges, der vorzüglich durch die Kraft des getragenen Tones und durch die Wärme der Wahrheit des Gefühls zu wirken strebt, mit dem italienischen, welcher Bravour und überraschende Kunstfertigkeit vorwalten läßt, kaum möglich, und Jenny Lind ist vielleicht die einzige Sängerin, die beide Schulen im hohen Maße zu verschmelzen weiß. Auch sang sie ihre Partien deutsch, und stand dadurch unsern Sympathien näher. — Die Amine der Fräulein Cruvelli war schon an und für sich eine so vortreffliche Gesangsleistung und entfaltete einen so seltsamen Reichthum von Stimmmitteln und Kunstfertigkeit, daß es uns nicht wundern darf, wenn dem seltenen Verdienste außergewöhnliche Huldigung gespendet worden. Nicht geringeren Erfolges erfreute sich ihre Lucretia Borgia, deren musikalische und dramatische Elemente, wie sie besonders der dritte Akt der Oper entfaltet, sie durch Ausdruck, Gesang und Spiel in voller Harmonie geltend zu machen wußte. Zu den lebhaftesten Beifallsbezeugungen gesellten sich reichliche Ovationen von Blumen und Blüthen, welche ihr am Schluß der Oper freundlich gespendet wurden. — In Fräul. Maria Cruvelli lernten wir eine Sängerin kennen, die eine Altstimme von ungewöhnlicher Tiefe und eine gute Gesangschule besitzt. Sowohl in der Oper Lucrezia Borgia, als in dem großen Duo aus Semiramis, das sie mit ihrer Schwester Sophie vortrug, fand sie verdiente Anerkennung.

Mannichfaltigkeiten.

Im Süden der Vereinigten Staaten Nordamerika's hat die Cholera mehr als 15,000 Sklaven weggerafft. Der Werth der Letzteren ist dadurch bedeutend gestiegen, und namentlich in Maryland und Virginien herrscht große Nachfrage danach.

(Goethe's Briefe an Leipziger Freunde. — Herausgegeben von Otto Jahn. Leipzig 1849.) Eine weitere Frucht des Goethe'schen Jubiläums, die einen Commentar zu dem Theile von Goethe's „Aus meinem Leben" gibt, welcher seine Studienzeit in Leipzig behandelt. Wir werden hier vollständig über das Verhältniß zu jenem Aennchen aufgeklärt, welches den Stoff zu der „Laune des Verliebten" gab, und erfahren, daß dies Verhältniß ein viel ernsteres war, als man der Darstellung Goethe's nach erwarten sollte. Eine Reihe von Briefen an den Weinwirth Christian Gottlieb Schönkopf, dessen Frau aus einer Frankfurter Patrizierfamilie stammte, und an seine Tochter Anna Katharina Schönkopf, die von Goethe von Frankfurt aus geschrieben sind, zeigt, daß sein Liebesverhältniß zu diesem schönen Aennchen ein sehr wohlgemeintes gewesen sey. Ihr wohlausgeführtes Bild, das dem Büchlein als Titelkupfer beigegeben ist, rechtfertigt das Epitheton schön; es ist ein volles, kräftiges Gesicht mit weichen Zügen, bedeutender Stirne und offenen klaren Augen. Die Briefe Goethe's an seinen Jugendfreund Riese von Leipzig aus zeigen ganz den jungen angehenden Studenten; bedeutender sind die Briefe an Oeser und dessen Tochter Friederike, von welcher ein Bild beigegeben ist, das sie als eine ausgezeichnete heitere Schönheit zeigt. Am begierigsten sieht man den Mittheilungen über Goethe's Schwester Cornelie entgegen, von welcher eben in diesem Jahre eine Correspondenz mit einer Jugendfreundin aufgefunden worden ist. Leider wird das Bild, das man sich aus der liebevollen Schilderung des Bruders von diesem eigenthümlichen und seltenen Wesen gemacht, durch die aus dieser Correspondenz mitgetheilten Bruchstücke nicht verschönert. Das nach einer Skizze von Goethe beigegebene Portrait Corneliens aber entspricht ganz genau der Schilderung, die der Bruder von ihrem Aeußern gibt. Eine Rede des Herausgebers stellt alles über Goethe's Leipziger Aufenthalt Bekannte und aus den beigebrachten neueren Quellen erst Gewonnene höchst zweckmäßig zusammen. Das Ganze ist für die Freunde Goethe's eine höchst dankenswerthe Gabe. (A. Z.)

Das Ministerium des Innern auf den Sandwichsinseln, erzählt der Bremische Beobachter, wird gegenwärtig von einem Bremer bekleidet. Der Mann heißt Funke und war in früheren Jahren Polizeidiener in Bremen, erhielt seinen Abschied und nahm Dienste auf einem Schiff. So kam er nach den Sandwichsinseln, wo er in das Militär eintrat und es bald zu großem Ansehen und zu einem Militärposten brachte. Gegenwärtig ist er Minister des Innern und hat die Aussicht, mit der Zeit ein reicher Mann zu werden. — So wäre einmal der seltene Fall eingetreten, daß ein Polizeidiener es bis zum Minister des Innern brachte; häufiger ist der Fall, daß sich Minister des Innern berufen glauben, bloße Polizeidiener zu seyn.

Korrespondenz.

Friedberg, 20. Nov.

In der dritten Beilage zu Nro. 277 Ihres Blattes findet sich die Erzählung eines dahier verübten Gaunerstreiches, der ich Folgendes beizufügen mir erlaube. Der betreffende Koffer war nicht von dem Wirthe, sondern von dem Reisenden selbst auf den Vorplatz und nicht in ein Vorzimmer, gestellt worden. Auch fand man ihn nicht am anderen Morgen geöffnet im Hause, wie es dort heißt, sondern vor der Stadt. Der Inhalt, aus farbigen Steinen ꝛc. bestehend, war größtentheils auf dem Boden zerstreut.

Theater-Anzeige.

Freitag, 23. Nov. (Letzte Gastdarstellung der Fräul. Cruvelli): Der Barbier von Sevilla, komische Oper in 2 Aufzügen von Rossini. Rosine: Fräul. Cruvelli. Einlage am Klavier: Variationen von Rhode, gesungen von Fräul. Cruvelli. Nach der Oper: Die letzten Scenen aus der Nachtwandlerin, von Bellini. Amine: Fräul. Cruvelli. Abonnement-Vorstellung Nro. 17. Mit erhöhten Eintrittspreisen.

Samstag, 24. Nov. (Neu einstudirt): Struensee, Trauerspiel in 5 Akten von Michael Beer, die vorkommende Musik ist von Giacomo Meierbeer. Die Vorstellung beginnt morgen um 6 Uhr.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammerau.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 281. Samstag, den 24. November 1849.

Das Schloß von Croyat.

Nach dem Französischen des Paul Feval bearbeitet von August Marckhoff.

(Fortsetzung.)

IX.

Die Bogenlaube.

Es war am Tage nach den eben geschilderten Ereignissen. In einer kleinen Kammer, die von einer einzigen Lampe erhellt war, schlief Therese auf einem elenden Lager. Ein Mann saß neben ihr. Therese ließ während ihres Schlafes unzusammenhängende Worte fallen, die dieser Mann begierig auffing.

Moustier, er war es, schien die Aeußerungen der armen Alten mit auffallender Unruhe zu vernehmen. Große Schweißtropfen fielen in jedem Augenblicke von ihrer Stirne; er erhob sich, dann setzte er sich wieder nieder, um zu hören, als wenn er hoffte, Worte zu vernehmen, die endlich seinen Schrecken vermindern sollten. Als er es endlich nicht mehr aushalten konnte, weckte er die alte Frau auf. Diese richtete sich auf ihrem Lager auf und blickte sich erstaunt um.

„Du hast ihn also gesehen?“ sagte Moustier.

„Wen? . . . von wem sprichst Du?“ fragte Therese, indem sie ihre Hand vor die Augen hielt, als wenn sie irgend eine Vision gefürchtet hätte. Dann fügte sie hinzu:

„Ihn? . . . Nein! ich habe einen schrecklichen Traum gehabt! . . . es ist wohl nur ein Traum, dessen bin ich sicher . . . ist er denn nicht todt?“

Moustier senkte das Haupt.

„Wer weiß? . . .“ murmelte er.

„Wer soll es denn wissen,“ fuhr die alte Frau fort, „wenn Du es nicht weißt, Baptiste? . . . Du, sein Mörder . . . ach, treibe mit diesen Erinnerungen keinen Scherz.“

„Ich scherze nicht!“ sagte Moustier, der Mühe hatte, seine Angst zu bemeistern, „doch . . . hat er Dir Fragen gestellt?“

„Wieder! . . .“ rief Therese; „sollte es denn wahr seyn, mein Gott!“

Als sie völlig erwacht und zum klaren Bewußtseyn gelangt war, erinnerte sie sich auch deutlicher wieder der Unterhaltung mit dem Bettler. Als sie nicht mehr daran zweifeln konnte, wandelte sie die Lust an, ihren Herrn zu täuschen.

Therese verabscheute jetzt Moustier eben so sehr, als sie ihn sonst geliebt hatte.

„Wiederhole mir, was er Dir gesagt hat, gute Therese,“ versetzte Moustier, sich vertraulich auf ihr Bett stützend.

Therese sah ihn mit unschuldiger Miene an.

„Heilige Jungfrau! . . .“ sagte sie, „wenn er es ist, so ist er sehr verändert, nicht so?“

„Zwanzig Jahre können das Gesicht eines Menschen wohl ändern . . . aber, antworte mir . . . Hat er mit Dir gesprochen von . . . von ihr?“

„Von seiner Frau?“ sagte Therese lächelnd, „ja . . . ich erinnere mich, eine hübsche Dame! . . . sie hieß Alice.“

Es war so die Gewohnheit der Alten, eine solche Sprachweise zu wählen, wenn Moustier sie mit Fragen bestürmte, auf die es ihr nicht gefiel zu antworten. Auch spielte sie ihre Rolle ziemlich.

„Antworte mir, Therese!“ sagte ihr Herr ungeduldig.

„Ja, ja!“ fuhr sie fort, „schöne blonde Haare, eine sanfte Engelstimme . . . ach! sie war eine hübsche Frau! . . . ja, ja!“

„Satan! . . .“ murmelte Moustier.

„Ach, nein!“ rief Therese, Verachtung affektirend, „nicht sie . . . aber wir, Baptiste! Du, der Du sie getödtet! Sie ein Satan! Heilige Jungfrau! nein, sie ist im Himmel, wo sie Gott anfleht, Dir einen guten Platz in der Hölle aufzuheben . . . Ha! ha! ha! ha!“

Therese murmelte noch einige Worte, dann verbarg sie ihr Haupt unter der Decke und setzte den Fragen ihres Herrn nur noch hartnäckiges Schweigen entgegen.

Moustier gab alle fernere Mühe auf. „Wozu habe ich ihre Antworten nöthig?“ sagte er zu sich, indem er die Treppe herabstieg; „er ist es! ich habe ihn nur zu gut erkannt! . . .“

Von diesem Gedanken verfolgt, der ihn die Nacht kein Auge hatte schließen lassen, und ihn noch seit dem Morgen quälte, stieg er in den Garten hinab. Dort saßen Anna und Charles unter einer Bogenlaube, die im Sommer unzweifelhaft stark belaubt, jetzt jedoch ihres Laubes beraubt war.

Die beiden vorhergehenden Tage waren an Ereignissen so fruchtbar gewesen; man hatte sich beiderseits so viel zu sagen! . . . Charles hatte im Feuer seiner Rede seinen Arm um die Taille des jungen Mädchens geschlungen, und fuhr fort eifrig zu sprechen.

Moustier, der in Gedanken vorwärts schritt, gelangte an die Laube. Die nackten Zweige konnten ihm keinen Umstand der Scene verbergen, aber in seine Ideen versunken, verfolgte er seinen Weg, nachdem er einen gleichgültigen Blick auf das Paar geworfen, als ein teuflischer Gedanke in seinem Gehirn auftauchte. Er blieb plötzlich stehen.

„Ja . . . ja!“ sagte er, während sein Auge hinter seinen dichten Augenbraunen in grausamem Glanze brannte, „ja! . . . unterdessen . . . Teufel! das wäre zu stark! sein Vater! . . . nein; er soll ihn nicht tödten . . . er soll ihn nur hierher bringen; nachher . . . nachher wollen wir sehen.“

Der Schall eines Kusses, der an sein Ohr schlug, schnitt seine Betrachtungen rasch ab.

„Ich liebe Dich! . . . ja, ich liebe Dich!“ sagte Charles.

„Mir die Antwort,“ dachte Moustier. Er runzelte seine Stirn und trat in die Laube. „Ei! . . .“ sagte er zurückweichend, als wenn Verwunderung und Schmerz ihn unversehens getroffen

Digitized by Google

hätten. „Das ist also der Lohn für meine Gastfreundschaft . . . für meine Wohlthaten! . . .“

„Herr Moustier! . . .“

„Mein Vater!“ sagten die beiden jungen Leute zugleich.

(Fortsetzung folgt.)

Rastatter Casematten-Erzählungen eines Freigewordenen.

(Fortsetzung.)

Verräther und Spione.

Verrätherei, Verräther und Spione, waren die Worte, die man in den Tagen des 25., 26., 27. und 28. Juni in Rastatt auf allen Straßen und in allen Kneipen, aus Jedermanns Munde, unaufhörlich wiederholt und begleitet von den handgreiflichsten Geberden, vernehmen konnte.

Diese drei gewichtig schweren Worte bildeten den stabilen Inhalt jeglicher Conversation; die ganze Armee: Infanterie, Artillerie, Volkswehr, Freischaaren, Turner und Legionäre, Einer wie Alle und Alle wie Einer, schienen nur den einen Gedanken zu haben: „Wir sind verrathen!“ Wer nicht die unzweifelhaften Spuren ausgestandener Feldstrapatzen an sich trug, wer etwa waffenlos oder gar ohne das bedeutungsvolle Abzeichen der dreifarbigen Binde, wer also so zu sagen seiner simplen Aeußerlichkeit nach nicht als ein durch den Dienst in der Revolution geheiligtes Individuum erschien, wer nur auf die republikanisch-einfache Bezeichnung „Bürger“ ohne weiteres Prädikat Anspruch zu machen hatte, schwebte in diesen Tagen fieberhafter Aufregung stets in Todesgefahr. Die geringste Aeußerung, die nicht nach der herrschenden Epidemie der Verraths- und Spionen-Riecherei schmeckte, war hinreichend, um eine ganze Schaar nach Spionenblut dürstender Blousen, eine ganze Rotte betrunkener Soldaten gegen sich aufstehen zu sehen, und wehe dem Unglücklichen, der nicht Geistesgegenwart genug besaß, seine Unschuld durch unerschrockene und furchtlose Vertheidigung zu dokumentiren.

Wie die Polizei von Gottes Gnaden zur Zeit die Demagogenriecherei cultivirt gehabt, so war jetzt die Spionenriecherei vollständig zum Kultus erhoben!

Jeder schien von der heißen Begierde durchglüht zu seyn, wenigstens einen solchen Verräther auf den Altar des bedrohten Vaterlandes als Opfer abliefern zu wollen, und da die Leidenschaft in der Regel blind ist in der Wahl der Mittel zu ihrer Befriedigung und periculum in mora eingetreten war, so konnte ein guter Civilrock, ein runder Hut, hinreichende Merkmale aristokratischer Gesinnungen, sehr leicht für den unvorsichtigen Träger dieser verhaßten Kleidungsstücke das corpus delicti werden.

Spione gab es gewiß und Verrath grassirte schon längst, man suchte beides nur am unrechten Orte.

Das Volk wollte nachholen, gut machen, was die provisorische Regierung oder vielmehr die Dictatur in ihrer Schlaffheit vernachlässigt hatte. Die zahme Dictatur hatte das Standrecht verkündet, niemals und nirgends aber zur That gemacht, nicht ein Beispiel aufrichtiger Strenge gegen die offen und aller Orten sich regende und intriguirende Hof- und Adelspartei hatte dem Volke, hatte der Armee, die ihr Blut verspritzen sollte, gezeigt, daß die neue Regierung ernstlich mit den Leuten des alten Regiments brechen wollte, und daher die allgemeine Aufregung, das von Tag zu Tag wachsende Mißtrauen in die Aufrichtigkeit der Gesinnungen derjenigen Männer, welche jetzt die Staatsgeschäfte lenkten und leiteten. Der wiederholte Beweis, daß Halbheiten überall ein Unglück sind. Nunmehr schritt das Volk in eigener Machtvollkommenheit zu Thaten, ohne die Förmlichkeiten der Gesetzverkündung — das lynch law kam zur Ausführung.

So geschah es denn, daß am 27. zwei fremde Männer auf gewaltsame Weise als Opfer der Volkswuth den Tod erleiden mußten.

Beide waren — ohne genügende Legitimation — als der Spionirerei verdächtig, von den Soldaten aufgegriffen, vor die Kommandantur geführt und von da vorläufig in festen Gewahrsam abgeführt worden. Die Untersuchung über diese beiden Fälle, die, Angesichts des Kriegszustandes, offenbar zu nachsichtig oder wenigstens zu langsam geführt wurde, war der Urgrund, daß diese beiden Leute, gleichviel ob schuldig oder unschuldig, ihr Leben einbüßen mußten. Den aufgeregten Soldaten, die eine schnelle und derbe Justiz erwartet hatten, wurde die Sache zu lang, und der Umstand, daß über das Ergebniß der Untersuchung öffentlich nichts Bestimmtes kund wurde, gab zu dem neuen Verdachte Veranlassung, als wolle man diese Spione so zu sagen durchschlüpfen lassen, denn daß diese zwei Männer Spione seyen, war in den Augen der Masse eine ausgemachte Sache und die etwaige Bekämpfung dieser Präjudiz war eine so gefährliche Arbeit, daß es gewiß nur Wenige versucht haben, auf diese Art dem Losbrechen der Volkswuth vorzubeugen.

Am Morgen des 27. begab sich ein Haufe Artilleristen nach dem Gefängniß des Einen, angeblich ein ehemaliger preußischer Offizier und, wie ich später hörte, ein Trunkenbold und unnützer Schwätzer. Allgemein wurde gesagt, er sey schon mehr denn einmal als verdächtig von den Soldaten festgehalten und jedesmal mit der ernstlichen Verwarnung, sich nicht wieder im Bereiche der Armee sehen zu lassen, entlassen worden. Da ich selbst nicht Augen- und Ohrenzeuge dieser Execution gewesen und erst durch den Lärmen und einzelne Schüsse aufmerksam gemacht, dazu kam, als der Unglückliche schon geendet hatte, so weiß ich nur — nach der Erzählung Anderer —, daß derselbe während des Transportes vom Rathhaus nach dem Schloß, in dem Momente, wo er es versucht hatte, eine verdächtige Bewegung zur Flucht zu machen, von einem der wüthenden Artilleristen einen Säbelhieb erhielt, dem sogleich ein Bajonnettstich von einem Andern aus dem Haufen gefolgt war. Der Unvorsichtige stürzt zusammen, erhebt sich aber wieder und sucht seinen Henkern zu entlaufen, da trifft ihn die erste Kugel inmitten des umgebenden tobenden Haufen und damit ist das Zeichen zur vollständigen Metzelei gegeben. Von mehreren Säbelhieben und Bajonnettstichen schwer getroffen, machen zuletzt noch einige tödtliche Kugeln seinem elenden Daseyn ein Ende.

Wie man einem tollen Hunde den Garaus macht, so war das erste Opfer der Volkswuth gefallen.

Nach dieser erschütternden Scene, bei der ein Artillerieoffizier, der den Unglücklichen vor den tödtlichen Streichen der Soldaten zu schützen versucht hatte, verwundet und ein anderer, der gleiche Menschlichkeit und gleichen Muth gezeigt, beinahe ein Opfer dieser Anwandlung von Gerechtigkeitsgefühl geworden wäre, verlief sich die tobende Menge. Die Sache war vorbei, sie war abgethan, ohne daß irgend eine Maßregel von Seiten der kommandirenden Behörde den Bewohnern Rastatts die beruhigende Aussicht geboten hätte, daß eine Wiederholung solcher, die persönliche Sicherheit gewaltig gefährdenden, Exzesse nicht zu erwarten sey.

Die Feigheit Einzelner, deren Stellung, deren sonstiges Maulheldenthum sie dazu berechtigen mußte, das ganze Gewicht ihres Einflusses hier geltend zu machen, um der umsichgreifenden Zügellosigkeit zu steuern, kann nicht genug gebrandmarkt werden; weder der Kriegsminister Werner, der zugleich ein Glied der Dictatur war, noch Mieroslawsky, noch der vielgepriesene Siegel scheinen es der Mühe werth gehalten zu haben, einzuschreiten. Kein Befehl, keine öffentliche Mißbilligung, keine Abwarnung, keine verhütende Maßregel. —

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die ungarisch-polnischen Flüchtlinge auf ihrem Wege von Widdin nach Schumla.

(Schluß.)

Am 30. October waren die Straßen Widdins, welche gegen die Richtung nach Schumla hinführen, mit dichten Zuschauermassen bedeckt; man wußte, daß an diesem Tage der erste Transport die Stadt verlassen werde. Wirklich erschien auch bald ein Zug von 400 Polen, denen man die Vergünstigung gestattet hatte, daß sie, obwohl die Renegaten einen abgesonderten Zug bilden sollten, von Bem — jetzt Murat Pascha — geführet werden dürften. Der kleine Mann — das über und über von Narben bedeckte Angesicht in freundlichem Gruße bald nach der einen, bald nach der andern Seite hinwendend — ritt an ihrer Spitze. Die Polen trugen die verschiedenartigsten Kostüme, nur die Kopfbedeckung ließ bei den meisten noch die nationalen Farben erkennen. Hinter dem Zuge ritt Messaros und Graf Bay, der Erstere soll auffallend gealtert seyn. Tags darauf führte der bekannte Insurgentenoberst Graf Monti seine Landsleute, 102 Italiener, aus der Stadt; sie sahen in ihrer Tracht meist herabgekommener, aber dennoch viel heiterer aus, als ihre polnischen Kameraden. Die 165 Mann des dritten Zuges gehörten keiner bestimmten Nationalität an, es war eine bunt zusammengewürfelte Menge, welche sammt und sonders zum Islam übergetreten war. An der Spitze der Colonne ritt der Insurgentengeneral Stein — jetzt Ferad Pascha mit seinem Adjutanten Orosdy — ein jüdischer Handwerksgeselle, später Honvedmajor und hinter diesen General Kmety (Eliamil Pascha) mit dem Gefolge.

Der stärkste Zug — er zählte 320 Köpfe — verließ Widdin am 3. November; er erregte seines abenteuerlichen Ansehens halber die meiste Aufmerksamkeit. Voran ritt Ludwig Kossuth; er trug einen der bekannten, nach ihm benannten Hüte, mit einer großen weißen Schwungfeder; er unterhielt sich eifrig mit einem ihm zur Rechten reitenden Manne von auffallend blassen Zügen, einer ächt römischen Physiognomie, — es war der Schauspieler Egressy; zur Linken Kossuth's ritt Balegh mit einer mehr kecken, als geistreichen Physiognomie, man sagt, es soll einer der am Morde Lamberg's Betheiligten seyn.

Ihnen folgten die übrigen Flüchtlinge in buntem Durcheinander, man bemerkte unter ihnen den Grafen Casimir Batthyanyi und seine Gemahlin, den Insurgentenoberst Asbot, den Pesther Kaufmann Friedrich Ullmann, den Schriftsteller Stephan Gorove und endlich am Schlusse den Ministerialrath der revolutionären Regierung, Franz Hazmann, dessen ächt magyarische Grandezza mit der er einen elenden Klepper eigenhändig lenkte, zu dem miserablen zweirädrigen Karren, auf dem er saß, einen grellen Kontrast bildete.

In Widdin sah man die Flüchtlinge ungern scheiden. Vorzüglich die gemeinere türkische Bevölkerung betrachtete die anwesenden Magnaten und Generale mit jener ehrfurchtsvollen Scheu, welche ein großes Unglück immer einem religiösen Menschen einflößt. Und was die menschlich schöne Tugend des Mitgefühls betrifft, können die Türken manchen Abendländern als Muster hingestellt werden. Zudem hatte sich auch vorzüglich zwischen ehemaligen Soldaten und Türken ein gewisses freundschaftliches Verhältniß gestaltet, um so mehr, da man von Excessen oder Uebergriffen sehr wenig hörte, weil die Offiziere der Flüchtlinge auf die strengste Mannszucht hielten.

Ich hoffe binnen kurzem Ihnen Nachrichten aus Schumla zukommen zu lassen; man ist hier auf den weiteren Verlauf der Sache um so gespannter, als alle Nachrichten übereinstimmen, daß bei den Flüchtigen, mit Ausnahme einiger Wenigen, keine Spur von Trauer oder Hoffnungslosigkeit sich zeigt, und Alles darauf hinzudeuten scheint, daß andere Kräfte hinter den Coulissen in Konstantinopel für sie thätig sind, als man auf der Bühne erscheinen zu sehen gewohnt ist.

Mannichfaltigkeiten.

In Horten in England wurde am vorletzten Montag in einer Herberge eine Frau von ihrem Manne für 5 Schillinge und 6 Pence (3 fl. 18 kr.) verkauft. Am nächsten Tag bekam der Verkäufer Reue und suchte, jedoch vergeblich, den Kauf wieder rückgängig zu machen.

Die „Kreuzzeitung" sagte vor einigen Tagen von Robert Blum: er sey wegen Veruntreuungen aus seinem Lehrdienste in Barmen entlassen worden, und die Barmer könnten hiervon nachsagen. Hiergegen bringt die „Elberf. Ztg." das Zeugniß des Lehrherrn: „Hierdurch bezeuge ich auf meine Ehre und mein Gewissen, daß Robert Blum während der Zeit, daß er bei mir in Diensten gestanden, sich als ganz ehrlicher und rechtschaffener junger Mann bewährt hat, sein Betragen wie sein Fleiß ausgezeichnet gut waren und ich auch seiner Moralität nur das beste Lob ertheilen kann. Barmen, 19. November 1849. Karl Opderbeck, Gelbgießer." — Was Blums Lehrherr bezeugte, bestätigten viele Barmer, welche Blum damals gekannt haben. Sie traten dem obigen Zeugnisse unbedingt bei. Das Andenken eines Todten sollte jedem Manne, auch dem Feinde desselben, insofern ein Heiligthum seyn, daß er es nicht durch Lügen entweihte. (Köln. Ztg.)

In der Ostsee gehen jährlich Schiffe verloren und verschwinden zum Theil spurlos. Das am 29. Oct. stattgefundene Verunglücken des von Newcastle nach Swinemünde bestimmten preußischen Schiffes „Neptun", dessen aus 11 Mann bestehende Besatzung von dem zufällig mit seinem Schiffe in der Nähe befindlichen Capitän Karstaedt nach vielen Anstrengungen geborgen wurde, hat die frühere Vermuthung um ein Bedeutendes verstärkt, daß ein beträchtlicher Theil der verschwundenen Schiffe seinen Untergang auf der etwa acht Meilen von Swinemünde belegenen Untiefe der sogenannten Oderbank gefunden habe.

Die Secte der Mormonen nimmt in den Vereinigten Staaten von Amerika fortwährend überhand, obgleich ihr Prophet, Joe Smith, der ein höchst verruchtes Leben führte und von den Indianern deshalb Tshe-Wal-Lis-Ke (großer Spitzbube) genannt wurde, längst todt ist. Ihre alte Stadt Nauvoo ist jetzt in den Händen eines anderen schwindlerischen Plusmachers, des Ikariers Cabet; ihre jetzige Hauptstadt liegt in Ober-Californien, an den Küsten des großen Salzsee's, und zählt bereits 6000 Einwohner. Sie haben eine regelmäßige Regierung errichtet und verlangen Aufnahme in den Staatenbund unter dem Namen des Staates Deseret (was auf mormonisch „die honigbereitende Biene" bedeutet). Merkwürdig ist es, daß diese fanatische Secte sich nicht aus Amerikanern oder Indianern, sondern aus englischen Auswanderern rekrutirt, und zwar meist aus Landleuten und Handwerkern. Es frägt sich nun, ob der Congreß diese wegen ihrer unsittlichen Grundsätze vielfach verfolgte Secte förmlich anerkennen wird.

*(Wiedertäufer in Köln nach dem vorletzten März.) Auf dem Rheine wiegte sich vor der Revolution ein stolzes Schiff, bei welchem der Prinz von Preußen Pathenstelle vertrat. Als Se. Hoheit im März Berlin verließ, verschwand auch der „Prinz von Preußen" vom Rheine. An seine Stelle trat die „Deutsche Kokarde", die leider auch nur so lange den Strom befuhr, bis der Tanz in Baden losbrach. Da-

Digitized by Google

mit dem Schiffe keine blaue Bohne in die Seite fahre, fand man es rathsam, eine neue Taufe zu veranstalten, zu welcher man den alten Feldherrn von Teutoburg einlud. Man würde wenig Notiz vom jungen „Hermann“ genommen haben, wenn sich nicht jüngst, wie man sagt, der Prinz bei seiner Anwesenheit bei einem Mitglied der betreffenden Dampfschiff-Gesellschaft erkundigt hätte, wo dann eigentlich sein Pathe geblieben sey. — Die Sache verhielt sich eigentlich (nach der Const. Ztg.) so, daß der Prinz auf sehr freundliche Weise sich beim Präsidenten über den gegenwärtigen Zustand der Dampfschiffahrt erkundigte und die Frage hinzufügte, ob die Gesellschaft noch ein Schiff habe, das seinen Namen führt, worauf der Gefragte erwiederte: „Als im vorigen Jahre der Wahn und die Trunkenheit ihr Wesen trieben, mußte die Verwaltung ihren „Prinz von Preußen“ den Molästen entziehen und den alten deutschen „Hermann“ an die Stelle setzen und ist dadurch zum Propheten geworden“ (mit Hinweisung auf den Retter Deutschlands). Der Prinz erwiederte darauf lächelnd: „Seitdem habe ich etwas geleistet; man wird mir wohl meinen Namen wiedergeben.“ Das Ganze trug das Gepräge des Scherzes; denn der Prinz wußte recht gut, daß das seinen Namen führende Schiff sich vor den am Oberrhein und sogar in den Festungen Coblenz und Mainz statt gehabten wiederholten Angriffen nicht anders als durch die Umtaufe zu retten wußte; diese aber geschah vermittelst eines Namens, der höher und ernster nicht gewählt werden konnte, und der Verwaltung, in den bedauerlichen Krisen, in denen Deutschland sich befand, doppelt passend erschienen.

Literatur.

F. C. Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk, unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet von Dr. G. L. Kriegk. Frankfurt a. M. Expedition von Schlosser's Weltgeschichte.

Der Deutsche hat leider die bittere Erfahrung gemacht, daß, während er sich in romantischen Träumen wiegte, der Boden unter seinen Füßen untergraben worden; er sieht nachgerade ein, daß sein Vaterland für immer aus der Geschichte verschwunden muß, wenn sein Volk sich nicht bald ermannt und den Propheten horchen will, die zu ihm reden: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!“ Der, welcher das Buch der Geschichte seinem Volke öffnet, zeigt ihm die Dinge, die da kommen sollen. — Schlosser, dessen Darstellungsgabe, dessen klar freisinnige Anschauung unbestritten und allgemein anerkannt ist, hat in seiner volksthümlichen Geschichte jetzt den neunten Band vollendet, ist bis zum Beginn des sechzehnten Jahrhunderts fortgeschritten und schuldet seinen Lesern nur noch die Neuzeit. Der Vater der Geschichte las seine Bücher einst dem Griechen-Volke auf den olympischen Spielen unter lautem Zujauchzen des Volkes vor; möge auch hier das ganze deutsche Volk seinem Seher zuhorchen und denselben durch Thaten feiern. Mögen die Demokratie an Tiefe, an gesundem Urtheile gewinnen; mögen die Aristokratisch-Gesinnten einsehen lernen, daß durch Zerwürfnisse Alles verloren geht, wenn starke Nachbarn ringsumher gerüstet stehen, und mögen die so lebendig geschriebene Geschichte im Volke auch lebendig werden!

W.

Korrespondenz.

Darmstadt, 12. Nov.

Wie wir vernehmen, so hat die hiesige israelitische Gemeinde, in Erwägung unabweislicher Zeitverhältnisse, sich veranlaßt gesehen, in Berathung über ihre Religionsverfassung zusammen zu treten, um in gemeinschaftlicher Einigung zu entsprechenden Reformen derselben baldigst zu gelangen. Von Seiten dieser Gemeinde, heißt es ferner, seyen Einladungen an die Landjudenschaft zur Betheiligung an den Berathungen, deren bereits mehrere stattgefunden, ergangen. Die beabsichtigten Reformen scheinen sämmtlich darauf hinzugehen, daß man den alten Rabbinismus und Talmudismus möglichst beschränken und mit Aufgebung vieler Satzungen, die längst veraltet und für die bürgerliche Stellung der Israeliten sogar äußerst erschwerend sind, dem reinen Mosaismus einen größeren Einfluß auf das gesammte Religionswesen einräumen will. Zu den Reformen, die insbesondere als nothwendig erachtet worden seyen, sollen namentlich gehören: Die Abschaffung der Beschneidung, die Beschränkung der Feiertage, die Verlegung des Sabbaths auf den Sonntag und noch mehrere andere Punkte der Religionsverfassung und des Ceremonialgesetzes, welche, in heutiger Zeit, allerdings die Prüfung denkender und aufgeklärter Israeliten in Anspruch zu nehmen scheinen. Eine gänzliche Lossagung vom Talmud, wenn sie je bei einer israelitischen Gemeinde in Deutschland erfolgen sollte, wäre übrigens nicht neu in der Geschichte des Judenthums, da die in dem östlichen Europa lebende, sehr achtbare Secte der Karaiten, die blos vom Landbau lebt, keine andere Religionsvorschriften kennt, als die, welche in den Büchern Mosis und den Propheten enthalten sind.

Frankfurt, 21. Nov. 1849.

Zum Besten der Mozart-Stiftung findet heute Samstag den 24. Nov. im großen Saale des Weidenbusches ein Konzert des Frankfurter Liederkranzes in Form seiner großen Versammlungen, mit Restauration, statt. Das Programm bietet: Erste Abtheil. 1) Serenade aus der Oper: „Cosi fan tutte“ von W. A. Mozart, Solo und Chor, mit Harmoniebegleitung. 2) Quintett in F dur. 3) Quintett in es dur, aus der Oper: „Cosi fan tutte“ von W. A. Mozart. 4) Konzert für die Violine von Rhode, gespielt von der 11½jährigen Pauline Höfflmayr, Schülerin von Alard in Paris und de Beriot in Brüssel. 5) Rolandslied, — Solo mit Chor, componirt von Bernhard Schädel. Zweite Abtheil. 6) Chor von Cherubini, „die Liebe“, mit Harmoniebegleitung. 7) Lied von F. Messer. 8) La promessa, Canzonetta für Sopran. 9) Solo für die Flöte. 10) Triumph des deutschen Liedes, Gedicht von Fr. Stoltze, Solo und Chor, componirt von Ludwig Gellert. Dritte Abtheil. 11) Wasserfahrt, Chor von Tittl. 12) Trinklied, Chor von Mangold. 13) Die Advokaten, komisches Terzett von F. Schubert. 14) Komisches Quodlibet, Solo und Chor von Kunz. — Der Saal wird um 6 Uhr geöffnet, das Konzert beginnt gegen 8 Uhr. Billets à 48 kr. sind in der Musikalienhandlung des Hrn. André, bei dem Cassier der Stiftung Hrn. J. F. Quilling, Liebfrauenberg, und Abends an der Casse zu haben. Der Eingang ist nur von der Töpfergasse aus.

Redekünstlerische Abendunterhaltung.

Sonntag, den 25. d., in meiner Wohnung. Eintrittspreis: nach Belieben, jedoch erwartet man nicht unter 12 kr. Der Anfang ist genau um 5 Uhr und das Ende ungefähr um halb 7 Uhr.

Johann Hartig, Graben, 33.

Theater-Anzeige.

Samstag, 24. Nov. (Neu einstudirt): Struensee, Trauerspiel in 5 Akten von Michael Beer. Die vorkommende Musik ist von Giacomo Meyerbeer. Die Vorstellung beginnt morgen um 6 Uhr.

Sonntag, 25. Nov. Börsen-Glück, oder: Einmalhunderttausend Thaler, Posse mit Gesang in 3 Abth. von D. Kalisch, Arrangement der Musik vom k. Musikdirektor Gährig. Hierauf: Die Rückkehr des Landwehrmanns, oder: Der Kurmärker und die Picarde (zweiter Theil), Genrebild mit Gesang und Tanz von Cohnfeld, Musik componirt und arrangirt von Riede.

Montag, 26. Nov. (Zum Vortheil des Hrn. Caspari und neu einstudirt): Richard Löwenherz, Oper in 3 Abth., aus dem Französischen von Andre, Musik von Gretry. Hierauf (lebendes Bild): Ezelino im Gefängniß, nach Lessing, ausgeführt von den Mitgliedern des Theaters. Zum Schluß: Der Kurmärker und die Picarde, (erster Theil), Genrebild von L. Schneider, Musik von H. Schmidt. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 282. Montag, den 26. November 1849.

Das Schloß von Croyat.

Nach dem Französischen des Paul Feval bearbeitet von August Marckhoff.

(Fortsetzung.)

Moustier hatte die Arme auf der Brust gekreuzt, um seiner Rede mehr Kraft zu geben.

Charles stand aufrecht vor seinem Richter, während Anna verwirrt ihr Gesicht zwischen ihren Händen verbarg.

„Gehen Sie im Augenblick aus meinem Hause," erwiederte Moustier im ersten Tone.

„Herr! . . ." stammelte Charles.

Moustier hob die Augen zum Himmel.

„Ich glaubte die Verkehrtheit der Menschen zu kennen!" murmelte er, zu sich selbst sprechend, „aber eine zu weit getriebene Undankbarkeit! . . ."

Er hielt wie mit erstickter Stimme inne.

„Herr," erwiederte Charles, der einige Festigkeit wieder gefunden hatte, „hören Sie mich an. Ich bin unschuldig."

„Schweigen Sie, Herr, und vergrößern Sie nicht noch durch Lügen Ihr Unrecht! . . ."

„Herr . . . ich betheure Ihnen . . ."

„Ruhig! sage ich! . . . Wagen auch Sie, mein Fräulein, sich unschuldig zu nennen?"

Anna, das arme Kind, antwortete nur durch einen Thränenstrom.

„Ich werde für Sie antworten!" sagte Charles mit Würde: „ja, mein Herr, sie ist unschuldig, unschuldig, wie die Engel im Himmel!"

„Sparen Sie gefälligst Ihre hochtrabenden Worte," erwiederte Moustier barsch, „hoffen Sie mich noch zu täuschen? Ich habe Sie aufgenommen, ich bin Ihnen Vater gewesen . . . und Sie? . . . Sie haben meine Tochter verführt."

„Ich schwöre Ihnen . . ."

„Sie liebt Dich?" rief Moustier, in einen andern Ton übergehend, „ich will darauf schwören, daß sie Dich liebt! . . ." Er betrachtete Charles und fuhr dann fort:

„Was hofften Sie denn, mein Herr?"

Charles antwortete nicht. Er hatte niemals diese doch so einfache Frage an sich gerichtet; und als er nun den Abstand maß, der ihn von seiner Geliebten trennte, senkte er das Haupt.

Moustier warf ihm einen furchtbaren Blick zu und nahm das junge Mädchen bei Seite.

„Anna, liebst Du ihn?" sagte er in strengem und zugleich väterlichem Tone. Um Antwort zu erhalten, mußte er dreimal seine Frage wiederholen; endlich stammelte das junge Mädchen ein hinreichend verständliches Ja.

„Unglückliches Kind!" rief Moustier mit theatralischer Gebärde. „Das fürchtete ich! . . ." Er ergriff den Arm des jungen Mädchens und kehrte mit großen Schritten nach dem Schlosse zurück. Zehn Minuten später trat Charles auf seinen Befehl in sein Zimmer. Moustier deutete ihm an, sich zu setzen, betrachtete ihn mit strengem Blicke und begann: „Ich habe nachgedacht, mein Herr . . . Sie müssen meine Tochter heirathen! . . ."

„Sollte es möglich seyn?" unterbrach Charles, plötzlich in den siebenten Himmel versetzt.

„Oder Sie verdienen, als ein Ehrloser und ein Bettler aus dem Lande gejagt zu werden!" . . ." fuhr Moustier mit eisigem Tone fort. „Unterbrechen Sie mich nicht," erwiederte er im Augenblicke, wo Charles den Mund öffnete, um ihm zu antworten; „ich bin Herr von Croyat, es wird die leichteste Sache von der Welt seyn; . . . ja, ja! . . . unterbrechen Sie mich nicht! . . , Ich weiß, Sie werden mir sagen: „Ich verlange blos Anna zu heirathen;" ich aber, mein Herr, will nicht, verstehen Sie!"

Charles wollte reden, aber Moustier legte ihm mit einem Winke Schweigen auf und fuhr fort:

„Nein, mein Herr, ich will es nicht . . . oder vielmehr ich will es blos unter einer einzigen Bedingung."

„Welche?" fragte Charles lebhaft.

„Hören Sie mich aufmerksam an, ich bitte Sie . . . ich habe diesen Gegenstand bereits berührt, doch Sie schienen zerstreut . . ."

„Barmherzigkeit! worum handelt es sich?"

„Hören Sie! Ich habe ein großes Interesse dabei, daß der Mensch, den man den Bettler nennt, und der, wie ich Ihnen bereits gesagt, Niemand Anderes als ein alter Adeliger des Landes ist . . ." Moustier schien zu zögern.

„Nun! . . ." versetzte Charles, vor Ungeduld brennend.

„Ich habe ein großes Interesse dabei, daß dieser Mensch verhaftet wird."

„Geben Sie mir fünf und zwanzig Leute," unterbrach Charles.

„Ich werde sie Ihnen geben . . . aber es liegt mir daran, alles Aufsehen zu vermeiden." Moustier hielt nochmals inne, im Glauben, begriffen zu seyn. Als er sah, daß Charles ihn noch immer betrachtete, wie wenn er eine Erklärung erwarte, fuhr er nicht ohne Verwirrung fort: „Ich wollte, diese Verhaftung geschähe so im Stillen . . . kurz, Herr, ich will um jeden Preis Aufsehen vermeiden!"

„Um jeden Preis!" wiederholte Charles zögernd.

„Um jeden Preis! . . . verstehen Sie mich? . . ."

„Ich weiß nicht . . ."

„Ich will mich deutlicher erklären . . . Sie haben eine Zusammenkunft mit diesem Manne . . ."

Charles machte eine Gebärde, die Moustier mißdeutete.

„Pfui doch!" fuhr er fort, den Gedanken des jungen Mannes zu errathen glaubend, „Sie werden keine Gefahr laufen . . . Ihre Leute sollen sich vorher verbergen . . ."

„Niemals!" rief Charles laut, „das ist ehrloser Verrath, was Sie mir da vorschlagen, mein Herr!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Rastatter Casematten-Erzählungen eines Freigewordener.

(Fortsetzung.)

Man hatte jetzt Blut gesehen und es gährte die Lust zu neuer Opferung. In den Wirthshäusern tobte es gewaltig, der ungezügelte Genuß des Weines steigerte die Wuth dieser Unsinnigen. Gegen Abend strömte eine tobende Masse, Artilleristen, Volkswehr und Infanteristen, mit geschwungenen Waffen nach dem Gefängniß des andern, als Spion Eingekerkerten, ein gewisser Weil von Straßburg. Der Widerstand der Wache, des Gefängnißschließers war vergeblich; in kurzer Zeit kam der zu einem dichten Volksknäuel angewachsene Haufe nach der Stadt zurückgewälzt, in seiner Mitte, erkennbar durch einen dichten Kreis von hochgeschwungenen Säbeln, das unglückliche Schlachtopfer. Durch das Dörfchen über die Murgbrücke, den Marktplatz nach dem Rathhaus hin, bewegte sich der Menschenballen unter fürchterlichen Drohungen und Verwünschungen gegen alle Verräther und Spione. Vor dem Rathhaus hielt der Zug, die Ursache war nicht zu erfahren; nach erhöhtem Getobe und Geschrei ging es weiter den äußeren Festungswerken, links vom Kirchhofe, zu. Hier machte ein geschlossenes, mit Schildwacht versehenes Thor den Zug halten. Des armen Sünders Qualen schienen jetzt ihr gräßliches Ende finden zu sollen. In der Mitte des Menschenknäuls gewahrte man Bewegungen, Säbelklingen und Bajonnette zogen einen inneren freien Kreis, als wenn in diesem die Schlächterei vor sich gehen sollte. Das verworrene Geschrei machte jede Anstrengung, etwas Bestimmtes hören zu wollen, unnütz. In diesem fürchterlichen Augenblicke kam ein Reiter angesprengt, es war Metternich; so viel ich vernehmen konnte, war er gekommen, den Unglücklichen zu retten. Seine Worte wurden nicht mehr gehört; das Einzige, was er erlangt zu haben schien, war das Versprechen: den Spion nicht — wie beabsichtigt — zu metzeln, sondern regelrecht zu erschießen. Nach diesem Aufenthalte wurde das Thor mit Gewalt geöffnet und der Zug strömte nach einem der inneren geschlossenen Festungsgraben hin, wo Platz gefaßt wurde. Die Sonne hatte eben ihre letzten Strahlen gesendet und Dämmerung lagerte sich auf die Blutscene. Noch einmal erscholl wirres wildes Geschrei, noch einmal klirrte das Schwingen der Säbel, als plötzlich eine derbe Kehle laut um Stille rief. Die jetzt folgende Schlußscene wird meinem Gedächtniß ewig unvergeßlich bleiben.

Der Unglückliche, den man nun schon beinahe zwei volle Stunden alle Folterqualen des gewissen Todes hatte erleiden lassen, hatte um Gehör für die letzten Worte gebeten und es war ihm gestattet worden. Mit fester, vernehmlicher Stimme sprach er: „Liebe Mitbürger und Freunde, so wahr die Sonne eben noch geschienen, so wahrhaftig und gewiß wird es sich erweisen, daß ich — wenn ihr mich dem ordentlichen Gericht nicht entzieht —, daß ich nicht — daß ich unschuldig bin!“ —

Auf die feierlichste Stille, welche während dieser letzten Anrede geherrscht, brach der Sturm von Neuem los: Nieder mit dem Hund, der Verräther muß sterben, war das Urtheil auf die Vertheidigung. Man sah in der Dämmerung sich die Masse nach einer Stelle hin lichten, wo das Opfer, an eine Mauer gelehnt, hingedrängt war, ein Blitz zuckte durch das Dunkel, die Salve krachte und der Spion hatte aufgehört zu leben.

Mit tiefem innerem Schauder verließ ich den unheimlichen Ort. —

Die Volksjustiz hatte — ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren — in ihrem Ingrimme vielleicht einen Schuldlosen gemordet, und dann war ein Verbrechen begangen! Aber es war begangen im gerechten Grimme über die Schlaffheit seiner Regierung, im gerechten Grimme über treulose Führer; es war begangen Angesichts der nur zu lauten Thatsachen: daß, während Volk und Armee Gut und Blut der Regierung zur Verfügung stellten, diese, in unbegreiflicher Zaghaftigkeit, aus unbegreiflichen Gründen, es nicht zu wagen schien, das selbst geschaffene Gesetz gegenüber dem gefährlichsten Feinde geltend zu machen.

Ich habe jetzt das Geschehene erzählt mit den Gefühlen, die der Moment im Menschen erzeugt, und das konnte ich nicht anders, weil ich ein Herz habe, das auch für meinen Feind noch schlägt. Als Parteimann sehe ich die Sache anders an. Die Partei der Revolution hat, wenn hier überhaupt ein Verbrechen begangen worden, diesem nur durch ihr passives Verhalten einen Vorschub geleistet, das Factum selbst ist eines von denen, wie es jede Zeit, jede Geschichte wohl aufzuweisen hat. Die Partei, deren Prinzip die Humanität ist, die Partei der Demokratie, muß hier nur den Vorwurf hinnehmen, durch verkehrte Anwendung ihres Prinzips den Gegnern eine Gelegenheit verschafft zu haben, ihre hundertfachen blutdürstigen Executionen beschönigen zu dürfen durch dies eine Beispiel der Volksjustiz. Denn, entweder waren die beiden Individuen schuldig — die Umstände, unter denen sie ohne Legitimation, ohne genügende Angabe des Zweckes, der sie in eine Festung, mitten in eine Armeeposition, brachte, in der man eben im Begriffe war, den Feind zu erwarten, sprechen sehr für diese Annahme des Schuldig — und dann mußte sie das Gesetz, das Kriegsgesetz aller Völker, schnell und sicher treffen, oder sie waren unschuldig, und dann mußte man die Kraft, den nothwendigen Muth haben, die entfesselten Leidenschaften der aufgeregten Menge zu zügeln; man mußte mit eigener Gefahr diesen Muth zeigen, im Interesse der Sache, der man sich geweiht. Oder war etwa ein Gewinnst darin für die Sache, daß die Führer das Volk richten ließen und dadurch sich selbst, die Träger des Ganzen, als machtlos, als moralisch todt hinstellten?

Oder, was noch schlimmer, calculirte man etwa auf die Möglichkeit einer kommenden Niederlage, einer kommenden Unterdrückung, und wollte man für einen solchen Fall sich einer etwaigen Verantwortung dadurch entziehen, daß man Nichts that, weder verurtheilte, noch frei sprach? O, dann wäre es besser gewesen, man hätte sich nie dahin gestellt, wo man nur dann mit Ehren stehen kann, wenn man mit ganzem, ganzem festen Willen ausgerüstet, nicht rückwärts, nicht seitwärts schaut, sondern nur vorwärts, dem ausgesteckten Ziele nach, kühn der dunklen Zukunft entgegen blickt.

Eine Regierung, die Unrecht straflos walten läßt, verliert im Volke ihren natürlichsten Stützpunkt, den Glauben an ihre Macht, ihre Kraft und ihren guten Willen, sie verliert mehr dadurch, als wenn sie selbst, mit Gefahr eines möglichen Unrechts, eine schnelle That sich erlaubt.

Sey niemals halb, nur immer ganz,
So hast du Kopf und Schwanz.

Und Roß und Reiter sah man niemals wieder!

Es war am Morgen des 29. Juni, als die badische Armee in der ausgedehnten Linie vom Rhein bis an das Gebirge von den preußischen Truppen angegriffen wurde.

Von den Einzelheiten des für sämmtliche Truppen ziemlich heißen Tages, vom Schauplatz des Gefechtes selbst, vermag ich nichts zu schreiben, mein Dienst hielt mich im Kriegsministerium — welches im linken Flügel des Schlosses seinen Sitz hatte — gefesselt. Die Meldungen, welche von den auf der Jupitersplatte beobachtenden Offizieren dem Minister zugingen, von wo dieselben nach genommener Einsicht sofort dem Generalcommando zugefertigt wurden, folgten Schlag auf Schlag und schienen Sieg der Unserigen zu verkünden. Auf dem Gesichte des Kriegsministers Werner war Hoffnung zu lesen. — Nach Mittag bestieg er selbst das Pferd, um dem Gefechte in der Nähe beizuwohnen, hinterließ aber die bestimmte Weisung für die Beamten des Ministe-

Digitized by Google

riums, sich nicht eher aus den Bureaux zu entfernen, bis er zurückgekehrt sey. Der Nachmittag verging, wie der Morgen, die Meldungen folgten sich eben so rasch, man vermochte sich jedoch aus diesen Details, ohne nähere Kenntniß von den Stellungen der einzelnen Truppenabtheilungen, keine Uebersicht über den etwaigen Ausgang des Kampfes zu verschaffen. Mit Spannung sahen wir daher der Rückkehr des Ministers entgegen. Endlich Abends 9 Uhr kam derselbe angesprengt. Seine Hast, mit der er alle disponiblen Federn seines Bureau's jetzt in flüchtigste Bewegung setzte, ließ Wichtiges errathen. Ein Armee-Bülletin, das von einem Siege deutscher Tapferkeit über die feindlichen Truppen sprach, zugleich aber die Bewohner des Oberlandes aufrief, in Masse aufzustehen, Alles zu opfern, Gut und Blut, um den Feind vollends und mit einem Schlage von dem vaterländischen Boden zu verjagen, den Brüdern beizuspringen mit Rath und That, durch schnellste Herschaffung von Lebensmitteln die Vertheidigung des Vaterlandes zu unterstützen, war das Erste; 10,000 Exemplare sollten die Nacht noch gedruckt werden. Hiernach kam eine gewichtigere Ausfertigung: die Legitimation und quasi Instruktion für eilf in größter Eile ernannte Civilcommissäre, die noch selbige Nacht in sämmtliche Bezirke des Oberlandes abzureisen bestimmt waren, und welche den speciellen Auftrag erhielten, in allen Gemeinden Sturm läuten und Feuerzeichen anzünden zu lassen, alle waffenfähige Mannschaft, sowie alle disponiblen Waffen, Zündhütchen und Munition aufzubieten, mit einem Worte, einen allgemeinen großen und letzten Aufstand des gesammten Landes ins Werk zu setzen.

Bei Widersetzlichkeiten gegen eine ihrer Anordnungen legte diese Legitimation den Commissären die Vollmacht über Leben und Tod bei.

Mit dieser echt revolutionären Handlung schloß dieser wichtige Tag. Eilf Uhr Nachts verließ ich das Büreau, mit der leisen Ahnung, daß es mit dem Siege nicht so ganz richtig seyn müsse, zumal in Betracht der eilf Commissäre und deren Aufträge. Ein großer Verehrer von jeglichen Kraftmaßregeln, so muß ich doch gestehen, daß ich keine großen Hoffnungen in ihre Wirkungen setze, wenn dieselben so zu sagen als letztes verzweifeltes Remedium in Anwendung gebracht werden sollen.

Sie kommen mir dann vor, wie die unfreiwilligen Stoßseufzer eines Ertrinkenden an alle Heiligen im Himmel und auf Erden!

Was war zu machen? die Commissäre reis'ten ab und ich begab mich nach Hause, um Hunger und Durst zu stillen und dann zu schlafen.

(Fortsetzung folgt.)

Sir James Roß' Nordpol-Expedition.

Die letzten Nachrichten, welche man von Sir James Roß' bis zu seiner plötzlichen Rückkehr hatte, reichten bis zum 20. Juli 1848, um welche Zeit die Expedition an der Westküste des Continents entlang in der Melville Bay nordwärts sich bewegte. (Melville-Bay liegt nordwärts über Grönland hinaus unter dem 77° der n. Br.) Die Schiffe fuhren hierauf die ganze Nordküste von Baffins-Bay entlang, bis herunter zum Barrow-Sunde, in die westlichen Gewässer, die völlig eisfrei waren, indessen fanden sie große Eismassen südlich quer vor Prince-Regent's-Einfahrt liegen, und steuerten daher, nachdem sie eine Flagge am Lande aufgerichtet und Cylinder mit Nachweisen deponirt hatten, wieder nordwärts die Baffins-Bay hinauf nach Cap Leopold, wo sie am 11. Sept. eintrafen. Kaum in dem dortigen bequemen Hafen angelangt, wurden sie durch das plötzliche Erscheinen des jungen Eises überrascht, und Sir J. Roß beschloß daher, diesen Platz zu seinem Winterquartiere zu machen. Schon am 24. Sept. war der Hafen völlig eingefroren. Ueber die Schiffe, die 650 Fuß von einander lagen, wurde nun sogleich vom Vordercastell bis zum Besanmaste ein Dach gebaut und die Matrosen fingen an, einen Schneedamm 7 Fuß hoch, von einem Fahrzeuge zum andern, aufzuwerfen. Zugleich ward für jedes Schiff ein Observatorium für magnetische Beobachtungen errichtet, ganz aus wohlgeglätteten Quadern von Schnee bestehend, mit Fensterscheiben von Eis und mit allerlei phantastischem Zapfenwerk und Schnörkeln ausstaffirt. Vom 9. Nov. bis zum 9. Febr. blieb die Sonne unsichtbar; während der langen Nächte wurden in Zwischendecke Schulen eingerichtet und die Matrosen im Lesen, Schreiben und Rechnen unterwiesen; ein Midshipman ertheilte Unterricht in der Navigation. Außerdem ward den Leuten reichlich Zeit gegönnt zu Ballspiel und anderem Zeitvertreib. Man sah keine andere lebende Geschöpfe als weiße Füchse, welche man in Fallen einfing und dann wieder laufen ließ, nachdem man ihnen kupferne Halsbänder angelegt hatte, auf welche die Nachweise der an verschiedenen Punkten deponirten Magazine gestempelt waren. „Twopenny Posimen" wurden diese Thiere von den Matrosen genannt. Manchmal suchten die Füchse die eisernen Stangen der Falle durchzunagen, und dann geschah es nicht selten, daß den armen Geschöpfen die Zunge an dem Metall festfror und abbrach. Die durchschnittliche Kälte war im October 17 Grad Reaumur unter Null, aber die vortrefflichen Heizapparate erhielten in den untern Räumen der Schiffe eine stete Wärme von etwa 12 Grad über Null. Weihnacht und Neujahrstag wurden auf's Heiterste gefeiert; die Leute erhielten doppelte Rationen, und unter dem fernen nächtigen Polarhimmel ward das Wohl der Königin Victoria mit gebührendem Enthusiasmus getrunken und manches Glas den abwesenden Freunden, den Weibern und Bräuten daheim gewidmet.

Alltags mußten die Leute Werkzeuge und tragbare Reiseapparate für die im Frühjahr zu veranstaltenden Ueberlandtouren anfertigen; andere holten auf Schlitten Kies vom Lande und streuten ihn über das Eis hin, damit er im Frühjahre, die Sonnenstrahlen einsaugend, das Mürbewerden des Eises befördere und das Zersägen desselben erleichtere. Im Spätwinter fing man an, einen Canal durch's Eis zu sägen, 50 Fuß breit und 13,000 Fuß lang. Durch diese Arbeiten wurden die Leute einigermaßen acclimatisirt und für die Entbehrungen auf den späteren Landreisen abgehärtet. Rings um Leopolds-Hafen sah man nichts als Schnee und nackte Felsen bis zu 1100 Fuß Höhe; Eisberge sah man sehr wenige.

Vom April an begannen die Excursionen über Land. Streifpartien von 7, 10, 20 Mann wurden von Zeit zu Zeit ausgesandt und weit und breit ward die Küste durchforscht. Die Hauptexcursion unternahm Sir James Roß selbst am 15. Mai mit einem Lieutenant und zwölf Matrosen. Natürlich ging die Expedition zu Fuße; sie nahm Rum, Brod, Fleisch, Conserven und eigene Schlafapparate mit. Ein solcher Apparat bestand zuunterst aus einem Theertuche, welches hinderte, daß unter dem Schlafenden der Schnee nicht aufthaue, und drüber aus einem förmlichen Gehäuse von Pelzen. Die Expedition reis'te die Küste entlang westwärts, etwa 50 geogr. Meilen; die Erschöpfung der Leute und die Abnahme der Provisionen zwangen dann Sir James widerstrebend umzukehren. Auf 8 Meilen weit sah er noch die Küste voll ungeheurer Eisblöcke, welche es unmöglich erscheinen ließen, daß hierher Schiffe gekommen seyn sollten. Ein uraltes Hirschgeweih und eine zerfallene Eskimohütte fand man an diesem unwirthlichen Gestade. Unterwegs schoß man einige Schneehühner und Enten. Eines Tages ward die Gesellschaft von einem ungeheuren Bären angegriffen. Das riesige Thier schritt keck auf sie zu, alle Flinten wurden auf ihn angelegt, aber alle bis auf eine versagten. Die eine Kugel traf, aber der alte Herr schien sich nicht viel daraus zu machen; er kratzte sich bloß

Digitized by Google

den Kopf, machte Linksum und schritt verächtlich von dannen. Ein ander Mal waren die Reisenden Zeugen einer sehr bequemen Fortbewegungsmethode. Auf einem 700 Fuß hohen Eisberge saß ein Bär, welcher auf seine Schinken sich niederkauernd, und dann mit den Vordertatzen sehr umsichtig sich steuernd, mit rapidester Geschwindigkeit zu Thale fuhr. Sir James kam nach 40tägiger Abwesenheit, fast ohne Proviant, wieder bei den Schiffen an, wo er beinahe schon verloren gegeben wurde. Man empfing ihn und seine Gefährten mit lautem Jubel.

Im Juni begann man mit dem Aufeisen, aber erst am 28. August erreichten die Schiffe mit unsäglicher Mühe freies Fahrwasser. Sie segelten nun nordwärts auf Melville-Eiland zu, am 1. Sept. aber fanden sie sich plötzlich bei stürmischem Nordwinde ganz von Treibeis eingeschlossen und trieben nun vollkommen hülflos, in steter Gefahr, 24 Tage lang, zwischen den Schollen. Endlich am 25. Sept. gelang es ihnen, aus dem Eise loszukommen, und die beiden Schiffe begrüßten sich mit lautem Hurrah, als sie dem nahen Untergange so glücklich entronnen waren. Von nun an segelten sie südwärts und gelangten ohne Unfall am 3. Nov. nach England.

Das Resultat der außerordentlichen Anstrengungen, durch welche diese denkwürdige Expedition möglich gemacht wurde, hat freilich den Hoffnungen nicht entsprochen, mit welchen Sir James Roß von England absegelte. Man hat von der verschollenen Expedition Franklin's keine Spur gefunden, allein ganz ohne Ergebniß ist das gefahrvolle und preiswürdige Unternehmen darum doch nicht geblieben. Einmal hat es die Gewißheit geliefert, daß an der Ostseite des Polarmeeres, welche Roß auf das genaueste durchforscht hat, bis jetzt von Franklin noch kein Versuch zur Rückkehr gemacht worden ist; — eine Gewißheit, welche zu der Hoffnung berechtigt, daß der kühne Seefahrer noch irgendwo westlichvon der bezeichneten Region mit seinen Schiffen sich befindet. Und dann ist wenigstens die beruhigende Ueberzeugung gewonnen, daß Alles, was in Menschenkräften steht, aufgeboten worden ist, um ihm die Rückkehr auch an der Ostseite der arktischen Gewässer zu erleichtern. Eine Unzahl von Buchten und Vorgebirgen der unwirthbaren Küste ist von Sir James Roß und seinen Leuten besucht worden, und an allen diesen Punkten sind bedeutende Magazine von Kohlen und Lebensmitteln zurückgelassen worden. In Port Leopold hat Sir James sogar ein vollständiges hölzernes Haus aufrichten lassen, dasselbe mit Proviant und Kohlen auf ein Jahr angefüllt und daneben die mit einer Dampfmaschine ausgerüstete Schaluppe seines Schiffes zurückgelassen, welche groß genug ist, um Franklin's gesammte Mannschaft nach den nächsten bewohnten Häfen zu bringen.

Mannichfaltigkeiten.

Im vergangenen Monate sind in Kopenhagen mehrere Werke von Thorwaldsen versteigert worden. Der spanische Minister hat einen Ganymed für 2000 Dollars erstanden. Der berühmte Ganymed mit dem Adler ist für das Kopenhagner Museum gekauft worden. Desgleichen sind für die französische Akademie der Wissenschaften einige Einkäufe gemacht worden.

Nach einer Prophezeiung eines im Jahr 1847 verstorbenen Benedictiners soll das bevorstehende Jahr 1850 ein überaus glückliches werden. In einer alten Stadt am Rhein wird ein Kirchencongreß abgehalten, der die Einigung und Versöhnung aller christlichen Parteien herbeiführt und dem Jesuitenorden für immer den Todesstoß gibt. Der Großsultan stirbt durch Gift und sein Reich wird ein christliches, Rußland wird Verlust erleiden durch ein kühnes Volk im Osten. Deutschland wird nach Innen und Außen stark und mächtig werden. Ein deutscher Fürst wird einen Staat im Orient gründen und Viele werden aus Thüringen und Schlesien dahin auswandern. Korn und Waizen, Erbsen, Bohnen und Linsen werden in solcher Fülle wachsen, daß die Scheunen den Reichthum nicht bergen können. Die Kartoffelkrankheit wird gänzlich verschwinden und die ältesten Leute werden sich nicht einer so reichen Kartoffelernte zu erinnern wissen. Der Wein wird den von Anno 11 bei weitem übertreffen. Wir halten still, setzt der Dorfzeitungsschreiber dieser Prophetenstimme hinzu.

Korrespondenz.

Von der Bergsteaße, 19. Nov.

Der Alterthumsfund bei Zwingenberg ist vielfach noch Gegenstand des Gespräches, obwohl die Zeit nicht der Art ist, daß eine solche Thatsache großes Aufsehen machen könnte. Besonders verursacht die Frage, wo die aufgefundenen Gegenstände untergebracht und aufgestellt werden sollen, viel Kopfbrechens. Einstweilen sind alle Gegenstände auf dem benachbarten Schlosse des Prinzen Karl (Heiligenberg) untergebracht worden, allein man befürchtet, daß sie später für immer dort verschwinden und nach Darmstadt wandern, daß sie dem Mosaikboden von Bilbel folgen dürften, der durch die Uebersiedlung beinahe zu Grunde gegangen seyn soll. Am wünschenswerthesten wäre es wohl, wenn man eine kleine Räumlichkeit der zerstörten Burg wiederherstellen wollte, um in derselben den Fund gemeinzugänglich zu machen. Die ganze Gegend würde durch diese Schätze an Interesse gewinnen: die Schätze selbst dadurch, daß sie am Fundorte sich befänden, um so werthvoller und bemerkenswerther blieben. Der zerbröckelte Mosaikboden von Bilbel ist im neuen Antikensaale der Hauptstadt unter fremden Merkwürdigkeiten blos eine Antiquaile, wo er an Ort und Stelle eine lebendige Geschichtsurkunde, ein redendes Denkmal gewesen seyn würde! Die mittelalterlichen Schätze würden neben diesem Boden vielleicht mittelalterlichen Plunder bilden, wo sie hier, in passender Weise angebracht, Urkunden und Weisthümer an Werth blieben. Anerkennenswerth ist hier in vollem Maße das Verfahren der preußischen Regierung, dem wohl eher erlaubt gewesen, die reichen Rheingegenden zum Vortheile des an Denkmälern armen Ostens auszubeuten. Trotzdem hat aber der König die ihm geschenkten reichen Mosaikböden auf der römischen Villa bei Trier, nichts destoweniger, daß sie meilenweit von der Stadt lagen, auf's Neue von Gebäuden umgeben und überdachen lassen; hat die Grabkapelle von Weiden bei Köln durch ein prächtiges aufgeführtes Gebäude geschützt, in welchem alle die Funde aufgestellt sind, welche man bei Ausgrabung des Sarellums machte. Möge solches ehrenvolle, kunstsinnige Verfahren nur allenthalben Nachahmung finden!

Berichtigung.

In dem Aufsatze: „Abschied vom Walde" (Didaskalia Nro. 278), steht in der 26. Zeile der zweiten Spalte von oben: erfrischen Labequells statt „erfrischenden Labequells"; sodann in derselben Spalte, 17. Zeile von unten: Sonne statt „Seene". In der vierten Verszeile des Schlusses (Nro. 279) lese man „entzückt" statt entzück.

Theater-Anzeige.

Montag, 26. Nov. (Zum Vortheil des Hrn. Caspari und neu einstudirt): Richard Löwenherz, Oper in 3 Abth., aus dem Französischen von Andre, Musik von Gretry. Hierauf (lebendes Bild): Lessing im Gefängniß, nach Lessing, ausgeführt von den Mitgliedern des Theaters. Zum Schluß: Der Kurmäcker und die Picarde, (erster Theil), Genrebild von L. Schneider, Musik von H. Schmidt. Mit aufgehobenem Abonnement.

Dienstag, 27. Nov. Die Räuber, Schauspiel in 5 Abth. von Fr. v. Schiller.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 283. Dienstag, den 27. November 1849.

Das Schloß von Croyat.

Nach dem Französischen des Paul Feval bearbeitet von Luzust Marckhoff.

(Fortsetzung.)

Es lag so viel Energie, so viel hoher Adel in der Haltung und der Stimme des jungen Mannes, daß Moustier nicht fortzufahren wagte. Nach Verlauf einiger Sekunden stammelte er:

„Erlauben Sie! das ist eine einfache Kriegslist."

Aber Charles verneigte sich kalt und ging nach der Thüre, ohne ferner zu hören.

Moustier blieb einige Augenblicke unentschlossen.

„Dieses verdammte Blut kann sich also nicht verläugnen!" murmelte er endlich, „wir wollen suchen, uns davon zu befreien." Und ohne sich weiter mit der Liebe von Charles und mit der Unklugheit seiner Tochter zu beschäftigen, entwarf der ausgezeichnete Vater einen Plan, um sich des Bettlers zu bemächtigen. Gegen seine Gewohnheit hatte er offen gesprochen. Es lag ihm daran, daß diese Gefangennahme ohne Geräusch geschehe. Die Männer der Justiz haben sich seit 1813 wenig geändert, damals wie heute war die Oeffentlichkeit eines Rechtsstreites für einen Mann in der Lage Moustier's eine zu fürchtende Sache. Wenn der Bettler vor einem Gerichtshofe auftrat, so blieb dem Herrn von Croyat weiter nichts übrig, als Frankreich zu fliehen; denn so alt auch eine Schandthat seyn mag, so treten doch immer noch Zeugen auf, wenn die Stunde der Gerechtigkeit schlägt.

Moustier wußte, wie sehr er dem Worte Charles vertrauen konnte; wenn der junge Mann seine Hülfe und Schweigen versprochen hätte, so war Alles gut, aber jetzt konnte er nicht mehr darauf rechnen. Moustier richtete seine Augen auf seinen Gehülfen, Herrn Lefeuvre.

Herr Lefeuvre war weder gut noch treu; aber er galt dafür, den Teufel nicht zu fürchten, und dies war bei der gegenwärtigen Lage der Dinge ein wichtiger Punkt. Moustier hielt eine lange Unterredung mit ihm.

Der Gehülfe kannte einen Theil der edlen Thaten seines reichen Gönners. Diese Unterhaltung gewährte ihm doppelten Vortheil: Zuerst eine volle Ueberzeugung von der Bosheit seines Herrn, dann eine beträchtliche Summe für seine Verschwiegenheit, wofür Herr Lefeuvre sich verstand, fünf und zwanzig Mann unter den entschlossensten Leuten des Fleckens zu nehmen, und d n Bettler am Orte der Zusammenkunft zu verhaften.

„Doch, Herr Lefeuvre," sagte Moustier, als er Abschied von ihm nahm, „wohl verstanden, daß es nicht nöthig ist, diesen Mann zu tödten."

„Wenn er sich aber zur Wehre setzt? . . ."

„Wenn er Widerstand leistet," sagte Moustier, „nun! . . . Sie werden dann am besten wissen, was zu thun . . . in einem solchen Falle . . . ein unglücklicher Zufall! . . ."

Lefeuvre machte ein bejahendes Zeichen.

„Uebrigens, Herr Lefeuvre," fuhr Moustier fort, „sind Sie ja ein kluger Mann, ich verlasse mich ganz auf Sie . . ."

X.

Die weiße Binde.

Charles verließ das Kabinet Moustier's mit brennendem Haupte und Verzweiflung im Herzen. Er fühlte keine Reue über sein Handeln; nur verwünschte er, bei dem Gedanken an die Tochter Moustier's, an seine Liebe, die er jetzt getheilt wußte, das Schicksal, welches durch ein grausames Spiel ihm mit einer Hand das Glück zu bieten schien, um es ihm mit der andern zu entreißen. Er durcheilte traurig die Alleen des Gartens und suchte Anna auf, um Abschied von ihr zu nehmen, als er seinen Namen rufen hörte. Er blickte auf, sah jedoch Niemanden an den Fenstern des Schlosses. Man rief zum zweitenmal; er erkannte die Stimme Thereſens.

Die alte Frau, die immer in ihm nicht das aus Mitleid aufgenommene Kind, sondern den Sohn und Erben ihres alten Herrn erblickt hatte, bezeigte ihm bei jeder Gelegenheit eine Zärtlichkeit, die von der Macht der Erinnerung zuweilen sogar in Ehrerbietung verwandelt wurde. Charles war für sie noch immer ein Kind, denn da sie seit längerer Zeit die Jahre nicht mehr zählte, so hatte sie nicht bemerkt, daß er ein Mann geworden war.

Seit dem Morgen dieses Tages hatte sie sehnlichst gewünscht, ihn zu sehen. Die Vorfälle der Nacht hatten ihren alten Körper zu sehr erschüttert, sie fühlte sich dem Tode nahe; und bevor sie Gott ihr Leben zurück gab, wollte sie Charles das Geheimniß seiner Geburt enthüllen, um auf diese Weise ihr Verbrechen so viel als möglich gut zu machen.

Charles seinerseits bedurfte einer Person, der er seinen Kummer mittheilen konnte. Er antwortete sogleich auf den Ruf Thereſens; aber während er die Treppe zu ihrem Gemache hinanstieg, fühlte die Alte ihren Entschluß schwinden; sie dachte an Moustier.

Was sollte aus ihr werden, wenn er jemals erfuhr, daß sie seinen Befehlen nicht gehorcht hatte. Sie wollte in Frieden sterben.

Beim Anblicke des eintretenden jungen Mannes blieb sie unentschlossen und verwirrt, aber das unglückliche Aussehen des armen Charles gab ihr leicht einen Vorwand, die Unterhaltung schicklich einzuleiten.

„Heilige Jungfrau! mein kleiner Charles!" sagte sie, „ist Dir ein Unglück begegnet."

Charles erzählte ihr in seiner Ungeduld, sein Herz zu erleichtern, seine Liebe für Anna und die entwürdigenden Vorschläge Moustier's.

Während er die Scene in dem Zimmer schilderte, unterbrach

Digitized by Google

ihn die Alte mehrmals durch Ausrufe des Zornes und des Erstaunens.

Charles, von diesen Aeußerungen ihres Unwillens verwundert, sagte:

„Nach Allem hat er Grund, die Verhaftung dieses Mannes zu wünschen, Dame Therese."

„Er hat Grund!" rief diese mit steigendem Zorne; „Du sagst, er habe Grund, Du! . . . Du, mein kleiner Charles!"

„Es ist ein alter, verarmter Adliger."

„Hat er Dir das gesagt?"

„Ja . . ."

„Ein Adliger . . . und Du verabscheust die Adligen, Du armes Kind! . . . Das hat er Dir eingeflößt! . . . Er hat Dir gesagt: Er ist ein Adliger! Ja, daran erkenne ich Baptiste Moustier; die Wahrheit täuscht, wie die Lüge. Dann," fuhr sie lebhaft fort, „hast Du Dich geweigert, nicht so?"

„Ja."

„Edles Kind! . . . Es ist doch mein kleiner Charles! Der gute Gott wird Dich dafür belohnen . . . Darauf? . . ."

Charles zögerte einige Sekunden. Dann sagte er endlich mit Mühe: „Dame Therese, hat er mich fortgejagt! . . ."

„Fortgejagt!" sagte Therese dumpf.

Zum erstenmal seit Jahren fand ihr Blut den Weg wieder in ihre Wangen; ihr Auge blitzte wie zur Zeit ihrer Jugend.

„Fortgejagt!" wiederholte sie mit Nachdruck. „Sie, meinen jungen Herrn! Sie hat man fortgejagt, weil . . . Ach! zuerst die Erniedrigung . . . dann das Verderben bis zum Vatermorde . . . Ach! . . ." Bei diesen Worten stand die Alte auf.

Charles, von dieser Aufregung erschreckt, wollte sie unterstützen, aber Therese streckte den Arm gegen ihn aus und sagte: „Wer hat das Recht, Sie von Croyat zu jagen, Sie?"

Der junge Mann hielt sie für toll. „Arme Therese," sagte er, „beruhigen Sie sich."

„Mich beruhigen," erwiederte die alte Frau, „mich beruhigen, wenn der Erbe so edler Herren . . ."

Sie hielt inne, dann fuhr sie fort:

„Hören Sie, Gott würde mich strafen, wenn ich noch länger schwieg; Baptiste ist ein Lügner. Baptiste . . . Doch! höre ich ihn nicht?"

Die Alte faltete plötzlich ihre Hände und sah ängstlich nach der Thüre.

(Fortsetzung folgt.)

Rastatter Casematten-Erzählungen eines Freigewordenen.

(Fortsetzung.)

Den folgenden Tag wiederholte sich das Spiel von Gestern, allerdings mit einigen Modifikationen und gänzlich veränderter Schlußscene.

Meine Ahnung hinsichtlich des verkündeten Sieges, meine geringen Zweifel an der Aufrichtigkeit des Armeebülletins, das in der Nacht im Druck gewesen und jetzt in Tausenden von Exemplaren im Bureau des Kriegsministeriums aufgeschichtet lag und der angeordneten schleunigsten Versendung nunmehr ungeduldig harrte, schienen zur Wahrheit werden zu wollen.

Der Minister Werner — sonst immer in aller Frühe schon anwesend und in voller Thätigkeit in seinem Bureau — erschien heute gar nicht. Durch Bürger Sander, seit den Rastatter Tagen Kriegsminister-Stellvertreter, erfuhren wir: Bürger Kriegsminister Werner sey hinausgeritten nach Oos zur Armee und werde wohl gegen Mittag zurückkehren.

Indessen dauerte der Meldungswechsel zwischen der Jupitersplatte, dem Bureau des Kriegsministers und dem Generalkommando lebhaft fort, wobei mich nur drei Dinge stutzig machten.

Erstlich das nach diesen Meldungen wiederholt berichtete Erscheinen, *also Vordringen*, preußischer Truppen auf verschiedenen Seiten, namentlich bei Kuppenheim und Muggensturm und das mehr und mehr eintretende Schweigen des Geschützfeuers; dann die Meldung der Ordonnanz, welche die Berichte an das Generalkommando zu bringen hatte, daß dort — nämlich im Gasthof zur Post, wo Mieroslawsky mit seinem Stabe sein Quartier aufgeschlagen gehabt — Niemand mehr anwesend sey, und endlich der Umstand, daß die verkündete und erwartete Rückkehr des Ministers Werner sich ungebührlich lange verzögerte.

Eine weitere Bestätigung meiner geheimen Gedanken, daß wir wahrscheinlich, was man so sagt, im Pech, in der Patsche saßen, fand ich in der unterbleibenden Verpackung und Versendung des famosen Siegesbülletins und noch mehrerer anderen Expedita; es mußte draußen vor der Festung nicht ganz geheuer seyn!

Nach und nach trat auf den Bureau's ein unheimlicher Stillstand im gewohnten Geschäftstreiben ein; Ruhe trat an die Stelle der Rührigkeit.

Es trat einer von jenen Momenten ein, wo man seinen Gedanken geheime Audienz ertheilt.

So verstrichen die Stunden in quälender Ungewißheit über Das, was in einem so kritischen Augenblick geschehen solle, was zu thun ohne höheren Befehl, ohne Vorgesetzte, denn seit 11 Uhr Morgens hatten wir auch nichts mehr von Bürger Sander gesehen. Endlich Nachmittags gegen 3 Uhr kam die schriftliche Ordre des Kriegsminister Werner, das Bureau solle sofort aufbrechen, Rastatt verlassen und ihm nach Offenburg folgen, wohin er sich zuvörderst mit dem Hauptquartier begeben habe.

Bürger Kriegsminister Werner, der hiernach mit Mieroslawsky und dem größten Theile der Armee nach dem Oberland hin, bereits vor so und so viel Stunden vielleicht schon, aufgebrochen war, überließ es also seinem Bureaupersonale, ihm nach Möglichkeit zu folgen oder auch nicht zu folgen; denn der Befehl war hier weniger maßgebend, als die ihn begleitenden Umstände, wie sich bald herausstellen wird.

Die Acten und übrigen Dienst-Utensilien wurden schnell gepackt, eben so die eigenen Effekten. Bis diese Geschäfte, die Requisition zweier Bauernwagen und die Einholung der Auspassirscheine vom Festungsgouverneur, abgethan waren, mochte es gegen 5 Uhr Nachmittags geworden seyn. Schriftführer Elsenhans, Expeditor Zimmermann, Lieutenant von Rosenberg, ein Diener und meine werthe Person, die wir das Personal des Kriegsministeriums bildeten, vertheilten uns, Gepäck und Individuen, auf die zwei Wagen und befahlen nunmehr nach dem Niederbühler Thor zu fahren, wo wir auspassiren wollten. Noch nicht am Thore angelangt, kamen uns mehrere Wagen entgegen, denen man das Auspassiren schon nicht mehr gestattet hatte, weil das Thor gänzlich geschlossen und der Feind an dieser Seite bereits die Straßen besetzt hatte. Ohne uns in eine nähere Untersuchung über die Richtigkeit dieser Angabe einzulassen, — die Zeit fing an kostbar zu werden — ließen wir umkehren und nach dem Sangweierthore fahren. Während hier der Wachtposten die Vorweisung der Passirscheine verlangte, gesellten sich einige betrunkene Soldaten als Gaffer und ungebetene Inquirenten zu uns, die sich, nachdem der Posten unsere Passirzettel gesehen und richtig befunden hatte, zuletzt unserer Abfahrt thätlich widersetzten. Es entstand natürlich Streit, da wir nichts weniger als gewillt waren, der anmaßlichen Brutalität einiger Soldaten wegen unser Vorhaben aufzugeben. Es dauerte aber nur wenige Minuten, so waren wir von einem ziemlichen Haufen Bewaffneter und Unbewaffneter vollständig umringt und so zu sagen festgehalten. Einige Rädelsführer, die sich bei solchen Gelegenheiten

Digitized by Google

stets finden, machten auf unser Gepäck aufmerksam, daß darin möglicherweise Staatsgelder oder gar verrätherische Papiere —? — versteckt seyn könnten und was dergleichen mehr, und so sahen wir uns plötzlich in der reizenden Lage, als Spione, Verräther und Gott weiß, was sonst für gefährliche Individuen, angesehen und hiernach behandelt zu werden. Unter Geschrei und Toben hatte der Haufe bereits von dem ersten unserer Wagen die Pferde abgespannt und verlangte jetzt, daß das Gepäck abgeladen, auf offener Straße geöffnet und von ihnen untersucht werde. Diesen verschiedenen Ansinnen wurde jedoch die entschiedenste Weigerung entgegen gesetzt und als einer der Soldaten, aus dem der Geist des Weins und des Kirschwassers ganz besonders redete, unserem Collegen Zimmermann die gespannte Muskete auf die Brust setzte, versetzte ihm dieser einen solchen Stoß mit seinem eigenen Gewehr, daß der Kerl rücklings zu Boden fiel. Diese Kühnheit und unser festes Auftreten gewann uns jetzt die Vermittlung einiger hinzugekommenen Offiziere, so daß wir unser bestimmtes Verlangen, auf das Schloß vor den Gouverneur gebracht zu werden, durchsetzten. Begleitet von einem sich immer vergrößernden Haufen von Gaffern und herumlotternder Soldaten, kamen wir nach einer Abwesenheit von $1^1/_2$ Stunde als Gefangene wieder zurück in's Schloß, das wir kurz zuvor mit ganz anderen Gefühlen verlassen hatten. Der Gouverneur Tiedemann war leider im Dienst abwesend. Beide Theile mußten sich also gedulden. Da aber unsere Effekten auf freiem Schloßplatz, inmitten einer Masse, deren Ansichten über Mein und Dein nicht vollständig zu beurtheilen, noch weniger aber zu garantiren waren, nicht gesichert schienen, so zogen wir es vor, dieselben auf unsere bisherigen Bureauzimmer bringen zu lassen, bis der Gouverneur erscheinen würde. Nach einigen Debatten mit den zeitigen Gewalthabern wurde auch dies ausgeführt, und bald befanden sich die Effekten, ihre Eigenthümer und die aediles plebeji sämmtlich unter Dach und Fach, d. h. in einem Zimmer beisammen. Feindliche Elemente berühren sich, les extrèmes se touchent, so ging es auch hier. Der Gouverneur blieb länger als man gedacht, dadurch kam es zu Worten, von Worten zu Redensarten und von Redensarten um ein Haar zu Thätlichkeiten. Um der Sache ein Ende zu machen, — die Völker waren nämlich der in gewissem Sinne nicht ganz unlogischen Ansicht, daß wir uns ja in ihren Augen auf das einfachste dadurch rechtfertigen könnten, wenn wir unsere Effekten zur Durchsicht öffneten — schlug ich vor, mit meinem Eigenthum den Anfang machen zu wollen. Mit der gehörigen Ruhe und großer Weitläufigkeit führte ich diesen Act jetzt aus, in der Absicht und Hoffnung, dadurch Zeit zu gewinnen, denn die Acten und Papiere einer fremden Durchsicht preiszugeben, fiel uns nicht ein.

Nachdem ich mein Werk vollbracht, nahm von Rosenberg seinen Koffer vor, und als hier ebenfalls nichts Verdächtiges zu sehen gewesen, erschien endlich der Gouverneur. Hier bedurfte es keiner großen Erörterung, um uns in wenigen Minuten von der aufgedrungenen Schutzwache und ihren Anhängseln befreit zu sehen, obwohl Bürger Oberst Tiedemann all' sein Ansehen gebrauchen mußte, um einige der lüderlichsten und unverschämtesten Gesellen in ihre Schranken zu weisen.

Durch alle die erzählten Einzelheiten und ärgerlichen Auftritte war es beinahe Nacht geworden, und da nach der Ansicht von Oberst Tiedemann es nicht rathsam gewesen, unsere befohlene und beabsichtigte Abreise jetzt in so später Stunde noch ausführen zu wollen, wurde beschlossen, vorerst bis Morgen in Rastatt zu bleiben und dann unsere Reise nach Umständen zu versuchen. Wie man eigentlich hätte voraussehen können, hätte voraussehen müssen, waren das pia desideria. Rastatt war und blieb eingeschlossen vom Feinde und wir mit; man harrte zwar in der ersten Zeit täglich und nächtlich auf den versprochenen Entsatz, aber vergebens; weder Werner, noch Mieroslawsky, noch Siegel kehrten zurück mit der gesammelten Armee, mit dem Landsturm des ganzen Oberlandes, um uns zu entsetzen, um uns die Freiheit zu bringen. Wir **blieben**, und Roß und Reiter sah man niemals wieder! —

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(**Oldenburg**, 19. Nov.) Aus Jever schreibt man: Am 13. Nov. Morgens 4 Uhr wurde hier ein auffälliges **Meteor** gesehen. Der Himmel war sternhell und klar, Nebel war nicht da. Wie von einem Blitze wurde plötzlich die Umgebung so erhellt, daß man fast alle Gegenstände erkennen konnte, und man erblickte in Osten des Himmels ein helleuchtendes Meteor, welches sich allmälig nach Norden zog. Es bestand aus einer hellen Kugel und einem mehrere Ellen lang erscheinenden Schweife von geringerer Helle, durch welchen die Sterne sichtbar waren. Als das Meteor zuletzt sichtbar war, war der Schweif gebogen und die Kugel wahrscheinlich nicht mehr zu sehen. Das Auffallendste ist die lange Dauer der Sichtbarkeit — man schätzt sie auf mindestens eine Viertelstunde. Ein Geräusch beim Verschwinden der Erscheinung hat man nicht wahrgenommen. — Wahrscheinlich gehört dieselbe zu den **Feuerkugeln**, welche von den neuen Naturforschern mit den **Aerolithen** und den **Sternschnuppen** in Verbindung gebracht werden. Dies wird durch das Datum, an welchem sie gesehen wurde, bestätigt. Für die periodischen Sternschnuppen- und Aerolithenströmungen sind 10. August und 12. bis 14. November bekanntlich die Haupttage.

(**Kopenhagen**, 17. Nov.) Zu Ehren **Adam Oehlenschläger's** war am 15. November, dem 70sten Geburtstage des jetzt lebenden größten Dichters im scandinavischen Norden, auf dem Schützenhofe von hiesigen Künstlern aller Branchen ein stattliches Fest arrangirt, an dem die bedeutendsten Persönlichkeiten Dänemarks sich betheiligten. Anderſen, Hertz, Heiber, Haup, Holst und andere Dichter brachten dem Greise ihre Huldigungen dar in zierlichen Reimen, die wieder, von tüchtigen Componisten in Musik gesetzt, von Sängern unserer Oper gesungen wurden. **Oehlenschläger** dankte ebenfalls in Versen, die in jeder Beziehung den Beweis ablegen, daß der 70jährige Greis sich die geistige Jugend vollkommen bewahrt hat. Der König hatte ihm Tags zuvor mit einem herzlichen Handschreiben das Großkreuz des Dannebrog übersandt. Ueber zweihundert Personen nahmen an dem Feste Theil. In diesen Tagen wird eine ausführliche Beschreibung desſelben, mit allen gehaltenen Reden, Toasten und Trinksprüchen im Buchhandel erscheinen, wovon der Ertrag der Invalidenkasse zufallen soll.

Der Berliner Verein zur deutschen Goethestiftung hat eine Sitzung gehalten und in derselben einen Antrag des von ihm gewählten Ausschusses zur Prüfung der eingegangenen Vorschläge, in welcher Art die Goethestiftung ausgeführt werden solle, durch einstimmigen Beschluß angenommen. Derselbe geht dahin: „Als **nächste** Aufgabe für die Goethestiftung die Erweckung und Belebung des deutschen Volksgesanges durch Liederfeste, in Verbindung mit Preisvertheilungen und Unterstützungen (für Dichtkunst, Tonkunst und bildende Kunst) zu empfehlen.

Digitized by Google

Literatur.

Belgien in politischer, kirchlicher, pädagogischer und artistischer Beziehung. Von Dr. A. Helfferich. Pforzheim und Brüssel. 1848.

Kein Staat Europa's hat seit dem Beginne des vorigen Jahres seine inneren Zustände und seine politischen und socialen Verhältnisse nach Außen so wenig gewechselt, als Belgien. Die Bücher, welche gleichzeitig mit dem reichhaltigen Werke Helfferich's die Zustände der Grenznachbarn Belgiens darstellten, können jetzt schon als Dokumente der Vergangenheit betrachtet werden, während wir im Wesentlichen Belgien heute noch Helfferich's Schilderung entsprechend finden. Was seitdem, d. h. seit der nächsten Zeit vor und nach der Geburt der französischen Republik, dort anders geworden ist, ist es nicht auf dem modernsten Wege des Sprunges und des Sturzes geworden, sondern auf dem der naturgemäßen Entwickelung. In diesem Wege, in dem Umstande, daß der neue, durch eine Revolution erzeugte Organismus Belgiens sogleich nach seiner Entstehung in das Geleis der Evolution kam, suchen wie auch die Hauptursache seiner Erhaltung. Aber vergesse man hier und überall nicht, daß auch nur die Evolution selbst, die lebendige Fortentwickelung, nicht der Stabilismus, die leblose Herrschaft des Stillstandes, den wiederholten Eintritt der Entwickelungsfieber, der Revolutionen, verhütet. Belgiens Unabhängigkeit entsprang nicht aus ganz reinen Elementen. Männer der geistigen Knechtschaft und des selbstsüchtigen Partikularismus halfen sie begründen; aber gesundere Triebe im Volke überwuchsen und überwältigten allmälig immer mehr die schädlichen Gewächse, und die Staatsgewalt lernte die Kunst, diese Triebe durch ein rechtzeitiges Durchschneiden der Schlingpflanzen zu unterstützen, ohne Allzuviel zu schneiteln und von außenher zu bilden. Doch ist der Staat noch immer im Werden und die Zukunft muß erst der Regierung das endgültige Zeugniß ausstellen, daß sie Klugheit und Entschlossenheit stets im rechten Maße verband. Im Jahre 1841 foederte Beelzebub duech den Bischof von Lüttich die Regierung auf, die Zukunft des Volkes von einem Inquisitionszeugnisse abhängig zu machen, welches jeder Lehrer von den Vorstehern seiner Kieche beizubringen und stets zu eeneuern hätte, wenn er eine Anstellung erhalten und behalten wollte! Und dieser Geist sucht heute noch die Geundlagen des Staates zu unterwühlen, mit demagogischer Appellation an die Macht des Unverstandes im Volke, wo die treubündlerische Insinuation nach oben: daß nur „der Glauben" die Welt erhalte, nicht gehöeig fruchten will. C'est tout commo chez nous! Der Idealismus, der selbst in den roheften Volksmassen lebt, läßt die bewegten Menschen immer eher auf die schönen Bannersprüche: „Glaube! Freiheit und Gleichheit! Wohlstand und Bildung für Alle! Ordnung und Sicherheit!" blicken, als auf die Befähigung und den Charakter der Bannerträger. Von jehee waeen nur die Teufel gefährlich, die sich als Götter zu maskieren verstanden.

Dr. Lorenz Diefendach.

Korrespondenz.

Mainz, 19. Nov.

Bei der letzten Pariser Industrie-Ausstellung erhielt Hr. Damian Knußmann von hier, bezüglich des von ihm erfundenen Instruments (künstlicher Blutentzieher), welches mit so glänzendem Eefolg in Spitälern sowohl in Frankreich als Rußland angewandt wied, die silberne Medaille. — In Deutschland dagegen dauert es lange, bis das Talent zur Geltung kommt und wied in dieser Beziehung noch Zeit dazu gehöeen, bis wir endlich den Feanzosen und Engländern gleichgestellt sind, deren Ministerien wahres Verdienst besser und schneller schätzen und belohnen.

Berlin, 24. Nov.

Der berühmte Operncomponist Balfe, Kapellmeister am Theater der Königin von England, hält sich hier auf, um seine neue Oper; „Der Mulatte", auf der Hofbühne zur Aufführung zu bringen. — Meyerbeer's „Prophet" wird erst im Apeil 1850 hiee unter Mitwiekung des Hen. Tichatscheck und der Frau Viardot-Gaecia zur Aufführung kommen. Der Gen.-Intend. des k. sächs. Hoftheatees, Geh. Rath v. Lüttichau, befindet sich in Paris, um dort wegen der Aufführung des „Propheten" auf der Dresdner Bühne mit dem Componisten zu veehandeln. Es ist gelungen, den Namen und die Verhältnisse des jungen Mädchens, das sich neulich auf der anhaltischen Bahn über die Schienen warf und sich von einer Lokomotive überfahren ließ, zu ermitteln. Sie ist die Tochter des Böttchermeisters Hille in Peätsch bei Wittenberg, und war bei iheem Tode eest 18 Jahre alt. Die Anschuldigung, einen seinem Gegenstande nach sehr geringfügigen Diebstahl begangen zu haben, soll die Unglückliche, die zur Schwermuth immer geneigt schien, zu dem Entschlusse bestimmt haben, iheem Leben auf so entsetzliche Weise ein Ende zu machen.

Frankfurt, 26. Nov.

Schon vor einigen Tagen kam uns von einem unserer Korrespondenten in Wiesbaden der nachstehende Beeicht zu, den wir, als uns etwas zu fabelhaft und unglaublich lautend, aus diesem Grunde bei Seite legten, obschon wie keinen Geund hatten, die Quelle desselben als eine trübe betrachten zu düefen. Heute kommt uns von demselben Korrespondenten eine Erinnerungszuschrift in Bezug auf jene Mittheilung zu mit der ausdrücklichen Bemerkung: „Wenn Sie jenen Bericht vielleicht aus Vorsicht zurücklegten, so kann ich Ihnen nun mittheilen, daß die Sache factisch ist. Der Bericht lautet:

(Wiesbaden, 23. Nov.) Eine schreckliche Moedgeschichte wied heute hier erzählt. In der Gegend von Diez ging dieser Tage ein Mädchen, 400 Gulden bei sich tragend, seiner Heimath zu. Die Nacht war hereingebrochen und es wurde dem Mädchen unheimlich, das unterdessen einem Handwerksburschen begegnete, von dem es nichts Gutes erwartete. Glücklicher Weise (so glaubte das Mädchen) traf es jedoch einen Gensdarmen, der denselben Weg ging. Es vertrauete diesem, daß es 400 Gulden bei sich habe und sich deshalb sehr fürchte, indem es leicht von Räubern angepackt werden könnte, und bat ihn deshalb um seine Begleitung in die nicht mehr ferne Heimath. Eine kneze Strecke mit dem Mädchen gegangen, zog der Gensdarm plötzlich seinen Säbel, erstach dasselbe, schleppte es bei Seite und nahm ihm das Geld ab. Der Handwerksduesche war inzwischen in der Ferne gefolgt und sah es, wie der Gensdaem gerade seinen bluttriefenden Pallasch mit einem weißen Taschentuche abwischte, lief auf Seitenwegen diesem voraus und kam ihm dann entgegen. Von dem Gensdaemen nach seinen Papieren befragt, antwortete er, daß er keine besitze, er habe sie verloeen, worauf dieser ihm zu folgen befahl. Am Amte angekommen, fand es sich, daß die Papiere des Handwerksbueschen in schönstee Ordnung waren, und der Beamte wollte deshalb gerade den Gensdarmen wegen seinem ungesetzlichen Verfahren zur Rede stellen, als der Handwerksbursche begann: „Lassen Sie diesen Menschen untersuchen, der ist ein Möeder!" Der Gensdarm war wie vom Blitze getroffen und sank schweigend nieder; der Handwerksbursche erzählte die ganze Sache, soweit er sie aus dee Ferne bemerkt hatte, bedauernd, daß er nicht mehe hätte das Leben des Mädchens retten können, woeauf der Diener der Gerechtigkeit, nachdem er auch die That eingestanden hatte, sofort zur Haft gebracht wurde. Hieraus ergibt sich die weise Lehre, daß man für solche Stellen, wie für alle anderen im Staate, nur charakterfeste Männer bestellen soll. Ob das Letztere bei uns geschehen ist, wo das Institut der Gensdarmen erst seit einigen Wochen besteht, das wird die Zukunft lehren.

Das rheinische Taschenbuch für 1850.

Ich sehe mich, den Künstlern und den Freunden des rheinischen Taschenbuchs gegenüber, zu der Erklärung veranlaßt, daß der Text zu den Stahlstichen des Miniaturfalons für 1850 nicht, wie in den früheren Jahrgängen, von mir herrühet.

Frankfurt, 21. Nov. 1849. Dr. H. Weismann.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 27. Nov. Die Räuber, Schauspiel in 5 Abth. von Fr. v. Schiller.

Donnerstag, 29. Nov. (Unter gefälliger Mitwirkung des Hrn. Aloys Schmitt, bei festlich erleuchtetem Hause und zum Vortheil des hiesigen Theaterchorpersonals): Großes Vocal- und Instrumental-Konzert in zwei Abtheilungen. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammerau.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 284. Mittwoch, den 28. November 1849.

Das Schloß von Croyat.

Nach dem Französischen des Paul Feval bearbeitet von August Marckhoff.

(Fortsetzung.)

Unterdessen war Charles ganz Ohr geworden. Ihr Gedankenlauf hatte sich bereits geändert, ihr Unwille schwieg, durch die Furcht bezwungen.

„Mouslier! . . . Sie sprechen von Mouslier?“ sagte Charles, ihrem Gedächtnisse zu Hülfe kommend.

„Heilige Jungfrau, ich bin so alt!“ murmelte Therese. „Habe ich von Baptiste gesprochen?“

„Sie haben mir gesagt, er habe mich über meine Geburt getäuscht.“

„Das habe ich Dir gesagt . . . armer kleiner Charles? . . . ich erinnere mich dessen nicht . . . Ach! das Alter, das Alter! Siehst Du, man muß mir nicht immer glauben . . .“

Charles ließ sich jedoch nicht irre machen. Das plötzliche Innehalten Theresens gab ihren Worten einen großen Schein von Wahrheit; er bestürmte sie, auszureden, Alles war jedoch vergebens.

„Lebe wohl denn, Therese,“ sagte endlich der junge Mann, nach der Thüre gehend, „bevor ich Croyat auf immer verlasse, hätte ich gern . . .“

„Es ist wahr,“ murmelte die Alte... „fortgejagt! Höre!...“ setzte sie hinzu, ihn zurückrufend. Dann hielt sie nochmals inne. Ihn heftig an sich ziehend, so daß ihr Ohr die Haare von Charles berührte, sagte sie zu ihm:

„Gehe zu dem Bettler . . . dort wirst Du den Namen Deines Vaters erfahren.“

„Von dem Bettler! . . .“ wollte Charles rufen.

„Pst! . . .“ fiel Therese ein, sich umsehend, „geh, mein kleiner Charles, und wenn morgen die arme Alte todt seyn wird, so verfluche nicht ihr Andenken.“

Der junge Mann suchte sie vergebens zu einer näheren Erklärung zu bringen, er konnte nichts erlangen.

Lange Zeit vor der bestimmten Stunde ging er nach dem Gehölze und erwartete ungeduldig den Bettler. Dieser wollte im Vertrauen auf das Wort Charles keine Vorsichtsmaßregeln treffen. Die drei Taschet, seine treuen ergebenen Diener, bestürmten vergeblich ihren Herrn, sich begleiten zu lassen.

„Ich werde Charles von Croyat finden,“ antwortete er auf ihre Vorstellungen, „wollte Gott nicht, daß ein Verdacht in mein Herz sich dränge.“

Er verließ allein die Kapelle.

Im Augenblicke, wo die Glocke im Schlosse neun Schläge ertönen ließ, trat der Bettler aus dem Gehölz und ging auf ihn zu.

Im selben Augenblicke hielten die drei Gebrüder Taschet, die ihrem Herrn heimlich gefolgt, an dem Saume des Gehölzes und verbargen sich im Gebüsche.

„Mein Herr,“ sagte Charles erregt, „welches auch der Gegenstand dieser Unterhaltung sey, erlauben Sie mir vorher eine Frage: Sie kennen meinen Vater?“

Der Bettler sah Charles erstaunt an.

„Antworten Sie, Herr, ich bitte Sie flehentlich,“ fuhr Charles fort, „war der Name, den ich trage, der seinige?“

„Nein,“ erwiederte der Chouan.

„Wie hieß er?“

Der Bettler zögerte.

„Im Namen Gottes! mein Herr,“ rief Charles, die Hände faltend, „sagen Sie mir den Namen meines Vaters! . . .“

„Junger Mann,“ sagte der Bettler mit sonorer Stimme, „ein Anderer hat meine Absicht angefangen, ich sehe es . . . Sie fragen nach der Wahrheit, Gott sey gelobt! denn wir sind hier, Sie, um sie zu hören, ich, um sie zu sagen. Hören Sie, die Geschichte ist lang . . .“

Der Lügner wurde durch ein fernes Geräusch von Schritten in der Haide unterbrochen. Er sah Charles unruhig an; die edle Physiognomie des jungen Mannes drückte blos die lebhafteste Neugierde aus.

Er fuhr fort. Was er sagen konnte, weiß der Leser bereits; der Bettler sprach lange, ohne ihm jedoch anfangs den Namen seines Vaters zu nennen.

Mehrere Male glaubte er während seiner Erzählung ein Geräusch in dem knisternden Laube zu hören, als wenn sich Leute näherten. Aber Charles beruhigte ihn immer wieder, indem er nach der Fortsetzung der Erzählung und dem Namen seines Vaters fragte.

Der Bettler hatte ihm den Tod von Alice erzählt, und öffnete den Mund, um endlich den so sehr gewünschten Namen auszusprechen, als ein starker Arm ihn von hinten faßte. „Verrathen! . . . von ihm! . . .“ rief er ängstlich.

Mit einer unwillkürlichen Anstrengung machte er sich los; aber zwanzig bewaffnete Männer umgaben ihn von allen Seiten.

Charles war verschwunden.

„Ich danke Gott!“ sagte der Graf zu sich, „eine Sekunde später hätte er den Namen seines Vaters erfahren... jetzt aber nie!“ Unterdessen ward der arme Charles, einen Knebel im Munde, einige Schritte von ihm von einigen Bauern festgehalten. Der Graf wollte denen folgen, die er für Mitschuldige seines Sohnes hielt, als das Kriegsgeschrei der Chouans aus dem Saume des Gehölzes ertönte. Mit einem kräftigen Rucke befreite er seinen Arm und streckte die beiden Leute, die ihn hielten, mit zwei Schüssen zu Boden.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Rastatter Casematten-Erzählungen eines Freigewordenen.

(Fortsetzung.)

Der Festungsbote und der Clubb des entschiedensten Fortschritts.

Die Festung war vollständig cernirt, der Gedanke war zur Wahrheit geworden. In dieser Lage, von allem Verkehr mit der Außenwelt gänzlich abgeschlossen, wurde bald von sehr Vielen das Bedürfniß gefühlt, ein Mittel zur Hand zu haben, um auf den Geist der Besatzung, auf die Stimmung der Bürgerschaft günstig einzuwirken und zugleich damit die Bestrebungen des Bürgers Gouverneur Tiedemann: „der bei den Truppen eingerissenen Demoralisation und Zügellosigkeit gründlich zu steuern", unterstützen zu können. Bürger Elsenhans — Schriftführer im Ministerium, ein Republikaner von redlicher Absicht, wenn auch von zuweilen überspannter Ansicht — hatte sich dieser Angelegenheit besonders angenommen; er schaffte das Mittel, indem er mit Genehmigung des Gouverneurs die Redaktion eines neuen Tagblattes, der Festungsbote benannt, übernahm und die Kosten dieses Blattes vorerst aus eigenen Mitteln bestritt. Das Blättlein kostete nur einen Kreuzer täglich; dieser geringe Preis machte die Verbreitung desselben leicht, und wenn ich mich nicht irre, so wurden in der letzten Zeit nahe an 500 Exemplaren täglich colportirt.

Schwieriger war die Redaktion selbst, die Schaffung glücklicher Artikel, denn der Stoff war sehr karg zugemessen. Ohne Zuthat äußerer Ereignisse, mußte sich die Besprechung lediglich auf den engen Raum der Festung und auf Das, was da zu thun oder zu lassen sey, beschränken; die Preußen, ihr Thun und Treiben als Feinde des Landes, als Belagerer, unsere Armee, der gehoffte Entsatz durch dieselbe, und die Erwähnung der meist dürftigen Tagesereignisse bildeten den alleinigen Inhalt. Der Ideenkreis, in welchem sich das Blättchen bewegte, war also ein sehr kleiner, und wenn man bedenkt, daß es in einer belagerten Festung geschrieben wurde, ein für den Schreiber unter Umständen sehr gefährlicher. Das Ende der Belagerung, die Uebergabe und deren nächste Folgen haben Zeugniß hiefür gegeben.

Genug, das Blatt war in redlicher Absicht geschaffen, wurde benutzt — ob immer im rechten Maße, will ich hier nicht untersuchen — und hat, wenn es überhaupt im Stande gewesen, auf den Gang der Ereignisse in der kurzen Zeit je einzuwirken, gewiß mehr im guten als im bösen Sinne gefruchtet. Mit einer einzigen Ausnahme, die aber alsobald als hirnverrückt von Jedermann angesehen worden, war die Quintessenz aller Artikel: „so lange Rastatt nicht die offiziellen Beweise hat, daß eine badische Armee in der That nicht mehr existirt, so lange ist eine Uebergabe, wie sie auch stattfinden mag, schmählich, unverzeihlich und unverantwortlich. Hat der Feind das ganze Land Baden aber wirklich besetzt, ist Rastatt der letzte und einzige Punkt noch, der Widerstand leistet, dann darf, im Interesse der Bürger und deren Eigenthum, im Namen der Humanität, an eine ehrenvolle Uebergabe gedacht werden, um so mehr, als Rastatt allein das Land Baden und die Bewegung überhaupt von der Niederlage nicht retten kann. Um aber zuletzt eine ehrenvolle Uebergabe zu erzielen, müssen wir zuvörderst dem Feinde Achtung vor uns abgewinnen, wir müssen wirklichen Muth und Ausdauer zeigen, es muß die Zügellosigkeit, die Insubordination und Demoralisation unter der Besatzung ein Ende nehmen, es muß den Wühlereien der Heuler kräftig begegnet werden, und es muß, vor Allem, Einigkeit herrschen."

Man sieht hieraus, in welchem Geiste der Festungsbote, dieses den feindlichen Gewalthabern nachher so anrüchige Tagesblatt, redigirt, in welchem Geiste sich die einzelnen Mitarbeiter dabei betheiligt haben.

Neben diesem papiernen Organ schuf Elsenhans noch einen Clubb für entschiedensten Fortschritt, welcher mehr direkt auf Besatzung und Bevölkerung influenziren sollte. Die erste Aufforderung zur Bildung eines solchen Clubbs, resp. der erste Versuch zur Constituirung desselben, scheiterte in der Vorversammlung — welche im Bureaulokale des Bürgers Kriegs- und Verpflegungs-Commissars Reuther, unter Anwesenheit des Gouverneurs Tiedemann und dem Vorsitze des Bürgers Obristlieutenant von Corvin, abgehalteu wurde — an dem gesunden Sinne und dem richtigen Takte vieler der Anwesenden. Mit dem ganz richtigen Einwurfe, daß, abgesehen von der angegebenen Tendenz des entschiedensten Fortschritts, zu welchem sich gewiß die Mehrzahl schon lange bekannt, die zugleich aber in der Stiftung von politischen Clubbs bisher wenig Fruchtbringendes gesehen und deßbalb auch im gegenwärtigen Augenblicke, wo nur Thaten, nicht aber Redensarten helfen könnten, ihr Heil nicht in Betheiligung an einem Clubb suchen wollte, daß also abgesehen hiervon in einer belagerten Festung ein politischer Clubb, der in das öffentliche Leben eingreifen solle, ein Unding, eine Mißgeburt sey, da die alleinige Macht und Gewalt in den Händen des Gouverneurs liege und liegen müsse und darin keinerlei Eingriffe und Störungen hervorgerufen werden dürften, wurde an diesem Abend dem Versuche der Stab gebrochen. Den Gouverneur in allen seinen Maßregeln zu unterstützen, wurde ferner noch bemerkt, liege in der Pflicht jedes Einzelnen: seinem Posten gehörig vorzustehen, dazu bedürfe es keiner Anregungen durch Clubbreden, und wer noch mehr als seine Pflicht leisten wolle und könne, der werde das auch ohne Clubb thun.

Im Interesse Elsenhans, der sonst kein unebener Kopf war, freuten sich manche seiner Bekannten, obschon er selbst deßhalb höchst verstimmt war, darüber, daß er mit dem todtgebornen Kinde heimgehen mußte.

Nichtsdestoweniger wurde der famöse Clubb für entschiedensten Fortschritt, der gleich dem Festungsboten nachher so viel von sich reden gemacht, gegründet. Elsenhans schrieb eine zweite Vorversammlung im Schloßsaale aus, die dann auch, von anderen Elementen besucht als die erstere, wirklich zur Gründung schritt, sich als Clubb des entschiedensten Fortschritts constituirte, und in der Person des Bürgers Adjutant Hain ihren Präsidenten wählte. Schon die Wahl dieses Präsidenten war bezeichnend für das demnächstige Gebahren des Clubbs. Bürger Hain — nebenbei ein Preuße —, übrigens ein ganz unbedeutendes Individuum, war also die leitende Gewalt dieses Fortschritts-Clubbs, der es sich in seinem Programme zur besondern Aufgabe gemacht, die Demokratie in ihren äußersten und entschiedensten Richtungen zu vertreten und in Rastatt zur Geltung zu bringen. Aber worin bestanden die Verdienste des Bürgers Hain, die ihm zu dieser Würde verhalfen? so wird man fragen, und ich antworte: das weiß man so eigentlich nicht. Bürger Hain fungirte als Adjutant bei dem Gouverneur, zeichnete sich durch ein widrig zudringliches Wesen ganz besonders aus, besaß den für manche Menschen unwiderstehlichen Reiz der Wichtigthuerei und Geheimnißkrämerei, hinter welcher aber bei genauer Untersuchung niemals etwas Positives steckte, und redete und schwatzte über jeglichen Gegenstand den grassesten Unsinn. In seiner Aeußerlichkeit glich er vollkommen dem Dichter und weiland Reichstagsmitglied Heinrich Laube, dieselbe Regelmäßigkeit der Gesichtszüge, nur noch etwas mehr an das chinesische Ideal anstreifend, dieselbe Grazie, dieselbe Zierlichkeit der Bewegung, denselben Aplomb der durch ihn repräsentirten Gattung; und so wie Laube der Prototype eines Parlaments-Aristokraten, so war Hain der Prototype eines echten 48r Berliner März-Demokraten.

Hain hatte auch noch etwas mit Laube gemein; wie dieser große Mann, so hatte auch er die Eigenthümlichkeit, in seiner Aeußerlichkeit etwas zur Schau zu tragen, was man mit der

Digitized by Google

Person in der Gesammtheit ihrer Erscheinung eigentlich nicht recht in Einklang zu bringen vermag. Hain trug nämlich öfters, statt der dreifarbigen, eine blutrothe Schärpe, sowie Laube sein Gesicht durch einen Bart von rein demokratischem Zuschnitt zieren ließ.

Doch genug hiervon; Hain war und blieb Präsident, bis zu dem Moment, wo das klösterliche Leben der Selbstbeschauung in den heiteren Räumen der Casematten seinen Anfang mit unbestimmtem Ende nahm.

Elsenhans war zum Schriftführer erwählt worden und hat den Posten versehen bis zum Letzten, obwohl er sehr bald mit seinem eigenen Kinde in Opposition gerieth; er konnte wohl exaltirt seyn, niemals aber dumm, und was immer er in dieser Zeit gewirkt haben mag, die Absicht ist gewiß stets rein gewesen. Ich sage dies nicht mit Rücksicht auf das: de mortuis nihil nisi bene, wie es so oft gebraucht wird, nein, es ist vollste innerste Ueberzeugung, und so kann ich bei dem Gedanken an Elsenhans wohl mit vollkommenem Recht dieser Ueberzeugung Ausdruck verleihen, wenn ich das de mortuis nihil nisi bene auf ihn anwende und hiermit das Kapitel über den Festungsboten und den Clubb des entschiedensten Fortschritts, beides seine Kinder, schließe.

(Fortsetzung folgt.)

Ehre dem sie gebühret!

Der Menschheit glaube ich einen Dienst zu leisten, wenn ich hier öffentlich des Beines gedenke, was der in der Künstlerwelt rühmlichst bekannte Hr. Pfnorr von Darmstadt in der jüngsten Zeit erfunden hat, und was bei einem mecklenburger Kanonier angewendet worden ist, welcher in dem badischen Kriege sein Bein durch einen Schuß verloren hatte und sich nun des künstlichen Beines beinahe wie eines natürlichen sich bedient, indem er nicht allein damit reiten und gehen kann, sondern selbst jede Bewegung und Biegung verrichtet. Diese große Wohlthat der sinnreichen Erfindung verdankt er Hrn. Pfnorr, der hierdurch sein Künstlertalent bewährte und sich ein dankbares Andenken in den Herzen Aller, die eines solchen Beines bedürfen, gestiftet hat. Sehr erfreulich war es mir auch, in Darmstadt zu hören, daß in dem dortigen Hospitale die vielen verwundeten braven Krieger sich unter der geschickten Leitung des Hrn. Stabsarztes Zell einer eben so guten wie menschenfreundlichen Behandlung zu erfreuen hatten, weshalb sie sich auch dieses Ehrenmannes Zeitlebens dankbar erinnern werden.

Frankfurt, im Nov. 1849. H . . . . . g.

Mannichfaltigkeiten.

(München, 22. Nov.) König Ludwig hat eigenhändig an den Dr. H. Th. Schmidt, Assessor des k. Kreis- und Stadtgerichts München, Folgendes geschrieben: „Ein in Straßburg Geborner spricht, tief ergriffen, seine innige Anerkennung aus dem Verfasser des Trauerspiels: „Straßburg." So eben habe ich es zu lesen geendigt und Thränen drangen mir aus den Augen. Ernste Wahrheit in herrlicher Dichtung zeigen Sie uns. Ja! Straßburg's Verlust ist ein Trauerspiel, welches nicht verklungen. Dieses dramatische Werk ist des Verfassers des Camoens würdig. Ich kann nur wünschen: fahren Sie so fort. München, 19. Nov. 1849. Der Ihnen wohlgewogene Ludwig."

Der Sprecher der Demokraten in Ratibor hätte billig eine so feine Nase haben sollen, um Klapka von dem österreichischen General Langenau zu unterscheiden. Dieser kommt nach Ratibor und übernachtet da, der französische Gesandte trifft mit ihm in demselben Gasthof zusammen. Beide Herren besuchen sich eben, da wird's auf der Straße hell und laut von einem Fackelständchen, eine Deputation naht und der Sprecher tritt ein. Er hält eine begeisterte Anrede an den Pseudo-Klapka und wird immer wärmer, ohne sich von Langenau unterbrechen zu lassen. Endlich holt er Athem und nun fällt Langenau lächelnd ein: „Ich bin nicht Klapka, ich bin österreichischer General, und verdiene daher Ihre Bewunderung nicht." Der unglückliche Sprecher macht so wunderliche Grimassen, daß der Franzose lacht und immer lauter als der Sprecher herauspoltert: „wahrscheinlich sind Sie einer jener übermüthigen Aristokraten, welche das Vorrecht zu haben glauben, über Alles zu lachen." Da nimmt Langenau für den Franzosen das Wort: „Mein Herr, Sie haben Unglück, dieser Herr ist kein Aristokrat, sondern Republikaner, es ist der Vertreter der Republik Frankreich." — Das war zu viel Unglück auf einmal, Hals über Kopf stürzte der Unglückliche zur Thüre hinaus.

In der Stadt London leben mehr als 40,000 Deutsche meist Protestanten, die größtentheils mit der lieben Noth in leiblicher und geistlicher Hinsicht zu kämpfen haben. Sie arbeiten um Tagelohn oder treiben Handel mit Schwefelhölzern, Besen u. s. w., die sie selbst verfertigen oder sind Straßenmusikanten, Bettler und Taschendiebe. Ihre Kinder wachsen meist ohne allen Schulunterricht auf, und ihre tägliche Beschäftigung ist das Betteln. Die Mehrzahl dieser Unglücklichen stammt aus Nassau oder den beiden Hessen. Richtet denn die innere Mission, die so erfreuliche Fortschritte macht, ihre Augen nicht dahin?

(Aus Amerika.) Der Staat Wisconsin zählte im Jahre 1840, da er nur noch ein Territorium war, 31,000 Einwohner, die Zahl stieg 1847 schon auf 212,000 und wird 1850 reichlich 300,000 betragen. Während das Innere mehr und mehr angebaut wird, heben sich auch die Plätze am Michigansee, insbesondere Milwaukie (sprich Milwahkih), dem als Handelsstadt eine große Zukunft in Aussicht steht, Racine und weiter nördlich Sheboygan. Dieses letztere hatte 1846 nur 300 Einwohner, jetzt über 3000, wovon ein Drittel Deutsche. Die Wildniß ist in Ackerland umgewandelt worden. Westlich davon liegt der gesegnete Gau Fond du Lac mit seinen schönen Prairien und 20,000 meist englisch redenden Bewohnern.

(Von der Nahe, 16. Nov.) Ein Erwerbszweig kommt hier immer mehr zur Geltung, der wohl werth ist, die Beachtung weiterer Kreise auf sich zu ziehen, wir meinen die Seidenzucht. Schon vor mehreren Jahren wurden an den Ufern der Nahe, z. B. in Kreuznach, Sobernheim, Versuche gemacht, die aber stets nicht sehr bedeutend ausfielen. Der landwirthschaftliche Verein des Kreises Kreuznach hat sich der Sache nun auch angenommen, und so war es möglich, daß ein Kreuznacher Bürger in diesem Jahre eine für den Anfang genügende Anzahl Pfunde Seide gewonnen hat, die, abgehaspelt, nach der Aussage von Kennern, kaum der Lyoner Seide nachstehen dürfte! Bereits regt sich, von dem Erfolg gespornt, mehr Eifer dafür, und es werden sich mehrere Leute der Seidenkultur und Maulbeerbaumzucht widmen; das Klima ist dafür vorzüglich geeignet.

Der Elberfelder Anzeiger, der unter polizeilicher Aufsicht redigirt wird, gibt folgende Anzeige zum Besten: „Netta Hermann hat, die Schwachsinnigkeit meiner Frau benutzend, Sitte und Anstand verletzend, in Leidenschaft einer tollen Liebe mein

Digitized by Google

Haus verlassen, ohne daß ich bis jetzt ihren Aufenthalt ermitteln konnte. Wehe solchen Kindern, die mit so vieler Liebe getragen. Der Teufel ist mächtig, Gott noch mächtiger; gegen jede Erwiederung werde ich schweigen; dies für Alle, die mich besser kennen. F. K. Vater und Vormund."

Die holländischen und belgischen Blätter berichten ein neues Beispiel der Prellereien, deren Opfer solche Reisende in London häufig werden, welche ohne gute Gasthofs-Adresse dort ankommen. Ein Holländer kam kürzlich in London an und sah sich augenblicklich von einer Schaar wohlgekleideter Leute umringt, die ihn mit Gasthofs-Empfehlungen bestürmten. Der Holländer, welcher schon mehrere Male in London gewesen war, antwortete, um die Lästigen los zu werden, er sey schon mit einem Gasthofe versehen, er wohne bei dem und dem Wirthe. „Der existirt längst nicht mehr", versetzten die geschickten Agenten, und dieser Behauptung Glauben schenkend, entschloß sich unser Fremder am Ende, einem der Commissionäre zu folgen. Kaum aber hatte er das von diesem empfohlene Hotel bezogen, als er merkte, daß er sich in einem verdächtigen Hause befinde, in welchem arglose Reisende ausgeplündert zu werden pflegen. Gegen Attentate dieser Art stellt man sich nur sicher, wenn man sich zuvor einer guten Adresse vergewissert.

Selten ist wohl ein Fall vorgekommen, in welchem das Teuflische, dessen der Mensch fähig ist, so grell zu Tage trat, als bei einem achtundzwanzigjährigen gewissen Baumann, einem Obsthändler, der in diesen Tagen vor dem Schwurgerichte zu Paderborn stand. Er hatte seine Frau sieben Jahre, so lange er mit ihr verheirathet war, auf das Gräßlichste geprügelt und sonst mißhandelt und endlich prügelte er sie buchstäblich zu Tode, denn als sie nach einer unmenschlichen Mißhandlung starb, hatte sie mehrere tödtliche Wunden am Kopfe und an vielen Stellen des Körpers waren ihr die Knochen zerschlagen. Und diese Frau trug ohne ein einziges Mal zu klagen, mit wahrer Engelsgeduld (man könnte auch sagen Eselsgeduld), die fürchterlichsten Qualen diese langen sieben Jahre hindurch. Wenn die Nachbarn sie bemitleideten, schwieg sie, oder sie entschuldigte wohl gar ihren Peiniger und wenn sie einmal weinte und seufzte, so geschah es ihrer Kinder wegen. „Ach, meine Kinder!" jammerte sie noch, ehe sie verschied. Die Geschwornen erkannten den Mann einstimmig des Todtschlags seiner Frau für schuldig, der Gerichtshof aber verurtheilte ihn nur zu Zuchthausstrafe von 25 Jahren, weil sich nicht erweisen ließ, daß er seine Frau absichtlich getödtet.

Korrespondenz.

Köln, 22. Nov.

Vor einigen Jahren tauchten während der Quadrat-Füßelei allerlei Projekte auf, unter diesen auch die Ansicht, wir müßten einige Vorstädte besitzen. Nachdem man die Sache einige Zeit in Angriff genommen, trat ein Umschwung ein und es blieb beim Alten. Das Terrain zu einer Vorstadt, welches von einem Büeger kurz vorher angekauft war, wurde verparcellirt und an einzelne Käufer abgesetzt, welche zum größeren Theil den Kaufpreis bis jetzt entrichteten. Nun soll sich aber herausstellen, daß der erste Käufer seine Schuld nicht entrichtete und auch nicht zahlungsvermögend ist. Es ist daher nichts natürlicher, als daß sich der erste Verkäufer an die letzten Käufer hält, da er noch als Eigenthümer in den Rollen notirt ist. Es dürfte Kauflustigen nicht Vorsicht genug anzuempfehlen seyn, sich vor dem Ankauf genau zu unterrichten, was das Hypotheken-Amt sagt. — In der vorvorigen Nacht erschoß sich ein Mann auf unserem Friedhofe. Hier hört man, es sey ein auswärtiger Literat gewesen, der sich einige Zeit bei uns aufhielt, während man dort behauptet, der Selbstmörder sey ein Kölner. — Jener Juwelen-Diebstahl, den Sie jüngst in der Didaskalia mittheilten, setzt augenblicklich unsere Polizei in Thätigkeit, da man glaubte, daß die beiden Diebe keine Franzosen, sondern Kölner gewesen seyen. Die beiden Kistchen sind hier gekauft worden. In dem zurückgelassenen fand sich das Stück eines Taschentuches vor, zu welchem die Fortsetzung, in der gravirende Zeichen entdeckt wurden, im Hotel lag. — Vorgestern Abend hielt unser neuer Kapellmeister das erste Konzert ab. Sein Auftreten gewann ihm die Herzen der Anwesenden. Auch hat sich die Befürchtung nicht bestätigt, Hiller und Weber würden nicht allzu freundschaftlich mit einander verkehren, da Weber in der Wahl durchfiel; aber dieser zeigte sich größer, sein Auftreten gegen den glücklicheren Mitbewerber hat alle Augenzeugen erfreut. — Das Sprüchwort: „Armer Kinder und Reicher Kinder finden schnell ihren Mann", sollte sich in seiner ganzen Glorie in den letzten Tagen zeigen. Bei dem Tode eines hiesigen Wirthes war das Geschäft der Wittwe in nicht sehr beneidenswerthen Verhältnissen. Die arme Frau stand bald einsam und allein in ihrer Gaststube. Die Sache gestaltete sich indessen vom vorigen Samstage an plötzlich anders, als es auf einmal hieß, sie habe ein Viertel des großen Looses gewonnen. Seit jenem Abende sind ihre Räume zu klein und wenn die glückliche Dame gewollt, sie könnte schon einige Dutzend Männer besitzen. Einen so interessanten Abend, wie gestern bei der Wittwe Krutewich unter den vielen Ehestands Kandidaten, verlebte Referent lange nicht!

Berlin, 25. Nov.

Gutzkow arbeitet an einem politischen Roman, dessen Schauplatz Berlin im Jahre 1848 und 1849 ist. — Feodor Wehl, der sich seit längerer Zeit wieder hier aufhält, schreibt „Revolutionäre Charaktere" — ein Werk, das namentlich Charakteristiken der Helden der ersten französischen Revolution enthalten wird. — Gestern ist das neue Friedrich-Wilhelmstädtische Theatergebäude gerichtet worden. Die Vorstellungen in dem neuen Hause sollen mit dem in Hamburg beifällig aufgenommenen Schauspiel: „Major Schill", von R. Gottschall, eröffnet werden. — Jean Wagner, die dramatische Künstlerin, als Fräulein Unzelmann rühmlichst bekannt, wird in der nächsten Zeit am Hofburgtheater zu Wien gastiren.

Darmstadt, 24. Nov.

Gestern wurde auf unserem Hoftheater „Griseldis" aufgeführt. Hr. Breuer, von Frankfurt, gab den Percival, Fräul. Antonie Grahn die Griseldis. Hr. Breuer gehört wohl zu den ersten der heutigen dramatischen Künstler Deutschlands. Sein Hamlet, sein Marquis von Posa und sein Percival bilden ein Trifolium, das bei uns unvergeßlich bleibt. Eine neue Krone des Verdienstes erwarb sich Hr. Breuer dadurch, daß er, als Meister und Lehrer, uns seine talentvolle Schülerin, Fräul Antonie Grahn von Frankfurt, als Gast vorführte. Sie macht ihrem Lehrer und Meister alle Ehre. Einstimmiger Beifall von Seiten des Publikums war die Ernte dieser jungen Künstlerin, und von vielen Seiten wurde der Wunsch vernommen, sie für unsere Bühne engagirt zu sehen.

Zur Nachricht.

Von der Verloosung zum Besten der deutschen Flotte sind 32 Gewinnste nicht abgeholt worden, obgleich mehrmals dazu öffentlich aufgefordert wurde. Mehrere, welche auf nach auswärts verkaufte Loose gefallen, sind ausdrücklich zur weiteren Verfügung gestellt worden; von den übrigen ist nicht anzunehmen, daß sie nach Jahresfrist beinahe noch abgeholt werden. Es wird daher völlig gerechtfertigt erscheinen, diese Gegenstände, die durch längeres Aufbewahren an Werth verlieren, in einer Weise zu verwenden, welche den Ansichten aller, dabei betheiligten Geberinnen entspricht. Elf jener Gewinnste sind an die Unternehmerinnen der jährlich hier stattfindenden s. g. Holzlotterie zum Besten hiesiger Armen abgegeben worden, zehn für die in Bornheim stattfindende Verloosung zum Besten der dortigen Kleinkinder-Bewahranstalt bestimmt, und elf für eine Geschenke-Verloosung zum Besten politisch Verfolgter und deren hülfloser Familien.

Frankfurt a. M., 22. Nov. 1849. J. H.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 28. Nov. Großes Vokal- und Instrumental-Konzert, gegeben von Fräul. Mathilde Graumann. Vorher geht: Vatersorgen, komisches Zeitgemälde in 3 Abth. von A. v. P.

Donnerstag, 29. Nov. (Unter gefälliger Mitwirkung des Hrn. Alois Schmitt, bei festlich erleuchtetem Hause und zum Vortheil des hiesigen Theaterchorpersonals): Großes Vocal- und Instrumental-Konzert in zwei Abtheilungen. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 285. Donnerstag, den 29. November 1849.

Das Schloß von Croyat.

Nach dem Französischen des Paul Feval bearbeitet von August Marckhoff.

(Fortsetzung.)

Im nämlichen Augenblicke drangen die Gebrüder Taschet, Alles auf ihrem Wege überwältigend, zu ihm. Alle Vier besaßen ungewöhnliche Entschossenheit und Stärke. Sie hielten lange Zeit den Angriff der zwanzig Leute Moustier's aus, aber endlich ermatteten ihre Arme. Der Graf konnte kaum die Hiebe pariren, die auf ihn fielen.

„Auf die weiße Binde!" rief beständig Alain Lefeuvre, der, wie jeder gute General während einer Schlacht, weislich aus der Ferne den Kampf übersah. Seine Leute gehorchten nur zu gut. Als diese ihre Furcht einmal überwunden hatten und die kleine Anzahl ihrer Gegner wahrnahmen, stürzten sie sich wüthend darauf. Die drei braven Diener reichten nicht mehr hin, ihren Herrn zu schützen. Da sagte Julien Taschet seinen Brüdern ein Wort in's Ohr, und während diese mit einer äußersten Anstrengung den Angriff zurückschlugen, entriß er dem Grafen die Binde und legte sie sich an. Dann sein Gewehr am Laufe fassend, stürzte er sich mitten unter die Angreifer.

„Auf die weiße Binde!" rief in diesem Moment Lefeuvre.

Julien ward sogleich von dem ganzen Haufen umringt und fiel, von Wunden durchbohrt. Unterdessen zogen die zwei andern Taschet den Grafen in das Gehölz.

Alain Lefeuvre, stolz auf seinen Sieg, ließ den Leichnam auf einer Tragbahre nach dem Schlosse bringen. Moustier erwartete ihn draußen auf der Treppe. Er hatte ungeduldig die Minuten gezählt.

„Viktoria!" rief Lefeuvre von weitem. „Wir haben ihn, aber nicht ohne Mühe."

„Lebendig, hoffe ich?" fragte Moustier.

„Todt," antwortete der Gehülfe.

„Zum Teufel, Herr Lefeuvre, ich hatte Ihnen doch anempfohlen . . ."

„Ich bin strafbar," unterbrach ihn der Gehülfe. „Ich habe Ihre Instruktionen überschritten, Herr . . . aber," fügte er leiser hinzu, „ich habe Ihren Sinn befolgt, Herr Moustier."

Dieser drückte ihm die Hand.

Der Leichnam des vermeintlichen Bettlers ward in den untern Saal zu Croyat gelegt.

Als Lefeuvre mit seinen Leuten sich entfernt hatte, schloß Moustier sorgfältig die Thore.

„Ist er diesmal ganz todt?" sagte er bei sich, und trat zu seinem Opfer.

Das Antlitz des Todten war von seiner weißen Binde bedeckt, die man darüber gelegt.

Moustier blieb eine Zeitlang unbeweglich. Ein abergläubischer Schrecken hielt seine Hand auf, aber endlich gewann er es nach heftigem Kampfe über sich und beleuchtete das Gesicht des Todten.

„Tod und Teufel!" rief er, „er ist es nicht! . . ."

XI.

Die Feuersbrunst.

Einige Stunden darauf war Moustier allein in seinem Zimmer. Er hatte so eben die Vorbereitungen zur Abreise getroffen; er wollte sich am nächsten Morgen nach Morlair flüchten. Er lag ganz angekleidet auf seinem Bett, um sicher zu seyn, beim anbrechenden Tage zu erwachen, und versuchte vergebens zu schlafen. Die Ereignisse seines Lebens drängten sich massenweise seinem Gedächtnisse auf; immer wieder stand das Bild Georgs von Croyat, mit Blut und Wunden bedeckt und das Racheschwert schwingend, vor seinen Augen. Er hatte ihm so viel Leids gethan! Seine Mutter, seine Frau, sein Sohn! . . . Dieses Schloß schien ihm nicht mehr sicher. Um sich in Sicherheit zu glauben, hatte es des Oceans zwischen Croyat und ihm bedurft.

Die Thüre drehte sich leise in ihren Angeln, Thereſe trat ein, ohne daß er es merkte.

Sie war noch schwächer als am Abend vorher. Doch schleppte sie sich zu Moustier hin, bei jedem Schritte wankend, und überall, wo sie konnte, sich anhaltend. Sie blieb am Bette stehen.

„Baptiste," sagte sie mit Mühe, „wir werden sterben."

Der Herr von Croyat zitterte bei dieser Stimme, die noch eine Erinnerung war. Er öffnete den Mund, um ihr einen Fluch zuzuschleudern, aber beim Anblicke ihres leichenblassen Angesichtes hielt er inne.

„Wir werden sterben!" wiederholte Thereſe, auf einen Stuhl hinsinkend; „ich, weil es Gottes Wille ist . . . siehe! meine Kräfte schwinden mit jedem Augenblicke . . ."

Sie sprach wahr. Jedes ihrer Worte wurde durch ein beschwerliches und schmerzhaftes Keuchen unterbrochen.

„Du," fuhr sie fort, „weil er es will, Er."

„Wer?" fragte Moustier.

„Du weißt es wohl! . . . warum mir unnütze Worte entreißen, mir, deren Minuten gezählt sind? . . . Baptiste, ich habe Dich so sehr geliebt, daß ich sogar ein Verbrechen Deinetwegen beging . . . aber ich habe so viel geweint! . . . Gott wird mir vergeben, hoffe ich. Wirst Du denn nicht bereuen?"

Moustier versuchte zu lächeln.

„Wenn ich den Tod so nahe wie Du vor mir sehen werde," sagte er, „arme Thereſe, werde ich bereuen . . . vielleicht."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Rastatter Casematten-Erzählungen eines Freigewordenen.

(Fortsetzung.)

Die Ausfälle.

Das Leben in einer belagerten Festung, die, wie Rastatt, nur ein kleines Stadtgebiet in sich schließt, ist selbst auf kürzere Zeit fürchterlich langweilig. Eine geringe Bevölkerung, keinen Ort der Erholung, des öffentlichen Vergnügens, als das Wirthshaus, ohne Zeitungen, nicht einmal ein Billard, höchstens eine Kegelbahn, fühlt bald ein Jeder eine unwiderstehliche Lust, das große Gefängniß, wenn auch nur auf Stunden, verlassen zu dürfen, einmal draußen vor dem Thore, unbeengt von der einförmigen Erscheinung der Wälle, in freier, frischer Natur aufathmen zu können. Diese Lust, der Drang, sich Lust zu machen, ist bei dem Soldaten noch mächtiger, er leidet doppelt, durch die Beschwerlichkeiten des Festungsdienstes und durch das tödtende Einerlei desselben, er ersehnt also noch mehr, wie die Andern, die Gelegenheit, seinen Gefühlen Raum geben zu können.

Ein Ausfall, das einzige Mittel zur Befriedigung dieser Lust, ist also immer ein erwünschtes Ereigniß; der Tag eines Ausfalls ist für die Besatzung so zu sagen ein Festtag. — Freilich, statt Glockenklang ertönt der Donner des Geschützes, statt Kirchensang das Schmettern der Trompeten und das Wirbeln der Trommeln.

In Rastatt machte sich das Bedürfniß eines Ausfalls sehr bald fühlbar. Besatzung und Bürger, beide waren dabei interessirt; jene wollte dem Belagerer, der täglich dreister wurde, eine Lection geben, und diese wollten unter dem Schutze der Ausrückenden die noch auf dem Felde stehenden Futterkräuter einholen lassen. So wurde denn, ohngefähr 8 oder 9 Tage, nachdem die Festung cernirt, der erste ordentliche Ausfall vom Gouverneur beschlossen. Nachmittags, gegen 3 oder 4 Uhr, rückte das Ausfallcorps aus und zwar gegen die Rheinau zu. Lebhaftes Geschütz- und Kleingewehr-Feuer meldeten sehr bald das ernsthafte Zusammentreffen der Unserigen mit den Preußen. Die letzteren hatten sich zwar an der Murg verschanzt, mußten diese Position jedoch bald verlassen und sich dem natürlichen und besseren Schutze des Waldsaumes anvertrauen, so stark setzte ihnen unsere treffliche Artillerie zu; auch das Dörfchen Rheinau (?) waren die Preußen gezwungen gewesen, zu verlassen, und während hier unsere Soldaten beschäftigt waren, die letzten Ueberbleibsel von Meubles und sonstigen Hausbequemlichkeiten aus den menschenleeren Häusern auszuräumen, eben so die vorgefundenen Vorräthe an Lebensmitteln und Fourage, sowie was noch von lebendem Vieh aufzugreifen war, auf Wagen zu laden und in die Festung zu bringen, heimseten die Bürger an Feldfrüchten und Futter ein, was die Zeit erlaubte und die Wagen tragen mochten. Erst spät gegen Abend kehrten die Truppen jubelnd in die Festung zurück; der Verlust an Verwundeten war gering und geblieben war — so viel ich weiß — nur Einer. Die Preußen mochten mehr gelitten haben, sie waren überall zurückgedrängt worden und hatten sich zuletzt aus dem Bereiche ihres waldigen Verstecks nicht mehr hervorgewagt.

Dieser erste Ausfall, dem vernünftige Zwecke zum Grunde lagen, und der also nicht unnütz Menschenleben auf's Spiel gesetzt und ein bloßes Munitions-Vergeudungsspiel gewesen, war gelungen, war mit dem beabsichtigten Erfolge ausgeführt worden.

Nicht so der zweite große Ausfall am Karlsruher Thor nach der Niederbühler Seite zu, wo, ohne eigentlichen Zweck, viel Menschenleben geopfert und eine furchtbare Masse von Munition vergeudet worden ist.

Der Tag dieses Ausfalls ist mir nicht bestimmt mehr im Gedächtniß, ich meine aber, er fand an einem Sonntage statt — den 15. Juli —, nachdem uns die Preußen zwei Nächte vorher durch Bombardement in Allarm gesetzt hatten.

Der Ausfall wurde kurz nach Mittag, zur Zeit der brennendsten Sonnenhitze gemacht; warum nicht in der Frühe oder mehr gegen Abend, ist mir bis jetzt Räthsel geblieben und ich weiß nur, daß Soldaten, wie Offiziere, an diesem Tage furchtbar von der Hitze auszustehen gehabt haben.

Die Preußen empfingen die Unserigen beim ersten Zusammenstoß mit einem furchtbaren Kugelregen aus ihren Zündnadelgewehren, der aber zum Glück mehr Lärmen in der Luft machte, als er leiblichen Schaden anrichtete. Das Gefecht, das sich bald in den Bereich unserer Festungsartillerie zog, gab dieser die stets ersehnte Gelegenheit, das Festungsgeschütz gehörig spielen zu lassen. Die Kanonade wurde bald furchtbar, die Kanoniere auf den Wällen in Hemdsärmeln waren unermüdlich im Bedienen ihrer Geschütze, Schlag auf Schlag erdröhnte die Luft vom Donner der Schüsse, vom Sausen der Kugeln. Bald waren die Wälle eingehüllt in dichten Pulverdampf und weithin war die Luft wie mit Schwefel geschwängert. Es mag vielleicht übertrieben klingen, ich habe aber den Glauben, daß an diesem Tage nahe an zwei Tausend Schüsse von den Wällen Rastatts herab gedonnert haben. Es war ein Feuern, als ständen zwei feindliche Armee'n einander gegenüber; der Eifer der Kanoniere machte sie blind, sie schossen oft, ohne für eine Wirkung ihres Schusses nur einige Wahrscheinlichkeit zu haben. Man trieb die Munitions-Vergeudung in großartigem Style.

Leider haben spätere Tage die traurige Bestätigung gebracht, daß eine Menge der an diesem Tage von unserer Seite Gebliebenen, den untrüglichen Anzeichen nach, von ihren eigenen Brüdern geopfert worden, und zwar durch das unsinnige Schießen von den Bastionen. Da das Gefecht nicht immer in einer gleichen Entfernung von den Festungswerken stattfand, so sind unsere Colonnen — namentlich Volkswehr — plötzlich in das ohne Unterbrechung fortgesetzte Kartätschenfeuer der Festungsbatterien gerathen und so rücklings von Freundesfeuer hingestreckt worden.

Bürger Gouverneur Tiedemann, der diesen Ausfall, gleichwie den ersten, kommandirte, wurde dabei leicht an der linken Schulter verwundet und aller Wahrscheinlichkeit nach gleichfalls von einem Stück einer Kartätsche aus der Festung.

An diesem Tage wurde auch der Ort Niederbühl, in welchem sich die Preußen festgesetzt hatten, auf Befehl in Brand geschossen. Es war ein furchtbar schönes Schauspiel, als gegen Abend der Himmel über dem Oertchen sich röthete und bald aus dicken Rauchwolken weithin sprühende Feuergarben die Wirkungen der glühenden Kugeln anzeigten. Es war das die Revanche für das zweimalige Bombardement der Preußen und außerdem, vom Kriegsstandpunkte aus beurtheilt, eine nicht allein zu rechtfertigende Maßregel, sondern überhaupt eine Maßregel, die schon längst hätte ausgeführt werden sollen. Niederbühl war von den Einwohnern lange schon verlassen und war nur ein Versteck für den Feind; die fernere Schonung wäre militärischer Blödsinn gewesen.

Erst spät mit hereinbrechender Nacht kehrten die Truppen in die Festung zurück. Viele waren geblieben, und sehr Viele verwundet; — das Einzige, was — meiner Ansicht nach — mit diesem Ausfall wirklich bezweckt worden, war: daß man den Preußen zwei Belagerungsgeschütze vernagelt gehabt; sonst kann ich keinen Zweck absehen, da man sich nach 5stündigem Gefechte, mit Aufopferung von Menschen, gemüthlich in die Festung zurückzog, ohne irgend eine Position der Preußen genommen zu haben. Man hatte höchstens den Feind beunruhigt, ihm einige Menschen getödtet und ihn aus einer oder der andern Stellung verdrängt, von der er aber schon in derselben Nacht wieder vollständigen Besitz nehmen konnte.

Freilich ist das nur meine Meinung, und nebenbei, so viel ich vernommen, auch die sehr vieler Offiziere; ich will mich indessen recht gern bescheiden, daß der Gouverneur seine Absichten

Digitized by Google

dazu gehabt haben mag, die er einem Jeden auf die Nase zu hängen nicht schuldig gewesen ist.

Zur Ehre Tiedemanns muß ich hier bemerken, daß er unablässig bemüht gewesen ist, der Unordnung und Zügellosigkeit, wo sie sich zeigte, zu steuern, daß er überhaupt in seiner Eigenschaft als Gouverneur das Streben an den Tag gelegt hat, Einheit und Regelmäßigkeit in den verschiedenen Zweigen des Militär- und Verwaltungsdienstes herzustellen. Tiedemann wor Tag und Nacht thätig, und wenn er vielfach angefeindet und von Vielen der Eitelkeit und Pedanterie beschuldigt worden ist, so wird man derlei Redensarten zu würdigen wissen, wenn man aus der Erfahrung weiß, daß das Bessere nur zu oft ungerechtem Tadel und persönlicher Anfeindung unterliegt. Und wo hat die Verläumdung wohl ein leichteres Feld, als in Zeiten der Revolutionen, wo Einer den Andern zu verdrängen, zu verdächtigen sucht und jedes winzige und obscure Individuum sich für einen salvator mundi hält. — Die badische Revolutionsgeschichte hat diesen alten Erfahrungssatz leider nur zu sehr bestätigt; Anfeindung, Verläumdung, gemeiner Eigennutz, erbärmliche Verkleinerungssucht waren an der Tagesordnung; es schien, als sey die badische Revolution lediglich heraufbeschworen, um die Verbrüderung der Kopf- und Gesinnungslosigkeit in ihrer vollsten Blüthe zur Veranschaulichung zu bringen. In solchem pêle-mêle wird der Tadel oft zum Lob und so kann man von Tiedemann wohl sagen: Undank war der Lohn seines redlichen Strebens und die Standrechts-Kugel die Münze, mit der er für sein Wirken für Zeit und Ewigkeit ausbezahlt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Der „Jäger Carl" im Görgey'schen Corps.

Es ist unstreitig, daß Insurgentenarmeen ein viel bewegteres Leben führen als reguläre Truppenkörper, weswegen auch die Skizzen aus ersteren mehr Abwechslung enthalten als der ordnungsmäßige gleichförmige Takt in einer regulären Armee gestatten würde. Wenn bei dem Durchmarsche eines kaiserl. Cürassierregiments zwischen den Bagagewägen und der Arrieregarde eine Marketenderin mit gelbem Strohhut und schwarzen Bändern zu Pferd einherritt, so waren Aller Augen auf sie gerichtet und sie Gegenstand vielfacher Bemerkungen; bei den Insurgenten gab's außer der Unzahl Marketenderinnen, Krankenwärterinnen, Concubinen ꝛc. auch mehrere Frauenzimmer, welche in Reih und Glied als Krieger dienten, und zwar bei der Infanterie, Kavallerie und Artillerie. Eine solche war die Wiener Barrikadenheldin Caroline, welche nach der Besiegung der Wiener Octoberrevolution nach Ungarn flüchtete und im November 1848 zu Pesth in ungarische Dienste tretend, in das zu Preßburg errichtete tyroler Scharfschützenbataillon unter Kommando des im Jänner zu Pesth durch Pulver und Blei hingerichteten Majors Söll eingereiht wurde. Schon bei der Abbrennung der Neudorfer Brücke an der ungarisch-österreichischen Gränze oberhalb Preßburg am 26. Nov. 1848 zeichnete sich der „Jäger Carl" — wie sie sowohl im Dienste als auch im gesellschaftlichen Zusammenleben immer genannt wurde, durch den kühnen Entschluß aus, in der Morgendämmerung mit einem Pechkranz in Händen neben der am diesseitigen Brückenkopfe stehenden Schildwache vorbeizuschleichen, und in der Mitte der Brücke angelangt, dieselbe in Flammen zu setzen, worauf die gänzliche Abbrennung derselben mit Erfolg vorgenommen werden konnte. Zum Unterjäger avancirt, lieferte Jäger Carl in der für die Ungarn so schreckensreichen Wintschachter Affaire unter Görgey im Februar abermals rühmliche Tapferkeitsbeweise, und Görgey selbst ernannte den Unterjäger Carl zum Oberjäger. Am Tage der denkwürdigen Kapolnaer Schlacht rückte mit dem Jägerbataillon auch der Oberjäger Carl in die Plänklerkette vor, und bald darauf wurde das ganze Jägerbataillon zum Sturme gegen einen durch die k. k. Truppen mit großer Energie vertheidigten Maierhof kommandirt. Ermüdet durch die Strapazen des schon bestandenen heißen Morgens, konnte der Oberjäger Carl seinen Kameraden im raschen Sturmschritt nicht mehr folgen, und blieb einige Tausend Schritt zurück, als im selben Augenblick drei kaiserl. Cürassiere von der einen Seite herangesprengt kamen. Der ermattete Jäger verlor auch diesmal seine schon öfters erprobte Geistesgegenwart nicht, und bestand siegreich die verhängnißvolle Gefahr. Seine weißgrünrothen Federn auf dem Jägerhute flatterten hoch in die Luft, sein glänzendes Haubayonnet schimmerte in den Sonnenstrahlen, und seine dopelläufige Büchse fehlte nicht das Ziel; so kam es, daß nach hartnäckigem Kampfe zwei Reiter todt am Schlachtfelde blieben, der dritte aber in Folge herbeigeeilten Succurses für den Jäger sich zurückzog. Die wundervolle Rettung des Oberjägers Carl verbreitete sich mit Blitzesschnelle in der Insurgentenarmee, und zwei Tage später stand sein Name in den Auszeichnungslisten des Gen. en Chef, worauf derselbe zum Lieutenant ernannt, längere Zeit im Hauptquartier zur Herstellung seiner Gesundheit, und zum Zeitverteib für die Oberoffiziere verblieb, endlich aus Liebe zu einem hübschen 23jährigen Husarenrittmeister P—v sich als Lieutenant in dessen Escadron eintragen ließ, und dort bis zum Schlusse des Krieges verbleibend, mit eben benanntem Rittmeister in bester Freundschaft und Harmonie alle Beschwerlichkeiten des Krieges ertrug. Wohin diese heroische, in dem Insurgentenlager jedoch nichts weniger als seltene Amazone nach der Waffenstreckung Görgey's bei Vilagos gerieth, ob sie vor ein Kriegsgericht gestellt oder als Gemeiner assentirt wurde? darüber schweigt die Chronik. — Wie es bei dergleichen Heldinnen so oft der Fall ist, daß hinsichtlich ihrer Herkunft oft widersprechende und dubiöse Gerüchte im Umlauf sind, so sey noch erwähnt, daß sich die Barrikadenheldin Caroline, später der Jäger Carl — wahrscheinlich um mehr Effekt zu machen — für eine geborne Agramerin ausgab. (Const. Bl. a. B.)

Mannichfaltigkeiten.

Als Curiosum theile ich Ihnen mit, daß die Schwester L. Feuerbach's in dem Cantone Solothurn zum Katholizismus übergetreten ist. Sie wohnt daselbst in der Nähe eines Klosters, wohin sie alle Tage beichten geht.

Wollt Ihr eine hohe Civilliste, so wählet einen Mann, der in der Nähe des Fürsten steht; wünscht Ihr die Bureaukratie wieder blühender denn je zu sehen, so gebt Euere Stimme einem Regierungsbeamten; wollt Ihr eine unerträgliche Polizeiherrschaft, Gensdarmendespotismus, hohe Stempeltaxen und dergleichen, so schreibt einen ähnlichen Mann, etwa einen Richter, pensionirten Hofrath u. s. w.; wollt Ihr geistige Verdummung und neue Knechtung Euerer Jugendlehrer, so werfet Euere Blicke auf einen Prälaten oder sonst einen geeigneten Geistlichen; steht Euer Sinn aber nach einer vernünftigen Freiheit und nach Erleichterung der drückenden Lasten, so wählet einen unabhängigen Volksmann mit klarem Verstande und redlichem Gemüthe, einen Mann von Kenntnissen und Talent. Dies und noch vieles Andere sagte neulich Einer, der um seine Meinung über Personen gefragt wurde, welche sich zur Wahl für den bevorstehenden Landtag im Großherzogthum Hessen eigneten. Der Mann hatte wahrlich so unrecht nicht.

Digitized by Google

Korrespondenz.

Wien, 23. Nov.

Hebbel's neues Stück: „Der Rubin", hat gänzlich mißfallen. Der Titel: „Mährchen-Lustspiel" rechtfertigt sich nur zur Hälfte, indem auch nicht die geringste komische Ader die Handlungen und Situationen durchläuft. Das Mährchen aber mit seinen Versenkungen und Erscheinungen paßt nicht für dieses Podium. Der Stoff ist nicht neu; die Ausführung dürr und darock. Besser als das verfehlte Stück ist eine Kritik darüber im „Lloyd", dessen Feuilleton von Hrn. Leopold Kompert redigirt wird. Die weiche Feder, welche den Verfasser des Buches: „Aus dem Ghetto" auszeichnet, ist auch in dieser Beurtheilung erkennbar, und richtig bemerkt er, daß Hebbel mit seinem „Rubin" dem Geschmacke wehgethan hat. — Hebbel kritisirt sich selbst in dem von ihm redigirten Feuilleton der Reichszeitung. Indem er die ungünstige Aufnahme anzeigt, erinnert er daran, daß Dichter und Publikum in einzelnen Fällen beide Recht haben können. Er gibt zu verstehen, daß das Publikum darum nicht lachte, weil zwischen seinen Figuren und Situationen kein pikanter Zusammenhang mit den letzten Zeitungsblättern stattfindet. — In Wien scheint die Theaterlust wieder vollständig erwacht zu seyn, denn alle Kreise nehmen Antheil an den Vorgängen bei den Bühnen.

Leipzig, 24. Nov.

Ein, der gesammten gelehrten Welt gewiß höchst willkommenes Werk: „Bibliographie Biographique", von E. M. Oettinger, ist so eben bei Wilhelm Engelmann in Leipzig erschienen, das nicht nur durch den bewundernswürdigen Fleiß, welchen der Verfasser seit einer Reihe von Jahren darauf verwendete, sondern auch durch die überaus geschmackvolle und reiche Ausstattung die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich zieht. Dem Verfasser gehen von nahe und fern die schmeichelhaftesten Anerkennungen zu, und er verdient diese in vollem Maße; gleichzeitig aber wollen wir es auch nicht unerwähnt lassen, daß es dem Verleger zur größten Ehre gereicht, während einer so stürmischen, unsicheren Zeit ein so umfassendes Werk unternommen und dasselbe in einer, seinem Inhalte entsprechenden Form ausgestattet zu haben.

Köln, 25. Nov.

Das Gerücht über den Selbstmord auf unserem Kirchhofe bildet sich mehr und mehr aus. Ein Brief, den man bei der Leiche vorgefunden haben will, gab demselben erst recht Nahrung. In dem Schreiben soll ungefähr Dieses mitgetheilt seyn: „Inhaber dieses heißt Hintze, kommt aus Prag und ist Literat. In der letzten Zeit hielt ich mich in Köln auf. Da jetzt meine Existenzmittel nicht mehr ausreichen und ich keine Schulden zu machen gesonnen bin, gebe ich mir den Tod." Was den Namen anbelangt, so begegnet man mehreren Auflagen desselben mit bedeutenden Veränderungen. Wir schenken dieser Erzählung keinen Glauben, halten sie so lange für ein Mährchen, bis sich mehr Licht über den Vorfall verbreitet. Es könnte wohl leicht möglich seyn, daß die ganze Geschichte auf eine Mystification hinausläuft, indem jener Unglückliche einer von unsern Bürgern ist und die Familie sich hinter den Literaten verstecken will. Wir hoffen, daß die Zukunft uns Aufklärung verschaffen wird, ob der Unglückliche von der Moldau stammt oder vom Rheine. — Vorgestern Abend verwundete ein Soldat einen Sträfling mit dem Bajonette, weil derselbe nach einer Aussage jenen zwingen wollte, mit ihm einem Wirthshause einen Besuch abzustatten, oder weil derselbe, nach andern Mittheilungen, einen Versuch wagte, mit einem anderen Gefangenen die Flucht zu ergreifen.

Aus der Provinz Starkenburg.

In der Didaskalia Nro. 270 wird die Bürgermeisterwahl zu Rödelheim abermals besprochen und bedauert, daß man, trotz dem langen Warten und Versprechungen, dennoch nicht den ersten, sondern auch hier den zweiten Kandidaten, zum Bürgermeister ernannt habe. Eine solche Anzeige würde für die auswärtigen Leser wenig Interesse bieten, wenn nicht derselben die Absicht zu Grunde liegen sollte, das Benehmen der Behörden hervorzuheben. Der Herr Einsender hätte daher, um seinen Zweck mehr zu erreichen, auch die Ursache bemerken und hinzufügen müssen, daß Hr. Cretzschmar, der erste Kandidat, sich zu den Demokraten bekennt und auf dem denkwürdigen letzten Landtag stets im Sinne der äußersten Linken gestimmt hat. Solche Dinge sind natürlich gewissen Leuten ein Gräuel. Als Pendant zu Obigem wolle man den Herrn Einsender versichern, daß ein langjähriger Bürgermeister im Ried (in der Nähe von Darmstadt), der bei allen Bürgermeisterwahlen, so auch wieder bei der letzten, als Höchstbestimmter aus der Urne hervorgegangen, übrigens nichts weniger als Demokrat, im Gegentheil ein sehr gemäßigter Liberaler ist, der aber nur kein Unrecht leiden, und deshalb zur Zeit der Willkürherrschaft nicht zu Allen unbedingt Ja sagen konnte, trotz der von hoher Stelle erhaltenen Zusicherung (daß man einem gebildeten Manne, besonders als Höchstbestimmter, den Vorzug geben werde) doch nicht als Bürgermeister bestätigt wurde, weil ihn ein, unbegreiflicherweise seit kurzem in hoher Gunst stehender Landrichter zum Feind aller Beamten erklärt hat. Auch der parteilosesste Mann kann ein solches Verfahren nicht gut heißen; in den beiden vorliegenden Fällen mußte aber zunächst die großh. Regierungs-Kommission, und hier vor allen den Dirigenten derselben, der übrigens, und mit Recht, bei Hoch und Niedrig in hoher Achtung steht, ein Vorwurf treffen, weil man glauben muß, daß ihn zu große Rücksichten gegen ältere Collegen beherrscht haben.

Wiesbaden, 27. Nov.

Die Ihnen berichtete Mordgeschichte eines Gensdarmen ist hier allgemein verbreitet. Was ich noch darüber hörte, war beständigend; er soll schon im hiesigen Kriminalgefängniß sitzen und die Untersuchung im Gange seyn. Heute nun hörte ich aber, es sey nichts an der ganzen Sache. Man weiß nun gar nicht, was man glauben soll, weshalb es sehr wünschenswerth wäre, wenn die competente Behörde baldigst über diese Sache eine öffentliche Erklärung, ob wahr, ob nicht wahr, abgeben würde. Es ist dies sowohl im Interesse der Gensdarmerie, als auch des Publikums dringend geboten.

Programm des Museums.

(Freitag, 30. Nov. 1849.)

1) Ouverture zur Fingalshöhle, von F. Mendelssohn-Bartholdy.
2) Scenen aus Shakespeare's „Coriolan", vorgetragen von Hrn. Breuer.
3) Scene und Arie: „Ah, perfide!" von L. van Beethoven, gesungen von Frau Anschütz.
4) Konzert für die Violine, vorgetragen von Hrn. Stevenier aus Brüssel.
5) Lieder mit Pianoforte-Begleitung, gesungen von Frau Anschütz.
   a) Die stille Wasserrose von E. Geibel, componirt von Gustav Schmidt.
   b) Frühlingslied von H. Lenau, componirt von Mendelssohn.
6) Symphonie in A dur von L. van Beethoven.

Der Anfang des Museums ist um halb 7 Uhr. Der Saal (im Weidenbusch) wird um halb 6 Uhr geöffnet. Der Eingang ist vom Roßmarkt und der Töpfergasse. Ohne Eintrittskarte kann Niemand der Zutritt gestattet werden. Karten für den Abend zu 1 fl. 45 kr. sind bei Hrn. C. A. André (Haus Mozart) zu haben. Am Eingange des Saales werden keine Karten verkauft.

Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 29. Nov. (Unter gefälliger Mitwirkung des Hrn. Aloys Schmitt, bei festlich erleuchtetem Hause und zum Vortheil des hiesigen Theaterchorpersonals): Großes Vocal- und Instrumental-Konzert in zwei Abtheilungen. Mit aufgehobenem Abonnement.

Samstag, 1. Dec. (Auf vielseitiges Begehren): Wallenstein's Lager, dramatisches Gemälde aus dem 30jährigen Kriege in 1 Akt von Fr. von Schiller, mit Musik und Chor. Die darin vorkommenden Märsche und die Begleitung des Reiterliedes werden (auf der Bühne) ausgeführt von dem Musikcorps des k. preuß. 8. Kürassierregiments. Hierauf: Herr Hampelmann im Eilwagen, Hampelmaniade in 1 Akt und 6 Bildern.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 286. Freitag, den 30. November 1849.

Das Schloß von Croyat.

Nach dem Französischen des Paul Feval bearbeitet von August Marckhoff

(Schluß.)

„Bereue nur! denn Du wirst sterben!" fuhr Therese fort. Sie hatte alle ihre Kraft gesammelt, um diese Worte hervorzubringen. Zugleich streckte sie ihren entfleischten Arm nach dem Fenster aus.

Moustier folgte ihrer Gebärde, und sah einen rothen Schein die Bäume des Gartens erhellen. „Feuer!" schrie er, an das Fenster eilend, um Hülfe zu rufen. Aber die Flammen schlugen schon durch alle Oeffnungen des Erdgeschosses.

In dem Garten schienen große, unbewegliche, schwarze Schatten den Brand zu beobachten.

„Die Chouans!" rief er.

„Er!" sagte Therese mit brechender Stimme; „Er! erkennst Du nicht sein Werk und den Finger Gottes? . . . Bereue!"

Moustier hörte sie nicht. Wahnsinnig vor Schrecken lief er hin und her. Endlich ergriff er sein Gewehr mit der einen und seine Portefeuille mit der andern Hand und wollte hinaus.

Der Bettler stand auf der Schwelle.

Moustier prallte mitten in das Zimmer zurück. Mit einer verzweifelten Anstrengung wollte er seinen Feind niederstrecken, aber die Hand zitterte ihm, er konnte den Drücker nicht fassen.

Moustier ließ seine Waffe sinken, und der Bettler, obgleich er sich seines linken Armes nicht bedienen konnte, ergriff ihn, als wenn er ein Kind gewesen.

Die Flammen schlugen schon bis an die Fenster, indem sie hinter den Scheiben spielten, die von Minute zu Minute glühender wurden.

Der Bettler setzte den Fuß auf die Brust Moustier's. Er schwieg.

„Ich bin sehr strafbar, George! . . . George! ich habe viel Böses gethan," sagte Moustier zitternd; „Herr Graf! . . . Ach, vergessen Sie mir im Namen unserer Jugendfreundschaft."

Der Bettler lächelte verächtlich.

„O! dieser Rauch . . ." wimmerte Moustier, sich auf dem Boden windend; „das Gewicht Deines Körpers . . . ich ersticke . . : George . . . Mitleiden!"

Wirklich auch füllte ein schwarzer dichter Rauch das Zimmer.

Die Alte, zuerst erstickt, gab den Geist auf, indem sie rief: „Bereue!" —

Der Bettler schien allein leicht zu athmen.

„Höre!" sagte Moustier, „ich will Dir Deinen Sohn zurückgeben! . . . Du hast einen Sohn, George . . . im Namen Deines Sohnes, Erbarmen!"

Die Stimme des Bettlers erbebte, als er endlich antwortete:

„Meinen Sohn! Du wagst von meinem Sohne zu sprechen! Elender! . . . Ich hätte Dir alles Andere vergeben, aber Du hast einen Verräther und Lügner aus meinem Sohne gemacht!"

Sein Fuß preßte heftig den Magen Moustier's, der einen Angstschrei ausstieß.

„Meinen Sohn! sagst Du," fuhr der Bettler mit starker Stimme fort; „Du lügst! Ich habe keinen Sohn! nein; es gibt keinen Croyat mehr . . . möge daher zugleich die edle Wohnung, ihr letzter Herr und der schändliche Urheber alles meines Unglücks umkommen!"

Der Bettler schwieg.

Dann herrschte Schweigen im Saale, bis der Boden unter der Wuth des Feuers wankte.

Draußen wurden die Chouans unruhig und riefen nach ihrem Herrn. Die beiden treuen Taschet hatten Leitern an die Mauer gesetzt. Im Augenblick, wo sie das Fenster erreichten, konnten sie sehen, wie der Graf von Croyat, aufrecht stehend, die Augen zum Himmel erhoben und seinen Gegner mit dem Fuße niederhaltend mit ihm in die Gluth hinabsank.

Von allen Schloßbewohnern kamen Moustier und Therese als die einzigen Opfer des Feuers um.

Anna, Charles und die Dienerschaft waren auf Befehl des Bettlers in Sicherheit gebracht.

Von dem Schlosse des Grafen von Croyat blieben nur noch Ruinen.

Der letzte Verrath Moustier's, der für ihn so verderblich war, brachte zugleich das Verderben über das Haus der Croyat.

Charles erfuhr nie den Namen seines Vaters. Anna und er verheiratheten sich und verließen die Bretagne.

Zur Zeit der Erhebung Griechenlands verließ unter Denen, die sich zu Toulon einschifften, um den türkischen Despotismus zu bekämpfen, ein Mann, Namens Charles Bernard, Frankreich mit seiner Frau und zwei Kindern von neun bis zehn Jahren. War es der Sohn George's von Croyat? . . . wir glauben es, ohne es bestimmt versichern zu können.

Was die beiden Gebrüder Taschet anlangt, so kehrten sie, da sie für ihre edelmüthige Hingebung keinen Gegenstand mehr hatten, in ihr väterliches Haus zurück. Es sind jetzt zwei achtbare und ernste Greise, die ihr Leben damit zubringen, die gute Zeit zu beklagen. So nennen sie die Tage des Elends und der Entbehrungen, die sie im Dienste des letzten Croyat verlebten. Sie erzählen gern die gegenwärtige Geschichte Jedem, der sich die Mühe geben will, sie anzuhören.

Digitized by Google

Rastatter Casematten-Erzählungen eines Freigewordenen.

(Fortsezung.)

Das Bombardement.

Von der Stunde an, wo Rastatt von den Preußen vollständig cernirt worden, entwickelte unsere Festungsartillerie einen Eifer und eine Ausdauer in ihrem beschwerlichen Dienste, der der übrigen Besatzung zum Muster dienen konnte. Die Leute waren Tag und Nacht bei ihren Geschützen auf den Wällen und so wie sich eine Pickelhaube blicken ließ, begrüßte dieselbe ein Schuß. Die Argusaugen der Kanoniere erspähten jede Bewegung der Belagerer und ihre Schüsse waren so trefflich gezielt, daß sie selten ihre Wirkung verfehlten, sogar der einzelne Mann wurde auf das Visir genommen.

Es läßt sich nicht läugnen, daß die Artillerie in ihrem Eifer oft auch zu weit gegangen ist und auf diese Weise viel Munition unnützer Weise verpufft hat; jedenfalls aber wurde der Feind, besonders in der ersten Zeit, dadurch immerwährend allarmirt, beunruhigt und geneckt.

Von den Wällen herab donnerte es den ganzen Tag, ohne daß die Belagerer uns einer Erwiederung werth zu halten schienen, bis wir urplötzlich in einer Nacht durch feindlichen Kanonendonner geweckt wurden. Es war in der Nacht vom Freitag auf Samstag den 14. Juli, früh gegen 3 Uhr, als ich durch heftiges Feuern und ein eigenthümliches schwirrendes Geräusch in der Luft vom Schlafe aufgeschreckt wurde. Ich eilte an das Fenster und öffnete die Läden. Die mondhelle Nacht, im Uebergang zum Frühroth begriffen, verbreitete ein magisches Licht über die Gegenstände und träumerische Ruhe lagerte auf der Stadt, die in wenigen Minuten das Bild der Verwirrung und des Schreckens werden sollte. Nicht so lange, als zum Lesen der letzten vier Zeilen nöthig, war ich am Fenster gestanden, als gewaltiger Geschützdonner die augenblickliche Stille wieder unterbrach, ein Zischen und Schwirren durchfauste die Luft, ein Schlag erfolgte und Staub und Dampf wirbelte nicht weit von meinem Fenster unten im Schloßhofe auf — eine Bombe war vor meinen Augen krepirt. — In demselben Moment zerschmetterte in der Nähe ein Dach, und ich unterschied jetzt deutlich, wie die Festungsgeschütze das Feuer der Preußen zu beantworten begannen. Bald war im Schloß Alles auf den Beinen, um auf seinen Posten zu eilen; der Generalmarsch rief Besatzung und Bürger aus dem Schlafe, als plötzlich eine dunkle Rauchsäule über der Stadt aufstieg. Eben war ich in den Rock geschlüpft, als auch schon die hellen Flammen aus der Rauchwolke emporzüngelten und zugleich die Sturmglocke ertönte. Wir wurden in optima forma bombardirt und ein Haus oberhalb des Marktes stand bereits in lichten Flammen. Ich eilte zur Brandstätte; hier war noch nichts organisirt und die Bestürzung allgemein, denn die Bürger wagten sich nicht aus ihren Häusern, da ein jeder gleichem Schicksal entgegensehen mußte.

Bald erschien der Souverneur Tiedemann auf dem Platze und übertrug die Leitung der Lösch- und Rettungsanstalten dem Adjutanten Peters mit meiner Beihülfe. Das Feuer griff mit furchtbarer Heftigkeit um sich und in einer Viertelstunde standen noch zwei Hintergebäude in vollen Flammen!

Brandunglück allein ist schon schrecklich, wenn dazu aber noch das Brüllen der Geschütze, das Sausen und Einschlagen der Bomben und Granaten kommt, und die Noth und die Sorge, daß jede Minute auf einer anderen Ecke ein neues Feuer ausbrechen kann, so ist das Elend für die armen Bewohner vollendet und, nach meinen Begriffen und Gefühlen, ein Bombardement das Schrecklichste, was einer Stadt begegnen kann.

Wir waren indessen nicht unthätig und bald waren die zweckmäßigste Postirung der Spritzen, ihre gehörige Bedienung, sowie jede andere mögliche Hülfe angeordnet und in voller Ausführung. Die Rastatter Pompiers, die mit aufopferndster Thätigkeit, ja mit Lebensgefahr, ihren Dienst versahen, verdienen hier einer ehrenden und anerkennenden Erwähnung, ebenso ein großer Theil der Volkswehren und Freischaaren, welche auf den ihnen angewiesenen Posten bei den Spritzen, diese schwere Arbeit von Morgens 4 bis 11 Uhr unermüdlich verrichteten.

Das Bombardement hörte des Morgens gegen 7 Uhr auf und gegen 8 Uhr war dem Umsichgreifen des Feuers Einhalt gethan; gegen Mittag war der Brand völlig gelöscht und nur die rauchenden Trümmer mußten noch bewacht werden.

Ein großes Wohnhaus und mehrere Hintergebäude waren ein Raub der Flammen geworden.

Dieses Ereigniß verbreitete unter den Einwohnern Rastatts großen Schrecken, denn außer diesem Brandunglück hatten die Bomben viele Häuser stark beschädigt, ganze Dächer zerschmettert Wände und Decken eingerissen und eine Frau in ihrem Bette erschlagen.

Gegen Abend war die Stadt bereits wie ausgestorben; der größte Theil der Familien hatte von der Erlaubniß des Gouverneurs Gebrauch gemacht und sich in die wohnbar eingerichteten Casematten-Räume geflüchtet.

Am nächsten Morgen früh gegen 7 Uhr begannen die Preußen abermals zu bombardiren; das Schloß und die große Kirche am Markt schienen das erwählte Ziel zu seyn, wie die Kugeln, die alle in dieser Gegend einschlugen, bewiesen haben. Es war dies um so unbegreiflicher, als dicht am Schloß ein Lazareth gelegen war, auf welchem die üblichen weißen Fahnen die Schonung dieses Fleckens, im Namen der Menschlichkeit, anriefen.

Zum Glücke richtete dieses zweite schwächere Bombardement weiter keinen erheblichen Schaden an. Es bewirkte nur, daß die meisten Häuser vollends geräumt wurden und daß die Bewohner ihre bessere Habe entweder in die Keller oder in die Casematten brachten, so daß Rastatt so zu sagen jetzt leer stand. Mit Ausnahme der Gasthöfe und Wirthschaften, der Apotheken und einiger Kramladen, waren die Bewohner ausgezogen, die Frauen und Kinder lebten in den Forts und nur die Männer waren den Tag über zur Betreibung der geringfügigen Geschäfte in der Stadt. Abends sicherten sich die Mehrzahl in den bombenfesten Festungsräumen, wo sie ihre Betten aufgeschlagen hatten.

Was die Furcht nicht Alles zu Wege bringt! In den Casematten, die nicht alle sehr trocken und geräumig sind, lag arm und reich, hoch und niedrig, Männer und Frauen, Mädchen und junge Männer, Mägde und Kinder, im bunten Durcheinander, oft zu zwanzig und mehr zusammen in einem Raum.

Die Regeln des Anstandes konnten hier nicht immer vollständig beobachtet werden; die Prüderie war gewiß übel angebracht und doch lebte Alles in Eintracht und Einigkeit.

Das gesellige Leben Rastatts hatte sich in die Forts geflüchtet, und wer Unterhaltung — besonders weibliche — suchen wollte, mußte hinaus in die Festungswerke spazieren.

Hier kann eine Bemerkung noch Platz finden, die dazu dienen wird, eines jener lügenhaften Gerüchte, die in fabelhafter Weise über das Leben und Treiben in Rastatt, während der Belagerung, in die Welt gesetzt worden sind, todt zu schlagen.

Wenn ich bis jetzt von Zügellosigkeiten, von Unordnung geredet habe, so war das im Hinblick auf das dienstliche Leben und Treiben gemeint; von allen den sonst gefabelten Dingen, von sinnlicher Ausschweifung, Schändung und dergleichen Abgeschmacktheiten ist nicht eine Sylbe wahr und nur das Eine verdient eine gerechte Rüge, daß die Besatzung, besonders die Artillerie und die Dragoner, maßlos im Genusse der Getränke gewesen sind und daß diesem Unwesen nicht frühzeitig mit Energie ein Ende gemacht worden ist.

Digitized by Google

Die Einrichtung und der Befehl: die Wirthshaus-Lokale frühzeitig Abends zu schließen und des Morgens vor 10 Uhr nicht zu öffnen, kam erst in der letzten Zeit und alsdann zu spät in Ausführung.

Hätten die Bewohner Rastatts während dieser unruhigen und drangvollen Tage Zeuge irgend anderer Schandthaten seyn müssen, wären dieselben und ihre Angehörigen viehischen Brutalitäten der Besatzung ausgesetzt gewesen, so wären sie nicht mit so beruhigenden Gefühlen in die Casematten gezogen, in diejenigen Räume, wo sie, nolens volens, in den direktesten Verkehr mit der Besatzung gerathen mußten.

Was wahr ist, bleibt wahr, aber Lüge bleibt auch Lüge und muß als solche gebrandmarkt werden.

(Fortsezung folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Rom, 11. Nov.) Die Ausgrabungen in Vicolo della Palma jenseits der Tiber haben in diesen Tagen eines der bedeutendsten antiken Kunstdenkmäler aus Tageslicht gebracht. Plinius erzählt in seiner Naturgeschichte Buch XXXIV., Kap. 17 u. 19: M. Agrippe habe das Pantheon mit einer Marmorstatue der feinsten Arbeit von dem Meisel des Lysippus geschmückt, welche einen aus den Thermen kommenden und sich den Schweiß abtrocknenden Athleten darstellte. Tiberius ließ das Meisterwerk später vom Pantheon herunternehmen, um sein Schlafgemach damit zu schmücken. Die Ersatzstatue gefiel indessen nicht; das lärmende Volk forderte im Theater das ursprüngliche Standbild zurück. Der Kaiser mußte nachgeben. Dieser Athlet steht jetzt wieder vor uns.

(Todtmoos, 19. Nov.) Vorgestern, Vormittags 10½ Uhr, wollte der Jagdpächter Ambros Kaiser von Todtmoos-Schwarzenbach auf die Jagd gehen und nahm eine Doppelflinte, welche schon längst nicht mehr im Gebrauch war, zur Hand. Ohne zu wissen, daß noch ein Lauf geladen war, fing er an, die Flinte vom Rost zu reinigen, setzte eine Kapsel auf und ließ den Hahnen vorschlagen. Das Gewehr ging los und traf seine Frau, die in der Stube stand, in das linke Schulterblatt und in den Rückgrat, so daß dieselbe schon nach einer Viertelstunde ihren Geist aufgab.

(St. Petersburg, 16. Nov.) Die heutige Petersburger Ztg. meldet: Das Bulletin scientifique der kaiserl. Akademie theilt uns mit, daß auf Befehl des Kaisers ein Comité errichtet worden ist, um den von dem französischen Chemiker Archerot vorgelegten Plan der Hauptstadt mittelst Elektricität zu beleuchten, zu prüfen. Die ersten Versuche dieser Beleuchtungsart werden über dem Haupteingange in die Admiralität und auf den vier Kandelabern der Alexandersäule stattfinden.

(Berlin.) Ein hiesiger Schutzmann spielte ein Viertel-Lotterie-Loos. Vorgestern kam dasselbe mit dem niedrigsten Gewinne heraus. Sein Glück noch einmal zu versuchen, kaufte er sofort ein anderes Viertel, das ein Unterkollekteur nicht hatte absetzen können, und wurde gestern auf seinem Posten am Anhalt'schen Thore mit der Nachricht überrascht, daß er an dem zweiten Hauptgewinne der 100,000 Thalern Theil habe.

(Die Deutschen im Auslande.) Nachstehende Bemerkung der Genfer Bibliothèque Universelle ist gewiß für jedes deutsch fühlende Herz sehr betrübend, obwohl wir die Wahrheit derselben zugeben müssen, da sich in Nord-Amerika leider eine ganz ähnliche Erscheinung nachweisen läßt: „Was uns sehr häufig begegnete, ist die auffallende Erscheinung, mit welcher Leichtigkeit der Deutsche, wenn er sich in einer ihm günstigen Umgebung befindet, sich mit dem übrigen Theile der Bevölkerung vermischt und in demselben aufgeht. Genf liefert dazu ein merkwürdiges Beispiel. Wenn man die Tabelle der Wähler durchsieht, so erstaunt man über die außerordentlich große Zahl deutscher Namen, die darin enthalten sind, und gleichwohl denkt sicher nicht der fünfzigste Theil derjenigen, die diese Namen tragen, an seinen deutschen Ursprung. Schon in der zweiten Generation ist der Deutsche vollständig Genfer und spricht französisch; ja, er kennt oft die Sprache seines Vaters nicht mehr, und, was das Merkwürdigste ist, er zwingt zuweilen seine Aeltern, sie zu verlernen und sich mit ihm der Sprache seines neuen Vaterlandes zu bedienen."

Nach dem eben erschienenen „Deutschen Zeitungs-Katalog" (Leipzig, Lork) erscheinen gegenwärtig in Europa 1558 in deutscher Sprache geschriebene politische Zeitungen, Tage-, Wochen- und Intelligenz-Blätter. Wenn diese alle für Freiheit und Fortschritt, für Licht und Wahrheit wirkten, so müßte es in unserm Vaterlande besser stehen; aber was die eine gut macht, verdirbt die andere wieder, und wo die eine voran drängt, sucht die andere zurück zu halten. Wir wollen indessen hoffen, daß solcher Meinungskampf doch zum guten Ziele führen werde, wenn freilich auch nur sehr langsam. Auf Preußen kommen 632, auf Oesterreich 74, auf Bayern 127, auf das Königreich Sachsen 183, Würtemberg 67, Hannover 32, Baden 55 u. s. w. Es erscheinen in England 1, Frankreich 6, Rußland 14, Schweiz 77 deutsche Blätter. Die Zahl der Zeitschriften, welche seit 1848 begonnen, aber bereits wieder eingegangen sind, beläuft sich auf 269.

Das bekannte badische Verbot eines „Hinkenden Boten", den der Verfasser des „Struwelpeters" in Frankfurt schrieb, hat die beiden andern „Hinkenden Boten" von Lahr und Rastatt mit in's Unglück gebracht. Die letzteren wurden ebenfalls mit Beschlag belegt. Der von Rastatt erscheint schon seit 133 Jahren. Nun ist das Mißverständniß zwar beseitigt, aber nicht der den genannten zwei Kalendern dadurch erwachsene Schaden. So muß oft der Unschuldige mit dem Schuldigen leiden, und es erinnert dieser Vorfall an einen Censor aus der vormärzlichen Zeit, der bei Censur von gefährlichen Zeitungsartikeln oft dermaßen in den Harnisch gerieth, und seinem Rothstifte einen so gewaltigen Schwung verlieh, daß die zunächst stehenden, wenn auch ganz unschuldigen Artikel mit in's Verderben gerissen und des Lebens beraubt wurden.

Börne sagt: Haben und Seyn sind die Hülfszeitwörter in der Sprachlehre, sowohl eines glücklichen als eines elenden Lebens; denn aus Habsucht und Selbstsucht, den Thränendrüsen der leidenden Menschheit quellen die Thränen der Freude sowohl als die der Schmerzen.

Der „eidgen. Sängerverein" wollte sein Jahresfest für 1850 in St. Gallen feiern; die dortige Gesellschaft „Frohsinn" wendete sich daher an die katholisch-kirchliche Oberbehörde um die Bewilligung zur Gesangaufführung in der katholischen Hauptkirche, da ihr ein anderes passendes Lokal abgeht. Die Bewilligung wurde jedoch verweigert! Die eidgenössischen Sänger müssen sich nun um einen andern Festort umsehen.

In der benachbarten herzogl. nassauischen Gemeinde Ober- und Unterliederbach hat sich kürzlich der Ortsvorstand genöthigt gesehen, bei allen dortigen Ackerbegüterten eine Sammlung von

Digitized by Google

Victualien für den Stellvertreter ihres seit anderthalb Jahren pensionirten Pfarrers zu veranstalten, weil dessen Gehalt so gering ist, daß er damit nicht durchzukommen vermag, während sein Vorfahr einen Ruhegehalt von beiläufig 1600 fl. genießt. Macht auch diese Sammlung der genannten Gemeinde alle Ehre und dem Empfänger derselben, der die allgemeine Achtung seiner Pfarrkinder besitzt, keine Schande, so wäre doch hier eine richtigere Vertheilung von Arbeit und Genuß zu wünschen, als sonst sehr leicht der Fall eintreten könnte, daß gerade die eifrigsten und fleißigsten Arbeiter im Weinberge des Herrn endlich lässig und muthlos werden und ihre Kräfte einer lohnenderen Wirksamkeit zuwenden. (Freistädter.)

Ein sehr zeitgemäßes Unternehmen ist: „Biographien berühmter Zeitgenossen, herausgegeben von mehreren Gelehrten, Altenburg bei G. A. Pierrer", wovon so eben das erste Heft erschienen ist. Es enthält die Lebensgeschichte von Friedrich Wilhelm IV., Nikolaus I., dem Erzherzog Johann, Radetzki, Wrangel, Jellachich, Cavaignac, Louis Napoleon, Gagern, Welcker, Erzbischof Pyrker, Marheineke, Gräfe, Dieffenbach, Moritz Arndt, Jahn, Blum, Jucho, A. W. Schlegel und Mendelssohn-Bartholdy. Jedes der folgenden Hefte, von denen alle sechs bis acht Wochen eins erscheinen soll, wird ebenfalls Lebensbeschreibungen 1) von Fürsten und Regenten, 2) von Feldherren und Kriegern, 3) von Staatsmännern und Juristen, 4) von Geistlichen und Theologen, 5) von Aerzten und Naturforschern, 6) von Schriftstellern, 7) von Publicisten und 8) von Dichtern und Künstlern bringen. So wenig Logik auch in dieser Eintheilung, so sind doch die Lebensbeschreibungen, welche hier geboten werden, zweckmäßig gearbeitet, durchaus allgemein verständlich und doch auch geeignet, den gebildetern Leser zufrieden zu stellen; die politische Ansicht, welche in den Lebensbeschreibungen der Fürsten und Staatsmänner sich ausspricht, ist eine verständige, gemäßigte; bei der Besprechung religiöser Fragen zeigt sich dagegen einige rationalistische Unduldsamkeit, wodurch indessen das Buch einer großen Zahl von Lesern ohne Zweifel nur willkommener gemacht wird.

Literatur.

Jugendschriften von Gg. A. Winter: 1) Jugendhain, Erzählungen, Beschreibungen und Schilderungen aus dem Natur- und Menschenleben; Festgeschenksausgabe von des Verf. Allg. Lesebuch, 2. Ausg. 2. Theile mit 5 illuminirten Stahlstichen. Lpr. 12 und 18 Sgr. 2) Lehrbuch der Naturgeschichte für Töchterschulen, von Ed. Hassenstein und dem Obigen. 2) Der Denk-, Sprach- und Schreibschüler. 3. bericht. Aufl. Sämmtlich Leipzig, Wöller 1850.

In unserer Zeit, in welcher die Hoffnung auf das Heranwachsen eines tüchtigeren und glücklicheren Geschlechtes die Stelle einer befriedigenden Gegenwart vertritt, nehmen auch die Erziehungsanstalten, die Lehrer und die Lehrbücher der Jugend mehr als gewöhnliches Interesse in Anspruch. Der Kampf der Geister — der bösen nicht bloß gegen die guten, sondern auch unter einander selbst — bemächtigt sich immer mehr auch der Erziehungsfrage. Sehr viele Lehrer und Erzieher haben persönlich in so hohem Grade Partei ergriffen, daß eine leidenschaftslose, harmonische und rein menschliche Erziehung auf längere Zeit hinaus nicht sehr häufig vorkommen wird. Diesem schönen Zwecke aber sind die obengenannten Schriften gewidmet. Der „Jugendhain" bietet den Kindern von 7 bis 14 Jahren eine Welt im Kleinen dar, deren Durchwanderung ihnen eben so viel Nutzen, als Unterhaltung und Vergnügen verspricht. Das Buch vereinigt nämlich zwei oft getrennte Eigenschaften: einestheils eine umfassende und genau geordnete Wahl von Lerngegenständen, und anderntheils lebensvolle Anschaulichkeit trotz des kleinen Raumes, so daß alle Geistesthätigkeiten des Kindes Beschäftigung und Befriedigung finden. Besonders lobenswerth ist der Leitfaden am Schlusse des Ganzen zu seiner Uebersicht und Wiederholung eingerichtet. Aus den im Allgemeinen unseren besten Schriftstellern entnommenen kleinen Erzählungen wünschten wir nur einige entfernt, welche den Aberglauben an eine willkürlich, in menschlicher Weise, waltende Hülfe und Vergeltung Gottes begünstigen könnten. Doch wird diese Gefahr reichlich aufgewogen durch die besondere Sorgfalt, mit welcher der Verfasser seine jungen Leser in die wirkliche Welt einführt, an der Hand der Naturkunde, der Erdkunde und der Geschichte. Besonders empfehlen wir seine Schriften zu Weihnachtsgeschenken; ihr billiger Preis läßt ihr Erscheinen auch unter dem bescheidensten Christbaume zu. Dr. Lorenz Diefenbach.

Korrespondenz.

Köln, 25. Nov.

Im vorigen Jahre machten wir Ihnen die Mittheilung, daß das Café und Vaudeville-Theater des Stollwerk sich in einen traurigen Aschenhaufen verwandelt habe; jetzt berichten wir die völlige Herstellung und Erweiterung des Etablissements. Wir machen Reisende, welche Köln berührten, auf dasselbe aufmerksam. Sie werden hier ein Haus antreffen, das kühn mit den ersten Kaffeehäusern von ganz Deutschland rivalisiren darf, was Eleganz, Großartigkeit und Bedienung im Geschäfte betrifft. Der erste Saal, den man von der Schildergasse aus betritt, birgt ein fast täglich musicirendes Chor und das Büffet nimmt aber auch noch einige Hundert Gäste auf. Aus diesem tritt man in den Hauptsaal, in dessen Mitte eine lange Reihe von Tischen stets mit Gedecken versehen ist; rund um dieselben herum an den Wänden finden Diejenigen ihre Plätze, welche mit Kaffee, Thee, Chocolade, Punsch, Wein und mit Dergleichen regalirt zu werden wünschen. Zur Linken ist ein ganz einladendes Lesezimmer eingerichtet, in welchem sich eine große Anzahl in- und ausländischee Journale vorfindet. Wenn auch zur Zeit noch die Auswahl der Zeitungen eine geschicktere seyn könnte, so muß man berücksichtigen, daß die Eröffnung noch zu neu ist, als daß das Arrangement schon jetzt feststehen könnte. Es wird indes schon den Wünschen seiner Leser nachkommen. Wir unsern Theils sprechen die Ansicht aus, daß der Besitzer sich nicht im Lichte stände, wenn er die liberale Presse der Provinz mehr berücksichtigte. Hinter dem Hauptsalon liegt das Billardzimmer. Die Wände des Lokals, mit den schönsten Tapeten bekleidet, sind mit Oelgemälden und prächtigen Spiegeln ausgestattet. Es ist Stollwerk gelungen, das vergnügungssüchtige Köln für sich zu gewinnen. Sein Lokal ist von früh bis spät besucht, besonders aber von da ab, wo sich der Tag neigt. Fremden, die sich das comfortable Haus anzusehen wünschen, möchten wir an Sonn- und Feiertagen dorthin schicken, ihnen ein so buntes Leben vorzuführen, wie man es selten findet, prophezeien ihnen aber, daß die Geduld ihrer Hühneraugen und ihrer Seiten eine harte Probe möchten zu bestehen bekommen, da alle Plätze in Beschlag genommen sind, und es in den Wegen zwischen denselben stets wogt von einheimischen und fremden Gästen. Es verging bis jetzt kein Sonntag, an dem man nicht eine oder die andere Gesellschaft Bonner Musensöhne daselbst wahrgenommen hätte, deren ungebundenes Auftreten sich nicht übel ausnimmt in dem sie umgebenden Philisterthum. Mit dieser Restauration ist ein Vaudeville-Theater verbunden, das erst gestern eröffnet wurde, weshalb wir uns über dasselbe jedes Urtheils enthalten, bis wir demnächst, wo wir unser Stadttheater besprechen, diesen Gegenstand mitberühren werden.

Musem.

Statt des durch Unwohlseyn verhinderten Hrn. Steveniers wird Hr. Rudolf Gleichauf heute „Fantasie für die Violine von de Beriot (Manuscript)" vortragen. Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Samstag, 1. Dec. (Auf vielseitiges Begehren): Wallenstein's Lager, dramatisches Gemälde aus dem 30jährigen Kriege in 1 Akt von Fr. von Schiller, mit Musik und Chor. Die darin vorkommenden Märsche und die Begleitung des Reiterliedes werden (auf der Bühne) ausgeführt von dem Musikcorps des k. preuß. 8. Kürassierregiments. Hierauf: Herr Hampelmann im Eilwagen, Hampelmaniade in 1 Akt und 6 Bildern.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. —Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 287. Samstag, den 1. Dezember 1849.

Rastatter Casematten-Erzählungen eines Freigewordenen.

(Fortsetzung.)

Die Präliminarien der Uebergabe der Festung an die Preußen.

Das eben erzählte Bombardement hatte nicht allein Schrekken und Bestürzung unter der Bevölkerung Rastatts verbreitet, es hatte auch der Partei, welche, ohne politische Rücksicht, schon von Anfang der Belagerung an, offen und mehr noch in'sgeheim, für eine unbedingte Uebergabe der Festung gearbeitet, eine Waffe mehr zur Erreichung ihres Zweckes in die Hand gegeben. Die voraussichtlich in noch größerem Maßstabe zu erwartende Zerstörung bürgerlichen Eigenthums brachte Viele, die bis jetzt Stand gehalten, auf die Seite jener Partei, und ihr Einfluß auf einen großen Theil der Besatzung und deren Gesinnung machte sich sehr bald bemerklich und geltend. Die Infanterie, in specie das 3. Regiment, begann von neuem die nur sehr schwach hergestellte Disciplin, zu lockern, zu zerstören und sogar den Dienst zu verweigern. Der Kommandeur dieses Regiments, Obrist von Biedenfeld, war die Seele dieser Spaltung in der Besatzung und ihrer Offizieren.

Durch eine Intrigue gegen den Gouverneur Tiedemann, in deren Folge sich dieser im Schloßsaale in großer Offiziersversammlung einer öffentlichen Rechtfertigung hatte unterwerfen müssen, war Biedenfeld in letzter Zeit Mitgouverneur der Festung geworden, und sein Einfluß bei der später so plötzlich erfolgten Uebergabe derselben allerdings maßgebend und bedeutungsvoll zu nennen. —

Es ist hier am Platze, jener Intrigue etwas umständlicher zu erwähnen und die Komödie zu schildern, die dabei gespielt worden, zum Ergötzen aller Vernünftigen und aller ruhigen Beobachter. Eine von jenen Komödien, wie sie in dem letzten Jahre in Deutschland dem guten dummen Volke von allen Seiten vorgegaukelt worden sind, von Königen und Herzogen, von Parlamentspräsidenten und von Ministern, von Statthaltern und provisorischen Regierungen.

Oberist von Biedenfeld, der eine für einen höheren Offizier seiner Stellung ganz eigenthümliche Art von Neutralität ausübte und aktiven Widerstand gegen den Feind seinerseits für überflüssig zu halten schien, sogar beim Ausmarsch eines Theils seines Regiments zum Ausfall gemüthlich zu Hause beim Pfeifchen sitzen geblieben war, weshalb ihn auch das öffentliche Organ, der Festungsbote, seiner Zeit mit offenem Visier zur Rede gestellt hatte, Obrist Biedenfeld also, dessen Ruf einer Partei wenigstens anrüchig geworden, und von dem man überhaupt munkelte, als wäre er der geheime Beschützer der für Viele unbegreiflichen Korrespondenz, die offenbar zwischen den Preußen vor der Festung und den Preußischgesinnten in der Festung eifrigst betrieben wurde, wollte sich selbst und seiner Partei einen größeren Einfluß auf die nächsten Ereignisse in Rastatt sichern, und er wählte das in solchen Fällen übliche Mittel: er versuchte es, einen Andern schwarz und sich selbst vor der Welt weiß brennen zu wollen. Er mußte natürlich seine Wahl auf eine Persönlichkeit von Gewicht, mit einem Worte, auf einen Gegenstand lenken, bei dem sich die Sache der Mühe lohnte. Eine öffentliche Anklage gegen den Gouverneur Tiedemann wurde angezettelt, eine Versammlung sämmtlicher Offiziere und Beamten zu Wege gebracht, vor der sich Tiedemann rechtfertigen, und dann — wie man hoffte — seine Stelle als Gouverneur in die Hände des Obristen von Biedenfeld niederlegen sollte.

Tiedemann widerlegte den größten Theil der gemachten Anschuldigungen durch einfache Darlegung des wahren Sachverhaltes, die übrigen einzelnen Punkte fanden durch die Aussagen zweiter und dritter Personen eine für Tiedemann günstige Erledigung, und Obrist Biedenfeld war nahe daran, sein Spiel verloren zu sehen. Ein großer Theil der Versammelten fühlte, daß Tiedemann ungerecht angegriffen und verletzt worden, sie wollten daher die vollständige Anerkennung seiner Rechtfertigung dadurch an den Tag legen, indem sie darauf drangen, Tiedemann von neuem als Gouverneur an die Spitze zu stellen. Tiedemann lehnte den Antrag aber ab; er meinte: diesen Posten nur dann ferner bekleiden zu dürfen, wenn er das allgemeine Vertrauen besitze, und das scheine, nachdem was vorgegangen, nicht der Fall zu seyn. Jetzt hatte Biedenfeld einen Tric mehr gewonnen im Spiele. Die Versammlung wurde sehr tumultuarisch, die Parteien Biedenfelds und Tiedemanns konnten zu keiner Einigung kommen. Da machte Einer den Vorschlag, beiden Männern zugleich das Gouvernement zu übertragen; einige Worte von Versöhnung, von nothwendiger Einigkeit, von der Pflicht des Einzelnen, sich der allgemeinen Stimme zu fügen, mußten ihre Wirkung thun; Tiedemann reichte zuerst die Hand zur Versöhnung, ein Hinblick auf die gemeinsame Gefahr, und Biedenfeld endlich umarmte sein neues alter ego mit der Versicherung: zusammen stehen und fallen zu wollen für die gerechte Sache! Die Schlußgruppe war allgemeine Versöhnung, mit welcher dann die Partei der festen Gesinnung vollständig über den Löffel barbirt war. Biedenfeld hatte seinen Zweck erreicht, er war Mitgouverneur und hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Uebergabe der Festung in seinem Sinne, d. h. à tout prix, anzubahnen.

Die Aufforderung zur unbedingten Uebergabe der Festung Seitens des kommandirenden preußischen Generals v. d. Gröben war schon am ersten Tag der Cernirung durch einen Parlamentär geschehen, aber natürlich ohne Erfolg; man schickte den Parlamentär gebührend heim, mit der Weisung, später einmal wieder anzufragen. In der zweiten Woche der Belagerung war die Aufforderung wiederholt worden, ohne Zweifel in der Voraus-

Digitized by Google

etzung, daß die Uebergabe-Partei schon so viel Boden gewonnen habe, um die Unterwerfung durchsetzen zu können, gleichfalls aber vergeblich, wiewohl der gehoffte Entsatz anfing an Wahrscheinlichkeit zu verlieren. In Mitte des Monats Juli wurde der Parlementär-Verkehr ziemlich lebhaft; es fanden Auswechselungen von] Gefangenen statt und gegenseitige Dienstleistungen aus Rücksichten der Humanität. Die Festung hatte für die Lazarethe keine Blutegel mehr; es wurde ein Parlamentär in das preußische Lager geschickt, der das Gesuch um Verabfolgung von Blutegeln für die Lazarethe dem feindlichen General überbringen mußte. Des andern Tages schickte der Kommandeur tausend Stück Blutegel zum Geschenk. Unserer Seits wurde den Belagerern ein Gegendienst in Uebermachung von einigen Kübeln Eis für die Feldlazarethe geleistet, welche daran Mangel litten. Eine dabei übel angebrachte Galanterie fand preußischer Seits eine beißende aber nicht unrichtige Würdigung und stillschweigende Zurückweisung: Dem Eis waren sechs Flaschen Champagner beigepackt worden, sie kamen aber unberührt in Rastatt wieder an.

Auf eine Zulassung von Zeitungen, gegen Austausch des Festungsboten, hatte der kommandirende preußische General nicht eingehen wollen, und das war Ursache, daß die Partei für schnellste unbedingte Uebergabe nicht so schnell siegend durchdringen konnte. Man resumirte: daß wenn es draußen für die Preußen überall so gut stände, es in deren Interesse liege, uns Zeitungen zukommen zu lassen, und da dieselben auf dies Verlangen nicht eingegangen, unsere Sache doch nicht ganz so schlecht stehen müsse, als es die Preußen uns in ihren Aufforderungen glauben machen wollten.

Jetzt — nachdem der Schleier von so Manchem gelüftet ist — kann man sich diese Weigerung ganz einfach und der wahren Sachlage angemessen erklären; die badische Revolution war allerdings verloren, und damit das Motiv für Haltung der Festung für die Besatzung aus Parteirücksichten beseitigt, aber nicht beseitigt in Rücksicht auf das Schicksal der Individuen als Folge einer Uebergabe, und da wollte man die Besatzung und ihre Führer keinen Blick in die errichteten Standgerichte im Lande Baden thun lassen, und deshalb keine Zeitungen. Der Glaube an die mögliche Gnade des Siegers, an die wahrscheinliche Milde von der man stets sprach, und die man sogar versicherte, sollte den Leuten nicht genommen, dieser Glaube sollte genährt werden bis zu vollständiger Reife, mit Hülfe der oft erwähnten einen Partei.

Von Seite des preußischen Kommandirenden wurde jedes erlaubte und jedes mögliche Mittel angewendet, um das letzte Ende der Revolution: die Ergebung der Garnison von Rastatt, auf Gnade oder Ungnade zu realisiren, und er erreichte, wenn auch mit einigen unbedeutenden Zugeständnissen, endlich sein Ziel, bei welchem ihm die Partei Biedenfeld hilfreiche Hand leistete und zuletzt den Vorstand von fünf Sechstheilen der Besatzung in ihr Schlepptau nahm.

(Fortsetzung folgt.)

Niederländische Hauseinrichtung. *)

Wir sprechen in Deutschland viel von unserer deutschen Gemüthlichkeit. Wir verstehen darunter vermuthlich nur eine gewisse innerliche Gemüthlichkeit, die sich in den äußeren, uns umgebenden Gegenständen nicht weiter abspiegelt. Ich bin in Gent in den Privathäusern einiger Familien aus- und eingegangen, und ich muß gestehen, daß ich hier, wie überhaupt in Belgien, in Brüssel, in Brügge ꝛc., wo ich Gelegenheit hatte, in Privathäuser zu kommen, das Ideal einer häuslichen Umgebung, wie es einem gemüthlichen Menschen vorschweben möchte, und wie es der Innigkeit des Familienlebens und eines häuslichen Kreises erwünscht seyn muß, weit häufiger verwirklicht fand, als bei uns.

Schon die Gewohnheit, große, kasernenartige Häuser zu bauen und darin viele Familien einzuschachteln, eine Gewohnheit, die in Berlin, Dresden, München, Wien und vielen andern unserer größeren Städte herrscht, ist hinreichend, alle Gemüthlichkeit aus dem Styl der Wohnhausarchitektur zu verbannen. In solchen Häusern sind die Hausflur, die Treppe, die Corridore nur eine Fortsetzung der Straßen, dem großen Publikum, das Straßenschmutz und Straßenlärm in's Innere des Hauses verschleppt, preisgegeben. Da verliert das Haus alle Heiligkeit und Ruhe, und das Prinzip: my house is my castle, *) findet hier keine Anwendung. In den flämischen und holländischen Niederlanden, sowie denn allerdings auch in einem großen Theile des nordwestlichen, niedersächsischen Deutschlands, findet man jenes Prinzip selbst bei den neueren Bauten noch immer aufrecht erhalten. Und daß dies geschehe, ist die Hauptbedingung für die ganze innere Gemüthlichkeit, Anmuth und Häuslichkeit der Wohnung.

Nur wenn er das ganze Haus bis auf die Hausflur herab selber baut oder einrichtet, kann Jeder es sich nach seinem Geschmack und seiner Bequemlichkeit und nach seinen Bedürfnissen recht machen. Da, wo die Baumeister Häuser auf Speculation bauen, muß eine kasernenartige Einförmigkeit der Einrichtung entstehen. Die Zimmer werden fabrikmäßig zurecht geschnitten, und dem Miethsmann, je nach der Größe des Preises, den er anbietet, eine gewisse Quantität davon zugemessen. Die Lust und Liebe zur Ausschmückung jedes Winkels im Haus erwacht nur da, wo der Inwohner das Ganze sein Eigenthum nennt, und wo er es auch auf seine Kinder zu vererben gedenkt. Da bei uns der Eintritt und Durchgang in einem Hause Jedem gestattet ist, der einen von den hundert Inwohnern aufsuchen will, so ist die Hausflur, wenn überhaupt statt einer solchen nicht etwa bloß ein enger, ungeschmückter Gang, eine Fortsetzung der Straße existirt, fast immer sehr unheimlich, dunkel und schmutzig. Welches Gefühl von Behaglichkeit aber kommt uns beim Eintritt in ein flämisches, holländisches oder überhaupt niedersächsisches Haus sofort entgegen! Die Hausflur ist meistens groß und geräumig, ja gewöhnlich ein Spielplatz der Kinder der Familie bei schlechtem Wetter. Zur Zierde stehen Statuen und Büsten umher, oder es hängen bunte alte Oelgemälde, zuweilen die Portraits der früheren Hauseigner, der Vorfahren der jetzigen, an den Wänden. Der Eingangsthüre gegenüber, an der Hinterwand der Hausflur, ist in großem blinkenden Mahagonikasten die Hausuhr errichtet, die allen Bewohnern des Hauses bei ihren Geschäften und Zusammenkünften zur Richtschnur der Zeiteintheilung dient, und mit ihrem gleichmäßig schwingenden Tick-Tack und den wohlbekannten Glockenschlägen durch alle Räume des Hauses tönt, gleichsam als sanfte Regentin und Ordnerin aller häuslichen Verrichtungen. In Deutschland verschwindet bei dem überhandnehmenden Kasernenbau diese Regentin immer mehr und mehr. Die Hausflur ist selber schon ein Zimmer und zuweilen gar mit Teppichen belegt, immer nett gehalten, freundlich und erfreulich. In ihrer Mitte, der Hausuhr gegenüber, hängt von der Decke herab die Hauslaterne, oft ein uraltes, in Rococostyl geschmücktes Möbel, deren traute Flamme jeden Abend sich entzündet und alle Aus- und Zugänge, die in der Hausflur münden, verständig beleuchtet. In manchen deutschen Städten ist das Innere der Häuser, in Folge der Sparsamkeit der verschiedenen Hauspartieen, die sich über die Kosten der Beleuchtung der Treppe und Korridore nicht einigen

*) Obige Schilderung gibt der bekannte Reisende J. G. Kohl, in der Allgemeinen Zeitung.

*) Mein Haus ist meine Burg.

Digitized by Google

können, gar nicht beleuchtet, oder wenn Beleuchtung da ist, so sind es höchstens, wie auf der Straße, kahle, prosaische Gasflammen, die, wenn auch zur Erleuchtung, doch zur Gemüthlichkeit bei weitem nicht so viel beitragen, wie die nach des Eigenthümers Geschmack eingerichtete Hauslaterne.

Oft findet man schon in den Hausfluren eine Fülle von Blumen und Gewächsen, und jedenfalls blühen in den Gehöften und andern kleinen freien Plätzen, welche zwischen den Nachbarhäusern und den Abtheilungen desselben Hauses bleiben, einige Aprikosenbäume oder Weinstöcke, oder Mandelbäume an den Mauern, die vielleicht schon der Vater oder der Großvater pflanzte, und welche die Nachkommen mit derselben Sorgfalt zwischen den Steinen pflegen, wie Bernhard de Saintrée's Gefangener seine Picciola pflegte. Bei uns gibt es neben der Hausflur meistens nur ein sehr trostloses Gehöfte, das entweder für die Wagen bestimmt ist, wenn es ein Herrschaftshaus ist, oder für die Aufspeicherung von Waarenemballagen, Tonnen und sonstigen Utensilien, wenn Geschäftsleute da wohnen, oder, was meistens der Fall ist, für die Zusammenführung des Kehrichts und Schmutzes aus dem ganzen Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Electromagnetische Telegraphen in Nord-Amerika.

Schon mehrfach haben wir Gelegenheit genommen, uns über die von der preuß. Regierung in Deutschland zuerst gemachte und dem Publikum zur Benutzung verstattete Einrichtung der electromagnetischen Telegraphen auszusprechen und es wird nicht überflüssig seyn, wenn wir zur Vergleichung Folgendes über diese Anstalten in Nord-Amerika anführen:

Es sind gegenwärtig in den Vereinigten Staaten 42 Telegraphenlinien auf einer Gesammtlänge von 2240 deutschen Meilen in Anwendung und befinden sich sämmtlich in den Händen von Privatgesellschaften. Für die Strecke von Washington nach New-Orleans kosten 100 Worte 15 Thlr. 23 Sgr.; die Entfernung beider Orte beträgt 370 deutsche Meilen. Fast eben so viel kosten 100 Worte von Berlin bis Aachen auf nur 94 Meilen Entfernung; von New-York bis Washington — 53 deutsche Meilen — kosten 100 Worte 7 Thlr. 5 Sgr.; von New-York nach Buffalo — circa 100 deutsche Meilen — 100 Worte 5 Thlr. 18 Sgr. Bei mehr als 100 Worten wird die Tare um 1/3 vermindert. Für Unterschrift, Datum und Adresse wird nichts bezahlt. Ziffern dürfen außer für den Datum in der Depesche nicht gebraucht werden. Eine Beförderung durch die Post wird ebenfalls besorgt. Die Beförderung der Depeschen erfolgt in der Reihe, in welcher sie angemeldet werden; eine Ausnahme machen Mittheilungen für die Presse und die öffentliche Polizei. — Der preuß. Tarif unterscheidet sich durch seine Höhe wesentlich von den vorangeführten Sätzen, und namentlich verhindert er eine Benutzung im Interesse der Presse fast ganz oder gestattet sie doch nur in sehr wenigen Fällen. Wir machen hauptsächlich auf den Umstand aufmerksam, daß, wenn eine Depesche dieselbe Linie nach verschiedenen Orten durchläuft, wie es bei Zeitungs-Nachrichten auf der Linie von Berlin nach Köln leicht vorkommen kann, wohl eine Ermäßigung des Tarifes stattfinden dürfte und nicht der volle Satz für die doch nur einmal zu telegraphirende Depesche nach jedem Orte bezahlt würde.

(Berl. Lith. Corresp.)

Steinheils Feuertelegraphen.

Am Freitag, den 9. Nov., Abends, wurde inmitten der Stadt München unter Fackelschein und Zusammenströmen einer neugierigen Zuschauermenge das Straßenpflaster aufgerissen u. s. w. Allein es galt nichts weniger als eine gefährliche Bewegung! Der rühmlichst bekannte Professor und Conservator Steinheil verewigte sich noch die wenigen Tage vor seiner eigens deshalb aufgeschobenen Abreise nach Wien, wohin er zur Oberleitung der Telegraphen berufen worden, hier um das Wohl Münchens durch möglichst schnelle Herstellung von Pyrotelegraphen oder Feuersignale neuester Erfindung, die in ihrer Anwendung höchst wichtig, zweckmäßig, von der bestimmtesten Art und Wirksamkeit, ja von einer noch nie da gewesenen Schnelligkeit sind. Vom hohen Thurm der Peterskirche läuft nunmehr ein Kupferdraht in ununterbrochen darüber fortlaufende Gutta-Percha-Röhre eingehüllt und, wo erforderlich, durch Eisenröhre, so stark als ein doppelter Flintenlauf, gegen Druck und sonstige äußere Einwirkungen gesichert, herab und zieht sich unter den Gebäuden unterirdisch und dann der Mauer entlang, nur mit hydraulischem Kalk in geringer Mauervertiefung verdeckt, 3 Stockwerk hinauf nach dem Bureau des Hrn. Magistratsrathes Hemmer hin, der jeden Morgen die genaueste Controle (Gegenaufsicht) pflegen kann, ob der Feuerwächter in jeder Viertelstunde nach allen vier Himmelsgegenden Feuerschau gehalten hat, indem von Viertelstunde zu Viertelstunde die Einklappung, wenn vom Thurmwächter das Signal gegeben worden, gleichzeitig auf der Scheibe im Bureau wie auf einer Uhr sichtbar wird, ohne daß eine Täuschung möglich ist. Ebenso geht eine Feuertelegraphenlinie nach dem Feuerhause, wohin schon im nämlichen Augenblicke, wo Feuer entsteht, durch die Verschiedenheit der Anzahl von Schlägen, je nachdem es im ersten oder einem der übrigen Stadtviertel, oder in der ersten oder in einer der übrigen Vorstädte u. s. w. brennt, der Brandort bekannt gegeben werden kann. Auch im Uebrigen ist fortan aufs Zweckmäßigste, Schnellste und Sicherste dafür gesorgt, daß nimmer die Feuerlöschanstalten so verspätet als bisher gehandhabt werden. Die Kosten für die Errichtung der Feuertelegraphen betragen nur 1500 fl., was im Verhältniß zu dem unberechenbaren Nutzen so wenig ist, daß schon beim ersten Brand dadurch mehr gerettet oder gewonnen werden kann, als die Kosten betragen.

Frühling und Herbst.

Wir saben uns zur Maienzeit,
Wo alle Knospen keimen,
Und von der blühenden Seligkeit
Der ersten Liebe träumen.

Die Schwalben aus dem fremden Land
Am Fenster wieder minnen
Und leise zwitschernd, altbekannt,
Sich auf ihr Lied besinnen;

Wo in der stillen Menschenbrust
Sich Alles beginnt zu regen,
Und unsre Pulse jubeln in Lust
Und ungestümern Schlägen.

Ich grüßte sie, sie grüßte mich —
So wurden wir vertrauter,
Und in dem Herzen drängten sich
Die Wünsche immer lauter.

Sie liebte mich, ich liebte sie —
Wir schlossen uns zusammen,
Und wurden eine Harmonie
Von zwei vermählten Flammen.

Digitized by Google

Darüber kam der kalte Wind —
Der Herbstwind — aus dem Norden,
Und alle Frühlingsblumen sind
Verblaßt und welk geworden.

Wohl möcht' ich wieder gern auf's neu
Mit Liebchen sitzen und kosen:
Doch ach, wo ist der schöne Mai
Mit seinen Träumen und Rosen!

German Mäurer.

Mannichfaltigkeiten.

(Stettin, 20. Nov.) Militärischerseits werden jetzt hier Versuche über die Zweckmäßigkeit eines transportablen Zelts angestellt, das von der französischen Armee in Algier bereits praktisch angewendet wird. Drei Soldaten tragen zusammen ein Zelt, dergestalt, daß immer ein Soldat ein Drittel der dazu erforderlichen Leinwand gerollt auf dem Tornister zu tragen hat, die Ständer dieses länglichen Zeltes, das bequem für vier Mann Schutz gewährt, werden durch zwei Gewehre von den dreieckigen Flächen des Zeltes gebildet, und dem Ganzen wird durch Befestigung an den Boden mittelst Pflöcken und Leinen Haltung gegeben. Ein solches Zelt kann von drei Soldaten innerhalb fünf Minuten aufgeschlagen werden, und gewährt mannichfache Vortheile; das vergrößerte Gewicht des Tornisters mit der Zeltleinwand beträgt nur $2^1/_2$ Pfund, doch vermehrt sich dasselbe, vom Regen gesättigt, noch um $2^1/_2$ Pfund, und diese 5 Pfund Mehrgewicht sind, wie wir hören, der einzige Umstand, welcher die Einführung bedenklich macht, da unseren, größtentheils jungen Soldaten eine so bedeutende Vergrößerung der Tornisterlast nicht ohne Nachtheil zugemuthet werden kann.

Konzert von Fräul. Mathilde Graumann.

Die politischen Verhältnisse sind noch immer so unerfreulich und die Aussichten noch immer so trüb, das ersehnte Ziel der Freiheit und Einheit liegt noch so ferne, daß nur wenig Grund zur Heiterkeit vorhanden ist und man sich nicht verwundern dürfte, wenn die Kunst ganz unbeachtet bliebe. Nichts destoweniger wird in unserer Mainstadt so viel musicirt und konzertirt, als ob wir uns inmitten des tiefsten Friedens und der ruhigsten Tage befänden. Da ist fast kein Abend, an welchem nicht ein Liederverein seine Blüthen spendete oder irgend eine Festlichkeit beginge, nicht eine Sängerin uns mit perlenden Coloraturen beschenkte oder ein Sänger mit seines Basses Grundgewalt erschütterte, nicht ein reisender Virtuose uns die hundert Mal mehr oder minder gutgehörten Fingerfertigkeiten wiederholte oder ein nach Unsterblichkeit ringender Komponist uns die jüngsten Kinder seiner poetischen Launen vorführte. Ueberall Sang und Klang, — draußen von den lärmenden und weithin schallenden Regimentsmusiken unserer Garnison und drinnen im glänzend erleuchteten Saale von den melodischen Kehlen unserer Primadonnen und dem zarten Flöten- und Geigenspiel unserer modernen Orpheussöhne! — So waren an zwei aufeinander folgenden Abenden des 28. und 29. d. M. Konzerte im Schauspielhause, das eine veranstaltet von Fräul. Mathilde Graumann und das andere zum Vortheil des hiesigen Theaterchorpersonals. Beide würden sich eines zahlreicheren Besuches zu erfreuen gehabt haben, wenn, wie gesagt, des Guten nicht zu viel geboten und dadurch die Theilnahme nicht zu sehr zersplittert würde. — Fräul. Graumann ist eine Frankfurterin, die sich bei Garcia ausgebildet hat, aber keineswegs beabsichtigt, mit hiesigen Sängerinnen in Collision zu gerathen, da sie in London einen ehrenvollen Wirkungskreis als Gesanglehrerin gefunden hat. Sie weilt nur als Gast in ihrer Vaterstadt und verdient demnach um so freundlichere Begrüßung. Die Stimmmittel der Fräul. Graumann sind nicht ausgebend genug, als daß sie damit im dramatischen Gebiet erfolgreich wirken könnte und sie ist demnach mehr auf den Konzert- und Salongesang gewiesen, in welchem sie auch Anerkennenswerthes leistet. In dem Recitativ und der Arie aus Semiramis wußte sie Garcia's treffliche Schule und einen geschmackvollen Vortrag, dem wir indessen eine etwas frischere Belebung gewünscht hätten, geltend zu machen. Weiter sang sie zwei Lieder von Henkel, in welchen sie Wahrheit und Wärme der Empfindung mit abgerundetem Vortrag zu verbinden wußte und eben so gefiel die am Schluß recht anmuthig gesungene Tyrolienne. Die ihren Kunstleistungen gespendete Aufnahme war freundlich und wir zweifeln nicht, daß unsere Landsmännin in England's Hauptstadt als Salonsängerin und Lehrerin des Gesanges eine ehrenvolle Stellung zu behaupten fortfahren wird. — Hr. Eduard Hecht, Sohn des hier beliebten Gesanglehrers und Schüler von Eduard Rosenhain, spielte den ersten Satz des herrlichen Klavierkonzertes in A-moll von Hummel. Der junge Pianist, seines wackeren Meisters gediegene Schule bekundend, entfaltete nicht nur ein technisch durchgebildetes und brillantes Spiel, sondern auch einen eben so lebendigen als ausdrucksvollen Vortrag, durch welchen er die ihm überhaupt eigenthümliche künstlerische Befähigung und den inneren Beruf bekundete. Es wurde ihm ungetheilter und gewiß wohlverdienter Beifall gespendet. — Von Hrn. Mehner hörten wir eine mit bekannter Meisterschaft vorgetragene große Phantasie für die Clarinette von Reissiger. Hr. Mehner ist ein Musiker, welcher die Gründlichkeit der guten alten Schule mit den Anforderungen an die so weit fortgeschrittene Technik der neueren Virtuosität zu vereinigen und Kenner wie Laien gleich zu befriedigen versteht. Würde er es nicht verschmäht haben, Kunstreisen zu machen, so würde sein Ruf in noch weitern Kreisen sich ausgebreitet haben. Sein ausgezeichnetes Spiel fand den einstimmigsten und lebhaftesten Beifall. — Ueber das Konzert zum Vortheil des Chorpersonals in unserem nächsten Bericht.

Korrespondenz.

Aus dem Odenwald, 26. Nov.

Seiner Ablösung nahe vollzog das Reichs-Kriegs-Ministerium folgenden Ehren-Akt: Aus den von ihm zur Dämpfung des badischen Aufstandes requirirten Reichstruppen ergab sich ein Transport Verwundeter (Kurhessen und Bayern), für ferneren Dienst unfähig erklärt. Einige dieser Unglücklichen wurden in Michelstadt intransportabel und verblieben dem dortigen Physicate zur Rettung ihres Lebens. Da nun der Physicatsarzt, Dr. Scharfenberg, zugleich Inhaber einer Kaltwasser-Heilanstalt, diese Invaliden nicht nur genesen, sondern sogar als dienstfähige Krieger ihrem Regimente wiedergab, so übersandte das Reichs-Kriegs-Ministerium dem Dr. Scharfenberg in Anerkennung seiner Verdienste das von Sr. k. Hoh. dem Kurfürst von Hessen verliehene kurf. hessische goldene Civilverdienst-Kreuz. Dr. Scharfenberg ist Arzt von großem Rufe und hat sich namentlich durch seine Kaltwasser-Heilanstalt schon sehr verdient um das Wohl der Menschheit gemacht.

Abendunterhaltung.

Sonntag, den 2. d., in meiner Wohnung. Eintrittspreis 12 kr. Der Anfang ist genau um 5 Uhr, das Ende ungefähr um halb 7 Uhr.

Johann Hartig, Graben, 33.

Theater-Anzeige.

Samstag, 1. Dec. (Auf vielseitiges Begehren): Wallenstein's Lager, dramatisches Gemälde aus dem 30jährigen Kriege in 1 Akt von Fr. von Schiller, mit Musik und Chor. Die darin vorkommenden Märsche und die Begleitung des Reiterliedes werden (auf der Bühne) ausgeführt von dem Musikcorps des k. preuß. 8. Kürassierregiments. Hierauf: Herr Hampelmann im Eilwagen, Hampelmaniade in 1 Akt und 6 Bildern.

Sonntag, 2. Dec. Marie, oder: Die Regimentstochter, komische Oper in 2 Abth., Musik von Donizetti. Hierauf: Der Kurmärker und die Picarde (erster Theil), Genrebild von L. Schneider, Musik von H. Schmidt.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammerau.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 288. Montag, den 3. Dezember 1849.

Rastatter Casematten-Erzählungen eines Freigewordenen.

(Fortsetzung.)

Ohngeachtet der von fast allen Offizieren in zwei Versammlungen gefaßten Beschlüsse und der abgegebenen mündlichen und schriftlichen Erklärungen, von einer Uebergabe auf Gnade oder Ungnade nichts wissen zu wollen, und lieber zu sterben, als so schmachvoll zu enden, ohngeachtet aller Versammlungen des Clubs für den entschiedensten Fortschritt, der mit Gewalt Rastatt gehalten wissen wollte, der Rastatt für das deutsche Comorn erklärte und hier den Messias oder vielmehr seine Zeit abwarten wollte, ohngeachtet der Festungsbote gegen eine Uebergabe ohne Conzessionen gewaltig und mit Recht opponirte, kam es doch, wie die Preußen es gerne wollten. Die Partei Biedenfeld hatte zu gut gearbeitet; von Disciplin war nur noch bei einem kleinen und bessern Theile der Besatzung die Rede, der größere Theil überließ sich in diesen letzten Tagen nur seinen Gelüsten auf Essen und Trinken, schmiedete Complotte, insultirte seine Offiziere und trieb lauter unnütze Dinge. Es hatte ganz den Anschein, als sollten sich die letzten Tage des Jun wiederholen.

Unter solchen Umständen war es nicht zu verwundern, wenn auch dem Entschiedensten, dem Ruhigsten sich zuletzt der Gedanke aufdrängte: die Uebergabe ist unvermeidlich, und nur das Eine muß möglichst versucht werden, eine günstige Kapitulation abschließen zu können.

In dieser Stimmung war es, als die letzte Aufforderung des Generals v. d. Gröben in der Festung anlangte, und zwar mit dem Vorschlage für die Besatzung, zwei Delegirte aus ihrer Mitte zu erwählen, die alsbald unter preußischem Schutze sich in das Oberland begeben sollten, und zwar bis Constanz, um sich von der vollständigen Besetzung des Landes durch die Preußen und das Reichsheer zu überzeugen, und die Gewißheit zu verschaffen, daß eine badische Armee nicht mehr existire. —

Dieser Vorschlag, der den Hauptscrupel: ob die badische Armee wirklich vernichtet sey, ob man in der That auf einen Entsatz nicht mehr zu hoffen habe, — vollständig zu heben im Stande war, fand bereitwillige Ohren. —

Bürger Obristlieutenant von Corvin und Bürger Major Lang waren die erwählten Offiziere der Besatzung, welchen die Mission wurde, sich von der Lage des Landes zu überzeugen und je nach Umständen die Bedingungen der Kapitulation entgegenzunehmen und deshalb zu unterhandeln.

Der erste von diesen beiden Männern ist in Deutschland bekannt, und als ein Mann von bewiesenem Muth und Umsicht, hatte diese Wahl allgemeine Billigung. Vom zweiten läßt sich das nicht sagen, da dieser Mann in der Armee als Feigling genannt, und von obscuren Geistesanlagen und noch obscurerer Geistesbildung, kein allgemeines Vertrauen besitzen und erwecken konnte. Später hat sich herausgestellt, daß er, der Badenser, sich zum Dienste eines Verräthers feige hergegeben hatte.

Den 18. oder 19. Juli — ich weiß nicht mehr genau — Nachmittags, verließen die beiden Parlamentäre, resp. Abgeordneten, die Festung, um in Begleitung preußischer Offiziere ihre Reise nach Freiburg und Constanz anzutreten.

Sie hatten schon am Vormittag ihre Reise antreten sollen, waren aber, als sie in voller Uniform in dem preußischen Hauptquartiere erschienen, mit der Bedeutung zurückgeschickt worden, daß man wünschen und darauf bestehen müsse, daß die beiden Parlamentäre als Civilpersonen ihre Rundschau antreten möchten, und so geschah dies nun am Nachmittag.

Während die zwei Abgeordneten auf ihrer Reise waren, bewiesen neue Vorgänge in der Festung, daß bei der Lage der Dinge nichts mehr zu hoffen sey. Auf der einen Seite erfrechten sich Infanteristen, den Gouverneur Tiedemann auf das Empörendste zu beschimpfen, und stießen Drohungen aus, die Thore der Festung dem Feinde öffnen zu wollen, wenn die Sache nicht bald ein Ende hätte, und schrieen und tobten über Verrath, weil man an die Volkswehrmänner — ihre Landesbrüder — Montirungsgegenstände ausgetheilt und angewiesen hatte, damit diese Menschen ihre Blöße bedecken konnten. Unter diesem erbärmlichen Vorwande drangen sie in die Häuser der Schneider und nahmen dort weg, was sie von Tuch und dergleichen fanden; die Montirungskammer sey angeschafft für das Militär, so sagten sie, ihre Väter hätten das Geld dazu hergegeben, und Niemand anderes dürfe davon bekleidet werden, und was dergleichen Unsinnesreden mehr waren. Auf der andern Seite fand enge Verbrüderung der Festungsartillerie mit den fremden Legionen statt, welche im Verein und unter Leitung des Clubs für den entschiedensten Fortschritt, Versammlung hielten und darin beschlossen, die Festung bis auf den letzten Mann halten zu wollen, halten zu wollen, so lange man noch Schuhsohlen zu kauen haben werde, und lieber die Kanonen gegen die Stadt zu kehren und Tod und Vernichtung zu verbreiten, wenn die Bürger Miene machen sollten, Verrath spielen zu wollen. Papiergeld solle gemacht werden, Zwangsanlehen erhoben und schließlich der Gouverneur zur entschiedensten Haltung aufgefordert werden, indem man ihn der todesverachtendsten Hingebung versicherte.

Leider war hier viel Geschrei und wenig Wolle zu Haus, und da die Partei klein war, so war dies ein Glück, sonst hätte recht leicht ein gräßliches Blutbad unter der Besatzung selbst ausbrechen können. Schon zwei Tage darauf waren auch die Lautesten kleinlaut geworden. Samstag Mittag, am 21. trafen Corvin und Lang unerwartet schnell in der Festung wieder ein.

Im ersten Augenblick konnte man nichts Bestimmtes erfahren, ich hörte nur alsbald, daß Corvin zu einem seiner näheren Bekannten geäußert hatte: „es sieht schlecht aus." Auch die Zei-

Digitized by Google

tungen, die er und Lang mitgebracht hatten, die ersten seit langer Zeit, die wir zu lesen bekamen, waren nicht der Art, daß noch irgend einer Hoffnung vernünftigerweise hätte Raum gegeben werden können.

Die Eile und Hast, mit der von jetzt an die Angelegenheit der Uebergabe betrieben wurde, beweis't, daß der Verrath in vollstem Gange sich befand, und daß die Preußen sehr vollständig von dem demoralisirten Zustande der Besatzung unterrichtet waren, und darauf fußend, von keinen Bedingungen etwas wissen wollten.

Der preußische General hatte eine 24stündige letzte Frist gegeben, wenn die Uebergabe auf Gnade oder Ungnade nach Ablauf dieses Termins nicht angenommen sey, so würden ohne Schonung die Feindseligkeiten eröffnet und ein furchtbares Bombardement beginnen. Waffenstillstand war während des mehrtägigen Parlamentirens zwar nicht stipulirt gewesen, aber preußischer Seits faktisch ausgeübt worden, wiewohl die Kanoniere, von den Wällen der Festung herab, immer noch — freilich in's Blaue hinein — dann und wann feuerten.

(Fortsetzung folgt.)

Niederländische Hauseinrichtung.

(Fortsetzung.)

Hier in den Niederlanden sind diese inneren Gehöfte und diese kleinen Zwischenräume verschiedener Größe und Gestalt, die zwischen den Nachbarhäusern bleiben, auf die mannichfaltigste Art benutzt und geschmückt. Selbst wenn sie zu Wagenremisen oder Polterkammern dienen mußten, hat man doch immer noch kleine Plätze für Blumen, Bäume, Bildsäulen, Springbrunnen oder für sonstigen Natur- und Kunstschmuck darin zu reserviren gewußt. Waren sie größer, so hat man dann die reizendsten kleinen Gärten daraus gebildet. Es wird wenige Städte geben, durch deren Stein- und Mauermassen so viele Baumgruppen, Parterres und Gartenanlagen sich hindurch schlingen und winden, wie die niederländischen Städte. Wie wichtig und angenehm ist dies für Städter, die so vielfach in die vier Mauern ihrer Zimmer eingeschlossen sind!

Recht häufig fand ich Theile solcher Hausgehöfte in den belgischen Häusern mit Glas überdeckt, mit Sopha's und Tischen möblirt, so daß ich nicht wußte, ob ich dies eine Fortsetzung der Hausflur, ein Zimmer, ein Gehöfte oder ein Gärtchen nennen sollte. Diese freien, lichtvollen Räume, die doch gegen Wind und Wetter geschützt sind, benutzen die Hausbewohner gern zum müßigen Zusammensitzen oder zum Conversiren. Man sieht sie daher auch fast immer bevölkert. In unsern Häusern haben die Hausbewohner in der Regel kein anderes Rendezvous, als den Platz in der Hausthür an den Straßen, wo man sie zuweilen conversirend stehen sieht. Dies ist ziemlich ungemüthlich.

Ein deutscher Binnenlandbewohner, ein Obersachse, ein Thüringer oder Brandenburger, macht in der Regel schon große Augen, wenn er zu den Städten unserer deutschen Niederlande, nach Bremen und Hamburg kommt und sieht, welchen zweckmäßigen und wohlthuenden Comfort die Menschen dort um sich her geschaffen haben. Allein er wird seine Augen noch viel größer machen, wenn er einmal nach Belgien und Holland kommt und den ganzen Hausapparat eines reichen Bürgers von Brügge, Gent oder Amsterdam in Augenschein nimmt. In der That fröstelt mich ein wenig und es muthet mich nichts weniger als heimlich an, wenn ich mir hier in dem Hause eines Genter Kaufmanns oder Gelehrten den niedrigen Grad von Luxus und Kunstfülle zurückrufe, mit dem sich in Deutschland ein Mann von einer gleichen Lebensstellung begnügt. Unbequeme, hartgepolsterte Sopha's, geflochtene, zerbrechliche Rohrstühle, Lithographieen statt der Oelgemälde an den Wänden, unbequeme steinerne oder hölzerne Zimmerfußböden, die kein Teppich bedeckt, und auf denen das Spielzeug der Kinder unordentlich zerstreut ist, Tische, auf denen nicht weggesetzte Kaffeetassen oder andere gebrauchte Eßgeräthe herumstehen, und wo zwischendurch ein schmutziges Buch aus einer Leihbibliothek erscheint, Forteviano's, von denen man beim Eintreten des fremden Besuchs schnell die Hauben, Tücher, oder was sonst darauf liegen blieb, wegräumt, und dergleichen Dinge kommen mir dabei in den Sinn. Statt dessen finde ich hier Speise- und Wohn-, Gesellschafts- und Arbeitsstube überall zweckmäßig geschieden, die Zimmer überall mit schönen Tapeten oder Oelgemälden, die Fußböden mit Teppichen, welche das Haken-, Nagel- und Rindssohlenledergeräusch aus dem Haus verbannen, wohlbedeckt. Eine eigene wohlversehene Bibliothek liefert den literarischen Bedarf des Hauses. Was in die Küche, was in's Toilettenzimmer gehört, ist dahin gebannt und dort wohl aufgehoben. Das ganze Mobiliar ist reich, geschmackvoll, zweckmäßig und bequem, und es ist dabei neue Eleganz und alte Solidität in angenehmer Harmonie vermählt.

Da man in diesen Landen alle solideste Holzarten der vier Welttheile zu den Möbeln verwandte, so erhalten sie sich lange, und man sieht in den Sopha's und Stühlen, Tischen und Schränken in den Niederlanden ebensowohl wie in den Häusern der Städte selbst eine ganze Reihe von Zeitaltern vertreten. Es gibt da noch Schränke, Tische und Großvaterstühle, Gläser und Becher aus der Zeit der Oesterreicher, Spanier und Burgunder, nicht nur etwa in den Museen und Kunstkammern, sondern auch im gemeinen Leben, im täglichen Gebrauche, und man erkennt daher in diesen Wohnungen und Zimmern selbst ein Spiegelbild auch der moralischen Zustände dieser conservativen Nation, welche auch in ihren Sitten, in ihrer Staatsgesetzgebung das Alte mit dem Neuen anmuthig zu verbinden weiß. Man glaubt überall in den niederländischen Häusern im neunzehnten und achtzehnten und siebzehnten und sechzehnten Jahrhundert zugleich zu leben.

Es herrscht in diesen Häusern, sowohl in ihrer äußern Architektur als in ihrer innern Einrichtung, ein sehr verschiedener Geschmack, eine große Freiheit und nichts weniger als Einförmigkeit. Und dadurch eben kommt das Malerische, das Gemüthliche dieser Städte, Häuser und Zimmer heraus. In den englischen Wohnungen ist auch überall die größte Ordnung, Nettigkeit, Reinlichkeit und Comfort. Aber sie sind alle — ich spreche hier insbesondere nur von dem gewöhnlichen Schlage der englischen Bürgerwohnungen und städtischen Häuser — erstaunlich einförmig und dabei in der Regel ohne alle architektonische Pracht und Solidität. Beides verbietet in England fast schon der Umstand, daß diese Wohnungen in der Regel auf einem Grund und Boden gebaut werden, der den Bürgern nicht gehört, und der nach einem mehr oder weniger kurzen Zeitraum — meistens nach 99 Jahren — mit Allem, was darauf gebaut ist, an den großen adeligen Grundherrn zurückfällt. Die Häuser der meisten englischen Städte sind daher alle nach einem und demselben zwar sehr zweckmäßigen, aber sehr unpitoresken und nüchternen Modelle zusammengezimmerte Fabrikate. Privatwohnungen aus alter Zeit findet man nur auf dem Lande bei den Grundherren.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

(Vom Mittelrhein, 10. Nov.) Erlauben Sie, daß ich den Auswanderern einige nützliche Lehren gebe, aus dem zweiten Jahrbericht der deutschen Gesellschaft zu New-Orleans entnommen. Diese Gesellschaft hat sich, wie eine ähnliche

Digitized by Google

in New-York, gebildet, um den einwandernden Landsleuten mit Rath und That an die Hand zu gehen. Im Jahre 1848—49 wurden von derselben 15,441 deutschen Einwanderern bei ihrer Ankunft und Weiterreise Dienste geleistet. In New-Orleans selbst wurde 1636 Personen Arbeit verschafft. Wörtlich geben wir aus dem Bericht folgende Rathschläge; 1) Die Einwanderer, welche den in mancher Beziehung vortheilhafteren Weg über New-Orleans einschlagen, sollen ihre Abreise so einrichten, daß sie zwischen Ende Juli und Anfang November nicht hier eintreffen, weil sie in dieser Zeit den Gefahren des gelben Fiebers ausgesetzt sind. 2) Sie sollen doch ja nie ohne einige Geldmittel herüberkommen, damit sie wenigstens die Unkosten ihres ersten Aufenthaltes hier oder im Innern bestreiten können, und sie sollten sich nie zu sehr auf die Unterstützung Anderer in Amerika verlassen. 3) Sie sollen sich ja nicht dem ersten besten Dollmetscher anvertrauen, und insbesondere aber denen nicht, die sich bei Ankunft des Schiffes ihnen aufdrängen. (Bekanntlich leisten die Agenten der deutschen Gesellschaft den deutschen Einwanderern ihre zuverlässigen Dienste unentgeltlich.) 4) Die Einwanderer sollen nie schon in Europa Verträge abschließen für ihre Weiterreise ins Innere, ebensowenig sollen sie Ländereien kaufen, ohne sie gesehen zu haben. 5) Rathen wir, die Einschiffung über England zu vermeiden, weil auf Fahrzeugen, die aus englischen Häfen auslaufen, sehr oft ein bösartiges Nervenfieber herrscht. 6) Warnen wir vor allem unüberlegtem Auswandern. Es sind uns viele Fälle vorgekommen, wo Einwanderer, dem bittersten Elende preisgegeben, den leichtsinnig unternommenen Schritt schwer bereut und sich, wiewohl oft vergeblich, bemüht haben, die Mittel zur Rückreise ins Vaterland zu erbetteln. 7) Warnen wir gegen die leider so oft aufgefaßten falschen Ideen von Freiheit. Man ist hier, wie überall, dem Gesetze unterthan. New-Orleans, 6. Juni 1849.

Der Vorstand der Gesellschaft.

(Rastatt.) Vor Kurzem fuhr hier ein Wagen, ziemlich beladen, vor der armseligen Wohnung einer dürftigen Frau an, begleitet von einigen Oberländer Bauern in ihren Lederhosen und Zwilchkitteln. „He, Fraule", rief der Eine, „kommet und helfet ablade!" Die Frau trat vor die Thüre und erfuhr, daß die Bauern ihr eine nicht unbeträchtliche Ladung von Kartoffeln, gedörrtem Obst, Gerste und andern Lebensmitteln für den Winter gebracht hatten. Voll Erstaunen und freudiger Ueberraschung sah die arme Frau bald den Wagen mit seiner beglückenden Ladung, bald die Bauern an, die sich vergnügt die Hände rieben. Sie konnte sich nicht träumen, daß all' der Reichthum, wie sie in ihrem ganzen Leben noch nicht besessen, für sie bestimmt seyn sollte. Und doch war es so. Die Bauern waren nämlich als Wehrmänner einige Zeit in den Casematten gesessen und vor Kurzem entlassen worden. Die arme Frau, welche mit ihrer Händearbeit als Taglöhnerin ihren Lebensunterhalt gewinnt, hatte sich ihren Kaffee vom Munde erspart und ihn, wenn sie Gelegenheit fand, nach den Casematten gebracht. Sie kam so ziemlich mit demselben zu den nämlichen Gefangenen, und gerade diese Bauern waren es, denen sie eine sparsame Labung gebracht. In ihrer Dankbarkeit dachten diese zuerst an ihre Wohlthäterin, der sie jetzt reichlich vergalten. (Bad. Merk.)

Von J. Bachmann-Korbett sind zum Besten der Wittwen Hofer und Schanzlin sowie deren Kinder Lieder unter dem Titel: „Aus der Mappe", erschienen. Man wünscht ihnen, da sie insbesonders einem wohlthätigen Zwecke dienen, eine recht große Verbreitung.

Am 13. Oct. d. J. starb auf seinem Landsitz Cabiate, unweit der Stadt Mailand, der berühmte Kupferstecher, Prof. Pietro Anderloni, der im Jahr 1785 zu Santa Eufemia bei Brescia geboren wurde. Er widmete sich anfangs der Malerkunst, wandte sich aber später der Kupferstecherkunst zu, in der er unter der Leitung des gefeierten Cavaliere Longhi die letzte Ausbildung erhielt. Sein erstes großes Blatt „Napoleon auf dem Schlachtfelde von Eylau" führte er im Auftrage des damaligen Vicekönigs Eugen aus, wofür er vom Kaiser Napoleon mit einer goldenen Medaille beehrt wurde. Im Jahr 1811 erhielt Anderloni für seine „Madonna" nach Rafael den großen Preis der Akademie der schönen Künste in Mailand; später befestigte er durch die zwei Kunstwerke: „die Ehebrecherin" nach Tizian und „Moses" nach Poussin seinen Künstlerruf auf die ehrenvollste Weise. Im Jahr 1823 vollendete er seine „Madonna mit dem Kinde und zwei sie anbetenden Engeln" nach Tizian, reiste 1824 nach Rom, woselbst er die „heilige Familie" nach Rafael und „Heliodor und Attila" ausführte. Im Jahr 1831 wurde Anderloni nach dem Tode des Professors Longhi in Mailand an dessen Stelle zum Professor an der Akademie der schönen Künste ernannt. Durch seine Arbeiten, deren zahlreiche kleinere wir des Raumes wegen hier nicht aufführen können, hatte er sich eine solche Berühmtheit erworben, daß nicht blos die italienischen Kunstakademien, sondern auch die auswärtigen wetteiferten sich mit seinem Namen zu schmücken. Seine letzten Arbeiten waren: „Das Urtheil Salomonis" nach Rafael, und eine „Madonna" aus der Schule des Correggio, welches letztere Kunstwerk aber wegen seiner zugenommenen Krankheit unvollendet geblieben ist. Anderloni hinterläßt eine Frau mit sieben Kindern. Er starb ruhig und in Gott ergeben. Als Mensch war er eben so achtungswerth wie als Künstler.

Müllers, des Kanzlers in Weimar, Tod hat die Universität Jena an eine alte schöne Geschichte aus der Napoleonischen Gewaltzeit erinnert. Napoleon kannte und haßte die deutschen Universitäten als die kräftigsten Pflanzstätten und Pflegerinnen deutschen Geistes. Auch Jena war ihm ein Dorn im Auge und 1806 ließ er in Weimar das Wort fallen, Jena müsse an vier Ecken brennen. Alles schwieg lange, nur Müller drängte sich zu Napoleon und führte das Wort für die Universität, und nur dringlicher und heftiger, als der Kaiser ihm den Rücken wandte. Er ließ sich nicht vom Adjutanten abweisen und mußte zuletzt an den Rockschößen aus dem Audienzzimmer gezogen werden. Napoleon hatte kein Wort gesprochen, die Universität aber blieb verschont und wurde sogar unerwartet reich für den durch die Schlacht bei Jena erlittenen Verlust entschädigt. Müller aber hatte sich für ein langes Leben den Namen des Unabweisbaren verdient.

Emanuel Geibel verweilte unlängst in Hamburg. Er kehrt nach Schlesien zurück und denkt den Winter über in seiner Vaterstadt Lübeck zuzubringen.

Die feste Stadt Schumla, welche gegenwärtig vielen Flüchtlingen der unterdrückten ungarischen Volkserhebung zum Aufenthalt dient, liegt im türkischen Sandschack Silistria in Bulgarien, hat ein Schloß (festes Castell), mehr durch Natur als durch Kunst befestigt, war in den türkisch-russischen Kriegen gewöhnlich das Hauptquartier des Großwesirs und treibt einen ansehnlichen Handel. Hier soll die einzige öffentliche Uhr in der ganzen Türkei, und die besten Kupferschmiede und Blechschläger zu finden seyn. Schumla zählt 30,000 Einwohner, welche aus Türken, Juden, Griechen und Armenier bestehen; die ersten bewohnen die Ober-, die letzteren dagegen die Unterstadt. Außerdem hat Schumla noch ein verschanztes Lager für 40 — 60,000 Mann,

Digitized by Google

welches durch Natur und Terrainlage sehr fest und als strategischer Punkt sehr wichtig ist. Schumla ist merkwürdig durch die Einschließung der Russen unter Romanzow 1774, unter Kamenskoi im Juli 1810 und unter Diebitsch im August 1829.

(München, im Nov.) Nie sind so viele Juristen durch's Examen gefallen, als heuer. Die allgemeine Stimme (vox populi vox dei) sagt, daß dies Schicksal für eine Anzahl freisinniger Kandidaten schon im vorhinein beschlossen war. Eine solche Absicht zu erreichen, ist auch leicht möglich, wenn man den Kandidaten unverständliche oder so spezielle Fragen vorlegt, daß das Nichtbeantworten derselben in den Augen unbefangener Leute kein schiefes Licht auf ihre Kenntnisse werfen kann. (Gradaus.)

Die Feier des Carl-Friedrich's-Festes an der Universität Heidelberg.

Heidelberg, 25. Nov.

Am Donnerstag, den 22. d. M., feierte die hiesige Universität den Geburtstag ihres Wiederherstellers, des Großherzogs Carl Friedrich. Eine Einladung zu diesem Feste hatte der zeitige Prorector, Hofrath Zöpfl, schon am 15. d. M. an alle Freunde der Universität ergehen lassen. Die Eingeladenen, unter welchen auch der preußische Kommandant der hiesigen Stadt, v. Eberstein, und unsere preußischen Offiziere waren, sowie die Mitglieder der Universität, versammelten sich, wie gewöhnlich, in dem Senatszimmer und begaben sich von dort in einem, durch ein vorgelesenes Programm vorher bestimmten Zuge in die Aula, in welcher schon vorher eine große Anzahl von Studenten und anderen Bewohner der Stadt aus dem Stande der Gebildeten sich eingefunden hatten. Das Fest wurde mit Musik eröffnet. Die Festrede hielt der Prorector in deutscher Sprache. Früher wurde diese Rede in der Regel in lateinischer Sprache gehalten. Doch hat man diesen Brauch, mit Genehmigung des Ministeriums des Innern, schon seit einigen Jahren aufgegeben. Im Eingange der Rede lobte der Prorector das Verhalten der Professoren sowohl, als der Studenten, der Mehrzahl nach, während der letzten Unruhen; drückte zugleich aber auch sein Bedauern aus, daß in solche Unruhen oft hervorragende Männer mit widerstrebenden Herzen hineingerissen würden. Hieran anknüpfend, theilte der Redner aus bisher ungedruckten Acten und Urkunden einen Prozeß gegen Götz von Berlichingen wegen seiner Hauptmannschaft im Bauernkriege mit, nachdem er vorher die Verschiedenheit der historischen Wahrheit von der poetischen Ausschmückung des Lebens des Götz von Berlichingen von Goethe's gleichnamigen Kunstwerke dargestellt hatte. Das Resultat der Rede war, daß Götz von Berlichingen nur gezwungen sich dem Bauernaufstande angeschlossen und diese Ueberzeugung gewannen wohl auch die Zuhörer, soweit dieses durch allgemeine Schilderungen bewirkt werden kann. Da die Rede selbst gedruckt wird, so steht eine Mittheilung der vorzüglichsten Urkunden in einem Anhange wohl zu erwarten. So interessant aber auch der Stoff war, so befriedigte doch die Form der Rede im Allgemeinen nicht alle Zuhörer. Nach der Festrede folgte die Preisvertheilung. In der theologischen und medizinischen Facultät waren keine Beantwortungen der gestellten Preisfragen eingegangen; dagegen waren die Preisfragen in der juristischen und philosophischen Facultät beantwortet worden. Die Beantwortung in der juristischen Facultät wurde gekrönt. Sie bestand in einer über 300 Seiten starken Abhandlung über die väterliche Gewalt nach römischem und deutschem Recht. Ihr Verfasser heißt Geismar und ist aus Sinsheim im Badischen. Der Arbeit eines Cameralisten, welcher die gestellte Frage über Linnen-Industrie zu lösen suchte, wurde zwar von Seiten der philosophischen Facultät lobende Anerkennung zu Theil, aber preiswürdig wurde die Arbeit nicht befunden. — Von den Lehrern, welche die Universität im Laufe des Jahres verloren hatte, wurde besonders Geheimrath Tiedemann genannt. Er hat, nachdem er besonders in der letzten Zeit manche herbe Schläge des Schicksals erfahren, sein Lehramt aufgegeben und sich in das Privatleben zurückgezogen. Er war, so lange er hier wirkte, eine Zierde der Universität, und noch ist er nicht ersetzt. — Die Festrede, in welcher unter Anderm auch bedauert wurde, daß wegen der obwaltenden Zeitverhältnisse kein Goethefest hier gefeiert werden konnte, schloß mit einem Hoch auf den Großherzog. — Am Mittage vereinigte sich ein großer Theil der Anwesenden wieder bei einem Mahle, das im Gasthause zum badischen Hofe stattfand, und am Abende wurde das Fest selbst mit einem glänzenden Ball geschlossen, welchen die Museumsgesellschaft gab.

Literatur.

Briefe eines Nordamerikaners aus und über Rußland. Mannheim, J. P. Grohe. 1849. Seiten 192 in Oct.

Das vorliegende, zwölf Bogen umfassende Werk verdient eine besondere Beachtung und hat allen Anspruch darauf, unter der über Rußland handelnden Literatur eine vorzügliche Stelle einzunehmen. Es giebt in neun Briefen ein vollständiges Gemälde über die inneren Verhältnisse Rußlands und läßt namentlich in die gesellschaftlichen Zustände, in die bürgerlichen und militärischen Einrichtungen, in das Seewesen, den Handel und die Finanzen, sowie in die Strafgesetzgebung und die russische Politik nach außen hin einen tiefen Blick thun. Der Standpunkt des Verfassers ist natürlich der demokratisch-republikanische, und von diesem aus zergliedert er die Krebsschäden des so sehr gefürchteten Rußland mit einer Ruhe und einer so scharfen Logik, daß auch Die, welche auf einem anderen Standpunkte, als der Verfasser stehen, seinen Entwickelungen und Schlußfolgerungen vollen Beifall schenken werden. Der Verfasser weis't nach, daß das ganze russische Regiment auf „Heuchelei" beruhe, und daß der endliche Zweck aller Institutionen darauf hinauslaufe, dem Absolutismus im umfassendsten Sinne des Wortes eine ungestörte Herrschaft zu sichern. Muß nun freilich dies Resultat, das der Verfasser aus den angestellten Beobachtungen zieht, jedes für wahres Menschenwohl fühlende Herz schmerzlich berühren, so liegt auf der anderen Seite doch darin einiger Trost, daß der Verfasser den festen Glauben hegt, das russische Volk werde einst das Joch des Despotismus abschütteln und unter der Herrschaft einer vernünftigen Freiheit sich rasch zu der Kulturstufe erheben, auf der es längst, seinen natürlichen Anlagen zufolge, stehen müßte. Mit Bezug hierauf spricht sich der Verf. im ersten Briefe (S. 14 und 15) also aus: „Ein Weltgeistlicher kann seines Betragens wegen ausgestoßen und sogar der freien Wahl eines Standes verlustig erklärt werden; man macht ihn dann zum gemeinen Soldaten oder zum Kolonisten in einee unbevölkerten Gegend. Welch furchtbares Mittel in der Hand Derjenigen, die jeder freieren Geistesrichtung entgegenarbeiten! Wenn sich gleichwohl im russischen Volke an zweihundert religiöse Sekten entwickelten, die sämmtlich eine politisch-sociale Richtung verfolgen, so liefert das einen schlagenden Beweis gegen die Verläumdung: der innere Drang nach Freiheit liege den Russen fern. Im Gegentheil scheitert hier gerade der furchtbarste Druck, die ärgste Grausamkeit am energischen Widerstande einer lebenskräftigen Nation, welche alle Anerkennung verdient, während dieselbe seither fast allgemein und hart geschmäht wurde. Es ließe sich umgekehrt behaupten, daß gar manche Anderen unter gleichen Umständen längst einem vollständigen Chinesenthum verfallen seyn würden, ohne jede Aussicht auf eine Zukunft, während eine solche für das russische Volk klar vor Augen liegt. Unter dem herbsten Drucke reift hier, zwar sehr allmälig, aber um so sicherer, die schöne Saat der Völkerfreiheit einer segensreichen Ernte entgegen. Der bewundernswerthe passive Widerstand des russischen Volkes gegen seine Bedränger läßt schönern Erfolg von größerer Dauer gewärtigen, als manche anderen, nur zur Nothreife hinführenden Bestrebungen gewaltsamer Art." — Es wird diese einzige Stelle zur Genüge darthun, in welchem Geiste der Verfasser seine Beobachtungen angestellt; wir empfehlen daher allen Denen, die sich über russische Zustände unterrichten wollen, das vorliegende Werk, und sind überzeugt, daß sie es mit großer Befriedigung aus der Hand legen werden.

Theater-Anzeige.

Montag, 3. Dec. Muttersegen, oder: Die neue Fanchon, Schauspiel mit Gesang in 5 Abth. von Friedrich.

Dienstag, 4. Dec. Richard Löwenherz, Oper in 3 Abth., Musik von Gretry.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeray.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 289. Dienstag, den 4. Dezember 1849.

Rastatter Casematten-Erzählungen eines Freigewordenen.

(Fortsetzung.)

Corvin war kaum zurückgekehrt von seiner Entdeckungsreise, als er Nachmittags gegen 3 Uhr auch schon wieder als Parlamentär in das preußische Hauptquartier nach Kuppenheim abfuhr. Ich sah ihn im Wagen sitzen und gestehe, daß mich sein Anblick förmlich erschreckte, so angegriffen und verstört sah der Mann aus. Erbauliche Geheimnisse trägt der auch nicht mit sich herum, war der Gedanke, der unwillkürlich in mir aufstieg. —

Gegen Abend kehrte er aus dem Haupquartier zurück, wahrscheinlich mit dem Definitivum des kommandirenden preußischen Generals v. d. Gröben versehen.

Was Corvin ausgerichtet, ob irgend ein Zugeständniß in der Kapitulation gemacht war oder nicht, davon konnte man nichts erfahren; diese Angelegenheit war in mystisches Dunkel gehüllt, und ist für mich, wie für Viele, in gewisser Beziehung mysteriös geblieben, da ich Corvin nicht wieder gesprochen habe.

So viel indeß war mir klar, daß ich die sanguinischen Hoffnungen, die kindischen Ansichten von freiem Abzug und dergleichen, mit denen sich so zu sagen die ganze Besatzung herum trug, als Chimären betrachten durfte.

Am andern Morgen, Sonntag den 22. Juli, früh um 9 Uhr, war Generalversammlung sämmtlicher Offiziere und der Vertreter der Mannschaften im Schloßsaale angesagt, um den Beschluß über Annahme oder Nichtannahme der vom preußischen General gestellten Aufforderung zur Kapitulation zu fassen.

Unbegreifliche Täuschung, der sich so oft die Menschen hingeben! Die Meisten wohnten dieser inhaltschweren Stunde mit heiteren Mienen bei, nur Wenige schienen zu ahnen, was hinter dieser Kapitulation für eine Zukunft versteckt war.

Die Uebergabe der Festung in die Hände des Siegers auf Gnade oder Ungnade wurde beschlossen.

In der Kapitulation, die sich in allgemeinen Redensarten bewegte, war von Abzug der Garnison mit Waffen und Gepäck aus der Festung allerdings die Rede, es war aber nicht ausdrücklich gesagt, was nach dem Ausmarsch auf die Glacis weiter zu erwarten wär. Eben so war der Art. 4, dessen ich mich noch erinnere, lediglich eine Spiegelfechterei, von der sich nur die gränzenloseste Befangenheit, ich möchte sagen Blindheit täuschen lassen konnte. Dieser Artikel sprach sich dahin aus, daß die Effekten, das Eigenthum der Offiziere, garantirt werde, und daraus folgerte die Dummheit: weil mir die Convention meinen Bündel garantirt, so ist mein Leben, meine Freiheit gewiß nicht gefährdet. — O, sancta simplicitas!

Die beiden Parlamentäre, Lang und Corvin, sprachen allerdings viel und inhaltschwer von den Versicherungen der zu erwartenden Milde und Fürsprache, die der kommandirende General v. d. Gröben ihnen wiederholt gemacht, und daß nur die eigenthümliche Lage der Dinge, die Stellung des Prinzen von Preußen, als erster und einziger Oberbefehlshaber, zum regierenden Großherzog von Baden und umgekehrt, und dergleichen schöne unschuldige Dinge mehr, es unmöglich gemacht haben, speziellere Artikel der Uebergabe stipuliren zu können. Genug, die Uebergabe und Ergebung auf Gnade und Ungnade wurde beschlossen, die Versammlung ging auseinander. Corvin fuhr sofort, mit dem Endresultat derselben ausgerüstet, in's preußische Hauptquartier, um die frohe Kunde zu überbringen und den Befehl einzuholen, wann die glücklichen Ueberwinder der Revolution von der Festung Rastatt Besitz zu nehmen gedächten.

Unter den Offizieren, wie unter Besatzung, waren die verschiedenartigsten und fabelhaftesten Begriffe verbreitet über Das, was ihnen etwa bevorstehe oder bevorstehen könne, und in dieser Hinsicht muß man gestehen, hatten die Preußen und ihre Partei vortrefflich agirt. — Keiner wußte etwas ganz Bestimmtes, aber Jeder hatte Gewährsmänner für sein relata refero, und immer war es etwas Tröstliches.

Die Besatzung im Allgemeinen, namentlich die Artillerie, war der festen Meinung (es war ihnen das sogar in den Kasernen gesagt worden): daß sie nach Ablegung der Waffen, mit Sack und Pack, theils in die heimathlichen Orte, theils nach Karlsruhe abgeführt werden würden. Nur die kleineren Abtheilungen der fremden Legionen, namentlich die wenigen Ungarn und Polen, schienen dem Ding nicht recht trauen zu wollen. Das Aussehen dieser Unglücklichen war bestürzt und niedergeschlagen. In der unbegreiflichsten Verblendung befanden sich aber die Mehrzahl der Offiziere und besonders die geborenen Badenser; die Letzteren glaubten steif und fest, als Offiziere werde man ihnen beim Abzug doch jedenfalls das Seitengewehr belassen, ihre Effekten waren ihnen ja in der Kapitulation garantirt — und so machte ihnen die Uebergabe nur geringe Scrupel.

Ich sehe noch den Ausdruck der Ungläubigkeit und Ueberraschung auf den Gesichtern einer Menge von Offizieren des ersten Regiments, als ich, gleich nach abgehaltener Generalversammlung, im Wirthshause bei einem letzten Glas Bier, ihre Meinungen bestritt und ihnen begreiflich zu machen suchte, daß man gewiß Gefangenschaft zu erwarten haben werde, und daß dies Loos die Offiziere, so wie überhaupt jede Charge, als Füh- und Anführer der Massen zuerst und vorzugsweise treffen werde.

Sie tranken ihr Bier und lächelten, als wollten sie sagen: nun den Fremden mag das wohl passiren können, uns, den Landeskindern, gewiß nicht; wir haben ja durch unsere Bereitwilligkeit und Nachgiebigkeit dem Großherzoge die Festung erhalten und haben ferneres Blutvergießen verhütet. — Manche mögen auch wohl an eine kurze Gefangenschaft gedacht, aber im

Digitized by Google

Rückblick auf die Humanität, die wir in Rastatt gegen die preußischen und anderen Kriegsgefangenen ausgeübt hatten, nimmer gedacht haben, daß man nicht überall gleich human verfährt und daß die Aristokratie gegenüber der Demokratie von jeder Humanität zu abstrahiren für christlich-germanische Nothwendigkeit ausgibt. —

Mit wenigen Schlußworten: mit einer stärkeren Dosis von Dummheit, einer bodenloseren Bornirtheit, größerer Befangenheit und vollständiger Begriffsverwirrung ist wohl nie die Besatzung einer Festung, die Munition und Proviant noch hinreichend besaß, um durch einen ernsten und Achtung einflößenden Widerstand sich zum wenigsten eine günstige und bestimmt ausgedrückte Kapitulation erringen zu können, in die Hände des Siegers geeilt! — Wie das Eichhörnchen, einem on dit zufolge, von den Augen der Klapperschlange bezaubert und berückt, freiwillig in den geöffneten Rachen derselben springt, so lieferten sich 5600 Mann kampffähige Besatzung, durch List und Verrath blind gemacht, freiwillig in die Gewalt ihres Todfeindes, sprangen so zu sagen 5600 in die Kerker ihres eigenen Hauses! — Wie Raupach seinen Schelle ausrufen läßt: O, Verstellung, dein Name ist Kikebusch, so rufe ich aus: o Blödsinn, dein Name ist Mensch! —

(Fortsetzung folgt.)

Niederländische Hauseinrichtung.

(Schluß.)

Die englischen Städte sind mit jedem Jahrhundert wenigstens einmal von Grund aus umgebaut. Hier in Belgien dagegen, wo man sehr solid auf eigenem Grund und Boden baute, hat man immer sehr dauerhafte Wohnhäuser errichtet, und man findet daher in den Städten des Landes dergleichen Häuser in allen möglichen Arten des Styls. Hier haust ein Krämer in einem Gebäude, in dem schon vor 300 Jahren ein spanischer Gouverneur oder ein Offizier Alba's, ja vielleicht gar der Kaiser Maximilian *) selber wohnte. Dort steht eine ganze Straße von aufgetempelten und mit breitem Steinschnitzwerk verzierten Giebeln, die schon zur Zeit der Margaretha von Parma ganz ebenso dastand. Hier öffnet sich ein Platz mit ganz derselben Größe, mit derselben Physiognomie und Scenerie wie zur Zeit Karls V. Da werden Einem dann die Straßen, die Marktplätze, und der Anblick, den sie gewähren, wahrhaft interessant, ja heilig. Da begreift man, warum es der Mühe werth ist, sie anzublicken, sie zu beschreiben und ihr Bild mit Griffel und Pinsel zu verewigen. Da findet es der Historiker wichtig und lohnend, die Straßen und freien Plätze, die Winkel, welche sie bilden, die Ecken und Windungen, welche sie machen, eben so zu untersuchen und zu studiren, wie der Geograph und Naturforscher die Durchbrüche der Thäler in den Gebirgen, ihren Lauf, ihre aus- und einspringenden Winkel, ihre Erweiterungen, Austiefungen und ihre Vorgebirge. Wie in diesen Thälern, je nach ihrer Gestaltung, die Gewässer und Luftströmungen sich so oder so bewegten, wie sich aus dem Studium dieser Gestaltung allein hunderterlei Naturerscheinungen erklären, so strömte auch die Bevölkerung in jenen festen Straßendurchbrüchen immer auf dieselbe Weise hin und her. Jahrhunderte lang, von Geschlecht auf Geschlecht, gewähren sie dasselbe Bild. Auf diesem Platze versammelte sich das aufgeregte Volk, um gegen Wilhelm I. zu protestiren. Auf demselben Platze vereinigten sie sich gegen Joseph II., gegen Alba, gegen Philipp II., ja gegen Philipp von Burgund und Karl den Kühnen. An dieser selben Straßenecke standen die Schneider und Schreiber und Gevatter Handschuhmacher, die Goethe uns in seinem Egmont schildert, wie sie gegen Tyrannei conspiriren, oder wie sie den eisernen Marsch der spanischen Soldaten um die Ecke begaffen. Die Schweizer halten den Platz ihres Rütli am Altorfer See für einen geweihten. Allein in den Straßen und auf den Raths- und Stadthausplätzen der niederländischen Städte, auf denen jetzt das Markt- und Alltagsgetümmel hinüberfluthet, gibt es eine Menge durch Hunderte von Conspirationen, von Volksaufläufen, von Kämpfen und Schlachten, von Freude- und Trauerfesten geweihte Stellen.

Aus diesen selben Fensteröffnungen, vor diesen selben Balkonen jubelten sie vor hundert Jahren ihren Fürsten, ihren Helden, oder ihren Volkskämpfern entgegen. Diese selben Wohnungen waren hundertmal mit Kränzen und mit holländischen oder belgischen, österreichischen oder spanischen, burgundischen oder französischen Farben und Fahnen geschmückt. Diese selben Hausthüren sahen tausendmal die Prediger zur Taufe eines neuen Ankömmlings oder zum letzten Troste eines Verstorbenen ein- und ausgehen. Dieses selbe fast unveränderliche Netz der Straßenlinien wurde von hundert Feldherren und Volksführern studirt, um den Angriffsplan danach zu entwerfen, und der Zusammenstoß der Streiter fand immer an denselben Häuserecken, an denselben Centralpunkten statt, wie in den Alpen der Kampf der Winde bei denselben Vorgebirgen, bei denselben Verbindungspunkten zweier Thäler.

Was ragte nicht Alles in den Stadtgarten meines Genter Freundes D., in dessen Familie wir heute Nachmittag Kaffee tranken, hinein! Reste alter Mauerwerke, deren Datum Niemand mehr ausmachen konnte, die Ruine eines alten Schornsteins, der von irgend einem spanischen, vielleicht maurischen Architekten mit Steinmetzarbeit so phantastisch geschmückt war, wie etwa Prinzessin Sheherasade die Schornsteine ihrer Zauberpaläste geschmückt haben würde; eine Reihe alter Hausgiebel, die, obgleich Greise, noch mit festen Stirnen und unveränderten alten, ehrwürdigen Zügen in unseren Garten hineinblickten. Zwischendurch ein elegantes Gebäude, das die Neuzeit, die fast nicht minder schöne architektonische Werke in Gent erzeugt, hineinfügte. Darüber hinaus die hohen Thürme uralter Kirchen, deren Geläute schon Millionen von Gläubigen zu den Tempeln rief. Am Rande des Gartens, der mit den schönsten Blumen und Fruchtbäumen prangte; schmiegte sich ein Kanal vorüber, auf dem die Schiffe wie zur Zeit der Grafen von Flandern dahinglitten. Hie und da glaubt man in den belgischen Städten in einem Urwalde sich durcheinander schlingender Baulichkeiten alter und ältester Zeit zu stecken.

Einem Belgier, der von Jugend auf an einen solchen Reichthum der Scenerie und historischen Dekoration gewöhnt ist, müssen unsere Städte ziemlich unhistorisch, nüchtern und uninteressant erscheinen. Die seinigen sind gleich reichgekleideten Damen mit weiten faltenreichen Gewändern, an denen weder solide Stoffe, noch üppiger Spitzenbesatz gespart sind. Unsere sind wie Mädchen, in knappzugeschnittene Kleider aus Leinwand und Wolle gehüllt.

Man muß das Innere der Wohnungen der Flamingen und Holländer besuchen, um zu begreifen, warum die Maler und Poeten dieser Nationen alles Materielle so gerne in's Gebiet des Idealischen zogen, warum sie die Hauptgeräthschaften, die Möbeln, das Innere der Zimmer, ihre Häuser und Straßen so oft zu copiren nie müde werden, warum sie so viele Stilleben malten und so zahllose Stadt-, Straßen-, Zimmer- und Hausfluransichten auf die Leinwand warfen.

*) In Brügge gibt es noch ein solches Haus, das unser Theuerdank einst eine Zeitlang bewohnte und in welchem jetzt ein Epicier seinen Kram treibt.

Digitized by Google

Ungarn und Oesterreich.

Es war ein unglückliches Verhängniß für Ungarn, daß nach dem Tode des Königs Ludwig II., der in der Schlacht bei Mohacz (29. August 1526) gegen Soliman den Großen mit 12,000 seiner tapferen Magyaren blieb, die Krone dieses Königreichs auf das Haupt des Kaisers Ferdinand I., der ein Schwager von Ludwig II war, gesetzt wurde. Dieser Kaiser war jedoch nur Wahlkönig von Ungarn, wie es noch mehrere seiner Nachfolger waren. — Durch Beibehaltung der Verfassung eines Wahlkönigreichs hatte Ungarn seine Geschicke in der Hand behalten, welche ihm jedoch in dem Augenblicke entschlüpften und es in die engste Abhängigkeit von Oesterreich versetzten, als es zu dessen Gunsten auf jene Wahlverfassung verzichtete und einem Geschlechte von Erbkönigen die alte magyarische Krone übertrug. Dies geschah im Jahr 1683 zu Preßburg, wo der damals versammelte Landtag — um dem Kaiser Leopold I, der glänzende Siege über die Türken erfochten hatte, seine Dankbarkeit zu bezeigen — in die Erblichkeit der magyarischen Krone in seinem Hause willigte. Dieselbe ging alsbald auf das Haupt des Erzherzherzogs Joseph, Leopolds Sohn, über, der noch auf demselben Landtage als Ungarns erster Erbkönig gekrönt wurde. Von jetzt an unauflöslich an Oesterreich geknüpft, hatte Ungarn auch alle Geschicke dieses Staats zu theilen, und wurde zuletzt, durch bekannte Ereignisse, in die trostlose Lage versetzt, in welcher wir das unglückliche Land gegenwärtig erblicken. Ungarn ist nun gänzlich unter die schützenden und wärmenden Flügel des liebreichen kaiserlichen Doppeladlers gesteckt, und hat nun Zeit, über die Staatsklugheit seiner längst entschlafenen Väter von 1683 mit Trauern nachzudenken.

Dr. D . . .

Mannichfaltigkeiten.

Dem Pariser „Charivari" hat die Geschichte von der Selbsterhebung des Präsidenten von Hayti zur Kaiserwürde Stoff zu einigen sehr ergötzlichen Vignetten geliefert. Auf der einen präsidirt Soulouque, eine gräuliche Negerfratze, im Staatsrath, der den neuen Code Napoleon-Soulouque zu redigiren hat, mit der Hetzpeitsche, und die schwarzen Staatsräthe kriechen unter den Tisch. Auf einer anderen steht die Kaiserin in einem gar kurzen Röckchen, und ihr Gemahl spricht zu ihr: „Meine liebe Freundin! Sobald es meine Finanzen erlauben, kauf' ich dir den fehlenden Stoff, um den Schlepp deiner Robe noch kaiserlicher zu machen." Dort mustert Soulouque im Napoleons-Hütchen seine alte Garde, welche bis auf die Schwimmhosen in puris naturalibus das Gewehr präsentirt, und spricht zu dem hinter ihm stehenden General, der einen Federhut und gestickten Frack, aber ohne Beinkleider, trägt: „Als Grand-Tenue ist das nicht übel, aber für die Petit-Tenue wünsch' ich etwas Einfacheres." Auf einem vierten Bildchen hat der Kaiser einem verdienstvollen General — es gibt deren jetzt so viele („every mouth sends forth a new one") — seinen Orden der Ehrenlegion, grünen Adlerorden oder sonst was verliehen, und sagt: „Je t'ordonne d'accrocher cette decoration à la boutonnière". Aber der Krieger hat keinen Rock, wie sollt' er ein Knopfloch finden? Indeß, er wird den Orden an die Schwimmhose befestigen.

(Parma.) Der Gerichtspräsident von Pontremoli, Albertazzi, ist in Eisen wie ein Dieb nach Parma geführt worden. Einer der mit demselben eingebrachten Gefangenen war so unmenschlich gebunden, daß ihm der Arm gebrochen wurde. Ein Student, welcher in einem Café von einem möglichen Umschwung der Dinge und von Vergeltung sprach, wurde so unvernünftig mit dem Stock bestraft, daß er über der Behandlung den Verstand verlor und wahnsinnig wurde. Um das Viehische, das in dieser Menschenbehandlung liegt, ja noch mehr hervorzuheben, sind die Stockstreiche von den Bütteln mit eigenen Namen bezeichnet worden; so heißt z. B. der erste Schlag „Pio nono", der zweite „Italien", der dritte „Unabhängigkeit", der vierte „Karl Albert" und so fort, als wenn man mit jedem Schlag irgend ein Gefühl aus dem Leib heraushauen wollte. Mit dem Vermögen der Verdächtigen wird nicht besser verfahren; so wurde z. B. der berühmte Kupferstecher Toschi, der erste seiner Kunst in Europa und eine Zierde Italiens, nicht nur von seiner Stelle als Direktor der Akademie abgesetzt, sondern der Herzog forderte ihm auch 50,000 Fr. zurück, welche derselbe für Bestellungen von Maria Luise her für Herausgabe der Freskogemälde von Corregio erhalten und für welche der Künstler bereits mehrere Kupferplatten geliefert hatte, die nun aber der Herzog nicht will und das Geld dafür zurückverlangt. Das Volk ist bereits so tief heruntergewürdigt, daß es nur bei Oesterreich noch Rettung sieht.

Man erzählt in Wien als erfreulichen Beweis der Schnelligkeit der Communikation durch den Telegraphen, daß in dem Augenblicke, wo die kaiserl. Familie bei der Anwesenheit Ihrer Majestät der Königin von Preußen auf die Gesundheit des Königs trank, eine telegraphische Depesche von Berlin die Anzeige brachte, daß der preußische Hof einen Toast auf das kaiserliche Haus gebracht habe.

„Maria", von Johannes Ronge.

(Von einer Dame beurtheilt.)

Meine deutschen Schwestern möchte ich auf ein Schriftchen aufmerksam machen, welches unter vorstehendem Titel erschienen ist und mir für unser Geschlecht, namentlich in gegenwärtigem Zeitpunkt, von hoher Bedeutung erscheint. Ich glaube, daß uns in dieser Schrift geboten wird, was uns bis jetzt noch nicht geboten worden ist, nämlich ein Ideal, und darin das Verständniß unseres Wesens in unserer neuen Lebensbestimmung. Darum hoffe ich auch, daß alle Frauen, welche dieses Schriftchen ohne Vorurtheil lesen und seinen Inhalt erfassen, ihm seine Anerkennung nicht versagen werden. Ich darf wohl aber auf Verständniß der Schrift rechnen, weil ich weiß, daß sich schon vor der Revolution in weiblichen Kreisen ein Streben für höhere geistige Güter bekundete, das durch die Revolution noch mehr angeregt worden ist. Dieses Streben konnte wohl auch nicht ausbleiben, denn schon lange hatten Mutterliebe und wahre Weiblichkeit das Bedürfniß gefühlt, die meist abgestorbenen und durch geistlose Formen beengten Familien- und gesellschaftlichen Kreise durch Ideale und ideales Wirken neu zu beleben und neu zu gestalten. Man fühlte und wußte, daß den Kindern etwas mehr mitzugeben sey als das unfruchtbare Gedächtnißwissen aus den meisten unserer Schulen und das Beispiel eines, wenn auch thätigen, doch durchweg materiellen und selbstsüchtigen Lebens. Darum suchten denkende Frauen nach neuen Idealen, die ihnen und ihren Lieblingen einen innern und sittlichen Halt verliehen im bunten Lebensgewirr. Dies hat der Verfasser erwähnter Schrift erkannt, und indem er das für unsere Zeit wirkungslos gewordene Ideal der alten Zeit, die Maria der katholischen Kirche, der Form nach aufhebt, dadurch, daß er es als Sinnbild der heiligenden Weiblichkeit darstellt, eröffnet er uns die Idee jenes schönen Sinnbildes, als die Idee der heiligenden Weiblichkeit und gibt uns damit ein Ideal, das größer ist und mächtiger wirken muß für Humanität und wahre Religiosität, als das Ideal der alten Zeit. Er läßt uns in uns selbst blicken und zeigt uns da den stets neu strömenden Quell des göttlichen Geistes in der Liebe, und fordert uns auf, insgesammt die erlösende und heiligende Maria unserer Zeit zu seyn, wie die Mutter Jesu es für ihre Zeit war. Um diese Sendung zu erfüllen, sagt J. Ronge, müßten wir die jetzt noch gebundenen Kräfte des weiblichen Geistes und Gemüths frei machen und uns das Recht der freien Selbstbestimmung erringen. Wenn nun das Streben des weiblichen Geistes und Gemüthes nach Befreiung und höherer Berechtigung in solche Bahn geleitet und mit so hohem sittlichen Ernst gewürdigt wird, wie in der Maria geschieht, dann muß wohl jeder frivole und seichte Spott darüber verstummen, weil er auf den Spötter selbst zurückfallen

Digitized by Google

und die Rohheit seines Gemüthes zeigen würde. Als eines der ersten Mittel, um unsere höhere Berechtigung zu erlangen, führt J. Ronge außer der eignen Bildung, die Sorge für eine wahrhaft humane Erziehung der Kinder unserer nothleidenden Mitmenschen an. Er sagt: „Wir sollten unsere Mitmenschen zu erlösen suchen, dann würden wir uns selbst erlösen.“ Die bisherigen Emancipationsbestrebungen und die Verirrungen Einzelner, welche die Selbstständigkeit der Frauen in Aeußerlichkeiten und im Nachahmen männlicher Manieren suchten, stellt er dar als nothwendigen Gegensatz des Druckes, durch den die Rechte der Frauen bisher beschränkt waren und er bedauert Jene wegen ihrer verneinenden Stellung in der Gesellschaft, weil dies dem weiblichen Gemüth sonst fremd ist. Diese milde Auffassung der verunglückten Emancipationsversuche muß wohlthätiger wirken, als frivoler Spott darüber. Wenn aber der Verfasser der Maria das Nachäffen männlicher Manieren als unweiblich bezeichnet, so stellt er noch mehr als unweiblich, ja die Weiblichkeit entehrend, das Treiben jener Frauen hin, die gewöhnlich als Repräsentanten wahrer Weiblichkeit und als Muster aller Hausfrauen gelten wollen, deren Verdienst jedoch nur darin besteht, im Luxus und in der Eitelkeit den Ton anzugeben und in Theegesellschaften Niemandes Ehre ungekränkt zu lassen und die natürlich jede Frau als überspannt und unweiblich verketzern, welche begeistert seyn kann für Ideale und für das Gemeinwohl. Auch diese größte Häßlichkeit an unserem Geschlecht behandelt der Verfasser der Maria schonend und legt die Hauptschuld dem Mangel an zeitgemäßen höhern Töchterschulen bei.

Nach Gegenüberstellung der beiden Gegensätze, die wir unter den Frauen hinsichtlich des geistigen Fortschritts wahrnehmen, finden wir in der Schrift das Ideal der Weiblichkeit glänzend aufgestellt, in welchem der Verfasser die Gegensätze vereint und versöhnt. Als nothwendige Bedingung, um dieses die Zukunft erleuchtende Ideal zu erstreben und unsere Sendung zu erfüllen, fordert der Verfasser von uns den festen Glauben an die heiligende Macht der Weiblichkeit und die erlösende Kraft der Liebe, deren heilige Geburtsstätte das weibliche Gemüth sey.

Wie oberflächlich und armselig erscheinen gegen diese edle Auffassung der Weiblichkeit und die Zuversicht des Verfassers auf die welterlösende Kraft reiner heiliger Liebe, die Aeußerungen gar vieler sogenannter gebildeter und selbst politisch liberaler Männer: „Daß die Frau nur etwas Musik und Französisch kennen dürfe.“ Solche Aeußerungen, die man sehr oft hören muß, zeigen nur zu klar, wie wenig unsere liberalen Politiker die neuschaffenden und bewegenden Kräfte unserer Zeit kennen und was wir von ihnen zu hoffen haben. Glaubt man denn, daß die Mutterliebe sich mit dieser äußern und unwürdigen Puppenstellung noch lange wird abfinden lassen, besonders wenn sie die Gefahr erwägt, die ihren Kindern in nächster Zukunft durch die Vergötterung des Materialismus droht? Wohl kann eine Mutter ihr Kind und ihren Gatten lieben, auch wenn ihr Herz dem großen Weltenstrom des geistigen Fortschritts fern steht und sie die Zeit nicht versteht, aber das Verständniß, ihren gebildeten Gatten wahrhaft zu beglücken und ihre Kinder für die Zukunft auszurüsten, wird ihr abgehen.

Wenn nun sogar viele politisch liberale Männer ein so geringes Verständniß von dem Streben haben, was sich seit Jahren in weiblichen Kreisen kundgegeben hat, so ist wohl anzunehmen, daß nur wenige Männer die Maria von J. Ronge in ihrer ganzen Bedeutung verstehen können, die meisten werden es den Frauen als unausführbare Theorie darstellen. Doch der Inhalt der Schrift ist frisch aus dem Leben geschöpft und das vierjährige geräuschlose und mühevolle Wirken des Verfassers für die höhere Berechtigung unseres Geschlechts in den verschiedenen von ihm gebildeten Frauenvereinen, gibt uns Bürgschaft dafür. Wir dürfen deshalb auch seinen Worten vertrauen und müssen es uns zur Pflicht machen, eine selbstständige Ansicht darüber zu gewinnen, um so mehr, da noch wenige Männer so kühn und taktvoll für unsere Rechte gewirkt und gesprochen haben. Der Verfasser hat, während sich die politischen Vorkämpfer hiezu scheu zurückzogen, fürchtend, sich lächerlich zu machen, auch auf diese Gefahr hin, die Wahrheit geredet und dadurch seinen sittlichen Muth, seine tiefe Kenntniß des menschlichen Wesens und der Zeitverhältnisse bekundet.

Deshalb wünsche ich, daß meine Worte dazu beitragen mögen, die Schrift in den weitesten Kreisen zu verbreiten. Sie regt die heiligsten und geistigen Kräfte der Frauen und Mädchen an für höheres Streben und Wirken, ohne daß diese in Versuchung kämen, ihren eigentlichen und natürlichen Wirkungskreis zu verlassen. Mir scheint sogar, wir können uns erst dann ganz heimisch und befriedigt in unserem häuslichen Wirken fühlen, wenn der Strom unserer Thätigkeit in die Tiefe der allgemeinen Menschenliebe geleitet ist, und nicht in Eitelkeit und Gefallsucht, oder in isolirter häuslicher Abgeschlossenheit zu versanden droht.

Erklärung.

Bevor ich noch Ihre Erklärung in der ersten Beilage zu Nro. 287 des „Frankfurter Journals“ gelesen, hatte ich, da schon die amtliche Widerlegung über die von mir in Nro. 283 der Didaskalia veröffentlichte Geschichte eines von einem Gensdarmen verübten Mordes in der „Nass. Allg. Ztg.“ erschienen war, eine Erklärung niedergeschrieben, um mich, dem Publikum gegenüber, zu vertheidigen. Sie werden mir wohl erlauben, hier das Wesentlichste anführen zu dürfen.

Durch die amtliche Erklärung ist also die ganze Geschichte von Anfang bis zu Ende eine leere Erfindung. Wenn aber eine Sache, so wie diese, so allgemein und mit einer solchen Bestimmtheit und von glaubwürdigen Männern erzählt wird, wer sollte ihr dann, wenn er selbst die Wahrheit stets zu reden gewohnt ist, nicht Glauben schenken? Ich schrieb jenen Bericht nach mehrmaliger Erzählung von verschiedenen achtbaren Leuten und bemerkte dabei, ihn vorläufig nicht verbürgen zu wollen. Nach der Absendung habe ich mich fortwährend nach der Sache, ob sie wahr oder nicht wahr sey, erkundigt, und fand die Wahrheit derselben von allen Seiten und von Einigen sogar mit vieler Bestimmtheit bestätigt. Darauf erinnerte ich die Aufnahme. Ich hielt die Sache nicht mehr für Gerücht, ich hielt sie für Wahrheit und das war der Fehler. Nach erfolgter Aufnahme hörte ich sie in Zweifel ziehen, Viele behaupteten die gänzliche Unwahrheit derselben. Sofort bemerkte ich dies in einem Artikel, der in Nro. 285 der Didaskalia aufgenommen ist, und forderte darin selbst die competente Behörde um eine öffentliche Erklärung darüber auf, damit die Wahrheit, um die es mir in jeder Beziehung stets zu thun ist, an den Tag komme; ein Beweis also, daß hier von keinem „Erfinden“ meinerseits die Rede seon kann, wie es Herr Hauptmann v. Holbach zu vermuthen scheint. Es ist Jedermann bekannt, daß lange vor der Veröffentlichung die Sache hier erzählt wurde nnd sie sich deshalb nicht von dieser an datirt. Die „Freie Zeitung“ berührt nun diesen Gegenstand auf eine Weise, die mich, mindestens gesagt, befremdete. In ihr wird von dem „colossalen Erfindungsgeist des Einsenders“ und von dem „guten Glauben der Didaskalia“ gesprochen. Eine solche Denunciation ist empörend, wenn man sich schuldlos weiß, wie ich oben dargethan habe. Niemals werde ich es mit meinen Grundsätzen vereinigen können, eine erkannte Unwahrheit auf's Geradewohl in die Welt hinaus als Wahrheit zu senden, geschweige eine solche Unwahrheit selbst aus der Luft zu greifen, um das Publikum damit täuschen zu wollen. Was den „guten Glauben“ der „Didaskalia“ betrifft, so wird die Redaktion der Freien Zeitung wohl nicht zögern, einen Artikel von einem Korrespondenten aufzunehmen, der ihr sagt, daß er auf Wahrheit fußt. So erging es auch der Redaktion der Didaskalia, sie hatte sich auf mich verlassen. Die ganze Schuld kann deshalb auch nur mich treffen, weil ich der Leichtgläubige und somit, wie alle Anderen, denen die Sache erzählt wurde, der Belogene war. Ich selbst kann es nur wünschen, daß der freche Erfinder jenes Gerüchts nach den Gesetzen bestraft werde. Der Hr. Hauptmann v. Holbach forscht nach meinem Namen; wenn Sie es für gut finden, so nennen Sie ihn.

Der Einsender des Artikels in Nro. 283 der Didaskalia.

Frankfurt, 2. Dec.

Der in der gestrigen Didaskalia aus dem Odenwald vom 26. Nov. datirte Artikel muß dahin erläutert werden, daß bayerischerseits zu Michelstadt kein Verwundeter zurückblieb.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 4. Dec. Richard Löwenherz, Oper in 3 Abth., Musik von Gretry.

Mittwoch, 5. Dec. Die Töchter Lucifer's, Zauberspiel mit Gesang in 5 Abth. (12 Tableaux) von Friedrich, Musik componirt und arrangirt von Stiegmann.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Eidaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 290. Mittwoch, den 5. Dezember 1849.

Rastatter Casematten-Erzählungen eines Freigewordenen.

(Fortsetzung.)

Der Tag der Uebergabe von Rastatt.

Montag, den 23. Juli, früh am Morgen, als ich eben mit dem Ordnen von Papieren beschäftigt war, wurde ich durch ein ungewöhnliches Geschrei und Gerufe an das Fenster citirt.

Im Schloßhof sah ich jetzt eine versammelte Menge von Militär jeder Gattung, welche die Eingänge und Fenster zur Montirungskammer belagerten, in welche bereits ein Haufe eingedrungen war, um hier zu guter Letzt eine heidnische Verwüstung anzurichten. In der kolossalen Meinung, sie würden heute noch mit Sack und Pack in die Heimath abmarschiren, wollten sich diese Thörichten noch den erforderlichen Bedarf an Tuch zu Kleidungsstücken für die nächste Zeit auf Regiments-Unkosten verschaffen, indem sie den Eingang zur Montirungskammer mit Gewalt sich geöffnet und erzwungen hatten, und um die schönen Vorräthe von grauen, weißen, blauen und rothen Militärtüchern unter sich, je nach Laune oder Bedürfniß, zu vertheilen angefangen hatten. Der verlangte sechs Ellen blaues Tuch, Jener zehn Ellen rothes, ein Anderer bemächtigte sich ganzer Stücke, mit denen beladen, er unter dem Jubel der Versammelten den Platz verließ, und auf diese Weise wären innerhalb kurzer Zeit sämmtliche Tuchvorräthe zerstückt und zerschnitten in kleinere oder größere Parthien verschwunden gewesen, wenn diesem Skandal nicht zeitig ein Ende gemacht worden. So wie die Meldung von diesem neuen Unwesen an den Gouverneur gemacht war, versuchte man durch Absendung von Offizieren und Wachtmannschaft die Montirungskammer von dem Diebsgesindel zu säubern, allein die Offiziere für sich konnten nichts ausrichten, und die Mannschaft machte sehr bald mit dem Hauten der Plünderer gemeinschaftliche Sache. Als auf diesem Wege jeder Versuch an der Frechheit des Hausens scheiterte, nahm man zu einem wirksameren Mittel seine Zuflucht. Einige Offiziere, unter Andern der Major Fach, welche gerade im Schloßhof sich befanden, bemächtigten sich kalten Blutes der hier aufgepflanzten Allarmkanonen, richteten sie auf den dichsten Haufen, der auch sogleich auf den ersten blinden Schuß wie Spreu vor dem Winde auseinanderstieb. Ein zweiter und dritter blinder Schuß in die offenen Fenster der Montirungskammer geschickt, verfehlte ebenfalls seine Wirkung nicht; bei dem Klirren der vom Druck des Geschützdonners zersprengten Scheiben sprangen die Hasen aus Fenster und Thüren, ihren Tuchschatz im Stiche lassend. — Der Gedanke an die Möglichkeit einer Kartätschenladung als Frühstück machte dem Gesindel Beine. — Wie ich später erfuhr, so war die Flüchtlings-Legion — ein Theil des Willich'schen Korps — auf die Nachricht von diesem neuen und letzten Unwesen der Infanterie alsbald aus ihrer Kaserne aufgebrochen, um mit gewaffneter Hand sich zur Herstellung der Ordnung dem Gouverneur zur Verfügung zu stellen. Doch es war gut, daß diese Braven nicht nöthig hatten, Polizei zu machen, die blinden Kanonenschüsse waren genügend gewesen. Auf diese Weise wurde der Rest der Tuchvorräthe vor totaler Verschleppung gerettet, aber auch nur der Rest, der größte Theil derselben war bereits Gemeingut geworden. Heute sollten die Preußen einziehen, so weit war die Zeit der Uebergabe bekannt, wegen Einholung der näheren und letzten Bestimmungen deshalb war Obristlieutenant v. Corvin am Morgen noch einmal in das preußische Hauptquartier abgefahren.

Gegen Mittag, ich hatte meine Geschäfte beseitigt, meine Effekten gepackt und selbe in ein Privathaus zur Aufbewahrung gegeben, verließ ich das Schloß, um in die Stadt zu gehen, und mir die Häuser und Straßen noch einmal zu betrachten. Im Schloß, im Schloßhof war schon Alles wie ausgestorben, keine Ordonnanzen mehr, keine Wache, vor wenigen Stunden noch der Schauplatz wüsten Treibens, herrschte jetzt Kirchhofsstille. Ich blickte unwillkürlich zum Himmel, und mein Auge, meine Gedanken hafteten an einer Erscheinung, oben auf der Jupitersplatte. Da stand einsam, verlassen, Tiedemann, der Gouverneur — ich betrachtete ihn lange, ein eigenthümliches Gefühl der Theilnahme für den Mann beschlich mich, es war mir, als flüstere eine Stimme: da steht der Mann, zum Letzten will er sein Auge noch einmal weiden an dem Fernblick auf die Lachenden Fluren seines schönen Vaterlandes, auf Berg und Thal, und Flur und Feld, noch einmal streift sein Blick über die Stadt mit ihren festen Werken, von deren Thürmen und Wällen jetzt die weißen Fahnen wehen, die Zeichen des Friedens, — des Friedens auch für ihn, vielleicht für ewig?! — Ich schritt weiter, vor dem Schloßhof verließen eben die zwei letzten Soldaten ihren Posten vor der Hauptwache. Erstaunt, die Hauptwache gänzlich verlassen zu sehen, fragte ich den einen der Soldaten, aus welchem Grunde denn die Wache von der Mannschaft verlassen sey? Mit Wahrheit im Ton der Stimme antwortete der Mann: „Unser Offizier ist schon heute Morgen weggegangen von der Wache und auch einige von der Mannschaft, es wollte keiner mehr Posten stehen, die meisten haben aber doch bis Mittag hier Stand gehalten, wie aber nach 12 Uhr von der Parade keine Ablösung kam, da sind sie weggegangen, mein Kamerad und ich sind bis zuletzt geblieben, aber zwei Mann, das ist doch zu erbärmlich, und da wollen wir jetzt auch in unsere Kaserne und uns parat halten, wenn's zum Abmarsch geht; so erbärmlich auszugehen, das hätte ich nicht gedacht." — Der Mann hatte richtigeres Gefühl, als mancher Offizier. Auf der Straße sah man einzelne Soldaten schwer bepackt, mit Säbel und Gewehr, die der Stunde des Ausmarsches, ihrer vermeintlichen Reise in die Heimath, ungeduldig entgegensahen.

Digitized by Google

Einen sonderbaren Eindruck auf mich machten die Vorbereitungen, die man zum Empfange der neuen Gäste fast überall treffen sah. Die Läden, — die in der letzten Zeit alle verschlossen gewesen — waren geöffnet, an den Fenstern sah man den Verkehr in den Häusern, wie die Bewohner die Zimmer wieder wohnlich einrichteten; Wagen und Karren mit Möbeln kamen gefahren oder wurden abgeladen, und hier und da kamen Gesichter zum Vorschein, die sonst gar nicht zu sehen gewesen.

In vielen Häusern sah man unverkennbar die Freude über den sehnlichst erwarteten Einzug der Preußen, in vielen, sehr vielen Häusern aber auch die Zeichen der Angst, des Schreckens und der Beklemmung auf den Gesichtern der Bewohner; es war die Ahnung einer neuen fürchterlichen Zeit des Schreckens, des Kummers und der Bedrängniß für sie.

Ich trat in ein Weinhaus, wo ich öfter ein Stündchen verplaudert gehabt, um Abschied zu nehmen; Gäste verschiedenen Alters und Standes hatten sich eingefunden in gleicher Absicht. Die Kellnerin, ein schönes Kind aus dem Volke, von ächtem Sinn und gesundem badischem Blute, reichte mir mein Schöppchen — ihre dunkeln Augen waren gefüllt mit Thränen, die in großen schweren Tropfen die fieberisch gerötheten Wangen herunter rollten. Eine Thräne war in mein Glas gefallen, mit zitternder Stimme sprach sie: ach — mir ist das Herz so schwer für sie Alle — was wird aus ihnen werden, wenn die Preußen kommen, und was wird mit uns in Rastatt geschehen — heftiges Schluchzen unterdrückte ihre Stimme. Eben wollte ich tröstend antworten, als das Mädchen auf einen hübschen jungen Offizier hinstürzte, in hastiger Eile ihn ungestüm umhals'te und eben so schnell aus dem Zimmer wegeilte — gewiß, um ihrem Schmerze ungestört Luft machen zu können! — Ich trank den Wein mit der Thräne aus auf das Wohl des armen badischen Volkes, auf bessere, glücklichere Zeiten, nahm Abschied und ging.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Steiermark.

Steiermark ist das Land der kleinen Rentiers und der pensionirten Beamten und Militärs. Es ist in dem Lande billig zu leben, das Klima ist gesund und mild, die Gegend reizend, und zumal in den Umgebungen von Gratz finden sich viele kleine Güter, auf denen sich das Nützliche und Angenehme der Landwirthschaft vereinigen läßt. Diese steht überhaupt in Steiermark auf einer verhältnißmäßig höheren Stufe, als in den übrigen deutschen Provinzen der Monarchie, womit indeß noch keineswegs gesagt seyn soll, daß ihr nicht noch Vieles zu thun übrig bleibe. Steiermark ist für alle diese Fortschritte seiner materiellen, sowie intellectuellen Kultur dem Erzherzog Johann zum innigsten Dank verpflichtet. Der Erzherzog gehört zu den seltenen Ausnahmen in der Habsburger Familie, welche an etwas Besserem, an etwas Geistigerem Gefallen finden, als an Soldatenspiel und dergleichen. Er erstrebte die Befreiung des Bodens, die Erhebung des Bauernstandes und eine weise national-ökonomische Entwickelung der von der Natur Oesterreich verliehenen großen Schätze bereits zu einer Zeit, wo eine starre Stabilität grundsätzlich jeder Reform widerstand. Sein Bruder, Kaiser Franz, mochte ihn darum nicht leiden, nannte ihn einen „verkappten Carbonari" und hielt ihn von jedem offiziellen Einfluß auf die Staatsgeschäfte möglichst entfernt. Der Erzherzog zog sich auf seine Güter in Steiermark zurück und widmete sich ganz dem Landleben als praktischer Oekonom. Die Errichtung der Industrie-Wirthschaft auf seinem Schlosse Brandhof stammt aus jener Zeit. Da der Erzherzog, obgleich kein Günstling des allmächtigen Ministers, doch immer ein kaiserlicher Prinz war, so konnte sich die Provinz, wo er den bleibenden Wohnsitz genommen, seiner Wirksamkeit nicht entziehen. Sie wollte es wohl auch um so weniger, als diese Wirksamkeit in einer speziellen Fürsorge und Vorliebe für ihr Wohl und Gedeihen bestand und nach dem alten Systeme die Eifersucht der Provinzen gegen einander durch Vorrechte und Privilegien aus politischen Gründen wach erhalten wurde. Zugleich sah man im Erzherzog Johann die Spitze der Opposition gegen Metternich, — eine Annahme, die sich bei dem Ereignisse der März-Revolution als durchaus nicht unbegründet erwies. Die Rückkehr des Erzherzogs nach Wien, seine eifrige Aufnahme bei Hof und den wankenden Ministern, die Einholung seines Rathes und zuletzt seine dem Fürsten Metternich ins Gesicht ausgesprochene Forderung, auf der Stelle abzudanken, sind Thatsachen, welche dem Erzherzog von der öffentlichen Meinung Deutschlands in dem gedachten Sinne ausgelegt wurden und nicht wenig zu seiner Wahl als Reichsverweser beigetragen haben.

In Steiermark, wo man den Erzherzog von der Hütte bis zum Palaste kennt, ist diese Ansicht der Dinge allgemein, und die Stände der Provinz brüsten sich mit einer dermalen sehr ungefährlichen Opposition, welche sie dem ancien régime gemacht haben. Gewiß ist, daß die verschiedenen Reformen des Erzherzogs ohne thätige Mitwirkung und Unterstützung der Stände nur Projecte geblieben wären, zumal was die Gründung landwirthschaftlicher und polytechnischer Lehranstalten betrifft. Denn der Erzherzog war in Steiermark keine kaiserliche Behörde, sondern nur der erste Privatmann, und wenn auch sein Rang und der in die Augen springende Nutzen seiner Vorschläge die Regierung hinderten, sie geradehin zu verbieten, so sind doch die ansehnlichen Mittel nicht aus der Staats-, sondern ausschließlich aus den ständischen Kassen geflossen. Dafür übertrifft aber auch die polytechnische Schule in Gratz bei Weitem die kaiserlich königliche in Wien, und würde sie noch mehr übertreffen, wenn sie sich im vollen Besitze der versprochenen, aber nicht gehaltenen Lehrfreiheit befände. Ueberhaupt gebührt den steierischen Provinzialständen das ungeschmälerte Lob, daß sie innerhalb ihres verfassungsmäßigen Wirkungskreises Alles gethan haben, was sich darin erreichen ließ. Die beträchtlichen Einkünfte, worüber sie zu verfügen haben, sind mit großer Freigebigkeit auf die Herstellung gemeinnütziger Anstalten verwendet worden, und man stößt bei jedem Schritte in Gratz auf patriotische Denkmale. Ich kann mir daher die Vorliebe des Erzherzogs für diese schöne Provinz, die so sichtbar unter seiner Anregung und Mitwirkung emporgeblüht ist, ebensowohl erklären, als die Verehrung, die ihm von allen Theilen der Bevölkerung gespendet wird, dies sowohl in den unteren Thälern des Ackerbaues, als auch in den oberen Thälern der Viehzucht und des Bergbaues. Wenn du dort, wo der gewaltige Alpenstock die Gränzen zieht, zwischen Tyrol, Salzburg und Steiermark, an den Schneegipfeln aufblickst und zweifelnd nach ihrem kühnen Besteiger fragst, so ist es immer der Erzherzog, der auf allen gewesen. Mit Ehrfurcht erzählt der Gemsenjäger von seinen muthigen Wagnissen, und dankend preis't er ihn für den Schutz, den das arme, sonst verfolgte, bald ausgerottete Thier bei ihm gefunden. Wie man auch über den Reichsverweser urtheilen mag, hier in der Heimath seiner Alpen hat er sich durch segensreiches Wirken und Schaffen für die allgemeine Wohlfahrt in der dankbaren Erinnerung des Volkes ein dauerndes Monument gesetzt. Seine Entfernung ist ein schwerer Verlust; denn seit dem, wenigstens für die Verfolgung der materiellen Interessen aufrecht erhaltenen System-Wechsel hätte er manches Angefangene oder halb Gethane vollenden mögen.

Nach solchen Vorgängen kann es nicht fehlen, daß die schöne Thal- und Gebirgsgegend, durch welche die Eisenbahn dem raschen Lauf der Mur folgt, von der mannichfachsten Staffage belebt ist. Ueberall sieht man neuen Anbau, und recht schmucke Häuser, in gefälligem Styl errichtet, reihen sich in bunter Zer-

Digitized by Google

streuung aneinander. Da und dort leuchtet auch ein altes Burggemäuer von waldumschattetem Felsenhorst herab, und wenn die katholische Religion jeder Landschaft durch ihren Cultus effektvolle Ansichten leiht, so vervielfältigt und verschönert auch hier eine Kapelle, ein Oelberg, eine Loretto-Station die Scenerie.

Eine Stunde von Gratz öffnet sich das enge Thal zu ansehnlicher Breite, aus deren fruchtbaren Gefilden sich der Felsblock des Schloßberges erhebt, um dessen Fuß die Hauptstadt Steiermarks gebaut ist, Grätz oder Gratz — wer erinnert sich nicht dieses Streites deutscher Gelehrsamkeit und Gründlichkeit, der mit leidenschaftlicher Erbitterung hin und her geführt und endlich, wenn ich nicht irre, auf Herrn von Hammers Auctorität hin zu Gunsten der Schreibart „Gratz" entschieden wurde? Der Gegenstand gab den „Fliegenden Blättern" bei Gelegenheit der Kreuz- und Querfahrten Eisele's und Beisele's Stoff zu einer ganz artigen Illustration, deren sich vielleicht die Leser noch erinnern. Der weise Hofmeister bemühte sich auch, herauszubringen, wie viel Zeit die Menschen durch Schreiben der zwei Striche über dem a auf diese Weise verschwendet hätten. Doch scheint die Entscheidung für Gratz, zwar officiel anerkannt, im Alltagsleben nicht recht durchgedrungen: man sieht und liest noch immer Grätz. Aehnliches wiederholte sich anderer Orten. König Ludwig befahl bei Strafandrohung, Bayern und niemals Baiern zu schreiben; allein es ging ihm, wie mit seiner Participal-Construction: außer den Beamten kehrte sich Niemand daran. In Würtemberg waren die fürstlichen Launen gegen die Ortographie noch schlimmer. Herzog Karl verlangte Wirtemberg, der alte König Würtemberg, und der jetzt regierende ließ das t verdoppeln und Württemberg schreiben. Den entscheidenden Ausschlag sollten hierbei Herkommen und Gewohnheit geben, rationelle Gründe reichen dagegen nicht aus. Warum schreibt man z. B. Oesterreich — wäre es nicht vernünftiger und einfacher zu schreiben Oestreich?

(Schluß folgt.)

Einige Aussprüche von Shakespeare.

Die folgenden Aussprüche Shakespeare's sollten sich diejenigen Fürsten merken, die, auf die unseligen Einflüsterungen ihrer Rathgeber hörend, lieber Strenge als Milde walten lassen und den Henker für nothwendiger als die Gerechtigkeit halten.

„Wenn sich die Milde und die Grausamkeit
Im Kampfe streiten um ein Königreich —
Gewinnt die Milde sicher es zum Preis."

„Die ersten Worte, welche die Amme eines künftigen Königs ihn aussprechen lehren sollte, sind: „Ich verzeihe!"

„Von allem Pompe, der die Großen schmückt,
Bekleidet weder eine Königskrone
Noch ein Ministerdegen, noch der Marschallstab,
Noch eines Richters Toga sie so herrlich,
Als Mild', als Schonung es vermag."

„Es ist der Fluch der Könige, daß sie
Von feigen Sklaven sind umgeben, die
Gehorsam ihrer Launen Wink benutzen,
Um schnell sich in der Menschen Blut zu baden,
Die einen Blick des Herrschers dahin deuten,
Daß er ein strenges Todesurtheil heischt."

„Der Hof ist ein Ort, den zu verlassen eben so schwer ist, als sich darauf zu behaupten. Der Abhang ist so glatt, daß die Angst, zu fallen, eben so unglücklich macht, als der Sturz selbst."

„Befremdend ist, daß unser aller Blut
In Farb', Gewicht und Wärme völlig gleich
Und eingemischt in an'dres, keine Spur
Dem Auge von Verschiedenheit verrathend,
Behauptet, in den Menschen sich zu trennen
Durch ungeheure Unterschiede!"

„Zwei Königreiche stritten nie zusammen
In Schlachten, ohne daß das Blut stromweis
Vergossen ward. Doch jeder Tropfen Blut
Der Unschuld wird zu einem Himmelsfluch
Und ruft Rache über jenen Frevler,
Dess' Ungerechtigkeit das Schwert gewetzt,
Der Qual und Schrecken über Menschen breitet
Die schon so kurz und unglücksvoll hier leben!"

Großes Vocal- und Instrumental-Konzert zum Besten des hiesigen Theaterchorpersonals.

Die Direction hat unserem thätigen Chorpersonal am 29. Nov. ein Benefice im Schauspielhaus bewilligt. Das war human. Leider aber ist dies Benefice zu einem Malefice geworden, da das Haus leer war. Leer, trotz des wirklich schönen Arrangements, trotz daß Aloys Schmitt, der Virtuosenbildner, der gefeierte Lehrer und Kunstveteran nach langer Zeit wieder einmal öffentlich auftrat als Compositore und Pianist, und trotz des festlich erleuchteten Hauses, dessen Glanz und Schimmer zu den wenigen Zuschauern nur einen ironischen Contrast bildete. Ist es aber auch ein Wunder, wenn die Häuser und Salons leer bleiben, da das Publikum durch Ueberfütterung musikalischer Genüsse sich den Magen dermaßen verdorben hat, daß ihm weder eine gesunde Hausmannskost, noch indianische Vogelnester mehr schmecken wollen? Uebersättigung ist das Uebel, an welchem unser Publikum leidet, und welches ein fashionables Lexicon mit Blasirtheit übersetzt. Die Straßenecken sind mit Opern- und Konzert-Programmen gleichsam gepflastert. Ein besseres Bollwerk fast gegen feindliche Artillerie, als Blockhäuser und Barrikaden. Hier die Oper mit ihren Gästen und Beneficianten aus allen Zonen, welche den Rahm abschöpfen und der Theaterkasse oft das Nachsehen lassen, dort die Abendunterhaltungen der zahllosen Gesangvereine; da die strotzende Militärbanda auf Paraden, in Hotels und Gärten; hier bescheidene Concertino's mit Schauspiel und Privatkränzchen, mit Souper und Ball; dort eine zudringliche Musik in klassischen Schauspielen, als ob das Wort des Dichters eines musikalischen Commentars bedürfe, um verstanden zu werden, oder einer geistigen Erhebung durch Notenköpfe; da wieder unsere gepanzerten Museen-, Cäcilien- und Instrumental-Vereine; und nun zu dem Allem (der Wespen- und Schnakenschwärme der Musiklehrer von allen Farben gar nicht zu gedenken) noch die einheimischen und ambulanten Banden, von welchen ein Jeder extra berufen zu seyn glaubt, ein Konzert zu geben, um aus dem gepriesenen Californien Frankfurt am Main Goldkörner mit nach Hause zu nehmen.

Wenn man nun dazu noch die allgemeine Klage über schlechte Zeiten und über Geldmangel nimmt, wie ist es möglich, daß bei solcher Uebertreibung des Musikwesens, bei solchem Hin- und Herirren, bei dieser Betäubung der Gehörnerven noch Sinn für

Digitized by Google

wahre Kunst oder ein Interesse für irgend eine Persönlichkeit übrig bleibt, wenn diese Persönlichkeit von keinem fremden Nimbus umstrahlt ist, oder nicht Roger, Lind oder Cruvelli heißt?

Diese Namen veranlassen zu der ganz natürlichen Frage, ob es denn auch gut ist, das Publikum durch fortwährende Gastspiele von Importenz zu verwöhnen? Und am Ende, wo will das hinaus? toujours perdrix! Wenn sich nun auch diese Reizmittel erschöpft haben, kann man alsdann den Apollo, den Orpheus oder eine Calliope aus dem Olymp kommen lassen? Ueberdies ist es weder ein Compliment noch ein Vortheil für unsere heimischen Sänger, die gleichsam nur zur Aushülfe oder Folie da zu seyn scheinen, oder dem fremden Stern als Dunstkreis dienen. Ja, es scheint uns der größte Nachtheil für die Selbstständigkeit des Instituts zu seyn, da der häufigen Gastspiele wegen unsere Künstler selbst außer Uebung kommen und ihr Ensemble — welches in Parenthese gesagt, ein sehr gutes ist — zerreißen und dadurch täglich mehr an Interesse verlieren.

Aber diese Abschweifung ist fast zur Epistel geworden, und ich muß mich mit Gewalt von diesem Gegenstande losreißen, der eine ausführliche Besprechung und von Seiten der Theater-Direktoren große Aufmerksamkeit verdiente.

Auf unser Konzert zurückkommend, so kann es unsere Absicht nicht seyn, zu zergliedern. Wollte man Alles kritisiren, man müßte bei dieser Masse von Erscheinungen ein eigenes Recensir-Institut gründen, und ein zweimal täglich erscheinendes Journal so groß wie etwa die Times.

Wir sagen nur, daß unser wackeres Chorpersonal ein besseres Schicksal verdient hätte, als am Schluß sein Halleluja aus Händels Messias vor leeren Räumen entgeistert abzusingen. Dennoch werden die wenigen Kunstfreunde — und gerade deshalb mußten sie's gewesen seyn — noch lange dieses in der That klassischen Abends gedenken, und diesem tüchtigen, stets regsamen und doch so wenig belohnten Corpus des Theater-Instituts ihren Dank nicht versagen. Nicht minder werden sie das loyale Opfer des Hrn. Aloys Schmitt zu würdigen wissen, welcher namentlich in seinem Klavierkonzert (Concert pathetique in fis moll) einen neuen Beweis von seiner unverwüstlichen Rüstigkeit und von seinem Fortschritt in der Kunst gegeben hat. Dieses geniale Konzert, dessen Intentionen, namentlich der letzte Satz, eine Vorahnung auszusprechen scheint, sollte Felix Mendelssohn, dessen Streben und Aufblühen unser Schmitt von Jugend auf verfolgt hat, gewidmet werden. Aber fast bei der letzten Note erhielt der Componist die Nachricht von Mendelssohns Tod. — Obgleich sämmtlichen Mitwirkenden verdiente Anerkennung wurde, so war es doch Schmitt, den man als lang entbehrten Gast besondes gefeiert hat.

Mannichfaltigkeiten.

Zu den merkwürdigsten Gefahren, welche Sir James Roß auf seiner eben beendigten Nordpolfahrt bestanden, gehört Folgendes: Nachdem die Schiffe vom 11. Sept. 1848 bis zum 15. Aug. 1849 fest eingefroren gewesen, setzte sich die Eismasse — ein Feld von mehr als 50 englische Meilen im Umfang — mit den immer noch fest zwischen ihn eingeklemmten Schiffen in Bewegung, und trieb 23 Tage lang, täglich 8 bis 10 Meilen weit, längs der Südküste des Landcaster-Sunds vorwärts, wobei das ganz hülflose Schiffsvolk in jedem Augenblick an verborgenen Klippen oder Eisbergen zu scheitern fürchten mußte. Da, gegenüber der Ponds Bay, mit einer Reihe hoher Eisberge im Gesicht, auf welche man gerade zutrieb, zerschellte wie durch ein Wunder das ungeheure Eisfeld auf einmal in unzählige Bruchstücke, und die Schiffe waren frei und gerettet.

In dem letzten amtlichen Berichte über die öffentlichen Bibliotheken in England ist ganz genau ausgerechnet, daß das Verhältniß der Bücher zur Bevölkerung in den europäischen Staaten sich also stelle: auf den britischen Inseln und in Holland treffen auf je 100 Einwohner nur 53 bis 63 Bücher; in Rußland und Portugal 76 bis 80; in Belgien, Spanien und Sardinien ungefähr 100; in Frankreich 129; in den italischen Staaten 150; in Oesterreich und Ungarn 167; in Preußen 200; in Schweden und Norwegen 309; in Baiern 339; in der Schweiz 360; in Dänemark 412; in den kleineren deutschen Staaten 450. Wenn die Bücher allein die Bildung und Tüchtigkeit eines Volkes bedingten, wäre hiernach England schlimmer daran als Rußland, Portugal und Sizilien.

Korrespondenz.

Darmstadt, 29. Nov.

Das Repertoir unseres Theaters, welches sich bisher in erfreulicher Weise entwickelte, wird, wie wir hören, auch für die Folge einen befriedigenden Fortgang nehmen, wenigstens werden wir zwischen hier und Neujahr noch manches Schöne und Interessante zu sehen bekommen. Einige Gastspiele sind uns in Aussicht gestellt, unter andern auch der Besuch von Ihrem Hrn. Meck, dessen baldigem Auftreten wir mit Vergnügen entgegen sehen. Ueberhaupt haben die Mitglieder Ihrer Bühne, welche hier zu sehen uns vergönnt war (wie erst vor kurzem Hr. Breuer und Fräul. A. Grahn, als Griseldis) entschieden Glück gemacht und werden auch für die Folge bei gleich anerkennenswerthem Streben stets willkommene Gäste seyn. Wie ersprießlich das Gastrollenwesen auf die Leitung und den Gang einer Bühne überhaupt ist, habe ich bei mehr als einem Anlaß, unter andern auch bei dem Auftreten unserer geschätzten Frankfurter Gäste, deutlich wahrnehmen können. In Folge dieses Umstandes entsteht ein löblicher Wetteifer, ein lebendigeres Streben nach höherer Vollendung, was auf das gesammte Bühneninstitut und die Thätigkeit seiner Mitglieder nur heilsam zurückwirken kann. Zu den Tempeln der darstellenden Künste müssen hundert Thüren führen, um ihren Kultus im Flor zu erhalten. Geschieht das Gegentheil, besteht kein künstlerischer Verkehr zwischen den Bühnen, so entsteht unvermeidlich ein theatralisches Pfahlbürgerthum, welches der Tod für die darstellenden Künste ist, die in einer abgeschlossenen Zunft auf die Dauer kaum leidlich bestehen, geschweige in einer nur irgend bemerkbaren Weise freudig gedeihen können. — Zur Vervollständigung der in Nro. 284 dieses Blattes enthaltenen Nachricht über das von Hrn. Pfnorr dahier erfundene künstliche Bein, muß noch hinzugefügt werden, daß dasselbe von dem chirurgischen Instrumentenmacher, Hrn. Walb dahier, mit aller nur wünschenswerthen technischen Geschicklichkeit ausgeführt worden ist.

Mainz, 30. Nov.

Unserem neuen Theater-Direktor, Hrn. Böttner, scheint es zu gelingen, trotz den schlimmen Auspicien, unter denen er das hiesige Theater übernommen, die Zufriedenheit des Publikums zu erwerben. Seine Bemühungen, uns ein, allen billigen Wünschen entsprechendes Kunstinstitut herzustellen, verdienen wenigstens alle Anerkennung.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 5. Dec. Die Töchter Lucifer's, Zauberspiel mit Gesang in 5 Abth. (12 Tableaux) von Friedrich, Musik componirt und arrangirt von Stiegmann.

Donnerstag, 6. Dec. Belisar, große Oper in 4 Abth., Musik von Donizetti.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammer sen.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 291. Donnerstag, den 6. Dezember 1849.

Rastatter Casematten-Erzählungen eines Freigewordenen.

(Fortsetzung.)

Im Gasthof zu den drei Königen, wohin ich meine Schritte lenkte, in Erwartung, den Kriegsminister-Stellvertreter Sander dort anzutreffen — der hier wohnte — fand ich den Hrn. Major Lang an der Mittagstafel, das letzte Mal, daß ich diesen Menschen gesehen und gesprochen. Er speis'te ganz gemüthlich, während z. B. ich, aus Grund meiner Aufregung, fast nichts zu essen im Stande war, und gewiß erging es auch Andern, wie mir. Herr Lang sprach mit einer Seelenruhe über Das, was in den nächsten Stunden traurige Thatsache werden sollte, er wußte so viel Rühmliches über die Leutseligkeit des Prinzen von Preußen zu äußern, den er im Hauptquartier in Freiburg gesprochen haben wollte, daß ich Herrn Lang gegenüber nur zwei Dinge zu denken im Stande war: entweder ist Herr Lang noch dummer und bornirter, als ich ihn je gehalten, oder er ist neben einer guten Dosis von Dummheit ein noch schlechterer Mensch, und das Letztere war das richtige Urtheil. Ich komme später auf diesen Gegenstand zurück, und werde nicht ermangeln die Wahrheit zu sprechen.

Mittlerweile war Bürger Sander erschienen. Er theilte uns mit, daß er so eben vom Niederbühlerthor herkomme, wo er bereits mehrere preußische Offiziere und Soldaten gesprochen, die quasi als neugierige Gäste sich eingefunden gehabt, und jetzt wieder retournirt seyen. Man sieht, die Uebergabe der Festung wurde sehr ungenirt betrieben, Thür und Thor standen bereits offen, und einzelne badische Soldaten tranken bereits mit den Preußen in Hoffnung der in Aussicht gestellten Milde und Brüderlichkeit auf gute Kameradschaft. —

Einige preußische Offiziere waren sogar auf die Wälle geritten, die von der Mannschaft schon gänzlich verlassen waren, und wollten sich hier etwas umsehen. Ein Offizier jedoch — Major und Fortkommandant Kraut, der allein noch auf dem Fort anwesend war, bedeutete ihnen, daß noch die Festung nicht übergeben sey, er also feindliche Offiziere hier nicht dulden könne und wenn sie das Unpassende ihres Spazierrittes nicht einsehen und sich entfernen wollten, er sich genöthigt sehen würde, mit eigener Hand ein Geschütz gegen sie zu richten, um seinen Worten den gehörigen Nachdruck geben zu können, worauf die Herren sich entfernten. Nachmittags gegen 3 Uhr kam Obristlieutenant Corvin aus dem preußischen Hauptquartier zurück, mit der Nachricht, daß um 5 Uhr Abends die Uebergabe der Festung statt finden sollte.

Mein Dienst und die Bestimmung des Kriegsministers-Stellvertreter riefen mich auf das Bureau in's Schloß. Hierher gehört zur Würdigung Dessen, was ich über die Unklarheit gesagt habe, die in Bezug auf die nächsten Folgen der Kapitulation für die einzelnen Individuen, in allen Kreisen, und namentlich auch im Offizierkorps geherrscht hat, die Bemerkung, daß an diesem Tage, auf Verlangen der Betreffenden, mehr denn dreißig Patente nachträglich ausgefertigt werden mußten. Offiziere, Aerzte und sonstige Kriegsbeamte, die es bis daher nicht für so nothwendig gehalten, verlangten jetzt in der letzten Stunde noch, vor der Uebergabe der Festung, die Ausfertigung ihres Patentes, die amtlich ausgefertigte Beglaubigung eines Wirkungskreises, einer Stellung, die in einer Stunde vernichtet war. Die Ursache eines so unerklärlichen Verlangens muß einmal in der verbreiteten Meinung gesucht werden, die Offiziere und Beamten würden als solche sich einer besseren, einer besonderen Behandlung zu erfreuen haben, und dann in dem eitlen Gedanken, nach kurzer Haft vielleicht in Freiheit gesetzt, durch ein solches Papier die Stellung, die man in der Revolution eingenommen, bewahrheiten zu können.

Der letzte Akt der Tragi-Komödie hat gespielt, und die Exposition des langen Drama's nimmt ihren Anfang.

Um ½5 Uhr Nachmittags stand die gesammte Besatzung Rastatts, mit Waffen und Gepäck zum Ausmarsch bereit; mit dem Schlage 5 setzten sich die verschiedenen Abtheilungen in Bewegung: der gesammte Stab zu Pferde, an seiner Spitze der Gouverneur, Beamte und Aerzte in Chaisen, dann die fremden Legionen, welche seit kurzem vereint, vom alten Obrist Bönning kommandirt waren, die pfälzische Volkswehr und die badische Volkswehr, alle vom Rathhausplatz, die Infanterie, Kavallerie und Artillerie von ihren Kasernen aus.

Auf einen späteren Befehl des preußischen Kommandirenden mußte der Ausmarsch aus drei verschiedenen Thoren der Festung statt finden.

Draußen stand das preußische Belagerungskorps mit seinem zahlreichen und glänzenden Generalstabe. Es wurde aufmarschirt und Halt kommandirt. Nachdem die Schlüssel der Festung und die Standesausweise übergeben worden, und der preußische Oberbefehlshaber sich die einzelnen Personen der kommandirenden höheren Offiziere angesehen hatte, — das Wort sich vorstellen lassen, wäre hier übel angebracht — spielte die erste Scene der Enttäuschungen.

Statt des gehofften weiteren Abmarsches mit Sack und Pack erfolgte jetzt die Aufforderung an die Offiziere, ihre Degen abzugeben und sich als Gefangene zu betrachten! Viele Offiziere warfen ihre Säbel zur Erde, daß sie klirrend weithin wegflogen. — Die sämmtlichen Mannschaften mußten die Waffen strecken, und sofort wurde die ganze Besatzung in Abtheilungen unter starker Bedeckung nach den verschiedenen Forts zurückgeführt und hier in Massen zu fünfhundert Menschen in die finsteren Casematten gefangen gesetzt.

Das war die zweite Scene der Enttäuschungen.

Die Beamten des Kriegsministeriums wurden vom Schloß

Digitized by Google

aus, wo sie zuvor die Abgabe der Akten und Utensilien vollständig bewirken mußten, in die Casematten abgeführt.

Ehe man uns abführte, wurden wir ziemlich anständig bedeutet, uns mit Dem zu versehen, was wir für die ersten Tage etwa nöthig haben würden, da wir aber unsere Effekten theils privatim zur Aufbewahrung abgegeben, theils den Offizierseffekten beigepackt hatten, so konnten wir auch nur Dasjenige mit uns nehmen, was ein Jeder zur äußersten Nothdurft gerade bei sich führte, und so wandelten wir denn, angeführt von einem höheren Offizier zu Pferde — Sander war auch à cheval — und escortirt von vier Husaren mit gespannten Karabinern dem Fort A zu, wo wir einem Offizier überantwortet wurden, der mit zahlreicher Mannschaft hier Wache hielt.

In dem Moment, als wir zum Schloßhof heraustraten, kam uns der preußische Generalstab entgegengeritten, darunter zwei bebänderte und besternte Herren in Civil. Der Eine von diesen war uns kaum ansichtig geworden, als er die uns bewachenden Husaren mit gellendem Ordonnanztone[l] anrief: „ah, sind das auch von den Kerlen? Gebt mir Achtung, daß keiner entwischt, gleich Feuer geben, nicht aus den Augen lassen." Hier fühlte ich zum erstenmale das Erniedrigende unserer Lage, das Gemeine, was in der Art gelegen, wie sich Rastatt seinem Feinde überliefert gehabt.

Im Fort A angekommen, wie oben erwähnt, sah ich zum letzten Male den Gouverneur Tiedemann in Begleitung eines ihn besonders bewachenden Offiziers; nach kurzer Zeit kündigte das Geklirr von Schlüsseln das Nahen des Schließers an, und vor unsern Augen wurde Tiedemann in seinen Kerker abgeführt; aus dem heraus ihm nur sein letzter Gang die höhere Freiheit brachte! —

Nach einigen Worten erschien ein anderer Offizier, ein sehr artiger Mann, mit dem Auftrage, uns in unser bestimmtes Gefängniß abzuführen. Auf dem Wege dahin sahen wir wieder ganze Massen Gefangener in die Casematten abführen; endlich waren auch wir am Orte unserer Bestimmung. Der Offizier begann mit der erbaulichen Anrede, daß der Raum nicht sehr angenehm sey, daß aber bei der großen Zahl der Gefangenen und bei der kurzen Zeit passendere Räume nicht zu finden gewesen, und wir daher die erste Zeit vorlieb nehmen müßten.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Steiermark.

(Schluß.)

Gratz ist eine ganz ansehnliche, in ihren alten Theilen charakteristisch, in ihren neuen wohl gebaute Stadt mit einer die weitgedehnten Vorstädte umfassenden Bevölkerung von mehr als 50,000 Seelen. Dieselbe erhält jährliche Zunahme, und ich war erstaunt über die vielen Neubauten, die in einer dafür so ungünstigen Zeit unternommen wurden. Um den Bahnhof herum wächst ein ganzes Quartier aus den Feldern hervor. Gratz war schon im Alterthum eine bewohnte Stätte; die wunderbare Formation des Schloßberges war ein zu natürliches Bollwerk, als daß nicht der Römer ihn als eine feste Position für diese äußersten Gränzen seines Reiches hätte benutzen sollen. Man findet ihre Spuren noch in den Fundamenten von Wachtthürmen und Mauern. Im Mittelalter zerfallen und als malerische Ruinen sich selbst überlassen, hat die neueste Zeit sie wieder hergestellt und mit einer langen Reihe von Kanonen bepflanzt, deren Mündungen drohend auf die friedliche Stadt zu ihren Füßen gekehrt sind. Oesterreich fordert eine zweite Revolution geradezu heraus, denn überall rüstet und waffnet es sich bis an die Zähne, um ihr zu begegnen. Längst zerfallene Festen, die gegen den auswärtigen Feind nicht einen Tag Widerstand leisten könnten, werden für den Bürgerkrieg zurecht gemacht, damit die künftigen Windischgrätze der Armee das wirksame Mittel des Bombardements bequem zur Hand haben.

Von Gratz ist freilich eben nichts zu fürchten, seine Lovalität ist während der ganzen Revolutionszeit nicht einmal zum Wanken gekommen. Zwar spricht man auch von einer Gratzer Demokratie, allein unsere echte vollblutige in Deutschland und Frankreich würde sich für einen solchen Beistand bedanken. Die Schwarzgelben sind hier von so reiner, unvermischter Farbe, so kaiserlicher als der Kaiser, daß freilich wenig dazu gehört, um von ihnen als Wühler, Thron- und Tempelschänder excommunicirt zu werden. Die Zopfträger Chamisso's laufen hier zu Hunderten herum. Ich sprach in Gesellschaft einen alten pensionirten hohen Staatsdiener, der mich ob meines philosophischen Schweigens in besondere Affection genommen hatte. Er versicherte mir alles Ernstes seinen aufrichtigen Abscheu vor Erfindung der Eisenbahnen, wie diese an dem ganzen Unheil der letzten Jahre Schuld tragen, und wie man ohne Einsicht fortfahre, dem bösen Feinde immer neue Wege ins Land zu bauen. Nun, ich achte jede Ueberzeugung, aber eine Reaction, die bis zu dem Zeitalter der Lohnkutscher zurück steigt, ist doch etwas über das Maß.

Einige verirrte Schafe hat Gratz ungeachtet seines guten Renommee's zur Revolution geliefert. Unter ihnen befindet sich der frühere Kommandant der Nationalgarde, ein General der Armee, welcher sich im Oktober den Anordnungen des Reichstages unterwarf und, wenn ich nicht irre, Anstalten zu einem Zuzug nach Wien traf. Für diesen Versuch ist er cassirt und zu mehrjähriger Festungsstrafe verurtheilt worden. Da jedoch die Nationalgarde selbst über ihre gute Gesinnung in überwiegender Mehrheit sich ouswies und ihren Führer im Stiche ließ, so hat man ihr ferneres Bestehen gnädig bewilligt. Nun paradirt sie denn auch in prätentiöser Uniform in täglichem Wachtdienste und macht den Handlanger der Soldaten, welche spazieren gehen, während die Bürger die Posten beziehen. Um gerecht zu seyn, ist wenigstens ein revolutionärer Act, nämlich die Vertreibung der Jesuiten, in Gratz zur Ausführung gekommen. Die Frage bleibt nur, ob man Kraft und Muth haben wird, sie auch fern zu halten. An der Schwelle stehen sie bereits wieder und schicken Hand und Fuß durch die halbgeöffnete Thür. Sie lassen sich und ihre Sache sogar durch ein eigenes Organ vertreten, das unter dem Namen „Friedens-Zeitung" mit einer „christlichen Legenden-Chronik" als Gratis-Beilage in Wien erscheint. Als Redacteur nennt sich Herr Hofrath Joh. Bapt. Rousseau, derselbe Herr, den man am Rheine hinlänglich kennt!

Erholen wir uns von dieser Misere mit dem wahrhaft entzückenden Anblick, der sich von der Höhe des Schloßberges herab über das steierische Land und seine Gebirgswelt darbietet. Man soll bei Naturgenüssen nicht vergleichen; es liegt so viel in der Vorbereitung, in der Stimmung des Augenblicks und der mannichfaltigen Eigenthümlichkeit, die überall der gleichen Anerkennung werth seyn kann. Allein gerade darum verdient das Panorama von Gratz nicht minder eine allgemeine Verbreitung, wie das so viel berühmte und in der Welt als Gemälde umhergesandte Panorama von Salzburg. Mögen auch bei Salzburg in Folge des duftigen Lichtes und der bizarren Bergcontouren die Fernsichten malerischer seyn; was Vordergrund und Einsicht in das städtische Bild zu Füßen anlangt, steht Gratz an Reiz und Schönheit nicht zurück. Der hiesige Schloßberg gewährt auch den Vortheil, daß man ihn rings umgehen und danach die wechselvollsten Ansichten nehmen kann. Nach Süden streift der Blick durch die weite Thalfläche bis zu den Kärnthner Alpen, nordwärts ruht das Auge auf der nahen Gebirgskette, durch deren Schlucht die Mur hervorbricht und die sich terassenförmig und reich bewaldet, bunt mit Dörfern und Gehöften bedeckt, bis zu dem Kamme des „Schökel", dem steierischen Zauber- und Heren-

Digitized by Google

berg, 4500 Fuß über der Meeresfläche erhebt. Im Westen senkt sich das Gebirge in leiser Abstufung; die Ruine Gösting und das stattliche Schloß Eggertsberg sind zwei fesselnde Punkte. Nach Osten schließt hart an der Stadt eine niedrige, aber bis auf den kleinsten Fleck angebaute und mit Landhäusern übersäete Hügelreihe den Horizont. Ein liebliches Thal, das sich zwischendurch windet, führt zu den von den Gläubigen als wunderthätig verehrten Wallfahrtsorten Maria Grün und Maria Trost. Sie sind zugleich während der schönen Jahreszeit ein beliebter Vergnügungsort der Gratzer, da neben dem Seelenheil auch für materielle Stärkung gut gesorgt ist. In Maria Grün sind in Erz gegraben die Ergüsse zweier Wiener Poeten zu lesen, denen hier ein Fest gegeben wurde und die sich damit dankbar bezeigen wollten; der eine, von Herrn Castelli, ist ein ganz erbärmliches Machwerk, wogegen Herr Saphir mit einer Zartheit und Innigkeit der Empfindung sich ausdrückt, die aus seinem Munde doppelt überrascht. Maria Trost hat einige historische Erinnerungen. In seinem friedlichen Thale verlebte der Herzog von Enghien mehrere Jahre seiner Verbannung, kurz bevor er sich nach Baden begab, um einem tragischen Ende entgegen zu gehen. Auch Zacharias Werner, der Dichter und Priester, wohnte hier und predigte öfter in der Kirche unter großem Zulauf des Volkes.

Man lobte mir das gesellige Leben der Stadt, welches seit Schmälerung der Einkünfte des Adels wesentlich gewonnen habe. Diese Errungenschaft der Revolution, welche durch Aufhebung der Robot- und Grundlasten dem gutsherrlichen Adel einen Theil seines unmäßigen Einkommens zu Gunsten des gesammten Bauernstandes und einer besseren Bodencultur überhaupt benimmt, wird von Dauer seyn. Sie liegt schon zu sehr im Interesse einer starken Central-Regierung, als daß dieselbe die Gelegenheit, einer übermächtigen Aristokratie die Flügel zu stutzen, unbenützt vorübergehen lassen würde. Es gab große Mißbräuche. Das Schloß Eggertsberg, welches nicht einen Morgen Acker besitzt, hatte doch die größten Scheunen, da die weite Umgegend verpflichtet war, einen Zehnten der Ernte der Herrschaft „einzuschütten". Seit dem März vorigen Jahres hat dieses alles mit Einem Male aufgehört. Der Grundsatz des freien Eigenthums ist verfassungsmäßig ausgesprochen, und wenn auch zugleich Ablösung und Entschädigung zugesagt wurde, so ist doch an eine Erstattung der vollen Beträge nicht zu denken. Die nächste Folge davon ist ein allgemeines Fallen der hohen Güterpreise gewesen, eine weitere wird die allmälige Parcellirung der großen Herrschaften seyn.

In Gratz lebt ein Mann, dessen wissenschaftliche Bedeutung Deutschland vielleicht höher schätzt, als sein österreichisches Vaterland: Herr Schreiner, Professor der Geschichte am Johanneum. Er war Abgeordneter der steierischen Hauptstadt für die Nationalversammlung und Mitglied des Verfassungs-Ausschusses. Man erinnert sich wohl noch der verschiedenen Minoritäts-Gutachten, ja, noch der Partei-Stellung der Mitglieder in diesem wichtigen Ausschusse. In der republikanischen Richtung standen die Namen Blum, Schüler und Wigard gewöhnlich isolirt da; wo aber ein vierter dazu kam, war es Herr Schreiner: er bildete das Gegengewicht zu den beiden andern österreichischen Mitgliedern, und ist auch jetzt sich treu geblieben. Ein tüchtiger Charakter.

Ich habe zum Schlusse noch des braven deutschen Künstlers zu erwähnen, der, wie ich im Eingange dieses Briefes schon gedachte, nach ehrenvoller Laufbahn hier in dem freundlichen Gebirgslande seine häuslichen Penaten gegründet hat. Es ist Herr Karl Evers. Der Rang, welchen er unter den zeitgenössischen Virtuosen und Componisten einnimmt, ist ein durch eigenes Verdienst, durch Ausdauer und Beharrlichkeit ohne alles fremde Zuthun errungener. Er ist einer von den Wenigen, welche die kleinlichen Mittel der Claque verschmäht haben, und wenn sein Name dafür auch weniger durch eine feile Zeitungspresse ausposaunt wird, so ist er doch bei allen Kennern und Freunden der Musik der unverhohlenen Anerkennung versichert. (Köln. Z.)

Der treue Husar.

Durch die öde Puszte zieht der Husar,
Die Luft ist trüb, der Wind pfeift schaurig,
Sein Kleid ist zerrissen, zerweht sein Haar,
Und Stirn und Auge, vor Zeit so klar,
Sind dumpf, umdüstert und traurig.
Ach! wie er durchstreift auf dem Roß das Gefild,
Ist er der Heimath lebendiges Bild.
O wehe dir, Ungarn, wehe!

Der Görgey, der Görgey räumte das Feld,
Der Görgey ergab sich, er streckte die Waffen.
Magyar, das that dein berühmter Held,
Auf den du gebaut eine ganze Welt!
Wie konnt' er der Ehr' sich entraffen?
Was half nun der Sieg von Schlacht zu Schlacht!
So hat der Husar im Herzen gedacht.
O wehe dir, Ungarn, wehe!

Läg' ich auf der braunen Haide todt,
Blutklebend das Haar, das Haupt gespaltet,
Dann ängstigte nicht mein Herz die Noth,
Dann wär' vor dem düstern Abendroth
Der Heimath mein Leben erkaltet!
Doch daheim, da harret das greise Weib,
Das einst mich trug am blühenden Leib.
O wehe dir, Ungarn, wehe!

Mit verhalt'nem Zorn, mit tiefem Weh'
Gibt er dem Roß die klirrenden Sporen:
Reiß aus, mein Renner, zum Platten-See,
Daß ich mein Mütterlein wiedersieh'!
Da das Vaterland verloren,
Da das Vaterland sich verblutet hat,
Wein' ich an ihrer Brust mich satt.
O wehe dir, Ungarn, wehe!

Doch als er dem heimischen Dorfe naht,
Da suchet sein Blick umsonst in die Runde:
Kein Haus, kein Baum, kein Strauch, keine Saat!
Das Feu'r, das es fraß, der Fuß, der's zertrat,
Von Oestreich's Wuth gibt er Kunde.
Ein Knabe zeigt ihm ein frisches Grab:
Die er suchte, die senkte man dort hinab!
O wehe dir, Ungarn, wehe!

Kein Schrei, kein Seufzer, kein Thränenguß!
Das Vaterland todt, die Mutter gestorben!
Noch einmal sagt er: O bitt'rer Schluß!
Doch um Mitternacht tönet ein Schuß und ein Schuß:
Zwei haben den Tod erworben.
Den treuen Husar mit dem treuen Pferd
Auf der Mutter Grab der Morgen verklärt.
O wehe dir, Ungarn, wehe!

Wolfgang Müller.

Digitized by Google

Kunst-Literatur.

1) Münchener Bilder. Herausgegeben und verlegt von Braun und Schneider, Redakteure der „Fliegenden Blätter" in München. 24 Bogen der schönsten, theilweise mit Text begleiteten Holzschnitte für die Jugend.

Eine der naivsten Unternehmungen der Neuzeit! Auf 24 Foliobogen liefern die beiden genialen Redakteure der bekannten witzsprudelnden „Fliegenden Blätter" für die sinnige, in froher Laune sich bewegende Jugend eine Bilderbogenausgabe der trefflichsten Holzschnitte, ganz geschaffen zur Erheiterung und Belehrung der munteren Jugend, die sich an diesen Bildern wahrhaft ergötzen dürfte. Keine triviale Bilder sind hier geliefert, sondern recht sinnige, moralisch auf das Jugendgemüth nachwirkende. Sie können daher recht warm zu Weihnachtsgaben für die Jugend empfohlen werden; durch den billigen Preis (4 kr. pr. Bogen) ist es auch dem unbemittelteren Familienvater möglich gemacht, seine Kleinen damit erfreuen zu können.

2) Neue Bilder für Kinder, von Tony Muttenthaler, mit Liedern von Friedrich Güll. München bei Braun und Schneider.

Eine Liederausgabe in Kalenderform für Kinder, mit originellen Holzschnitten geziert, die sich gleich sehr in ihrer künstlerischen, wie in ihrer ächt poetischen Ausstattung Eltern und Vormündern von Kindern als Weihnachtsgaben empfehlen lassen. Die Güll'schen Lieder durchzieht ächte Jugendpoesie in kräftigen Versen und frommen Weisen.

3) Die beiden Todtentänze: 1) Der Todtentanz, gezeichnet von Alfred Rethel, und 2) Noch ein Todtentanz, ausgeführt in der Kunstanstalt zu München. Beide mit erklärendem Text in sechs Blättern quer Folio.

Alfred Rethel's: „Auch ein Todtentanz" machte bekanntlich diesen Sommer die Runde durch Deutschland. Ihm folgte der Münchner (Kaulbach'sche?) Todtentanz gleichsam auf der Ferse nach. — Beide sind kühn und genial aufgefaßt, beide aber in ihrer Tendenz sehr verschieden. Während Rethel durch Wort und Bild dem „Bürger und Bauersmann" davon abräth, für „Freiheit, Gleichheit und Brudersinn" Gut und Blut in die Schanze zu schlagen, sucht der Münchner Todtentanz (Verlag von Emil Roller in München) die geschichtliche Wahrheit des kirchlichen und politischen Despotismus darzustellen, wie durch ihn in tausend Schlachten das Blut vieler Millionen versprützt wurde. Die politische Tendenz beider Todtentänze bei Seite lassend, bewundern wir nur an beiden die charakteristische kühne Auffassung der Zeichnungen, die an beiden geübte Künstlerhände erkennen lassen. Die Zeichnungen und der Text des Rethel'schen Todtentanzes sind jedoch unstreitig zarter und edler gehalten und bilden auch ein großes Tableau in sechs Bildern.

Korrespondenz.

Hannover, 1. Dec.

Unsere Hofbühne schreitet in letzter Zeit unter der ersamen Leitung des Hrn. v. Perglaß einer besonderen Berücksichtigung von Seiten des Publikums zu verdienen. Es sind nicht allein die neuesten dramatischen Werke hier zur Aufführung gekommen, sondern auch in der Oper wird ein anerkennungswerthes Bestreben entfaltet, das mit anderen Jahren nicht zu vergleichen ist. Seit der diesjährigen Wintersaison haben wir schon zwei neue Opern: „Guido und Ginevra", dieses grandiöse Riesenwerk von Halevy, und „Martha", von Flotow, mit ihren lieblichen volksthümlichen Melodieen gehört. Daß die Aufführungen einer Hofbühne würdig waren, brauchen wir wohl nicht erst zu erwähnen, das allgemeine Interesse indessen wurde namentlich in letzter Oper durch die vorzügliche Ausführung der Titelrolle von Mad. Behrend-Brandt von Ihrem Stadttheater noch erhöht. Wir sind durchaus ein Feind von Lobposaunen, müssen aber der Wahrheit Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß wir in Madame Behrend-Brandt eine trefflich geschulte Sängerin mit dramatischer Auffassung und Darstellung haben kennen gelernt, die in ihren Gastrollen außer der Martha noch als Donna Anna im „Don Juan", Norma und Rezia im „Oberon" mit außergewöhnlichem Beifalle aufgetreten ist und durch die Wahrheit, Kraft und declamatorischen Vortrag zu effectuiren wußte. Daß Mad. Behrend-Brandt mit Beifall und Hervorruf belohnt und sogar für ihre ausgezeichneten Leistungen bekränzt wurde, wollen wir nur als eine bei uns außergewöhnliche Begebenheit berichten; Ihr Stadttheater kann auf eine so treffliche Künstlerin stolz seyn. E. E.

Leipzig, 30. Nov.

An die neulichen Feierlichkeiten gelegentlich des Todes- und Geburtstags Blum's schloß sich am 23. Nov. hier in Privatkreisen das Begehen des Todestags von Jellinek und Becher, die bekanntlich am 23. Nov. v. J. in Wien erschossen wurden. — Unser Conservatorium für Musik, das seit den sechs Jahren seines Bestehens manchen tüchtigen Künstler gebildet hat, zählt gegenwärtig 74 Zöglinge (seit seiner Begründung 300). — In Folge der in den letzten Jahren sehr hochgestiegenen Bevölkerung ist jetzt auch in der Peterskirche die Abhaltung der Abendmahlsfeier eingeführt worden. — Wie es heißt, beabsichtigt man die Gründung eines neuen Lesemuseums für Leipzig. Zwar besitzt die Stadt seit mehreren Jahren eine solche Anstalt, die, anfänglich auf Actien gegründet, später in den Besitz des Inspectors derselben überging. Man klagt aber, und mit Recht über die Einseitigkeit, die sich seit der neuen Direktion in der Anstalt bemerklich macht. Die Parteilichkeit des jetzigen Leiters schließt eine Menge Journale aus, die der sogenannten Regierungspresse zuzählen; gleichwohl sind sie aber zu bedeutend, um einem solchen Institut, wenigstens wenn es die Bedingungen der möglichsten Vollständigkeit erfüllen will, zu fehlen. Um diesem Uebelstand nun abzuhelfen, geht man mit dem Plane der Gründung eines neuen Lesemuseums um. Vielleicht veranlaßt diese Absicht den Direktor des jetzigen zu einer Aenderung seiner Politik, die ihm bereits sehr viel Abonnenten gekostet hat. Uebel bemerkt wird auch die Gewohnheit des Direktors, aus den radicalen Journalen die radicalsten Artikel besonders auf einem Zettel zu bezeichnen. Dadurch verletzt er natürlich die andere Seite, die zugleich wegbleiben wird, sobald sie Gelegenheit hat, ihr Lesebedürfniß anderswo zu befriedigen. Möge der Direktor den wohlgemeinten Rath beachten, sein Museum mit den bedeutendsten Journalen jeder Farbe zu versorgen, sich selbst aber als völlig unbetheiligt an dem Politischen im Kreise seines Museum zu geriren.

Bitte.

Ein jedes Kind hat heute
Sein Bäumlein und sein Licht
Und hat d'ran seine Freude —
Nur blos ich armes nicht!
Rückert.

Samstag, den 13. Dec., wird die Gesellschaft „Melpomene" im Saale des Wolfseck eine große

musikalisch-declamatorische Abendunterhaltung

in 3 Abtheilungen geben, deren Erlös zum Zwecke einer Weihnachtsbescherung für Kinder (von 3 bis 10 Jahren) armer hiesiger Eltern verwendet wird. Billets à 48 kr. (Subscriptionspreis). Nach dieser Angabe bedarf es keiner weiteren Aufforderung an Frankfurt's hochherzige Menschenfreunde, sich diesen Doppelgenuß für Kunst und Herzensgüte zu verschaffen. Zu dankbarer Annahme freiwilliger Beiträge an Geld und Weihnachtsgeschenken haben die gütige Bereitwilligkeit die

Herren Consistorialrath Pfarrer Friedrich, Eck der Weißfrauen- und Papageigasse.
" Fleck, Fahrgasse 32.
" P. Friedr. Ditmar Sohn, gr. Hirschgraben 9.
" G. E. von der Heyden Sohn, Eck der Bleidenstr. und der kl. Sandgasse.
" Wohlfahrt, Allee 12.
" Fay zum Wolfseck und
Die Expedition des Straßenanzeigers, Buchgasse 3.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 6. Dec. Brisar, große Oper in 3 Abth., Musik von Donizetti.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 292. Freitag, den 7. Dezember 1849.

Rastatter Casematten-Erzählungen eines Freigewordenen.

(Fortsetzung.)

Hierauf ließ der Offizier den Käfig öffnen — kein Tisch, keine Bank, kein Stroh, feuchte Wände und nasser Boden — hier, in diesem kleinen finstern Kerker sollten wir, sechs an der Zahl, unsere Wohnung finden. Der Offizier selbst erschrack über die Erbärmlichkeit der uns angewiesenen Lokalität; auf unsere Bemerkung, daß es jedenfalls bessere und dabei eben so sichere Räume gebe, und daß wir in der Nähe einen solchen anzugeben wüßten, war derselbe so menschlich, sich von uns dahin führen zu lassen. Wie wir ausgesagt hatten, so fand es sich; das bessere Lokal war noch unbesetzt, der Offizier sah sich die Lokalität an, ließ einige Mann Wache da, und entfernte sich mit dem Bemerken, daß wir vorläufig hier bleiben sollten, bis er die Genehmigung dieser unserer Dislokation beim Fortkommandanten eingeholt habe. Das Lokal war Offizierswohnung gewesen, war hoch und luftig, und hatte neben Tisch und Bank auch sechs Lagerstätten. Wir waren eben im Begriff, es uns bequem zu machen, als der Offizier zurückkehrte und uns sein Bedauern ausdrückte, daß es ihm nicht gelungen wäre, die Veränderung unseres Gefängnisses genehmigt zu erhalten. Das Lokal sey für nicht sicher genug angesehen; und der gemessenste Befehl laute: uns sofort in das erst bestimmte Gefängniß abzuführen. Mit trüben Mienen gehorchten wir und wanderten wieder aus, um uns nach wenigen Minuten in dem scheußlichen Kerker eingeschlossen zu sehen. Abends, gegen 9 Uhr war es, als sich die schwere eichene und eisenbeschlagene Thüre hinter uns schloß, und jetzt erst fühlte ein Jeder von uns die gräßliche Bedeutung des Wortes: „Gefangener" in seiner ganzen Ausdehnung. Es spielte die dritte Scene der Enttäuschungen. Da waren wir nun eingekerkert, sechs Menschen: Sander, Elsenhans, Zimmermann, v. Rosenberg, meine Wenigkeit und der Bureaudiener, in einem feuchten, finstern und nassen Loch, die platte Erde unsere Lagerstätte und die eigenen Kleider unsere Nachtbedeckung. Ein Stümpfchen Licht, das wir aus dem provisorischen Lokal mitgenommen und nun angezündet hatten, machte uns das Schaurige unserer Lage recht erkennbar. — Die allernächste Folge der erbärmlichen Kapitulation war eingetreten, sie warf kein rosiges Licht in die Gedanken über zukünftige Tage; so erging es uns und fünftausend sechshundert Anderen eben so und wohl noch ärger. —

Das war der Anfang einer Ergebung auf Gnade oder Ungnade, das war die angepriesene, vorgeredete und geheuchelte Milde der Behandlung. In dieser Nacht noch, das bin ich überzeugt, wurde Manchem der Staar gestochen, fiel es Vielen wie Schuppen von den Augen. Verrath und Treulosigkeit hatte wohl Viele geblendet und gelenkt, aber Viele auch hatten takt- und ehrlos für eine solche Uebergabe gesprochen und gewirkt, ohne zu bedenken, daß der Sieger höchstens nur einen starken Feind ehrt und achtet, und ihn dann aus Achtung milde behandeln kann, daß aber der Sieger einen Feind nicht milde behandeln wird, der sich ihm ohne den möglichen Widerstand, eines Kriegers unwürdig, schmachvoll ergeben hat, und den er deshalb nur verachten kann, weil er nicht einmal ihn zu bemitleiden im Stande ist.

Mit solchen und ähnlichen Gedanken setzte ich mich in einen Winkel auf die feuchte Erde und versuchte einzuschlafen. Ob mir das gelungen, und was überhaupt die Tage des Gefängnisses gebracht haben, will ich in einem andern Kapitel auftischen und hiermit für dasmal schließen.

Die Casematten.

So weit es einem Gefangenen möglich ist, Dinge zu berichten, die Andere seiner Leidensgefährten betroffen, werde ich es jetzt versuchen, von der Stunde meiner Gefangensetzung bis zu der meiner Befreiung, eine gedrängte Erzählung der Begebnisse zu geben, die mir und Anderen in den Casematten zu Theil geworden.

Die Einförmigkeit des Gefängnißlebens selbst macht eine anziehende Schilderung nicht gut möglich, und wenn die Ereignisse, welche diese Einförmigkeit unterbrechen, die aber allein den Stoff der Erzählung liefern können, nicht anziehender Natur sind, so ist das meine Schuld nicht, und der Erzähler wird Nachsicht bei dem Leser zu hoffen haben.

In der ersten Nacht unseres Kerkers wurden wir nicht weniger als viermal aus unsern Träumereien durch die Visitation geweckt. Von Schlaf konnte nicht wohl die Rede seyn, das ungewohnte Lager auf plattem Erdboden, die Kälte der Nacht, die ohne Bedeckung um so empfindlicher war, sorgten hinlänglich dafür, daß wir beim ersten Strahl des Tageslichts, das durch ein niedriges Fenster ober der Wölbung nur spärlich eindringen konnte, uns auf den Beinen befanden. Wenn auch in solcher Lage der Mensch nicht sehr an Essen und Trinken denkt, so macht sich die Natur bei gänzlichem Mangel an Nahrung doch bald geltend. Die Aufregung des vorigen Tages hatte auch wenig an leibliche Nahrung denken lassen, und so ist es erklärlich, daß wir am andern Morgen, den 24., und nachdem wir bereits fünfzehn Stunden eingesperrt waren, den Augenblick herbeiwünschten, wo man sich unserer auch in anderer Weise erinnern möchte, als in der des bloßen Nachsehens, ob wir noch alle da wären. Endlich gegen Mittag wurde für uns sechs Gefangene ein Laib Brod hereingereicht, auch ein Gefäß mit Wasser. Das war wenigstens etwas. Der Tag verstrich unter Reden, scherzhaften und gereizten, wie es der Moment mit sich brachte, und die Nacht brach herein, ohne daß man sich irgend mit uns oder der Verbesserung unserer Lage beschäftigt hatte. Das war sehr übel, denn ich muß gestehen, die Rippen im Leibe

Digitized by Google

fingen mir an weh zu thun von der Unbequemlichkeit des Sitzens und Liegens, und das Herumgehen in einem engen Raum ermüdete noch mehr.

Es half aber nichts, wir mußten ausharren, wohl oder übel. Gegen 10 Uhr Nachts, die zweite also, bekamen wir wieder zwei Laibe Brod und frisches Wasser und, wenn ich mich recht erinnere, so habe ich für mein Theil recht wacker in das frugale Mahl eingehauen.

Diese zweite Nacht wurde das Liegen auf der Erde noch ermüdender, und abermals wurde viermal visitirt. Eine dritte Nacht wurde gleich schaudervoll zugebracht. Am dritten Tage ging der Faden der Geduld aus. Wir schrieben — wir hatten damals noch Briefstasche u. dgl. — an den Fortkommandanten, stellten ihm die Sache vor, und baten, daß man uns erlauben möge, aus eigenen Mitteln uns zu verköstigen, haben aber nie Antwort darauf erhalten. An diesem Tage kam auch der Festungskommandant v. Weltzien und der kommandirende General v. Holleben mit einem erklecklichen Gefolge und inspizirte die Gefängnisse; wir beschwerten uns, wurden aber mit der Aussicht auf baldige Regelung des Gefängnißwesens und mit der Bemerkung vertröstet, unsere Lage sey wohl keine angenehme, wir seyen aber an derselben selbst Schuld, wir hätten nicht Revolution machen sollen.

Abends endlich erhielt Jeder ein Bund Stroh, auch bekamen sämmtliche Gefangenen zum ersten Male eine Suppe. So wurde denn die vierte Nacht mit einigen Hoffnungen auf Schlaf angetreten. Am frühen Morgen wurden wir plötzlich mit einem famosen Kaffee und Frühstück überrascht, das uns eine Familie aus der Stadt zugeschickt hatte; unser Wachtkommandant, ein freisinniges Individuum, hatte keine Schwierigkeiten gemacht, war vielmehr behülflich gewesen, uns diese Collation zukommen zu lassen, und so waren wir lustig und guter Dinge.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hinrichtung der Mannings.

Schon mehrere Tage vor der Hinrichtung gewährte die Umgebung des Gefängnisses von Horse-Monger-Lane, auf dessen Mauern sie stattfinden sollte, einen außerordentlichen Anblick. Die benachbarten Häuser und die vor ihnen liegenden Gärten, so weit die Aussicht es nur irgend erlaubte, bedeckten sich mit Schaugerüsten aller Art, deren Plätze zum Theil sehr theuer bezahlt wurden. Die Vorbereitungen hierzu und die große Anzahl der dazu verwendeten Arbeiter verwandelten das ganze Stadtviertel auf mehrere Tage in eine Art offenen Lagers, in welches die Neugierigen von allen Seiten herbeiströmten. Die Hauseigenthümer benutzten die Gelegenheit, um einen möglichst einträglichen Handel mit den Plätzen zu treiben, über welche sie zu verfügen hatten; einer derselben ging sogar so weit, ein Frühstück, aus Rostbeef und Champagner bestehend, zu versprechen. Die Londoner Presse hatte auf gemeinschaftliche Kosten zwei Häuser gemiethet, um im Stande zu seyn, der öffentlichen Neugier durch ihre Berichte zu genügen. Der Tumult war so groß, daß er sogar bis in das Innere des Gefängnisses und zu den Unglücklichen drang, deren Tod sich die Menge zum Schauspiele ausersehen hatte. Der Kaplan des Gefängnisses machte bei den Obrigkeiten vergebliche Vorstellungen. Die facultative Anwendung des Gesetzes, welches der Polizei das Recht gibt, einzuschreiten, muß 14 Tage vorher notifizirt werden, was die Polizei versäumt hatte. Alles, was ihr noch zu thun vergönnt war, um Unglück zu vermeiden, hat sie gethan. Schon am Vorabende strömten die Zuschauer aus den ärmeren Klassen herbei und bildeten eine zahlreiche Masse, unter welcher sich bald der frechste und ausgelassenste Verkehr der mannichfachsten Art entwickelte. Der bekannte Charles Dickens (Boz), der populärste Novellist des heutigen Englands, hat als Zeuge dieser Scenen folgenden Brief an die „Times" gerichtet, den wir unsern Lesern mitzutheilen nicht unterlassen:

Mein Herr! Heute Morgen wohnte ich der Hinrichtung in Horse-Monger-Lane bei. Meine Absicht war, die bei diesem Schauspiele versammelte Menge zu beobachten, und ich habe treffliche Gelegenheit gehabt, mein Vorhaben während der Nacht und während des ganzen Morgens auszuführen, von Tagesanbruch bis zu dem Augenblicke, wo das Drama endete. Ich beabsichtige nicht, die abstracte Frage wegen Abschaffung der Todesstrafe zu erörtern. Ich wünsche, einfach, daß aus dieser schrecklichen Erfahrung etwas Gutes für das öffentliche Wohl hervorgehe, und will die Gelegenheit benutzen, daran zu erinnern, daß in der letzten Session der Minister des Innern, Sir G. Grey, die Absicht der Regierung anzeigte, eine Maßnahme zu unterstützen, wodurch die Hinrichtungen in stille Acte im Innern der Gefängnisse umgeändert würden (mit solchen Bürgschaften für die strenge und sichere Vollziehung der Gesetze, als nur irgend für das Publikum wünschenswerth seyn könnten), und ich möchte Sir G. Grey dringend bitten, selbst die Initiative dieser Verbesserung unserer Gesetze zu ergreifen, als eine Verpflichtung, die ihm der Gesellschaft gegenüber auferlegt ist, als eine Pflicht der Verantwortlichkeit, der er sich nicht entziehen kann. Ich glaube, daß es keiner menschlichen Einbildungskraft gelingen würde, eine so tief erschütternde Scene zu erfinden, als das Schauspiel der Immoralität und des Leichtsinns der ungeheuren, bei der heutigen Hinrichtung versammelten Menge; ich glaube, daß man in keinem von der Sonne beleuchteten Barbarenlande ähnliche Bilder sehen kann. Die Schrecken des Galgens und des Verbrechens, das diese elenden Mörder dorthin gebracht hätte, verschwanden in meinem Geiste vor dem abscheulichen Benehmen, den Blicken und Reden der versammelten Zuschauer. Als ich gegen Mitternacht zur Stelle kam, bekundete das Gellende des Geschreies und des Heulens, das von Zeit zu Zeit aus der Menge laut wurde, daß sie von einem Haufen Knaben und Mädchen ausgingen, welche bereits die besten Plätze inne hatten, und ich fühlte das Blut in meinen Adern erstarren. Je mehr die Nacht vorrückte, desto ununterbrochener folgten sich das Schreien, Pfeifen und der Gesang in starkem Chor von Negerliedern, wo man „Susannah" mit „Mistreß Manning" ersetzte, und dergleichen. Bei Anbruch des Tages strömten Diebe, Freudenmädchen der niedrigsten Klassen, Vagabunden und Gesindel aller Art auf den Platz, und das Benehmen dieser Leute zeigte in den mannichfaltigsten Formen Alles, was nur anstößig und widerwärtig ist. Schlägereien, Ohnmachten, Pfeifen, Nachahmungen des „Punch", rohe Scherze, lärmende Aeußerungen einer unanständigen Freude, wenn ohnmächtige Weiber mit in Unordnung gebrachter Kleidung von der Polizei aus dem Gedränge gezogen wurden, gaben dem allgemeinen Feste eine neue Würze. Als die Sonne hell aufging, und das that sie an diesem Morgen, vergoldeten ihre Strahlen Tausende und aber Tausende von aufwärts gekehrten Gesichtern, die in ihrer brutalen Lustigkeit oder Stumpfheit so unaussprechlich scheußlich waren, daß man als Mensch Grund hatte, sich der Gestalt, die man trug, zu schämen und schaudernd vor sich selbst zurückzufahren. Als die beiden unglücklichen Geschöpfe, welche dieses ekelhafte Schauspiel veranlaßt hatten, zitternd in den Lüften hingen, zeigte die Masse nicht mehr Bewegung, nicht mehr Mitleid, nicht mehr einen Gedanken davon, daß zwei unsterbliche Seelen ins Gericht gegangen seyen, und legte sich nicht mehr Zwang in ihren früheren Obscönitäten auf, als wenn der Name Christi niemals auf dieser Welt gehört worden wäre und als wenn man ihren Tod nicht anders betrachtete, als wie den des Viehes. Ich habe einige der schlimmsten Quellen der allgemei-

Digitized by Google

nen Ansteckung und Verderbniß in diesem Lande gesehen, und ich glaube, es gibt nicht viel Phasen des Londoner Lebens, welche mich in Erstaunen setzen könnten. Gleichwohl bin ich fest davon überzeugt, daß die reichste Erfindung Nichts erfinden könnte, was in dieser Stadt in demselben Zeitraume so viel Verderben anrichten würde, wie eine öffentliche Hinrichtung, und ich stehe überrascht und entsetzt da, bei dem Gedanken an die Lasterhaftigkeit, welche dieses Schauspiel zu Tage fördert. Ich glaube nicht, daß irgend eine Gesellschaft gedeihen kann, innerhalb welcher vor den Thüren guter Bürger ein solch grauenvolles und entsittlichendes Schauspiel aufgeführt wird und ungewürdigt oder vergessen vorübergeht. Und wenn wir in unsern Gebeten und Danksagungen demüthig vor Gott unsern Wunsch aussprechen, die moralischen Uebel des Landes zu entfernen, so möchte ich Ihre Leser bitten, daß sie überlegen, ob es nicht an der Zeit sey, an dieses Uebel zu denken und es auszurotten. Charles Dickens.

Der Leibkutscher des Kaisers von Rußland.

Diese wichtige Person ist ein stattlicher, sechs Schuh hoher, im richtigen Verhältnisse arrondirter Mann, mit vollem Gesichte und noch vollerem Baete, in seinem grüntuchenen Kaftan und der viereckigen mit Pelz verbremten rothen Sammetmütze! Gewöhnlich führt er das allerbequemste Leben, das dolce far niente ist sein Handwerk von Profession, und nur von Zeit zu Zeit hat ee einige kleine übermenschliche Anstrengungen. — Er lebt, außer seinem Dienste, wie ein vornehmee Mann. Ihr meint zwar, des Kutschers Aufenthalt sey der Stall! aber — unsee Wagenlenker hat ihn seit seinee letzten Anstellung mit keinem Auge gesehen. Ob die Wagen in gutem Stande, die Pferde dick oder mager gefütteet, wie das Riemzeug der Bespannung beschaffen — um das Alles kümmert ee sich nicht. Wie ein Kammerherr zum Kaiser tritt mit den Worten: Sire! der Wagen ist voegefahren! so tritt ein Kutscher zweiten Ranges zu dem Oberhaupte dee Stallbedienung und sagt: Alexei Iwanowitsch, es ist angespannt; und der wohlbeleibte Bartmann erhebt sich, leert das vor ihm stehende Glas, und geht bedächtigen Scheittes hinab in den Hof; dort bietet ihm ein Stallbedienter den Arm, auf den gestützt er gemächlich den Bock besteigt, sich in gehörige Positur stellt und winkt. Auf diesen Wink reicht ihm ein andeeer die Zügel, er windet sie sich in genau berechneter Entfernung von den zu leitenden Rossen um die Hände, streckt dann beide Arme kerzengrade vor sich hinaus, stellt sich fest in den Bock — denn sitzen kann und wird ee nie — und stolz wie der Kaiser auf seinem Throne, fährt er vor. Man kann wirklich sagen, der Mann rührt selbst in seinem Dienste weder Hand noch Fuß; letzteren kann er kaum rühren, denn er steht fest gestemmt darauf, und von dee Bewegung der ersteren werdet Ihr nichts gewahr, denn er lenkt die feurigen Rosse unscheinbar mit dem Drucke des kleinen Fingers, und wirft sich nur aus Affectation beim plötzlichen Halten mit dem ganzen Oberkörper zurück, die Arme wie beim Schwimmen fest an die Brust schließend. Nach einer Promenade von einer halben Stunde kehrt er zurück. Sobald der Kaiser ausgestiegen, fährt er auf den Hof. Dort erwaetet ihn bereits ein Stallbedienter, der die Pferde beim Zügel faßt; ein anderer reicht ihm die Hand; er stützt sich darauf zum Herabsteigen vom Bocke, und ist das vollbracht, wirft er einem Kutscher die Zügel zu und geht von dannen, denn sein Tagewerk ist vollbracht. Ee hat den Kaiser gefahren, darin besteht sein Geschäft. — Dabei hat der Mann Offizierrang, mehreee Tausend Rubel Gehalt und lebt, wie man zu sagen pflegt, wie Gott in Frankreich. Aber die Medaille hat auch ihre Rückseite; denn so gut der Kaiser ihm befiehlt, nach einem Lustschlosse zu faheen, ruft er ihm auch gelegentlich beim Einsteigen wohl zu: nach Moskau, und wie es die paar Werst dorthin ging, so geht es auch die 726½ Werst hierhin, und der Weg wird zurückgelegt, ohne auszuruhen, ohne abzusteigen, ohne etwas zu genießen, ohne nur ein Auge zu schließen. Zwar sind auf dem ganzen Wege in gewissen Entfernungen kleine Absteigehäuser für den Kaiser Alexander erbaut worden, aber Nikolaus bedient sich deeen nicht, ee steigt in der Regel in Moskau zum ersten Male wieder aus, und da auf den Stationen das Umspannen mit Blitzesschnelle geschieht, so hat der Kutscher kaum Zeit, ein Glas Wottka hinabzustürzen. Auf jeder Station steigt ein anderer Postillon zu ihm auf den Bock, doch er darf höchstens die Pferde antreiben; die Zügel gibt er nie aus der Hand, und so legt er die hundert und vier deutsche Meilen zurück, stehend, mit ausgestreckten Armen, ohne Nahrung, unter dee angespanntesten Aufmerksamkeit, jeder zufälligen Witterung Preis gegeben, so gut auf dem Bock des Wagens bei 24 Grad Hitze, als auf dem des Schlittens bei eben so viel Grad Kälte; auch war der Fall schon da, daß, in Moskau angelangt, er unfähig war, vom Bocke zu steigen; vier Menschen hoben ihn herunter, der ganz steif geworden, dem die Augen weit aus dem Kopfe gequollen waren, dem zur Ader gelassen, der in ein Bad gelegt werden mußte, um den erstarrten Gliedern, den überreizten Nerven nur wieder Leben und Geschmeidigkeit zu geben. Kein Deutschee hielte das aus.

Mannichfaltigkeiten.

(Tausendjäheiges Jubiläum in England.) — In England ist das tausendjährige Jubiläum der Gebuet Alfred's des Großen am 25. October, als dem muthmaßlichen Tage seinee Geburt im Jahre 849, in Wantage, seinem Gebuetsort in Berkshire, gefeiert worden und hat lebhafte Theilnahme gefunden. Das Städtchen war mit Fahnen, Kränzen ꝛc. geziert, und man zog in Prozession nach dem in der Nähe befindlichen „Alfred'sbrunnen", wo man glaubt, daß eine Bueg der Sachsenkönige gestanden. Dann folgte ein Bankett, und man beschloß eine Unterzeichnung zue Erweiterung der alten lateinischen Schule in Wantaga, welche fortan König-Alfred-Kollegium heißen soll. Auch waed eine Münze auf den „Stammvater der englischen Freiheit" geschlagen.

Gutzkow arbeitet an einem politischen Roman, dessen Schauplatz Berlin im Jahre 1848 und 49 ist.

Mit dem 1. Juli nächsten Jahres sind fast sämmtliche Kontrakte dee Hoftheater-Mitglieder in Hannover abgelaufen, und man spricht von geoßen Veränderungen, welche alsdann in's Werk geseht werden sollen. Auch soll nach Beendigung der nächsten Ferien das im großartigen Style errichtete neue Theatee eröffnet werden.

(Schleswig.) Unsere Lesee werden sich noch des Duells erinnern, das voriges Jahr um diese Zeit in Rendsburg zwischen dem jungen Oberaezte De. Schwaez und dem Lieutenant Kartscher statt hatte, und bei dem der Erstere blieb. In diesee Angelegenheit ist in den jüngsten Tagen nun das Urtheil publiciet. Lieutenant Kartscher ist demnach zu einjährigem Festungsarreste zweiten Grades, die Sekundanten sind zu einer sechs- resp. dreimonatlichen Festungsstrafe gleichen Grades verurtheilt.

Das Kieler Koreespondenzblatt enthält folgendes Curiosum: „Eine Erwähnung verdient es wohl, daß die in Gottschall's

Digitized by Google

„Schill" auf der Hamburger Bühne mitwirkenden Husarenpferde kaum zu halten seyn sollen, wenn sie die rothen Röcke der Dänen, welche im Kampfgetümmel des letzten Aktes auf der Bühne erscheinen, gewahr werden. Ganz besonders ist dies der Fall bei dem Rosse des einen preußischen Trompeters, welches in Jütland einen Schuß erhalten hat." Wenn sich am Ende der Hader unter den Nationen bis zu den Thieren erstreckt! —

Einer der verdientesten christlichen Missionäre, Gützlaff, der 23 Jahre lang eben so unermüdlich als erfolgreich in China für das Christenthum wirkte, ist jetzt nach England zurückgekehrt. Die Illustrirte Zeitung hat seine Thätigkeit schon vor Jahren in einem trefflichen Aufsatz dargestellt, dem Andere nur Wort für Wort beistimmen konnten.

Ein Fleischer in Paris bringt gegenwärtig eine neue Art des Schlachtens von Vieh in Anwendung. Er durchsticht dem Thiere mit einem Schneideinstrumente, ähnlich einer Lanzette, den Theil des Rückgrats, welcher nach dem Halse zu ausläuft, indem er sich jedoch bemüht, das Rückenmark zu treffen. Das Vieh ist auf der Stelle todt.

Im Jahre 1602 war ein sehr saurer Wein gewesen, der fast nicht zu genießen war. Etliche Pfarrherrn in Würtemberg hielten deßwegen an, „daß man ihnen als Seelsorgern, die guten Magenwein vonnöthen hätten, einen bessern abreichen möchte." Der Herzog Friedrich I. schrieb auf die Bittschrift: „Mit gesündigt, mit gebüßt."

(Dürkheim, 24. Nov.) Die Flucht des Assessor Witt in Zweibrücken, der unter der provisorischen Regierung der Pfalz die Stelle eines Civilkommissärs für den Kanton Homburg und eines Lieutenants bei der zum Volke übergegangenen Eskadron Chevaurlegers bekleidete, bestätigt sich und wurde auf folgende originelle Weise ausgeführt. Zur Zeit, als die Gefangenen am 18. Nov. im Gefängnißhofe zur Erholung spazieren gehen durften, trug ein Bierbursche aus Zweibrücken ein Fäßchen Bier in das Gefängniß. Witt benutzte diese Gelegenheit, zog einen Wamms an, nahm das im Hausgange befindliche leere Fäßchen auf die Schulter und ging damit durch den Hof und das Hauptthor an dem dort stehenden, nichts Arges ahnenden Wachtposten vorbei. In der Stadt soll er sich bis Abends aufgehalten und erst in der Nacht die nahe gelegene französische Gränze überschritten haben.

Einer der reichhaltigsten Verlags-Kataloge ist vor kurzem ausgegeben worden; es ist der von F. A. Brockhaus in Leipzig, welcher alle Fächer der Literatur umschließt, bis auf die jüngste Zeit herabgeht und sehr ermäßigte Preise stellt. Dieses Verzeichniß umfaßt encyklopädische Werke, bibliographische, theologische und philosophische, philologische, Rechts- und Staatswissenschaft, Medizin, Naturwissenschaften, Geschichte, Geographie, Haus-, Land-, Forst- und Jagdwissenschaft, Mathematik, Baukunst, Militärkunde, Handel, Belletristik, Kunstgeschichte.

Korrespondenz.

Cronberg, 2. Dec.

Der Nachricht, welche unter die „Mannichfaltigkeiten" in der Didaskalia vom 30. Nov. Nro. 286 aufgenommen worden ist, und die ungerechte Vertheilung der Pfarrbesoldung zu Oberliederbach zum Gegenstand hat, thut eine Berichtigung nöthig. Der dasige, seit dem 1. Jan. d. J. in den Ruhestand versetzte Geistliche bezieht für eine 43jährige Dienstzeit nicht 1600, sondern 1300 Gulden Pension. Der ganz junge Vicar dagegen eine Besoldung von 800 Gulden. Im Kirchspiel Oberliederbach existirt nun kein Victualien-Markt, und die dasigen, meistens sehr wohlhabenden Einwohner bieten auch im Hause derartige Erzeugnisse selten feil. Unaufgefordert hat indessen die Liebe zu dem jungen Geistlichen, von dessen Nothstand gar nichts bekannt ist, einzelne Einwohner getrieben, demselben von ihrem Ueberflusse an Victualien Geschenke zu machen, wobei der Ortsvorstand, als solcher, gar nicht betheiligt ist. Aus diesem Sachverhalt wird jeder Unbefangene leicht entnehmen können, daß der Einsender der oben bezeichneten Nachricht in dem Sandkorn den Berg gesehen hat, und daß seine Herzensangst, es möchte ein Mangel an Geistlichen eintreten, in dieser Beziehung eine ganz grundlose genannt werden darf.

Herzogl. nass. Decanat. Flohr.

Kunst- und Literatur-Notizen.

Schon seit vielen Jahren gereicht es Büchern nicht mehr zur Unehre, wenn ihre Preise herabgesetzt werden, und nicht selten sind es gerade die trefflichsten Schriften, die einer derartigen Preisreduction am auffallendsten unterliegen. Zu solchen gehört auch die romantische Dichtung Rübezahl von Heinrich Schwarzschild, deren poetischer Werth von der Kritik allseitig gewürdigt wurde und die sich dennoch einer verhältnißmäßig nur geringen Verbreitung zu erfreuen hatte. Man kann sich dies wahrhaft ausgezeichnete Gedicht jetzt um sehr billigen Preis aneignen und wir können es als ein sehr passendes Festgeschenk nach unserer besten Ueberzeugung empfehlen, da es gewiß jedem sinnigen Leser einen eben so ungetrübten als erhebenden Kunstgenuß bereiten wird.

Es hat viel Befremden erregt, daß unlängst ein dem Stifte des Satyrenzeichners der Frankfurter Bilder Verfallener den Schutz der Polizeibehörde in Anspruch genommen hat. Er ist mit seiner Klage zurückgewiesen worden. Die errungene Preß- und Bilderfreiheit hat freilich neben ihren Aktseiten auch Schattenseiten; indessen wird ein Ehrenmann immerhin ein Ehrenmann bleiben, wenn ihn auch einmal ein Carieaturenzeichner zum Gegenstand seiner Thätigkeit wählt, eben so wie der Herzog von Wellington fortwährend der in ganz Großbritannien hochgefeierte Sieger von Waterloo bleibt, obgleich die Zahl der über ihn erschienenen Spottbilder und Pasquille Legion ist.

Frankfurt a. M.

Nächsten Sonntag, den 9. d. M., veranstaltet das Colleg zur „Heiterkeit" unter gefälliger Mitwirkung mehrerer hiesigen Gesangvereine eine Abendunterhaltung im Saale des „Deutschen Hofes" zum Besten der deutschen Flüchtlinge in der Schweiz. Von Mitgliedern der Gesellschaft werden drei kleine Lustspiele und am Schluß ein lebendes Tableau ausgeführt. Der Eintrittspreis ist für die Person 12 kr. und der Anfang 6 Uhr Abends.

Theater-Anzeige.

Freitag, 7. Dec. (Zum ersten Male): Die Schule der Verliebten, Lustspiel in 5 Aufzügen von Karl Blum.

Samstag, 8. Dec. (Zum ersten Male): Die Rückkehr in's Dörfchen, Liederspiel in 1 Akt mit Melodien von C. M. Weber aus seiner Liedersammlung gewählt von Karl Blum. Vorher geht: Familien-Zwist und Frieden, Lustspiel in 1 Akt von G. zu Putlitz.

Sonntag, 9. Dec. Martha, oder: Der Markt zu Richmond, Oper in 4 Abth. von W. Friedrich, Musik von Flotow. Hierauf: Die Rückkehr des Landwehrmanns, oder: Der Kurmärker und die Picarde (zweiter Theil), Genrebild mit Gesang und Tanz von Cohnfeld, Musik componirt und arrangirt von Riede.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 293. Samstag, den 8. Dezember 1849.

Rastatter Casematten-Erzählungen eines Freigewordenen.

(Fortsetzung.)

Die Ordnung in den Gefängnissen begann sich nach und nach zu regeln; sämmtliche Gefangene bekamen von jetzt an des Morgens eine dünne Suppe oder dünnen Kaffee und Mittags eine dicke Suppe, in der hin und wieder einige Bröckchen Fleisch herumschwammen.

Messer und Gabel waren verboten. Auch wurden die Gefangenen in einzelnen Abtheilungen täglich zweimal eine halbe Stunde an die Luft gelassen.

Nichts desto weniger äußerten sich die Folgen dieser barbarischen Gefängnisse und dieser Behandlungsart sehr bald im Ausbruch von Krankheiten aller Art. Schon in den ersten acht Tagen waren die Spitäler voll von Fieberkranken und Aussätzigen.

Es darf diese Angabe nicht wundern, wenn man bedenkt, daß in feuchten finsteren Casematten-Räumen oft dreihundert Mann beisammen lagen, und volle acht Tage hatte man diese Unglücklichen ohne Stroh in Fuß hoher feuchter aufgelockerter Dreck-Erde liegen lassen, so daß die Menschen zum Ekel beschmutzt aussahen, wenn sie an das Tageslicht gelassen wurden.

Das Loch, in welchem ich mich befand, war total feucht, so daß die Stiefel über Nacht sich mit Schimmel überzogen, ewiges Halbdunkel, und mit jedem Tage nahm die verpestete Kloakenluft mehr darin überhand. Schon am sechsten Tage sah ich wie eine Leiche aus, und Elsenhans, der schwächlicher Natur war, mußte in das Spital gebracht werden. Täglich petitionirten wir um gesunderes Gefängniß, bis wir endlich am 1. August Befehl erhielten, uns zum Ausquartieren fertig zu machen und Nachmittags in Bastion 4 eine geräumige und ziemlich trockene Casematte bezogen, welche hoch lag und Fensteraussicht auf das Glacis hatte. Hier waren Pritschen und Strohsäcke, auch erhielten wir Decken. Zur Vermehrung unserer Freude über die endliche Verbesserung unseres Gefängnisses bekamen wir gegen Abend Zuwachs unserer Gesellschaft in der Ankunft des Majors Heinsius und Adjutanten Peters, so daß wir jetzt zu sieben beisammen waren. Man machte es sich so bequem als nur möglich, und bald saßen wir beisammen in traulichem Geplauder und gegenseitigem Austausch der verschiedenen Erlebnisse. Am zweiten Tage unseres neuen Lebens trat eine jener Gefängnißepisoden ein, deren Eindruck auf das Innere des Menschen ein unauslöschlicher ist. Nach Mittag, wir hatten noch nicht lange die Suppe verzehrt, trat plötzlich ein Offizier in unser Gefängniß und bedeutete uns, wir sollten Alles zusammenpacken, uns zum Auszug bereit halten und heraustreten. In Eile wurden die geringen Habseligkeiten zusammengepackt und wir traten heraus. Hier fanden wir mehrere Offiziere, einige Civilbeamten und mindestens fünfzig Unteroffiziere. Es wurde uns bedeutet heranzutreten und zwar in ziemlichen Distancen von einander; umringt von diesen vielen Menschen, konnte Keiner ahnen, was hier vor sich gehen solle unter Gottes freiem Himmel. Jetzt trat ein Unteroffizier an mich heran und griff nach meiner Kappe, ich bog den Kopf etwas, indem ich sagte: das ist meine Kappe; der Soldat nahm eine noch finsterere Miene an und sagte barsch: „die Kappe herunter, sag' ich, oder ich werde sie herunter bringen;" ich reichte das corpus delicti und der Mann untersuchte die geduldige Kappe nach allen Dimensionen und in allen Nähten. Er hatte nichts gefunden und die Kappe spazierte wieder auf meinen Kopf. Nicht so gut erging es mit den übrigen Kleidungsstücken, die ich, so wie ein Jeder von uns nach der Reihe bis auf's Hemde vom Leibe ziehen mußte. Jede Tasche, jedes Täschchen, Futter und Wattirung wurden visitirt und durchstöbert, und nachdem dies geschehen, der größte Theil der Kleidungsstücke für ärarisches Gut erkärt und vor der Hand in amtliche Verwahrung genommen, bis die erhobene Reklamation des Einzelnen, gegen solches Verfahren, als zu Recht bestehend sich herausgestellt haben würde. Was wir an Geld, Gold, Ketten, Ringen und Uhren bei uns hatten, oder was sonst in den Taschen gefunden worden, sogar Federmesser, Brieftaschen, kurz Alles wurde abgenommen und vor unsern Augen dann als Eigenthum des Einzelnen besonders gepackt und bezeichnet, mit dem Bemerken: daß wir das später nach Umständen wieder erhalten würden. Für die abgenommenen Kleidungsstücke erhielten wir alte Militärmäntel und Hosen, uud so metamorphosirt, wandelten wir in unsere Klause zurück.

Die Rücksichtslosigkeit, mit der man bei dieser Gelegenheit wieder verfahren, hatte einen Jeden auf das tiefste empört. Scham und Zornesröthe lag auf eines Jeden Gesicht, und es dauerte geraume Zeit, bis sich der Einzelne durch laute Aeußerungen Luft zu machen suchte; — zuletzt, als das Blut sich abgekühlt und der Zorn gelegt hatte, gab das Burleske der Scene Stoff zu herzlichem Gelächter, wir sahen in diesen octroyirten Uniformen wirklich komisch aus, zu einer Fastnachtsposse hätte man uns nicht würdiger ausstaffiren können.

Wir waren jetzt von Allem entblößt, so daß selbst die Erlaubniß des Tabakrauchens als bloße Redensart gelten konnte, denn ohne Geld war kein Tabak zu bekommen, und ohne Tabak hilft die Erlaubniß zum Rauchen auch nichts. — Man hatte einmal wieder eine von jenen Quälereien ausgedacht und ausgeführt, mit denen wir je nach der bösen Laune der betreffenden Offiziere bis zum Ekel heimgesucht wurden. Bald war diese oder jene kleine Gunst gestattet, bald wurde sie wieder entzogen und durch geschärfte Befehle ersetzt, so daß ich später oft die Aeußerung von Gefangenen gehört habe: lieber will ich mich im Zuchthaus befinden, da weiß ich woran ich bin, ich füge mich, und dann werde ich

Digitized by Google

gewiß nicht durch unzeitige Härte gequält, während man hier in den verfluchten Casematten sich immer der Willkür jedes einzelnen Soldaten ausgesetzt sehen muß.

Die Effekten, das Eigenthum der Offiziere ꝛc. wird garantirt, Art. IV. der Kapitulation. — Um der erwähnten Bestimmung der Kapitulation nachzukommen, ihre Ausführung möglich zu machen, war angeordnet worden, sämmtliche in diese Cathegorie gehörigen Gegenstände auf besonders hierfür bezeichnete Wagen zu laden, was dann beim Ausmarsch auch geschehen war. Nachdem nun aber die gesammte Besatzung in die Casematten abgeführt wurde und als Gefangener Niemanden erlaubt war, sich um seine Effekten in der Weise zu bekümmern, daß er solche als gesichert betrachten konnte, so waren die Effekten ohne Aufsicht den fremden Händen preisgegeben.

Ich hatte, in Voraussicht der Dinge, wie sie gekommen, den größeren Theil meiner Effekten in einem Hause zur Verwahrung abgegeben. Nach der Besitznahme von Rastatt wurden aber während der ersten drei Wochen unausgesetzt und zu jeder Tags- und Nachtzeit bei den geängsteten Bewohnern die schärfsten Haussuchungen vorgenommen, um etwa versteckte Habe der Insurgenten zu entdecken, und die Verheimlichung solcher Gegenstände mit den schärfsten Strafen bedroht. Um nun den Inhaber meiner Effekten nicht in Ungelegenheiten zu bringen, willigte ich in deren anderweitige Unterbringung, von wo sie aber eines schönen Tages durch unbekannte Hände für mich auf immer verschwunden sind.

(Fortsetzung folgt.)

Californien.

Die amerikanischen Blätter, und besonders der „Courier der Vereinigten Staaten", bringen Nachrichten über den Gang der Ereignisse in diesem in neuerer Zeit merkwürdig gewordenen Lande bis zum September dieses Jahres.

Das Hauptereigniß der letzten Periode ist unstreitig die Wahl der Abgeordneten für die Gebiets-Convente. So viel uns davon kund geworden, ging Alles in bester Ordnung dabei zu. Einzig, und das war leicht vorauszusehen, haben die Bezirke, welche das Recht haben, sich als die wichtigsten zu betrachten, von der ihnen von dem General Riley eingeräumten Freiheit Gebrauch gemacht und überzählige Repräsentanten erwählt. Der Bezirk San-Francisco wählte fünf, Sacramento sechs, San-Jose drei. Man glaubt, daß auch San-Joaquin fünf oder sechs gewählt habe. In der sehr wahrscheinlichen Voraussetzung, daß alle diese Abgeordneten zugelassen werden, wird der Bestand des Conventes von 37 auf 55 oder 56 Mitglieder gebracht werden. Die Versammlung sollte am 31. August in Monterey zusammentreten. Die Wahlen werden im Allgemeinen für gut, und die Abgeordneten für Männer von Verdienst und Rechtschaffenheit gehalten. Daher glaubt man auch, daß die Geschäfte so voranschreiten werden, daß bis zum 1. November eine verfassungsmäßig gewählte Gesetzgebung werde zusammentreten können. Außer diesen politischen Nachrichten sind die Entwickelung San-Francisco's und die Nachrichten aus den Goldminen natürlich die hervorragendsten Züge der monatlichen Chronik, welche wir in Kürze geben.

Das New-York des stillen Meeres entwickelt sich, wie es scheint, mit wunderbarer Schnelligkeit, was wir leicht glauben können. Die „Alta California", wovon wir eine Nummer vor uns haben, verbreitet sich mit legitimer Selbstgefälligkeit über die Vergrößerung des Hafens und der Stadt. Trotz der Schwierigkeiten einer abnormen Lage, erheben sich Landungsplätze und Magazine mit jener magischen Thätigkeit, deren der amerikanische Genius allein fähig ist.

San-Francisco hat bereits vier jener für die Marine so nützlichen Ausladе-Chausseen, die man unter dem Namen Wharf kennt; noch einige Wochen, und es wird einen Centralwharf besitzen, der sich dreihundert Fuß in die Bucht hinein erstreckt und die Bestimmung hat, der commerziellen Thätigkeit zum Mittelpunkt zu dienen. Die Magazine erheben sich bereits um diese improvisirten Kaien. Im Innern der Stadt sind die Fortschritte nicht geringer. „Unter andern Beweisen der schnellen Entwickelung," sagt hierüber die „Alta California", „welche der künftige Niederlagsort des stillen Meeres dem Auge bietet, kann man die bedeutende Anzahl von Kaufläden, Magazinen, Häusern und Gasthöfen anführen, welche während der letzten sechs Jahre entstanden sind, wie auf den Wink eines mächtigen Zauberers. Jeden Tag treffen Männer von Charakter, Kraft, Unternehmungsgeist und Vermögen ein, welche allen unseren Interessen eine neue Triebkraft geben. Besonders aber schöpft der Handel aus diesen Erwerbungen seine Stärke." Als einen Beweis von dem Gedeihen der neuen Hauptstadt kündigt die „Alta California" die nahe bevorstehende Einweihung einer Börse — das Capitol aller handeltreibenden großen Städte — in San-Francisco an.

Es versteht sich von selbst, daß die Bevölkerung in einem mit jedem Tage vergrößerten Maßstabe zunimmt. Im Monat August kamen in San-Francisco 93 Schiffe mit 3806 Einwanderern an, worunter 3342 Amerikaner; diesen muß man noch die Einwanderungen durch das Innere oder zu Land beifügen.

Dies führt uns zu den Minen, von denen die Nachrichten diesmal ganz gut sind. Mit Ausnahme der durch Vertreibung der Fremden (besonders der Chilesen und der Peruvianer) von einigen Placeres (Goldlagern) entstandenen Mißstimmung, scheint in dem reichsten aller Länder Alles auf das Beste zu gehen. Die Jahrszeit ist in der That eine der günstigsten für die Goldsucher; die Gewässer haben ihren niedrigsten Stand erreicht und die Ergebnisse werden mit der zugleich erleichterten Arbeit um so schöner. Daher fehlt auch wenig, daß wir die glänzenden Erzählungen vom vorigen Jahre wieder in Gang kommen sehen. Man führt eine Gesellschaft an, welche auf der Marmorinsel nach wissenschaftlichen Grundsätzen arbeitet und täglich 200 Dollars gewinnt. Indessen scheinen die North- und die Middle-Forts (die nördlichen und die mittlern Arme des amerikanischen Flusses) die ergiebigsten Orte zu seyn. Am zweiten dieser Wasserzüge soll eine Gesellschaft von dreißig Personen vermittelst der Trockenlegung innerhalb drei Tagen eine Summe von 15,000 Dollars erbeutet und Hoffnung haben, durchschnittlich täglich 10 Unzen Gold auf den Mann zu finden. Anderwärts spricht man von einer Gesellschaft von zwanzig Personen, von denen jede regelmäßig drei Unzen täglich gewinnt. Auf dem Middle-Fort geht es noch besser: eine mit einem Apparat zum Arbeiten unter dem Wasser versehene Gesellschaft hofft in Kurzem an jedem Arbeitstage 10,000 Dollars zu erbeuten. Es ist augenscheinlich, daß wir aus der durch die letzten Nachrichten verbreiteten Entmuthigung, in übertriebene Täuschungen verfallen.

Eine merkwürdige Thatsache ist, daß man nicht mehr von dem Sacramento spricht. „Dieser Fluß," sagen die „Placer Times", „bildet wahrscheinlich die nördliche Gränze des Placer; allein es ist ein Irrthum zu glauben, daß die von ihm bewässerte Region goldhaltig ist. Die Goldgräber breiten sich jetzt nach Süden aus bis an den Fluß Mariposa, 20 (engl.) Meilen südöstlich von la Merced." Das gleiche Blatt spricht von einer im Monat Juni und Juli bis zu dem Flusse la Trinite unternommenen Expedition, wo man noch reiche Goldlager entdeckt hat.

Die Ankunft der „Empire City" kann daher als geeignetes Mittel angesehen werden, um das Californiafieber wieder aufzuregen, das seit einiger Zeit sehr erkaltet war. Dieses Dampfboot hat für 450,000 Dollars in Golderz gebracht, ohne das zu rechnen, was die mitgeführten 74 Passagiere bei sich haben kön-

Digitized by Google

nen. Der „Ohio“ wird seinerseits unfehlbar auch einige Abfälle dieser kostbaren Ernte führen, eben so die Passagiere des „Falcon“, durch welche wir auch die Ergänzung dieser Nachrichten erwarten.

Die californischen Blätter sprechen mit besonderer Vorliebe von den Entwickelungen von San-Francisco, wo man schon sechs Kirchen zählt, und wo man, wie schon gesagt, nicht allein eine Börse, sondern auch ein Theater eröffnen will; von dem Tage an, wo es dieses doppelte Symbol der modernen Civilisation besitzt, wird diese Stadt auch für die Zukunft den Namen einer großen Stadt erworben haben. Allein neben diesen besondern Nachrichten liefern Alta California, Pacific News und Placer Times über die goldhaltige Region Einzelnheiten von einem Interesse und einer Genauigkeit, an welche man bisher nicht gewohnt war. Zum ersten Male kann man sich einen etwas richtigen Begriff von diesem neuen Eldorado machen.“

Meszaros.

Lazar Meszaros, ein tapferer Haudegen, diente im Vormärz als Oberst und Regimentskommandant bei Sardinien-Husaren in Italien, und wurde auf Vorschlag des Conseilspräsidenten Batthyanyi zum ungarischen Kriegsminister ernannt, auch bald darauf zum General-Major befördert. Zu wenig Diplomat, um die wahre Sachlage zu erkennen, trat er herzhaft Wasser, bis ihn die hochgehende Fluth der Revolution verschlang. Zuerst Rebell wider Willen, erwachte er an einem Octobermorgen und war — compromittirt. Bei der Berathung des Rekrutirungsgesetzes erlitt der loyale Meszaros Schlappe auf Schlappe und wurde also hitzig gedrängt, daß sich der revolutionäre Meszaros das Dementi gab, von einem gewissen Versprechen zu schwatzen, das er jedoch dem Willen des Hauses zum Opfer bringen werde. Als der Banus im September Ernst mit der Invasion machte, begab sich Meszaros, einem direkten Kampfe mit kaiserlichem Militär auszuweichen, vor Szent-Tamas. Er wählte sich daselbst den gefährlichsten Posten, 36 Kanonenschüsse wurden auf ihn abgefeuert, und als er sah, daß die Brücke über den Kanal trotz seines strengen Befehles noch nicht eingehängt sey, schwamm er zu Pferd durch den Kanal, um die nöthigen Anstalten persönlich zu leiten. Ein paar Offiziere seiner Suite behaupteten damals, den Kriegsminister flüstern gehört zu haben: „Verdammtes Pech! Keine Kugel trifft. Man ist schußfest, wenn man sterben will.“ — Als Schlik im Dezember Nordungarn zittern machte, meinte Meszaros in der Unterhaussitzung vom 14. l. M.: „ich hoffe, wir werden Schlik verschliken“, wurde aber später von seinem Meister — wenn wir nicht irren, war er in früheren Jahren Adjutant des ritterlichen Grafen — bei Kaschau vor den Höhen von Bareza total geschlagen, und Meszaros übergab nun dem glücklicheren Klapka den Kommandostab und übernahm in Debreczin aus den Händen seines Stellvertreters, F.-M.-L. Vetters, abermals das Porteseuille des Kriegsministeriums. Sein Ministerium ging erst am 15. April 1849 zu Ende. Er abdicirte in der damaligen Unterhaussitzung, und das lange Parlament votirte ihm auf Ladislaus Paloczy's Antrag einstimmig den Dank des Hauses, und ernannte den bescheidenen Krieger zum Feldmarschall-Lieutenant. Meszaros wurde nun eine Art Lückenbüsser, wie Ernst Kiß. Anfangs Juli sollte er für Kossuth die Kastanie Görgey aus dem Feuer vor Komorn holen, und erließ damals jene wunderliche, alle parlamentarische Form verletzende „Verordnung von dem Oberbefehlshaber der Gesammtarmee an Herrn F.-M.-L. Dembinski: Offene Verordnung, welcher gemäß der Herr F.-M.-L. ermächtigt wird, über die Bewegungen des Heeres, sowie über die Dislocirung und Verpflegung, mit einem Worte, über alle Bedürfnisse desselben die nöthigen Verordnungen zu erlassen und so zu verfahren, wie es die jetzigen Verhältnisse und das Wohl des Vaterlandes erheischen werden. Der gesammten Armee aber und allen Militärindividuen höhern und niedern Ranges wird hiemit unter strengster Verantwortlichkeit anbefohlen, dem obenerwähnten Herrn F.-M.-L. in Allem pünktlichen Gehorsam zu leisten und seine Befehle zu vollziehen. L. Meszaros F.-M.-L. m. p.“ — — Das Manövre scheiterte an der Anhänglichkeit der obern Donauarmee an Görgey. Meszaros kommandirte nun die Südarmee, an seiner Seite stand Dembinski als Generalquartiermeister. Nach der Niederlage bei Temesvar und der Auflösung der ungarischen Heere flüchtete er am 21. August über Kalafat nach Widdin in türkischen Schutz, und wurde Ende Oktober mit den polnischen Refugié's nach Schumla eskortirt. Meszaros war ein tüchtiger Soldat, ein braver Regimentskommandant, ein diensteifriger Kriegsminister, aber ein mittelmäßiger und unglücklicher Feldherr. Das magyarische Journal „der 15. März“ meinte einmal, sein Hauptvergnügen sey, Offizierspatente ausstellen. Er war sehr belesen, als Parlamentsredner Citaten nicht abhold und Mitglied der ungarischen gelehrten Gesellschaft. Uns erschien er als ein Abaddona wider Willen im Dollmany, und wir legten ihm deshalb den Wahlspruch in den Mund: „Mich der Schuld dahin zu geben, ach! es war nicht meine Wahl!“ (Const. Bl. a. B.)

Aus der Schatzkammer des Lebens.

Wenn die Schmeichelei uns berücken will, so macht sie immer aus unserer Eitelkeit ihre Mitschuldige.

— Die Scham ist eine Erinnerung an den ersten Sündenfall: sie setzt schon die Erkenntniß des Guten und Bösen voraus.

— Wer dem Laster nachgeht, dem folgt die Schande auf dem Fuße.

— Wer anders ist der Genius der Menschheit als die Jugend mit ihrem heißen glühenden Herzen für alles Schöne, mit ihrem rastlosen Streben nach höherer Erkenntniß, mit ihrer heldenmüthigen Todesverachtung im Kampfe gegen die Lüge und Tyrannei, mit ihrem heiligen Glauben an die Ewigkeit des Fortschrittes und den endlichen Sieg der Wahrheit und Gerechtigkeit auf Erden!

— Neue Wahrheiten finden nur bei der Jugend leicht Aufnahme, weil Vorurtheil, Gewohnheit und Herkömmlichkeit, die das Alter immer mehr mit Fesseln umstricken und alle Zugänge zum Geist und Herzen absperren, bei ihr die Vernunft noch nicht umnebelt und die Willenskraft gelähmt haben.

— Die Natur bringt Thiere hervor, die Erziehung schafft erst Menschen.

— Die größten und hellsehendsten Menschen werden immer die bescheidensten seyn, weil sie eben wissen, welchen erhabenen Standpunkt man in der materiellen sowohl als geistigen Welt einnehmen möge, daß der Gesichtskreis nichts destoweniger ein beschränkter bleibt.

— Es gibt kein Wesen, das vor dem Richterstuhl der Vernunft bemitleidenswerther wäre, als ein Mensch, der sich durch seine Eitelkeit lächerlich macht.

— Man muß schon aus Mitleid die eingebildeten Verdienste der Menschen gelten lassen, weil sie die wirklichen in der Regel doch in ein gar zu trauriges Licht stellen.

— Die Dauer der Liebe besteht in dem Zauber eines Geheimnisses, um das zwei verbundene Herzen wissen, das aber jedes von ihnen sorgfältig bewahrt, als wäre es nur ausschließlich sein eigenes.

Digitized by Google

— Es steht Niemand so unabhängig und vollendet in seiner Zeit da, daß er nicht auch mit ihr irrte und sündigte.

— Das ist der Fluch des Unglücks, daß es durch die Grausamkeit des Glücklichen zu all seinen Leiden und Qualen auch noch die Schuld auf sich nehmen muß.'

— Zeigte uns der Genius des Lebens bei der Geburt die zu durchlaufende Bahn mit allen Kümmernissen und Drangsalen, die uns auf derselben bei jedem Schritte anpacken und festhalten, mit den uns rastlos zerrenden und abhetzenden Leidenschaften, mit den ewig neuen Besorgnissen und Aengsten um das Glück der nächsten Stunde, die uns neue Befürchtungen und neue Qualen aber — kein Glück, keine Ruhe bringt: wer von uns würde das Leben noch als ein freundliches Geschenk betrachten und das Seyn dem Nichtseyn vorziehen?

German Mäurer.

Mannichfaltigkeiten.

Am 23. ward in Muri das Denkmal für die bei Gislikon Gefallenen eingeweiht. Eine große Menschenmenge nahm Theil daran. Obwohl die Todten Alle Protestanten gewesen, so redete doch der katholische Pfarrhelfer von Muri die Worte des Friedens an ihrem Grabe. Nach einem einfachen Mahle ward auf Dr. Erismann's Anregung für einen in Folge des Gefechtes bei Gislikon amputirten Unterwaldner eine Sammlung veranstaltet.

Schweizer Blätter schreiben: Schon von verschiedenen Seiten gingen Aufmunterungen zur Theilnahme an der Londoner Gewerbeausstellung im Jahre 1851 ein. Auch wir erwarten von der Schweiz, sie werde hinter den andern Ländern nicht zurückstehen und vor den Augen der Völker Ruhm und Preis ernten. Sie wird, wie man richtig anführt, im Wettstreite um so ehrenvoller auftreten, als ihre Erzeugnisse schon deßwegen an Trefflichkeit vielen andern vorgehen werden, weil sie keines Schutzes, keiner künstlichen Brutwärme bedurften. Unserer Zeit war es vorbehalten, ein solches Friedensfest zu veranstalten, wie sie es war, welche die berühmtesten Menschenfreunde aus der neuen und alten Welt zu Friedenskongressen berief.

Ein römisches Priesterblatt veröffentlicht den Entwurf eines katholischen Heeres, bestehend aus katholischen Freiwilligen aller Länder, welches zum Schutze des päpstlichen Thrones dienen soll. Alle Elemente zur Verwirklichung des Entwurfs, sagt jenes Blatt, seyen bereit; es fehle nur noch die Sanction Sr. Heiligkeit und der katholischen Mächte, um ihn sofort ins Leben zu führen.

(Neapel.) Hier starb unlängst eine Französin Namens Perina Catrau, die in dürftigen Umständen lebte, in dem hohen Alter von 107 Jahren.

Dr. Fischer's „Naturrecht".

(Literatur.)

Coblenz, im November.

Wir halten diese Schrift für die wissenschaftlichste Begründung der Rechts- und Staatsbegriffe der Neuzeit. Die Weltgeschichte ist eben bei einem der großen Marksteine angekommen, denen sie zu begegnen hat. Jedes Zeitalter kämpfte bisher um Einrichtungen und Grundsätze, die Vieles anders gestalteten; der Kampf, den unsere Zeit begonnen, wird Alles umgestalten — Staat, Kirche, Familie. Wir nennen die neue Lehre, um die der Kampf begonnen hat, den Socialismus, bis ihr ein anderer Name gefunden wird; ihrem reinen Wesen nach ist sie die Lehre der Vernunftherrschaft in der menschlichen Gesellschaft. Sie ist Staatslehre und Religionslehre zugleich, wie Mosaismus und Mohamedanismus, — wie die Lehre Aller, welche doch genug standen, unsere ganze Aufgabe zu übersehen. Ihre Wurzelfassung ist jetzt keine abzuläugnende Erscheinung mehr; ihre Fahne hat schon geflattert, ihre ersten Schlachten sind schon geschlagen, ihr Wahlspruch ist schon genannt. Wann der Kampf um die Herrschaft der Vernunft siegreich enden wird, können wir nicht sagen, aber er wird es. Unsere Natur, die Verhältnisse treiben uns, ihn stets neu wieder aufzunehmen. So oft die Fahne der Vernunft sinken wird, so oft werden die Söhne der Gefallenen sie wieder aufrichten. Stets mächtiger wird sich die Schaar der neuen Kämpfer erheben, bis sie einst nicht mehr überwunden werden können. Dies liegt in der Natur der Sache und stimmt mit den Lehren der Geschichte. Im Augenblick haben wir die Ruhe nach einem verunglückten Anlauf. Mögen sie Manche für dauernd halten; der Weitersehende kann dies nicht. Immer wieder wird der Kampf von Neuem entbrennen, unter welchem Namen es auch sey; nenne er sich Demokratie gegen Aristokratie; Republik gegen Monarchie; Freiheit gegen Sklaverei; Arbeit gegen Capital; Vernunft gegen Aberglauben ꝛc. diesseits; — Recht und Gesetz gegen Anarchie; Eigenthum und Besitz gegen Communismus und Plünderung; Religion gegen Unglauben ꝛc. jenseits, — es wird bei allen Uebertreibungen diesseits und jenseits immer der Kampf der Vernunftherrschaft mit dem Bestehenden seyn. Möchte man demnach noch zeitig das wahre Recht und die wahren leitenden Grundsätze in Rechts- und Staatssachen erkennen, die allein vor Unheil und Uebertreibungen bewahren können! Dieser Grund ist es, der uns bestimmt hat, auf das in der Ueberschrift genannte Buch aufmerksam zu machen. Wir glauben darin niedergelegt und begründet, was in diesen wichtigen Dingen das Richtigste und Beste ist.

Konzert des philharmonischen Vereins.

(Letztes Konzert im Abonnement 1848—1849.)

Samstag, 8. Dec. 1) Symphonie in Es dur von W. A. Mozart. 2) Duett für zwei Baßstimmen aus dem Oratorium „Israel in Egypten" von G. F. Händel. 3) Sonate für Pianoforte, componirt und vorgetragen von Hrn. August Buhl. 4) Gesänge für Sopran, Alt, Tenor und Baß von Franz Messer. a) Im Walde von E. Geibel. b) Die Kapelle, c) Frühlingsglaube von L. Uhland. 5) Rondo in B dur für das Pianoforte mit Orchester von J. N. Hummel, vorgetragen von Hrn. Heinrich Henkel. 6) Schottische Ouverture „im Hochland" von Nils W. Gade. — Anfang 7 Uhr. Im Saale des Vereins (Hof von Holland). Eintrittskarten à 1. 30 kr. bei Hrn. C. A. André (Haus Mozart.

Abendunterhaltung.

Sonntag, den 9. d., in meiner Wohnung. Eintrittspreis: 12 kr. Anfang: genau um 5 Uhr. Johann Hartig, Gr[illegible], 33.

Theater-Anzeige.

Samstag, 8. Dec. (Zum ersten Male): Die Rückkehr in's Dörfchen, Liederspiel in 1 Akt mit Melodien von C. M. Weber aus seiner Liedersammlung gewählt von Karl Blum. Vorher geht: Familien-Zwist und Frieden, Lustspiel in 1 Akt von G. zu Putlitz.

Sonntag, 9. Dec. Martha, oder: Der Markt zu Richmond, Oper in 4 Abth. von W. Friedrich, Musik von Flotow. Hierauf: Die Rückkehr des Landwehrmanns, oder: Der Kurmärker und die Picarde (zweiter Theil), Genrebild mit Gesang und Tanz von Cohnfeld, Musik componirt und arrangirt von Riede.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 294. Montag, den 10. Dezember 1849.

Die Rose des Nordens.

(Romantische Erzählung aus dem Holländischen des W. Kers. *) Uebertragen von Gottfried Overmann.)

I.

In dem so wichtigen Jahre 1812, wo Frankreichs Adler aus ihren milderen Regionen in Rußlands nördliches Klima sich wagten, ereignete sich in jener sehr bewegten, große Entscheidungen mit sich führenden Zeit auch in dem Leben einzelner Personen und Familien sehr viel Interessantes, was ohne Zweifel die allgemeine Theilnahme erregen würde, wenn es nur dem Publikum bekannt wäre. Wir wollen nun unsern Lesern die nachstehenden, vor kurzem uns mitgetheilten Begebenheiten erzählen, an welchen wir uns im Wesentlichen blos erlaubt haben, die Namen der handelnden Personen zu ändern, deren Verschweigung man uns zur Bedingung gemacht.

Napoleon war über den Niemen gezogen und besetzte ohne Widerstand das alte Wilna, indeß sein Heer, in den stolzesten Siegeshoffnungen, unter einzelnen Scharmützeln mit den Russen, immer weiter vorrückte. Diese Letzteren vermieden sorgfältig eine entscheidende Schlacht, während sie anfangs scheinbar, gleich nordischen Hyänen, um die Alleinherrschaft in ihren Wüsten kämpften, dann auf einmal weislich sich zurückzogen und die zarten Söhne eines mildern Klima's allmälig tiefer in das kalte Herz des Landes lockten, um dort — mit der Natur im Bunde — sie um so gewisser zu vernichten.

Ihren Feinden ließen sie den Weg dergestalt offen, daß die ihnen folgenden Franzosen oft Städte und Dörfer abgebrannt und den Vorrath von Lebensmitteln vernichtet fanden. Die französischen Truppen litten daher oft solchen Mangel, daß sie nicht selten in der Verzweiflung die Russen angriffen. In dieser Weise fielen auf jenem Kriegsschauplatze fast täglich kleine Gefechte vor; denn zu größeren ließen die Russen es nicht leicht kommen, und ein solches Scharmützel ist es eben, was zunächst unsere Aufmerksamkeit fesseln soll.

Ein von beiden Seiten fast gleich starker Trupp war nach einem früheren, regelmäßigen Kampfe handgemein geworden. Französische Flüche erklangen gleichzeitig mit den rauheren Tönen des russischen Accents durch den Pulverdampf, bis Beide mehr zu einem schweren, dumpfen Sausen sich vereinten. Die Franzosen hatten, wie immer, tapfer gefochten; doch auch dieser Kampf schien zu ihrem Nachtheil enden zu sollen. Allein plötzlich machten die Russen, ihrem System getreu, eine rückgängige Bewegung, und dies feuerte den Muth der leicht entflammten Franzosen auf's neue an. „Vorwärts, vorwärts, Kameraden!" riefen sie, wenngleich oft in gebrochenen Lauten, und wirklich sah man einige der Feurigsten aus der Menge hervortreten und mit unglaublicher Anstrengung ihr Leben noch einmal wagen.

Insbesondere zeichnete ein noch sehr junger Husaren-Offizier sich aus, der, aus den Reihen der zum Theil bereits Gefallenen, den wenigen noch Uebriggebliebenen muthig voranstürmte. Er machte sich Bahn, als ob er noch Wunder der Tapferkeit verrichten könne und wolle; doch nur zu bald sah er sich von seinen Kampfgenossen abgeschnitten, von Feinden umringt und fast überwältigt. Sein stark verwundetes Pferd bäumte in Todesangst sich noch einige Male und stürzte dann unter ihm nieder. In demselben Augenblick sprang er aus dem Sattel zu Boden, während er noch immer mit Gewandtheit sich gegen die Uebermacht vertheidigte. Doch bald lag er, von Feinden dicht umzingelt, auf den Knieen, und nur noch matt schwang die blutende Hand den schützenden Säbel.

„Ergebt Euch, oder Ihr seyd verloren! nehmt Pardon an!" rief man ihm zu.

„Das thut kein Franzose!" lautete seine Antwort.

„So sterbt denn!" schrie man, und der Waffen viele richteten sich zugleich gegen ihn.

„Halt!" donnerte eine starke Stimme, und ein junger Kosakenoffizier, der von einem nahen Hügel diesem Auftritte zugesehen, flog im entscheidenden Augenblicke mit Blitzesschnelle dazwischen und hielt plötzlich auf einem herrlichen Schimmel in ihrer Mitte.

„Ergebt Euch, kleiner tapferer Franzose!" rief er dem Jüngling in französischer Sprache zu, während er seine stolze, herrliche Gestalt im Sattel emporrichtete, „es wäre Schade um Euch! Ihr seyd zu jung, um hier zu sterben oder später an einer andern Stelle zu erfrieren!"

„Jeder Franzose ist alt genug, um für seinen Kaiser zu sterben!" entgegnete der Jüngling mit flammendem Blicke und schien mit einem „Vive l'Empereur!" in seines Feindes Säbel stürzen zu wollen.

„Ihr sollt es aber nicht!" rief lebhaft der Andere, indem er mit einer schnellen und gewandten Parade ihm den Säbel aus der Hand schlug, der weit davon flog. „Seht!" sprach er ruhig, „nun hab' ich Euch entwaffnet und Ihr seyd jetzt mein Gefangener nach gutem Kriegsgebrauch, dem auch der beste Krieger sich unterwerfen darf. — Kameraden! Platz für uns Beide!" rief er in gebieterischem Tone in russischer Sprache. Man gehorchte zwar augenblicklich, murrte jedoch nicht wenig darüber, daß man die gehoffte, ja, fast schon gewisse Beute sich so entreißen sah.

Der Gefangene mußte seine verwundete Hand mit einem Tuche umwinden, ein Pferd seines Retters besteigen, und rasch jagten sie vom blutigen Kampfplatze über die Fläche weiter in's Land hinein. Schweigend folgte der Franzose dem Veranspren-

*) Dem „Nederlandsche Museum" entnommen. (Anm. d. Uebers.)

Digitized by Google

genden; allein in seinen lebhaften Gebärden war offenbar ein Entschluß im Entstehen, und plötzlich hielt er sein Pferd an, worauf der Russe, mit fragendem Blicke umschauend, dasselbe that.

„Ich habe Ihnen mein Leben zu verdanken," sprach jetzt der Franzose mit gesteigerter Beredtsamkeit; aber geben Sie mir mehr! denn was ist das Leben ohne Freiheit, besonders für einen Franzosen, und zwar in diesen Wüsten? Wenn Sie großmüthig sind, edler Russe! o so seyen Sie es nicht halb — schenken Sie mir meine Freiheit!"

Doch mit Widerwillen schüttelte Jener den Kopf, und ein gewisses, ihm eigenthümliches Ungestüm schien losbrechen zu wollen.

„Wie!" rief der Franzose lebhafter, „wollen Sie grausamer seyn, als Ihre wilden Kriegskameraden? muß ich denn in diesem gräßlichen Lande langsam vor langer Weile sterben? — O, lassen Sie mich heimkehren nach dem gesegneten Frankreich, zu den Meinigen und — zu dem engelgleichen Wesen, das mir dort lebt. Ja, wenn Sie die Liebe kennen," setzte er in empfindsamem Tone hinzu, der ihm ziemlich lächerlich stand, „wenn Sie sie kennen — und warum sollten Sie nicht? — Sie sind jung, wohlgebildet, Ihr Antlitz trägt das Gepräge des Glücks und hoher Geburt — o, wenn Sie die Liebe kennen!"

„Ob ich sie kenne?" murmelte der Andere leise in sich, und ein Ausdruck des Entzückens überflog einen Augenblick sein Antlitz und verschönerte es ungemein; „aber Sie, mein junger Freund!" hier lachte er unwillkürlich etwas spöttisch, „würden dann eine sehr frühe Bekanntschaft gemacht haben."

„O, in unserm Frankreich ist Alles früh," entgegnete dieser, etwas betroffen; „doch sehen Sie selbst," setzte er hinzu, ein kleines Miniaturgemälde aus seinem Busen ziehend, „ich huldige auch der künftigen Rose, während sie noch Knospe ist."

(Fortsetzung folgt.)

Rastatter Casematten-Erzählungen eines Freigewordenen.

(Fortsetzung.)

Am 3. August kam Elsenhans aus dem Lazareth wieder zu uns. Er konnte nicht genug erzählen, wie man ihn gepeinigt; nicht genug, daß man ihm eine Wache vor die Thüre gestellt, wodurch also ein Fluchtversuch auf diesem Wege unmöglich gemacht war, hatte man ihm, dem Kranken, dem Leidenden, eine Wache in das Zimmer gestellt, mit dem Befehl, diesen höchst gefährlichen Gefangenen nicht aus den Augen zu lassen und bei der geringsten verdächtigen Bewegung Feuer zu geben. Herr von Weltzien, der preußische Kommandant, hatte diesen Befehl in Person ertheilt, nachdem er zuvor seine Erbitterung in gebührender Strafrede über den Gefangenen Elsenhans ergossen gehabt.

Elsenhans dankte seinem Schöpfer, daß er wieder bei uns im Käfig saß, wo wir zum mindesten ungestört unsere Zeit verbringen konnten, wie wir wollten. Inzwischen hatte er auch zwei Verhöre bestanden, aus denen er erkannt, daß man ihm die Redaktion des Festungsboten als Kapitalverbrechen des Hochverraths und der Aufreizung zu fortgesetztem Widerstande anzurechnen Willens scheine.

Seinen Aeußerungen nach war Elsenhans auf eine Festungshaft von mehreren Jahren gefaßt, daß er aber, ein Mensch, der niemals eine Waffe getragen, der nur von dem Rechte der Preßfreiheit Gebrauch gemacht hatte, einem Rechte, das in Baden bis dahin zweifellos bestanden, zuerst als Opfer fallen solle, das hat er nicht geahnt.

Am 5. August, gegen Abend, erschien plötzlich ein Offizier in Begleitung eines Advokaten, welchen er Elsenhans als den ihm bestimmten Vertheidiger vorstellte und ihn zugleich aufforderte, seine Besprechungen mit dem Herrn zu halten, da Morgen Standrecht über ihn abgehalten werde.

Nachdem Elsenhans in Gegenwart dieses Offiziers mit seinem Vertheidiger die nothwendige letzte Rücksprache genommen, entfernten sich die beiden Herren.

Mir erschien die Prozedur, wonach ein Angeklagter in Gegenwart eines fremden Zeugen, der der gegnerischen Partei angehört, sich mit seinem Vertheidiger benehmen muß, höchst sonderbar, und ich gestehe, sie erscheint mir noch immer sonderbar.

Wenn ich allerdings bedenke, daß die Vertheidigung unter gewissen Umständen nur eine Form ist und bei dem Spruch des Gerichts lediglich der Antrag eines sogenannten Staatsanwaltes maßgebend ist, dann finde ich die Zumuthung weniger sonderbar.

Am 6. in aller Frühe wurde Elsenhans ins Standgericht abgeholt, eine starke Militärwache, sowie mehrere Gensd'armen bildeten seine Begleitung. Wir hatten ihn das letzte Mal gesehen, ohne es zu ahnen.

Die Theilnahme an seinem Geschick machte, daß wir seiner Zurückkunft ungeduldig entgegensahen, allein es wurde Mittag und noch später, aber er kehrte nicht zurück. Abends gegen 5 Uhr kam ein Soldat an unser Fenster im Hof geschlichen, rief einen von uns bei Namen und sprach: Elsenhans lasse uns grüßen, er wünsche noch ein paar Cigarren zu rauchen, wir möchten ihm doch welche schicken, das Geld dafür könnten wir uns von seinem Bruder wieder geben lassen. Auf diese sonderbare Botschaft sahen wir uns einander an und keiner wagte auszusprechen oder zu fragen, was er nicht denken mochte.

Wir gaben dem Soldaten schleunigst unsere letzten Cigarren, und erfuhren noch, daß das Standgericht bis gegen 4 Uhr Nachmittags gedauert habe und Elsenhans hiernach vom Schloß aus in einer Chaise in das neue Gefängniß gefahren sey.

Am andern Morgen, um 4 Uhr, fast noch in grauer Dämmerung, machte die Standrechtskugel seinem Leben ein Ende. Ruhig und gefaßt, ohne geistlichen Beistand, den er sich verbeten, war er dem Tode entgegen gegangen.

So erfuhren wir nach etlichen Tagen. Friede seiner Asche! —

Unsere Wachen wurden jetzt von Tag zu Tag schweigsamer, sie mochten uns wohl als sehr gefährliche Verbrecher, als solche betrachten, die sämmtlich dem Kugeltode geweiht seyen. Ueberhaupt waren die Vorsichtsmaßregeln gegen die Gefangenen mit der Zeit strenger geworden, als sie nach den ersten schlimmen Tagen eine kurze Zeit gewesen waren. Ohne spezielle Erlaubniß durfte jetzt Niemand mehr in die Forts und das Zustecken von Speisen und Getränken war für Bürger mit großer Gefahr und für Soldaten mit der Aussicht auf strenge Bestrafung verbunden, wie Beispiele gelehrt hatten. So floß denn das Leben ziemlich einförmig und still dahin und nur die Ankunft eines neuen Gefangenen brachte jedesmal einige Veränderung und frischere Unterhaltung.

Hier darf ich aber nicht unerwähnt lassen, daß sich das Gefängnißwesen in anderer Beziehung gebessert hatte, die Suppe des Morgens und Mittags war genießbarer, wir bekamen wenigstens ein Stückchen Fleisch und nicht mehr so zufällige Bröckchen, auch das Brod wurde verdaulicher gebacken und reichlich ausgetheilt. Frische Luft war uns täglich dreimal zu schöpfen erlaubt.

Geistige Unterhaltung, nach der sich Jeder so sehr sehnte, war aber verpönt, Bücher und Schreibzeug konnten nur Gegenstände des Schmuggels seyn, wir hatten aber einen Tisch und Bänke erhalten und da wurde in Ermangelung eines Besseren Karte gespielt.

In dieser Zeit erhielten wir auch auf vieles und wiederholtes dringendes Bitten eine Kleinigkeit von dem uns abgenommenen Gelde, zur Bestreitung kleiner Bedürfnisse an Taback u. dgl.

Digitized by Google

Da uns Alles abgenommen war, so bekam ein Jeder auch ein neues Hemd geliefert, später auch Socken und Unterbeinkleider. Alles das mußte die arme Stadt Rastatt schaffen, sowie sie auch die Verpflegungskosten der 5600 Gefangenen zu tragen hatte, und ohngeachtet aller dieser Lasten, ohnerachtet der schweren Einquartierung, die den Einzelnen fast erdrückte, ohnerachtet der täglich auszustehenden Angst und Noth bewiesen diese edlen Menschen den Gefangenen, die sie theilweise als die Urheber all' dieses Elendes hätten betrachten können, jede erdenkliche und mögliche Theilnahme, beinahe jeder Tag lieferte hierfür die sprechendsten Beweise. — Gegen den 10. August wurden mehrere von uns in das erste Verhör geführt, ein sogenanntes Ausscheidungsverhör, ein Ereigniß, durch welches wir Gelegenheit erhielten, viele unserer Bekannten und Freunde nach langer Trennung einmal wieder zu sehen. Reden durften wir freilich nicht mit einander, aber Augen und Züge sprachen desto beredter. Viele hatte die Kerkerluft schon sehr gebleicht und manches blühend jugendliche Gesicht sah welk und manches klare Auge trübe und matt aus. Die Aermlichkeit der Kleidung, in die jetzt Viele gehüllt waren, gab Vielen ein noch traurigeres, Manchem aber auch ein höchst lächerliches Ansehen, — ein guter Stoff zu neuer Unterhaltung.

In dieser Zeit machten die Nachrichten von den erfolgten Verurtheilungen Biedenfelds und Tiedemanns, dieser beiden Feinde im Leben, die jetzt gleiches Loos theilen mußten, sowie die Verurtheilung von Heilig und dem alten Vater Bönning, dem ehrwürdigen greisen Haupte, tiefen Eindruck auf Jeden von uns, wenn auch in verschiedener Anschauung.

Am 9. August war Obrist Biedenfeld als alter Soldat, muthig, aber mit dem Geständniß, daß er sein Vergehen eingesehen, in den Tod gegangen. Gouverneur Obrist Tiedemann war ihm am 11. des Morgens gefolgt, eben so muthig und nicht zerknirscht von seiner letzten Vergangenheit, sondern mit dem Ausdruck des Bewußtseyns, daß er, der für die Freiheit gekämpft, auch für sie zu sterben wisse; den Geistlichen, der ihm Tags vorher seinen tröstenden Besuch hatte machen wollen, hatte er für den Tag abgewiesen, weil er andere Dinge zu thun habe, für den letzten Gang aber hatte er dessen Begleitung angenommen und ihn darum gebeten. Weniger würdevoll, aber doch ohne Furcht starb Major Heilig am selben Abend den gleichen Tod; ohne geistlichen, aber mit geistigem Beistand, die Cigarre im Munde, so wanderte er in das Jenseits. Ergreifend sind die letzten Momente des alten Obrist Bönning, welcher am 17. durch Pulver und Blei gerichtet wurde; besonnen, ruhig und kalt trat er den letzten schweren Gang an; die Zumuthung, sich die Augen verbinden zu lassen, wieß er energisch, zuletzt handgreiflich zurück, und sein greises Haar entblößend, mit den Worten: „Vater, ich komme zu Dir, um meine Henker anzuklagen", kommandirte er, kühn und heldenmüthig in die dunklen Mordröhren blickend, sein letztes Wort: Feuer! — Ein kindlich reines Gemüth im Leben, begeistert für Freiheit und Recht, starb der greise, ruhelose Kämpfer einen echten Heldentod! —

Der Pole Mnievsky und die Badenser Lenzinger und Zündhofer waren die nächsten Opfer! —

(Fortsetzung folgt.)

Alles hat seine Zeit.

Louis Philipp war ein sehr geehrter und geliebter König, wie der „Schw. Merkur" seiner Zeit jeden Tag versicherte, und regierte achtzehn Jahre, aber endlich jagten ihn die Franzosen doch fort.

Denn Alles hat seine Zeit; das Geliebtseyn hat seine Zeit — und das ..... hat auch seine Zeit.

Als der Deutsche sein Blut verspritzte, um seine theuern Fürsten vor der Tyrannei eines Eroberers zu retten, ward ihm viel versprochen. unter Anderem auch die Preßfreiheit.

Denn Alles hat seine Zeit; das Versprechen hat auch seine Zeit.

Als die französische Monarchie im Jahre des Heils 1848 in Scherben ging, erinnerte man sich dieses Versprechens.

Denn Alles hat seine Zeit; das Erinnern hat auch seine Zeit.

Aber das zudringliche Volk begnügte sich jetzt nicht mehr mit der Preßfreiheit, sondern verlangte auch Volksbewaffnung, Vereinsrecht, Schwurgerichte, ja ein deutsches Parlament, und man war sehr nachgiebig gegen das zudringliche Volk.

Denn Alles hat seine Zeit; die Nachgiebigkeit hat auch ihre Zeit.

Metternich mußte flüchten und die Männer der vormärzlichen Opposition wurden zu Ministern berufen, die man vorher als Anarchisten verfolgt hatte, wie heut zu Tag die Demokraten.

Denn Alles hat seine Zeit; die Verfolgung hat ihre Zeit und das Ministerwerden hat seine Zeit.

Die avancirten volksfreundlichen Oppositionsmänner wurden aber sehr volksfeindliche Minister, sobald sie sich eine Weile in der Sonne der höchsten Gnade erwärmt hatten.

Denn Alles hat seine Zeit; die Demagogie hat ihre Zeit und die Volksverachtung hat ihre Zeit.

Doch zeigte sich das nicht so schnell. Ein Parlament wurde gewählt und die Regierungen unterwarfen sich dem Parlament.

Denn Alles hat seine Zeit; das Unterwerfen der Regierungen hat auch seine Zeit.

Das Parlament proklamirte die Souveränetät des Volks und erkannte sich das Recht zu, die Reichsverfassung ohne Vereinbarung mit den Regierungen festzustellen. Die Regierungen protestirten nicht.

Denn Alles hat seine Zeit; das Nichtprotestiren hat auch seine Zeit.

Als aber das Parlament sich fruchtlos herumstritt und der Michel vor Aerger ganz müde und schläfrig wurde, so daß er Alles gehen ließ, wie es eben ging, wachte man aus dem Dusel auf und wurde sehr keck.

Denn Alles hat seine Zeit; die Angst hat ihre Zeit und das Keckwerden hat seine Zeit.

Man gab dem Michel den Malmöer Waffenstillstand zu kosten und berief Windisch-Grätz nach Wien und Wrangel nach Berlin. Zugleich wurde die preußische und österreichische Nationalversammlung aufgelöst und beiden Völkern eine Verfassung octroyirt.

Denn Alles hat seine Zeit; das Hutabnehmen vor Rebellenleichen hat seine Zeit; das Auflösen und Octroyiren hat aber auch seine Zeit.

Die endlich fertig gewordene Reichsverfassung wurde verworfen, obgleich man das Parlament als höchste gesetzgebende Macht in Deutschland anerkannt hatte. Statt derselben gab man dem Volke Kanonenkugeln.

Denn Alles hat seine Zeit; das Anerkennen hat auch seine Zeit.

Da war das deutsche Parlament nicht mehr an der Zeit und wurde gesprengt.

Da wurde als außer dem Gesetz erklärt, wer das von der Nationalversammlung gegebene höchste Gesetz, die Reichsverfassung, halten und durchführen wollte.

Digitized by Google

Denn Alles hat seine Zeit; das Gesetz hat seine Zeit; die Ungesetzlichkeit hat aber auch ihre Zeit.

Da waren die preußischen Standgerichte in Baden an der Zeit

Da war es Zeit, eine neue unverantwortliche Centralgewalt ohne Mitwirkung der Volksvertretung zu schaffen.

Da war es Zeit, alle März-Ministerien zu entlassen und die vormärzlichen zurückzurufen.

Ist jetzt die Preßfreiheit auch noch an der Zeit und das Vereinsrecht, Volksbewaffnung, und wie die Rechte alle heißen?

Wenn aber wieder ein zweiter Morgen der Freiheit kommen sollte, wie der von 1848 war, was wäre dann an der Zeit? ..... Würde eine Revolution wohl vor den Thronen stehen bleiben oder nicht? ..... O, was geht das uns an, was dann an der Zeit ist? Wissen wir denn nicht, was jetzt vor Allem an der Zeit ist? Schweigen ist's, ja schweigen!

Denn Alles zur rechten Zeit; das Sprechen hat seine Zeit und das Schweigen hat seine Zeit, so sagt der Prediger Salomo. (Frankf. Tgbl.)

Mannichfaltigkeiten.

(Leipzig, 5. Dec.) Von dem allbekannten wahrhaft ausgezeichneten Wohlthätigkeitssinn unseres am 11. Nov. d. J. mit Tod abgegangenen allgemein geachteten Mitbürgers, des Hrn. Kramermeisters Flinsch, gibt eine heute veröffentlichte Bekanntmachung des Stadtraths neue Beweise. Von der im Jahre 1845 hier verstorbenen Hausbesitzerin Frau Engelhardt zum Universalerben eingesetzt, hatte Hr. Flinsch sofort bei der Publikation des betreffenden Testaments erklärt, daß er von der ihm zugefallenen Erbschaft Nichts für sich behalten, sondern die nach Abzug aller Legate, Kosten ꝛc. verbleibende Summe nach seinem Ermessen wohlthätig für Andere verwenden wolle. In Folge dessen übergab er nicht nur im November 1848 dem Stadtrathe 5000 Thlr. für die zu errichtende Pestalozzi-Stiftung, sondern es ist auch von ihm und seiner noch lebenden Gattin beim Rathe glaubhaft nachgewiesen worden, daß er die nach Abzug aller Schulden ꝛc. verbliebene Erbschaftsmasse an 31,504 Thlr. auf wohlthätige Weise dergestalt verwendet habe, daß davon überhaupt nur noch 3900 Thlr. Kapital in den Händen seiner Gattin sich befinden, von welchen vier Personen die jährlichen Zinsen bis an ihr Lebensende genießen sollen. Seiner Zeit sollen aber auch diese 3900 Thlr. zu wohlthätigen Zwecken verwendet werden.

Die polnische Sprache an den Breslauer Lehranstalten.

Breslau, Anfangs Dec.

Wenn man erwägt, daß Schlesien eine von denjenigen Provinzen des preußischen Staates ist, wo das polnische Element noch eine ziemlich bedeutende Rolle spielt; wenn man ferner bedenkt, wie vielfach und weitverzweigt die Verbindungen dieser Provinz mit dem beinahe ganz polnischen Großherzogthum Posen sind, und daß letzteres jedes Jahr den Breslauer Lehranstalten und vorzugsweise der Universität daselbst ein nicht unbedeutendes Contingent an jungen Leuten liefert, welche einen höheren Grad von Bildung und Gelehrsamkeit erstreben, als dieser in ihrem eigenen Lande zu erlangen ist, so sollte man denken, der polnischen Sprache müßte hier ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Dieses ist jedoch durchaus nicht der Fall, im Gegentheil ist sie, besonders in der letzten Zeit, so sehr in den Hintergrund getreten, daß sie, mit Ausnahme der Realschule, an keiner öffentlichen Anstalt gelehrt wurde. Diesen Uebelstand zu beseitigen und den jungen Leuten Gelegenheit zu geben, sich mit einem Idiome zu befreunden, welches ihnen bei ihrer späteren Carriere von unberechenbarem Nutzen seyn kann, machte sich der hiesige Lehrer der polnischen Sprache, Hr. J. N. Fritz, ein geborner Frankfurter, zur Aufgabe, und seinen unausgesetzten Bemühungen ist es gelungen, sie beinahe vollständig zu lösen. Durch einen fast 13jährigen Aufenthalt in Polen und seine Stellung als Lehrer daselbst wurde es ihm möglich, diese Sprache aufs gründlichste zu studieren; der Aufstand des Jahres 1846 riß ihn aus seinen damaligen Verhältnissen in Krakau, wo er an der Spitze einer Erziehungsanstalt stand, und führte ihn nach Breslau. Hier konnte es ihm nicht lange verborgen bleiben, daß im öffentlichen Unterricht eine wesentliche Lücke sey, und da er die Kraft in sich fühlte, hier nützlich seyn zu können und seinem Vaterlande gerne dienen wollte, so beschloß er, sie nach Möglichkeit auszufüllen. Auf's bereitwilligste wurde er in seinem löblichen Streben von den Direktoren unserer Schulen und Gymnasien unterstützt, und wir haben heute die Genugthuung, zu wissen, daß die polnische Sprache an allen unsern öffentlichen Anstalten gelehrt wird, und zwar von Demjenigen, der sie wiederholt bei uns ins Leben rief. Daß hier ein Resultat erzielt wird, dafür bürgt uns der Lehrer, der diesem Gegenstand alle nur erdenkliche Sorgfalt widmet. — Doch nur bald wäre der Zweck erfüllt worden, hätte man die hiesige Universität außer Augen gelassen. Es hat hier zwar bisher ein Catheder für slavische Sprachen bestanden, doch hat dieser, trotz der anerkannten Tüchtigkeit des nunmehr abgegangenen Professors Czelakowski, kein besonderes Resultat geliefert, und zwar deshalb, weil es den Studirenden mehr um die specielle Kenntniß des Polnischen, einer Sprache, die sie später in ihrem Berufe anwenden konnten, als um vergleichende Studien in dem Gesammtgebiete der slavischen Idiome zu thun war. Hr. Fritz hatte für seine Schüler ein „Elementarbuch der polnischen Sprache" (verlegt von J. U. Kern hier, ebenfalls einem Frankfurter) geschrieben, und dieses dem Cultusminister, Hrn. v. Ladenberg, dedicirt. Das Werk, eine in jeder Hinsicht gelungene Arbeit, muß höchsten Orts wohl die gebührende Anerkennung gefunden haben, denn dieser Tage erhielt der Verfasser desselben von der hiesigen philosophischen Facultät auf Verordnung des Ministeriums den ehrenvollen Auftrag, die polnische Sprache an unserer Hochschule vorzutragen und auf diese Weise den vacanten Lehrstuhl, wenn auch nur zum Theil, zu besetzen. Ist auch Alles, was bis jetzt erstrebt worden, noch provisorisch, so freuen wir uns doch nichts desto weniger, daß bereits soviel erlangt ist; denn es liegt darin die Bürgschaft, man werde nicht auf halbem Wege stehen bleiben, sondern das Begonnene rüstig weiter führen. Jeder Seite gerecht zu werden und wahre Bedürfnisse zur Sprache zu bringen, ist heute ganz vorzüglich die Aufgabe derjenigen Blätter, die es wahrhaft gut mit dem Vaterlande meinen; das Vorstehende tritt vor das Forum der Oeffentlichkeit, nicht aus Vorliebe für die Polen, die wir leider, besonders in letzter Zeit, nicht besonders loben können, sondern um zu zeigen, daß unsere Behörden nicht taub für Das sind, was noth thut und zeitgemäß ist, und als Beweis der Anerkennung für Diejenigen welche dabei hülfreiche Hand leisten.

Frankfurt a. M.

Nächsten Mittwoch, den 12. d. M., wird zum Vortheil des Hrn. Chrudimsky die eben so durch ihr freundliches Sujet, als durch ihre liebliche Musik ausgezeichnete Oper „Fra Diavolo" von Auber gegeben, welche Vorstellung um so anziehender seyn dürfte, als dieses Tonwerk seit beinahe sieben Jahren hier nicht aufgeführt worden ist. Frau Marlow aus Darmstadt wird die Gefälligkeit haben, die Rolle der Zerline zu übernehmen, in welcher sie Vorzügliches leistet. Mehrere zur Oper gehörige Instrumentalpiecen werden von dem Musikkorps des preußischen Kürassierregiments executirt, welches auch nach dem Schlusse desselben noch verschiedene beliebte Compositionen ausführen wird. Es darf demnach, und da die neue Einstudirung des Fra Diavolo eine sorgfältige ist, den Theaterfreunden ein genußreicher Abend in Aussicht gestellt werden.

Theater-Anzeige.

Montag, 10. Dec. (Neu einstudirt): Nacht und Morgen, Drama in 4 Abth. und 5 Akten, mit freier Benutzung des Bulwer'schen Romans, von Charl. Birch-Pfeiffer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 293. Dienstag, den 11. Dezember 1849.

Die Rose des Nordens.

(Romantische Erzählung aus dem Holländischen des W. Kers. Uebertragen von Gottfried Overmann.)

(Fortsetzung.)

„Ich habe nichts dagegen," lachte der Russe, das Bildniß flüchtig betrachtend; „doch kommen Sie jetzt mit mir; wir sind nun, um in Ihrer Sprache zu reden, auf dem Wege zu einer Rosenkönigin dieses Landes, durch deren Anblick wohl Jeder mit demselben ausgesöhnt werden möchte." Der Franzose hörte zwar, jedoch mit ungläubigem Lächeln, und Jener fuhr fort, ohne es zu bemerken oder zu beachten: „denn aus Ihrer Freiheit kann vorerst nichts werden. Ließe ich Sie frei, so würden Sie wieder gegen uns kämpfen oder bald, wie dies wahrscheinlich vielen Tausenden Ihres Gleichen geschehen wird, als Opfer des Klima's fallen. Zu dem Ersten darf ich um meines Vaterlandes willen meine Zustimmung nicht ertheilen, denn Sie sind tapfer und unternehmend; das Andere will ich nicht, weil es mir um Sie leid thun würde. Ein dritter Ausweg: Sie auf Ihr Ehrenwort sofort nach Frankreich zu entlassen, ist auch nicht thunlich, denn wenn die Kriegsgefangenen, welche Ihre Landsleute zuweilen ebenfalls machen werden, ausgewechselt werden möchten, so können Sie wohl einen edlen Russen aufwiegen.— Wie heißt mein junger Held?" fragte er sehr freundlich.

„Nennen Sie mich Dupain," entgegnete der Andere etwas zögernd.

„Dupain?" wiederholte der Russe, und betrachtete ihn aufmerksam, indem er scherzend sagte: „Um Vergebung, Sie scheinen mir kein gewöhnliches Pain zu seyn?"

„Pain blanc, Pain blanc!" sprach der Franzose lachend, „anderes gibt es bei uns nicht."

„Es scheint beinahe," fuhr der Andere etwas ungeduldig fort, „als ob Sie mich glauben machen wollten, daß Ihr Frankreich nur eine große adelige Familie sey. Ich vermuthe nun fast Ihren wahren, oder vielmehr Ihren vollständigen Namen. Sie heißen?"

„Latour Dupain," fiel der Franzose sich höflich verbeugend, ihm rasch in's Wort.

Auch der Russe verneigte sich flüchtig mit den Worten: „Dann begrüßt Graf Ostrolow von Samaro mit Freuden den würdigen Abkömmling eines edeln Geschlechts. Seyen Sie wohlgemuth, junger Franzmann," setzte er hinzu, „es geht weder nach den Galeeren noch nach Sibirien, unserm Sanssouci, wo es übrigens so schlecht nicht seyn muß, da es wenigstens nichts Alltägliches bietet," und damit sprengte er in noch größerer Eile als früher voraus, als wollte er das Versäumte doppelt einholen.

Es währte jedoch nicht lange, als ein neuer Aufenthalt sie erwartete. Sie entdeckten nämlich inmitten eines Feldes ein Feuer, was einen sonderbaren Auftritt noch auffallender machte. Vier Kosaken umsprangen eine Frau, die, ihrem Aeußern und ihrem Gejammer nach, eine französische Marketenderin zu seyn schien, und welche mit aller möglichen Anstrengung einen kleinen Geldsack vertheidigte, den Jene ihr zu entreißen sich bemühten. Bald warf sie Sand und Steine, welche sie vom Boden auffaßte, bald schleuderte sie brennende Holzstücke mit so wilder Behendigkeit auf sie, daß die vier Kosacken ihrer nicht Meister werden konnten.

„Wirf doch die braune, zähe Hexe in ihr eigenes Feuer, an welchem sie doch nur gestohlene Kartoffeln braten wollte," brüllte Einer dem Andern zu.

„Verdammte Schurken! ich werde Euch helfen!" rief der Offizier, auf sie zusprengend, „laßt der Frau ihr Geld, oder ich werde Euch selbst braten!"

„Nein, nein, sie ist unser!" schrieen Alle, erzürnt über die Dazwischenkunft, wild durcheinander.

„Das wollen wir doch gleich sehen!" sprach Jener ruhig, stieg ab und schritt, das Pferd hinter sich führend, der Gruppe näher.

Keifend sprang die Frau ihm entgegen und bewegte ihre Arme mit unglaublicher Schnelligkeit nach ihm hin, während sie den Geldsack, wie zum Schutze, ihm so nahe als möglich brachte, ohne sich jedoch davon zu trennen.

Der Offizier aber stieß sie bei Seite, befahl ihr zu schweigen und wendete sich zu den Soldaten. „Würdet Ihr die Frau ungehindert ziehen lassen, wenn sie das Geld nicht hätte?" fragte er.

„Gewiß!" riefen Alle einstimmig. „An der alten Plaudertasche ist uns nichts gelegen."

„Gut denn!" sagte der Graf entschlossen, ergriff den Beutel, oder entriß ihn vielmehr der Eigenthümerin und warf ihn rasch in die Flamme. „Nun besitzt sie nichts mehr!" sprach er kaltblütig.

Einen Augenblick standen Alle wie versteinert, dann aber drohte ihre verbissene Wuth in wilde Thätlichkeiten auszubrechen, und die Marketenderin selbst setzte ein Gesicht auf, als hätte sie große Lust, den unberufenen Vermittler ihrem Gelde nachzuwerfen; Alle aber schauten zugleich begierig in das verzehrende Feuer, aus welchem die Geldmünzen verführerisch ihnen entgegenglänzten

Ganz ruhig lachte der Graf. „Wer nur ein Haar von meinem Haupte anrührt oder eine Kopeke aus den Flammen nimmt, der ist ein Kind des Todes!" Zugleich setzte er sich mit gezogenem Degen nahe an's Feuer, in welchem das edle Metall verschmolz.

Die bärtigen Gesichter schauten ihn mißtrauisch an und fanden es nicht rathsam, den Ausgang dieses chemischen Versuchs abzuwarten; vielmehr zerstreuten sie sich eiligst. Die Frau aber stierte verzweifelnd bald in die Flammen, die ihr Geld verzehrten, bald mit fürchterlicher Wuth auf den Grafen, ließ sodann

Digitized by Google

ihrer Zunge freien Lauf in Klagen, Jammern und Verwünschungen, und gab endlich, ganz erschöpft, zu erkennen, sie würde zuletzt mit den Kosaken durch List und Schlauheit doch wohl fertig geworden seyn, denn dies seyen, wie sie sagte, blos wilde Halbmenschen; er aber sey wahrscheinlich der Teufel in höchsteigener Person.

„Oder ein guter Engel!" sprach der Russe lächelnd. „Sagt mir doch, wie viel enthielt der Beutel? eine kleine Vergrößerung in der Angabe wird Euer Gewissen nicht beschweren: ich will Euch Alles erstatten, folgt mir nur. Seyd Ihr nun zufrieden?"

„O, vollkommen!" jauchzte die Französin, ganz umgewandelt, und begann vor Freude rund umher zu tanzen.

Dies mußte indessen einem an derartige Behendigkeit nicht gewöhnten Auge ziemlich auffallend erscheinen, denn während der Franzose gleichgültig um sich schaute, lachte der Graf überlaut und sagte: „Laßt das nur seyn, Frau! oder machl lieber Eure närrischen Sprünge in die Länge anstatt in die Runde, damit wir endlich weiter kommen."

Er schwang sich wieder auf's Pferd und sprengte fort. Sein Gefangener, der blos schweigender Zuschauer geblieben war und dem Vorfall mit Staunen zugesehen hatte, folgte seinem Führer, während er seiner Landsmännin einige ermuthigende Worte zurief, und diese trabte nun in unregelmäßigen Sprüngen neben ihm einher.

Bei dem Grafen war große Ungeduld sichtbar, die er jedoch, wenngleich mit Mühe, bezwang. Wie sehr er auch zuweilen sich vergaß und im Galopp fortjagte, hielt er doch rasch das edle Thier wieder an und mäßigte seinen Ritt aus Rücksicht auf die unerwartete Gesellschaft, die nun doch einmal mit ihm ziehen mußte, da er keinen Diener bei sich hatte, auch in der Ferne Niemanden gewahrte, durch den er Jene hätte können nachbringen lassen. Zwar ungeduldig, doch nie unwillig, schaute er zuweilen hinter sich.

(Fortsetzung folgt.)

Rastatter Casematten-Erzählungen eines Freigewordenen.

(Fortsetzung.)

Welchen Gegensatz zu diesen Verurtheilungen bildete die Behandlung, welche dem Gefangenen Major Lang zu Theil wurde. Herr Lang hatte ein abgesondertes, anständiges Gefängnißzimmer, konnte Besuche empfangen und annehmen, von wem und durch wen er wollte, durfte innerhalb des Forts seine Spaziergänge unbehindert machen und genoß die Spezialbegünstigung, sich aus der Stadt verköstigen zu lassen, wie und auf welche Art es ihm beliebte. Seine Geliebte, die ihn gar fleißig besuchte, besorgte das Alles, damit das theure Leben dem Staate erhalten werde. Eines Tages, als der wachthabende Offizier unser Gefängniß besuchte und außer aller Gewohnheit in freundlicher Weise ein Gespräch mit uns anknüpfte und die Rede auch auf Herrn Lang kam, und die ihm zu Theil werdende besondere Milde und Auszeichnung, sprach der Offizier ohngefähr folgende Worte der Aufklärung: „Meine Herren, sie dürfen bei diesem Fall nicht von Parteilichkeit reden wollen; was Herrn Lang gestattet ist, das ist im Kriegsgebrauch; Herr Lang hat uns Dienste, große Dienste geleistet und das garantirt ihm eine schonendere Behandlung; glauben Sie deshalb ja nicht, daß ich oder das preußische Offiziercorps diesen Menschen irgend einer Beachtung werth halten, Herr Lang wird und kann als ein Spion und Verräther an seinen Kameraden, an seiner Sache, nur allgemein verachtet werden und kein Mann von Ehre würde mit einem solchen Schufte auch nur ein Wort wechseln."

Was uns bis daher noch unklar, halbes Räthsel geblieben, wurde jetzt zur erkannten Gewißheit; Major Lang, der Badenser, setzte seiner angebornen Feigheit die Krone auf, indem er dem Feinde als Spion und Verräther diente an der Sache seines Vaterlandes, als Verräther und Angeber gegen seine Landsleute, gegen seine Kameraden und Waffenbrüder.

Am 25. August kam der Befehl zur Auswanderung aus unserem Gefängniß in die für Aufnahme der Gefangenen neu hergerichteten Casematten im Fort A, Caralier I. Hier trafen wir fast sämmtliche Offiziere und Kriegsbeamten der Besatzung; drei große Räume, zwei obere und einer ebner Erde nahmen uns auf, über hundert Gefangene. Einige Bürger von Rastatt hatten ebenfalls hier freie Wohnung bekommen.

Das Leben wurde jetzt um Vieles lebhafter, und wenn auch das Zusammenseyn in größerer Anzahl hin und wieder seine höchst unangenehme Seite hat, so ist man doch bei der Verschiedenartigkeit der menschlichen Charaktere nicht nolens volens auf den alleinigen Verkehr von Mitgefangenen beschränkt, die unserer Natur ganz und gar zuwider sind, und ich glaube, nirgends kommen die widrigen Seiten eines Menschen so zur offenbaren Anschauung, als im Gefängnißleben. Unverträglichkeit, Arroganz, ungeselliges Benehmen werden bald alltägliche Dinge, der Zwang des Beisammenseyns und die gereizte Stimmung, in der sich die Mehrzahl in solcher Lage befindet, sind die natürlichen Ursachen, lassen aber auch bei Vielen Manches verzeihlich finden. Wenn aber Einzelne förmlich herrschen wollen, wenn sie hier, wo ein Jeder gleiches Recht hat, frühere Stellung geltend machen wollen, wenn sie ihren Mitgefangenen Zufälligkeiten der äußerlichen Lage speziell fühlen lassen wollen, so gränzt solches Gebahren an gränzenlosen Eigendünkel, es verräth selbst Beschränktheit des Geistes, und man ist froh, wenn man Gelegenheit hat, die Bornirtheit sich selbst überlassen zu können.

Der Leser wird sich fragen: wozu diese Abschweifung? und ich antworte ihm: das hier Ausgesprochene ist aus dem Erlebten geschöpft, da aber für das Publikum die Namen Derer, die sich getroffen fühlen würden, höchst gleichgültig sind, so möchte ich den Gegenstand nicht weiter ausspinnen. Vielleicht daß Einer oder der Andere diese Blätter doch einmal zur Hand nimmt und sich abgespiegelt findet, womit der Zweck dann erreicht ist.

Wir waren noch nicht zwei Tage in unseren neuen Lokalen, als der Festungskommandant dieselben inspizirte. Herr v. Weltzien, der auch auf seine Weise gegen die Gefangenen willfährig seyn konnte, wie wir gleich vernehmen werden, mußte an diesem Tage besonders guter Laune seyn. Er fragte nach Allem, sagte dann: daß gerechten Klagen stets Gehör gegeben werden und daß es nicht die Absicht seiner Regierung sey, daß wir gequält werden sollten. Wir ständen Alle unter dem Gesetze, seyen ihm verfallen und die Kugel vor'n Kopf könne Jeden treffen, es sey ihm aber christliche Pflicht, unsere Gesundheit erhalten zu wissen, auf daß wir nicht an Geist und Körper gänzlich geschwächt aus seiner Obhut die Untersuchungshaft verließen. Er befahl, im Hofe Tische und Bänke zimmern zu lassen und gestattete uns den Genuß der frischen Luft und der freien Bewegung ausdrücklich für den ganzen Tag.

Diese große Begünstigung machte freudige Gesichter, und wenn auch später einer oder der andere inhumane Wachtkommandant uns mit Kleinigkeiten quälte, z. B. daß im Hof nicht geraucht oder gepfiffen werden solle, so war das nur ein schnell vorübergehendes Uebel.

Zwei Fälle in dieser Zeit bewiesen uns indeß, daß solche Vergünstigungen nicht aus den allerchristlichsten Gefühlen hervorgegangen seyn mußten und daß Rücksichten anderer Art vielleicht im Spiele gewesen waren. Einem on dit zufolge war die Cholera auswärts ausgebrochen und in anderen Casematten Fälle von Cholerine vorgekommen; es hatten sich überhaupt die Krank-

Digitized by Google

heiten auf erschreckende Weise vermehrt, daß sogar einzelne Aerzte den ferneren Besuch gewisser Gefängnisse verweigert haben sollten, weil man ihre gesundheitlichen Anordnungen doch nicht ausgeführt hatte.

Eines Mittags, wir verzehrten gerade unser Mahl, hörten wir auf einmal sonderbare klägliche Töne in unserer Nähe; wir horchten, das Geschrei wiederholte sich und man vernahm jetzt deutlich in regelmäßigen Pausen den hellen Ton eines derben Schlags mit dem Stocke. Es konnte kein Zweifel mehr seyn, ein Gefangener wurde geprügelt, mit Stockschlägen gezüchtigt. Schaudernd in dem Gedanken an die Möglichkeit der Consequenzen, die sich hieraus ziehen ließen, legten wir unwillkürlich die Löffel auf den Tisch hin und ließen das Essen stehen. Wie wir vermuthet, so war es: ein Gefangener, der in einem zweiten Verhöre nicht hatte eine Angabe wiederholen wollen, die er schon im ersten Verhöre zu Protokoll ausgesagt hatte, war auf Befehl des Kommandanten zu 30 Stockschlägen verurtheilt worden.

Ueberhaupt machte sich unter den preußischen Soldaten zuweilen eine Inhumanität breit, die wieder sonderbar grell abstach von dem humanen Benehmen vieler ihrer Waffenbrüder. So kam es mehrere Male vor, daß Wachtposten Dies oder Jenes, z. B. das Pfeifen, plötzlich mit einem herrischen Verbote belegten und dabei die Drohung ausstießen, daß sie, im Falle des Nichtgehorchens, von ihrer Ordre Gebrauch machen würden, wonach sie das Verbot einmal nur mit Worten zu wiederholen brauchten, dann aber alsbald von der Schießwaffe Gebrauch machen würden. Daß einzelne Wachtposten von dieser ihrer Ordre ohne Weiteres wirklich Gebrauch machten, erlebten wir zu verschiedenen Malen.

(Schluß folgt.)

Ein Beitrag aus Appenzell zur Geschichte der Hinrichtungen.

St. Gallen, 4. Dec. Ich schreibe Ihnen heute unter dem Eindrucke einer entsetzenvollen Hinrichtung einen neuen Beitrag zur Beurtheilung derselben, der sich in der That den von Ihnen aus der „Times" entnommenen Boz'schen Betrachtungen genau anschließt. Das fürchterlichste Schauspiel, das sich denken läßt, ist soeben gewissermaßen unter unsern Augen an uns vorübergegangen: ein Mensch, der sich für sein junges Leben aufs Aeußerste wehrt, von der erbarmungslosen Gerechtigkeit unter und vermöge furchtbarer Anstalten zum Tode gebracht. Doch halten wir die Geschichtserzählung, wie wir sie aus den lebendigen Schilderungen tief erschütterter Augenzeugen zusammenzustellen vermögen, nicht länger zurück. Gestern wurde bei Appenzell, dem Hauptflecken des Kantons Appenzell-Inner-Rhoden, ein Mädchen Namens Koch wegen Mords enthauptet — unter Umständen enthauptet, welche diese Hinrichtung vielleicht zu der gräuelvollsten, die je mit dem Schwerte vollzogen wurden, stempeln. Im Laufe vergangenen Sommers war eine junge Bauerntochter erschlagen und ertränkt gefunden worden. Der Besitz von Silbergeräthen, welche derselben bei Lebzeiten unzweifelhaft zu eigen gewesen waren, führte bald die Spur auf jene Koch, welche jedoch im gütlichen Verhör den Verdacht so geschickt auf einen jungen Mann, ihren „Geliebten", zu lenken wußte, daß dieser auf Verweigerung des Geständnisses hin der Folter unterworfen ward (in unsern Bergen hat sich die Tortur neben vielen andern Justizgräueln bis auf den heutigen Tag fortgeerbt). Dieser, ein starker Bursche, bestand die Probe, wogegen dasselbe Mittel der schwächern Jungfrau sehr bald das (unzweifelhaft richtige) Geständniß ihrer That abzwang. Sie hatte, wohl hauptsächlich von Eifersucht bethört, ihr unglückliches Opfer unter heuchlerischer Freundlichkeit an einen Teich verlockt, dort durch einen Streich betäubt und die Ohnmächtige sofort im Teiche ertränkt. Nach erfolgtem Geständniß konnte es einem Zweifel nicht mehr unterliegen, daß der Mörderin das Leben werde abgesprochen werden. Sie wurde daher von der hiesigen Geistlichkeit fleißig besucht, um auf ihr nahes Ende vorbereitet zu werden. Allein die Unselige, weniges über zwanzig Jahre alt, konnte sich mit dem Gedanken, sterben zu müssen, so gar nicht vertraut machen, daß sie alle Tröstungen der Religion verzweifelnd von sich wies und erklärte, nicht sterben zu können. Der große Rath, gestern versammelt, um über Begnadigung oder Urtheils-Vollzug endgültig zu entscheiden, verwarf die erste und ordnete nach Landessitte auch ohne weitern Verzug die Hinrichtung an, zu welcher eventuell schon alle Vorkehrungen getroffen waren. Die dem Tode Geweihte nahm die Nachricht ihres Schicksals so auf, wie nach allem Vorhergehenden zu erwarten gewesen. Sie widersetzte sich den Bütteln, welche sie in den öffentlichen Schranken vor das hochnothpeinliche Gericht führen sollten, mit Aufbietung aller Kräfte, mußte daher von vier Männern aus der Gefangenschaft auf den Markt hinuntergeschleppt werden, und wurde dort bei fortgesetztem Widerstand unter herzzerreißendem Geschrei, welches die Vorlesung des Urtheils völlig unverständlich machte, auf einen Schlitten gebunden. Unter gleichem Tumult und Ablehnung alles Beistands eines Pfarrers ward sie nunmehr, nachdem der Stab über sie gebrochen worden, fortwährend betheuernd, daß sie nicht sterben könne und wolle, auf den Rabenstein geschafft, wo ein junger Scharfrichter sein „Meisterstück" an ihr verrichten sollte. Allein dies machten ihm die unablässigen, leidenschaftlichen, ja verzweiflungsvollen Bewegungen der Armen unmöglich, so daß endlich der Reichsvogt (auch diese uralt hergebrachte Benennung des Blutgerichtsvorsitzers hat sich selbst offiziell erhalten) an den Rath berichten mußte mit der Frage, was unter solchen Umständen zu thun sey. Der Bescheid lautete lakonisch: der Nachrichter solle sehen, wie er mit ihr fertig werde. Also neue Versuche, neues Sträuben und betäubendes Geschrei des Justizopfers, bis endlich ein alter grauer Mann hinzutrat, rathend, es sollte der Zopf der Unglücklichen um eine lange Stange gebunden, vermittelst derselben ihr Kopf straff emporgerissen, zugleich aber unten der Körper festgehalten werden. Gesagt, gethan! Unter solchen Anstalten ward im Jahre 1849 ein schwaches Mädchen glücklich enthauptet. Was soll man zu einer solchen Geschichte sagen? Soll man mit Boz vor Allem wenigstens darauf dringen, daß dergleichen empörende, entmenschende Schauspiele nicht, wie gestern geschah, vor vielen Tausenden jedes Alters und Geschlechtes aufgeführt werden? Oder soll man zur wahrlich nicht nöthigen Verstärkung dieses neuesten Warnungsexempels alle frühern von mißglückten Enthauptungen wieder hervorziehen? Oder endlich seinem entrüsteten Erstaunen Worte leihen, daß ein Rath (zumal ein katholischer) es wagt und über sich nimmt, einen Menschen ohne Bekehrung, ohne Trost, ohne alle Vorbereitung unter tumultuarischen Formen erbarmungslos hinrichten zu lassen? Ich gestehe, daß mir bei Anhörung solcher Erzählung die Haare gen Berge gestanden und die Worte im Hals erfroren sind. Und welche Rohheit muß dazu gehören oder dadurch erzeugt werden, wenn einem Todeskampf, wie der gestern ausgekämpfte war, während anderthalb Stunden zugeschaut werden kann! Gehört das vielleicht zur sittlichen Erziehung des Volks, oder kann ein derartiger Auftritt dazu dienen, seinen Abscheu vor dem Verbrechen zu vermehren? Zu einiger Genugthuung habe ich denn auch vernommen, daß sich alle nicht ganz allem Gefühl Abgestorbenen vielmehr mit Abscheu vor der Unmenschlichkeit menschlicher Satzungen hinweggewendet haben. Braucht es, um aus diesem neuen und erschütternden Beitrag zur Geschichte der öffentlichen Hinrichtungen eine Geschichte zu machen, wohl geeignet, das Blut im Herzen zu erstarren und Gesetzgeber aus ihrer schauderhaften Indolenz aufzuschrecken, noch des Beisatzes: daß der

Digitized by Google

unschuldig gefolterte Jüngling in einen Zustand sich versetzt sieht, der seine Wiederherstellung billigen Zweifeln unterstellt! Machen Sie, wenn Sie wollen, zu diesem Aufsatz die Ueberschrift: „Ein Stück Kultur des neunzehnten Jahrhunderts!“

(Augsb. Allg. Ztg.)

Mannichfaltigkeiten.

Das deutsche Volk hat die Ehre, daß man es das bescheidenste von allen Nationen nennt, eine Ehre, die, aufrichtig gesprochen, nichts werth ist! Der Engländer, der Franzose, der Russe ꝛc. machen auf solche Ehre keinen Anspruch; sie sind stolz, achten den Deutschen eigentlich nicht, und bilden sich ein, mehr zu seyn, als der Deutsche. Sobald der Deutsche von dem Gefühl der deutschen Nationalität erst durchdrungen ist, dann wird jene belobte Bescheidenheit auch zu Ende seyn; wird der Deutsche erst stolz auf sein Deutschthum, ist erst die Uebersetzung des Preußenthums in das Deutschthum erfolgt, dann sind wir der so lange und sehnsüchtig herbeigewünschten Einigkeit und Einheit sicher.

(Elberf. Ztg.)

Frankfurter Theater.

Die Schule der Verliebten. — Die Rückkehr in's Dörfchen.

An den Abenden des 7. und 8. d M. sind die eben genannten zwei Lustspiele als Novitäten auf unsere Bühne gebracht worden. Wenn wir den Standpunkt der Kritik behaupten und mit ihrem Maßstabe messen wollen, was sollen und was können wir zu Gunsten dieser Stücke sagen? Es wird jederzeit eine Unmöglichkeit bleiben, diejenigen Anforderungen, welche die Regeln des geläuterten und nach klassischen Mustern gebildeten Geschmackes stellen, mit denjenigen in Einklang zu bringen, welche das größere, vorherrschend schaulustige Publikum und demnach das Bedürfniß des laufenden Repertoirs machen. Stücke der letzteren Gattung sollte man einer kritischen Untersuchung gar nicht unterziehen, denn sie werden und können vor diesem Forum nicht Stich halten und entbehren meistens zu sehr aller jener Eigenschaften, die ein dramatisches Werk von höherer Bedeutung bedingen. Man müßte hier immer wieder auf die alten Redensarten von „bühnengerecht, effectvoll, unterhaltend, dankbar für den Darsteller, pikant“ u. s. w. zurückkommen. Größere Concessionen lassen sich nicht machen und will man einmal regelrecht beurtheilen, so hat man den größten Theil unserer Bühnennovitäten fast unbedingt zu verwerfen. Wie gesagt, die meisten dieser Ephemeren dürfen nicht von einem höhern Standpunkte aus betrachtet, sondern können nur der Gunst des Augenblickes gut geschrieben werden. Es dürfte daher am besten seyn, nicht zu kritisiren, sondern nur über den sogenannten Bühnenwerth und über den Erfolg von derartigen Neuigkeiten zu berichten. So hätten wir denn zu referiren, daß K. Blum's nach einem älteren englischen Lustspiel von Sheridan bearbeitete „Schule der Verliebten“ sehr gefallen und allgemeine Heiterkeit erweckt hat. Das neue Stück wird noch öfters wiederholt werden müssen, noch manchen anspruchslosen Theaterfreund erheitern und der Kasse noch manchen Vortheil bringen; wann es dann Jung und Alt gesehen hat, dann wird es ausgelebt haben und einer andern Novität Platz machen. Die hier zu Grunde liegende Idee, daß Liebe durch Eifersucht erhalten und genährt wird, hat aufgehört neu zu seyn, nachdem sie in hundert Lustspielen benutzt und exploitirt worden ist. Weiteres läßt sich in dieser Schule der Verliebten nicht lernen. Eben so verbraucht sind die Charaktere, sowie die Situationen, und nur die Karten der Verwickelung sind etwas anders gemischt. Uebrigens werden hier drei Paare zum glücklichen Ziele geführt und das ist genug für einen Abend. Auch fehlt es dem Stücke an den herkömmlichen Effecten und an der Lebendigkeit des Bühnenelementes nicht, und es wäre ungerecht, wenn man ihm den Vorwurf, langweilig zu seyn, machen wollte. Die drei Hauptpersonen des Stückes sind Rustica (Fräul. Hofmann), ein liebenswürdiges, aber ungezogenes und übermüthiges Naturkind, das in einem Athem lacht und weint, zürnt und verzeiht, schmollt und sich wieder versöhnt, ihren Geliebten insultirt, ihn einen dummen Jungen über den andern heißt und dann wieder für ihn schmachtet, — ferner Jobst (Hr. Schneider), ein ebenfalls höchst liebenswürdiger, aber eben so einfälliger Naturfohn, ein wahres Musterbild von Naivetät und theatralischer Gutmüthigkeit, dem von den Launen seiner Geliebten gar übel mitgespielt wird, und endlich Zacharias Edler von Lieberkühn (Hr. Reger), ein alter Geck, der von aller Welt gefoppt und am Ende mit langer Nase abgefertigt wird. — Das Publikum amüsirte sich weidlich und recht nach Herzenslust und von der Kritik wäre es unverantwortlich, wenn sie ein saueres Gesicht machen und ihm seinen Spaß verderben wollte. — Fräul. Hofmann, sowie die Herren Schneider und Reger waren mit ihrer Aufgabe vollkommen im Reinen und wußten sie so zu lösen, daß ihnen reichlicher Beifall nach Verdienst gespendet wurde.

Von der zweiten Novität — „Die Rückkehr in's Dörfchen“ von K. Blum — haben wir im Allgemeinen dasselbe zu sagen. Sie gehört derselben Gattung von Stücken an, ist aber weniger pikant und belebt. Auch hier haben drei Rollen, die des Hans (Hr. Caspari), Susanne (Fräul. Hofmann) und Heinrich (Hr. Meinhold) für die Erheiterung der Zuhörer zu sorgen und je nachdem sie dieses mehr oder minder vermögen, wird das kleine Liederspiel mehr oder weniger ansprechen. Der Beifall war eben nicht einstimmig, obwohl die genannten Darsteller das Ihrige thaten, die Piece zur Geltung zu bringen. Eines kurmärker-pikardischen Erfolges wird sie sich nicht zu erfreuen haben.

W.

Korrespondenz.

Darmstadt, 8. Dec.

Unsere Stadt ist seit kurzem um ein vorzügliches musikalisches Talent ärmer geworden. Am 24. Nov. starb, nach längerem Leiden, Hr. Ludwig Spamer, Musikdirektor des unter seiner Mitwirkung im Frühling 1843 gegründeten Gesangvereins „Harmonie“, welchem er bis zu seiner letzten Krankheit mit dem kunsteifrigsten Streben in einer Weise vorgestanden hatte, daß der Vereinszweck in der erfreulichsten Weise erreicht, insbesondere aber der Chorgesang sehr ausgebildet wurde. In den Abendunterhaltungen, deren dieser Verein in der schönen Jahreszeit und im Winter mehrere hat, hörte man manches schöne Lied, welches er componirt hatte. Die Liedercomposition beschäftigte ihn nicht allein; er hatte die Theorie der Musik sich in dem Grade zu eigen gemacht, daß er, ohne Selbstüberschätzung seiner Kräfte, die Lösung höherer musikalischer Aufgaben unternehmen durfte. In letzterer Beziehung erwähnen wir der von ihm componirten Oper „Lidussa“, welche, schon längst vollendet, bis jetzt noch nicht zur Aufführung gekommen, aber nach dem Urtheile von Kennern, viele Schönheiten enthalten soll. Des Verewigten Leichenfeier, die am 27. Nov. Nachmittags stattfand, bekundete in recht augenfälliger Weise die Achtung, welche er im Leben genossen hatte. Der ganze zahlreiche Verein „Harmonie“, mit dem Vorstande an der Spitze, bildete den Trauerzug, welchem sich noch viele andere Personen, die dem Verstorbenen im Leben näher gestanden, oder ihn blos seinem Rufe nach kannten, angeschlossen hatten. Ihm, dem die Macht der Töne im Leben über alle Widerwärtigkeiten hinüber geholfen hatte, lächelte noch bei seiner Grablegung die himmlische Muse der Musik in ergreifenden elegischen Klängen, welche die Wehmuth über den früh Entschlafenen bis zum tiefempfundenen Schmerze steigerten. Instrumental- und Vocal-Musik, unter dieser der Chorgesang des Vereins, wie auch eine ansprechende Rede des Hrn. Stadtpfarrers Stücker, vollendeten eine Trauerfeierlichkeit, welche der unverkennbare Ausdruck der innigsten Theilnahme an dem Hintritt eines verdienten Künstlers und achtbaren Mitbürgers war. Zu Weilburg geboren, wurde Ludwig Spamer der Kunst und seinen Freunden zu früh entrissen: er starb in einem Alter von 46 Jahren.

Dr. D.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 11. Dec. (Zum ersten Male wiederholt): Die Schule der Verliebten, Lustspiel in 5 Aufzügen von Karl Blum.

Mittwoch, 12. Dec. (Zum Vortheil des Hrn. Chrudimsky und neu einstudirt): Fra Diavolo, oder: Das Gasthaus zu Terracina, komische Oper in 3 Abth. aus dem Französischen, Musik von Auber. Zerline: Frau Mathilde Marlow, vom Hoftheater zu Darmstadt. Die in der Oper vorkommende Militärmusik wird durch das Musikcorps des preuß. 8. Kürassierregiments ausgeführt. Zum Schluß: Konzert, in welchem obiges Musikcorps mehrere Piecen mit vollständiger Blechmusik vortragen wird. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 296. **Mittwoch, den 12. Dezember** **1849.**

Die Rose des Nordens.

(Romantische Erzählung aus dem Holländischen des W. Kers. Uebertragen von Gottfried Overmann.)

(Fortsetzung.)

II.

In einem großen Treibhause, wohin alle edeln Gewächse, welche nie in freier Luft gedeihen können, und überhaupt alle Blumen und Blüthen frühzeitig vor der rauhen Jahreszeit geflüchtet zu seyn schienen, um lieber hier ein künstliches Leben zu genießen, als gleich oder doch bald zu sterben, — in diesem Gewächshause saß zur Zeit des obigen Ereignisses ein schönes Mädchen. Sie war die einzige Tochter des Gouverneurs von X.

Dieser wollte, als der Krieg ausbrach, sein geliebtes, einziges Kind nach Petersburg, wo sie sonst den Winter verlebten, zu ihrer künftigen Schwiegermutter senden; allein die Tochter beharrte standhaft bei dem Enschlusse, den Vater nicht zu verlassen, und dieser konnte sie nicht begleiten, da er, als Gouverneur der Provinz, in jener unruhigen Zeit durchaus auf seinem Posten bleiben mußte. Auch wollte er nicht gerne sich während des Krieges von seinen ausgedehnten, fast fürstlichen Besitzungen entfernen, wie so Viele seines Gleichen gethan, denn beinahe alle Vornehmen, welche nicht durch Pflichten ihres Amtes zurückgehalten wurden, begaben sich mit ihren Familien nach Petersburg, und sammelten sich hier, um in der Nähe des Thrones Schutz zu suchen.

Paulowna wußte sehr wohl, daß ihr Vater, ungeachtet des beruhigenden Bewußtseyns ihrer größeren Sicherheit, dennoch mit Sorge ihrer gedenken würde, und was konnte auch während ihrer Trennung nicht Alles sich ereignen? Nein, lieber wollte sie Alles mit erleben, als darüber in quälender Unruhe schweben; dabei hoffte sie auch, ihren Verlobten, welcher ebenfalls mit zu Felde gezogen, hier öfters zu sehen, als sie es in der Hauptstadt erwarten durfte — kurz: Vater und Tochter blieben zusammen; der alte Herr ward durch sein Amt, Paulowna in zweifacher Rücksicht durch ihr Herz hier zurückgehalten.

Ganz einsam waren sie übrigens auch hier nicht, denn die Stadt, in welcher der Gouverneur eigentlich wohnen mußte, lag dem Schlosse sehr nahe, und nur diese Nähe machte es möglich, letzteres mit seinem Amts-Personal bewohnen zu können, und es zum Mittelpunkte der Geschäfte zu machen. Wie wenig sie nun auch Verkehr in der Stadt pflogen, so gab es doch Menschen in ihrer Nähe.

Freudig und mit Wohlgefallen schienen die Blumen des Gewächshauses die schöne Jungfrau zu umblühen, und diese schaute auch oft heiteren Blickes auf den künstlichen Frühling um sich her, dann aber auch wieder um so eifriger durch ein prachtvolles, mit kostbaren Edelsteinen geschmücktes Fernrohr, das sie häufig in Gebrauch setzte. So oft es von ihrem großen Auge niedersank, umwölkte sich ihr Blick, und es war zweifelhaft, ob ihr Auge von irgend einem Gegenstande geblendet, oder ob eine innere Gemüthsbewegung jene Wolke herbeiführte.

Eine Weile ging sie dann wieder an ihren Stickrahmen oder schmeichelte den Papageien, deren Käfige manchmal geöffnet wurden, und die hier frei umherflogen und bald auf den großblätterigen Stauden, wie in ihrem Vaterlande, bald auf Paulownen's Schultern sich wiegten oder sie umflatterten, gleich einer schönen Frühlingsblume, zu der sie stets zurückkehrten.

Im Hintergrunde erblickte man auf einem reichgestickten Scharlachkissen in halb sitzender, halb liegender Stellung einen Jüngling in türkischer Tracht; doch nicht blos diese, sondern sein ganzes Wesen bezeichnete den Orientalen. Seine Gestalt und seine Züge waren regelmäßig, ja vollkommen schön; für den Augenblick schienen sie jedoch, gleichsam aus stolzer Bequemlichkeit, fast geistlos. Die hohen tropischen Gewächse, unter denen er ruhte, schienen mit ihren stolzen, blätterreichen Zweigen völlig zu ihm zu gehören. Gleichgültig sah er um sich und pflegte blos der Ruhe; nur zuweilen ergriff er, wiebei seinen heimathlichen Spielen, einen neben ihm liegenden Bogen, spannte ihn langsam, und der bunt bemalte vergoldete Pfeil flog gegen eine kleine Scheibe, die am andern Ende des langen Treibhauses, von Blättern und Blumen umgeben, wie in einem Kranze hing. Ein kleiner Knabe, dessen Mulattengesicht in der Zwischenzeit mit nichtssagendem Ausdruck durch die Glasscheibe gaffte, sprang dann mechanisch hinzu, mit einem rothen Fähnchen winkend, je nachdem der Schuß gelungen. Der Pfeil flog immer dicht an der jungen Dame vorüber; doch die russische Jungfrau zeigte nicht die mindeste Besorgniß, auch erschrack sie nicht, wenn der Türke das Weiße mit Geräusch traf. Zuweilen blickte sie dann wohl mit fast mitleidigem Lächeln auf den Schützen, der gewöhnlich schnell wieder gleichgültig mit den übrigen Pfeilen spielte, wie es während der Zwischenpausen seine Gewohnheit war.

„Ach!" seufzte sie endlich, „er sehnt sich wieder nach seinem Vaterlande, nach dessen reich geschmückten Fluren und seinem glühenden Himmel, und muß hier in unserm rauhen Rußland als Gefangener weilen!"

Die Töne dieser wohlbekannten Stimme erregten die Plauderlust der Papageien. Von einer hohen Palme flatterten sie hernieder und riefen ziemlich mißtönend die Lieblingsworte ihrer Gebieterin: „Faromir kommt! Faromir kommt!"

Paulowna sprang erfreut empor, unwillkürlich das Fernrohr erfassend, doch bald rief sie dem jungen Türken zu: „Ich bitte Dich, Omar! komm' her und sieh einmal; denn wenn Dein Auge eben so scharf als funkelnd ist, so mußt Du unterscheiden können, was sich dort in der Ferne bewegt; und auch Du, Kleiner," setzte sie lebhaft hinzu, ungeduldig mit einem Tuche winkend. „Michalowitsch, komm' doch her und schaue

Digitized by Google

'mal, Dein jugendliches Auge sieht weit, und dem meinigen traue ich nicht viel."

(Fortsetzung folgt.)

Rastatter Casematten-Erzählungen eines Freigewordenen.

(Schluß.)

Unserem Gefängniß gegenüber sahen wir täglich einen armen Gefangenen, unter starker Aufsicht seinen einsamen Spaziergang machen; der junge Mann sah so bleich und abgehärmt aus, in seinen dunkeln Augen aber glühte ein wunderbares Feuer, als wolle er damit sagen: meine innere Kraft ist nicht gebrochen. Es war Jansen aus Köln, der, schon einige Zeit vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilt, an die königliche Gnade appellirt hatte; trauriges Loos, mit dem steten Gedanken umher gehen zu müssen: morgen vielleicht schon bist du nicht mehr! — Jetzt, nachdem diese Zeilen schon geschrieben, weiß das Publikum, daß Jansen im November doch noch, nebst zweien Anderen, Berniger und Schrader, erschossen worden. Ist das nicht haarsträubend und entsetzlich? Fast über acht Wochen läßt die Gerechtigkeit einen zum Tode Verurtheilten, mit diesem Urtheile in seiner geängsteten Brust, einsam leben in der elenden Zelle eines düsteren Gefängnisses! — Solche Strafe ist grausam.

Die Verhöre schritten jetzt — Anfang September — rascher vorwärts und täglich hörte man von neuen Verurtheilungen. Aus unserer Mitte wurde der Artillerieoffizier Scholderer auf 5 Jahre nach Kieslau abgeführt, seine Verurtheilung hatte auf 10 Jahre Zuchthaus gelautet, allein viele Umstände, die allzugünstig für den wirklich braven und gesinnungstüchtigen jungen Mann gesprochen, hatten das Ministerium bewogen, dieses offenbar harte Urtheil des Gerichts in 5jährigen Festungsarrest in Kieslau umzuwandeln. Scholderer war zur Zeit der ersten Aufstände in Rastatt Derjenige gewesen, der mehreren badischen Offizieren das Leben gerettet gehabt mit Gefahr seines eigenen, und dennoch hatte der Staatsanwalt geglaubt, die Richter darauf aufmerksam machen zu müssen, daß sie das Gefühl, was dieselben im Hinblick auf solche edle That etwa günstig für Scholderer stimmen könnte, zu unterdrücken hätten; Gefühle könnten hier kein Urtheil sprechen, der Buchstabe des Gesetzes gelte allein für sie, Scholderer sey ein thätiger Aufständischer gewesen und das Gesetz spreche hier den Tod aus, oder, wenn es nachsichtig seyn wolle, mindestens 10 Jahre Zuchthaus, worauf er aus Rücksichten dann auch antrage, und man verurtheilte Scholderer auf 10 Jahre Zuchthaus.

So wird im Jahre 1849 nach Christi Geburt, in christlichen Landen, unter christlichen Herrschern, von christlichen Richtern gesprochen und geurtheilt!

Wenn die kalte Besonnenheit keine Mäßigung, keine Rücksicht und kein Erbarmen kennt, wie will man sich wundern, wenn im Toben der Leidenschaften, in Augenblicken allgemeiner Gefahr und Aufregung das Volk nicht immer im ruhigen Gleise der Duldung und Nachsicht bleibt.

Hier ist es am Platze, hier will ich es aussprechen, was ich von Hunderten hundertfach aussprechen gehört, wenn wir allein saßen und uns gegenseitig die Schamröthe wegschwatzen wollten, die an der Stirne aufstieg, wenn wir der Uebergabe von Rastatt gedachten und stille eine Thräne erdrückten im Auge, die hervordrang aus herzlichem innigem Mitleide mit den unglücklichen Verurtheilten, unserer armen Schicksalsgefährten. Mit einem Zauberschlage, wie in einem Märchen, die gefangene Besatzung Rastatts plötzlich wieder frei gemacht und wieder Herren der Festung, und die Preußen wieder vor den Thoren, und erleben würde Deutschland und die Welt, daß nicht Feigheit herrschte in Rastatt, sondern Verrath und abermals Verrath, der sie Alle bethört hatte, sehen würde Deutschland, wie die Besatzung sich schlagen würde bis auf den letzten Mann, ehe sie so schimpflich sich dem Erzfeinde ihres Glaubens in die Hände überantwortete.

Jacoby von Mannheim, Artillerieoffizier, nahm auch eines Tages Abschied von uns, um nicht wiederzukehren, er wurde zum Tode verurtheilt und starb noch am selben Abend. Um diese Gunst hatte er gebeten. Sein größtes Verbrechen war seine Thätigkeit bei der Beschießung von Niederbühl.

Wenn man alle Diejenigen auf dieser Erde erschießen wollte, die im Kriege, früher oder jetzt, Dörfer und Städte in Brand geschossen haben, ich glaube, man würde viele Menschen und viele Namen zu erschießen haben. Aber so geht es auf unserer runden Erde bunt zu, was oben recht ist, ist unten unrecht, umgekehrt ist der Satz nicht anzuwenden, er verliert alsdann seine Basis, seine Wurzel. —

Ich komme zum Ende. Mitte September, eines schönen Morgens plötzlich — das Datum wird für den Leser wohl gleichgültig seyn — wurde ich in die Stadt zur Kommandantur abgeholt, mit dem Bedeuten, ich werde wahrscheinlich entlassen werden und sollte daher meine Habseligkeiten alsbald mitnehmen. Leider hatte ich nichts einzupacken, und so sagte ich denn meinen armen Leidensgefährten ein schnelles herzliches Lebewohl und wanderte von ihren Wünschen und Blicken begleitet mit der Wache zur Stadt in die Kommandantur.

Dort traf ich noch mehrere Gefangene, die ein gleiches beneidenswerthes Loos getroffen.

Nach einer kürzeren Strafrede — Hr. v. Weltzien konnte sich diesen Genuß nicht versagen — erfuhren wir, daß wir nach Ansicht der Verhörsakten entlassen werden sollten und daß wir per Zwangspaß in unsere Heimath zu reisen hätten. Auf unsere Reklamationen, wegen der uns abgenommenen Baarschaften u. dgl. mit Hinweisung auf unsere Aeußerlichkeit, wurde uns bedeutet, daß über die Verwendung dieser Gelder von der Regierung noch keine Bestimmungen erlassen wären, es ließe sich aber annehmen, daß sich der Staat, Behufs seiner nothwendigen Entschädigung, höchst wahrscheinlich an diese Gegenstände halten werde; ob man mehr oder minder gravirt erscheine, das influire nicht darauf, es sey der Einzelne ein Glied der Kette, Einer für Alle und Alle für Einen; übrigens sollten wir uns gratuliren, daß wir keine Kugel vor'n Kopf gekriegt hätten und von Reklamationen abstehen, vielmehr machen, daß wir fortkämen und uns ja nicht wieder sehen lassen.

Mit großer Mühe redete ich meine Kleidungsstücke heraus, ohne die ich nicht gegangen wäre, und nachdem ich das nothdürftige Reisegeld in Rastatt in aller Eile — nicht eine Viertelstunde Aufenthalt war erlaubt — bei einem Bekannten geborgt hatte, trollte ich in Begleitung eines Gensd'armen zur Eisenbahn und erst, als ich im Waggon saß, erst als der Zug sich in Bewegung gesetzt und ich die Wälle von Rastatt mit all' ihren inneren Schauerlichkeiten weit hinter mir hatte, athmete ich frei auf, fühlte ich mich frei, glaubte ich an das Ereigniß, das mir noch immer wie ein Märchen, wie ein Traumbild vorgekommen.

Hiermit schließen wir die vorstehenden Skizzen. Da sich dieselben einer günstigen Aufnahme zu erfreuen gehabt haben und die Unparteilichkeit des Verfassers nach allen Seiten hin Würdigung gefunden hat, so beabsichtigt derselbe, seine Mittheilungen auch durch den Buchhandel in noch weiteren Kreisen zu verbreiten. Er dürfte zu diesem Behufe um so eher einen Verleger finden, als die Redaktion dieser Blätter sich veranlaßt gesehen, bei dem von ihr veranstalteten Abdruck des Manuskriptes Manches nur abgekürzt vorzuführen oder auch ganz wegzulassen, was ihr zur journalistischen Mittheilung nicht

Digitized by Google

geeignet erschien. Der vollständige Abdruck des Manuskriptes wird demnach nicht überflüssig, sondern in mancher Beziehung von Interesse seyn. Die Redaktion.

Die Katastrophe in Ungarn.

(Original-Bericht von Ludwig Kossuth aus Widdin.)

Schon vor einiger Zeit brachte die Breslauer Zeitung in einer Londoner Korrespondenz von einem ungarischen Emigranten die Mittheilung, daß ein Bericht Kossuth's an die Emigranten in London über die Katastrophe in Ungarn eingegangen wäre, und daß einer der Emigranten diesen Bericht in deutscher Sprache herausgeben werde. Wir haben dem Erscheinen dieser Schrift mit Spannung entgegengesehen. Ein Originalbericht von Kossuth über jene Katastrophe des 13. August, über jene Unterwerfung Görgey's, deren Kunde die Welt in Staunen setzte, die man weder begreifen noch glauben konnte, und die, als sie sich vollkommen bestätigte, noch immer die Zweifel zurückließ, ob sie ein Akt der Verrätherei oder die letzte Nothwendigkeit einer verlorenen Revolution gewesen ist! Bei der großen Entfernung, in der wir uns von dem Schauplatz des großen Drama's befanden und bei der Unlauterkeit der Nachrichten waren jene Zweifel eine ganz natürliche Erscheinung und außerdem trugen noch die divergirenden Parteistandpunkte dazu bei, das geschichtliche Ereigniß mit einem dunkeln Schleier zu umhüllen. Vier Monate sind seit jener Katastrophe verflossen, ohne daß wir jedoch etwas Authentisches über die letzte Ursache derselben erfahren hätten. Die vorliegende Schrift, aus der Feder des Mannes geflossen, der die Seele der ungarischen Revolution gewesen, gibt uns endlich die längst gewünschte Aufklärung und ist auch noch in mancher andern Beziehung als ein höchst gewichtiges Geschichtsdokument zu betrachten. Wir wollen nun im Nachstehenden die Hauptmomente des Berichtes den Lesern mittheilen.

Der Herausgeber des Kossuth'schen Berichtes bemerkt in dem aus London, 23. Novbr. datirten Vorworte, daß in den ersten Tagen des October ein Engländer aus Widdin angekommen, der Pulsky einen Brief von Casimir Batthyani überbracht, in welchem dieser anzeigte, Kossuth habe ein langes, ausführliches Schreiben an ihn sicheren Händen anvertraut; dasselbe langte jedoch erst vor einigen Tagen an, und enthielt den Bericht, von Kossuth's eigener Hand in ungarischer Sprache geschrieben. Er übergebe nun diesen Bericht dem deutschen Publikum in treuer Uebersetzung, mit Hinzufügung einiger erläuternder Noten. Die Echtheit des Berichtes zu bezweifeln, dazu haben wir keine Veranlassung, eben so wenig aber kann man die Bürgschaft dafür übernehmen, da der Herausgeber es für gut befunden hat, seinen Namen zu verschweigen. Daß er der radikal-revolutionären Partei unter der Emigration angehört, ist aus den Noten zu ersehen, in denen er über Kossuth selbst strenges Gericht hält.

Das Schreiben Kossuth's ist datirt „Widdin, am 12. September" und gerichtet „an die Gesandten und politischen Agenten in England und Frankreich." — „Unser armes unglückliches Vaterland ist verloren, — so beginnt das Schreiben — es fiel nicht durch die Stärke des Feindes, sondern durch Verrath und Niederträchtigkeit. O, daß ich das erleben mußte und noch nicht sterben darf! Ich habe Görgey aus dem Staube erhoben, damit er sich unsterblichen Ruhm, dem Vaterlande die Freiheit erringe. Und er ward Ungarns feiger Henker!" — Hiermit ist gleich von Anfang herein jeder Zweifel über die Ursache der Katastrophe gehoben. Görgey war ein Verräther! Allein über die Motive dieses Verrathes, über den Preis, um den er sein Vaterland verrathen, darüber erfahren wir so gut wie Nichts. Längst schon, sagt Kossuth, ward Görgey von Vielen beschuldigt, daß er anmaßend nach der Diktatur strebe. Er, Kossuth, habe ihn darauf wiederholt angefragt, es ihm aufrichtig zu sagen, wenn er nach der höchsten Macht strebe; er selbst wolle ihm alsdann eine Partei bilden, aber eine Partei, welche das ganze Land seyn soll. Er sey gern bereit, ihm den Kranz der Macht zu übergeben, der für ihn nur eine Dornenkrone sey, die selbst mit ihrem Ruhme ihn nur ängstige und drücke. Allein Görgey habe stets mit Schwüren betheuert, daß er nach keiner Macht strebe, und sich, wie Kossuth, nach dem Privatleben sehne. Gleich hier bemerkt der Herausgeber, daß diese Nachgiebigkeit Kossuth's als eine der vorzüglichsten Ursachen der späteren trauervollen Ereignisse betrachtet werden müsse; es habe Kossuth bei allem Seelenadel und aller Selbstverleugnung an jener Charakterstärke und Entschlossenheit gefehlt, die allein eine Revolution durchzuführen vermögen. — Im Lager selbst bildete sich eine Camarilla, so daß Aristokratismus und Volksfeindlichkeit immer tiefere Wurzeln im Heere schlugen. Kossuth sagt, jetzt bestimmt zu wissen, daß diese Camarilla von Görgey selbst ausgegangen sey. Damals habe er sich aus dieser soldateskaartigen Camarilla nicht viel gemacht, da er aus Erfahrung wußte, daß, so lange die Gefahr währt, die Gemeinsamkeit derselben vor allen Parteispaltungen schütze, und werde diese vorüber seyn, er durch seinen Rücktritt jedes Zerwürfniß zu beseitigen beabsichtigte. — So standen die Dinge nach den Siegen von Izsaszegh, Waitzen und Szolo, und Kossuth hielt Ungarn für so stark, selbst die Russen zu besiegen, oder doch wenigstens den Kampf so lange hinzuziehen, bis die europäische Diplomatie im Interesse des Friedens von Europa gezwungen wäre durch eine Dazwischenkunft zu einem für Ungarn ehrenvollen Frieden zu verhelfen. Allein Görgey verstand nur zu siegen, doch nicht den Sieg zu benutzen; nach jedem Siege ruhte er aus, wie Hannibal bei Cannae. Jeder seiner Siege war ein taktischer, doch keiner hatte ein strategisches Resultat. Der Sieg von Komorn am 26. April, sagt Kossuth, konnte eine Schlacht von Marengo werden, wenn Görgey das drei Stunden vom Kampfplatz unthätig stehende Armeekorps Gaspars in den Kampf gezogen und den Feind verfolgt hätte. Doch benutzte er seinen Sieg nicht, sondern gönnte Oesterreich Zeit zur russischen Intervention. Kossuth hielt das damals an Görgey für einen Fehler, doch wollte er ihn der Armee entziehen, so hieße das ihr auch das Siegesbewußtseyn rauben; so unbegränzt war die Anhänglichkeit des Heeres an Görgey.

(Schluß folgt.)

Mannichfaltigkeiten.

Eine marmorne Büste des viel beweinten und betrauerten Mendelssohn ist vorige Woche vor dem Orchester der Musik-Halle in Birmingham aufgestellt worden.

Ludwig Tieck hat seine auserlesene Bibliothek, deren Katalog 7930 Nummern enthält, an den Buchhändler Asher für 7000 Thlr. verkauft.

(München, 6. Dec.) Ein offizieller Ausweis über den Verkehr der königl. bayerischen Eisenbahnen im October, dem ersten Monate seit Eröffnung der ganzen Bahnstrecke von München bis Hof, ergibt folgende Ziffern: 112,326 Personen, 187,831 Centner Frachtgüter und 177,192 Gulden 29 Kreuzer Einnahme. Man sieht daraus, wie erfreulich der Verkehr in Personen und Gütern steigt.

(Helgoland, Ende Nov.) Zwei vor mehreren Tagen vom Fischfang heimkehrende Helgolander entdeckten in der Nähe der Insel Etwas, das sie anfänglich für ein Wrack hielten, bald

Digitized by Google

jedoch als einen treibenden todten Wallfisch erkannten, den sie sofort in Sicherheit brachten. Die ganze Länge des Fisches betrug 75, die Höhe 18 Fuß, die Länge des Kopfes 17, die Höhe 12 und die Breite desselben 7 Fuß. Vom vierten Theile der Zunge allein wurde ein Orhoft Speck gewonnen.

(London.) New-Yorker Briefen zufolge hatte Theaterdirektor Bennet Jenny Lind für zweihundert Vorstellungen engagiren wollen, und ihr für eine jede 1000 Dollar geboten. Als Garantie seiner Kontrakterfüllung will er selbst 10,000 Pfd. St. bei Londoner Bankiers hinterlegen. Ueberdies bietet er ihr eine Equipage und Bestreitung aller ihrer Unkosten bei den Vorstellungen an.

Johanna die Erste von Neapel,

von Scharff v. Scharffenstein.

Frankfurt a. M.

In den nächsten Tagen wird auf der hiesigen Bühne das hier genannte Drama zur ersten Aufführung kommen. Es ist nach dem Französischen des H. Romand frei bearbeitet und verdient in unserer Mitte um so freundlicherer Beachtung, als Hr. Scharff, ein junger und strebender Dichter, unser Landsmann ist und einer hiesigen sehr geachteten Familie angehört. Genanntes Drama wurde bereits auf dem Stadttheater in Düsseldorf zwei Mal, auf dem Hoftheater in Hannover drei Mal aufgeführt und ist jetzt auch in Dresden zur Vorstellung angenommen worden. Den historischen Hintergrund desselben bildet die Geschichte der Johanna I. von Neapel. Diese Königin, aus dem Hause der Anjou, lebte um 1360. Ihr Gemahl, Andreas von Ungarn, dem in Ungarn regierenden Zweige der Anjou entsprossen, wurde von ihren Günstlingen, wahrscheinlich auf ihre Veranlassung, ermordet. Das Volk von Neapel zeigt noch am halbverfallenen älteren Königspalaste das Fenster, wo der unglückliche Gemahl der Johanna I. herabgestürzt worden seyn soll. Sie selbst regierte mit Kraft und Milde, vermählte sich jedoch nicht zum zweiten Male, obwohl dies der Wunsch des Volkes war, und starb geachtet und geehrt, nachdem sie Alles aufgeboten, um durch eine gute Regierung das ihr zur Last gelegte Verbrechen vergessen zu machen. Ein Kunstfreund, welcher der unlängst in einem hiesigen Privathause stattgehabten Vorlesung der Johanna von Neapel beigewohnt hat, berichtet, daß die Dichtung fesselt, die Spannung von Akt zu Akt steigert und durch ihren Ausgang überrascht.

Literatur.

Das deutschkatholische Glaubens-Bekenntniß, erläutert in einer Reihe von Predigten von Franz Jakob Schell. (München, 1849, bei Georg Franz.) Beurtheilt von Pfarrer Heribert Rau.

Ein Punkt in unseren allgemeinen Grundsätzen und Bestimmungen lautet: „Wir stellen der Kirche und dem Einzelnen die Aufgabe, den Inhalt unserer Glaubenslehren zur lebendigen, dem Zeitbewußtseyn entsprechenden Erkenntniß zu bringen!“ Ist dies nun vor allen Dingen bei jedem denkenden Menschen eine Aufgabe, deren Lösung von Innen heraus bewirkt werden muß, so darf es doch auch nicht an äußeren Veranlassungen fehlen, um eine solch' lebendige, dem Zeitbewußtseyn entsprechende Erkenntniß bei der Masse hervorzurufen. Dieser Aufgabe nun, hat — unserer Ansicht nach — Dr. Prof. Schell in dem oben gedachten Werke trefflich entsprochen. In einer Reihenfolge von bis jetzt dreizehn Predigten setzt der Verfasser den Inhalt des deutschkatholischen Glaubensbekenntnisses aus einander und schildert mit ergreifender Wahrheit und der ihm eigenthümlichen Klarheit, Kraft und Ruhe die Stärke des Gegensatzes, in welchem sich in der Gegenwart das altkirchliche Leben und das Walten eines frischen urkräftigen Geistes in den freichristlichen und deutschkatholischen Gemeinden bewegen. Wie aus einem reichen Schachte werden hier ewige, aber leider bisher durch Priesterschlauheit verhüllte Wahrheiten an das Tageslicht gefördert und so faßlich und ansprechend dargestellt, daß sie nicht verfehlen können, höchst günstig auf das Volk zu wirken. Bedenkt man nun noch, daß der Verfasser hier seine Kräfte einem Gegenstande zugewendet hat, der nicht nur für das geistige, sondern auch — durch praktische Anwendung — für das materielle Wohl der ganzen Menschheit von höchster Wichtigkeit ist, so wird man sich Hrn. Schell für diese treffliche Arbeit zum Danke verpflichtet fühlen und kann nur mit dem Schreiber dieser Zeilen den Wunsch theilen, daß das gedachte Werk, namentlich in den katholischen Gegenden Deutschlands, eine recht große Verbreitung finden möge. Löblich ist es, daß die Verlagshandlung darauf auch schon Rücksicht genommen hat, indem man die Predigten auch einzeln beziehen kann.

Korrespondenz.

Mainz, 10. Dec.

Hr. Constantin Miller, welcher sich früher mehrere Jahre in Paris aufgehalten und seit einiger Zeit in hiesiger Stadt niedergelassen, veranstaltete am 5. d. ein Konzert im kleinen Saale des Casino, welches sehr zahlreich besucht war und vielen Beifall fand. Hr. Miller machte dem ihm vorangegangenen Rufe eines tüchtigen Klavierspielers alle Ehre und wird, wie wir vernehmen, im Laufe der kommenden Woche ein zweites Konzert im preußischen Casino veranstalten. Fräul. Rummel brillirte durch die große Arie der Norma im ersten Akte, sowie durch den herrlichen Vortrag französischer Chansons, welche diese Künstlerin mit ausgezeichneter Kehlenfertigkeit und solchem Geschmacke sang, daß sie das ganze zahlreiche Auditorium zu enthusiastischem Beifalle hinriß. Wir können Hrn. Direktor Böttner nur Glück wünschen, daß es ihm gelungen, Fräul. Rummel für diese Saison an Mainz zu fesseln.

Preisfrage.

Bei der herrschenden Verworrenheit der Begriffe und der Meinungen ist es die Lösung der prinzipiellen Fragen, auf welche man vor jedem Weiterschließen zurückzukehren gezwungen ist. Es handelt sich zuerst um die Bestimmung der Grundfragen, was wahr oder falsch, was gut oder schlecht, ehe sich weitere Behauptungen durchführen lassen. Um zur Feststellung der richtigen Ausgangspunkte unsererseits nach Kräften beizutragen, stellen wir als eine der ersten folgende Preisfrage:

„Enthalten die Prinzipien der Demokratie Irrthum oder Wahrheit, und liegt darum in ihrer Durchführung das Heil oder das Unglück der Zukunft? — Wenn in denselben Irrthum und Unheil liegen sollten, wie könnte diesem vorgebeugt werden, oder, wenn sie Wahrheit und Wohlfahrt enthalten, wie kann ihnen der dann zu wünschende weiteste und allgemeine Eingang und Erfolg verschafft werden?“

Auf die beste Lösung dieser Fragen setzen wir als Preis zehn Dukaten und wünschen eine möglichst wenig compendiöse Ausarbeitung. Der Termin zur Einsendung der Aufsätze ist bis zum 1. März 1850. Zur Prüfung der eingelaufenen Arbeiten wird eine unparteiische Kommission zusammentreten und die Resultate veröffentlichen. Die Zusendungen werden portofrei erbeten, mit Motto und Begleitschreiben versehen, unter der Adresse an: „Die Expedition der „Neuen Fränkischen Zeitung“ in Würzburg.“

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 12. Dec. (Zum Vortheil des Hrn. Chrudimsky und neu einstudirt): Fra Diavolo, oder: Das Gasthaus zu Terracina, komische Oper in 3 Abth. aus dem Französischen, Musik von Auber. Zerline: Frau Mathilde Marlow, vom Hoftheater zu Darmstadt. Die in der Oper vorkommende Militärmusik wird durch das Musikcorps des preuß. 8. Kürassierregiments ausgeführt. Zum Schluß: Konzert, in welchem obiges Musikcorps mehrere Piecen mit vollständiger Blechmusik vortragen wird. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 297. Donnerstag, den 13. Dezember 1849.

Die Rose des Nordens.

(Romantische Erzählung aus dem Holländischen des W. Kers. Uebertragen von Gottfried Overmann)

(Fortsetzung.)

Der Knabe nahte sich auf plumpe Weise, indeß der Türke leicht und behende, doch langsam sich erhob, und schüttelte mit, einfältigem Gelächter den Kopf, als wenn er durch das klare Glas durchaus Nichts sehen könne; ernsthaft entnahm der Türke es seiner groben Hand und seinem ungeübten Auge. Alle Drei starrten nunmehr, so gut ein Jeder es vermochte, in die Ferne, bis endlich die junge Dame, die in der Mitte stand und bald Diesen, bald Jenen fragend ansah, in ungeduldiger Erwartung eine ihrer weißen Hände auf den dunkeln, goldbesetzten Kaftan des Jünglings, die andere achtlos auf den schmutzigen Pelz des Kleinen legte, mit der dringenden Aufforderung: „Geschwind, sagt mir, was seht Ihr?"

„Euer Stern geht auf," antwortete der Jüngling etwas ungeschickt in russischer Sprache, „aber der Komet führt einen sonderbaren Schweif mit sich — erst kommt ein Stern, bunt und jugendlich, wie ich — dann einer, gleich Euch — nein, nicht gleich Euch — keine Houri aus dem Paradiese — bleich und fahl — ein altes Weib, glaub' ich. Allah behüte mich!"

Darauf kehrte er zu seinen Polstern zurück, die Dame aber stand eine Weile wie vor Freude erstarrt, den Blick auf einen Punkt geheftet.

„Ja, er ist es!" rief sie dann, und wollte sich entfernen.

„Siebenfältige Schleier müßten jetzt Euer Haupt bedecken, wenn Ihr bei uns wäret," äußerte der junge Türke und starrte unwillkürlich auf den bezaubernden Ausdruck ihres Antlitzes. „O," setzte er hinzu, „dort ist Alles geheimnißvoller!"

„Geheimnißvoller?" wiederholte sie, ihn anschauend, ohne es zu wissen, und fuhr dann lebhafter fort: „Ist Deine Stirn darum bewölkt, Omar, weil Der kommt, der Dich gefangen hält? O, sey ihm gewogen!"

Bevor jedoch Omar antworten konnte, ging die Thür auf; Paulownen's Vater trat ein, dem Aeußern nach ein edler, würdevoller Greis.

„Der Graf kommt hieher," rief er beim Eintreten, „nun wird mit ihm die Freude wieder erscheinen, nicht wahr, liebe Tochter? Doch verweile hier; Du bist nach dem Klima dieses künstlichen Sommers nur leicht gekleidet, und das paßt nicht für unser wirkliches Klima, das bereits stark zu dem rauhen Herbste sich hinneigt. Bleibe hier, denn in wenigen Minuten muß der Ersehnte erscheinen."

„Ganz recht," bemerkte der Türke beipflichtend, und geleitete Paulownen nach ihrem Sitze zurück, wohin sie ihm mechanisch folgte, denn in der Nähe und Gewißheit des lang entbehrten Glückes ließ sie sich Alles gefallen. „Und erlaubt mir nun," fuhr er mit ungewöhnlicher Theilnahme fort, „daß ich den höchsten Reiz noch hinzufüge: das Geheimnißvolle, das Verborgene ist so anziehend! So bedecke denn der Schleier nicht allein das Gesicht, sondern auch das Gefühl!" sprach er, im Begriff, ein großes Tuch über sie zu werfen — doch in demselben Augenblick vernahm man draußen im Gange rasche, bekannte Schritte und eine laute, geliebte Stimme. Nun vermochte Paulowna sich nicht länger zu halten; nochmals flog die Thür auf, und sie, die lästige Hülle abwerfend, eilte dem Kommenden entgegen mit dem Ausrufe: „Jaromir! Jaromir!"

III.

Es war unser früherer Bekannte, der, von dem Franzosen gefolgt, hereinstürzte.

„Paulowna!" rief er aus, und drückte sie mit stürmischer Heftigkeit an sein Herz. Einige Augenblicke achtete er, außer ihr, auf Nichts; dann wandte er sich zum alten Herrn, der mit sichtbarer Vaterfreude auf das schöne Paar blickte und drückte ihm die Hand. Während er den jungen Franzosen, der mittlerweile an der Thüre stehen geblieben war und die ganze Scene mit aufmerksamem Auge beobachtete, vorstellte, sprach er: „Hier, mein Vater! bring' ich Ihnen noch einen Gast, Dir, Paulowna, wahrscheinlich einen Gefangenen, und Dir, Omar, einen Genossen. Ihr Beide scheint freilich aus ganz widerstreitenden Elementen zusammengesetzt zu seyn; doch desto besser: der Eine wird dann eine um so pikantere Gesellschaft an dem Andern haben und die Extreme berühren sich ja so oft. Gleicht Ihr Euch zwar nicht, so scheint Ihr doch gleichen Alters zu seyn. Heiter, junger Franzmann, kleiner Chevalier!" sagte er scherzend, „begrüßen Sie doch Ihre Herrin!"

„Wenn Sie es erlauben!" rief dieser aus, indem er mit Anmuth sich vor der überraschten Jungfrau auf ein Knie niederließ, „so huldigt man bei uns der Schönheit!"

„Daran erkennt man sogleich den Franzosen!" sagte der alte Herr lächelnd, und der aufgeräumte Graf rief: „Geschwind, Türke! knie auch einmal vor meiner Braut!" Als jedoch dieser keine Bewegung dazu machte, fragte er: „Du willst nicht? und warum nicht?"

„Weil man in unserm Lande so der Schönheit nicht huldigt," erwiederte dieser ruhig.

„Wie denn?" fragte lachend der Graf.

„Nun, man liebt sie!" entgegnete der junge Türke, ohne sich zu bedenken.

Der Graf schaute ihn überrascht an, schwieg aber, obgleich sein ganzes Gesicht sich schnell bewölkte. Einen Augenblick umschwebte die Leidenschaft seine Züge; doch er heftete einen Blick auf Paulownen und strich dann, spöttisch über sich selbst lä-

Digitized by Google

scheind, mit der Hand durch das dunkle Haar, als wolle er einen unwürdigen Gedanken von seiner hohen Stirn verscheuchen.

Der Graf und der Franzose erzählten nun abwechselnd ihre jüngsten Begebnisse, wobei Einer das Benehmen des Andern pries. Alle, insbesondere aber Paulowna, hörte mit großer Theilnahme zu. Ihrem Freunde ward manches schwärmerische Lächeln zu Theil, und endlich sprach sie mit fast kindlichem Wesen: „Ist es nun nicht gut, daß wir Alle hier zusammen sind, daß Sie nicht auf dem Schlachtfelde blieben und gar mit Ihren eigenen Waffen sich den Tod gaben? — Wahrlich," setzte sie später hinzu, „ein so rascher, gewaltsamer Tod ist doch schrecklich! Es muß etwas Entsetzliches seyn, plötzlich mitten aus dem vollen, blühenden Leben gerissen zu werden! — O, der Gedanke an einen überraschenden, gewaltsamen Tod erregt mir ein eigenthümliches Grausen," sagte sie leiser und mit leichtem Erblassen. Ostrolow gewahrte es, so wie ihren auf ihn gerichteten Blick, worin er eine außergewöhnliche Besorgniß für ihn zu lesen glaubte. Er neigte sich zu ihr hin und bemühte sich, sie zu beruhigen. „Weßhalb bist Du heute so furchterfüllt? Das Glück war mir ja bisher vor Vielen gewogen, und dann fürchte ich den Tod unter keinerlei Gestalt; ja, so wie Du einen Abscheu dagegen hegst, so würde er mir rasch und unangemeldet willkommen seyn. Allerdings wohnt die Lust zum Leben in unserm Innern, und ich fühle, wie sie heftig auflodert in meiner Brust, an der eine so liebliche Blume ruht," flüsterte er, „aber," setzte er, sich aufrichtend, hinzu, „der erhabene Mensch veredelt diese Lust zu einem Genusse bei seinem Sterben und umarmt auch standhaft den Tod — und wer mich liebt, der lasse so mich sterben, ja: Dem wünsche ich ein solches Ende."

Ostrolow ließ nun, um ihren Ideen eine andere Richtung zu geben, die französische Marketenderin entbieten, und als diese mit geläufiger Zunge und mancher lebhaften Gebärde ihren Lebenslauf mit allen seinen Unfällen von A bis Z erzählte, hatte er das Vergnügen, seine Braut wieder lächeln zu sehen.

Die Französin überließ sich in diesem Kreise vornehmer und aufmerksamer Zuhörer ihrer ganzen angebornen Redseligkeit, denn sie fühlte sich durch die genossene Erquickung, trockene Kleider, hauptsächlich aber durch die Gewißheit, ihren Verlust reichlich vergütet zu sehen, in einem sehr glücklichen Zustand. Zum Schlusse erging sie sich mit Nachdruck über ihre heillose Wanderung nach Rußland, und rief, die Hände zusammenschlagend: „Nein, da lobe ich mir unser gesegnetes Frankreich! Dort wäre es mir selbst im Traume nicht eingefallen, daß unter solch einem barbarischen Himmelsstriche, in einem so abscheulichen Lande, wo man beständig zittert und bebt, auch Menschen, wenigstens Wesen wohnen, die uns ähnlich sind — höchstens konnte man hier Eisbären vermuthen, wovon ich aber, Gottlob! in unserm gesegneten Frankreich auch keine Ahnung hatte. Nun, man lernt mindestens viel auf Reisen," setzte sie mit Selbstbehagen hinzu, „und wie erstaunt wird man zu Hause seyn, wenn ich nur den Mund öffne, jedes Wort ist ihnen ein Wunder! Wollte Gott, daß ich mich schon wieder dort befände!"

Am folgenden Tage ward ihr das versprochene Geld zugestellt, mit der Erlaubniß, nach Wohlgefallen hier ferner auszuruhen; nachdem sie jedoch durch eine Fluth von Worten ihre Dankbarkeit ausgedrückt, begab sie sich desselben Tages auf den Weg, als wollte sie auch keine Stunde über das Bedürfniß hinaus in diesem verhaßten Lande weilen.

„Kommen Sie nach Frankreich, edler Herr!" sprach sie zum Grafen Ostrolow. „Einen bessern Rath vermag ich zum Dank Ihnen nicht zu ertheilen; denn dort fühlt man erst recht, daß man ein Mensch ist und glücklich seyn kann. — Leben Sie wohl, schönes Kind!" sagte sie dann, zu Paulownen sich wendend, „Sie wären würdig, in Frankreichs Garten zu blühen, und Sie, armer Scheim," schloß sie, ihre Rede an ihren jungen Landsmann richtend, „Sie dauern mich, denn Frankreichs Sonne sah Sie aufwachsen und hier — ach hier! müssen Sie zurückbleiben!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Katastrophe in Ungarn.

(Original-Bericht von Ludwig Kossuth aus Widdin.)

(Schluß.)

Kossuth machte indeß Versuche, einem anderen Führer den Oberbefehl der Armee zu übertragen, weil er Görgey eben für einen unerfahrenen Feldherrn hielt, der, wie er selbst eingestand, mehr organisirendes als strategisches Talent besitzt. Damianich ward zum Feldherrn und Görgey zum Kriegsminister ernannt. — Es folgen nun die Mittheilungen, die zur Zeit auch von den Zeitungen gemeldet wurden, wie Görgey einen Vorwand nach dem andern benutzte, um bei der Armee bleiben zu können. Unterdeß erfolgte die russische Invasion, und die Idee einer Pacifikation mit Rußland drang unvermuthet aus der Umgebung Görgey's in's Publikum. — Die russische Invasion, sagt der Bericht, fand Ungarn aufs Vollkommenste gerüstet, ja die Nation war gegen die kombinirte österreichisch-russische Macht mehr gerüstet, als im vorigen Jahre gegen Oesterreich allein, und der Sieg konnte nicht zweifelhaft seyn. Eine Armee von 141,000 Mann auf dem Schlachtfelde, die Festungen reichlich mit Garnisonen versehen, neue Bataillone in Errichtung, die Reserve-Eskadronen von 19 Kavallerie-Regimentern stets komplet, die Waffenfabriken und Pulvermühlen in ununterbrochener Thätigkeit, Spitäler, die 20,000 Kranke verpflegen konnten, und die Festungen auf lange Zeit hin verproviantirt. — Den Ungarn gegenüber standen 80,000 Oesterreicher, 140,000 Russen und Jellachich mit der Südarmee von 40,000 Mann. Die Aufgabe war, den Feind einzeln zu schlagen, und Kossuth entwarf nun mit Görgey's Zustimmung den Kriegsplan, der im Wesentlichen dahin ging, den Russen zunächst nur den Marsch zu erschweren, sich aber in keine Hauptschlacht mit ihnen einzulassen, die Oesterreicher dagegen in einer entscheidenden Schlacht zu schlagen und nach Wien zu rücken. Gelinge dies nicht, den Krieg nach Galizien hinüberzuspielen, und im schlimmsten Falle mit 50,000 Mann über Fiume und Steiermark nach Italien zu dringen, daselbst mit Hülfe der befreiten Italiener und dem ungarischen Theile der Armee Radetzky's in's Vaterland zurückzukehren. „Dies Letztere — heißt es in dem Berichte — ist eine Conception, die in ihren Folgen schauderhaft großartig werden konnte." — Görgey handelte aber nicht nach dem entworfenen Plane, sein Verrath trat deutlicher hervor, und ein Regierungs-Kommissar wurde abgeschickt, ihn abzuberufen. Er aber improvisirte eine Militärrevolte in Form eines Kriegsraths, die ihn zur Fortsetzung des Kommando's zwingen sollte. In Folge dessen nannte er sich auch seither „Heerführer", nicht auf Anordnung des Ministeriums, sondern laut Wahl des Offizierkorps.

Der Bericht gibt nun detaillirte Mittheilungen über die weiteren Kriegsereignisse, die sich auszugsweise nicht gut behandeln lassen. Genug, daß die Armee durch das verrätherische Benehmen Görgey's immer mehr demoralisirt wurde und den Frieden um jeden Preis wünschte. Görgey ließ endlich die Maske fallen, spielte offen den Diktator und Kossuth gesteht, daß er dann ohnmächtig und allein war. „Mir selbst — sagt er — blieb nur die Wahl zwischen der Ruhe des Todes und den fürchterlichen Qualen der Heimathlosigkeit. Zu Ersterem drängte mich der Ekel eines unglückbeladenen, der Freude fast fremden Lebens; bei Letzterem befahl mir die Pflicht als Patriot, Christ und Familienvater, in Ueberlegung zu ziehen, daß wir eben auf dem höchsten Punkte des Unglücks bemüht seyn müssen, Etwas für unser

Digitized by Google

Vaterland im Wege der Diplomatie zu thun, damit es einige Elemente des Lebens für künftige Zeit bewahre. Für diese Vermittelung ist England das einzige Feld der Thätigkeit. Daher wählte ich also die Verbannung und betrat den türkischen Boden mit dem Vorsatz, von da nach London zu eilen."

Nach diesem Berichte über die Katastrophe selbst, wendet sich Kossuth an die Agenten, daß sie alle Hebel in Bewegung setzen, um für das Vaterland zu wirken, da die angestrengteste Thätigkeit jetzt nöthiger sey als je. Das Wesentlichste in seinen Ansichten darüber ist: daß dahin gestrebt werden müsse, Ungarn irgend ein Element des Staatslebens für künftige Zeit zu erhalten. Denn wenn die Unterjochung Ungarns vollendet und es in der österreichischen Centralisation aufgegangen ist, dann werde es Europa, nach alter Gewohnheit, als ein fait accompli hinnehmen. Die Agenten werden demgemäß aufgefordert, die in der Sympathie des englischen Volkes liegende moralische Kraft zu benutzen, Meetings zu veranstalten, mit Cobden zu sprechen, sich mit dem Kabinet zu verständigen, bei dem Parlamente petitioniren zu lassen, „damit England dazwischen trete und durch Aufrechthaltung der selbstständigen Verfassung Ungarns Oesterreich gegen Rußland entkräftige." — Auch die Berücksichtigung des osmanischen Reichs verlange die Intervention Englands, denn der Türke fühle es instinktmäßig, daß mit dem Sturze Ungarns auch der seinige verbunden sey. Der Pascha von Belgrad habe Thränen über den Fall Ungarns vergossen und seine europäischen Besitzungen zum Kaufe ausgeboten, erklärend, daß er voraussehe, wie der Osmanen Verbleiben in Europa kaum noch zwei bis drei Jahre währen könne. Zum Schlusse bittet Kossuth noch die englische Regierung um die Gnade, sich bei der österreichischen Regierung dafür zu verwenden, daß seine Frau und seine Kinder nach England auswandern dürfen.

Waldeck's Prozeß.

Der falsche Brief, angeblich von d'Ester an Ohm geschrieben, der die Grundlage des ganzen Prozesses bildete, lautet buchstäblich wie folgt:

„Mein bester treuester Freund!

An einem ernsten Abende setze ich mich hin, um Dir den ganzen Abend zu widmen. Ich widme ihn Dir, eine Zeit, wo jeder Tag, jede Stunde, mich auf die Festung mir den Tod bringen kann. Lieber Ohm, ein Mann schreibt an Dich, der an der Spitze einer Parthei steht, der mit den Häuptern derselben Parthei in Frankreich verbunden ist; ein Mann schreibt an Dich, der noch die Idee hat einen Robispierre zu spielen. — Meinen Zweck kennst Du alle Mittel sind heilig solchen Zweck zu verfolgen, wenn man ihn erlangen will. Wir erlangen ihn sicher dazu müssen wir vor Allem den völligen Sturz des Preußischen Hohenzollern-Hauses haben. Zu dieser großen That ist aber auch der Mord ein heiliges Mittel et deshalb wirst Du beiliegende Statuten, die den neuen Bund leiten, gerechtfertigt finden. — Aber auch beim Niederschreiben dieser Zeilen rufe ich Dir eine Drohung zu die mit meinem Blute geschrieben hier folgen:

Nur irgend ein Mißbrauch der Ihnen anvertrauten Geheimnisse bringt Dich in Tod zwar nicht, aber zum Krippel sollst Du gemacht werden, Hände et Füße sollst Du beraubt werden dafür ist gesorgt. (Diese Stelle ist im Original mit Blut geschrieben.)

Jetzt zur Sache:

Vor Allem bleibt der Abgeber dieses Dir et Waldeck nur bekannt. Du führst ihn in keine dem: Gesellschaft; reist mit ihm noch Sonntag vor der Abreise — denn Du reist erst Montag — nach Charlottenburg; — weder Egbert Bauer noch Jemand sieht ihn nur für Dich existirt er. Mit der Bestellung der Waffen brauche ich Dir jetzt nicht mehr schriftlich zu sagen, denn morgen 5 Uhr fr. wird Dich einer von der Quelle selbst zur Reise abholen, er wird Dich in dieser Wiener et polnischen Sache einweiben; aber erzähle ihm doch nicht von dem Plane v. J. in Breslau mit Myroslawsky, denn dieser polnische Plan soll bei der in diesen Tagen in Breslau Erhebung (sic) benutzt werden. — Myroslawsky könne auch dann wieder eintreffen. Er ist nur wegen der Ehre nicht da, aber ich sage in Politik giebts keine Ehre.

Am Rhein gelingt es jetzt bei meiner Hinreise durch meine frühere Agitation die Landwehrmänner untreu zu machen et ich kenne meinen Rhein, es wird dort gelingen. Cöln muß die Entscheidung für den Rhein sein dort soll wie mit allen Hauptstädten der 20te Mai die Schlacht geschlagen werden. Wegen Papiere kann alles ruhig seyn. Sag Waldeck Bakunin ist gut entkommen et hat alle Papiere.

Morgen reist Du nach Hamburg, wozu Du Deine Aufträge weißt. — Wenn wir am Rhein die Republik haben, da haben uns die Ungarn 10,000 Mann versprochen. Deshalb sorg nur Waffen. Kanonen haben wir 40 Stück am Rhein. Die Berliner Landwehr hat sich einkleiden lassen, aber an Ort et Stelle wollen wir sehen: Wenn einer durch den gerechten Zorn fallen muß, so ist es der Prinz v. Preußen neben dem König zuerst. Das Ministerium wird dann in Bestürzung der Zeit selbst fallen. Diese Rathschläge halte ich stets wichtig Dir zu sagen.

Für Berlin müßt ihr durchaus einen neuen Schlachtplan machen, da der Alte zu bekannt ist. Wie viel Soldaten stehen da? Wie siehts in Potsdam aus? Lege Braklow die Vorsicht an's Herz. Genau die Stimmung dort. Marr wird auch dort sein. Bewachet Ottensosser et ähnliche Jungen, das sind Leute, die Ihr in keine Geheimnisse einweiht.

Nun an Dich die letzten Worte. — Ich habe mich Dir ganz ergeben, ganz Dir hingeopfert, aber, aber weh! Dir! Wehe! wenn Du es mißbrauchst. Der Fluch folgt Dir überall. Damit man Dich gar nicht in geheimer Verbindung wähnt, so gehe nur Deinem Kaufmannsgesch. nach. Verkehre wenig mit Democraten. Halte Dich zurückgezogen. Beim Kampfe vernichtest Du vor der theilnahme jedes wenn auch noch so gleichgültige Papier. Nicht ein Stückchen Papier darf man bei Dir finden, wo mein Name steht. Liebster nur vorsichtig!!! Alle Auslagen die du machst verzeichne. Die Central-Kasse hat jetzt Ausgaben; Du bekömmst alles zurück. Das Quartier für 20 Polen besorge, entweder kommen sie dahin, oder die commandiren am Rhein. —

Es lebe unsere heilige Sache — Dein Carl D'Ester"
Glückliche Reise — (durchstrichen).

Mannichfaltigkeiten.

(Halle, 6. Dec.) An die Stelle der „Allgemeinen Literaturzeitung", welche mit Ende dieses Jahres zu erscheinen aufhört, wird eine andere Zeitschrift, welche ebenfalls dem allgemeinen literarischen Interesse dienen soll, mit Beginn des nächsten Jahres treten. Dieses Blatt wird unter dem Titel: „Allgemeine Monatsschrift für Literatur", von Professor Ludwig Roß und Dr. Gustav Schwetschke herausgegeben werden, und statt der bisherigen Recensionsform die Form der Revue annehmen. Namentlich durch diese letztere Abänderung soll das neue Blatt als ein literarisches Organ nicht nur für Gelehrte, sondern für jeden wissenschaftlich Gebildeten sich darstellen.

Digitized by Google

Literatur.

Die geschichtlichen deutschen Sagen aus dem Munde des Volks und deutscher Dichter. Von Karl Simrock. Frankfurt a. M. bei H. L. Brönner.

Der durch seine historischen Forschungen und durch verschiedene Sammelwerke, wie auch durch eigene Dichtungen rühmlich bekannte Verfasser sagt in der Vorrede der gegenwärtigen Sammlung in Bezug auf den Zweck derselben Folgendes: „Solche geschichtliche, von der berührenden Hand des Dichters vollends in Poesie verwandelte Sagen sind es, die auf das Gemüth der Jugend einen unnennbaren Zauber ausüben, und eine Sammlung derselben wird den Zweck schwerlich verfehlen, den Samen der Vaterlandsliebe, die den Deutschen noth thut, in die jungen Herzen zu streuen." Was nun den Zauber anbelangt, welchen die Poesie der Volkssage nicht nur auf das jugendliche, sondern auf jedes empfängliche Gemüth ausübt, so sind wir hierin mit Simrock ganz einverstanden; was dagegen die so nothwendige Belebung der Vaterlandsliebe betrifft, so hätten wir uns hier in einen Wortstreit einzulassen. Wir hätten lieber gesagt — der Heimathliebe. Diese Liebe wurzelt nicht nur zum großen Theil auf dem poetischen Boden der Sagen- und Märchenwelt, sondern erhält auch aus dieser frischen Quelle ihre beste Nahrung. Ein ganzes Volk schaut wie der einzelne Mensch gern auf seine Vergangenheit zurück, deren Erinnerungstöne mit wundersamem Zauber das Herz ergreifen, und die Vergangenheit liegt immer in einer Art von Verklärung vor uns. So sehr wir nun diese Heimathsliebe anerkennen und in Ehren halten wollen, so müssen wir doch die Vaterlandsliebe noch höher stellen. Sie hat aber nur dann Werth, wenn sie aus dem Gebiet der poetischen Erinnerungen und Träume in das der Wirklichkeit tritt und wenn sie aus der Betrachtung zur Thatkräftigkeit übergeht. Die Vergangenheit mag schön seyn, aber wir sollen Hand an die Gegenwart legen, um uns eine bessere und glücklichere Zukunft anzubahnen. Dazu wird jene alte Romantik, so reizend sie immerhin seyn mag, nur wenig beitragen und wir bedürfen anderer Anregungen, anderer Ideale, anderer Zielpunkte, als jene uns bietet. Die Neuzeit hat jene alte Pietät theilweise aufgegeben, um einen neuen Cultus und neue Tempel aufzubauen, und wir verlangen eine andere Freiheit und andere Elemente des Volkslebens, als sie aus den Ruinen der alten Burgen und Schlösser, Klöster und Kapellen uns herüber tönen. Statt jenes Dämmerlichtes und jener Klänge aus einer versunkenen Welt verlangen wir neues Morgenroth und neue Sonnenwärme. Was wir unter Vaterlandsliebe verstehen, das kann durch alte Sagen und Märchen nur wenig gefördert, sondern eher getrübt und gehemmt werden. Kehren wir indessen zu vorliegender Sammlung zurück, so sind wir gerne bereit, sie als eine sehr reichhaltige und werthvolle freundlich zu begrüßen, da sie viel Treffliches enthält, nicht nur dem Stoff, sondern auch der Form nach und da um die alten Erinnerungen sich die frischen Blumenkränze der sie verjüngenden Dichtkunst geschlungen haben. Die geschichtlichen Sagen sind ganz besonders einer künstlerischen Gestaltung fähig und haben sie auch von namhaften deutschen Dichtern wirklich gefunden; denn hier hatte die Sage den geschichtlichen Stoff schon poetisch umgebildet, es ist nicht mehr die reine Prosa der Geschichte, es ist ein dichterisch zubereiteter Stoff, der nur der Hand des Dichters harrte, um in das lautere Gold der Poesie umgesetzt zu werden. Groß ist der Schatz jener Sagen, welche das deutsche Volk besitzt und die als eine Vorhalle zum Tempel der eigentlichen Geschichte betrachtet werden müssen und aus diesem Schatze hat Simrock mit erfahrener Hand gewählt und das Schönste zu neuer Beschauung aufgestellt. Unter den Dichtern, aus denen er gesammelt hat, nennen wir nur Platen, Bechstein, Kopisch, Schwab, Streckfuß, Görres, Köhler, Goethe, Uhland, J. Kerner, Fr. Schlegel, A. v. Chamisso, Follen, E. Geibel, Rückert, Stöber, Th. Körner, Bürger u. A. Die Sammlung umfaßt auf 531 Seiten in 8. eine so große Anzahl von Dichtungen, daß kaum ein wesentlicher Moment des alten Sagen- und Legendenlebens vermißt werden dürfte, und sie ist demnach nicht nur der empfänglichen Jugend, sondern auch den Freunden dieser Art von Werken überhaupt bestens zu empfehlen. Für schönen Druck und geschmackvolle Ausstattung hat die Verlagshandlung Sorge getragen und so eignet sich das vorliegende Sagenbuch auch zu Festgeschenken. W.

Korrespondenz.

Berlin, 10. Dec.

Im Opernhause findet auf Bestimmung Sr. Maj. des Königs am 14. d. die Aufführung: „Christus, der Friedensbote", von E. Naumann statt. Hr. Martins und Hr. Böttcher von der hiesigen Oper haben die Solopartien übernommen. — Heute ist Hr. v. Küstner (Generalintendant) in Begleitung des Inspektors Daubner, nach Paris abgereis't, um die Decorationen des „Propheten" in Augenschein zu nehmen und eine Ausgleichung mit Hrn. Meyerbeer zu bewirken.

Darmstadt, 8. Dec.

Der gestrige Theaterzettel kündigte uns Hrn. Meck, Direktor des Frankfurter Stadttheaters, in zwei Gastspielen an: 1) in dem Lustspiel: „Er muß auf's Land", und 2) in dem Stücke: „Der zerbrochene Krug". In ersterem Stücke bin ich seiner Rolle (Rath Presser) von Anfang bis zu Ende gefolgt und kann, mich auf das Zeugniß des Hauses berufend, in Wahrheit versichern, daß seine Auffassung und Durchführung von Presser's Charakter eben so originell als kunstgerecht war und allgemein zu gefallen schien. Der geschätzte Gast führte aber auch noch eine holde Begleiterin mit sich, Fräul. Marsteller, welche Paulinens Rolle in recht ansprechender Weise gab. In dem zweiten Stücke, dessen Aufführung ich nicht beiwohnte, soll Hr. Meck als Dorfrichter Adam geglänzt und ebenfalls sehr gefallen haben.

Programm des Museums.

(Freitag, 14. Dec. 1849.)

1) Symphonia croica von Beethoven.
2) Dritter Vortrag des Hrn. Dr. Creizenach: „Die Lehrjahre des vaterländischen Geistes".
3) Arie mit Chor aus „Alceste" von Gluck, gesungen von Frau Anschütz und einer Anzahl Mitglieder des Cäcilienvereins.
4) Konzertstück für das Pianoforte von C. M. v. Weber, vorgetragen von Hrn. Adolph Schlösser.
5) Gesänge für Sopran, Alt, Tenor und Baß von F. Messer.
   a) Im Walde von E. Geibel.
   b) Die Kapelle } von L. Uhland.
   c) Frühlingsglaube }
6) Ouvertuee zu Racine's „Athalie" von Mendelssohn-Bartholdo.

Die nächste Sitzung des Museums findet Freitag, den 4. Januar k. J., statt.

Der Anfang des Museums ist um halb 7 Uhr. Der Saal (im Weidenbusch) wird um halb 6 Uhr geöffnet. Der Eingang ist vom Roßmarkt und der Töpfergasse. Ohne Eintrittskarte kann Niemand der Zutritt gestattet werden. Karten für den Abend zu 1 fl. 45 kr. sind bei Hrn. C. A. André (Haus Mozart) zu haben. Am Eingange des Saales werden keine Karten verkauft.

Der Vorstand.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 13. Dec. Die Krondiamanten, komische Oper in 3 Abth. nach Scribe von Swoboda, Musik von Auber.

Samstag, 15. Dec. (Zum ersten Male): Johanna I., Königin von Neapel, Trauerspiel in 5 Aufzügen von Herrmann Scharff von Scharffenstein, nach dem Französischen des Hypolithe Romand.

Sonntag, 16. Dec. Die Zauberflöte, Oper in 2 Abth., Musik von W. A. v. Mozart.

Druck und Verlag von Heller und Rohm — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 298. Freitag, den 14. Dezember 1849.

Die Rose des Nordens.

(Romantische Erzählung aus dem Holländischen des W. Kers. Uebertragen von Gottfried Overmann.)

(Fortsetzung.)

IV.

Jaromir, Graf Ostrolow von Samara, war aus Taurien gebürtig; sein Vater, einem fürstlichen Geschlechte entstammend, war längst gestorben, seine Mutter aber mit ihm vor etwa sechs oder sieben Jahren zu ihrer angesehenen Familie nach Petersburg zurückgekehrt, um den geliebten, einzigen Sohn die Segnungen der Bildung genießen zu lassen, und eben dadurch seine angebornen heftigen Leidenschaften zu mäßigen.

Glänzend entwickelte sich Jaromir; seine interessante und dennoch etwas auffallende Erscheinung ward bei Hofe und allenthalben mit Auszeichnung empfangen. Die Damen jeglichen Alters strebten nach seiner Gunst; doch er bemerkte es kaum und blieb kalt — bis Paulowna erschien, welche der Winter mit ihrem Vater der Residenz zuführte.

Als er einst seine Güter in Taurien besuchte, machte er bei einem der Gränzgefechte — denn selbst in Friedenszeiten sind die Türken unruhige Nachbarn — den jungen Omar nebst mehreren Anderen zu Gefangenen. Da Omar ein Lieblingssohn des Pascha's von *** war, hatte er ein sehr hohes Lösegeld für ihn festgesetzt, das er bereits im Voraus zu öffentlichen, wohlthätigen Zwecken bestimmte. Kurz zuvor hatte er ihn seiner Braut zugeführt, um diese in ihrer ländlichen Einsamkeit durch sein fremdartiges Wesen zu unterhalten, zugleich auch, um dem Jünglinge, der über das lange Ausbleiben seines Lösegeldes je länger je mehr sich der Schwermuth hingab, Zerstreuung zu verschaffen. Um diese Melancholie durch heitere Gesellschaft zu vertreiben, führte Jaromir nun auch den jungen Franzosen dorthin. Beider zarte Jugend sicherte ihn vor dem Aufkeimen eifersüchtiger Gedanken, wozu sonst sein leicht entflammtes Gemüth wohl geneigt gewesen wäre, welches leider! bei der ursprünglichen Rauhheit seiner Empfindungen, wenngleich edel an und für sich, alle Elemente der Eifersucht in sich schloß.

Mehrere Tage waren seit der letzten, von uns geschilderten Begegnung, in glücklichem, ziemlich ruhigem Zusammenseyn verflossen. Es war nichts von Bedeutung vorgefallen. Doch lange vermochte Graf Ostrolow in mäßiger Ruhe nicht auszuhalten; seine Pferde mußte er wenigstens müde reiten. Unter diesen befanden sich stets, so viel wie möglich, einige ungezähmte, welche noch in ihrer ganzen taurischen Wildheit lebten; denn es gewährte ihm Vergnügen, ungezähmte Naturen zu bezwingen, seine eigene Kraft an ihnen zu üben und zu erproben. Oft sprang er ohne Sattel mit fast unglaublicher Behendigkeit auf die wildesten Thiere und flog wie ein Pfeil über die Fluren hin, oder er durchkreuzte die Umgegend, als fühle er sich hier so ganz in seinem Elemente, nach allen Richtungen. Paulowna's Blicke folgten ihm dann gewöhnlich vom Balkon aus, so lange sie ihn gewahren konnten.

Auch jetzt betrieb er zuweilen solche Ausflüge, doch befand er sich meist bei Paulowna, denn das Regiment, bei welchem er diente, stand in der Nähe. Eines Nachmittags befand er sich wieder auf einem kleinen Streifzuge; der alte Gouverneur war auf seinem Bureau dermaßen mit Geschäften überhäuft und von Beamten aus der Stadt umlagert, daß er wenig Theil an der Gesellschaft nehmen konnte, und die drei Andern suchten ihren Lieblingsaufenthalt, das Gewächshaus, wo sie sich wieder ungefähr denselben Beschäftigungen überließen, wie früher; doch war die Scene etwas lebhafter als das erste Mal, wo wir dort Paulownen und den Türken trafen, denn der Franzose umflatterte, gleich einem Schmetterling, bald das schöne Mädchen, bald seinen ruheliebenden Schicksalsgenossen, der indessen nicht mehr so träge schien, als früher; und Paulowna war augenscheinlich glücklicher und zufriedener wie damals, als sie den Geliebten erst erwartete, während sie jetzt fast täglich seines Anblicks genoß.

Mit Vergnügen bemerkte sie, daß der Türke sich behaglicher zu finden schien, und daß er heute weit öfter nach seinen Pfeilen griff und sie in's Weiße sandte, ja sogar den Franzosen die dabei erforderlichen Handgriffe lehrte, was dieser mit einigen seiner besten Entrechats vergalt, was aber Jener als etwas Unschickliches oder nicht mit der muselmännischen Bedächtigkeit Uebereinstimmendes, nur mit stolzem Lächeln erwiederte. Freundlich sagte Paulowna zu dem Franzosen: „Erzählt mir doch von Eurem schönen Vaterlande, ich höre das so gern, denn Ihr wißt ja, daß ich Euer Frankreich, oder vielmehr Euer herrliches Paris kenne. Ich habe Euch bereits gesagt, daß ich mit meiner verstorbenen Mutter dort war, die im milderen Klima Genesung für ihre schwache Brust suchte, doch leider! nicht fand," seufzte sie wehmüthig, faßte sich indessen bald und wandte sich an den jungen Türken mit der Frage: „Nicht wahr, Omar! nun Ihr einen so fröhlichen Leidensgefährten habt, vermißt Ihr auch den klaren Himmel und die wärmere Sonne Eures Vaterlandes so sehr nicht mehr?"

„Wen die Sonne der Schönheit bescheint, der vergißt Vieles!" entgegnete Omar mit einer ihm sonst ganz fremden Galanterie.

„O Wunder über Wunder!" rief Paulowna lächelnd. „Ihr werdet galant; die Gesellschaft des Franzosen hat Euch bereits angesteckt."

Dies war einigermaßen gegründet, denn die Huldigung des Franzosen öffnete auch Omar's empfängliche Augen.

Beide konnten nicht in der Nähe des schönen Mädchens leben, ohne sich täglich mehr für sie zu interessiren, was ihnen, da sie eines Andern Eigenthum war, keineswegs gefährlich erschien,

Digitized by Google

wenn sie überhaupt an Gefahr dachten. In ihren Jahren lebt man gewöhnlich blos für den Augenblick. Beide Jünglinge lernten mit Erstaunen sich kennen, da sie scheinbar als Extreme einander gegenüber standen, während ihr gleiches Alter sie einigermaßen befreundete und sie einander näher führte, als dies sonst wohl der Fall gewesen wäre.

Aeußerlich waren Beide eben so sehr verschieden als in ihrem Innern. Der türkische Jüngling, groß und kräftig, schien in seiner würdevollen Bedächtigkeit älter, als er wirklich war; den Franzosen hingegen hätte man, bei seinen zarteren Formen und seiner rastlosen Beweglichkeit, fast noch jünger als auf neunzehn oder zwanzig Jahre geschätzt, welches Alter Beide ungefähr erreicht hatten. Des Türken Gesicht war regelmäßig schön, jenes des Franzosen erschien blos durch seinen Ausdruck angenehm.

„Kommt auf den Thurm!" rief der Graf, der plötzlich zu den Dreien hereinstürzte, „ein Trupp Franzosen zieht in aller Stille über den nächsten Berg, dort können wir sie deutlich sehen."

Es entstand eine lebhafte Bewegung in dem kleinen Kreise. Paulowna schien ängstlich und flüsterte Etwas von Flucht; der Vater aber zog sie ungeduldig mit sich fort, indem er versicherte, es sey nichts zu fürchten, und im Nothfall ständen seine Pferde, auf denen er so eben angelangt, noch bereit.

Rasch hatten sie den Thurm erstiegen, und nun schauten sie mit Anstrengung, doch mit verschiedenartigen Empfindungen, nach dem Feinde, der in nicht geringer Anzahl, aber in kleinen Abtheilungen, den Berg hinan zog.

Der Türke blickte gleichgültig hin; nur dann, wenn er die Waffen in den Sonnenstrahlen glitzern sah, funkelte sein Auge lebhafter; Paulowna aber seufzte zu ihrem Freunde: „Also diese sind's, die Euch verderben, Euch tödten können!"

„Ihr vergeßt, daß ich sie auch, wie bisher, besiegen kann!" antwortete dieser lebhaft.

Der junge Franzose rief nun auch mit heftiger Gemüthsbewegung: „Ja, das sind Frankreichs Adler! Frankreichs Söhne, meine Brüder! werden wir jemals unser theures Vaterland und vor Allem das reizende Paris wiedersehen?"

Die erste Truppenabtheilung zog nun über den Berg; sie hatte dessen Gipfel erreicht und schärfer und deutlicher zeigten sich in der Höhe die Umrisse der Gestalten.

„Ich unterscheide die Uniformen verschiedener Regimenter," rief lebhaft der junge Franzose, durch das Fernrohr schauend; „der dort vorausreitet, ist der tapfere General S.; ihm zur Seite reitet sein kleiner Adjutant la Tremouille, der als Tänzer seines Gleichen sucht — Jener auf dem schnellen Braunen ist der Graf Perrin — und ha! links auf dem hohen Rosse reitet der bewunderte Prinz S., ein Held in den Pariser Salons sowohl wie im Felde!"

„Wo? wo?" rief Paulowna neugierig, „Den möchte ich gern selbst betrachten, ich sah ihn einst zu Paris."

„Er reitet gerade voraus," entgegnete Latour, „seine Gestalt und Haltung sind nicht zu verkennen, und wer ihn einmal sah — o, ich kenn' ihn wohl!"

„Auch ich, auch ich! und jetzt erblick' ich ihn! Ja, er ist es!" rief sie, und schaute ihm starr nach, bis er an der andern Seite des Berges verschwand.

(Fortsetzung folgt.)

Consolidirung des Schulwesens in den kleineren deutschen Staaten.

Es liegt ein wohldurchdachter, umfassender Plan vor, das gesammte Schulwesen in beiden Hessen, Nassau und Frankfurt a. M. in organischen Zusammenhang zu bringen und zu einem einheitlichen Ganzen zu gestalten. Der Plan ist so gehalten, daß er gleichmäßig auf andere deutsche Ländergebiete Anwendung findet, die, nur dynastisch getrennt, nach Beschaffenheit des Bodens und der Bewohner, der Kultur und des Bedürfnisses ein Ganzes zu bilden bestimmt sind. Bei der trostlosen Verworrenheit und Zerrissenheit unserer deutschen Zustände ist es zwar schwer, etwas Gemeinsames und Gemeinnütziges durchzuführen, allein auch das Schwere und Schwerste muß angestrebt werden, wenn dadurch irgendwie die Wohlfahrt des Vaterlandes gefördert wird. Der patriotisch gesinnte Bürger aber, der im erbärmlichen Kampfe dynastischer Interessen die nationalen Erwartungen untergehen sieht, findet in solchen Bestrebungen Beruhigung für sich und zugleich eine Basis für seine nicht zu erschütternde Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

Die ersten Ideen zu einer durchgreifenden, gemeinschaftlichen Organisation des Schulwesens entwarf Herr Professor Külp, Direktor der höheren Gewerb- und Realschule in Darmstadt. Er brachte sie den betreffenden Behörden in Vorschlag. Herr Professor Kriegk in Frankfurt machte in dem daselbst erscheinenden „Freistädter" darauf aufmerksam; endlich übergab Külp selbst seine Ansichten in einer klar und bestimmt ausgeführten Uebersicht in der „Allgemeinen Schulzeitung" der Publizität, wozu die Redaktion empfehlende, nur wenig abweichende Bemerkungen fügte.

Die Grundzüge des Planes lassen sich kurz in Folgendem zusammenfassen. Aus dem elterlichen Hause oder der Kleinkinderschule treten die Kinder mit dem sechsten Lebensjahre in die Elementarschule über. Diese, Allen gemeinschaftliche, sorgsam geleitete Anstalt dient weiterhin dem Gymnasium, der Volksschule und der Realschule zur Unterlage, an welche sich endlich Universität, Gewerb- oder Fortbildungsschule und polytechnische Schule in ihren verschiedenartigen Zweigen anschließen. Es ist nun Aufgabe der Staaten, die dem in's Auge gefaßten Ländergebiete angehören, die also organisirten Lehranstalten in Uebereinstimmung zu bringen, einer gemeinschaftlich angeordneten Oberbehörde zu übergeben, damit die heranreifende, nach höherer Bildung strebende Jugend in den akademischen und polytechnischen Hörsälen an der Hand der Wissenschaft für das vielgestaltige Leben und seine Anforderungen genügend vorbereitet werde. Nicht minder ist es Aufgabe der betreffenden Staaten, diese obersten Lehranstalten reichhaltig zu dotiren, damit der Wissenschaft und Kunst, der Industrie und höheren Technik, dem Handel, der Land- und Forstbewirthschaftung frische, wohl vorbereitete Kräfte zugeführt werden. Das Alles aber ist bei consequenter Durchführung des vorliegenden Planes nicht nur erleichtert, sondern dadurch allein in das Gebiet des praktisch Erreichbaren herübergezogen. Denn einem jeden der betheiligten Staaten ist ein besonderes Feld des höheren Schulwesens zur Pflege zugetheilt, den beiden Hessen die Hochschulen zu Marburg und Gießen, die aber gewiß füglicher in eine verschmolzen würden, dem Kurfürstenthum weiter die polytechnische nebst Forstschule zu Kassel, dem Großherzogthum die polytechnische nebst Bau- und Ingenieurschule zu Darmstadt, dem Herzogthum Nassau die landwirthschaftliche Anstalt zu Wiesbaden, dem Freistaat Frankfurt die Handelsschule daselbst. Dem letzteren, dem reichen und kunstsinnigen Frankfurt, wäre auch, wie die Redaktion der Schulzeitung richtig anmerkt, die Errichtung und großartige Unterstützung einer Schule und Akademie der Kunst für das betreffende Staatengebiet zu überlassen. Auf diese Weise können in dem bezeichneten Staatenverein die höheren Lehranstalten in einem Umfange kultivirt werden, daß sie, was Lehrer, Reichthum an Lehrmitteln, überhaupt Ausstattung betrifft, den Vergleich mit ähnlichen in größeren Staaten nicht scheuen dürfen.

In Vorstehendem sind bereits einige Ausstellungen an dem besprochenen Organisations-Entwurf angedeutet, namentlich die

Digitized by Google

Belassung zweier Universitäten, sowie die Nichtberücksichtigung der lieblichsten Blüthe am menschlichen Bildungsbaume, der Kunst. Eine andere Ausstellung betrifft die Elementarschule, die alle Kinder vom sechsten bis zum zehnten Lebensjahre ohne Unterschied aufnehmen soll, was auch in der Schulzeitung als ein merklicher Uebelstand bezeichnet ist. Natürliche Anlage und häusliche Erziehung äußern schon in diesem frühesten Kindesalter einen nicht zu verkennenden Einfluß, und die dadurch bedingten edleren und roheren Bestandtheile lassen sich nicht füglich in einer und derselben Schule amalgamiren, noch weniger gleichförmig behandeln und nach demselben Ziele führen. Vielleicht ließe sich dem Uebelstande durch Parallel-Klassen begegnen, die natürlich in Städten mehr, auf dem Lande, bei gleichmäßiger Stellung und Beschäftigung der Eltern und davon abhängiger Kindererziehung, weniger nothwendig wären.

(Schluß folgt.)

Die Eisenbahnbrücke über die Schwalm bei Altenburg, Amts Felsberg.

Von den Kunstbauten in der dritten Abtheilung der Staats-Eisenbahn zwischen dem Main und der Weser, ist diese Brücke wegen ihres soliden Baues und ihrer gefälligen, durch die Schattirungen des weißen, rothen und schwarzgrauen Sandsteins gehobenen Formen, und wegen ihrer schönen Lage besonders sehenswerth. Dieselbe hat eine Länge von 300 Fuß, etwa 30 Fuß Höhe und 31 Fuß Breite. Sie zählt sieben Bogen, drei breitere über dem Flußbett und auf jeder Seite zwei für Hochwassee. Die Pfeiler und Gesimse, Bogenwölbungen und Balustraden sind von Quaderstein. Der Unternehmer des Baues hat sich zur planmäßigen Ausführung eines tüchtigen belgischen Ingenieurs (de Fack) und Maurermeisters (Bennoit) bedient, aber deutsche Hände haben die Steinmassen bearbeitet und dieses Meisterwerk unter der Oberaufsicht des erfahrenen Abtheilungs-Ingenieurs Jahn aufgerichtet. Seitwärts, dieser Brücke gegenüber, liegt ganz nahe auf einem schroffen Basaltfelsen das verfallene Bergschloß Altenburg, welches die hier enger zusammenlaufenden Thäler zwischen Wabern und Felsberg schließt. An dessen Fuße vereinigen sich die Edder und die Schwalm, erstere über ein Mühlenwehr fallend. Ein Gebirgskranz mit zahlreichen vereinzelten Hügeln, Fels- und Bergkuppen umzieht diese Thäler vom Heiligenberge bis zum Mooseberge, der Landsburg bis zum Keller, und weiter von dem waldeck'schen Hochlande bis zur Säule des Herkules auf dem Habichtswalde hin. Alles, was zu einem der schönsten landschaftlichen Gemälde gehört, findet der Freund der Natur hier in reicher Mannichfaltigkeit vereinigt, und hoffentlich werden uns die beiden Maler, welche diese Gegend kürzlich besucht und die beiden Burgen Altenburg und Felsberg aufgenommen haben, recht bald mit einem kunstgerechten Bilde erfreuen.

Mannichfaltigkeiten.

Es werden so viele Kinder- und Jugendschriften als zu Festgeschenken geeignet empfohlen und angepriesen, daß Eltern und Lehrern die Wahl durch das Allzuviel eher erschwert als erleichtert wird. Wir machen daher auf ein Büchlein aufmerksam, welches wir sorgfältig geprüft und durch wiederholte in den Kreisen der Kinderwelt gemachte Erfahrung bewährt gefunden haben. Es sind dies die Memoiren einer Berliner Puppe, für Kinder von 5—10 Jahren und für deren Mütter, von Amalie Winter. Leipzig, Baumgärtners Buchhandlung. Dies wirklich höchst liebenswürdige und kindlichnaive Büchlein zeichnet sich eben so sehr aus durch seine anziehende Erzählungsweise, als durch die reine Gemüthlichkeit und den gesunden Kern seines Inhaltes, und wir sind fest überzeugt, daß Eltern, denen es noch unbekannt seyn sollte, es uns Dank wissen werden, sie auf ein so treffliches Festgeschenk, das den Kindern gewiß großes Vergnügen bereiten wird, verwiesen zu haben.

Die jetzige Zeit ist ein treuer Abklatsch des Jahres 1848, nur auf größerem und gröberem Papier. Wie dort die Parteien und die Volksvertreter einander verfolgten und beschimpften, bis die Sache ein trauriges Ende nahm, so machen's jetzt die Herren oben in ganz, halb und viertels offiziellen Artikeln. Dergleichen liegen eben wieder gut geschrieben, aber derb, z. B. von Hannover und Preußen vor uns; Recht haben sie leider alle. — Unter allen diesen häuslichen Liebkosungen geht die Sache ihren Gang fort; das Interim und die Bundeskommission sind einstweilen getauft und werden vielleicht sogar ins Leben treten; Oesterreich und Preußen haben das Kind gehoben, Hannover versichert ihnen, sie hätten bei einem Todtgeborenen zu Gevatter gestanden, und an dem Erfurter Reichstag und dem engern Bund mit 23 Millionen Seelen würden Eltern und Pathen auch keine lange Freude erleben. Um so fester schließen sich diese zusammen, um die frommen Wünsche zu Schanden zu machen. (Drfz.)

Der englische Gelehrte Dr. Layards, dessen Ausgrabungen und Forschungen über Ninive so viel Aufsehen gemacht haben, wurde seitdem zum Attaché der britischen Gesandtschaft in Konstantinopel ernannt und erhielt vorläufig 3000 Pf. St. zur Fortsetzung seiner Ausgrabungen angewiesen. Der unermüdliche Forscher befindet sich seit mehreren Monaten wieder in Assyrien, und aus Briefen, die er unlängst nach England geschrieben, theilt die neueste „Literary Gazette" Interessantes mit.

Unsern theueren Lesern wünschen wir einstweilen, daß zu Neujahr ihr Etat wenigstens eben so abschließt, als der preußische für 1849. Da trifft Alles zu, es geht Null für Null auf. Die Einnahme beträgt 94,174,380, und die Ausgabe bis auf den Silbergroschen gerade so viel, und es sieht nicht aus, als ob im nächsten Jahr viel zurückgelegt werden könnte. Da manchem Leser daran gelegen seyn wird, zu wissen, wie's die Preußen nur machen, daß es so zutrifft und daß es immer langt, so können wir unsern Lesern vertrauen, daß die Kunst darin besteht, daß nicht wie bei unser Einem die Ausgabe sich nach der Einnahme richtet, sondern die Einnahme nach der Ausgabe. Thut aber nur bei hohen Herrschaften nnd liederlichen Leuten eine Zeitlang gut. (Dorfztg.)

(Berlin, 6. Dec.) Gestern erschlug in einem Tabacksladen der Jerusalemsstraße der Prinzipal des Geschäfts seinen Gehülfen mit einem Hammer, nachdem Beide zuvor über einen Wechsel in Streit gerathen waren.

Der Verein für deutsche Reinsprache.

Seit unserem letzten Berichte hat sich die Zahl der Mitglieder, die täglich zunimmt, auf 750 gesteigert, in 130 Ortschaften unseres großen deutschen Vaterlandes, sogar aus Posen hat sich ein Freund dieser Sache angereiht. Aus allen Schichten der Gesellschaft zählen wir Männer als Mitglieder unseres Vereins; der Geistliche, der Gelehrte, der Handel- und Gewerbtreibende, der landwirthschaftliche und der Kriegerstand finden da ihre Vertreter; auch Frauen haben sich angeschlossen. Die Theilnahme wird noch immer thätiger und reger werden mit dem Erscheinen unseres Blattes: „Die deutsche Eiche" benannt, wofür sich schon eine nicht unbedeutende Zahl Abnehmer und Unterzeichner in der Nähe

Digitized by Google

und Ferne gemeldet hat.*) Wir hoffen, es soll in allen deutschen Lesegesellschaften willkommenen Zutritt erhalten, sowie auch Gebildete aller Stände es in ihren Kreisen als eine ächt vaterländische Erscheinung, die ein eigenes und zwar ächt deutsches Gepräge an sich trägt, mit Freuden aufnehmen werden. Wenn die gelehrte und gebildete Welt sich nur mit halb soviel Eifer bei der Verbesserung der Sprache und Einpflanzung deutscher Gesinnung zeigt, wie sie früher bei dem Gegentheile sich oft bethätigt hat, so kann sich Deutschland darüber nur hoch erfreuen und die deutsche Sprache und das deutsche Volk dürfen sich Glück wünschen und mit Sicherheit einer schönern und bessern Zukunft entgegen sehen. Von diesen beiden Trägern hängt viel für das Heil des Vaterlandes ab. Aber nur Ausdauer und Begeisterung führen zum Ziele. — Wir laden auf's neue alle Vaterlands- und Sprachfreunde ein, sich durch freie Briefe an den Unterzeichneten zu wenden, um ihren Eintritt in den Verein zu bewerkstelligen.

Heidelberg, 1. Christmonat 1849. Der Vorstand:

Wr. Brugger.

Literatur.

Neue deutsche Zeitbilder. 1. Abtheilung: Anna Hammer. Roman der Gegenwart. 3 Theile. Eisleben, Kuhnt 1850.

Der Haupttitel bezeichnet die Gattung, welcher dieser Roman angehört. Er gehört eben so wenig der streng didaktischen, als der bloß leicht unterhaltenden Gattung, sondern er schildert das Leben, wie es ist und größtentheils nicht seyn sollte, mit scharfer, ernster Zeichnung, zugleich aber mit den lebendigsten Farben. Die ersten Abtheilungen enthalten von einander getrennte, gesondert eingerahmte Bilder; allmälig treten die handelnden und leitenden Gestalten aus den Rahmen heraus, wechseln ihre Stellungen und Nachbarn und verschlingen sich endlich zu einem gegliederten Ganzen. Der erste Abschnitt führt uns adlige Offiziere in der Garnison einer Landstadt vor. Die Langeweile und Eintönigkeit dieses Garnisonlebens ist vortrefflich geschildert und selbst in dem Rythmus der Sprache wiedergegeben. Ein vornehmer Ankömmling, der zur Strafe (irren wir nicht, historischer) übermüthiger Handlung aus der Residenz hieher versetzt ist, wandelt die Langeweile in empörende Frivolität und Gewaltthätigkeit um. Die Heldin des Stückes, welche übrigens oft vor dem bunten und bewegten Personenwechsel in den Hintergrund tritt, erscheint am Schlusse dieses Abschnittes und läßt uns in Spannung über ihre Zukunft. Aber bevor wir wieder von ihr hören, wandern wir durch eine Reihe von Scenen, deren Hauptinhalt aus dem verrotteten Treiben der Bureaukratie und des Hoflebens genommen ist, zwar einseitig und bitter aufgefaßt, aber leider wirklich „schon oft dagewesen." Manche Gestalten sind nicht neu, sondern stehende Figuren des satyrischen Drama's; einige aber in eigenthümlicher Weise von einem lebenserfahrenen Dichter dargestellt; so namentlich der alte Monarch, der die neue Zeit und seinen verfehlten Beruf ahnt, sich aber nicht klar zu machen wagt; sein Kammerdiener und Mitregent, und sein kluger, weltkundiger Rathgeber Fürst Brodi. Die Schilderung des einsamen Kerkerlebens politischer Gefangener wird, in unserer Zeit zumal, eine ergreifende Wirkung auf die Leser nicht verfehlen. In einem andern: „Die Verschwörer" überschriebenen Abschnitte ist dagegen der Reflexion des Politikers ein interessanter und reichhaltiger Stoff geboten. Offenbar hat hier der Verfasser, welcher unseres Wissens Mitglied der deutschen, wie der aufgelöst'en preußischen Nationalversammlung war, seine eigensten Erfahrungen und Ansichten über die politische Befähigung des deutschen Volkes und seiner Führer seit der Julirevolution (der Zeit der Romans) niedergelegt. Der Schluß bringt gerade so viel poetische Gerechtigkeit gegen die Schuldigen und die Leidenden, daß das theilnehmende Gefühl des Lesers einen wohlthuenden Eindruck erhält; die bessere Zukunft des deutschen Volkes im Ganzen und Großen aber erscheint erst als schwaches Morgenroth.

Korrespondenz.

Köln, 10. Dec.

Wenn man Alles zusammennimmt, was nun seit drei Monaten in unserem Stadttheater gesungen und gespielt wurde, den Besuch und die daraus erwachsende Einnahme mit in Betracht zieht, dann haben wir eine nicht unbedeutende Tragödie, in welcher unser Direktor, trotz aller seiner Anstrengungen, eine Rolle spielt, die durchaus in ein Trauerspiel paßt. Im vorigen Jahr hatten wir keine Zeit, dem Theater die Cour zu machen; wer nicht in den Club ging, saß daheim, in Zeitungen und Flugblätter vertieft oder der Dinge gedenkend, die die nächste Stunde bringen konnte. Der Direktor tröstete sich mit seinen Hoffnungen auf das Jahr 49; aber es sollte diesen Hoffnungen ergehen, wie überhaupt den Wünschen des Deutschen. Vor der Eröffnung der Bühne hatte sich die Cholera eingestellt, welche eine zu große Furcht einflößte, als daß man nicht jeden Ausgang, jede Gesellschaft gemieden. Die Krankheit hat einen entschiedenen Einfluß auf das Theater ausgeübt, im vorigen Jahre kamen monatlich an Abonnementsgeldern 700 Thaler ein, wo jetzt nur etwas über die Hälfte gezahlt wird. Selbst unser Gemeinderath ist zu der Einsicht gelangt, daß Hr. Gerlach einen schwierigen Standpunkt einnimmt; er hat vor einigen Tagen die Armen-Abgaben von 2 proCt. auf eines herabgerückt. Man betrachte das aber nur als Palliativ, denn wenn das Publikum nicht bald von seiner Apathie gegen die Kunst nachläßt, dann wird auch dieser Direktor, wie viele vor ihm, auf die Socken gerathen. Der Vorwurf, daß die Leistungen der Oper- und Schauspiel-Personale heute hinter denen von gestern weit zurückblieben, ist nicht allgemein; in unserer Presse hebt bis jetzt das Lob so ziemlich den Tadel auf. Es wurden in dieser Zeit Einviertelhundert Opern und eben so viele Schauspiele gegeben. Unter jenen befanden sich: Die Hugenotten, Robert der Barbier, der Freischütz, die Stumme, Tell Zaar und Zimmermann, Fra Diavolo, Norma, Fidelio, die Nachtwandlerin u. a. Unter den Schauspielen begegnen wir nicht so vielen von gutem Klange; wir finden nur demerkenswerth: Egmont, Maria Stuart, Cabale und Liebe, Uriel Acosta und Zopf und Schwert. Unter dem Dutzend Novitäten, die einstudirt wurden, befinden sich mehrere, mit denen man uns hätte verschonen sollen, von eigentlicher Bedeutung waren nur dee Königslieutenant und Deborah. — Das Personal für die Oper ist nicht so befähigt wie das für das Schauspiel. Dort begegnen wir zum größten Theil noch unbekannten Größen. Während eine Prima-Donna und ein Baß-Buffo fehlt und der Bariton nur sehr mittelmäßig ist, verdienen nur namhaft gemacht zu werden: Fräul. Taborsky, Fr. Dill, Fr. Kleinschmidt und die Herren Bahrdt, Brandes, Abt und Kaufhold. Im Schauspiel zeichnen sich die Herren Waldurg, Weise, Gumtau, Sievers, Burmeister und Hagedorn und die Damen Günther und Kleinschmidt aus. — Ein ungewöhnlicher Schlag erwuchs der eben besprochenen Anstalt durch die Eröffnung des Stollwerk'schen Vaudeville-Theaters, ein Schlag, der vielleicht jener das Daseyn unmöglich macht, wenn nicht die Stadt ein Haus unentgeldlich hergibt und einige tausend Thaler Zuschuß bewilligt, wie Aachen und andere Städte der Provinz. Das Theater des Hrn. Stollwerk hat ein Parterre, Sperrsitze und eine Galerie und ist auf den Besuch von ungefähr 1200 Personen berechnet, faßt aber bei außergewöhnlichen Gelegenheiten mehr (am Samstage 1381) Zuschauer. Die Sitzbänke sind elegant gepolstert und vor denselben ist die Vorrichtung getroffen, daß sich das Publikum mit Wein, Punsch, Chocolade, Thee u. dgl. regaliren kann, wozu das für 10 Sgr. eingelöst'e Billet als Anweisung zu betrachten ist. Dabei raucht man seine Cigarre, was allerdings im Tempel der Thalia ungeziemend. Aber der Kölner ist nun einmal nicht anders; er macht von allen möglichen Freiheiten Gebrauch und gefällt sich da am besten, wo er sich frei gehen lassen kann. Aus diesem Grunde erfreut sich gerade Hr. Stollwerk eines so zahlreichen Zuspruchs, aber auch daher, weil sich das Bühnenpersonal durchweg so wacker zeigt, besonders die Herren Clrff und Colrin und die Damen Fr. Müller und Fräul. Leopold. — Am Samstag Abend gab man „Berlin bei Nacht" von D. Kalisch, ein Stück, welches in Berlin spielt und bereits zwei Monate lang täglich gespielt wurde. Das Stück erntete auch hier Beifall, besonders die Stellen, wo ein Stichwort eingeflochten war; innerer Werth und Zusammenhang geht demselben aber ab; es wird bald vergessen seyn, eher als „Hunderttausend Thaler" von demselben Verfasser. Am Sonntage und heute gab man das eben besprochene Vaudeville in beiden Theatern hiesiger Stadt; der Kampf ist also zwischen den beiden Anstalten schon entbrannt.

Theater-Anzeige.

Samstag, 15. Dec. (Zum ersten Male): Johanna I., Königin von Neapel, Trauerspiel in 5 Aufzügen von Herrmann Scharff von Scharfenstein, nach dem Französischen des Hypolithe Romand.

*) Alle Bestellungen sind bei den Postämtern zu machen.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 299. Samstag, den 15. Dezember 1849.

Die Rose des Nordens.

(Romantische Erzählung aus dem Holländischen des W. Kers. Uebertragen von Gottfried Overmann)

(Fortsetzung.)

Jetzt war der Bergweg leer, und Latour fragte in dieser Pause: „Sie kennen also den Prinzen, sahen ihn vielleicht oft?"

„Gewiß," war Paulowna's Antwort. „Meine Mutter lernte seine Familie bei unserm Gesandten in Paris kennen und pflog mit dieser insbesondere vielen Umgang — o, ich erinnere mich noch sehr wohl, wie äußerst freundlich der Prinz stets gegen mich sich benahm und . . . ."

„Damals war sie nämlich noch ein kleines Mädchen," fiel der Graf ihr in's Wort.

„Doch vierzehn Jahre alt," bemerkte Jener.

„Daher noch fast ein Kind!" sagte der Graf leichthin.

„Ein Rosenknöspchen, meinte der Prinz," lächelte Paulowna.

„Richtig," rief Ostrolow, „zu zart für den Norden, hat er auch wohl gemeint, ist wohl auch besorgt gewesen, sie möchte hier erfrieren, und hätte sie lieber in seinem französischen Garten behalten — sprich, hat meine Paulowna von der Kälte zu leiden?"

„Wie sollte sie das, da Graf Ostrolow ihr Lebenswärme verschafft!" flüsterte sie, mit vielsagendem Ausdruck die Hand ihm reichend. Er nahm sie an und sprach, als ob er fest auf sie baue: „Du bist jetzt nicht mehr vierzehn Jahre alt!"

„Ach, schon neunzehn — ein gewaltiger Unterschied," antwortete sie.

„Vielmehr ein angenehmer," flüsterte der junge Franzose, nochmals das Fernrohr ergreifend, dann aber füllte der Bergweg sich wieder; kaum aber hatte er einen Augenblick hingeschaut, als Staunen und Ueberraschung, Schreck und Freude, kurz die widerstreitendsten Gefühle ihn zu bewältigen schienen. Zitternd rief er aus: „Gott! was seh' ich? dort in der Mitte reitet der General Bertrand — und neben ihm — auf dem Schimmel — Der mit dem kleinen Hut, ist — ist . . . ." bebend hielt er ein und preßte die feinen Lippen zusammen, indeß er in größter Unruhe Ostrolow anstarrte, als wolle er sagen: „Vergib mir, aber in diesem Augenblick bist Du wieder mein Feind!"

„Es ist der Kaiser!" rief dieser, „doch beruhigen Sie sich, Sie haben mir nichts gesagt; ich vermuthete es schon, und dort kommt schon meine ausgestellte Schildwache, die ihn auch von Person kennt und jetzt das verabredete Zeichen gibt."

„Ja, er ist es!" rief Latour mit Begeisterung aus, „es ist Frankreichs edelstes Haupt, es ist unser großer Kaiser, und ich muß nun, ein Gefangener, Ihm nachschauen, kann nicht unter seinen Augen siegen oder sterben! Doch lieber möchte ich auf ewig verstummen, als Ihn nennen, wenn es vielleicht nicht räthlich ist. Doch, wovor bangt mir? wo Er ist, da ist auch der Sieg!" setzte er leiser hinzu.

Inzwischen entfernte sich Graf Ostrolow, indem er ausrief: „Ich muß augenblicklich fort, um den Unsrigen Nachricht von den veränderten Bewegungen des feindlichen Hauptquartiers zu bringen. Noch muß ich Sie bitten, auf jene Schildwachen Acht zu haben; es sind Ihre Wächter, Chevalier! sie müssen in dieser Versuchung über Ihr Ehrenwort wachen, und haben Befehl, bei dem mindesten Versuch zur Flucht Ihr Leben nicht zu schonen!"

Der Chevalier biß sich in die Lippen, die jugendliche Begeisterung schwand von seinen sprechenden Gesichtszügen, und mit düsterer Miene betrachtete er die beiden Kosaken zu Pferde, welche, wohlbewaffnet, nicht weit vom Thurme Wache hielten.

V.

Ein Tag verging nun nach dem andern, ohne weder den Grafen selbst, noch irgend eine Kunde von ihm zu bringen, was jedoch Paulownen nicht sonderlich beunruhigte, weil in der Umgegend überhaupt bei beiden Armeen nichts Wichtiges sich ereignete. In dieser Zeit boten die beiden jugendlichen Gefangenen ihr reichlichen Stoff zu Betrachtungen, da das Verhältniß zwischen ihnen Beiden einigermaßen Veränderung erlitten hatte. Anfangs fühlten sie sich durch die Neuheit der Erscheinung gefesselt, doch jetzt schienen sie keinen Geschmack mehr Einer an des Andern Gegenwart, desto mehr aber an Paulowna's Anwesenheit zu finden. Jeder huldigte ihr, Jeder diente ihr auf seine Weise und bemühte sich gleich sehr, ihre kleinsten Wünsche zu errathen und zu erfüllen. Oft entstand hierüber zwischen ihnen ein wahrer Wettstreit, nicht selten sogar Zwist, und nur Paulowna vermochte dann, sie eine Weile, wenn gleich nur oberflächlich, zu versöhnen. Als sie jedoch gewahrten, wie unangenehm dergleichen Auftritte die edle Jungfrau berührten, vermieden sie solche, als hätten sie es verabredet, in ihrer Nähe, und nur durch List strebte Einer den Andern aus derselben zu entfernen. Doch nicht lange konnte dieser Kunstgriff dauern, und als sie einander gegenseitig darauf ertappten, war es auf's neue gereizte Empfindlichkeit oder auch mancher lachenerregende Auftritt, der Paulownen wohl hätte ergötzen mögen, wäre sie in jener ernsten Zeit überhaupt zu Scherz und Lachen gestimmt gewesen; so aber suchte sie blos Alles in Güte beizulegen und betrachtete übrigens das Treiben der jungen Leute um sie her als ein Spiel, wozu ihr einsames Leben sie verleite. Der Franzose, dachte sie, gibt aus Gewohnheit den Ton der Galanterie an, und der Türke stimmt unwillkürlich mit ihm ein — das ist Alles!

Eines Morgens waren sie sämmtlich in einem der hohen Gemächer des Schlosses vereinigt, um gemeinschaftlich ihr zweites Frühstück zu genießen. Der alte Herr saß mit seiner Tasse Cho-

Digitized by Google

kolade etwas seitwärts am Fenster vor einem mit Zeitungen und Papieren bedeckten Tischchen. Der junge Türke war damit beschäftigt, Paulownen die orientalische Blumensprache zu lehren, weßhalb er, um es ihr ganz begreiflich zu machen, die Blumen aus einem Körbchen nahm, was Michalowitsch, ein noch ächt sklavischer Bursche, ihm knieend auf seinem gewaltigen Kopfe darbot, während er verstohlener Weise die Stückchen Zukker verzehrte, die Paulowna ihm zuwarf.

Mittlerweile bemühte sich der Franzose unter tausend Scherzen, einen beschädigten Federball wieder in Ordnung zu bringen, und beruhigte sich nicht eher, als bis Paulowna die mit Silberdraht bespannten Paletten nahm, um eine Probe mit ihm zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Consolidirung des Schulwesens in den kleineren deutschen Staaten.

(Schluß.)

Den erwähnten, leicht beseitigten Mängeln gegenüber verdient in Külps Plan die Idee einer höheren Bildung und Veredelung der Masse des Volkes durch Fortbildungsschulen die vollste Anerkennung. Allerdings ist der Gedanke nicht neu, vielmehr schon öfters angeregt, auch hier und da zur Ausführung gebracht; aber wo ist man zu bemerkenswerthen Resultaten gelangt? Und doch ist die Idee eine eigentlich christliche; denn es entspricht dem Geiste des Christenthums, daß, wie verschieden auch die äußere Lage der Menschen sey, sie doch von dem Genusse der höchsten, der geistigen Güter nicht ausgeschlossen werden. Was hat man aber bisher gethan, damit das bevormundete, unselbstständige Volk dazu herangeleitet werde? Man errichtete Schulen für die Jugend bis zum vierzehnten Jahre. Da wurde Lesen, Schreiben, Rechnen und Katechismus getrieben; dann war der Bürger fertig. Da und dort gaben Geistliche und Lehrer noch einige Abendstunden für die reifere Jugend, wo doch meistens nur der Mechanismus des Rechnens und geschäftlicher Aufsätze fortgesetzt wurde. Doch erreichten auch diese Bestrebungen bei dem Mangel gesetzlicher Bestimmungen über den Besuch der Abendstunde bald ihr Ende. Es verweigerten sogar an vielen Orten Gemeindevorstände selbst die Beiträge für Heizung und Erleuchtung eines Lokals. — Külps anderwärts weiter ausgeführte Ansicht geht dahin, daß bei allen Gemeinden Gewerb- oder Fortbildungsschulen eingeführt werden, daß der darin ertheilte Unterricht zunächst die allgemeine, menschliche Bildung in's Auge fasse und erst später zum Gewerblichen, mehr Materiellen übergehe, Alles natürlich nur in dem Maße, wie es an Sonntags- und Winterabendstunden ausführbar ist. Der Unterricht, auf die Muttersprache, Geschichte, Naturkunde, Mathematik beschränkt, würde die Jugend anleiten, die großartigen Gedanken, Ereignisse, Thaten, Charaktere aller Zeiten aufzufassen, die Natur in ihrem Schalten und Walten kennen zu lernen, was Alles, wenn nur das rechte Maß eingehalten wird, faßlich und populär vorgetragen werden kann. Unter solchen Vorträgen entwickeln und bilden sich allmälig Sinn für Das, was gut, wahr und schön ist, gesunde Einsicht in Gesetz und Staatsverfassung und vor Allem vaterländische, patriotische Gesinnung. Man macht viel Rühmens von der Bildung des deutschen Volkes. Aber mechanische Fertigkeit im Lesen, Schreiben und Rechnen und auswendig gelernte Sprüche und Formeln wiegen gar leicht, wenn man sie gegen vielseitige Tüchtigkeit, richtige Auffassung der Lebens- und Zeitverhältnisse, Interesse an Ehre und Vaterland in die Wagschale legt, und in Betreff dieser Elemente der echten Volksbildung wird man mit gutem Gewissen den Deutschen ein Armuthszeugniß zufertigen können. Der bisherige Mangel öffentlichen Lebens, der Mangel eines großen, ganzen Vaterlandes, für das die Herzen erglühen, dem sie Opfer bringen, trägt viel Schuld an dieser Verkümmerung an Geist und Herz, an diesem engherzigen Leben des Volkes für die Scholle und auf der Scholle. Die Volksschule kann da nicht abhelfen; sie ist für Kinder berechnet. Die heranwachsende Jugend bedarf kräftigender geistiger Nahrung, wenn ein Volk erwachsen soll, das für die Gemeinwohlfahrt, das für wohlverstandene Freiheit Sinn und Geschick hat. Wahrlich, der Vaterlandsfreund, der Volksfreund kann sich ernster Gedanken nicht erwehren, wenn er den geistigen Zustand der größeren Masse des Volkes in Erwägung zieht, die, mit ihm gleich berechtigt, den Blick über die materiellen Interessen der nächsten Umgebung nicht zu erheben vermag. Er gedenkt mit Besorgniß der Zeit, da diese rohen Massen, taugliche Werkzeuge in der Hand der Umsturzpartei, wider Gesetz und Ordnung sich anfrichten und dieselben in blutigem Zusammenstoße zermalmen. Um solche uns bedrohende Uebel zu vermeiden, wende man bei Zeiten alle zu Gebot stehenden Mittel an, und zu den bewährtesten sind Fortbildungsschulen für die reifere Jugend zu rechnen, womit man Gesang- und Lesevereine in Verbindung bringen könnte. — Aber, wendet man ein, es fehlen Lehrer! — Und sollten denn Geistliche es verschmähen, die Jugend ihrer Parochien für ein tüchtiges Staatsbürgerthum heranzubilden, wie sie das Alter für den Himmel vorbereiten? Viele haben schon im Lehramte gewirkt; man könnte es selbst angehenden Theologen zur Pflicht machen, einige Jahre dem Lehramte zu widmen, was für ihren Beruf keineswegs unförderlich wäre. Solche praktische Vorbereitung würde sie wohl befähigen, ihre höheren wissenschaftlichen Kenntnisse in populärem Gewande zum Unterrichte der Jugend in Fortbildungsschulen zur Anwendung zu bringen. Den übrigen Unterricht müßten dann auf dem Lande die Volksschullehrer übernehmen. Freilich begegnet man auch hier wieder gewichtigen Einwendungen. Man sagt: die Volksschullehrer stehen zum großen Theile noch nicht auf der Stufe der Wissenschaft, um dieser allerdings schwierigen Aufgabe entsprechen zu können. Man bemerkt bei ihnen selten ein Streben, über die Elementar-Kenntnisse hinauszukommen. Sie haben sich endlich vielfach zur Umsturzpartei geschlagen, es ist gefährlich, ihren Einfluß auf die erwachsene Jugend zu vermehren. — Aber fließt hier nicht Eins aus dem Andern? Die Betheiligung an staatumwälzenden Projekten aus philosophischer und geschichtlicher Unwissenheit? und diese aus Mangel an gründlichen Studien? und dieser aus unzulänglicher Vorbildung? und diese . . . nun, es gibt Leute, die das Alles der mangelhaften Einrichtung der Seminare aufbürden. — Dann aber muß die bessernde Hand an diese gelegt werden, und die Behörden dürfen ihre Reorganisation nicht länger aufschieben.

Auch Professor Külp ist dieser Ansicht. Er nimmt für jeden der betheiligten Staaten ein wohleingerichtetes Seminar in Anspruch und coordinirt diese Institute den polytechnischen.

Soweit die Vorschläge und was denselben beizufügen räthlich schien. Sie sind entsprungen aus einem für Jugenderziehung, Volksbildung und Vaterland erglühenden Herzen, und die Zeit fordert ihre Durchführung. Werden sich die betreffenden Staaten, engherziger Selbstsucht und Rivalität entsagend, dazu herbeilassen? Oder wird man Plan und Zubehör unbesehen in das große Archiv für künftige Zeiten eintragen?

Es ist mißlich, darüber ein Gutachten abzugeben. Doch darf man sich der Hoffnung auf guten Erfolg nicht vorzeitig entschlagen. Sind doch gerade in den kleineren Staaten die obersten Behörden, sowie die Volksrepräsentationen nicht mehr die vormärzlichen. Sind doch zum Theil Männer darin bethätigt, die ein halbes Menschenalter hindurch der Entwickelung freierer Institutionen ihre Thätigkeit zugewendet, ja ihre amtliche Stellung zum Opfer gebracht haben. Sie werden Vorschläge nicht zurückweisen, deren Zweck der edelste ist, nämlich Begründung von

Digitized by Google

Staatenvereinen zur Erziehung des Volkes im weitesten Umfang des Wortes. Die dadurch bedingte geistige Emancipation der Nation erhebt die moralische Kraft der öffentlichen Meinung zu einer unwiderstehlichen Macht, und dieser allein kann es gelingen, auf dem Wege gesetzlicher Entwickelung die staatliche Einigung Deutschlands zu erwirken, die seit den Befreiungskriegen das Ziel des Strebens der Besseren ist, die 1848 überall laut genug gefordert wurde, und die wahrlich durch den augenblicklichen Sieg des partikularistischen Egoismus nicht auf ewige Zeiten beseitigt ist. W. E.

Die Taufe der deutschen Kriegsdampfcorvette Ernst August.

Die „Weser-Zeitung" macht folgende Schilderung von der am 27. Nov. vorgenommenen Schiffstaufe der deutschen Kriegsdampfcorvette erster Klasse „der königl. Ernst August": Auf die an ihn von dem Seezeugmeister und Commodore Brommy im Namen des gesammten Offiziercorps der Reichsmarine erlassene Einladung, der gedachten Feierlichkeit in Person beizuwohnen, hatte der König von Hannover sich bewogen gefunden, dem Commodore und dem Offiziercorps den wohlgemeintesten Dank für diese Einladung mit der Versicherung auszusprechen, daß es ihm zum besondern Vergnügen gereichen werde, an der Feierlichkeit persönlich theilzunehmen und im Kreise der Männer, welchen von dem Erzherzog-Reichsverweser die Ehre der deutschen Flagge anvertraut worden, die aufrichtigen Wünsche auszusprechen, welche von ihm für Deutschlands junge Marine und insbesondere für ein deutsches Kriegsschiff gehegt würden, das seinen Namen zu führen bestimmt sey: Wünsche, die ihren Ausdruck in der festen Ueberzeugung fänden, daß „der königl. Ernst August" sich unter allen Umständen der Ehre seines Namens und seiner Flagge würdig bezeigen und in der Geschichte der deutschen Kriegsflotte ein Andenken begründen würde, welches mit dem Ruhme des Vaterlandes und seiner eigenen Führer unauflösbar verknüpft bliebe. Da indessen hindernde Gründe den König von der persönlichen Beiwohnung der Inauguration abzusehen veranlaßten, so ward der Generalmajor Wynecken mit der Stellvertretung der Person des Königs beauftragt. Gegen 11 Uhr an dem obengenannten Tage erschien der Letztere an Bord der Reichsdampfcorvette „der königl. Ernst August", wo sich die Commandanten der Reichsschiffe, die Chefs der verschiedenen Corps und der Verwaltung der Reichsmarine, ferner die königl. Beamten des Amtes Lehe, diejenigen des Amtes Bremerhafen, sowie eine Deputation des Handelsstandes und der Kauffahrteimarine bereits vorher versammelt hatten. Von dem Flaggschiffe begrüßte den General eine Salve von 21 Schüssen, während die hannover'sche Flagge am Top des großen Mastes aufgehißt wurde. Die sämmtlichen Schiffe des Geschwaders hatten geflaggt und die Matrosen und Marinesoldaten waren in Parade aufgestellt. Nachdem der General mit allen militärischen Ehren an Bord empfangen war, wurden ihm die Anwesenden vorgestellt und inspizirte derselbe sodann das Schiff und die Mannschaft bis ins Detail. Hierauf ging die feierliche Inauguration der Corvette vor sich. Die Matrosen paradirten, die Soldaten präsentirten, und von dem Commodore geführt, begab sich der Stellvertreter des Königs, gefolgt von der ganzen Versammlung, nach dem Vordertheile des Schiffes, wo der Erstere in einer kurzen aber treffenden und eindringlichen Ansprache auf die Wichtigkeit der vorzunehmenden Handlung hinwies und die Hoffnungen aussprach, die sich an dieselbe zum Wohle der Marine unfehlbar knüpfen müßten. Der General ergriff darauf das Wort, und wies in seiner Erwiederung wiederholt auf die vom Könige für das Wohl der deutschen Flotte gehegten Wünsche und Hoffnungen hin. Nach dieser Entgegnung ersuchte der General die Tochter des Amtmanns Thulesius von Bremerhafen, der Corvette in der nach See- und Kriegsgebrauch üblichen Weise den bestimmten Namen zu geben, was unter dem siebenmaligen Lebehoch der gesammten Mannschaft des Geschwaders und dem donnernden königl. Salut des letztern, so wie des Forts Wilhelm und der großen Reichsbatterie geschah. Nach beendigter Feier besuchte der Generalmajor Wynecken das Flaggschiff, die Reichsdampffregatte Barbarossa, und begab sich sodann auf die Reichsdampffregatte Hansa, wo die Gesellschaft ein déjeuner à la fourchette einnahm. Unter den hierbei ausgebrachten Toasten fanden der des Commodore auf den König von Hannover und dessen deutsche Bestrebungen, welcher von dem königl. Salut begleitet wurde, und derjenige des Generals auf das Gedeihen der deutschen Flotte den gebührendsten Anklang. Mit Sonnenuntergang verließ der Stellvertreter des Königs die Fregatte Hansa, und ein neues Salut von 21 Schüssen beschloß die Feierlichkeit, welche vom heitersten Wetter begünstigt wurde und auf alle Anwesende den nachhaltigsten Eindruck zurückließ.

Mannichfaltigkeiten.

Starke Dinge hat die preußische Regierung von der zweiten Kammer in Hannover hören müssen. Da war vom Waffenstillstand in Schleswig-Holstein die Rede, und ein Abgeordneter stellte den Antrag, daß das Ministerium für Zurückweisung der dänischen Uebergriffe und dafür sorgen solle, daß beim Friedensschlusse das Recht der Herzogthümer und die Ehre Deutschlands gewahrt werde. In der Ausführung warfen dieser und andere Redner der preußischen Politik vor, daß sie den Eindruck des Lugs, des Trugs und des Verraths mache u. s. w. Vergebens warnte Stüve vor Uebertreibungen und übereilten Beschlüssen, und wies auf die unberechenbare Bedeutung solcher Worte und auf den Augenblick hin, indem Hannover vielleicht zum erstenmale in der Lage sey, daß sein Wort für Krieg und Frieden, vielleicht für einen europäischen entscheidend seyn könnte. Die Kammer erhob sich mit allen gegen 4 Stimmen für die Anträge.

Wenn der günstige Leser von seinem deutschen Wörterbuch die Ausgabe von 48 hat, so darf er nunmehr unbedenklich den guten Artikel: deutsche Einheit vor der Hand durchstreichen. Nach den betrübenden hannöver'schen und sächsischen Erklärungen kann von einer Einheit von ganz Deutschland kaum mehr die Rede seyn, und Homburg ist unabhängig und absolut, wie der Kaiser von Rußland. Es sollte mich wundern, wenn die Franzosen und die Oesterreicher nicht Freudenschüsse thäten. Divide et imperabis. (Dorfztg.)

Einer der größten Tabaksfeinde ist der englische Admiral Parker, welcher die jetzt in den Dardanellen liegende Flotte befehligt. Er raucht nicht nur selbst nicht, sondern gestattet auch Niemandem am Bord seines Schiffes oder des Geschwaders zu rauchen. Als er neulich mit seinen Offizieren den Pascha der Dardanellen besuchte, mußte er der türkischen Sitte gemäß rauchen; er that denn drei Züge aus der Pfeife des Pascha's und erklärte sodann, er würde unfehlbar sterben müssen, wenn er einen vierten Zug thue. Sonst konnte man sich einen Seemann ohne Tabak und Grog gar nicht denken.

Digitized by Google

Frankfurter Theater.

Es gibt viel Neues, was bald veraltet, aber auch viel Altes, was immer neu bleibt. Wir müssen es als verdienstlich anerkennen, daß einige unserer Sänger in jüngster Zeit werthvollen älteren Opern ihre Aufmerksamkeit zugewendet und sie in neuer Einstudirung auf's Repertoir gebracht haben. So gab Hr. Dettmer zu seinem Benefize „die Entführung aus dem Serail", Hr. Caspari den „Richard Löwenherz" und Hr. Chrudimsky den „Fra Diavolo", drei Tonwerke, von denen jedes in seiner Art ausgezeichnet und so anziehend ist, daß es dem sinnigen Kunstfreunde stets Vergnügen bereiten wird. Was den zuletzt gegebenen „Fra Diavolo" betrifft, so bilden hier das freundliche, belebte und an dramatischen Situationen reiche Sujet und die gefällige, melodienreiche und effektvolle Composition ein höchst anmuthiges und heiteres Ganzes. Der zahlreiche Besuch der Vorstellung bewies, daß man sowohl die Wahl der genannten Oper billigte, wie auch daß der Beneficiant (Chrudimsky) viele Freunde zählt, welche seine langjährige Wirksamkeit bei der hiesigen Oper, seinen durch einen ausgedehnten Rollenkreis stets bewährten Fleiß zu würdigen wissen und sich diesem Sänger zu Dank verpflichtet fühlen. Es bleibt immer erfreulich, wenn das Publikum bei Benefizveranlassungen sich in anerkennender Weise betheiligt und dem Künstler, der ihm oft Erheiterung und geistigen Genuß bereitet hat, seine wohlwollende Aufmunterung nicht vorenthält. Die Rolle des Fra Diavolo gehört zu Hrn. Chrudimsky's gut ausgeführten Partien, und wenn auch dem Gesang und Spiel in manchen Einzelnheiten eine feinere Nuancirung zu wünschen wäre, so darf man nun einmal an unsere deutschen Tenoristen in derartigen Spielpartien der neueren französischen Schule die Anforderungen nicht allzu hoch stellen. — Frau Marlow von der Darmstädter Hofbühne hatte die Gefälligkeit, in diesem Benefiz die Rolle der Zerline zu übernehmen. Ihre anmuthige Persönlichkeit, ihr liebenswürdiges und höchst naives Spiel, die Einfachheit und Natürlichkeit ihrer Auffassung und der gemüthliche, unverkünstelte Ausdruck derselben, sowie nicht minder ihre gute Gesangschule, ihr geschmackvoller Vortrag und der wohlthuende Klang ihrer schönen Stimmmittel machen Frau Marlow für derartige Rollen ganz besonders geeignet und darf diese Zerline als eine in jeder Beziehung sehr verdienstliche Kunstleistung bezeichnet werden, welche Anerkennung der Sängerin durch Beifall und Hervorrufung bekundet wurde. — Der Lord Kookborn des Hrn. Hassel war auch heute wieder so köstlich und ergötzlich, daß er Einem alle Sorgen und Plackereien des Lebens in der That vergessen machen konnte. Hr. Hassel gibt diese Rolle meisterhaft und man begreift leicht, wie er auf vielen deutschen Bühnen damit als Gast so glänzende Erfolge erzielen konnte. — Das Musikcorps des k. preuß. 8. Kürassier-Regiments executirte nach der Opernvorstellung verschiedene für Blechmusik arrangirte Compositionen mit bekannter Virtuosität und unter dem lebhaftesten Beifall. Die Kraft, Präcision und Reinheit des Spiels, sowie besonders das ausgezeichnet schöne Piano und überhaupt das Künstlerische des Vortrags lassen wohl nichts zu wünschen übrig.

W.

Korrespondenz.

Wien, 10. Dec.

Dem theaterfreundlichen Wien droht ein doppelter Verlust. Scholz, der berühmte Komiker, ist lebensgefährlich erkrankt, und Korn, der Veteran des Burgtheaters, an welchem er seit 47 Jahren angestellt ist, will von dieser Bühne Abschied nehmen. Er hat zur Abschiedsfeier den „Ring" von Schröder gewählt, der trotz seines Alters immer ein Lieblingsstück der Wiener bleibt, und in welchem Korn damals hier debütirte. Sämmtliche Koryphäen des Burgtheaters sind mit Vorbereitungen zu dieser Feier beschäftigt, welche binnen kurzem stattfinden soll.

Leipzig, 9. Dec.

Mit dem hiesigen Theater steht es nicht so glänzend, wie nach verschiedenen Seiten hin ausposaunt wird. Mit der Oper kann man zufrieden seyn, das Schauspiel aber läßt viel zu wünschen übrig. Das Repertoir desselben ist sehr dürftig und die Novitäten, mit denen es zeitweise ausgestattet wird, heben diese Armuth nicht auf. — „Prinz Friedrich" von H. Laube, der letzthin zum ersten Male gegeben wurde, hat kein Glück gemacht, und der Verfasser desselben (wenn wir nicht irren, gegenwärtig in Wien) wird sehr aufgebracht darüber seyn, daß die Leipziger für klassische Stücke so wenig Geschmack haben. Hr. Laube hält seinen „Prinz Friedrich" ohne Zweifel für klassisch; die Leipziger nicht, und sie beweisen dadurch, daß sie über Klassicität ganz richtige Begriffe haben. Tantièmen wird dieser Prinz Friedrich dem Verfasser schwerlich abwerfen, und eben so wenig hat er dem hiesigen Schauspiel-Repertoir auf die Beine geholfen. Der Direktor Wirsing fühlt das auch und sucht diesen Mangel durch Ballette zu ersetzen. Es wird jetzt sehr viel, und man kann sagen mit Grazie, im Theater getanzt, und damit ist nicht nur die junge männliche Welt sehr zufrieden, sondern auch die älteren Herren amüsiren sich, ja selbst Geldmänner, die über Geschäfte und Procente den ganzen Tag nachdenken, kehren gegen 6 Uhr dem Comptoir den Rücken und eilen ins Ballet. Gerade diese Financiers sehen es sehr gern, wenn andere Leute kühne Sprünge machen, und nebenher bewundern sie natürlich auch die Kunst und das Ebenmaß der Formen und sind ganz selig, daß ihnen für 20 Neugroschen, oder noch für weniger, Gelegenheit geboten wird, ihren oft mangelhaften Geschmack für Plastik auf eine bequeme und unterhaltende Weise zu vervollkommnen. — Der bekannte Schriftsteller Dr. Herloßsohn liegt auf dem Tod darnieder und man glaubt nicht, daß er mit dem Leben davonkommen werde. — Von Junius Briefen, meisterhaft von A. Ruge ins Deutsche übersetzt, erscheint in Kurzem im Verlags-Bureau zu Leipzig die virrte Auflage in einer eleganten Taschenausgabe, auf die wir alle Mitglieder deutscher Kammern ganz besonders aufmerksam machen. „Junius Kämpfe" — sagt A. Ruge in seinem, an die deutschen Leser gerichteten Vorworte — „für die englische Freiheit gegen die Jacobitische Absolutistenpartei, der Georg III. in die Hände gefallen war, enthalten den ganzen Grundriß politischer Logik, auf welchem die jetzige Weltordnung, so weit sie dem menschlichen Geschlechte gelungen ist, beruht. Darum, meine Herren, habe ich Ihnen den Engländer ins Deutsche übersetzt. Er ist einer der Unsrigen und verdient, daß er es ganz wird." Wir bemerken, daß diese hier angeführten Worte des Uebersetzers aus der im Jahre 1847 erschienenen ersten Auflage entlehnt sind.

Heidelberg, 12. Dec.

Seit einiger Zeit macht sich eine Industrie eigener Art hier bemerklich. Es treffen nämlich Briefe von der Post an Kaufleute, Buchhändler ꝛc. hier ein, in welchen Bestellungen gemacht werden. Die Briefe selbst sind gewöhnlich von einem Decan, Pfarrer, Beamten oder einem andern Bewohner des Ortes unterschrieben, von welchem aus sie datirt sind. In denselben wird gebeten, die bestellten Waaren auf der Post an den bezeichneten Ort zu schicken. Kaum ist aber der Bestellbrief eingetroffen, so folgt ihm ein zweiter so schnell nach, ehe noch die Bestellung effectuirt werden konnte, in welchem gebeten wird, da sich dem Besteller eine gute Gelegenheit dargeboten, dem Ueberbringer dieses zweiten Briefes die bestellten Sachen einzuhändigen. Entdeckt wurde dieser Betrug zuerst durch Buchhändler. Diese theilten sich zufällig die bei ihnen gemachten Bestellungen mit, da sie besonders durch die Schreibart aufmerksam gemacht worden. So wurden z. B. Schiller's Werke bestellt und Schiller mit ü geschrieben. Jetzt warteten sie auf den zweiten Brief; der kam aber nicht; die oder der Betrüger müssen Winke erhalten haben. So wurde nur Ein Buchhändler betrogen. Wie viele der andern Kaufleute, wissen wir nicht. Die Briefe waren von Bretten, Bellighеim, Sinsheim und andern Orten aus datirt. Noch hat man die Thäter nicht entdeckt, hofft aber, daß es irgendwie der Polizei, welche jetzt eine besondere Thätigkeit entwickelt, gelingen werde.

Abendunterhaltung.

Sonntag, den 16. d., in meiner Wohnung. Eintrittspreis: 12 kr. Anfang: genau um 5 Uhr. Johann Hartig, Graben, 33.

Theater-Anzeige.

Samstag, 15. Dec. (Zum ersten Male): Johanna I., Königin von Neapel, Trauerspiel in 5 Aufzügen von Hermann Scharff von Scharffenstein, nach dem Französischen des Hypolithe Romand.

Sonntag, 16. Dec. Die Zauberflöte, Oper in 2 Abth., Musik von W. A. v. Mozart.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 300. Montag, den 17. Dezember 1849.

Die Rose des Nordens.

(Romantische Erzählung aus dem Holländischen des W. Kers. Uebertragen von Gottfried Overmann)

(Fortsetzung.)

So trachteten die Jünglinge Paulowna's Aufmerksamkeit zu fesseln, und sie theilte diese mit liebenswürdiger Freundlichkeit ungezwungen zwischen Beide. Es herrschte in dem kleinen Kreise eine genügliche Heiterkeit, als plötzlich der Gouverneur aufsprang, das Fenster aufriß, mit höchster Aufmerksamkeit auf dem gespannten Antlitz nach Außen hin horchte und dann ausrief: „Ich höre Kanonen!"

„Geschützesdonner!" rief nun auch der Franzose.

„Das dumpfe Kriegsgeschrei!" rief der Türke, und Beide flogen hinaus.

„Eine Schlacht!" seufzte Paulowna, und rang unwillkürlich die schönen Hände.

„Das gilt Smolensk, seitwärts von uns!" sprach der Vater. „Hast Du immer noch keine Nachricht vom Grafen?" setzte er nach kurzer Pause hinzu.

„Keine!" antwortete sie, und ward vor steigender Angst bleicher und bleicher, je deutlicher man durch die tiefe Stille ringsum den gewaltigen Donner in der Ferne vernehmen konnte.

Mit ernsten Mienen kehrten die Jünglinge zurück, und Alle verlebten peinliche Augenblicke, die sich zu Stunden verlängerten, während auf jedem Antlitz zu lesen war: „Wie wird die Entscheidung ausfallen? wer wird Sieger seyn?"

Paulowna's Unruhe steigerte sich mit jeder Lösung des Geschützes, das ihr dumpf aus der Ferne, wie ein Abschiedsgruß der Todten, in die Ohren klang. Endlich schwiegen diese schaudererregenden Töne und die ängstliche Stille peinlichster Erwartung trat ein und herrschte bis zum Abende.

Paulowna preßte das Kruzifix an ihrem Busen heftiger an's Herz und wankte, in dem Bemühen, beruhigt zu scheinen, im Zimmer umher, als des Grafen wohlbekannter Reitknecht eintrat. Bei seinem Anblick stieß Paulowna einen lauten Schrei aus und fragte dann leise: „Was bringst Du mir?"

„Nachrichten von meinem Herrn," sagte er, und wieder Muth fassend, griff sie nach dem Billet, was er ihr überreichte und erbrach es hastig. Ihr Vater blickte theilnehmend ihr über die Schulter und las:

„Wir stehen in und bei Smolensk, welchen Platz wir zum Empfang der ungebetenen Gäste dermaßen vorzubereiten und so großartig zu beleuchten beabsichtigten, daß es auf ihren verwöhnten feinen Geschmack wohl Eindruck machen wird. Polen und Würtemberger sollen uns helfen; doch werden wir auch ohne sie schon fertig werden. Ich habe Dir einige Male geschrieben, doch keine Antwort erhalten; wahrscheinlich sind in diesen unruhigen Zeiten meine Briefe verloren gegangen, daher sende ich Dir diesmal einen vertrauten Diener, der hoffentlich durchkommen wird. Wenn es hier vorbei ist, komme ich unverzüglich oder schicke Dir Nachricht."

Paulowna ließ das Papier fallen und stammelte: „Er war also dabei?"

„Ganz gewiß!" antwortete der Diener, und nun erst ergab es sich, daß sein Herr ihn bereits vor zwei Tagen entsendet, daß er jedoch nicht eher durch die Feinde hatte gelangen können, und auch jetzt glaubte, von den Franzosen verfolgt zu werden, welche jeden Augenblick hier seyn könnten.

„Du hast ihnen den Weg zu uns gezeigt," murmelte der alte Gouverneur verdrießlich, und winkte ihm, sich zu entfernen; doch eben vernahm man draußen ein sich näherndes Geräusch, und kaum ward die Thür geöffnet, als, zu eines Jeden Ueberraschung und Bestürzung, verschiedene Bayonette hereindrangen.

„Da sind sie schon!" rief der erschrockene Reitknecht, vor der Uebermacht zurückprallend.

VI.

Es waren französische Marodeurs, die durch dieselbe Hinterthür, durch welche sie Den, den sie verfolgten, hatten verschwinden sehen, ohne daß er es wußte, in's Innere des Gebäudes geschlichen waren.

„Geld, Alter! Juwelen, schönes Mädchen! her mit Beiden! geschwind, geschwind! Wir haben keine Zeit, uns lange bei Euch aufzuhalten. Gold oder Juwelen ist die Parole!" so schrieen sie mit drohenden Gebärden je länger, je ungestümer durch einander, wie sehr auch Latour ihnen zuredete und sie zur Vernunft zu bringen suchte. Er drohte, fluchte, beschwor sie abwechselnd: Alles vergebens, man achtete seiner nicht.

„Ei was, junger Kamerad! hier ist der Ort nicht, französische Komplimente auszukramen, wohl aber, russische Kostbarkeiten einzupacken!" riefen sie ihm zu, indeß Andere den Gouverneur und seine Tochter immer mehr ängstigten, indem sie jeden Augenblick begieriger nach Gold und Juwelen schrieen.

Einige steckten inzwischen in der Eile Alles zu sich, was sie im Zimmer wegnehmen konnten und in ihren Augen Werth hatte. Die beiden jungen Männer drangen, obgleich unbewaffnet, glücklich bis zu Paulowna vor, reichten einander hier, vor ihr stehend, wie zu einem Bunde, um sie zu beschützen, die Hände, traten näher zusammen und deckten auf diese Weise Paulownen mit ihren Körpern.

„Fort! Platz da!" riefen die Franzosen, und „fort! fort!" rief nun auch Paulowna, und verlor fast das Bewußtseyn, als sie ihren Vater mehr und mehr von Bayonetten umringt und von diesen bedroht sah.

Die Gefahr war jetzt auf's höchste gestiegen, als einer der Plünderer, dem Fenster sich nähernd, erschrocken zurückprallte und

Digitized by Google

einige Worte ausstieß, die wie ein Zauber auf seine Kameraden einwirkten. Fluchend stoben Alle ohne Zaudern zur Thüre hinaus, und Mehrere warfen, um nur schneller fortzukommen, Dasjenige zum Theil wieder ab, was sie gesammelt.

Die Zurückgebliebenen standen wie versteinert. Sie begriffen weder ihre Ueberrumpelung noch ihre Befreiung. Beides war das Werk einiger Augenblicke. Noch schauten sie einander fragend und erstaunt an, und schöpften freier Athem nach überstandener Gefahr, als ein neues Geräusch im Schlosse ihr Ohr traf.

„Sie kehren zurück, sie kommen wieder!" dachte ein Jeder, und der Gouverneur versuchte, eine in der Tapete verborgene Thür zu öffnen, seine Tochter auf diese Weise zu entfernen und Hülfe herbei zu holen, denn auf einen gewöhnlichen Ueberfall war man zwar gerüstet und vorbereitet, nur nicht auf einen der so eben stattgehabten Art, bei welchem die Gefahr mit Blitzesschnelle sich zeigte und vorüber war, ehe die zerstreuten Dienstleute sich sammeln konnten.

Laute Stimmen näherten sich dem Gemache, und in dem Augenblick, wo das seit langer Zeit nicht gebrauchte Thörchen endlich laut knarrend aufging, flog auch die Zimmerthür auf und mehrere Personen traten hastig ein. Es waren französische Offiziere von sehr gutem Aeußern.

Der Gouverneur wollte rasch seine Tochter mit sich in den Gang fortschleppen, doch diese kehrte, einen Blick auf die Eingetretenen richtend, zurück und sagte in französischer Sprache: „Es ist nicht nöthig, lieber Vater! denn wenn mich nicht Alles trügt, so sehen wir dort den Prinzen S."

„Beim Himmel! ich glaube wahrlich, alle schönen Mädchen von einem Pol zum andern kennen mich!" sprach der Jüngste, doch Vornehmste unter ihnen, dessen Aeußeres viel Einnehmendes hatte.

„Ich kann nicht fliehen, statt meinen Dank zu äußern," sagte Paulowna, „denn Sie, mein Prinz, haben uns so eben durch Ihre bloße Erscheinung aus einer großen Gefahr befreit."

„Nun, das freut mich! „Kommen, sehen und siegen" ist ohnehin mein Wahlspruch," entgegnete er in leichtem Tone; als er jedoch Paulowna mit Würde sich erheben und den stolzen Blick ihres Auges sah, setzte er rasch und höflicher hinzu: „was ereignete sich denn hier, wobei ich, ohne es zu wissen, so glücklich war, zu retten und zu helfen und den Dank einer edeln Dame zu verdienen?"

Paulowna erzählte. Auf seinem Angesichte spiegelte sich anfangs einige Entrüstung über das Vernommene, und er murmelte ein paar Mal: „Schande für unsere große Nation!" Dann aber schien er in Nachdenken zu versinken, je mehr Paulowna sprach. Als sie schwieg, sagte er mit anmuthigem Lächeln und gleichsam über sich selbst erstaunt: „Es ist mir, als ob ich träumte; Ihre Stimme weckte Erinnerungen in mir, welche schlummerten — Ihr Name?"

„Paulowna von Chernichow — und dies ist mein Vater, der Gouverneur von * * *," entgegnete sie, diesen dem Prinzen vorstellend.

„Ha!" rief dieser aus, „nun wird mir's deutlich. Verzeihen Sie, daß ich in der blühenden Rose die zarte Knospe nicht gleich erkannte, sie schwebte blos so vor meiner beschämten Phantasie, wie sie damals Paris entzückte, nicht aber, wie sie hier als des Nordens Wunderblume blühte. — Beruhigen Sie sich nunmehr, Starost!" fuhr er, zum Gouverneur sich wendend, fort, „wir beschützen Sie, in unsere Nähe wagt sich kein Gesindel!" und zu seinem Gefolge sprach er: „Wir bleiben hier, nehmen einstweilen unsern Aufenthalt in diesem gut gelegenen Schlosse und in der benachbarten Stadt."

Paulowna konnte sich nicht enthalten, einige Fragen über die Ereignisse dieses Tages an den Prinzen zu richten, worauf dieser, die Achseln zuckend, erwiederte, sie würden höchst wahrscheinlich bald in Moskau seyn, denn heute hätten sie wieder bei Smolensk den Sieg errungen und die Russen zum Rückzuge genöthigt.

„Doch gewiß nicht, bevor sie es verwüstet hatten!" bemerkte der Greis etwas zur Unzeit, denn der Prinz entgegnete mit düsterm Blicke: „Nun, daran haben wir tüchtig geholfen!"

Nicht lange währte es, bis die ungebetenen Gäste, nach ihrem Rang und Stande, ihren Einzug in das Schloß gehalten. Schildwachen umringten dasselbe. Vorposten waren ausgestellt, und Alles ging in und außerhalb des Gebäudes einen raschen aber geregelten Gang, als ob es immer so gewesen, und dennoch sah es hier vor kurzem noch ganz anders aus.

Die Schloßbewohner hatten, in der Verwirrung der früher beschriebenen Scene, nicht einmal die Ankunft der Soldaten vernommen, welche hier nunmehr so frei schalteten und walteten. Mit Umsicht hatten sie sich dem Schlosse genähert, und deßhalb war Alles in der Stille geschehen; die Soldaten mußten das Gebäude umringen, während die Offiziere hineintraten, um zuvor sich zu überzeugen, wie es dort beschaffen sey, und so sahen die Soldaten mit Erstaunen die fliehenden Plünderer an sich vorübereilen, ohne sie zurückhalten zu können, wozu sie übrigens wahrscheinlich, ihre Landsleute erkennend, auch wenig geneigt waren.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Beseitigung der im Auswanderungswesen bestehenden Mißbräuche.

Sollte man denn glauben, daß in unserer Zeit, in der man im Allgemeinen doch einige Rücksicht auf die Stimme der öffentlichen Meinung zu nehmen gewohnt ist, hinsichtlich der schon so häufig öffentlich besprochenen und gerügten Mängel und Mißbräuche, die im Auswanderungswesen bestehen, immer noch nichts zur Beseitigung derselben geschehen ist? So unerklärlich dies ist, so wahr sind die seither geschilderten Mißstände, daher die dringende Nothwendigkeit vorliegt, die Aufmerksamkeit der betreffenden hohen Staatsregierungen (d. h. von Bayern, Würtemberg, Baden, der drei Hessen, von Nassau und Frankfurt) immer wieder von Neuem auf diesen höchst wichtigen Gegenstand hinzulenken, und zugleich die Presse zu ersuchen, auch ihrer Seits die Urgirung desselben in die Hand zu nehmen und dergestalt ihrer Pflicht, zur Vertretung der materiellen Interessen des Volkes, mehr wie bisher eingedenk zu seyn. — Die Staatsregierungen können und dürfen nicht länger die armen Auswanderer ohne vollständigen Schutz gegen die offen vorliegenden Prellereien und Mißhandlungen ihrem traurigen Schicksale überlassen; sie müssen vielmehr alsbald für ernste und zweckmäßige Maßregeln sorgen, wenn nicht etwa die Ansicht Platz greifen soll, daß die deutschen Auswanderer schon als heimath- und schutzlose Fremdlinge zu betrachten und zu behandeln seyen, bevor sie das Land ihrer Wiege verlassen haben. Schlimm genug daß sie in den Seehäfen dies- uns jenseits des Oceans eines entsprechenden Schutzes entbehren müssen! Man erzeige ihnen deßhalb wenigstens noch in ihrem seitherigen Vaterlande einige väterliche und brüderliche Rücksicht und schütze sie um's Himmels willen doch so lange, als es möglich ist. — Das Oberaufsichtsrecht steht jeder Staatsregierung ungeschmälert zu, und so wie sie in Folge dessen die Agenten zu concessioniren befugt ist, ebenso hat sie die Verpflichtung, dieselben streng controliren zu lassen. In der Erfüllung dieser Verpflichtung liegt keine Bevormundung der Auswanderer — vor der man vielleicht hin und wieder eine zu ängstliche Scheu hat —, sondern sie ist nichts als ein in der Natur der Sache begründeter vernünftiger Ausfluß eben

Digitized by Google

jenes Oberaufsichtsrechtes, das jede Regierung gegen die concessionirten, und dadurch monopolisirten, Auswanderungs-Agenten zu üben befugt und sogar, wie gesagt, verpflichtet ist. Gegen diese Agenten allein muß eingeschritten werden, und wenn es wahr ist, was mir bereits mehrseitig versichert worden, daß sich mehrere redlich denkende Agenten schon vor längerer Zeit an ihre respectiven Staatsregierungen bittweise um strenge Maßregeln überhaupt, jedoch bis jetzt vergeblich, gewendet haben, so kann das Räthselhafte in der Sache dadurch nur erhöhet werden. An Mitteln und Wegen zur erfolgreichen Abhülfe fehlt es nicht; man darf nur die in No. 237 der Didaskalia vom 4. October d. J. enthaltenen Vorschläge berücksichtigen und ins Leben rufen, die sich bisher des ungetheilten Beifalls aller Agenten, denen an einer zweckmäßigen Regulirung des Auswanderungswesens gelegen ist, zu erfreuen hatten. Warum also fort und fort zögern mit Maßregeln, die Männer von Fach für durchaus nöthig halten und die am Ende doch nicht vermieden werden können, die aber bei längerem Zögern für Tausende zu spät kommen würden? — Wenn auch das sub 9 jener Vorschläge erwähnte Bündniß zur Zeit noch nicht, wenigstens nicht so rasch, zu ermöglichen wäre, so könnten doch einstweilen die übrigen Propositionen von 1 bis 8 in jedem Staate für sich Berücksichtigung finden und damit wäre im Interesse der Auswanderer jedenfalls erreicht, was im Innern von Deutschland möglich und wünschenswerth ist.

Pariser Sitten.

Unser größter Denker, Emanuel Kant, fragte gewöhnlich immer neugierig, hörte er von einem recht stupiden Gesellen, ob er nicht viel Bier trinke, weil er dieses Getränk für das größte und gefährlichste Verdummungsgift hielt. Von den Parisern hört man nicht selten diese Meinung zum Theil bestätigen, indem sie vom Deutschen sagen, daß er in Folge des übermäßigen Biergenusses und vielen Essens zu träge und phlegmatisch sey, um für die Freiheit, die Begeisterung verlange, handeln zu können. Und vergleicht man die große Mäßigkeit des Pariser mit der unbändigen Gefräßigkeit und Verdauungsfähigkeit der nordischen Völker, für die der Frühling der Freiheit nur über Tisch blüht, so könnte man in der That zu der Behauptung versucht werden, der Mensch habe den fürchterlichsten Tyrannen am Magen, denn der leere foltere und der volle drücke ihn und stumpfe ihn für alle erhabenen Gefühle und Handlungen ab. Ich empfehle diesen wichtigen Gegenstand der Untersuchung der Aerzte und Physiologen, da er nicht zu der Aufgabe, die ich mir gestellt, gehört.

In den Provinzen Frankreichs hält man seit Undenklichem vier Mahlzeiten, die auf die Stunde geregelt sind und wovon das lebende Geschlecht um keine Minute von den Vätern und Urgroßvätern abweicht. In Paris, wo nichts beständig, sondern Alles der Laune ephemerer Verhältnisse nnd dem persönlichen Interesse unterworfen ist, wurde auch die Stunde der Mahlzeiten sehr oft gewechselt. Unter der Regierung des zwölften Ludwig aß man um acht Uhr Morgens zu Mittag und um fünf Uhr zu Nacht. Unter Franz dem Ersten hieß die Hausregel:

Um fünf heraus, um neun zum Mahl,
Soupé um fünf, um neun zu Bett':
Zu neunundneunzig an der Zahl
Der Jahre führt es Dich, ich wett'.

Ungeachtet der Weisheit dieser Lebensregel wurden diese Stunden doch später wieder mit andern verwechselt, und während der Regierung des vierten Heinrich und des dreizehnten und vierzehnten Ludwig aß man um elf und unter dem fünfzehnten Ludwig um zwei Uhr zu Mittag. Diese letztere Gewohnheit dauerte bis zur ersten Revolution, wo durch ein Gesetz die Arbeitszeit der Angestellten in den verschiedenen Ministerien und Verwaltungen von neun Uhr Morgens bis vier Uhr Nachmittags festgesetzt ward, in Folge dessen man in Paris diese Stunden zum Frühstück und Mittagessen bestimmte. Jetzt frühstückt man um elf und speist um sechs Uhr Abends zu Mittag, was einen geistreichen Schriftsteller, in Bezug auf die frühere Gewohnheit der Pariser, zu der Bemerkung veranlaßte, daß sie bald erst am folgenden Tage zu Mittag essen würden.

Alle Diejenigen, welche die Hauptstädte Europa's kennen, müssen sagen, daß man sich in keiner einzigen weniger mit dem Magen beschäftigt, als in Paris. Die Mäßigkeit wird von den meisten Angestellten so weit getrieben, daß sie sich zum Frühstück mit einem Kreuzerbrödchen und einem Glase Wasser oder Wein begnügen, womit sie es heitern Muthes bis zum Mittagsessen, Abends sechs Uhr, aushalten. Bei uns würde dieses Leben Hungerleiden heißen, in Paris ist es die leichte Behaglichkeit des Daseyns, die den Geist rege und höheren Ideen zugänglich erhält. Das urplötzliche Gefühl einer Rechts- oder Ehrenverletzung treibt den Pariser darum auch muthig in den Tod; der Deutsche berechnet in seinem Phlegma alle seine Pulsschläge und zittert bei dem Gedanken, daß er um einen gebracht werden könne. Der Güter höchstes ist leider für ihn das Leben.

G. M.

Ein Blick auf die Rheinlande.

Es gibt vielleicht wenig Gegenden, die so vielfach beschrieben, in Prosa und Poesie mehr verherrlicht worden sind, als die Rheingegenden, diese Stammsitze altdeutscher Kultur, wo von den siegreichen römischen Adlern bis zu denen des französischen Kaiserreichs herab der vielbeschäftigte Griffel der Muse der Geschichte einen unversiegbaren Stoff fand zur Aufzeichnung ruhmvoller Ereignisse, wie zur Schilderung trauriger Schicksale, welche die Völker trafen, die des Rheinstromes herrliche Ufer bewohnten. Die römische Weltherrschaft sank in Staub, zertreten von den Barbaren der Völkerwanderung; das Mittelalter folgte mit seinen prächtigen Domen und stattlichen Klöstern, den vielsagenden Zeugen der neuentstehenden geistigen Universalmonarchie der ewigen Weltstadt, und die Völker wurden künstlich eingelullt in einen langen politischen und kirchlichen Schlaf, aus welchem die Vorzeichen der Reformation und diese endlich selber sie zu erneuerter Thätigkeit, zu einer verbesserten bürgerlichen Existenz weckten, welche in den folgenden Jahrhunderten ihre reinere Gestaltung, ihre bessere politische Geltung erhielt.

Alle diese großen Wandlungen der Geschichte haben die Geschlechter am Rhein berührt und sie von Epoche zu Epoche neuen Bestimmungen, neuen Veränderungen in ihrem kirchlichen und politischen Leben entgegen geführt. Fraget die stummen Zeugen der Geschichte, diese hohen Dome, diese verlassenen Klöster und diese wankenden Mauern verfallener Schlösser, und die Antwort wird keine zweideutige seyn. Verschwunden ist des Mittelalters Pracht und Herrlichkeit, sie ragt nur noch in einzelnen ehrwürdigen Denkmälern in die trübe Gegenwart herein, und statt jener denkwürdigen Stiftungen der Frömmigkeit und Menschenliebe erblicken wir jetzt — von Basel bis an die holländische Gränze — neue Festungen, neue palastartige Kasernen, neue Zucht- und Irrenhäuser, als charakteristische Kennzeichen des Zeitalters, in dem wir leben. — Ja, die Bewohner der Rheingegenden haben eine große Vergangenheit hinter sich, und wenn sie diese recht in's Auge fassen und in ihrem Zusammenhange überblicken wollen, so werden sie das nöthige Selbstvertrauen und jenen Muth bewahren, der, während er die Wiederwärtigkeiten der Gegenwart leich-

Digitized by Google

ter ertragen lehrt, zur Herbeiführung einer besseren Zukunft so unumgänglich nothwendig ist. Dr. Wilh. Dieffenbach.

Mannichfaltigkeiten.

Die Sängerin Sonntag (Gräfin Rossi) ist nach Paris zum Gastspiel engagirt worden, und wird in den nächsten Tagen von Hamburg dahin abgehen.

„Kladderadatsch" sagt: Um Mißdeutungen vorzubeugen, soll Hr. v. Ladenberg beabsichtigen, noch nachträglich zu dem Artikel der Verfassung: „Die Schule ist frei" u. s. w. den Zusatz hinzuzufügen: „Mittwoch und Sonnabend Nachmittag."

(Berlin.) Bekanntlich steht unserer Stadt eine Umgestaltung des Feuerlöschwesens bevor, da die bisherigen Einrichtungen als unzureichend erkannt sind. Die Kosten scheinen sich dadurch freilich sehr zu erhöhen. Nach einem allerdings nur sehr ungefähren und nicht durchgängig festzustellenden Anhalt berechnet man, daß die Kosten früher etwa 31,000 Thaler betragen hätten, wogegen sie sich jetzt auf 86,000 Thaler stellen dürften. — Seit der Aufhebung der öffentlichen Häuser haben die syphilitischen Krankheiten in einem solchen Maße zugenommen, daß die bisherigen Krankenanstalten sich zur Aufnahme unzureichend erwiesen haben. Die städtische Behörde dürfte indeß aus der neuen, der Commune hierdurch erwachsenden Last abermals Veranlassung nehmen, einen schon früher gemachten Antrag, auf Wiedereinführung der öffentlichen Häuser zu wiederholen. Wie verlautet, soll dasselbe Seitens des Polizeipräsidii in einer höheren Orts gemachten Vorstellung geschehen seyn.

Korrespondenz.

Mainz 11. Dec.

Die eben in Frankfurt (in der literarischen Anstalt) erschienene Schrift unseres bekannten Landsmannes Ludwig Bamberger: „Erlebnisse aus der rheinpfälzischen Erhebung im Mai und Juni 1849", wird hier wie in ganz Rheinhessen und Rheinbayern mit größtem Interesse gelesen. Jedermann ist darüber einverstanden, daß, ganz abgesehen von der lebendig geistvollen, fesselnden, pikanten Darstellung, von dem wirklich historischen Werthe dieser Schrift, eine tiefe Erkenntniß der eigenen Parteischwächen, eine männliche Wahrheitsliebe darin herrscht, die uns alle Achtung vor dem tüchtigen Verfasser einflößt, und wenn Bamberger einerseits hier sein bedeutendes, zukunftreiches Talent, seinen gediegenen Geist von neuem bekundet hat, so hat er auch seinen Charakter und sein politisches Streben nunmehr von jenen Verdächtigungen befreit, die von einer gewissen Seite her gegen ihn auftauchten. Bamberger's Schrift ist für uns Rheinländer speciell von größter Wichtigkeit, aber in ganz Deutschland wird Freund und Feind ernste Lehren daraus schöpfen können.

Theater-Anzeige.

Montag, 17. Dec. Uriel Acosta, Trauerspiel in 5 Abtheilungen von C. Gutzkow.

Elfte Bilanz der Mozart-Stiftung am 30. September 1849.

	fl.	kr.		fl.	kr.	fl.	kr.
Hypotheken-Conto:			**Capital-Conto.**				
für ein Insatz-Capital und einen Insatz-Capital-Antheil . . .	13300		Betrag des Capital-Fonds am Schlusse des zehnten Verwaltungsjahres	20504	20		
Obligationen-Conto:			Geschenke und Gottespfennige	13	12		
vorräthige 3½ pCt. Frankfurter Stadt-Obligationen vom Jahr 1839 fl. 7100 à 100	7100	—	Courtdifferenz auf vorräthige Obligationen	38	30		
Interessen-Conto:			Eingegangene und laufende Zinsen . . . fl. 732. 33 kr.				
bis heute abgelaufene, aber noch nicht eingegangene Zinsen . .	181	28	abzüglich des fünften und sechsten Semesters des verwilligten zweiten Stipendiums . — 400. — —	332	33		
Musikalien-Conto:				20889	1		
Saldo von einer angekauften Sammlung musikalischer Werke	76	32	Hiervon ab:				
Cassa-Conto:			**Unkosten-Conto:**				
baar in Cassa	182	36	Unkosten im Laufe dieses Verwaltungsjahres . . .	48	30		
	20840	31				20840	31
						20840	31

Frankfurt a. M., 30. September 1849.

Der Verwaltungs-Ausschuß der Mozart-Stiftung.

Dr. Martin. Präsident. — Dr. Giar. Sekretair. — Joh. Fr. Quilling. Cassier. — Peter Funk. Buchführer.

Dr. A. Jost. — Fritz Schneider.

Vorstehende Bilanz mit den Büchern der Mozart-Stiftung genau verglichen und richtig gefunden, auch die aufgeführten

a) Einen Insatz-Capital-Antheil von Neun Tausend Gulden,
b) Ein Insatz-Capital von Vier Tausend Drei Hundert Gulden,
c) Vier und Zwanzig Stück hiesige 3½ pCt. Obligationen, im Normal-Werth von Sieben Tausend Ein Hundert Gulden,
d) Den Cassa-Bestand von Ein Hundert Zwei und Achtzig Gulden Sechs und Dreißig Kreuzer

vorgefunden zu haben, bezeugen hiermit

Frankfurt a. M., 11. November 1849.

Die von der Gesellschaft des Liederkranzes aus ihrer Mitte zur Revision erwählten Mitglieder:

Louis Hessemer. Ludwig Pfeiff. Jacob Falta.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 301. **Dienstag, den 18. Dezember** **1849.**

Die Rose des Nordens.

(Romantische Erzählung aus dem Holländischen des W. Kers. Uebertragen von Gottfried Overmann)

(Fortsetzung.)

VII.

Paulowna's Besorgniß um den Grafen wurde durch den schnellen Wechsel der Ereignisse einigermaßen in den Hintergrund gedrängt; sobald jedoch die Ruhe in etwas zurückkehrte, steigerte auch ihre Angst sich um so höher, die ganze Nacht hindurch schloß sie kein Auge, allein bei jedem Geräusche sprang sie erwartungsvoll empor, da sie vermuthete, es werde ihr vielleicht geheime Nachricht bringen. Unbeschreiblich quälte sie der Gedanke, daß bei der Anwesenheit der Franzosen solche Nachrichten nicht mehr so leicht an sie gelangen konnten, und durchaus nicht daran zu denken sey, den Grafen wiederzusehen, so lange Jene hier hausteten. Die Nacht gesellte zu den wirklich bestehenden Schwierigkeiten noch die schrecklichen Gebilde ihrer Phantasie, die ihrer Seele nur düstere Scenen vormalten und sie die Zukunft in den schwärzesten Farben erblicken ließ.

Am folgenden Morgen sandte sie, unter allerhand Vorwänden, Boten in die Stadt, um Nachricht einzuholen; denn vielleicht befanden sich dort noch einzelne Flüchtlinge, Verwundete oder sonstige Augenzeugen von Smolensk; vielleicht hatte man dennoch den Grafen dort gesehen. Alle kehrten mit ausführlichen Berichten über die Ereignisse zurück; vom Grafen aber hatten sie nichts vernommen, nur so viel war gewiß, daß beide Theile viele Mannschaft eingebüßt, und Russen, Polen und Würtemberger zuerst die Vorstadt von Smolensk und später die unglückliche Stadt selbst zerstört hatten, worauf sie zurückmarschirt waren. Die verjagten Einwohner irrten allenhalben umher, Obdach und Nahrung suchend. Beides war jedoch schwer zu finden, weil die ganze Umgegend beim Durchzuge der Armee verheert war.

Aus diesem Grunde hatte denn auch der Prinz so weit seitwärts von Smolensk sich begeben, und, wie es den Anschein gewann, gedachte er, den gefundenen Vorrath nicht verschmähend, noch länger hier zu weilen; auch hatte er sich verlauten lassen, daß er jetzt das Kommando über die Reserve des Heeres besitze, welche er, dem Kaiser folgend, nach Moskau führe, wo sie ungefähr um diese und jene Zeit einzutreffen gedächten, während der Kaiser, wie man aus den hin- und hergehenden Staffetten schließen konnte, mit seinem Hauptquartier ebenfalls nicht weit entfernt seyn mochte.

Vergebens hoffte Paulowna den ganzen Tag auf irgend ein Zeichen, daß der Graf am Leben sey. Latour, dem ihre peinliche Erwartung nicht entging, forschte inmittelst bei seinen Landsleuten nach dem Grafen, beschrieb ihn unermüdlich jedesmal auf's neue, und fragte beinahe Jeden, ob er ihm etwa vorgekommen sey. Verschiedene wollten denn auch einen solchen Feind im Gefechte gesehen haben, bald aber wieder nicht: kurz, auf diese Art vermochten sie nichts zu erfahren. Als indeß dem jungen Franzosen Paulowna's Blicke immer trüber erschienen, wandte er sich zuletzt an den Prinzen selbst und stellte ihm das ganze Verhältniß vor, worauf dieser entgegnete, er könne weiter Nichts thun, als Paulownen zu Gefallen eine Abtheilung seiner Soldaten auf das Schlachtfeld entsenden, um den Grafen dort zu suchen, wenn er etwa gefallen sey. Dankbar nahm Paulowna dieses Anerbieten an.

„Aber wer," fragte der Prinz, „wird die Soldaten begleiten, um ihn zu erkennen?"

„Ich, ich!" rief Paulowna lebhaft, faßte sich jedoch gleich wieder und setzte hinzu: „nein, nein! er selbst würde mich tadeln; aber," sprach sie zu den beiden Jünglingen, „Sie kennen ihn; er hat viele Sorge für Sie getragen, nehmen Sie nun auch diese für ihn auf sich — vielleicht die letzte! — o, wenn ich Ihnen einigermaßen theuer bin, so schließen Sie sich an!"

Beide waren sofort bereit, kehrten jedoch ohne Gefolge, wenigstens ohne Nachricht zurück: sie hatten nirgends eine Spur von dem Vermißten gefunden.

Paulowna's Hoffnungen wurden dadurch wieder angeregt, obgleich die Andern den Tod des Grafen, der noch immer nichts von sich hören ließ, für so gut wie gewiß hielten. Ob sie hierzu gewisse Gründe oder Vermuthungen hatten, wissen wir nicht; genug: von nun an schwieg man fast gänzlich hierüber; vielleicht hoffte man, Paulownen auf diese Weise am leichtesten zu trösten, und im leichten Wechsel der Ereignisse und Empfindungen ihren Verlust in Vergessenheit zu bringen.

Auch Paulowna schwieg, und man hielt die Spannung, worin die fortwährende geheime Erwartung sie fesselte, für Lebhaftigkeit, für eine wohlthätige Folge der Zerstreuung durch französische Galanterie, deren Mittelpunkt sie gegenwärtig war; ja, die beiden Jünglinge geriethen, ehe sie es gewahrten, wieder in das vorige Verhältniß mit ihr, und trieben, wie früher, ihr eifersüchtiges Spiel; sie gingen sogar, wenn nicht von Hoffnung, doch von Eifersucht angeregt, bald so weit, ihr eine Erklärung zu machen, blos, um einander zuvorzukommen.

Beide benutzten die erste Gelegenheit, wo sie sich mit Paulownen allein befanden, um so eher, als sie wegen der Abwesenheit des Prinzen, welcher ebenfalls viel Interesse an ihr zu hegen schien, hoffen durften, nicht gestört zu werden. Am ersten gelang es dem Türken, seine Gefühle zu offenbaren. Indem er alle Vorzüge des Looses hervor hob, welches ihr an seiner Seite zu Theil werden könne, rief er aus: „Gewiß, Ihr habt und könnt keine Ahnung haben von der Herrlichkeit unseres Himmels, unserer Sonne, unseres Landes! Doch, Paulowna! ist der ganzen Natur der Stempel des Erhabenen eingeprägt — o, wenn Ihr Muth habt, müßt Ihr die Meinige werden! — Ach," sagte

Digitized by Google

er zuletzt, nachdem er] Alles bereits erschöpft hatte, „selbst der Tod und die Grabstätten sind bei uns freundlicher und daher Euer würdiger. Jener führt uns in's Paradies, wo wir Alles wieder finden, was uns hier lieb und theuer war, und die Grabstätten umblühen Myrthen und Olivenwäldchen, wo Turteltauben süße Liebestöne hören lassen — wo . . ."

„Laßt es gut seyn, lieber Omar!" fiel Paulowna ihm mit wehmüthigem Ernst in's Wort, „Ihr meint es gut — ich höre Euern Gefährten nahen, und vielleicht möchtet Ihr ihm nicht gerne so begegnen."

„Wird Paulowna mir die Schmach anthun, vor ihm weichen zu müssen?" fragte er mit glühendem Antlitz.

„Geht, Omar!" bat Paulowna, „aber denkt nicht so niedrig von mir, um zu glauben, es dürfe jetzt Jemand in Ernst von Liebe zu mir reden."

„Ach! ich denke und — weh mir — ich hoffe auch Nichts mehr — aber, beim Propheten! ich gehe, wenn Ihr es wollt!" rief er, und entfernte sich in gemessener Haltung, jedoch mit sichtbarer Anstrengung.

Kaum war Omar gegangen, als der junge Franzose mit liebenswürdigem Enthusiasmus sie bestürmte, ohne in seiner Lebhaftigkeit ihr abgewandtes Antlitz zu gewahren. — „Ja, kommen Sie nach Frankreich, dort ist man glücklich, dorthin gehören Sie; den unser Land ist ein Lustgarten."

„Ersparen Sie sich die Mühe," fiel Sie lachend ihm in die Rede, während sie dem Franzosen gegenüber dem Gespräch eine scherzhafte Wendung zu geben suchte.

„Wie sollte Ihr französischer Garten mich noch locken können — ich verschmähte ja bereits ein Paradies!"

„Ha, ich verstehe Sie!" sprach er auffliegend, „er ist mir also doch zuvorgekommen; er wagte es, mit seinem Paradies im Monde gegen meine Wirklichkeit aufzutreten!"

„Ach, ich bitte Sie," sagte Paulowna, „lassen Sie uns hier nicht über Erdichtung und Wahrheit streiten, seyd Beide vernünftig," und von einem Gedanken erfaßt, öffnete sie die Thür eines Nebenzimmers und rief: „Ich bitte Euch, Omar! kommt nun wieder zurück."

Dieser erschien auf der Schwelle; er war sichtlich bläßer wie gewöhnlich, und beim Anblick des Franzosen umdüsterte sich sein Gesicht.

„Kommt nur näher," rief Paulowna, „Ihr habt ihm nichts vorzuwerfen; Ihr steht Beide gleich hoch in meiner Gewogenheit; hört daher: meine Hoffnung ist noch nicht verschwunden, eine geheime Ahnung bestärkt sie, und Ihr würdet Euch sehr täuschen, wenn Ihr wähntet, daß ich so bald zu vergessen im Stande sey. Lernt mich besser kennen! — Ihr seyd mir Beide lieb und werth!" setzte sie, ihre Hand ergreifend, nach einer kleinen Pause hinzu, „aber glaubt mir: Eure Bräute gehen noch am Gängelbande."

Ihre Worte begleitete ein so anmuthiges Lächeln, daß die Beiden fast mit einstimmten, wenigstens ward um die Lippen des Franzosen etwas Aehnliches sichtbar, obgleich er dabei seufzte. Vielleicht gedachte er in diesem Augenblick seiner jungen Adèle, seiner kleinen Landsmännin, deren Bildniß er trug.

„Ihr begegnetet einander bisher, leider! in Einem Gefühl," begann Paulowna wieder in herzlicherem Tone, „o, möge es Euch Beide nun nicht mehr von einander trennen — möchtet Ihr lieber Freunde seyn — Ihr wäret dann auch die Meinigen. Wenn Ihr das wollt, so reicht einander zum Zeichen dessen die Hand!"

Der leicht bewegte Franzose that es unverzüglich.

„Und Ihr, Omar," sprach sie, zum Türken sich wendend, „Ihr wollt nicht?"

„Wohl will ich, doch sofort vermag ich es nicht," sagte dieser, die Hand an seine stolze Brust drückend, „hier legt sich der Sturm nicht so bald. Gönnt mir Zeit, und Ihr werdet sehen!"

Paulowna, welche die Jünglinge wohl kannte, war mit diesem ersten Erfolge vollkommen zufrieden, und schon die folgenden Tage bethätigten, daß sie sich nicht getäuscht. Ihr Benehmen gegen Paulownen und gegen einander war geändert; sie verkehrten allmälig freundlicher zusammen, erfüllten sogar jetzt Paulowna's Wünsche gemeinschaftlich, ja, der Franzose war bald fast wieder eben so heiter wie sonst, während auch der Türke die frühere stolze Ruhe in seinem Benehmen wieder erlangte, und so begann ein freundliches, selbst brüderliches Verhältniß zwischen ihnen Dreien zu herrschen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Paulskirche. *)

Frankfurt a. M., 29. Nov. Wieder einmal ein Brief aus der Paulskirche! Wie lange ist es her, daß die Allgemeine Zeitung täglich deren mehrere empfing und gab, und was war das damals ein Leben um, vor, in der Kirche! Welch' allgemeine geistige Strömung, Reibung und Bewegung durch die ganze Stadt, die bis dahin nichts als das strenge steife Doppelgesicht rückwärts schauender Diplomatie und vorwärts strebender Rechenkunst an sich gekannt und dem Fremdling geboten hatte! Von frühem Morgen an flogen nach allen Richtungen die Briefschaften, stürmten durch alle Restaurants, Cafee's und Hotels die neuen Gesetzgeber der Nation, und Abends spät, nachdem die offene Redeschlacht überstanden, saßen die Führer noch im geheimen Rath fürs nächste Treffen beisammen, lagerten die Schaaren um die Beiwachtfeuer ihrer Clubbs, malerisch verhüllt durch die an Pulverdampf mahnende Tabackswolke, schlich auch wohl die vermummte Kriegslist von Zelt zu Zelt, von Fahne zu Fahne, um des Gegners schwache Seite zu erspähen und nächtlichen Ueberfall auszubeulen. Das Alles ist wie auf einen Zauberschlag verschwunden. Durch die Straßen der freien Stadt zieht jetzunder mit kriegerischem Spiele das buntrockige Soldatenthum, den Sieg des Säbels durch Zapfenstreich und Fackelzug zu feiern. Vor der Kirche treten die unvermeidlichen Pickelhauben zum Appell an, während auch der letzte Piepmeyer aus diesen Gegenden spurlos verschwunden. Alle Thüren des Tempels sind verschlossen: vielleicht das Zeichen eines so langen Kampfes, als ihre Eröffnung einen kurzen Frieden gebracht. Auf einen Zug an der Glocke erscheint ein dienstfertiger Cicerone, der einzige Cicero, der hier noch pro domo spricht, um den wißbegierigen Wandersmann einzuführen. Drinnen eine winterliche Grabeskälte, ein schauriges Todesschweigen; man meint, Herr Wiesner stehe eben auf der Rednerbühne. Da findet sich Alles noch auf dem alten Fleck: Präsidentenstuhl, Tribune, Ministerbank, Abgeordnetensitze; sogar die Urnen zur Abstimmung sind noch bei der Hand. Von der Wand blickt die blonde, bleiche Germania schattenartig hernieder, schlaff hängen die dreifarbigen Fahnen das Haupt, und die goldenen Verse links und rechts sind dadurch, daß sie ohne Wahrheit geblieben, keine Dichtung geworden. Droben auf der Galerie — der tarpejische Fels, von welchem das Volk die Frevler an seiner Souveränität herabstürzte — werden die Anfänge der Parlamentsbibliothek, gegen 4000 Bände, aufbewahrt. Wo die LXX interpretes, wohlgezählt 70 Zeitungsschreiber und einige Freiwillige, freundnachbarlichst ihre feindseligen Berichte abgefaßt, hat man ihre gesammelten Werke aufgestapelt: allerlei beneidenswerthe Blätter, denen die ersehnte Einheit durch den Buchbinder beigebracht werden wird. Es ist Alles noch bei einander und

*) Wir entnehmen der Augsburger Allgemeinen Zeitung diese Reiseskizze aus der geistreichen Feder des Verfassers der „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters". D. Red.

Digitized by Google

bereit, wie es gewesen, und an der Mauer draußen fehlt nur die Inschrift: Maison à louer, ein Volkshaus, mit allen parlamentarischen Bequemlichkeiten und noch in ganz gutem Zustande, ist hier zu vermiethen und reichstäglich zu beziehen!

Halt — an diesen drei zerschnitzten Pulten gehen wir nicht ohne Gruß vorüber: hier saßen Felix Lichnowsky, Auerswald, Blum. Reisende Engländer verfehlen nicht, ohne Ansehen der Partei, von allen dreien sich einen Span zu hauen; es freut sie begreiflicherweise, ein paar Splitter zu besitzen von dem Scheiterhaufen, worauf die großen Hoffnungen eines großen Volkes verkohlt sind. Und dieses Volk trug das Holz dazu auf dem eigenen Rücken zusammen! . . .

Deutsche Väter, deutsche Mütter! führt eure Söhne an diesen Altar, dessen Flamme traurig und ohne Aussicht auf den neu zündenden Blitz erloschen ist! Laßt sie hier ein Gelübde ablegen, nicht einen Hannibalischen Schwur des Römerhasses, sondern ein Gelübde der Reinigung von deutscher Erbsünde: blinde Stammeseifersucht, mißtrauender Kleinmuth störriges Sträuben gegen jedes organische Gebild im öffentlichen Leben, unpraktisches Haschen nach Idealen und zähe Klebrigkeit an der Phrase. Laßt sie lernen von den Männern der Rechten und von den Männern der Linken, wie sie hier gesessen, daß in den Zeiten des Sturms eine Partei als solche das Vaterland nicht retten kann, so wenig die Gironde Frankreich, wie die Gothaer Deutschland, und daß selbst die Revolution den augenblicklichen Sieg nur einem Dictator, einem Robespierre, einem Kossuth zu verdanken vermag! Wenn sie Alle, die hier versammelt gewesen, noch einmal, wenn sie heute wiederum aus dem Römer in festlichem Zuge herbeigewallt kämen und auf's Neue einzögen, o fragt sie doch, wie viele ihre alten Plätze einnehmen, wie viele gerade so sprechen, stimmen und streben würden, wie sie gesprochen, gestimmt und gestrebt haben?

Warum eine solche Litanei aus der Paulskirche? Haben und erhalten wir doch daher, wir gepriesenes Volk von Denkern, eine ganze Literatur. Die einzigen Blüthen unseres kurzen Frühlings sind also ein paar Caricaturen; die einzigen Früchte unseres frühen Herbstes ein Dutzend Bücher. Bücher, die unendlich gescheidt vom Rathhause zurückkommen — Bücher, welche alle die subjectiven und objectiven Standpunkte, alle die Parteistellungen, alle die Staatszwecke klar bestimmen, wonach die Verfasser sammt ihren Freunden in der Paulskirche höchst unklar umhergetappt sind — Bücher endlich, die weder als Geschichte noch als Memoiren gelten können, von denen bis zur Stunde keines den geringsten Einblick in die parlamentarische Coulisse gewährt, obgleich diese gewiß um vieles wichtiger und anziehender gewesen, als die offene parlamentarische Scene. Warum erklären sie uns denn nicht so manches dunkle Räthsel, das da noch liegt, so manchen künstlichen Knoten, den fremde Hände in unser Garn geschürzt, warum nicht einmal den blutigen Flecken der Septembertage, die wunderlichen Wendungen nnd Wechselfälle der Kaiserfrage, die klägliche Auswanderung in die Stuttgarter Reitschule? Warum stehen sie nicht Rede und Antwort den hofmeisternden Grobheiten, womit die englische Presse unser erstes Parlament begleitete, dem achselzuckenden Mitleid, das selbst von so wohlwollender und urtheilsfähiger Stimme, wie die eines St.-René Taillandier ist, über uns abspricht? Wahrlich, wer jemals aus der Vogelperspective des Zuhörerraums unbefangen herabgesehen hat auf die gesetzgebenden Versammlungen unserer Nachbarn, sey es auf die kahlen Köpfe im ehemaligen Luxembourg, oder auf die wilden Bärte der heutigen republikanischen Assemblée, sey es endlich auf die langhingeräkelten Beine in den englischen Häusern, und wer dann mit diesen Meisterwerken unsere Studien vergleicht, der braucht trotz aller deutschen Bescheidenheit dem gepriesenen Auslande auf diesem Felde weder die Palme des Talents, noch die der ehrlichen Gesinnung zu lassen. Nicht weil wir in uns zu wenig gehabt, sondern vielmehr deswegen, weil uns von draußen zu viel gekommen, hat der erste Argonautenzug im Schiff der Paulskirche ein solches Ende genommen. Daß der Fremde darüber sich die Hände reibt, ist natürlich; aber unnatürlich ist es, daß Deutsche selbst, daß solche Deutsche zumal, welche mit den übertriebensten Hoffnungen die Morgenröthe des Reichstags begrüßten, nun hinter seinen Abenddämmerungen am lautesten herschmähten. Haben namentlich jene Mächte dazu ein Recht, welche nach dem Schiffbruch der Paulskirche das Steuer an sich rissen, um nach mondenlangem Umherirren den thatsächlichen Beweis zu liefern, daß sie es, gerade wie das Parlament, auch nur zu einer in der Luft schwebenden Reichsverfassung gebracht und dem Rumpfparlament ein lehrreiches Paroli gebogen, durch einen Verwaltungsrath, der weder Hand noch Fuß hat und seine Glieder eben so rasch verliert, wie er sie gewonnen?

Fr. D.

Mannichfaltigkeiten.

Eines der großartigsten Plagiate, die je vorgekommen sind, ist wohl das, worauf die „Allgemeine Zeitung" aufmerksam macht. Ein Hr. L. Schubar oder Lubarsch hat danach einen Roman: „Fürst und Volk, historischer Roman aus der Berliner März-Revolution", geschrieben, dessen zweiter Band von Seite 46 bis zu Ende, beinahe 300 Seiten lang, meist wörtlich aus der Uebersetzung eines Romans: The countess, vom amerikanischen Legationssecretär T. S. Fay copirt ist! Das Merkwürdigste dabei ist, daß Hr. Lubarsch die Handlung, die im Originale unter Friedrich Wilhelm II. spielt, als historischen Roman aus der Berliner März-Revolution verarbeitet hat!!

(Königsberg, 3. Dec.) Das Rettungshaus für jugendliche Sträflinge in der Strafanstalt zu Insterburg, welches am 1. Juli 1848 aus Staatsmitteln errichtet worden, gedeiht, nach dem Bericht des Prediger Werlecker im evangelischen Gemeindeblatt, recht gut. Von den seit dem 1. Juli 1848 bis 30. September 1849 aus der Rettungsanstalt entlassenen 19 jugendlichen Sträflingen sind 8 in die Lehre zu Handwerkern, die übrigen 11 in Dienste zu rechtschaffenen Landleuten gegeben, davon führen sich gut auf 6, ziemlich gut 7, zweifelhaft 3, schlecht 2 und rückfällig einer.

(Berlin, 8. Dec.) In der Art des früheren bekannten Blattes: „Erinnerungen an den neunmonatlichen Belagerungszustand Berlins", ist jetzt auch über den Waldeck'schen Prozeß ein Blatt mit Federzeichnungen, auf die einzelnen Vorgänge des Prozesses bezüglich und mit Unterschriften, den stenographischen Aufzeichnungen entlehnt, erschienen. In der Mitte sieht man die drei Bildnisse des Polizeipräsidenten, Ohm's und Gödsche's. Der Polizeipräsident spricht die Worte, daß er Gödsche für einen wackeren Patrioten erkannt habe. Ohm wiederholt seine Phrase: „ich habe gelogen" und Gödsche nennt Ohm seinen Freund. In ähnlich malitiöser Weise ist das Ganze gehalten.

In den früheren ruhigeren Tagen Mannheims, schreibt ein Correspondent des „Morgenblattes", wohnten Freunde von mir dem Hause Hecker's gegenüber. Zu ebener Erde war seine Schreibstube. Wie viel Verwirrung, Kampf und Schmerz ist aus diesem kleinen freundlichen Raume für das Vaterland hervorgegangen! Oft sah man hier durch die geöffneten Fenster Hecker mit Struve arbeiten, gemeinschaftlich lesen, schreiben, Papiere durchsuchen, mit dem Manne, der sein und Deutschlands böser Dämon werden sollte. Oft sah man auch den Hausherrn auf seine Jagden fahren oder davon heimkehren. Wenn die erlegten

Digitized by Google

Hasen aus dem Wagen getragen wurden, dachte er wohl nicht, wie bald er drüben in den Urwäldern sich Waldmannsheil werde suchen müssen. Während er und seine Phantasie durch die Wälder schweiften, saß die Frau Tag für Tag am Fenster und arbeitete mit rührendem Fleiß. Aber die Kleinen, für die sie arbeitete, die sie treulich pflegte, kränkelten; eines nach dem andern starb hin, und oft kehrte Hecker von seinen parlamentarischen Reisen nur heim, um wieder ein Kind zu begraben.

Zu den Wunderwerken der neuen Zeit gehört die Ueberbrückung des Göltschthales in Sachsen. Die Brücke, über welche die Dampfwagen fahren sollen, hat bis jetzt 80,000 Kubikellen Granitquader, 5 Millionen Ziegeln und 500 Ruthen Bruchsteine gekostet. Sie hat jetzt eine Höhe von 120 Fuß und erhält die Höhe von 240 Fuß.

Im Monat October kamen in New-York 46 Schiffe mit 4228 deutschen Einwanderern an. Die Meisten wandten sich von hier nach Wisconsin und St. Louis, Viele auch nach Philadelphia, Pittsburg und Michigan, von woher die günstigsten Berichte eingegangen sind.

Wer Lust hat, Landesoberster der Bürgerwehr in Würtemberg zu werden, darf sich melden; die Stelle ist ausgeschrieben. Er muß sich aber dazu verstehen, 2400 Gulden Besoldung, 2 Pferderationen und 500 Gulden Funktionszulage zu nehmen.

Korrespondenz.

Berlin, 15. Dec.

Der gestern stattgehabten Aufführung des Oratoriums: „Christus, der Friedensbote", wohnten der König und die Königin bei. Als Ihre Majestäten in die Loge traten, erhob sich das Publikum. — Die Gesuche hiesiger Behörden wegen Bewilligung der sonst üblichen Neujahrsgratifikationen für die Beamten sollen für dieses Jahr vom Finanzminister durchgängig zurückgewiesen worden seyn. — Der frühere Stenograph Weinmann, bei dem bekannten, an der Schaafhausen'schen Bank in Köln verübten Diebstahl vor einigen Monaten als wesentlich betheiligt genannt, gibt heute in einer von London datirten Erklärung durch die hiesige „Demokratische Zeitung" zu verstehen, er sey bei dem Diebstahl „wissentlich" ohne alle Theilnahme, sein Vertrauen sey dabei mißbraucht worden und er habe den Behörden gegenüber den Beweis hierfür angetreten.

Münster in Westphalen, 13. Dec.

Eine Erfindung, die für das ackerbautreibende Publikum jedenfalls nicht ohne Interesse ist und bereits in Frankreich eine große Verbreitung und sehr günstige Aufnahme gefunden hat, beschäftigt in diesem Augenblick auch unsere Oekonomen. Der von hier gebürtige, gegenwärtig aber zu Bar le Duc lebende Maschinenbauer, He. R. Dieckhoff, hat nämlich eine Dreschmaschine erfunden, welche bei nicht zu großer Kostspieligkeit den praktischen Anforderungen möglichst zu entsprechen scheint. Dieselbe ist 9 Fuß lang und 6 Fuß breit und die Thätigkeit der Maschine wird durch ein gußeisernes Räderwerk bewerkstelligt, welches bei geringer Raumerforderniß zwei Pferde zum Betrieb erfordert. Es sind hier seit vierzehn Tagen unter den Augen von Sachverständigen Versuche mit der Maschine gemacht worden, welche zu einem sehr günstigen Resultate geführt haben, indem dieselbe nämlich in einer Stunde 200 Garben Weizen drosch, wobei das Korn vorzüglich rein und durchaus unverletzt geliefert wurde, während das Stroh fast ganz unverletzt blieb. Das Kunstwerk ist bei Hrn. Pröbstieg auf dem Hause Lükenbeck zur Ansicht aufgestellt.

Heidelberg, 16. Dec.

Neulich berichtete die „Ulmer Chronik", die dortige Gewerbsausstellung von Handwerkern aus Ulm im Golschenkeller hätte sich als vollkommen praktisch bewähret und mancher der Besuchenden gefragt: „Ist das hier gemacht worden?" Gleiches können wir von unserer „Gewerbehalle" sagen. Die Theilnahme der Geschäftsleute wird immer allgemeiner. In der neuesten Zeit wurde der Halle nicht allein eine große Anzahl von Kleidungsstücken, sondern auch eine Menge kleiner und größerer Haushaltungsgegenstände zum Verkaufe übergeben. Das Publikum nimmt dieses um so freundlicher auf, als früher besonders die Gegenstände der letzen Art in der Halle fehlten und sich viele Arbeiten dort befinden, bei welchen ebenfalls die Frage nahe liegt: „Sind diese hier gemacht worden?" Da bisher mehr als wohl recht war, hier der Gebrauch bestand, Möbeln und andere Gegenstände von Mannheim, Mainz ꝛc. sich kommen zu lassen, so fehlte unsern Geschäftsleuten die Gelegenheit, ihre Kunstfertigkeit zu zeigen. Diesem hat nun auf eine recht geeignete Weise die Gewerbehalle abgeholfen. Damit nun aber auch der minder bemittelte Geschäftsmann, welcher in diesen schweren Zeiten oft ohne Arbeit ist, unterstützt werde, so ist die für denselben sehr wohlthätige Einrichtung zu Vorschüssen auf eingestellte Gegenstände angeordnet. — Strenger als seither wird jetzt im Interesse der öffentlichen Sicherheit die Fremden-Polizei hier gehandhabt. Die Gastwirthe haben die Nachtzettel für diejenigen Fremden, welche den Tag über hier ankommen und übernachten, des Abends präcis 6 Uhr, für die später Eintreffenden des Morgens präcis halb 8 Uhr auf dem Paß-Bureau einzureichen. Zugleich mit den Nachtzetteln sind die Pässe und Legitimationspapiere abzugeben; diese können Abends um 7 Uhr und Morgens um halb 9 Uhr wieder abgeholt werden. Eben so haben die Privatleute die bei ihnen wohnenden Fremden alsbald anzuzeigen, besonders aber werden diejenigen hiesigen Einwohner, welche Studirende im Logis haben, darauf aufmerksam gemacht, daß sie zur Anzeige von Fremden, welche von Letzteren beherbergt werden, verpflichtet sind.

Frankfurt a. M., 15. Dec.

Aus zuverlässiger Quelle wird uns versichert, daß der in den Casematten Erzählungen, Didaskalia Nro. 291, erwähnte Major und Fortkommandant Kraut nicht diejenige Person ist, welcher jenes Benehmen gegen preußische Offiziere beigemessen wurde. Kraut war niemals Commandant auf Fort A., sondern auf Fort B., und zu jener Zeit hatte er bereits seit zehn Tagen seine Dienstfunktionen wegen Kränklichkeit und aus anderen Gründen niedergelegt und sich als disponibler Offizier gerirt. Gerade an dem erwähnten Tage war Kraut stets in Gegenwart des damaligen Genie-Direktors, nie von dessen Seite gekommen, mit demselben an der Spitze einer Pionirkompagnie aus der Festung marschirt, und mit demselben und dieser Compagnie in die Casematten geschleppt worden. Bei der Mittagstafel war er anwesend, allein jenen ganzen Vor- und Nachmittag niemals auf dem Fort A. Es scheint sich also hier um eine Personenverwechslung zu handeln.

Nächsten Sonntag, den 23. d. M., findet die erste Vorstellung einer neuen Oper auf hiesiger Bühne statt; es ist dies — der Rächer, Text von Otto Prechtler, Musik von unserem Kapellmeister Hrn. Schindelmeisser. Der Text behandelt, wie wir vernehmen, den gefeierten spanischen Helden, den ritterlichen Cid, und schließt sich der dramatischen Anlage Corneille's und der edlen Einfachheit jenes klassischen Werkes der französischen Bühne an. Ueber die Musik können wir noch kein Urtheil feststellen, haben jedoch von Kunstkennern bereits sehr günstige Aeußerungen über den Werth derselben vernommen. Jedenfalls kann es nur von Interesse seyn, den Mann, der seit Guhr's Tod an der Spitze des hiesigen Orchesters steht, nun auch als productiven Künstler und in der Eigenthümlichkeit seines Compositionstalentes kennen zu lernen. Möge ein zahlreicher Besuch der genannten Oper und eine unparteiische Würdigung derselben dem Componisten, dessen Talent und unermüdliche Thätigkeit bekannt sind, nicht vorenthalten bleiben!

Theater-Anzeige.

Dienstag, 18. Dec. Er muß aufs Land, Lustspiel in 3 Abth. Hierauf: Ein Stündchen in der Schule, nach dem Französischen von W. Friedrich.

Mittwoch, 19. Dec. Don Juan, Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 302. Mittwoch, den 19. Dezember 1849.

Die Rose des Nordens.

(Romantische Erzählung aus dem Holländischen des W. Kers. Uebertragen von Gottfried Overmann.)

(Fortsetzung.)

VIII.

Von dieser Seite war daher Alles nach Paulowna's Wunsche gegangen; nur die fortwährende, lebhafte Bewunderung Seitens des Prinzen ward ihr, wenn auch eben nicht furchterregend, doch lästig, da diese stets ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, sich in seinen Galanterien auf jede Weise zu erkennen gab und täglich zu wachsen schien. Er legte seine Talente, vorzüglich sein schönes Gesangtalent, an den Tag, und entwickelte in der Unterhaltung oft den ganzen Reichthum seines Verstandes und seiner Beredtsamkeit. Alsdann glänzten sein Geist und seine Augen; es war deutlich: für sie wollte er glänzen, ihr wollte er gefallen. Dabei schenkte er ihr bei Gelegenheit die schönsten Pariser Putzsachen, welche manchen Damen so angenehm sind, als Geschenk aber zu unbedeutend waren, um abgelehnt werden zu können.

Mit bedenklichem Gesichte gewahrte der Gouverneur diese eifrige Huldigung, äußerte jedoch nichts, und verschwieg auch seine Vermuthungen über des Grafen Leben oder Tod. Im Grunde genommen aber freute es ihn, daß Paulowna, sein einziges geliebtes Kind, für den Augenblick in Thätigkeit gehalten ward und wenigens nicht zu leiden schien.

Eines Morgens irrte der schon genannte Knabe Michalowitsch bei seinem ziellosen Herumschwärmen in ziemlich weiter Entfernung vom Schlosse, setzte sich, als er Ermüdung spürte, auf die Erde und spielte hier, wie ein junger Rabe, im Sande scharrend, nach gewöhnter Weise. Doch nicht lange blieb er allein, denn plötzlich stand eine hohe Gestalt vor ihm. Der Junge sperrte seine Augen weit auf und grinzte sie freundlich an.

„Kennst Du mich?" fragte jene. Er nickte und versank alsbald wieder in sein gewöhnliches gleichgültiges Wesen. Er war jedoch nicht stumm von Natur, sondern blos durch Trägheit und nur außerordentlich dringende Ursache konnten ihn zum Sprechen bewegen.

„Es ist schrecklich," seufzte Jener, „daß ich unter allen Wesen im Schlosse weit umher nur auf Dich stoße. — Doch vielleicht ist es auch gut," setzte er nach einer Pause hinzu, in welcher er zu einem ruhigen Aeußern und zu möglichster Geduld sich zu zwingen schien. „Kannst Du mir nicht sagen, wie es auf dem Schlosse geht, wie es insbesondere dem Fräulein geht, ob sie gesund, fröhlich oder traurig ist?" fragte er unwillkürlich wieder in lebhaftem Tone, und als darauf der Kleine, ohne Etwas zu sagen, ihn anstierte, fuhr er, eben so erfolglos, fort: „O, so habe doch nur Einmal ein Fünkchen Verstand und guten Willen! — Doch halt! es gibt einen Magnet, der kräftiger auf Beides wirkt, als alles Andere — sprich: willst Du mir mit Wort und That dienstbar seyn, wenn ich Dir dies gebe?" fragte er, ihm ein großes Stück Silbergeld zeigend.

Der Bursche nickte abermals, schaute jedoch sehnsüchtig auf das Geld.

„Nun gut. Wann und wo sahst Du zuletzt das Fräulein?"

„Ich weiß es nicht," lautete die mürrische Antwort.

„Nicht?" rief Jener, und nahm eine Stellung an, als wollte er, im Aufbrausen seines Zornes, ihn mit dem Fuße verächtlich von sich stoßen; doch er bedachte sich und fragte weiter: „Aber wann gab sie Dir zum letzten Mal ein Geschenk?"

„Gestern," sagte er sofort.

„Und wer war bei ihr?"

„Alle."

„Aber wer beschäftigte sich mit ihr? Wer stand zum Beispiel ihr am nächsten, als sie Dir ein Geschenk gab, etwa der Chevalier?" (so wurde Latour gewöhnlich genannt.)

Michalowitsch schüttelte den Kopf.

„Oder der Türke?"

Ein zweites Kopfschütteln war die Antwort.

„Wer, wer denn? so sag' es doch endlich!" rief der Herr zornig, „wer stand am nächsten bei ihr, als sie Dir Etwas gab?"

„Ich," sagte der Junge, nachdem er eine Weile sich bedacht.

„O, heilige Einfalt!" rief der Andere ungeduldig, „doch es ist wahr, Du hast Recht; aber wo stand denn der Prinz?"

„Nach mir am nächsten bei ihr."

„So! — und was that er denn?"

„Er faßte sie bei einer Hand."

„So! — und dann?"

„Dann ließ er diese los."

„So! — aber weiter?"

„Dann küßte er die andere Hand, die mir Etwas gegeben hatte."

„So! — und nun?"

„Nun sang er."

„Und sie — horchte sie freundlich nach ihm?"

Michalowitsch nickte mehrmals recht einfältig mit dem Kopfe und hielt die Hand auf; als aber Jener lebhaft rief: „Weiter, weiter!" brummte er unverschämt: „Weiter weiß ich nichts."

Sein Fragsteller, der ein Geräusch zu vernehmen glaubte, winkte ihm nach einem Gebüsche wohin der Knabe ihm willig folgte. Es war, als ob eine gemeine Krähe Juno's prachtvollem Vogel kläglich nachflatterte.

Nicht lange darauf näherte Michalowitsch sich der letzten Schildwache vor dem Schlosse, wobei er jedoch scheu nach Denjenigen umschaute, an denen er bereits vorbeigekommen. Dieses ungewöhnliche Benehmen des Kleinen, der sonst ungehindert zum Schlosse ein- und ausging, erregte die Aufmerksamkeit des Sol-

Digitized by Google

daten, und der Ausdruck einfältiger List auf dem plumpen Gesichte des Knaben schien ihm nunmehr verdächtig.

„Halt!“ rief er ihm zu und ergriff ihn sogleich beim Kragen, „Du schleichst umher, als hättest Du ein böses Gewissen, wir wollen das gleich näher untersuchen, oder sag' lieber, kleiner Schuft! was Du hast, sonst bekommst Du Schläge. Aber,“ setzte er fluchend hinzu, als der Bursche ihn mit grinsendem Lächeln anstierte, „ich vergaß, daß die Knute von Anfang an auf dem Rücken des jungen Eisbären getanzt hat — davor fürchtest Du dich wohl nicht!“

Der Junge schüttelte mit dummer Dreistigkeit den Kopf. „Wart' nur, wart' nur!“ rief der durch des Delinquenten Schweigen erzürnte Soldat in versprechendem, doch nichts weniger als beruhigendem Tone, indem er schnell die Kleider des Knaben durchsuchte, und je heftiger dieser sich widersetzte, desto eifriger damit fortfuhr, als wenn er sich nicht vergeblich bemüht haben wollte und durchaus Etwas finden müsse — und so war es auch.

„Er, sieh' mal, Du bist doch so dumm nicht, wie Du aussiehst; Du hast Deine geflickte Stiefel, wie ich merke, zugleich als Brieftasche gebraucht!“ rief der Franzose, und holte, selbst dadurch überrascht, einen versiegelten Brief aus des Knaben Stiefeln hervor.

„Also doch Contrebande!“ rief er triumphirend aus. Der Junge wollte forlaufen, der Soldat aber sprang sogleich wieder auf ihn zu, ergriff ihn fester und rief: „Nun vorwärts marsch!“

Es schien, als wollte jetzt der Kleine den breiten Mund zum Reden öffnen, doch Jener rief: „Schweig', kleine Bestie! ich will nichts von Deinem verwünschten Gewäsche hören; spare Deine Worte bis sogleich, dann wirst Du sie auch wohl nicht nöthig haben; komm' jetzt nur mit.“

Mit diesem Troste übergab er seinen kleinen Gefangenen, nebst dem Briefe, einigen Soldaten, welche Beide dem ersten besten Offizier überbrachten. Dieser besah kopfschüttelnd die Adresse, denn obschon er nicht viel Russisch verstand, so war dies doch hinreichend, den Namen „Paulowna“ darauf zu unterscheiden. Dann eilte er unverzüglich mit dem Briefe zum Prinzen.

„An sie!“ rief dieser lebhaft aus, als ob ein beunruhigender Gedanke in ihm aufstieg; er winkte dem Offizier, sich zu entfernen, während er Befehl gab, den gefangenen Knaben mit Niemanden plaudern zu lassen, ihn aber bereit zu halten, falls er selbst Fragen an ihn richten wolle; dann riß er eiligst das Siegel auf und las. Er wechselte dabei oft die Farbe, weniger vor Zorn, als vielmehr überwältigt von leidenschaftlichen Gefühlen, die auf seinen ausdrucksvollen Zügen sich äußerten. „Er lebt also!“ sagte er dann leise, und starrte so sonderbar auf das seiner Hand entfallende Papier, als sähe er mit diesem ein Paradies entschwinden. „Er lebt und gebraucht die Sprache der Leidenschaft!“ wiederholte er und hob den Brief auf, um ihn nochmals zu lesen; dann schritt er eine Weile, wie mit sich selbst im Kampfe, im Zimmer auf und ab und klingelte, um sich den Gefangenen vorführen zu lassen.

Dieser erschien ohne besondere Zeichen der Furcht, aber auch ohne irgend ein Merkmal von Begriff bei der deutlichen Frage des Prinzen: wer ihm den Brief gegeben. Als aber dieser sein System änderte oder vielmehr ihn in die Enge trieb, während er ihm einige Silbermünzen zuwarf, welche er gierig anschaute und der Prinz dann geradezu fragte: „Nicht wahr, der Graf gab Dir den Brief?“ da nickte er bejahend und war bemüht, das Geld zusammen zu suchen, nach welchem er auf dem Boden umher kroch.

„Elendes Geschöpf!“ murmelte der Prinz verächtlich; — „doch nun rasch hin zum Edelsten vielleicht, was da lebt; ich will wenigstens an ihrer Freude mich ergötzen!“ rief er aus und wollte eben das Zimmer verlassen, als ein Bote des Kaisers gemeldet wurde, der ihn schleunigst zu sich berief. Das war nichts Ungewöhnliches und der Prinz stand sogleich bereit.

Schnell steckte er einige Papiere und kleine Landkarten zu sich und wollte gehen, als der Knabe und der Brief, den er ohnehin nicht vergessen hatte, ihm ins Auge fielen. Rasch ergriff er nun auch das Schreiben, indem er dachte: „Kein Anderer als ich soll ihr diese Nachricht bringen; ich muß sehen, wie sie aufgenommen wird, muß sehen, ob und in welchem Grade sie ihn liebt; diese kleine Verzögerung kann und wird sie mir verzeihen wegen des Antheils, den ich daran nehme; ich kehre ja übrigens bald zurück.“

So beruhigte der Prinz sich selbst; im Grunde aber war es seinem Egoismus vielleicht angenehm, daß sich ein Grund darbot, ihr diese Nachricht mindestens noch um einige Stunden vorzuenthalten. Damit jedoch vor seiner Rückkehr auch nicht das Geringste davon merkbar werden möge, rüttelte er den Knaben auf, der mittlerweile, auf dem Boden liegend, in Schlaf gerathen war, schob ihn in ein Kabinet und sagte ernst: „Hier bleibst Du, Junge! bis ich zurückkomme, todtenstill; wenn Du aber schreist, Geräusch machst oder Dich am Fenster sehen läßt, so bist Du verloren, die Schildwachen sollen Dich auf der Stelle todtschießen; hältst Du Dich aber ruhig, so kannst Du hier auf dem Teppich die Zeit mit Schlafen vertreiben, und wenn ich wiederkomme, regnet es nochmals Silbergeld. Hast Du mich begriffen?“

Michalowitsch nickte gleichgültig, während er schon nach dem Teppich umschaute. Der Prinz entfernte sich nun schnell, schloß das Zimmer ab, ertheilte noch einige Befehle und sprengte im nächsten Augenblicke fort, mit sehr widerstreitenden Empfindungen Paulownen grüßend, die heute ihm reizender als je erschien; auch spiegelte seine Phantasie ihm vor, daß sie heute seinen Gruß freundlicher und bezaubender als je erwiedere — und nun sollte er selbst mit jener Nachricht die vielleicht aufkeimende Neigung verbannen und zerstören, ja: wieder ganz auf einen Andern übertragen — das war hart — seinem Feinde das Edelste, das Wünschenswertheste — Paulowna's Liebe. Der Eigennutz weckte die Furien der Eifersucht in seiner Brust, und sie reizten ihn so lange, bis sie ganz erwachten. Wir wissen nicht, ob der schnelle Ritt wohl dazu geeignet war, dem Prinzen die Ruhe wiederzugeben.

(Fortsetzung folgt.)

Wissenschaft und Kunst.

Dresden, 13. Dec. Aus den literarisch-artistischen Kreisen bin ich im Stande, Ihnen folgende interessante Notizen zu geben: Alfred Rethel, dessen Todtentanz von München aus eine gutgedachte, aber zu flüchtig hingeworfene Entgegnung gefunden hat, ist mit dem Entwurfe des Cartons zu einem großen Wandgemälde beschäftigt, das er im nächsten Sommer im Rathhaussaale zu Aachen malen wird. Der Gegenstand gehört dem für Aachen so bedeutungsvollen Geschichtskreise Karls des Großen an und wird die Einnahme Pavia's in den gewaltigsten Dimensionen darstellen. — Pecht, dessen weimarische Goethebekränzung ein reicher Sammler in Wien gekauft hat und die dort hoffentlich gegen die bei der Goethefeier bewiesene laue Stimmung helfen wird, Propaganda zu machen für eine bessere und wärmere, beschäftigt sich mit den Vorarbeiten zu einem charakteristischen Gemälde aus der Frankfurter Parlamentszeit. Physiognomische Studien, die er an Ort und Stelle machte, setzen ihn in den Stand, die etwas schwierige architektonische und poetische Auffassung dieses Sujets, soweit etwa die Paulskirche und die Clubbs wiedergegeben werden sollen, durch naturgetreue Portraits zu be-

Digitized by Google

leben. — Der neueste Briefsteller aus der Paulskirche, Franz Dingelstedt, reiste hier vor einigen Tagen durch nach Wien. Vielleicht, daß seine „Winterfahrt" in der Allgemeinen Zeitung auch einen Bericht aus Dresden bringt, wo wir begierig sind, zu erfahren, was sich ihm als die Durchschnittsmeinung des hiesigen Publikums über die Anschlußfrage ergeben haben mag. Der ehemalige Sänger der „Gedichte eines kosmopolitischen Nachtwächters" befindet sich bekanntlich seit mehreren Jahren schon in der Nähe des Königs von Würtemberg als dessen Bibliothekar, Dramaturg seines Hoftheaters und Legationsrath. Wie man auch von der Tendenz seiner dem Dreikönigsbündniß abgeneigten Feder urtheilen möge, Kenntniß der Thatsachen und Schärfe der Beobachtung ist ihr nicht abzusprechen. Besonders erfreulich ist, daß sich bei ihm eine gewisse kleine stylistische Gefallsucht, an der er früher krankte, in dem Ernste der Zeit und dem schweren Gewichte der zu behandelnden Materien verloren hat. Man sieht ihm an, daß er doch lieber in seinem Sinne wahr, als nur schön zu schreiben sucht. — Endlich dürfte noch bemerkenswerth erscheinen, daß sich neuerdings Berthold Auerbach im Drama versucht hat. Der seit der Mitte des Sommers hier lebende schwarzwälder Novellendichter hat einen „Andreas Hofer" geschrieben. Vom Standpunkte der Theaterpraxis könnte man nach Immermann jenes Trauerspiel in Tyrol, dessen Held der Sandwirth von Passeyer war, für „schon dagewesen" erklären, ja nach Börne's scharfer Kritik, die nicht bloß Immermann, sondern die ganze dramatische Verwendbarkeit dieses Stoffes traf, die wiederholte Wahl vielleicht gewagt nennen; dennoch sind wir überzeugt, daß der Dichter seinen Stoff neu und eigenthümlich behandelt hat. Wie unverhohlen die geschichtliche Wahrheit wiedergegeben ist, erhellt schon daraus, daß in Auerbachs Tragödie der Reichsverweser Erzherzog Johann auftritt. Wer Auerbachs Streben kennt, die geschichtliche Thatkraft der Naturvölker aus ihrem angeborenen, heimathlichen Wesen harmlos und naiv zu entwickeln, kann überzeugt seyn, daß sich in seinem Drama jene tragischen Vorgänge in reinster Volksthümlichkeit ergeben und von jener abstracten Dialektik und dem überlieferten Theaterpompe frei sind, den Immermann auch in seiner zweiten Behandlung dieses Stoffes vergebens auszumerzen versucht hat. Von Auerbachs politischem Takt und unbefangenem historischem Urtheil kann man sich endlich der ruhigsten Abwägung Dessen versehen, was an seinem Helden zu bewundern, und Dessen, was an ihm zu bemitleiden seyn möchte. Eine Darstellung seines Werkes, wenn es die Verhältnisse nur irgend gestatten, hat der gefeierte Verfasser überall zu hoffen. Auf Oesterreich indessen verzichtet er wohl von selbst. Es dürften noch einige Decennien verstreichen, ehe die dortige Bühne reif ist für dramatisirte Thatsachen aus der Politik des Kaisers Franz.

Mannichfaltigkeiten.

(Innsbruck, 3. Dec.) Mit Beginn des kommenden Jahres erscheint zu unserem „Volksblatt", das durch seine alles Maß überschreitende ultramontan-reactionäre Richtung und eine Sprache, deren cynische Gemeinheit sich als volksthümlich geben will, eine Art Renommee erlangt hat, ein Beiblatt unter dem ominösen Namen: „Tyroler Knödel in einer hölzernen Schüssel". Die Ankündigung ist ein merkwürdiges Stück hiesiger Publizistik, im reinsten Abraham a Sancta Clara-Styl. Die Tyroler Knödel werden dem Volke als Geistesspeise empfohlen: „Das Brod dazu wird aus dem offenen Laden Desjenigen genommen, der gesagt hat: ich bin das Brod des Lebens; Fleisch und Speck kommen aus den Leiden und Freuden der heil. kath. Kirche, dazu Salz und Gewürz, aber ja kein Modegewürz, und etwas Pfeffer, wo es beißt, wenn es einen wunden Fleck trifft. Mußt dir aber nichts daraus machen, wenn's auch dich (Leser) zu Zeiten beißt, es könnt' dich vielleicht von der Beiß!! in der andern Welt kuriren. Das Mehl ist die christliche Liebe, und den Schluß macht ein bißchen Kräutelwerk in allerhand Geschichtlen, Liedlen und Sprüchlen. Eierklar und Dotter werden zu den neuen Knödeln von den deutschen Hennen (?), d. h. Aufrichtigkeit und Wahrheit genommen, und für gute nahrhafte Milch gilt echt katholische Gesinnung" ꝛc. In diesem sentrilen Tone spinnt sich die Ankündigung, die der heutigen Nummer des Volksblattes beiliegt, über vier vollgedruckte Octavseiten fort. — Was sich von diesem neuen Produkte unserer Tagespresse und ihrem Einfluß auf das Tyroler Bauernvolk, unter dem es ohne Zweifel die ausgedehnteste Verbreitung finden wird, erwarten läßt, können Sie sich denken.

(Leipzig, 13. Dec.) Leipzig, das bereits ein großes Museum (von Zeitungen) besitzt, wird zum neuen Jahre ein zweites derartiges Institut, „Neue Zeitungs-Halle" erhalten, welche sich durch eine allen Parteien gerechte Auswahl von Zeitungen und alle Erfordernisse zu einem angenehmen Aufenthalte auszeichnen soll. — Auf unserer Bühne soll nächstens ein Drama: „Waldmann" zur Aufführung kommen, als dessen Dichter man den regierenden Herzog von Sachsen-Gotha nennt, welcher sich bekanntlich auch als Componist einen Namen gemacht hat. Schumann hat dagegen seine Oper „Genoveva", die schon mehrmals hier zur Aufführung kommen sollte, zurückgezogen. — Der bekannte Walzercomponist Labitzky gab kürzlich mit seinem aus 35 Mann bestehenden Orchester auf der Durchreise ein ziemlich besuchtes Konzert, ohne indeß großen Beifall zu finden.

Korrespondenz.

Amsterdam, im Dec.

Seit langer Zeit hat wohl kein Pianist in den Niederlanden so viel Aufsehen gemacht, als Ihr Landsmann, Hr. Eduard Hetz. Derselbe ist gegenwärtig auf einer Kunstreise durch unsere Provinzen begriffen, und erregt überall, wo er auftritt, den größten Enthusiasmus. Unsere Blätter sind voll seines Lobes und Lorbeerkränze, Verse, Ständchen, Ernennungen zum Ehrenmitglied musikalischer und anderer Gesellschaften regnet es förmlich für ihn. Wir sind vielleicht keine Kunstkenner, noch weniger Kunstrichter und wollen uns daher jeglichen Urtheils enthalten, können jedoch nicht unterlassen, hier das Urtheil eines bekannten niederländischen Musikverständigen, des Hrn Overmann in Zierikee, folgen zu lassen, das wir in der „Niederländischen musikalischen Zeitschrift", 10. Jahrgang Nro. 8, gefunden haben. — Es heißt dort: „Hr. Hetz gab gestern Abend vor einem zahlreichen Publikum ein Konzert. Alles, was er vortrug, war wahrhaft überraschend und wir wissen in der That nicht, was wir am meisten bewundern sollen, ob die ungemeine Geläufigkeit und Sicherheit oder die Anmuth und das Ansprechende seines Vortrags. In der Phantasie über das Thema „das Alpenhorn" zeigte Hr. Hetz vorzüglich die beiden letzten Eigenschaften, wogegen die ersteren namentlich in dem Vortrag seiner Variationen über den bekannten „ungarischen Marsch" von Liszt hervortraten. Auch als Komponist nimmt Hr. Hetz eine hervorragende Stellung ein und der von ihm componirte „National Marsch" wurde mit lautem Beifall aufgenommen." — Soweit unser Gewährsmann. Wie wir hören, beabsichtigt Hr. Hetz in einiger Zeit nach seiner Vaterstadt Frankfurt a. M. zurückzukehren, um auch dort öffentlich aufzutreten und wünschen wir ihm hierzu den besten Erfolg. X.

Wiesbaden, 9. Dec.

Seitdem die einsichtsvollsten und tüchtigsten Männer zu der Ueberzeugung gelangt sind, daß der conservativste und festeste Boden der wahren Freiheit, ja diese selber die Bildung sey, sind alle Bestrebungen mit Anerkennung zu begrüßen, welche in diesem Sinne die besseren Zustände unserer durch und durch untergrabenen öffentlichen Ordnung zu fördern im Stande sind. Mit Anerkennung kann ich Ihnen daher

Digitized by Google

von zwei Unternehmungen berichten, welche in der neuesten Zeit in unserem öffentlichen Leben geräuschlos erschienen sind. Das eine ist das von dem thätigen Buchhändler E. W. Kreidel verlegte „Nassauische Bürgerbuch, oder Sammlung der Landesgesetze seit 1848 bis zu Ende 1849", in wohlfeilster Ausgabe, wovon wir um so mehr die Fortsetzung erwarten, als doch ein Volk vor Allem seine Gesetze kennen muß, bevor es gesetzlich werden kann, das Verordnungsblatt aber meist unbenutzt in der Registratur der Bürgermeister, Geistlichen und Lehrer liegen bleibt. Auch das Ausland findet in diesem Bürgerbuche das Mittel, unsern Staatshaushalt in allen seinen Beziehungen kennen zu lernen. Das zweite Unternehmen geht vom hiesigen Lehrerstande aus und ist die Begründung einer Jugendbibliothek. Da es sicher ist, daß die Kinder lesen wollen und wirklich lesen, oft die unreifsten und sittenverderblichsten Bücher, so ist es verdienstlich, ihnen mit Rath und That durch eine auserwählte Bibliothek an die Hand zu gehen. Möchte auch dieses Unternehmen nicht im Mangel an geistigen und sittlichen Interessen ersticken! Denn Zschokke's Wort bleibt ewig wahr: „Volksbildung ist Volksbefreiung."

Darmstadt, 17. Dec.

Verdy's große Oper: „Der erste Kreuzzug der Lombarden", ist gestern zum ersten Male auf unserer Bühne mit großem Glanze aufgeführt worden. Ist diese prächtige Oper schon ihrem Inhalte und ihrer trefflichen Musik nach geeignet, den Zuschauer zu fesseln und das Interesse an der Entwickelung der Handlung wie an dem Zauber der Töne stets rege zu erhalten, so muß beides in nicht gewöhnlichem Grade noch steigen, wenn die Besetzung den Anforderungen der Kunst Genüge leistet. Auch in dieser Beziehung vermißten wir nichts, was eine besondere Erwähnung verdiente. Die Darstellung war in der That ausgezeichnet, theils durch die Leistungen des Orchesters, theils durch den hinreißenden Zauber der Töne, welche aus den Kehlen der Sänger und Sängerinnen drangen. Frau Pirscher sang die Viklinda sehr beifallswürdig, Frau Marlow die durch ihre großen Partien ausgezeichnete Rolle der Griselda mit solch einem glänzenden Erfolge, daß sie in mehreren Scenen wahren Enthusiasmus erregte. Die hervorleuchtenden Männerrollen waren durch die Herren Breiting (Arvin), Reichel (Pirro), Pecz (Orontrs) und Pasque (Pagano) besetzt. Letzterer, durch alle Akte hindurch mit seiner Kunstthätigkeit vorzugsweise in Anspruch genommen, entwickelte eine Ausdauer und Kraft, die, im Einklange mit seinem Talent, ihm den verdienten Beifall sicherten. Die äußere Ausstattung der Oper hätte selbst ein verwöhntes Auge befriedigen können, und so fehlte bei ihrer Aufführung nichts, was zur würdigen Darstellung eines Kunstwerks als nothwendig erachtet werden konnte. Ohne Zweifel werden wir diese anziehende Oper recht bald wiederkehren sehen.

Frankfurt, 17. Dec. — (Eingei.)

Wir hatten Gelegenheit, dem jüngsten Konzerte des Philharmonischen (Instrumental-) Vereins beizuwohnen und glauben nur einen Akt der Gerechtigkeit auszuübrn, wenn wir der Leistungen jenes Abends mit wenigen Worten gedenken, in der zwiefachen Absicht, dem Streben des Vereines die verdiente Anerkennung auszusprechen und zugleich die Aufmerksamkeit des Publikums auf die Leistungen desselben hinzulenken. — Wer sich der Aufführungen des Instrumental-Vereines vor drei bis vier Jahren noch erinnert, wird nicht in Abrede stellen können, welche bedeutende Fortschritte der Verein seitdem gemacht hat. Die Orchesterproduktionen, durch ungleich größere Reinheit nnd Präcision gegen früher sich auszeichnend, bekunden stets ein gründliches, alle einzelne Mitglieder des Orchesters durchdringendes Verständniß der Composition, in Folge dessen denn der Vortrag nicht minder durch lebendigen Schwung, als eine feine Nuancirung gehoben wird, wie wir solche bei renommirten Künstlerorchestern nicht mehr besser gefunden haben. Dies Resultat verdankt der Verein der unermüdlichen Sorgfalt seines Dirigenten, Hrn. Franz Messer, durch welchen überdem die ganze Richtung des Vereins eine wesentlich classische, die Sphäre der gewöhnlichen Dilettantenvereine, weit überragend geworden ist. Das Programm des letzten Konzertes brachte an Orchesterwerken: Symphonie von Mozart in Es dur und schottische Ouverture von Gade, auf deren Ausführung alles Das spezielle Anwendung findet, was wir oben über die Leistungen des Orchesters im Allgemeinen gesagt haben. An Gesangsnummern dagegen wies das Programm auf: Duett für zwei Bässe aus „Israel in Egypten" von Händel, durch zwei längst bewährte Mitgliedrr des Cäcilien-Vereins trefflich ausgeführt; ferner: Vocal-Quartette für Sopran, Alt, Tenor und Baß von Franz Messer. Diese neueste Composition des Hrn. F. Messer fand den lebhaftesten Beifall des Auditoriums, welches namentlich durch das zweite und vierte Quartett („die Kapelle" von Uhland und „Frühlingsglaube" von demselben) vorzugsweise angeregt schien. Die Ausführung war im Ganzen lobenswerth. Von Instrumental-Solovorträgen hörten wir: Sonate für Pianoforte, componirt und arrangirt von Hrn. August Buhl und Rondo für Pianoforte mit Orchesterbegleitung (B dur) von Hummel, vorgetragen von Hrn. Henkel. Mit dem Vortrag einer Sonate eigener Composition trat Hr. August Buhl zum ersten Male vor die Oeffentlichkeit; in doppelter Beziehung, als Componist und als ausübender Künstler, unterliegt Hr. Buhl somit der Beurtheilung. In beiden Beziehungen kann diese jedoch nur eine anerkennende seyn. Die Sonate, obwohl die Spuren eines Erstlingswerkes nicht verläugnend, ist eine freundliche, von unverkennbarem Talent zeugende Composition. Fließend und von gefälligen Melodien, entbehrt sie doch der wirksamen harmonischen und contrapunktischen Wendungen nicht und gibt in dieser Beziehung Zeugniß von tüchtig geleiteten Studien und einem ernsten, Achtung verdienenden Streben. Der abgerundete, elegante Vortrag der Sonate durch den Componisten konnte nicht verfehlen, dem Werk günstigen Eingang bei dem Publikum zu verschaffrn. Möge Hr. Buhl den reichlich gespendrten Beifall nicht sowohl als das beruhigende Anerkenntniß des bereits Geleisteten, vielmehr als die verdiente Aufmunterung zum eifrigen Fortstreben auf dem betretenen Wege betrachten! — Hr. Henkel zeigte sich in dem künstlerisch gediegenen Vortrag des Hummel'schen Rondo's in B dur als den fein gebildeten Musiker vom ächten Schrot und Korn. Wir hoffen, im Laufe des Winters noch öfter Gelegenheit zu haben, Hrn. Henkel zu hören. — Wir können dieses Referat nicht schließen, ohne den lebhaften Wunsch auszusprechen, daß doch alle Freunde der classischen Konzertmusik ihre thätige Theilnahme den ferneren Produktionen des philharmonischen Vereines zuwenden möchten, um denselben dadurch in den Stand zu setzen, immer vollständiger seine Zwecke zu erreichen, den Sinn für das Aechte in der Kunst immer mehr zu verallgemeinern.

Versammlung des Frankfurter Zweigvereins für deutsche Reinsprache.

Der hiesige Zweigverein, zu welchem sich bereits gegen 70 Mitglieder gemeldet haben, wird Donnerstag, am 20. Christmond, in dem Saale des Gasthofs Schröder um 7 Uhr Abends eine allgemeine Versammlung halten.

Wie bemerken hierbei, daß der diesseitige Zweigverein sich zum Zweck setzt, nicht nur auf Reinheit des deutschen Ausdrucks in Betreff der Fremdwörter mit hinzuwirken, sondern auch das Streben nach Gediegenheit, Gewandtheit, Klarheit und Schönheit des deutschen Ausdrucks auf alle Weise nach Kräften zu beleben und zu fördern.

Es steht zu erwarten, daß ein solcher Zweck sich dem gebildeteren Theile der hiesigen Einwohner als der Theilnahme würdig empfehle, und wir glauben vertrauen zu dürfen, daß zunächst Lehrer und Lehrerinnen der Jugend, aber auch alle Freunde der Muttersprache, mit deren Ausbildung und Veredelung ja deutsche Gesinnung und Gesittung auf's strengste verbunden sind, sich unsern Bestrebungen gern anschließen werden.

Wir laden demnach alle Diejenigen, Männer sowohl als Frauen, welche die Arbeitrn des Vereins, der durch die in Heidelberg erscheinende Zeitschrift — Die deutsche Eiche — von seiner Wirksamkeit öffentlich Kunde geben wird, durch ihre freundliche Theilnahme zu unterstützen geneigt sind, ein, sich zu dieser Versammlung einfinden zu wollen.

Dr. J. M. Jost. August Ravenstein.
Wallau. J. Bachmann-Kortett.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 19. Dec. Don Juan, Oper in 2 Abth., Musik von Mozart.

Donnerstag, 20. Dec. (Zum ersten Male wiederholt): Johanna I., Königin von Navel, Trauerspiel in 5 Aufzügen von Herrmann Scharf von Schaffenstein, nach dem Französischen des Hypolithe Romand.

Druck und Verlag von Heller und Romm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blatter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 303. Donnerstag, den 20. Dezember 1849.

Die Rose des Nordens.

(Romantische Erzählung aus dem Holländischen des W. Kers. Uebertragen von Gottfried Overmann.)

(Fortsetzung.)

IX.

Die kleinen Wohnungen der Dienstboten und Leibeigenen lagen im Umkreise des Schlosses. Am entlegensten war des Gärtners Haus. Nach diesem Gebäude ging oder vielmehr schlich ein Mann, dessen Aeußeres auffallender Weise bald stolze Kühnheit, bald Demuth zeigte. Auf letztere deutete jedoch auch der unansehnliche Mantel und der lange Bart, der seine Abkunft darzuthun schien, viel besser als das rasche, gebieterische Wesen, in das er zuweilen verfiel. Lauschend blieb er stehen und schaute dann vorsichtig durch das niedrige Fenster. In der Mitte des Gemachs war die Hausfrau beschäftigt, feine Erde durchzusieben, indem sie das Sieb mit ihren kräftigen Armen hin und her bewegte. Der Mann saß seitwärts am Ofen und schnitt dünne Holzstöckchen zu Blumenstäben, wobei er manchmal zufriedenen Blickes nach der arbeitenden Frau schaute. Außer diesen Beiden war kein lebendes Wesen zu sehen, obgleich des Fremdlings Auge noch ein Drittes zu suchen schien. Endlich trat er durch die niedrige Thür in's Haus.

„Wir haben nichts zu handeln," rief der Mann vom Ofen herab, ihn gleichgültig ansehend. Die Frau, vom Anblick überrascht, hielt eine Weile mit ihrer Arbeit ein, und bestätigte, im traurigen Gefühl ihrer Armuth: „Nein, wir haben nichts für Euch."

„Ich denke doch!" sprach der Fremde, warf schnell Bart, Mütze und Mantel von sich, und die Frau ließ vor Schreck das Sieb fallen, während ihr Mann vom Ofen sprang.

„Gnädiger Knees! Herr Graf! um aller Heiligen willen! Sie leben wirklich und sind wieder hier!" stammelten Beide, „aber Eure Gnaden wissen nicht, daß die Feinde, die Franzosen, sich ebenfalls hier befinden."

„Ich weiß, daß sie hier sind, und hoffe, mit Eurer Hülfe, ihr guten Leute! noch mehr zu vernehmen. Man hielt mich also für todt!" sagte er nachsinnend, „vor Allem sagt mir, wo ist Euer Knabe?"

Bei dieser unerwarteten Frage blickten die Aeltern einander verwundert an, und die Frau sagte: „Ja, wer weiß, wo der wieder steckt; er war den ganzen Tag nicht zu Hause und schläft doch so gern hier auf dem Ofen. Aber was können Sie von dem armen Michalowitsch wollen, lieber Herr?" fragte sie neugierig.

„O, viel, viel!" entgegnete Jener lebhaft und erzählte, wie er den Knaben diesen Morgen in der Umgegend angetroffen, ihn erkannt und ihm ein Briefchen anvertraut habe, um dasselbe im Schlosse zu bestellen, weil er mit Grund angenommen, man werde es am allerwenigsten bei ihm erwarten; übrigens sey ihm keine andere Wahl geblieben, kurz: der Knabe habe versprochen, ihm auf derselben Stelle Antwort oder wenigstens von dem Erfolge seiner Sendung Nachricht zu bringen; er habe jedoch kein Wort gehalten, sich vielleicht durch seine Dummheit verrathen und ihn wahrscheinlich in Gefahr gebracht.

Das erschrockene Paar rief wiederum alle Heiligen an, und schien in großer Angst durch die Nähe des vornehmen Gastes, indem sie ihm mittheilten, daß sie selbst einen Soldaten im Quartier hätten, der zwar gerade jetzt auf Wache sey, aber ....

Ungeduldig bemerkte der Graf, alles Das sey sehr gut: am wenigsten werde man ihn dann hier vermuthen. Dann setzte er in befehlendem Tone hinzu, Michael müsse auf der Stelle in seinem Auftrage in's Schloß gehen, denn er hoffe, daß der Vater die Dummheit seines Sohnes wieder gut machen wolle; im Uebrigen verlasse er sich auf seine Treue, auf die Treue eines jeden guten Russen.

„Befehlen Sie nur, gnädiger Herr! was muß ich thun?" fragte nun der Mann demüthig, doch entschlossen.

„Ihr bringt mir unter irgend einem Vorwande den Chevalier, meinen jungen Gefangenen, hierher."

„Den Franzosen, Herr Graf?" fragte der Russe erstaunt, drehte seine Pelzmütze zögernd in der Hand hin und her und kratzte sich hinter den Ohren.

„Keinen Andern!" sagte der Graf bestimmt und wandte sich ungeduldig ab.

Die Frau folgte nun, ohne auf ihre gesiebte Erde zu achten, ihrem Michael, der kopfschüttelnd ging, und flüsterte ihm zu: „Hör' mal, Mann! sieh Dich doch unter der Hand auch einmal nach unserm kleinen Michalowitsch um!" worauf ihr Ehemann verdrießlich Etwas von der Knute krummte, die dem Jungen besser seyn würde als ihre gewöhnlichen Liebkosungen. Seufzend verschloß sie mit einem hölzernen Riegel die Thür hinter ihm und kehrte dann zu ihrem vornehmen Gaste zurück, den sie in tiefe Gedanken versunken fand, aus denen er bei ihrer Annäherung wie ein Träumender aufsprang.

„Kommen Sie, liebee Herr!" sagte sie ängstlich, „ich habe noch ein Kämmerchen, freilich nur ein geringes Gemach, aber es ist doch sicherer."

Der Graf nickte zustimmend und folgte ihr schweigend, nachdem er Mantel, Bart und Mütze zusammengerafft. Sein Säbel, den er sorglos hängen ließ, klirrte verrätherisch auf dem unebnen Boden; sie aber wagte es, ihn daran zu erinnern, und so begaben sie sich zwischen altem Gerümpel von Geräthschaften und ganzen Stapeln von Blumentöpfen durch das Häuschen zu dem angepriesenen Zufluchtsorte.

Der ängstliche Michael kratzte sich unterweges noch oft besorglich hinter den Ohren, ehe er einigermaßen mit sich selbst dar-

Digitized by Google

über einig werden konnte, wie er seinen Auftrag glücklich ausführen möchte. Als er jedoch an dem Gewächshause, seiner eigentlichen Welt, das er immer mit Stolz betrachtete, vorübergehen wollte, kam ihm ein guter Gedanke. Er trat hinein, nahm einige Pflanzen aus, die ihm eben nicht sehr zu Herzen gingen, und gelangte damit ungehindert bis vor das Zimmer des erwähnten jungen Herrn. Dieser schien indessen nichts weniger als allein zu seyn, wie der Gärtner es wünschte: ein lautes Gelächter klang ihm entgegen, als gerade ein Bedienter eine leere Punschbowle herumtrug. Er bedachte sich eine Weile, was er thun sollte; dann ersuchte er den wieder hineingehenden Bedienten, den jungen Herrn zu bitten, auf einen Augenblick herauszukommen.

Ob nun der Bediente, wie dies wohl zuweilen der Fall, keine Lust bezeigte, ihn anzumelden, oder ob der Herr nicht geneigt war, das Zimmer zu verlassen, genug: man ließ ihn mit seiner Fracht im Gange stehen, wo er vor ängstlicher Ungeduld fast zu erliegen glaubte, wenn er bedachte, daß Alles auf dem Spiele stehe; wenn er sich die Möglichkeit vorstellte, man könne inzwischen den Grafen in seiner Wohnung finden. Zuweilen glaubte er, bereits das Jauchzen der Franzosen über diesen Fang zu hören, wenn gleich dasselbe blos von den hier im Zimmer Anwesenden herrührte. Endlich erhielt er auf seine wiederholten Anfragen zur Antwort, er möge seine köstlichen Geschenke nur niedersetzen, man werde sie zu gelegener Zeit befördern; dabei machte man Anstalten, sie ihm abzunehmen, um seiner nur los zu werden.

Doch der Gärtner schloß die unfreiwilligen Geschenke nur um so fester in seine Arme und drang, Muth schöpfend, hinter dem Bedienten in's Zimmer, wie sehr dieser sich auch bemühte, ihn zurückzuhalten. Dies gewährte einen so lächerlichen Auftritt zwischen der Thüre, daß einer der anwesenden Offiziere lachend rief: „Hansnarr! laß doch den Mann mit seinen Blumen herein!"

Nun hatte der arme Michael gewonnenes Spiel; er trat kühner vorwärts und richtete seine Worte an den in Mitte einer Gruppe sitzenden Latour.

Verwundert ließ dieser sich das unverhoffte Geschenk gefallen, und gab, zur Belustigung der Uebrigen, im allergebrochensten Russischen zu erkennen, daß der Gärtner gelegentlich auf ein Trinkgeld rechnen könne. „Doch was bewog Euch, mir auf ein Mal Blumen zu schenken?" setzte er, zum Schrecken des alten Mannes, hinzu.

Dieser aber faßte sich und versicherte, wie er im Treibhause wohl bemerkt habe, daß der Herr Chevalier viel von schönen Blumen halte und daher — auch wollte er ihm deßhalb sagen, daß eben jetzt eine sehr seltene Blume dort in der Blüthe stehe, und — wenn er sich dahin bemühen wolle. —

„Das könnt Ihr denken," rief ein Offizier, „was Ihr hier mit Mühe und kümmerlich unter Glasrahmen aufzieht, wächst bei uns üppig in freier Luft; Ihr könnt uns nichts Neues zeigen."

Der Gärtner setzte die Pflanzen seitwärts auf einen Tisch, wobei es ihm gelang, dem Chevalier einen Wink zu geben, welchen dieser wenigstens insofern verstand, daß er sich ihm, aber doch arglos, näherte: „Nun, was winkt Ihr mir denn, Alter? was wollt Ihr noch?"

„Daß Sie die Blumen nur einmal in der Nähe besehen und ihren Duft riechen," antwortete er, und als der Chevalier sich gutmüthig bückte, flüsterte er ihm, indem er zum Schein die Blätter wegbog, zu: „Kommen Sie, um aller Heiligen willen! unverzüglich in's Gewächshaus, wo möglich noch in dieser Viertelstunde!"

„Laß doch den alten Narren mit seinen Pflanzen gehen und komm' hieher, Latour!" rief man.

„Gleich, gleich!" antwortete dieser und erhob sich, indem er zum Gärtner sagte: „Geht und verlaßt Euch darauf; ich werde immer zur rechten Zeit bei Euren Pflanzen mich einfinden, wenn Ihr dort etwas Besonderes habt."

Der Gärtner verweilte nun keinen Augenblick länger bei den Herren, erkundigte sich jedoch unten bei der Dienerschaft nach seinem Knaben, worauf man ihm mittheilte, Morgens habe man ihn bei den Franzosen gesehen, ferner aber nichts von ihm vernommen.

Bekümmert verließ der Vater das Schloß, weil er es jetzt nicht für rathsam hielt, weitere Nachforschungen anzustellen.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Aufgabe der neueren Kunst.

** München, 17. Dec. Unser Kunstleben beginnt sich wieder frisch zu entfalten, Pinsel und Meisel sind in rühriger Hand, und manch schöner Gedanke, der unausgesprochen sich im Gewirr der Bewegung verlor, tritt nun verkörpert, wohl auch gereifter vor die Augen der Welt. Mit steigendem Antheil wird das Gelungene begrüßt, und der Meister kann hoffnungsfroh seiner Zukunft abwarten, so er ja weiß, daß das Alles, was er bildet und schafft aus dem Drang seiner hingebenden Liebe, mit eben dieser Liebe man hinnehmen wird. So drängt sich denn Bild um Bild wetteifernd zur Ausstellung hin, ein schönes Wahrzeichen von der neu verjüngten Lust zur Arbeit. Und überall ist Fortschritt, jede Gattung der Kunst, vom einfachen Stilleben an bis zur lebendigen Handlung hinauf, jede zählt ihren Meister, vorwaltend aber die Landschaft. Dann und wann gewahrt man auch wohl die Sucht nach Neuheit, nach unechter Ursprünglichkeit durch bestechliche Mittel, gemeinhin aber nur da, wo der wahre sich selbstgenugsame Beruf fehlt mit jener reinen Begeisterung, die allein nur Großes zu schaffen vermag. Indessen bei all' dem erfreulichen Streben ist doch die Historie nicht gebührend bedacht. Um so mehr zu beklagen, als gerade sie, die gehöhete lebendig gegliederte Einheit alles Dessen, was in den Zweigen der Kunst nur vereinzelt sich darstellt, den richtigsten Maßstab abgeben dürfte, um die Bedeutung unserer heutigen Schöpfungen gehörig zu würdigen. Allerdings erfordert die Historie weit mehr schaffende Kraft mit nachhaltigstem Fleiße, so man Besseres thun will, als dem oft unlautern Geschmack der Gesellschaft zu schmeicheln. Oft aber klagt man über Mangel an Stoff. Eine ungereimte Ansicht, denn die Vergangenheit ist noch lang nicht erschöpft, und wenn auch, so bietet die Gegenwart, wie sehr sie auch vom poetischen Standorte verkannt wird, der brauchlichen Momente ja so viele und schöne; natürlich muß man das echte herausfinden können. Wie dem auch sey, wollen wir, die Kinder der Gegenwart, überhaupt eine Kunst, die unser Leben abspiegelt, die uns angehört: so muß diese Kunst auch dieses und nur dieses Leben ganz und allein sich zur Aufgabe stellen.

Einen erfreulichen Beleg Dessen, worauf ich hindeute, hat ein sinniger Künstler, Ferdinand Beer aus Oppenheim, in seinem jüngst ausgestellten Bilde geliefert. Das ist so recht der lebendige, wahrhafte Ausdruck der Zeit. Nicht, als sey es überwiegend das Bestechliche vollendeter Technik, was Einem gleich so wundersam reizt und ergreift: vielmehr ist es die Macht der Idee, welche das Ganze durchströmt und selbst ein dessen noch nicht vollbewußtes Gemüth überwältigt. Ich muß auf das Bild etwas näher eingehen. — Wir sehen eine Kriegerscene aus dem Rückzuge des aufgelöst'en französischen Heeres aus Rußland im Jahre 1812. Vor uns eine endlose Schneefläche, eine trostlose, traurige Oede, kaum das Gerippe eines verkümmerten Strauches, nur in der Ferne die halbverwes'te Leiche eines Pferdes von

Digitized by Google

Raben umkreist. Drüberhin ein wolkenverhängter dunkler Himmel, an seinem Rande der verlöschende Schimmer des Tages. Die ganze Landschaft durchfröstelt Schauer und Grauen. Mitteninne nun sind drei Krieger um ein spärliches Feuer gruppirt. In den von Hunger, Kälte, Krankheit und Leiden jeglicher Art gebrochenen Gestalten schon alle Vorzeichen des Todes, in ihren Zügen jedoch ringt die Kraft der Entsagung. Der eine, ein Gardeoffizier, liegt sterbend zur Erde gestreckt, ein ärmlicher Teppich bedeckt ihn. Der zweite, ein Kürassieroffizier, in weißem faltigem Mantel, kniet links daneben in mühsam emporgehobener Haltung, unterstützt von dem noch stehenden dritten, einem gemeinen Grenadier, der noch der kräftigste ist. Ihre Blicke sind voll Spannung nach Einer Richtung gewendet. Aber warum das? Und siehe — da fliegt sturmschnell auf ärmlichem Schlitten, von Schneewolken verhüllt, fast wie dämonisch eine Erscheinung vorüber ..... es ist der Kaiser! Und es durchbebt sie ein freudiger Schreck, der Grenadier salutirt, der Andere versucht den Rest seiner Kraft, das brechende Auge des Gardisten umschwebt noch ein sehnsüchtig Lächeln, es will sich dann schließen, denn es hat ja noch einmal den Kaiser, den Kaiser geschaut! —

Ist das nicht eine traurige tieftragische Wahrheit? Hier eine bis in den Tod noch unerschütterte Treue, unerachtet all' des unverschuldeten Jammers: dort die Erscheinung eines einst glorreichen Kaisers, welcher, vom Schicksal verklagt, dennoch gleichgültig, kalt wie das Unglück, in vielleicht neue Rachepläne vertieft, flüchtend dahineilt über die schneeverwehten Gräber seiner Schlachtopfer. Ein Eindruck, der uns auf's Tiefste verwundet. Wie aber die Liebe alles Feindliche einigt, so wird auch dieser peinliche Eindruck versöhnt in der Liebe dieser Getreuen; sie hat deren Tod ja so schön, so selig verklärt. Und fern von Heimath umweht ihre Ruhstatt der Hauch eines heiligen, goldenen Friedens.

Ja, das ist Poesie, ist Musik in Formen und Farben. Dieses Moment der Idee, wie es das Herz uns erschüttert und zugleich wieder beruhigt. Nur ein Moment und doch eine ganze inhaltschwere Geschichte, eine Welt voll Gedanken. So ist es wenigstens mir vor diesem Bilde geschehen. Des Kaisers Vorüber ist der letzte Blick des brechenden Auges — es war mir so viel, so unendlich viel mit diesem Blicke gesagt. Da sah ich den Mann wieder erstehen in jugendlicher Kraft, sah ihn als siegreichen Helden, als Consul und Kaiser, sah ihn als Herrscher der mächtigsten Lande, und sah ihn nun hier auf trauriger Flucht, und endlich sein einsames Grab auf einsamer Insel. Und so soll der Künstler in das Mark, in die innerste Seele seines Grundgedankens eingreifen und ausholen, gleichsam den Brennpunkt soll er finden, der die Strahlen seiner Welt- und Lebensanschauung in sich ein- und ausströmen läßt. Und hier ist der geistige Punkt, wo jede Kunst in ihrem Wesen sich gleich ist, jede will ja das Gleiche, nur mit ungleichen Darstellungsmitteln. Darum erscheint auch der Ton, die ganze Stimmung dieses Bildes bald wie ein sinnigtiefes Gedicht, Lyrik, Epos und Drama zumal; bald wie ein Lied voll elegischer Weichheit, das wie Mondlicht im Dunkeln ergreift. Und wenn die Kunst wenigstens theilweis den Beruf hat, die scheinbaren Mißklänge des Lebens in harmonischen Alleinklang zu lösen, so ist alles das hier sehr sinnig gedeutet. Es hat auch dies Bild vielen Eindruck gemacht, auf Kenner wie auf die einfachsten Menschen. Und wie man hört, hat König Max II. dasselbe sich angeeignet, aber wir hoffen mit Grund, es werde seiner Vervielfältigung durch Stich oder Druck nicht entzogen werden.

Ich wollte an dem Motiv dieses Bildes nur andeuten, wie manche Stoffe aus unserer Zeit auf ihre Verherrlichung durch die Kunst warten mögen. Die Vergangenheit soll durchaus nicht ausgeschlossen bleiben. Allein man sollte doch mehr für die Gegenwart thun, die ja das Ergebniß, der Spiegel unseres eigenen Selbst ist. Zwar wendet man ein: unsere Zeit sey allen poetischen Zaubers entkleidet, sie passe nicht, der Kunst als Gegenstand zu dienen; ich aber glaube, sobald ein Volk sich selbstständig erhebt für die edelsten Güter der Menschheit, sobald es Sinn zu denken und Trieb zum Vollführen, kurz ein volles warmes Gemüth hat, als die Quelle seines Charakters: so ist dieser Drang, und wenn er noch nicht ausgegohren, sich noch nicht als Geschichte gestaltet, so ist er als solcher schon poetisch genug. Und eben dieser verlautbarte Drang nach Einheit und Einklang in allen Grundwerken des Lebens ist es, was unser Zeitalter kennzeichnet, das ist das Wesen, die Seele der Zeit. Will die bildende Kunst somit sich selbst nicht verläugnen als nationale, als volksmäßige, so muß sie auch mit dem Nationellen sich tränken. Hat ja die Dichtkunst desgleichen gethan und folgt ihr die Musik. Allerdings in den Dämmerschein der Ferne gerückt, umzieht das ein verklärender Duft. Aber die Erhebung der Völker, die Kämpfe der Magyaren, die Heldenbeispiele einer Jugend, die für eine in ihren Augen heilige Idee ihr Herzblut vergießt, ist das nicht lebendige Poesie? Mag man vom politischen Standorte aus das anders beurtheilen, vom poetischen ist es gerechtfertigt. Und alles das geschieht doch im Lichte der großen Idee, die unser Leben durchleuchtet. Greift man so oft in die Vergangenheit zurück, so laßt uns auch einmal zur Gegenwart greifen, ja selbst in die Zukunft. Dann können wir unsern Enkeln beweisen, daß unsere Zeit, die wir selbst sind, in ihren Werken sich aussprach. Wohl ist es wahr, so manches liegt zersplittert, zerfallen, hat noch nicht die Reife der Einheit erreicht; die Religion, in der Vorzeit die Seele der Kunst, sie hat sich noch nicht geläutert; im Glauben sind wir noch nicht einig; er hat darum seine belebende Kraft für das Schaffen verloren, und gerade dem Glauben hat ja die Kunst ihre schönsten Werke verdankt. Möglich, daß aus dieser Zerspaltung sich auf nationaler Grundlage noch ein Glaube erhebe, schön, würdig und kraftvoll, Alle in Eintracht umfassend; — dann wird auch er, die Wurzel und Blüthe des deutschen Gemüthes, eine neueigene Kunst wieder hervorblühen lassen. So wir aber noch nicht geeinigt in Glaube und Liebe, so wird auch die heutige Kunst dazu mitwirken helfen. Drum, ihr Künstler, schaut in euch und um euch, laßt euch anwehen vom Odem des Lebens, und was ihr schön und bedeutsam gefunden, das haucht begeistert der Form ein, ihr habt dann gethan, was die Zeit von euch fordert. x. y. z.

Mannichfaltigkeiten.

Aus Mainz wird (nach der Dorfzeitung) geklagt, daß die Zahl der „Bummler" gewaltig überhand nehme. Die Menschensorte lebt, um spazieren zu gehen, zu reiten, zu fahren, das Wirthshaus zu besuchen, zu schmausen und zu spielen. Da in Mainz noch kein Gold an den Bäumen wächst, so wird beim Hojum zu 10 Procent geborgt, so lange es geht, und wenn die Gläubiger was haben wollen, geht der Bummler an irgend einem heitern Tage still über die Gränze nach Nassau, wohin die Hand der Gerechtigkeit nicht reicht, und schenkt Haus und Hof den Gläubigern.

In den ersten Tagen des Decembers wird ein neuer Roman von Eugen Sue erscheinen, ein Gegenstück zu den Mystéres de Paris. Der Titel ist: „Mystére du peuple ou une famille de prolétaires à travers les siécles." Der Monstreroman wird in Lieferungen und mit Vignetten erscheinen.

Digitized by Google

Literatur.

Conversations-Lexicon für bildende Kunst. Illustrirt mit vielen Holzschnitten. Leipzig, Verlag der Renger'schen Buchhandlung.

Nach dem alten Sprüchworte wird der Dichter und Künstler geboren. Das ist ein wahres Wort; denn wo der inwohnende Gott, der zündende Funke des Genies, die heilige Gluth der Begeisterung für das Schöne fehlen, da wird nie ein großes Werk geschaffen werden. Nichts destoweniger muß zum innern Beruf und zur poetischen Weihe das Studium und die harmonische Ausbildung des Geistes, zum Subjectiven das Objective sich gesellen. Nur in solcher Vereinbarung wird Edles sich gestalten, wie der Diamant des ihn schleifenden Meisters bedarf. In unserer Zeit der Eilfertigkeit und der Selbstüberschätzung sind Fleiß und gründliches Studium dem heranreifenden Künstler ganz besonders zu empfehlen, wenn er sich nicht jenen Halbheiten beigesellen will, die mit sogenannter Genialität sich brüsten, die aber hohl ist und die Schaale für den Kern hält. Wer nichts gelernt hat, wer ein Kunstwerk ohne Fleiß und Ausdauer vollenden zu können glaubt, wem die hohen Ideale und Werke der Kunst fremd sind, der wird immer mehr oder minder ein Stümper bleiben, wie sehr und wie freundlich ihn auch die gütige Natur bedacht haben möge. Diese Betrachtungen führen uns zu dem trefflichen Werke, welches wir hier zur Anzeige bringen und nicht warm genug empfehlen können. Es gehört nicht zu jenen trocknen und todten Wörterbüchern, in welchen eine Masse gelehrten Krames zusammengetragen und eine dürre Abhandlung an die andere geleimt ist, auch nicht zu jenen geistlosen Compilationen, wie sie die literarische Industrie dutzendweise zu Tage fördert, — sondern es ist ein frischer Brunnen der Anregung und Belehrung, aus welchem sich Erquickung und Ladung schöpfen läßt, es ist — wir dürfen es wohl so nennen — eine Oase in der Wüste der alltäglichen Bücherwelt. In diesem vortrefflichen Buche werden die alten und neuen Meisterwerke der bildenden Kunst analysirt und erläutert und zwar mit Poesie über Poesie, mit Geist über Geist; es werden die Eigenthümlichkeiten und der Entwickelungsgang ausgezeichneter Meister in einer Weise dargelegt, die nicht nur zu deren Verständniß hinleitet, sondern auch zu gleichem Streben und Schaffen aufmuntert; es werden die Grundlagen der ästhetischen Theorie, die Prinzipien der Schönheit entfaltet, tief eingehend und klar, gründlich und gediegen; es werden die äußeren und inneren Unterschiede und Merkmale der verschiedenen Kunstschulen allseitig erörtert und zur lebendigen Anschauung gebracht, — mit einem Worte, wir haben hier ein Buch vor uns voll Leben und Wahrheit, voll geistiger Kraft und voll Wärme des Gemüthes. Dem eben so reichhaltigen als wahrhaft belehrenden Wortterte sind eine Menge bildlicher Erläuterungen und Abbildungen beigegeben, welche jene erklären und vervollständigen. Das genannte Conversations-Lexikon liegt bis zum 30. Hefte, welches letztere sich ausschließlich mit der germanischen Baukunst beschäftigt, vor uns. Es würde zu weit führen, wenn wir auf eine specielle Würdigung des Werkes eingehen wollten. Wir können nur wiederholen, daß uns die geistvolle und von gründlicher Sachkenntniß überall zeugende Bearbeitung, der künstlerische Sinn und die anziehende Darstellungsweise, denen man hier begegnet, ungemein angesprochen und zur Ueberzeugung geführt haben, daß hier eine wirkliche Kunstschule, ein wahres Museum der Grazien und Musen gegeben ist und daß es uns gewiß alle angehenden und fortstrebenden Künstler Dank wissen werden, sie auf ein treffliches Werk aufmerksam gemacht zu haben. Die Verlagshandlung hat auf die äußere Ausstattung desselben so viel Sorgfalt verwendet, daß es Pflicht wird, ihr kräftig unter die Arme zu greifen, damit ihr für so große Opfer an Geld und Fleiß die verdiente Entschädigung werde. W.

Korrespondenz.

Berlin, 17. Dec.

Zur Feier des Geburtstages Carl Maria v. Weber finden am nächsten Mittwoch im hiesigen Theater sowie in den meisten musikalischen Vereinen musikalische Aufführungen statt. — Das Kroll'sche Etablissement war gestern so stark besucht (man schätzt die Zahl der Besucher auf 12,000), daß eine große Menge das Lokal verließ, ohne die Ausstellung gesehen zu haben.

Frankfurt, 17. Dec.

Die junge Gesellschaft „Melpomene" hätte wohl kaum auf eine bessere Weise dem Publikum ein schöneres und sinnigeres Zeichen ihres Bestehens geben können als durch das Konzert, welches sie Samstag, den 15. Dec., im Saale des Wolfseck gab, und dessen Erlös zum Zwecke einer Weihnachts- und Neujahrsbescheerung für Kinder hiesiger armer Eltern aller Confessionen bestimmt ist. Die Theilnahme des Publikums bewies hinreichend, welchen Anklang der Gedanke gefunden, an dem heiligen Christfeste die bedürftige Jugend fühlen zu lassen, daß auch ihr ein Tag der Freude gekommen. Ob dieser Gedanke erfüllt worden, davon möge der Freudenausdruck auf den Gesichtern der armen beschenkten Jugend zeugen, uns sey es vergönnt, der Kunstleistungen zu erwähnen, mit welchen die Gesellschaft vor das Publikum trat. War es besonders der wohlthätige Zweck, welcher das Publikum in das Konzert geführt und nicht die Erwartung besonderer Kunstgenüsse, so gereicht es der jungen Gesellschaft um so mehr zur Ehre, daß sie die Hörer in unerwarteter Weise befriedigte. Die zahlreichen Nummern ihres musikalischen Programms wurden in ihrer Mehrzahl mit guten Mitteln und Fleiß durchgeführt. Die Aufführung des zweiaktigen Schwanks von Maltitz, „die Leibrente", ein erster dramatischer Versuch der Gesellschaft, erfreute sich des Beifalls der Versammelten, und die allgemeine Heiterkeit, welche er hervorrief, bewies, daß die scherzende, derbe Weise des Verfassers der Pfefferkörner ihre Wirkung nicht verfehlte. Das musikalische Programm bot Instrumentales und Vokales, classisch und Salonstücke. Der Gesangverein „Orpheus" sang drei Männerchöre; Fräul. M. Gotthold, die Herren Heß, Drinnenberg und Narz spielten ein Quartett von Mozart für Piano, Violine, Viola und Violoncello; Fräul. Becker und Hr. Müller sangen mehrere Lieder; Hr. Meister trug eine Phantasie auf der Flöte und Fräul. Snsendeth eine Klavierpiece von Bayer vor. Besonderen Beifalls erfreute sich eine Nummer, von welcher das Programm nichts sagte, eine Fantasie von Moscheles für das Piano, welche den Zwischenakt ausfüllte und von zwei zwölfjährigen Mädchen gespielt wurde. Das eine dieser beiden Mädchen, ein Töchterchen und Schülerin des Hrn. F. A. Narz von hier, zeigte sich des ihr allgemein gespendeten Beifalls durch einen kräftigen schönen Anschlag, sowie durch einen reinen und gefühlvollen Vortrag ganz würdig und berechtigte zu den schönsten Hoffnungen. Ihre Leistung gereicht ihrem Vater und Meister zur Ehre, der im Verlaufe des Konzertes auch Gelegenheit fand, sich durch einen eben so sicheren wie schmelzenden und seelenvollen Vortrag als einen trefflichen Cellisten zu bewähren. Das Publikum verließ den Saal vollkommen befriedigt und das schöne Ergebniß des Abends ließ den Wunsch aufkommen, daß die junge Gesellschaft sich in ihren künstlerischen Bestrebungen der wärmsten und thätigsten Theilnahme und Unterstützung von Seiten des Publikums erfreuen möge.

Von verschiedenen Seiten angefragt, warum die Wolff'schen Quartettsoiréen, deren Fortbestehen bereits zur Anzeige gekommen, bis jetzt noch nicht eröffnet worden seyen, können wir nun den Kunstfreunden die erfreuliche Mittheilung machen, daß die genannten Soiréen gleich nach dem Weihnachtsfeste ihren Anfang nehmen und dann regelmäßig fortgesetzt werden. Eine Unpäßlichkeit des Veranstalters war die Ursache der seitherigen Verzögerung, und da diese nun beseitigt ist, so steht keine weitere im Wege und wird demnächst der Abend der ersten Quartettsitzung zur Kenntniß des Publikums gebracht werden.

Theater-Anzeige.

Donnerstag, 20. Dec. (Zum ersten Male wiederholt): Johanna L. Königin von Neapel, Trauerspiel in 5 Aufzügen von Herrmann Scharff von Scharffenstein, nach dem Französischen des Hypolithe Romand.

Freitag, 21. Dec. Der Maurer und der Schlosser, komische Oper in 3 Abth., Musik von Auber.

Samstag, 22. Dec. Der Königslieutenant, Lustspiel in 5 Aufzügen von E. Gutzkow.

Sonntag, 23. Dec. (Zum ersten Male): Der Rächer, heroisch-romantische Oper in 4 Abth. von Prechtler, Musik von Schindelmeisser.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 304. Freitag, den 21. Dezember 1849.

Die Rose des Nordens.

(Romantische Erzählung aus dem Holländischen des W. Kers. Uebertragen von Gottfried Overmann.)

(Fortsetzung.)

X.

Latour wußte seine Gesellschaft, zu der auch der Türke gehörte, bald auf geschickte Weise zu entfernen. Sobald er sich allein sah, zog seine doch einigermaßen erregte Neugier ihn zum Gewächshause hin, wo der Gärtner ihn bereits mit Ungeduld erwartete und ihm geheimnißvoll winkte.

Latour folgte ihm, als er aber bemerkte, daß er am andern Ende des Gebäudes wieder hinausgehen wollte, blieb er stehen und sagte: „Was soll das bedeuten? wo habt Ihr nun die prächtigen Blumen, die ich bewundern sollte?"

„O, mein Herr! ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß das beste Exemplar sich eigentlich in meiner geringen Wohnung befindet — dort . . ."

„Kerl!" rief der Chevalier, „Ihr sucht mich auf eine geschickte Art in Euer Haus zu locken, das merk' ich wohl; doch sagt mir nun sogleich, was wollt Ihr? was gibt's? was habt Ihr zu Hause?"

„Ach, bei meinem Schutzheiligen! ich darf es nicht sagen, und soll Sie doch dahin bringen; aber nicht wahr: Sie werden mich in dieser Noth nicht verlassen und die Güte haben, mit mir zu gehen?"

„Ich mag es leiden!" rief der Franzose leichthin, und Beide eilten nun fort.

„Wen werde ich finden?" sprach der Chevalier, voller Erwartung in die kleine Hinterkammer tretend, und sprang zurück, als eine wohlbekannte Stimme antwortete: „Mich!" und der Graf, den er sich gewöhnt hatte unter die Todten zu zählen, nahe vor ihm stand.

Einen Augenblick war er vor Schreck und Ueberraschung stumm, dann aber — denn in seinem Busen wechselten die Empfindungen schnell — freute er sich aufrichtig, seinen edlen Beschützer wiederzusehen.

Der Graf hatte ihn scharf beobachtet und sagte dann: „Ich habe mich in Ihnen nicht getäuscht, Latour! Sie werden mich meinen jetzt hier hausenden Feinden nicht verrathen — es sind allerdings Ihre Landsleute, Ihre Brüder — doch, wenn Sie vergelten wollen: jetzt ist die Zeit gekommen."

„Fordern Sie, was Sie wollen, edler Graf! ich thue Alles!" rief Latour, begeistert von seinem Anblick, und vernahm nun, daß er ihm blos dazu behülflich seyn solle, Paulownen wiederzusehen, was aber, unter den gegenwärtigen Verhältnissen, mit sehr vielen Schwierigkeiten verbunden war. Beide beriethen sich, wie dies am leichtesten und mit der geringsten Gefahr zu bewirken sey.

Zuerst war man der Meinung, Paulowna solle, von Latour begleitet, Abends heimlich in das Gärtnerhaus kommen, und das wäre auch wohl das Einfachste gewesen; Latour aber schlug vor, er wolle lieber allein mit Paulowna's Kammerjungfer sich dahin begeben, welche glücklicher Weise von ansehnlicher Größe war; er machte sich anheischig, den Grafen in der Dunkelheit in deren Kleidern mitten in das Schloß zu Paulownen zu geleiten.

Ob nun etwa die größte Gefahr etwas unwiderstehlich Reizendes hatte, oder ob es aus übertriebener Sorge für Paulowna geschah, welche selbst alsdann sich nicht der mindesten Gefahr auszusetzen brauchte: genug, der Graf ging in diesen Vorschlag ein. Ehe sie schieden, fragte er noch: „Sie hielten mich für todt, nicht wahr, Latour?"

„Wir wußten nichts," entgegnete dieser beklommen und wollte gehen, doch Jener hielt ihn noch zurück, indem er ihn um die Zusage bat, dem Fräulein nichts von seiner Nähe und ihrem Vorhaben zu verrathen, bis er sie selbst sehen würde: denn er wolle das volle Glück dieser Ueberraschung genießen.

Als es dunkel wurde, spazierte der junge Franzose mit der Kammerzofe des Fräuleins an den Schildwachen vorbei, welche ihnen lachend nachblickten, auch wohl halblaut ihre Bemerkungen machten. Der Chevalier vernahm nichts davon, denn die nächste Zukunft beschäftigte ihn zu sehr, und das Mädchen hielt sich wenigstens eben so. Latour hatte es verstanden, ihr einen Grund zu diesem späten Gange glaubhaft zu machen, denn die wahre Ursache sollte sie, der Vorsicht wegen, erst am Orte selbst vernehmen.

Kaum waren sie einige Hundert Schritte schweigend neben einander gegangen, als ein donnerndes „Werda?" sie überraschte und fast erschreckte. Es galt jedoch nicht ihnen, sondern einem nahenden Reiter, der mit bekannter, wohllautender Stimme antwortete und augenblicklich danach bei ihnen war.

Der Chevalier wollte seine Gefährtin bei Seite ziehen, allein es war zu spät. Der Prinz — denn dieter war es — bemühte sich beim Sternenlichte das Paar zu erkennen und sagte dann lachend: „Ach! sieh da, unser junger Freund will also in guter, ja schöner Gesellschaft, trotz der scharfen Abendluft, noch einen kleinen Spaziergang machen!"

Und ihm viel Vergnügen wünschend, ritt er weiter. Sein Geleite war inzwischen auch angekommen und musterte, durch des Prinzen kurzes Verweilen aufmerksam gemacht, gleichfalls das ihnen begegnende Paar, wobei es nicht an Spöttereien fehlte, welche Latour bei anderer Gelegenheit vielleicht nicht so geduldig angehört hätte; jetzt aber war er nur froh, von ihnen befreit zu seyn, und ließ sich Alles gefallen, um nur die Vorbeireitenden nicht aufzuhalten, was er durchaus nicht wünschte.

Große Entwürfe und Vorhaben beschäftigten die Seele des Prinzen, wie das immer der Fall war, wenn er vom Kaiser

Digitized by Google

kam, der ihm wegen seines lebhaften Geistes besonders wohlwollte, mit dem er alle seine großen Ideen und kolossalen Pläne für die Zukunft erwog, sie auseinandersetzte und mit jugendlichem Leichtsinn schon so gut wie ausgeführt betrachtete. Mit Begeisterung schaute er auch jetzt in die Zukunft und vergaß über dem Loose des großen Ganzen, was Napoleon der Welt zu bereiten gedachte, das Uebrige, ja sein eigenes Geschick, doch nur so lange, bis er auf seinem Zimmer die Karten und Papiere, welche er gewöhnlich selbst bei sich trug, weglegte und der Brief von Paulowna ihm dabei wieder in die Hände fiel.

Bei diesem Anblick traten alle Angelegenheiten und Verhältnisse wieder vor seinem Geist und machten ihr Recht geltend. Es beunruhigte ihn nun, daß er Paulownen den Brief so lange vorenthalten, daher sandte er sogleich zu ihr und ließ sie um eine Unterhaltung bitten, weil er ihr Wichtiges mitzutheilen habe. Man meldete ihm aber, sie befinde sich im Gewächshause, wohin sie sich so oft wie möglich begab und vor Allem Abends, beim matten Lichte einiger hoch zwischen dem Laube hängenden Lampen, manche Stunde in Erinnerungen zubrachte.

Der Prinz beschloß sofort, sie dort aufzusuchen, und freute sich jetzt der gültigen Ursache, sie in ihrer Einsamkeit einmal stören zu dürfen. Doch auch des armen, eingeschlossenen Knaben erinnerte er sich zugleich, und er eilte nach dem Neben gemache, ihn aus seiner Gefangenschaft zu befreien. Der kleine Gefangene saß hier wohlzufrieden und verzehrte grade aus einer krystallenen Schale die letzten Ueberbleibsel von herrlichen Konfitüren, welche er, als es noch hell war, im Zimmer umherschnüffelnd, gefunden und nun im Finstern, ohne sich zu bedenken, gegessen hatte. Beim Anblick des Lichtes schaute er verdrießlich auf, der Prinz aber sagte lachend, er könne nun gehen, wohin er wolle, warf ihm etwas Geld zu und eilte selbst hinweg.

XI.

Bald stand der Prinz, ohne von Paulownen bemerkt zu werden, vorn im Gewächshause. Er sah sie im matten Schein, wie von einem Zauberlichte umstrahlt, nachsinnend zwischen den Blumenreihen auf- und niederwandeln, und heftiger schlug ihm das Herz. Diese ihre bezaubernde Einsamkeit ergriff ihn so stark, daß er unwillkürlich einen Augenblick stehen blieb, ehe er sich ihr näherte. Als sie ihn gewahrte, erschrack sie zwar ein wenig, trat ihm jedoch höflich entgegen mit der Frage, was ihr noch so spät die Ehre seines Besuches verschaffe.

Der Prinz antwortete, sie müsse deßhalb nicht ungehalten auf ihn seyn, und was ihn selbst betreffe, so sey er viel zu eigennützig, um sich darüber einen Vorwurf zu machen, sogar auf die Gefahr hin, sie zu stören; übrigens habe er eine Entschuldigung, die sie gewiß als eine Rechtfertigung werde gelten lassen und die selbst seiner Eigenliebe einen bedeutenden Schlag versetze, denn die Nachricht, die er bringe, werde ihr — nur allzulieb seyn, setzte er seufzend hinzu, ihr den Brief überreichend.

Sie warf einen Blick auf diesen, erbrach ihn und rief aus: „O, meine Ahnung! — er lebt! — o, das wußte ich wohl, oder vielmehr ich fühlte es; wie hätte ich sonst so viel Muth gehabt, selbst am Leben zu bleiben?"

Sie durchlief nun den Inhalt, und zwar sehr rasch, weniger wegen der Gegenwart eines Dritten, als vielmehr durch ihre Gemüthsbewegtheit dazu getrieben, verbarg dann das theue Blatt und reichte darauf, mit dem anmuthigsten Ausdruck der Freude, dem Ueberbringer zum Dank die Hand, welche dieser mit sichtlicher Rührung annahm und an seine Lippen drückte.

Während dessen schlich Latour sich zurück mit der vermeintlichen Kammerjungfer, die in Hut, Mantel und Schleier gehüllt war, von denen jedoch letzterer, so sehr sie sich auch bückte, immer noch viel zu kurz blieb, doch verbarg die nächtliche Dunkelheit diesen Uebelstand. Sie mußten am Gewächshause vorbei, sahen mit Erstaunen noch Licht darin und erblickten, als sie längs der Glasrahmen hinschlüpfen wollten, Paulownen Hand in Hand mit dem Prinzen, wie er die ihrige küßte.

Bei diesem Anblick vermochte der Graf unter seiner Verkleidung eine gewaltige konvulsivische Bewegung nicht zu unterdrücken und dachte: „Sie hält dich für gefangen, oder gar für todt, und tändelt, mit der Fröhlichkeit auf dem Gesichte, das ich so traurig erwartete, mit einem Andern, mit einem Fremden, einem Franzosen!"

(Fortsetzung folgt.)

Kampfesmuth eines vierzehnjährigen Knaben.

Der Wiener „Soldatenfreund" erzählt folgende höchst interessante Episode aus den jüngsten Feldzügen in Italien: „Als am 9. August 1848 die Raketen-Batterie No. 8 unter Kommando des damaligen Oberlieutenants Bernhard Müller v. Mülsohn ihren Marsch von Wiener-Neustadt nach Italien mittelst Eisenbahn antrat, wußte sich ein Knabe, Namens Franz Groß, vierzehn Jahre alt, der vor Kurzem erst seine beiden Eltern durch den Tod verloren hatte, in den die Batterie befördernden Train einzuschleichen, setzte den Marsch von Gloggnitz über den Semmering unbemerkt mit fort, und stellte sich erst des andern Tags der Batterie-Mannschaft vor. Auf inständiges Bitten des Knaben gewährte der Batterie-Kommandant das von der gesammten Mannschaft vorgebrachte Ansuchen, denselben bei der Batterie zu belassen, und den Marsch fortsetzen zu dürfen. Er erhielt von der Mannschaft die Menage, von dem Batterie-Kommandanten aber Kleidung und Wäsche nebst einer kleinen Unterstützung als Basis seines künftigen Sparpfennigs. Immer bei der Batterie, blieb der Knabe bis zur Expedition nach Osoppo in Susegana, und kam in der Nacht vom 31. Sept. auf den 1. Oct. 1848 das erste Mal in feindliches Feuer. Anstatt die Nacht im Bette zuzubringen, schlich er sich mit der Batterie hinaus, und wohnte der ersten Bewerfung Osoppo's vom Rochusberge aus bei. Da die Batterie-Mannschaft in dem Knaben ohnehin einen künftigen Militär sah, gestattete sie ihm, erfreut über sein muthvolles Benehmen, in den folgenden Nächten jedesmal das Mitgehen. Der Junge interessirte sich lebhaft, beobachtete die Würfe, und äußerte laut seine Freude, wenn selbe gelungen waren. Am 8. October, als am Tage des Sturmes auf das Dorf Osoppo, war Groß immer bei den Raketeurs zu finden, ohne nur im Geringsten eine Furcht vor den feindlichen Geschossen zu zeigen. Später kam er mit der Batterie nach Udine, dann weiter nach Treviso, Mugliano und Carpenedo, machte die Expedition gegen Ferrara mit, und kam wieder nach Carpenedo zurück, wo man anfing, sich für die große Tragödie von Malghera vorzubereiten. — Als am 26. April 1849 von unserer Seite noch an dem Durchbruch der Communicationen durch die Cultur gearbeitet wurde, erhielten Mittags zwei Raketen-Geschütze der Batterie No. 8 den Befehl, auf das Glacis vorzugehen, um den Feind, der sich dort mit Stechen und Abführen von Wasenziegeln beschäftigte, zu vertreiben. — Die kleine Anzahl von Raketeuren, welche die Bedienung von zwei Geschützen bildete, schlich sich am hellen Tage, so lange es möglich war, durch die Felder unbemerkt vor, nahm dann im offenen Terrain einen kecken Anlauf, und stellte sich auf Kartätschen-Distanz vor den Arbeitern ungedeckt auf. Das Feuer begann, der Knabe war dabei, und als der Feind nunmehr aus allen Geschützen der gegenüberstehenden Forts-Fronte ein concentrirtes Feuer auf die zwei Raketen-Geschütze richtete, blieb der Knabe unerschrocken, sich am Mantel des Batterie-Kommandanten festhaltend, stehen, und zog sich erst später mit den Geschützen selbst nach Mestre zurück. — Da dieses von einem großen Theile

Digitized by Google

des Offiziercorps, sowie auch von Ihren k.k. Hoheiten den Herren Erzherzogen Ferdinand, Leopold und Wilhelm von den Thürmen von Mestre aus beobachtet wurde, so hatte der Knabe das große Glück, für seinen Muth von den ihm begegnenden k. k. Hoheiten belobt und aufgemuntert zu werden, sowie auch von Seite der Offiziere eine Subscription eröffnet wurde, deren Erfolg die Sparkasse des Knaben ziemlich füllte. — Derselbe war von nun an häufig mit den Raketeuren in den Parallelen, wo die letzteren der Ausfälle wegen Bereitschaft hielten, machte die Expedition von Brondolo ganz mit, war auch in St. Dona, und zeigte nicht die geringste Furcht, nach der Besetzung von Malghera, auch die Batterien am Eisenbahndamme während des beiderseitigen Feuers zu besehen. — Durch den Batterie-Kommandant gelangte der Herr General-Kommando-Adjutant, Oberstlieutenant von Eberhardt, und durch diesen Se. Exzellenz der Herr Feldmarschall Graf Radetzky, von dem Schicksale des Knaben in Kenntniß, und als Resultat der diesfälligen Verwendung allerhöchsten Orts erfolgte unterm 29. Nov. d. J. nachstehender Erlaß des Herrn Feldmarschalls an das Kommando der Raketen-Batterie No. 8: „Se. Majestät der Kaiser haben über meinen Vortrag allergnädigst zu bewilligen geruht, daß der bei der Batterie befindliche und von selber adoptirte elternlose Waise, Franz Groß, in eine Kadetten-Kompagnie, deren Wahl mir überlassen wurde, aufgenommen und die hiefür entfallenden Auslagen aus Allerhöchst Ihrer Privatkasse bestritten werden. — Demgemäß finde ich die Kadetten-Kompagnie zu Graz für den Waisen Franz Groß zu bestimmen, und trage der Batterie auf, denselben auf geeignete Weise mit Beigabe eines Reisevorschusses nach Graz abzusenden, mir jedoch nach geschehener Absendung des Knaben unter Vorlage der Rechnung über den geleisteten Reisevorschuß den Bericht zu erstatten. Hauptquartier Verona, am 29. Nov. 1849. Radetzky m. p., Feldmarschall."

Der Rächer.

Bei Veranlassung der dieser Tage stattfindenden ersten Aufführung der neuen Oper von L. Schindelmeisser dürften die nachstehenden Notizen über den Helden derselben, den spanischen Cid, nicht ohne Interesse seyn. Ueber das Leben dieses großen castilianischen National-Charakters sind uns so viele Volksbücher, Sagen, Chroniken und an die Mythe gränzenden Fabeln überliefert worden, daß es schwer ist, einen Faden zu finden, der das Thatsächliche vom Sagenhaften unterscheiden und die Probe einer historischen Kritik aushalten würde. Die competentesten Ueberlieferungen dürfte der spanische Dichter Guillen de Castro gegeben haben, nach welchem Corneille seine dramatische Bearbeitung entworfen hat. Diese in ziemlicher Uebereinstimmung mit der Herder'schen Bearbeitung nach alten spanischen Volksromanzen (Cid, Tübingen 1806; illustrirte Ausgabe Stuttgart 1838) geben wir hier in ihren Hauptgrundzügen wieder:

Cid Campeador, Rodrigo Diaz, der Eroberer Valencia's, aus dem uralten Geschlechte Lago Calvo's, hatte schon als Knabe Proben einer seltenen Körper- und Seelenstärke gegeben. Kaum zum Jünglinge gereift, rächte er die Schmach seines von dem Grafen Gormaz tödtlich beleidigten Vaters (Diego, Grafen von Vivar) dadurch, daß er im Zweikampfe den Grafen erschlug, obgleich er dessen Tochter Ximene liebte, welche nun den König (Ferdinand von Castilien) um einen Verfechter der Blutrache gegen den Geliebten anflehen mußte. Als sich aber Niemand fand, der sich dem jungen Helden entgegenstellen mochte, so zog er, noch nicht zwanzig Jahre alt, an der Spitze seiner Dienstmannen gegen die Mauren, nahm fünf maurische Könige gefangen, die ihn als ihren Cid *) anerkennen mußten, und sandte diese seinem Könige zu. Dieser, zum Lohne für solche That, bestimmte nun selbst Ximenen, sich — trotz aller Lockungen der Infantin Urraca — mit dem Helden zu versöhnen und ihm ihre Hand zu reichen.

Die Abweichungen des Prechtlerischen Libretto von dem Grundstoff werden nach diesen vorausgeschickten Daten nun wohl einem jeden Theaterbesucher verständlich werden.

Die Handlung der Oper spielt in Spanien um's Jahr 1050.

Diese einfache Bevorwortung schien uns zweckmäßig, um das Publikum auf einen richtigen Standpunkt zur Beurtheilung dieses Charakters sowohl, wie der Schindelmeisser'schen Musik zu führen, welche, nach dem Urtheile der Sänger und nach den bereits gehaltenen Proben zu schließen, zu den besseren dieser Gattung gehört, und daher Glück zu machen verspricht.

Die poetischen Licenzen Corneille's und nach ihm Prechtler's selbst hier anzuführen, würde der Ueberraschung des Publikums vorgreifen, weshalb wir uns dieser Mittheilungen enthalten.

G.

Weihnachtsbaum für arme Kinder.

Unter den mannichfach reizenden Gaben, welche unsere reichen Bazars den tausendfachen Wünschen verwöhnter großer und kleiner Kinder am schönsten Feste der christlichen Jugend, dem Erinnerungsfeste vielfach heiterer Stunden für jedes Alter, am lieblichen Weihnachtsfeste bieten, wollen wir auf ein anspruchlos auftretendes Schriftchen verweisen, welches nun seine segensvolle Runde zum achten Male macht. „Weihnachtsbaum für arme Kinder. Gaben deutscher Dichter, eingesammelt von Friedrich Hofmann. (Preisminimum 35 kr., Mehrzahlung lohnt Gott!)" so heißt dieser Freund der Armuth, der (Geschenk des bibliographischen Instituts in Hildburghausen) uns Dichterblumen verschiedenen Inhalts bietet, deren voller Ertrag bestimmt ist, in 50 deutschen Städten 50 Christbescheerungen für die Kinderwelt der Armen aufzuputzen. Der Kirchenfürst und Dichter Ignatz Heinrich Freiherr von Wessenberg in Konstanz schreibt dem Herausgeber: „In der Voraussetzung, daß das Wirrsal unserer Tage Sie nicht abhalten wird, auch in diesem Jahre die liebe Jugend mit einem Weihnachtsbaum zu beschenken, sende ich Ihnen anliegend einen kleinen Beitrag dafür in Liedern und in Geld. Möge Ihre Absicht, den Samen christlichen Sinnes frühzeitig in die jugendlichen Herzen zu streuen, überall Anerkennung finden! Der festen Begründung dieses Sinnes bedarf jetzt die Welt mehr, als je." — Wir hatten noch nicht Zeit, uns mit dem Inhalt genauer bekannt zu machen, doch lassen Namen wie Fr. Hofmann, Kinkel, v. Kobell, Joseph Meyer, Freiherr von Wessenberg und viele Andere keinen Zweifel über ansprechende Abwechselung desselben. Möge der wahre Reichthum sich vielseitig an diesem hohen Werk betheiligen. Exemplare liefert J. B. Meidinger, der auch Mehrgaben kostenfrei befördert. W. K.

Mannichfaltigkeiten.

(Chloroform.) Ein Mädchen in Chefsbury, dem der Arzt ein Auge operirte und nur eine Drachme Chloroform eingab, starb augenblicklich.

(Wien) Im k. k. Kriegsministerium beschäftigt man sich dermalen sehr lebhaft mit einer Anwendung der Gutta-Percha für militärische Zwecke, und nur die strenge Jahreszeit verhindert

*) Cid, von dem arabischen Sid, d. i. Herr.

Digitized by Google

das Vornehmen größerer Versuche von Seiten des Pioniercorps. Die Sache betrifft die Birago'schen Kriegsbrücken, deren hölzerne oder blecherne Pontons durch eine Unterlage von Gutta-Percha ersetzt werden soll, indem die Eigenschaft dieses Harzstoffes selbes ganz dazu eignen dürfte.

Literatur.

Weber's illustrirter Volkskalender für das Jahr 1850. Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

Diesen Volkskalender können wir nicht besser empfehlen, als durch des thätigen und kunstsinnigen Verlegers treffliches Vorwort, welches derselbe über die Kalendeeliteeatur überhaupt abgibt: „Was vor zehn, ja selbst noch vor zwei Jahren am Volkskalender befriedigte, kann heute zum großen Theil nicht mehr befeiedigen. Die Zeit ist eine andere geworden, andere Wünsche, Interessen, Gefühle, Gedanken leben im Volke, und sie zu selbstbewußtem Urtheil, zur Erkenntniß ihres eigenen berechtigten oder unberechtigten Inhalts bringen zu helfen, das ist die Aufgabe, die heutigen Tages ein ächter Volkskalender sich stellen muß, denn Beförderung dieses Urtheils, dieser Erkenntniß ist wahre Volksbildung. Die meisten der bisherigen Volkskalender tragen noch den Charakter des Taschenbuchs, sie sind für die Muße, den Zeitvertreib gewisser Gesellschaftsklassen, für ein besonderes Leserpublikum bestimmt. Der Volkskalender hat es mit dem ganzen Volke zu thun, mit Allem, was dem Volke Kopf und Herz bewegt. Wenn man es ihm nicht anmerkt, daß er im Volke heimisch ist, daß er dem Einfluß des Volksgeistes und seiner Bewegungen nicht nur nicht fremd blieb, sondern diesen Einfluß in Geist und Gemüth aufgenommen hat, in ihm sich wohl fühlt, um läuternd auf dessen Ursachen einzuwirken; wenn man es ihm nicht anmerkt, daß die Ereignisse und Erfahrungen des Volkslebens hier in lebendiger Theilnahme widerhallen, mit aufrichtiger Liebe begleitet werden, so ist es kein Volksbuch im ächten Sinne des Wortes, so entspricht es namentlich dem Zwecke nicht, der ihm, als dem alljährlich wiederkehrenden Volksbuche, mehr als allen andern Volksbüchern zukömmt. Nur in solcher geistigen und herzlichen Gemeinschaft mit dem Volke und seinem Leben, seinen Leiden und Freuden, wird der Volkskalendee einen wahrhaft bildenden Einfluß auf Sittlichkeit und Intelligenz des Volkes gewinnen, und eines der ersten Erfordernisse dazu ist, daß er nicht das Nächste, was das Volk berührt, bewegt und erregt, abseits liegen läßt, im Gegentheil, er muß theilnahmoll auf die Zeit eingehen, und das Verständniß der in ihr lebenden Ideen dem Volke zu eröffnen trachten, sey es durch ernste Belehrung oder durch anregende, politisch aufklärende geschichtliche Darstellung. Dies der leitende Gedanke, welchem wir folgten, als wir uns mit der Herausgabe eines neuen Volkskalendees beschäftigten, und dies der Maßstab, welchen wir bei allen Gegenständen anlegten, die wir daein aufnehmen wollten. — Dee Inhalt des Kalenders enthält folgende Hauptrubriken: 1) Einen Jaheskalender, worunter eine Monatschronik über das wichtige Jahr 1848 mit allen seinen bedeutungsvollen Momenten und Zeitereignissen; 2) einen Geschichtskalender mit Erzählungen aus der Zeit und mit den Biographien der hervorragendsten Männer der Gegenwart (Erzherzog Johann, Friedrich Hecker, Kossuth, Radetzky, Stüve (der hannov. Minister), Heinrich v. Gagern, Elihu Burrit, der Stifter des Friedensbundes ꝛc.); 3) Länder- und Völkerkunde; 4. Unterhaltungskalender; 5) gemeinnützige Belehrungen; 6) Hand- und Hülfskalender ꝛc. — Zugleich machen wir bei dieser Gelegenheit auf einen Uebelstand aufmerksam, welcher dem Verkaufe der Volkskalender, indem er dieselben vertheuert, hindernd in den Weg tritt: dies ist der Kalender-Stempel. In einigen Staaten ist derselbe in neuerer Zeit in Wegfall gekommen, in anderen Staaten, namentlich aber in Preußen (der vorliegende Volkskalender unterliegt daselbst einer Besteuerung von vier Silbergroschen) ist die Höhe des Stempels von solcher Art, daß er fast einem Verbote gleich kommt. Nächst der Bibel sind Kalender diejenigen Bücher, welche zumeist vom Volke gekauft werden, weshalb sie als eines der vorzüglichsten Volksbildungsmittel zu betrachten sind. Es erscheint uns daher ein Verdienst der Regierungen und gesetzgebenden Gewalten, darauf hinzuwirken, daß diese so unzweckmäßige und lästige Besteuerung allerwärts in Wegfall komme.

Frankfurter Theater.

Johanna I. von Neapel.

Am 15. d. M. fand auf der Frankfurter Bühne die erste Vorstellung dieses Trauerspiels statt, — nach dem Französischen des Hypolithe Romand von Scharff von Scharffenstein. — Es mögen zuerst einige geschichtlichen Andeutungen übee jene Königin, deren Lebenswandel nicht zu den erbaulichen gehörte und wenig geeignet wäre, der Monarchie als Apologie zu dienen, hier eine Stelle finden.

Johanna I. war eine Tochter des Herzogs von Calabrien und wurde noch als Kind im Jahr 1333 mit Andeeas von Ungarn aus dem Hause Anjou vermählt. Unter ihrer nachherigen Regierung nahmen die schon unter Karl II. in Neapel stattgehabten Unruhen zu. Die Prinzen von Geblüt, sowie der hohe Adel und die Geistlichkeit zogen sich vom Hofe zurück, und der wegen seinee Rohheit und der Mißhandlungen seiner Gemahlin gehaßte Andreas ward, vielleicht nicht ohne Mitwissen Johanna's, von Nicolo Acciajuoli am 18. Sept. 1345 auf dem Schloß zu Aoersa im Zimmer neben ihrem Schlafgemach ermordet. Johanna vermählte sich nun 1346 mit iheem Vetter, dem Prinzen Ludwig I. von Tarent, der der Mitwissenschaft um diesen Mord stark bezüchtigt war. Schon im folgenden Jahee erschien Andreas älterer Bruder, um des Ersteren Tod zu rächen und die Königin nebst ihrem Gemahl mußte aus Neapel fliehen und begab sich nach der Provence. Gilford Baron Burus blieb als ungarischer Regent zurück und drückte das Land schwer. Nicht lange nachhee erschien Johanna wieder und es gelang ihr nach harten Kämpfen einen Frieden mit dem König von Ungarn zu schließen, durch welchen sie in ihr Reich wieder eingesetzt wurde (1351.) Nachdem 1362 Ludwig von Taeent gestorben und die Königin wiederum Wittwe geworden wae, heirathete nun die 36jährige Johanna den Infanten von Majorca, Prinzen Jarob von Arragonien, der aber den Königstitel nicht führte, sondern sich nur Heezog von Calabeien nannte und 1375 starb. Wieder war kaum ein Jahr dahin geschwunden, als die Herrscherin mit dem liebevollen Herzen zur vierten Ehe schritt und sich mit Otto von Braunschweig vermählte. Sie nahm, da ihr das Geschick keinen Theonerben gelassen hatte, Karl von Durazzo an Kindesstatt und gab diesem ihre Nichte Margaeetha zur Ehe. Dieser Karl von Durazzo war kein edler Sprößling der Anjou, sondeen benahm sich höchst undankbae gegen seine Wohlthäterin, ließ sich 1380 bei Gelegenheit eines Schisma's von Ueban II. zum König von Neapel krönen, rückte gegen die Stadt, nahm die Königin gefangen und ließ sie 1382, auf den Rath seines Oheims, des Ungaekönigs Ludwig, in Betten ersticken. So endete eine Herrscherin, deren Leben ein viel befleckteß gewesen und deren nächste Nachfolger nicht unterließen, den neapolitanischen Boden mit Blut zu befleckten und sich um den Besitz dieses eben so schönen, als unglücklichen Landes zu streiten. Wer eine Lobrede auf die Monarchie scheeiben wollte, der dürfte die Geschichte Neapels dazu am wenigsten benützen. Die der anderen Länder werden ihm freilich auch keine reiche Ausbeute liefern.]

(Schluß folgt.)

Frankfurt, 29. Dec.

Das Bildniß Sr. kaiserl. Hoheit des Erzherzogs-Reichsverwesers, auf dessen Geheiß von dem Hrn. Bennert ausgeführt, ist in dem Städel'schen Institut auf kurze Zeit ausgestellt. Wir glauben das hiesige kunstliebende Publikum darauf aufmerksam machen zu müssen, da dies Bild durch persönliche Anschauung unfehlbae die Ueberzeugung gewinnen wird, daß die Ausführung des Hrn. Bennert eine, dessen Talent entsprechende und sehr gelungene ist.

Theater-Anzeige.

Freitag, 21. Dec. Dee Maurer und der Schlosser, komische Oper in 3 Abth., Musik von Auber.

Samstag, 22. Dec. Der Königslieutenant, Lustspiel in 5 Aufzügen von C. Gutzkow.

Sonntag, 23. Dec. (Zum ersten Male): Der Rächer, bereitschromantische Oper in 4 Abth. von Prechtler, Musik von Schindelmeisser

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 305. Samstag, den 22. Dezember 1849.

Die Rose des Nordens.

(Romantische Erzählung aus dem Holländischen des W. Kers. Uebertragen von Gottfried Overmann.)

(Fortsetzung.)

Der Graf wurde wüthend, und griff, im Aufbrausen seiner Leidenschaften, nach seinem verborgenen Säbel. Nur mit Mühe hielt sein ebenfalls erstaunter Begleiter ihn zurück und zog ihn einige Schritte seitwärts mit sich fort.

Dies konnte nicht ohne Geräusch geschehen, wenigstens mußte Paulowna Etwas gehört haben, denn sie sah scheu umher und schaute mit ganz veränderten Gesichtszügen auf ihren Gesellschafter. Das beleidigte den Prinzen und änderte augenblicklich auch seine Stimmung.

„Was beängstigt Paulownen in meiner Nähe?“ fragte er, fast kalt: „was fürchtet sie unter meinem Schutze? Wer dürfte so vermessen seyn, ungerufen sich hier zu nahen?“ setzte er, ihre umherschweifenden Blicke bemerkend, hinzu. Er sah sie eine Weile scharf an und sagte dann, als er ihre fortwährende Unruhe gewährte, heftig und kurz: „Der eigentliche Zweck meines Kommens, mein Fräulein! ist, Ihnen in der Stille zu rathen, Ihren wiedererstandenen Freund zu warnen oder ihn warnen zu lassen, daß er sich hier nicht allzu verwegen benehmen möge. Ja, schreiben Sie ihm — ich erlaube es Ihnen, und danken Sie es meiner Galanterie, daß ich nicht lesen will, was Sie dem Feinde schreiben, obgleich ich ein Recht dazu hätte. Ihr Bote soll, unter dem Vorwande, Lebensmittel aus der Stadt zu holen, morgen früh ungehindert an den Schildwachen vorübergehen können. Gute Nacht!“

Er eilte schneller hinweg, als er gekommen.

Kaum ward das dem Prinzen geltende Anrufen der Schildwachen vernommen, als der Graf in seiner Verkleidung zu Paulownen hineinflog, seinen Mantel und die ganze fremde Hülle schnell abwarf und mit entblößtem Schwerte, gleich einem erzürnten Helden oder Halbgott, vor ihr stand, bei welcher der Schreck über seine Gefahr im ersten Augenblicke fast die Freude des Wiedersehens überwog. Vorwürfe zitterten auf seinen krampfhaft zuckenden Lippen, als dieser Ausdruck ihr Antlitz befiel, und sein Argwohn schien sich zu bestätigen; doch mächtigere Empfindungen verdrängten diesen in Paulowna's Nähe und überwanden ihn sogar anfangs; bald aber brach der Sturm seines argwöhnischen Herzens los, den Paulowna nur mit Mühe in etwas beschwichtigte, was ihr leider! bei weitem nicht gänzlich gelang. Jedesmal erhob er sich von neuem, ja, es war, als ob ihre Gegenwart ihn nur noch stärker anfachte, während der Graf hier mit hinreißender Gewalt fühlte, was er besaß und was er verlieren konnte.

Es war eine sehr lebhafte, ergreifende Scene, voll wilder, leidenschaftlicher und doch zugleich sanfter, süßer Augenblicke, welche freilich sogleich wieder durch andere ersetzt wurden; allein sie entzückten doch das Herz, gleichwie die Erde sich tröstet, wenn, inmitten des Kampfs der Elemente, die Sonne auch nur für einen Augenblick durchbricht.

Paulowna fühlte wohl, wie die giftigen Schlangen der Eifersucht um ihres Freundes edles, großmüthiges Herz sich wanden; sie fühlte seine krampfhaften Zuckungen und litt unendlich mit ihm. In einem jener ruhigen Augenblicke sagte sie, seine Warnungen vor dem Prinzen abweisend, unter Anderm: „Du irrst Dich gewiß, der Prinz denkt edel!“

„Gerade deßhalb fürchte ich ihn,“ seufzte Jaromir.

„Und ich . . .“ begann Paulowna wieder.

„Du! o Du bist ein Engel!“ fiel er ihr in die Rede, „allein Du kennst Dich selbst nicht, Du kennst ihn nicht, und, o Gott! ich habe von ihm gehört, habe ihn sogar unbemerkt gesehen. Alles steht mit ihm im Bunde: Schönheit, Jugend, hoher Rang, Verstand, Talent, Bildung, der mächtige Reiz des Neuen und des Ausländischen, und dann vor Allem — o, daß ich es sagen muß! — eine gewisse geheime Macht der Franzosen, die alle ihre Thaten und Handlungen wie mit einem Zauber umschwebt!“

Paulowna lächelte heimlich, und es war oder schien zweifelhaft, ob dieses Lächeln Jaromir's Beschreibung oder ihm selbst gelte, als sie lispelte: „Wie reizend schilderst Du, — aber treu!“

„So! findest Du Das?“ rief er nun schon wieder mit steigender Leidenschaft, „siehst Du wohl? — O Gott behüte Dein Herz und erhalte es für mich, — sonst — sonst!“

„Nun was denn, mein Jaromir?“ fragte Paulowna, wie von einer innern Macht getrieben, — „vorausgesetzt den nicht denkbaren Fall, daß es sich einem Andern zuneigte — was würdest Du —“

„O, halt' ein!“ fiel er ihr in's Wort, „denn es ist mir, als könnte schon der bloße Gedanke mich tödten, morden.“

Paulowna schauderte unwillkürlich und schmiegte sich dicht an ihn.

„Ich weiß nicht,“ fuhr der Graf langsam, fast ausdruckslos, fort, „was ich dann denken — seyn — und thun könnte.“

„Thun!“ wiederholte sie betroffen und fast scheu zu ihm aufblickend und in sein gerade recht düster flammendes Auge schauend, in welchem sich jetzt dunkle Bilder aus seiner wildglühenden Seele spiegelten. „Zweifle nie an mir!“ flehte sie, nach langer Pause, sanft und innig.

„Das ist nun leicht, dann schwer! Vergib mir, doch Verzweiflung würde mich sofort ergreifen,“ flüsterte er, allmälig wieder leidenschaftlich werdend, „und dann — würde ich Nichts mehr achten. Was hätte ich wohl noch zu schonen, wenn ich Dich verlöre?“

Digitized by Google

„Mich," seufzte Paulowna, allein der sanfte Klang dieses Wortes ging in seiner stürmischen Leidenschaft für ihn verloren.

Latour hielt inzwischen draußen Wache, indem er möglichst unbefangen vor dem Eingange auf- und ab wandelte; doch fragte ihn die Patrouille, was er hier so spät noch zu thun habe, worauf er, wie guter Laune, lebhaft und laut sprechend, den so viel als möglich ausführlichen Bescheid gab, das Fräulein befinde sich, wie gewöhnlich, noch im Treibhause, von wo er sie abholen wolle, und daß er daher hier auf sie warte; da es ihm jedoch zu lange daure, wolle er sofort einmal nachsehen, ob die Dame und ihre Zofe noch nicht bereit seyen, endlich nach dem Schlosse zurückzukehren.

Der Unteroffizier aber trat näher und rief, zum Eingange des Gebäudes sich wendend: „Halt, junger Herr! wir wollen selbst sehen!"

Doch in demselben Augenblicke öffnete sich die Thür, in welcher Paulowna erschien und freundlich in französischer Sprache sagte: „Gebt Euch keine Mühe, ihr guten Leute, ich komme schon!" und sich umwendend, rief sie im Russischen, ungeduldig, wenigstens mit merklich unsicherer Stimme: „So komm' doch endlich, Mädchen!" und als sie gleich darauf eine Gestalt hinter sich gewahrte, rief sie, scheinbar nach Licht verlangend, doch wohl wissend, daß dies nicht sobald zur Hand sey: „Fackeln, wenn's möglich ist, wir wollen gehen!" und bereits voranschreitend, sagte sie freundlich zu den Franzosen gewandt, daß sie dem Prinzen ihre Wachsamkeit rühmen werde.

Mit einem ehrerbietigen: „Ah, c'est vous, Mademoiselle!" hatten diese sie begrüßt und machten nun ihr und ihrem Geleite Platz. Ungehindert ließ man sie vorbeiziehen; doch als sie sich entfernt hatten, wurde aus Vorsicht das ganze Treibhaus durchsucht, ohne daß man etwas Verdächtiges fand, als zuletzt einen Reithandschuh, der in Form und Schnitt unzweifelhaft russisch war und noch vor kurzem gebraucht zu seyn schien. Man zögerte jedoch, über einen bloßen Handschuh Rapport zu machen oder etwa den Prinzen selbst damit zu belästigen, der von den Strapazen des Tages ermattet war und überdies, wie man erfuhr, in übler Laune sich bereits zur Ruhe begeben hatte; beim Morgen-Rapport aber sollte der gefundene Handschuh, als Zeichen des Diensteifers, eine Rolle spielen und dem Prinzen behändigt werden. Die ganze Nacht hindurch war man besonders auf der Hut; doch ereignete sich nichts Ungewöhnliches.

XII.

Inzwischen verlebten Paulowna und Jaromir ernste Stunden, die zwar auch ihre Freuden brachten, deren Paulowna jedoch nicht recht genoß, denn ihre Angst um den verborgenen Grafen war zu groß, während dieser jeden Augenblick bereit schien, bei einer Entdeckung dem Feinde muthig die Stirn zu bieten, anstatt zu entfliehen; auch war ihr Beisammenseyn fast eine Fortsetzung des Auftritts im Gewächshause; — Sturm und Sonnenschein wechselten mit einander ab. Dort hatte Paulowna ihn beschworen, sich sofort wieder zu entfernen, was er auch versprach; jedoch jedesmal von einem Augenblick zum andern verschob, bis die Noth sie zwang, ihn selbst mit in's Schloß zu nehmen, um ihn nur aus dem Gewächshause zu retten — in die größere Gefahr.

Bis spät in die Nacht blieben sie zusammen und sprachen in den ruhigeren Augenblicken jetzt viel und vielerlei, unter Anderm bat Paulowna auch den Grafen dringend, den beiden Jünglingen, dem Türken und dem Franzosen, doch die Freiheit wiederzugeben und Jeden in sein Vaterland ziehen zu lassen, worauf er indessen mit rasch umwölkter Stirn blos fragte, ob sie über die Beiden zu klagen habe und ob sie nicht lebten, wie es ihr gefalle?

„Das wohl," sprach Paulowna, „aber —"

„Nun denn," fiel er ihr fast ungestüm in die Rede, „dann kann im Reiche der Möglichkeit kein Grund gefunden werden, sie zu entlassen; übrigens," setzte er hinzu, „hat meine Macht und damit mein Recht über den Franzosen ein Ende: seine jetzt hier hausenden Kameraden werden ihn wohl mitnehmen; der Türke aber geht sie nichts an — der bleibt!"

Paulowna sah nur allzudeutlich, daß diese Angelegenheit ihn unangenehm berühre, und ging daher auf andere Gegenstände über. Als sie von einander geschieden waren, um einer kurzen Ruhe zu pflegen, welche der Graf auf einem Divan in einem anstoßenden Gemache suchen konnte, floh Beide der Schlaf. Jaromir's heftig erschütterter Geist ward von tausend Sorgen um Paulowna's Liebe durchkreuzt oder vielmehr durchstürmt, und Diese, nur mit seiner Sicherheit beschäftigt, wankte in ihrem Zimmer umher, und lauschte endlich, bis der Tag anbrach, ob auch Alles still bleibe und kein ungewöhnliches Geräusch Gefahr bringe. Ueber die Art seiner Entfernung waren sie bereits einig geworden; allein Paulowna gedachte nur mit Zittern an die Ausführung.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schwurgerichte.

In den meisten deutschen Staaten sind die öffentlichen Schwurgerichte für Kriminalprozesse eingerichtet, in allen werden sie vorbereitet. Hauptsächlich des politischen Prozesses wegen wurde dieses Volksgericht erstrebt und wir haben nun jener genug, um das neue Institut kennen zu lernen, zu üben und zu würdigen.

Das Jahr 1848 hatte die Kerker der politisch Verurtheilten geöffnet und die Verbannten zurückgerufen. Das Jahr 1849 hat die Zahl der Flüchtlinge unverhältnißmäßig vermehrt und die Kerker überfüllt. Die Geschworenen sprechen ihr Schuldig oder Unschuldig mit dem Streben nach unparteiischer Gerechtigkeit; sie selbst stehen jedoch noch mit Bewußtseyn oder unwillkürlich unter dem Einfluß bestimmter politischer Auffassung der Sache und die Parteien selbst jubeln oder ärgern sich über das Urtheil. Doch ist der Anfang, der Gerechtigkeit in der Breite des Volkes Geltung zu verschaffen, glücklich damit gemacht, daß man sich von allen Seiten dem Ausspruch der Jury unbedingt fügt.

Daß wir der politischen Prozesse so viele haben, daß die Beurtheilung derselben trotz des redlichen Strebens noch vielfach schwankt, rührt daher, daß den Rechtsverhältnissen durch den Parteikampf eine neue politische Grundlage geschaffen werden sollte. Die Gegensätze geriethen dabei in einen viel zu leidenschaftlichen Kampf; guter Wille und Unkenntniß der Verhältnisse, Mangel an Patriotismus und träge Gewohnheit, Ueberstürzung und zu große juristische Bedenklichkeiten haben eine Verwirrung angerichtet, die sich allmälig erst lichten muß; die Gesetze selbst sind zum Theil hastig gemacht, zum Theil provisorisch hingestellt, verfassungsmäßig nur nach der Ansicht der einen Partei, unvernünftig nach der Ansicht der andern: — erst wenn sich die Ordnung der Dinge, die sich organisch und vernunftgemäß aus den bisherigen Zuständen entwickelt, in leidenschaftsloser, klarer Ueberzeugung der Menschen befestigt hat, namentlich auch der Weg, das von Einzelnen für staatlich zweckmäßig Gehaltene in friedlicher Debatte zum Siege und zur Einführung in das Leben zu führen, gesichert und geebnet ist, kann sich die Ansicht über die Gesetzlichkeit befestigen, wird den geschworenen Richtern selbst ihr Spruch durch die Bestimmtheit der Gesetze erleichtert. Der Prozesse werden unter der wachsenden Einsicht in das Wesen des Staates immer weniger, und das Publikum darf sich dreist der Neulingsungeduld entschlagen und auf jeden Spruch des Gerichts, wenn auch mit Spannung, so doch ohne Ausgelassenheit gefaßt seyn. Es ist nicht nothwendig, daß bei jeder Urtheilsverkündigung neue Verhaftungen vorgenommen werden.

Digitized by Google

Die kürzlich entschiedenen Prozesse gegen den Obertribunalrath Waldeck in Berlin und den Dr. Jacoby in Königsberg stammten noch aus der Zeit der Neugestaltung, wo wir Alle geirrt, weil wir nicht bloß mit Energie, sondern mit Vorliebe und Haß gestrebt haben. Herr Waldeck ist glänzend, von den Geschworenen einstimmig, sogar auf Antrag des die Anklage führenden Staatsanwalts selbst von der Beschuldigung, um einen hochverrätherischen Plan gewußt zu haben, freigesprochen. Er war der Führer der Linken in der preußischen Nationalversammlung. Der Jubel, welcher im demokratischen Lager bei der an sich freudigen Kunde erscholl ist sehr natürlich und gerechtfertigt. Nur muß man sich klar darüber werden, daß derselbe mehr der wieder erlangten Freiheit des bedeutenden Mannes gelten mußte und der Niederlage einer Partei, die unredliche Mittel zur Bekämpfung der Gegner gebraucht hatte. Er konnte allenfalls auch der bewährten Klugheit des Herrn Waldeck gelten, der mit Geschick die Gränzen der Kriminalität vermieden hatte. Allein die Partei der Linken wird im eigenen Interesse unmöglich darüber jubeln, daß Waldeck gar nichts Gefährliches gethan und gesprochen hätte, um seiner Partei den Sieg über die Widersacher zu gewinnen. Wir Alle, die wir namentlich die Nothwendigkeit einsahen, daß die in Frankfurt beschlossene Reichsverfassung durchgeführt werde, haben uns wohl in extravaganten Redensarten ergangen, die einem Aktenmenschen hochverrätherisch erscheinen mochten und die vermöge des anklebenden Leichtsinns unserer jungen Politik weder friedlich noch kriegerisch etwas ausgerichtet und, wo ihnen die Thatkraft nicht fehlte, zu den Hinrichtungen mit Pulver und Blei geführt haben. — Ich, für meine Person, freue mich hauptsächlich deßhalb, daß der Mann, welcher von den augenfällig Reactionären in Preußen dazu ausersehen wurde, alle sanguinische Anschläge seiner Partei zu büßen, bei seinem Auftreten klug genug gewesen war, so daß die Denuncianten als Fälscher dastehen und die Ankläger ihre Uebereilung eingestehen mußten. Es ist ein großer Gewinn, daß die wühlerischen Bestrebungen der Fanatiker des Rufs: „es bleibt beim Alten!" bei dieser Gelegenheit aufgedeckt wurden, indem sie bisher die Palme erhitzter Leidenschaftlichkeit und „Ungerechtigkeit um der Gerechtigkeit willen" den Gegnern ausschließlich aufzudrängen suchten.

Etwas Anderes ist es mit dem Jacoby'schen Prozesse. Herr Jacoby gehörte der deutschen Nationalversammlung an, der die Fürsten im Augenblick der Rathlosigkeit die Macht der Gesetzgebung in die Hände geliefert hatten und der sie dieselbe, als sie sich wieder stark fühlten, von den Fehlern der Versammlung freilich unterstützt, wieder nahmen. Die Nationalversammlung mit ihrem Anhange unterlag. Ihre Niederlage war die der Unklugheit und der Machtlosigkeit; die Macht und der Sieg der Gegner beruhte auf dem conservativen Element der menschlichen Trägheit, und die juristische Deduction ihrer Beschlußfähigkeit oder Unfähigkeit in Stuttgart wird nur vom Parteistandpunkt aus anerkannt. Siegte die Nationalversammlung im Kampfe für die Reichsverfassung, so stand mit demselben Recht das Ministerium Brandenburg vor den Schranken der Geschworenen, wie jetzt seine Gegner. Die Parteistellung kam im Jacoby'schen Prozesse auch sogleich in Betracht, indem die Freisprechung nicht einstimmig, sondern nur mit 8 gegen 4 Stimmen erfolgte. Der Ausgang hing vom Glück ab. Vor manchen Geschworenen der Uckermark und der Provinz Sachsen würde Jacoby eben so gut verurtheilt worden seyn, wie er in Königsberg freigesprochen wurde. Letzteres ist erfreulich, aber auch hier sollte die Partei nicht frohlocken; denn die Freisprechung ist nur ein kleinster Sieg in der unaussprechlich großen deutschen Niederlage. Die Freude darüber ist die über einen wiedergefundenen Schlüssel in der Asche eines niedergebrannten Palastes. A. B.

Mannichfaltigkeiten.

In Gefell, k. preuß. Kreis Ziegenrück, hat der für alles Gute mit großer Aufopferung thätige Diaconus Bauernfeind aus eigenem Antriebe die Gründung einer Erziehungsanstalt für verwahrloste Kinder begonnen. Er hat bereits drei solcher Kinder und eine Lehrerin für dieselben, welche zugleich die häuslichen Geschäfte versieht, in sein Haus aufgenommen. Die dazu erforderlichen Mittel hat Bauernfeind meist durch bei Zusammenkünften der Geistlichen veranstaltete Sammlungen beschafft. Je mehr das Unternehmen bei den örtlichen Verhältnissen des ganz vom Auslande umschlossenen, meist von armen Webern bewohnten Städtchens Gefell einem fühlbaren Bedürfnisse abzuhelfen verspricht, um so wünschenswerther erscheint es, daß die Fortexistenz der Anstalt durch fernere Gaben gesichert werde.

Millionen hätten's Schreiben in der Schule nicht zu lernen gebraucht, wenigstens nicht des Briefschreibens halber; denn das theure Porto haben sie doch nicht zahlen können. Künftig kann aber in Preußen Einer das Beste, was er auf dem Herzen hat, herunter thun und darf wenig dafür zahlen. Ein Brief, der bis zu 10 Meilen weit läuft, kostet 1 Sgr., bis zu 20 Meilen 2 Sgr. und für alle weiteren Entfernungen 3 Sgr. Ein einfacher Brief soll künftig nicht mehr der seyn, der drei Viertel Loth preußisch, sondern ein Loth Zollgewicht wiegt, und das Porto steigt nicht mehr von ein halb zu ein halb, sondern von ein zu ein Loth. Zu dem Allen braucht nur noch die erste Kammer „Ja!" zu sagen, so ist's eingeführt, und das Beste ist, daß wir Nichtpreußen bald auch davon profitiren sollen.

Der berühmte Büchersammler Verbei ist zu Brüssel gestorben; er hinterläßt eine der werthvollsten Bibliotheken der Welt aus allen Fächern der Wissenschaft. Sie zählt weit über 300,000 Bände.

(Köln, im Dec.) Bei dem neulich ausgebrochenen Fallim ent einer der bedeutendsten hiesigen Oelhandlungen ist ein grober Betrug entdeckt worden. Wie das häufig geschieht, so streckte nämlich auch die königl. Bank gleichsam als Faustpfand auf das in dem genau abgemessenen Oelbehälter des quäst. Handlungshauses befindliche Oel Geld vor, und zwar in dem Belaufe von 18,000 Thalern, natürlich in dem guten Glauben, stets ein vollwichtiges Aequivalent in Händen zu haben. Alle (oberflächliche) Messungen hatten auch bisher die vorgeschriebene Quantität Oel ergeben, bis sie nach dem Ausbruch des Fallüments ein Falsum in der Art fand, daß in dem großen Behälter auf sehr künstliche Weise ein kleineres Becken nebst dazu gehöriger Scala errichtet und dasselbe mit Oel angefüllt worden war, so daß man glauben mußte, der ganze Oelbehälter sey gefüllt und enthalte die vorgeschriebene Quantität. (Const. Z.)

Der Turiner „Legge" berichtet, daß der Herzog von Parma den Galeeren-Sclaven ein neues Costüm gegeben hat, welches ganz dem calabresischen der liberalen Partei gleicht. Sehr väterlich!

„Cornelia", Taschenbuch für 1850.

Dies früher von Atons Schreiber und jetzt von J. W. Appelt herausgegebene, seit 35 Jahren ohne Unterbrechung erschienene und beliebte Taschenbuch ist auch diesmal der besten Empfehlung würdig, sowohl nach seinem artistischen, als novellistischen Inhalt. Was den er-

Digitized by Google

steren betrifft, so sind die Stahlstiche des vorliegenden Jahrgangs als vorzügliche Arbeiten der bildenden Kunst zu betrachten. Sie zeigen uns vier Scenen aus der lieblichen Dichtung Paul und Virginie, eine aus Goethe's Tasso, ein Genrebild: der Vertheidiger der Krone, ein Bild aus Columbus Leben und zwei Darstellungen aus dem nordamerikanischen Freiheitskriege, sowie eine überaus schöne Illustration des Titelblattes. Diese künstlerischen Gebilde werden nicht verfehlen, sowohl den sinnigen Beschauer zu erfreuen, wie auch den Kunstkenner zu befriedigen. Weiter sind ihnen poetische Erläuterungen in einem Sonettenkranz von A. Dörr beigegeben, welche wir unbedingt den besten Arbeiten des befähigten Dichters beizählen und besonders darum schätzen, weil sie sich durch Einfachheit und Klarheit des Gedankens, durch warme Herzinnigkeit der Empfindung und durch vollkommen abgerundete, sehr harmonische Form auszeichnen. Die fünf Erzählungen des Taschenbuchs sind von Bernd von Guseck, der hier wieder sein bekanntes Talent, die Theilnahme des Lesers zu spannen und zu fesseln, geltend macht, — von dem pseudonymen Fr. Hilarius, der uns ein frisch duftiges, tief gemüthliches und wahrhaft poetisch aufgefaßtes Naturleben vorführt und sich hier als einen Meister im dorfgeschichtlichen Genre bekundet, — von Eduard Ziehen, dessen „Legionär" nicht nur sehr anziehend erfunden, spannend und kunstreich verschlungen, sondern auch so gemüthvoll nuancirt und so gewandt geschrieben ist, daß wir genügenden Grund haben, in diesem noch wenig bekannten Novellisten einen vielbefähigten und sinnigen Erzähler zu begrüßen, dessen Namen gewiß bald zu gutem Klang gelangen wird, — von J. W. Apell, der in einer novellistischen Skizze eine gewandte Form und eine lebendige Auffassung entfaltet und — von Y, dessen „Flüchtling" sich als eine freundliche Blume dem Novellenkranze anschließt. So möge dies Büchlein den holden Jungfrauen und Frauen als eine gewiß willkommene Festgabe geboten und von diesen im liebevollen Sinne des Gebers freundlich hingenommen werden.

W.

Frankfurter Theater.

Johanna I. von Neapel.

(Schluß.)

Das oben genannte Trauerspiel ist von unserem Frankfurter Landsmann Scharff von Scharffenstein nach dem Französischen des H. Romand für die deutsche Bühne bearbeitet worden. Wir kennen das Original, welches Katharina II. heißen und deren Geschichte zum Hintergrunde haben soll, nicht, müssen aber annehmen, daß die deutsche Bearbeitung eigenthümlicher Art ist, da hier eine ganz andere Grundlage erscheint und demnach nur die scenische Reihenfolge und die Hauptmomente der Handlung beibehalten seyn können. In welcher Weise dieses geschehen und in wiefern das Original dadurch beeinträchtigt worden ist, können wir nicht entscheiden. Von dem wirklich geschichtlichen Boden hat sich der Bearbeiter mitunter etwas weit entfernt, wie denn überhaupt sein Drama sich mit der Schilderung der historischen Verhältnisse und politischen Motive im Ganzen nur wenig befaßt. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, bietet es nur geringes Interesse und beruht auf einer ziemlich unbestimmten und nicht genügend motivirten Grundlage. Am gelungensten sind der zweite und dritte Akt, denen eine spannende Anlage und effectvolle dramatische Momente, sowie auch manche poetisch-lyrische Einzelnheiten und schöne Verse nicht abzusprechen sind. In den zwei letzten Akten dagegen nimmt das Interesse der Handlung ab und gelangt zu einem nur wenig befriedigenden Schluß. Die Charaktere des Stückes haben zu wenig Entschiedenheit und sittliche Consequenz, als daß es ihnen gelingen könnte, unsere Theilnahme sehr in Anspruch zu nehmen. Prinz Heinrich fesselt diese zwar anfänglich durch seine schwärmerische Liebe für die Königin, schwächt sie aber dann wieder, indem er jene Flamme erlöschen läßt und zum Haß gegen Johanna übergeht. Mag ein solcher Wechsel der Zu- und Abneigung auch in den Ereignissen des Drama's einige Rechtfertigung finden, so bleibt er doch nicht minder unpoetisch und unerhebend. Fast dasselbe gilt von der Königin selber, welche den Prinzen liebt, aber zu schwach ist, dieser Liebe irgend ein Opfer zu bringen. Sie geht ganz gleichgültig aus dem Kampfe der tragischen Verwickelung hervor, während auch die Ermordung des Prinzen in keinem innerlichen und nothwendigen Zusammenhang mit der leitenden Idee des Ganzen steht. Durch die Liebe, den Haß und die Gleichgültigkeit von Beiden und durch den Mangel an sittlicher Größe werden wir weder erhoben, noch erschüttert, und so wird der wahre Zweck des Trauerspiels verfehlt, weil weder die Tugend noch das Laster in diesem Kampfe etwas gewinnen. Selbst Coscia geht gleichgültig für uns vorüber. So sehen wir in diesem Trauerspiel nur einen Kampf der Schwäche und Unentschiedenheit, einen Kampf ohne Vergeltung, wie ohne Siegeskranz und somit vermissen wir jenen tragischen Eindruck des Schicksals, welcher in der Tragödie unerläßlich ist. Uebrigens wollen wir den lyrischen Schönheiten und gelungenen Versen, deren dies Stück manche zählt, gern Anerkennung zollen und in dieser Hinsicht die Arbeit des Verfassers belobn.

Die Darsteller der beiden Hauptrollen, Fräul. Janauschek (Johanna) und Hr. Schneider (Prinz Heinrich) hatten auf diese viel Sorgfalt verwendet, wußten die dankbaren Momente des zweiten und dritten Aktes zur vollen Anerkennung zu bringen und erhielten nach denselben wohlverdienten Beifall. Auch Hr Breuer (Coscia) that, was er nicht lassen konnte, ohne daß es ihm aber hätte gelingen können, mit dieser wenig dankbaren Partie die Theilnahme absonderlich zu fesseln. — Am 20. d M. fand die erste Wiederholung des genannten Stückes statt, welcher beizuwohnen Referent abgehalten war.

W.

Unsere Theaterdirektion hat dem geschätzten Altmeister der dramatischen Kunst, Hrn. Julius Weidner, zur Feier des Tages, an welchem er vor 50 Jahren zum ersten Male die Bühne betrat, ein Benefiz bewilligt und wird derselbe an seinem Ehrenfeste in Schiller's „Kabale und Liebe" als Miller auftreten, eine Rolle, die bekanntlich zu seinen vorzüglichsten gehört. Zur genannten Erinnerungsfeier ist der Abend des 28. d. M. bestimmt und an den Freunden der gediegenen dramatischen Kunst liegt es nun, durch zahlreiches Erscheinen am Festabend ihre Anerkennung einem Künstler zu bethätigen, der ein halbes Jahrhundert lang als einer der Ersten seines Faches gewirkt und seinem Namen Geltung verschafft hat.

Korrespondenz.

Berlin, 18. Dec.

In Altena, einer Fabrikstadt an der Lenne im Regierungsb. Arnsberg, wird der Versuch gemacht, einen Victualien-Verein zu dem Zwecke zu stiften, den zahlreichen Arbeitern die nothwendigsten Lebensmittel zu möglichst geringen Preisen zu verschaffen Wie segenbringend dieser Verein werden kann, hat schon ein Beispiel dargethan. Es bildete sich nämlich in der Nothzeit des Jahres 1846 in Ierlohn eine Association der dortigen Kaufmannschaft zu einem ähnlichen Zwecke, der es gelang, den Tausenden von Fabrikarbeitern den allgemein herrschenden Mangel sehr erträglich zu machen.

Darmstadt, 20. Dec.

Der bisherige Balletmeister, Hr. Tescher, ist in diesen Tagen zum Oberinspektor des großh. Hoftheaters ernannt worden. In dieser Eigenschaft ist die obere Leitung der Bühne, sowohl in artistischer als ökonomischer Beziehung, in seine Hand gelegt und vereinigt derselbe nun mit seinen bisherigen dienstlichen Obliegenheiten zugleich im Wesentlichen die Functionen, welche sonst gewöhnlich einem Intendanten übertragen waren.

Redeübungen mit Jünglingen unter sechzehn Jahren.

Sonntag, den 23. d., im Saale des Hrn. Schröder Steinweg, 5. Die geehrten Eltern und Verwandten der betreffenden jungen Leute sind hierdurch höflichst eingeladen. Der Anfang ist genau um 5 Uhr, das Ende ungefähr um 7 Uhr.

Johann Hartig.

Theater-Anzeige.

Samstag, 22. Dec. Der Königslieutenant, Lustspiel in 5 Aufzügen von C. Gutzkow.

Sonntag, 23. Dec. (Zum ersten Male): Der Rächer, heroisch-romantische Oper in 4 Abth. von Prechtler, Musik von Schandelmeisser.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 306. Montag, den 24. Dezember 1849.

Die Rose des Nordens.

(Romantische Erzählung aus dem Holländischen des W. Kerk. Uebertragen von Gottfried Overmann.)

(Fortsetzung.)

XIII.

Der Prinz warf sich am folgenden Morgen mit dem ihm überbrachten Handschuh in einen Armstuhl und betrachtete ihn nachsinnend, während seine Stirn, auf welcher sonst die Anmuth ihren Sitz hatte, sich stark runzelte. Endlich fragte er, lebhaft aufspringend, ob heute schon Jemand aus dem Schlosse an den Schildwachen vorübergegangen, worauf er zur Antwort erhielt: Niemand als der Bote zur Herbeischaffung von Lebensmitteln, dessen ungehinderten Durchgang er selbst befohlen habe.

Als der Prinz dies vernahm, unterdrückte er nur mit Mühe einen Fluch und untersuchte, ob dieser Bote schon lange abgegangen, indem er Etwas von Nachsetzen und Einholen murmelte; da er jedoch erfuhr, Jener habe schon sehr früh das Schloß verlassen, rief er: „Also zu spät, zu spät!“ preßte die feinen Lippen zusammen, wie er gewöhnlich that, wenn ihm etwas sehr Unangenehmes begegnete und trat vor ein Fenster. Hier stand er geraume Zeit im Kampfe mit sich selbst; dann ließ er Paulownen bitten, einige Augenblicke mit ihm den uns bereits bekannten Thurm, der früher eine Art Sternwarte gewesen, zu besuchen, um dort einen ungewöhnlich heitern Morgen besser zu genießen.

Paulowna wagte es nicht, bei diesem Vorschlage zu zögern, sie nahm ihn vielmehr sogleich an, trat jedoch dem Prinzen ängstlich entgegen, als er in ihrem Zimmer erschien, um sie zu begleiten und ihr mit sonderbaren Blicken den Arm bot.

Schweigend und mit absichtlicher Langsamkeit erstiegen sie die Treppen, während der Prinz sich an ihrer Angst zu weiden schien, die sie mittlerweile zu unterdrücken bemüht war. Oben angelangt, ließ er sogleich ihren Arm los, blieb ihr gegenüber stehen und fragte: „Nun, ist Ihr Bote abgegangen?“

Paulowna nickte bejahend.

„Ist es wohl eine vertraute Person?“

„Ich glaube, ja,“ lispelte sie.

„Auf die Sie sich verlassen können?“ fuhr er unbarmherzig fort.

„Gewiß!“ versicherte sie, indem sie ihre Ruhe zu behaupten suchte.

„So ließ er Ihnen vielleicht, als Pfand für seine Rückkehr, diesen Handschuh hier? Sie kennen ihn ja wohl!“ rief er mit verändertem Tone und brachte ihn zum Vorschein.

Paulowna erblaßte, indem sie unwillkürlich den dargereichten Handschuh ergriff und stotternd sagte: „Ja, ich kenne ihn!“

„Paulowna! Sie haben mich hinter's Licht geführt,“ hob der Prinz mit ernster Miene an, „ja, schon gestern wußten Sie, was ich Ihnen sagte, und doch stellten Sie sich so überrascht.“

„Nein,“ fiel sie ihm mit Würde in die Rede, „ich wußte von Nichts. Mag in Ihrem civilisirten, hochgepriesenen Frankreich die Verführung im Schwange seyn, so können Sie dort nichts Anderes erwarten; doch hier, wo wir näher der Natur uns befinden, hier, mein Prinz! üben wir sie nicht!“

Sie erzählte nun freimüthig und aufrichtig, und ohne sich durch den wechselnden, oft leidenschaftlichen Ausdruck im Wesen ihres Zuhörers stören zu lassen, daß der Graf bei Smolensk verwundet, durch Russen verborgen und verpflegt worden, welch: jedoch, um eine mögliche Entdeckung zu verhüten und nicht sich selbst in Gefahr zu setzen, die für sie bestimmten Nachrichten heimlich zurückhielten. Sobald er genesen sey und dies erfahren, habe er sich muthig bis hieher gewagt, um sie über sein Loos zu beruhigen und sie wiederzusehen, und sie habe ihn auf die dem Prinzen bekannte Weise wieder weggeholfen, — das Alles sey sehr einfach. „Würden Sie mich höher achten, wenn ich es nicht gethan?“ fragte sie lächelnd.

„Seltenes Mädchen!“ rief der Prinz lebhaft, „Sie üben eine fast wunderbare Macht über mich aus! — Aber,“ setzte er nach kurzer Pause mit gerunzelter Stirn und in sehr entschiedenem Tone hinzu, „ich muß und werde sorgen, daß dieser Besuch der erste und letzte derartige sey. Ich ersuche Sie, sich danach zu richten, denn nicht immer möchte es so ablaufen wie heute! — Doch wer half Ihnen bei diesem klugen Streiche?“

„Ich sagte bereits,“ entgegnete Paulowna, „daß der Graf sich einige Stunden bei unsern Leuten hier in der Gegend verborgen hielt.“

„Und die Meinigen bemerkten und vernahmen Nichts!“ sagte er.

„O,“ rief Paulowna, und ihre Haltung ward stolzer, „kein Russe, mein Prinz, verräth jemals die Seinigen!“

„Dennoch,“ fuhr er fort, „scheint mir, ohne einen oder den andern Mithelfer unsererseits, die ganze Sache fast unmöglich, — doch möchte ich deßhalb nicht gerne eine Untersuchung einleiten und müßte dennoch dem geringsten Verrath, dem mindesten Verkehr mit dem Feinde auf's strengste nachspüren, daher, Paulowna,“ sprach er halb bittend, halb befehlend, „sagen Sie mir Alles. Wer half Ihnen?“

„Es war Latour, — aber bei Allem, was Ihnen heilig ist, zürnen Sie ihm deßhalb nicht, er that es aus Dankbarkeit, ist aber ein enthusiastischer Franzose, und würde Alles thun für sein Vaterland und seinen Kaiser. Auch war — auch ist er bei uns Kriegsgefangener,“ sprach Paulowna mit Feuer.

„Ich weiß es,“ sagte der Prinz, und fügte, ihre Angst bemerkend, zu ihrer Beruhigung hinzu: „er allein durfte Paulownen dienen; der Glückliche!“

Mit einer ganz eigenthümlichen, neuen Empfindung geleitete er Paulownen die Sternwarte hinab. Es war ihm zu Muthe,

Digitized by Google

als liebe er sie mehr, seitdem er hierbei auf größere Hindernisse stieß, — doch der wahre Grund bestand wohl darin, daß er sie bei dieser Veranlassung näher kennen lernte und sie noch liebenswürdiger fand.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Mahnung an alle Parteien.

Ihr liebt Euer Volk, die Menschheit; ich liebe sie auch und darum diese Bitte an Euch. —

Im Frühlinge und Sommer des vorigen Jahres strömten Eure Herzen über von den schönsten Hoffnungen für die nächste Zukunft. Wo sind sie hin, diese Hoffnungen? Wo ist der gemeinsame Eifer für wahres Menschen- und Volkswohl? Wo sind die Erleichterungen, Ersparungen, Vereinfachungen? Wo ist das einige, starke Reich, zusammengesetzt aus der geschonten Eigenthümlichkeit der gleichberechtigten Stämme, zusammengehalten durch fromme Liebe zu Volk und Vaterland? — Heute füllt tiefe Wehmuth, ernster Unwille, wohl auch gerechter Abscheu Eure Gemüther bei dem Blicke auf das Treiben der Gegenwart. Rohheit von unten, Rachedurst von oben! Der wahre Gott und sein Dienst sind vergessen; Herrschaften und Parteien haben ihre eignen geheiligten Götzen, rauchendes Menschenblut geschlachteter Verächter ist höchster Cultus.

Aber warum dieser jammervolle Ausgang? — Unser Volk ist zur einigen That noch nicht fähig, der erstrebten Segnungen noch nicht werth. Der Ruf des Herrn fand ein zwieträchtiges, entartetes Geschlecht. Es war nur groß und edel im Rausche der ersten Erregung, dann klammerte sich Jeder fest an seinen Vortheil und die alte Sünde der Unehrlichkeit, der Heuchelei, der Verstellung und Täuschung siegte im Haufen oben und unten. Und — ich frage Euch — werden spätere Kämpfe erfreulicher enden? — Neue Tausende werden unglücklich werden; die entfesselte Rohheit von unten wird noch grauenvoller hervorbrechen, wird erbarmungslos erwürgen und erwürgt werden, bis endlich — wie immer — dennoch das zähe Unrecht von oben triumphirt. Gewaltsame Anstrengung, auch der Edelsten, wird und muß stets mißlingen, denn der Sitz aller Uebel des öffentlichen, gewerblichen und häuslichen Lebens ist tiefer.

Sagen wir es kurz: es fehlt gegenseitig die ehrliche Offenheit, es fehlt die wahre, thätige Religion, der lebendige Glaube an den heiligen, allgegenwärtigen Gott, der alle Könige und Völker wahrhaft und gerecht macht. Zu täuschen, zu überlisten gilt als Meisterschaft des Tages. — Betrachtet die hohen Diplomaten in der langen Reihe von Oesterreich bis nach Homburg und Liechtenstein! Wo zeigen sie die warme Menschenliebe und offene Ehrlichkeit, wie sie entspringt aus religiösem Gemüthe? Geht hin in die Volks- und Clubbversammlungen, hört die feurigsten Redner für Menschenrechte! Glaubt Ihr, daß sie Gott vor Augen und im Herzen haben und frei sagen, was sie wirklich wollen? Schaut auf das tägliche Leben im Gewerbe, im Hause, im freundschaftlichen, im geselligen Kreise! Waltet da Treue und Biederkeit im Namen des Herrn? Werft einen Blick auf die jetzt vielfach bewegte Kirche Christi selbst! Bewähren die lautesten Kämpfer für den Glauben an den Gottessohn auch im Geheimen die offenste und geradeste Handlungsweise, oder sind sie nicht oft schlimmer als Judas Ischarioth? Ja, die überall so hoch gepriesene Kunst, sich gefällig zu betragen, in welcher unsere Jugend so eifrig unterrichtet wird, ist das nicht geradezu die Kunst zu heucheln und mit Anstand zu lügen? Wir selbst, die wir uns besser dünken, haben wir immer den Muth, ohne Menschenfurcht und Menschengefälligkeit zu sagen und zu thun, was Wahrheit, Religion und Tugend verlangen? — Gewiß, unverholen müssen wir gestehen: die Menschen spielen unter sich, mit und ohne Absicht, eine große Maskerade; die gewöhnlichsten Larven sind: Gewissenhaftigkeit, Religion, Freundschaft, Vaterlandsliebe, Volks- und Menschenwohl; natürliches Antlitz ist verboten, oder wird wenigstens — als Dummheit und Mangel an Weltbildung — gefoppt, verspottet, gemißhandelt. Natürliche Folge dieses Thuns ist — allgemeines Mißtrauen, Mißtrauen zwischen Regierung und Volk, zwischen Ständen und Parteien, zwischen Familien und Einzelnen.

Und was ist für eine bessere Zukunft geschehen? — Unkraut, viel Unkraut ist in den Geist des Volks gesäet worden und dieses Unkraut wuchert zusehends! Auf der einen Seite greifen Liederlichkeit und Genußsucht, Arbeitsscheu und Theilungslust, auf der andern Grausen erregende Hartherzigkeit und frivole Verachtung alles Heiligen um sich. — Was thatet und thut Ihr aber, Ihr wackeren Männer und Frauen Deutschlands, um diesem hereinbrechenden Uebel einen Damm zu setzen? — Zürnet dem Schreiber dieses nicht, wenn er es unumwunden und frei ausspricht: entweder Ihr zoget Euch bisher nach kurzem Kampfe wehklagend und verzweifelnd von aller Wirksamkeit zurück und ludet dadurch die nicht geringere Sünde der Unterlassung auf Euch, denn: „wer da weiß, Gutes zu thun, und thut's nicht, dem ist's Sünde"; oder Ihr wolltet Unmögliches, Ihr wolltet Wunder wirken, Ihr wolltet Mohren weiß waschen und die Teufel beten lehren; Ihr speistet abgefeimte Bettler und Tagediebe und spendetet Gaben zur Erhaltung und Besserung verstockter Bösewichter. Eure Absicht war edel, aber — Faulheit und Laster wuchsen unter Euerer Pflege — die Mittel waren verfehlt. Nur im Anfange tödtet der Tropfen den Funken, der, zu einem Brande geworden, aller menschlichen Anstrengung spottend, erst mit dem Falle des Hauses verlöscht. Christus allein hat Euch das einzig richtige Heilmittel verkündigt, als er ausrief: „Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn solchen ist das Himmelreich"; als er seine Nachfolger warnte: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so könnt ihr nicht hineinkommen"; als er trauernd wehklagte: „Wehe der Welt der Aergerniß halber"; aber seine Stimme ist im tobenden Zanke über aberwitzige Satzungen überhört und sein Mittel bisher von seinen sogenannten Dienern verachtet, ja von den Mächtigen der Erde geradezu verworfen worden. Jetzt endlich haben die leibliche und sittliche Noth und die Ohnmacht aller anderen Versuche dem einfachen Rathe des Erlösers Gehör verschafft, so daß es immer mehr Ueberzeugung aller Einsichtsvollen wird, daß nur durch Bildung und Erziehung des heranwachsenden Geschlechts gründlich geholfen werden könne. Werfet nicht ein: „Es bestehen ja schon Volksschulen und Bildungsanstalten aller Art!" Denn die wahrhaft Erleuchteten unseres Volks sind aber auch zu der Gewißheit gelangt, daß die Bildungsbestrebungen den bisherigen Weg verlassen und den christlichen, den ursprünglichen der Natur wieder einschlagen müssen. Eins ist noth. Das Christenthum muß unter den Menschen endlich eine Wahrheit werden. Ein anderes Geschlecht muß heranreifen, ein Geschlecht, das nicht überall von Selbstsucht, von kleinlichen Personen- und Parteirücksichten geleitet wird, sondern das endlich einmal offen und frei Gott allein die Ehre gibt; ein Geschlecht, das gebildet genug ist, um das Rechte zu erkennen, aber auch ehrlich und stark genug, um die Wahrheit unter allen Umständen einträchtig zu bekennen und muthig zu vertheidigen; ein Geschlecht muß darum erzogen werden, in welchem das Kind schon in den Werken der Schöpfung unmittelbar den weisen Schöpfer selbst anschauen, durch die Lilie und den Apfel den ewigen Vater lieben, durch Wetter und Sturm den allmächtigen Herrscher fürchten und anbeten lernt, so daß der Mann nicht bloß vom Tone der Orgel, durch Worte von Kanzel und Altar mit frommen Empfindungen erfüllt wird, sondern im Hause und auf dem Markte, auf dem Felde und im Walde, in der Kirche

Digitized by Google

und im Wirthshause, in der Einsamkeit und im Gewühle der Volksversammlung den heiligen und gerechten Richter um sich fühlt.

Die „innere Mission" vor Allen hat sich die thätige Pflege dieses wahren Menschen- und Christensinnes unter Jung und Alt zur Aufgabe gesetzt. Wer mag aber die unbesiegbaren Schwierigkeiten des großen Werkes verkennen, wenn nicht alle edle Geister unserer Nation, als die von Gott berufenen Priester, unverdrossen mitarbeiten und dadurch der Same an allen Orten schon in das kleine Kind gesäet wird? An Euch, Ihr wackern Männer und Frauen aller Parteien Deutschlands, muß darum Jeder, der eine bessere Zukunft ersehnt, sich bittend wenden, und ich thue es jetzt gewiß im Namen vieler Gleichgesinnten:

Schenket, da das politische Treiben allein das Volk weder bessern noch beglücken kann, eine vorzügliche Aufmerksamkeit der Jugend Eures Wohnortes, und sorget für Anstalten, worin schon die kleinsten Kinder vor gefährlichem Aergerniß bewahrt werden, und damit Ihr tüchtige Pfleger edleren Sinnes empfangt, so bethätigt Euern Eifer für christliche Erziehung durch reichliche Beiträge zur Goethe-Stiftung, welche eben eine größere Bildungs-Anstalt für solch' wahre christliche Kinderpflege werden soll.

Lasset uns Alle kräftig Hand anlegen. Ihr Edlen unter den Demokraten aller Stämme, zeiget es durch die That, daß Ihr wirklich das Wohl des Volkes suchet, wirkt in Euerer Umgebung für solch' hohen Zweck. Die Form des Staates bringt nicht das Glück, der Geist nur, der alle Glieder belebt. — Ihr Wackeren unter den Constitutionellen, die Ihr die Herrschaft des Gesetzes verlangt, wirket mit, daß Menschen erzogen werden, die sich selbst ein Gesetz sind. — Ihr wahrhaft Adligen unter den Aristokraten, die Ihr den Vorrang des Edlen vor dem Gemeinen fordert, schaffet mit, daß das Gemeine weder in der Natur des Bauers noch des Grafen einwurzele. — Ihr biederen Geistlichen und Lehrer aller Bekenntnisse, entflammt durch Euern mächtigen Einfluß in Wort und Beispiel den Eifer bei Alt und Jung für solche Gott wohlgefällige Bestrebungen, durch die man wahrhafte Nachfolger Christi bilden will, Menschen, einig mit ihrem Schöpfer durch Gesinnung und Wille, einig mit der Menschheit durch Liebe. — Ihr edlen Frauen aller Stände und Parteien, die Ihr schon vom Schöpfer besonders berufen seyd, durch Schönheit, zarten Sinn und fromme Sitte die Rohheit unseres Geschlechts zu bändigen, gebrauchet Eure Macht, nehmet selbst einen Theil von Dem, was der Freude und dem Vergänglichen bestimmt war, und bringet es dem Dienste des Herrn zum Opfer. Der unerforschliche Schicksalslenker hat Euch vielleicht dazu bestimmt, eine Seele vom Verderben zu erlösen. — Ja, Ihr Alle im großen Vaterlande, die Ihr Euch Christen nennet und seyd, leget Zeugniß ab durch die That. Habt Ihr Glauben an eine ewige Vergeltung, so bedenket, daß Ihr auch verpflichtet seyd, mit Euem geistigen und leiblichen Pfunde zum Heile Euerer Seele zu wuchern. Vergesset den Ruf nicht: „Wer ein Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf!"

H. Fr.

Wesselenyi.

Pesth, 11. Dec. Baron Miklos Wesselenyi war es, der in Gemeinschaft mit dem Grafen Adam Kendeffi in den Jahren 1832—1834 die Siebenbürger aus ihrer politischen Apathie erweckte, die bereits so lethargisch geworden, daß man jenseits des Kiralyhaga das Nichtabhalten eines Landtages fast als eine Concession der Regierung zu betrachten begann. Es fand auch vom Jahre 1817 bis 1834 kein Landtag statt. Auch die Emancipation der Szekler von dem Drucke der Primoren, welche die dortige Aristokratie bildeten, war sein Werk, und Wesselenyi errang diesem tapfern, aber punisch perfiden Volksstamm bei der Deputirtenwahl im Udvarhelyer Stuhl auf's Neue das bereits erloschene Recht, viritim zu stimmen. Aus Dankbarkeit wurde der starke Freiherr von 8000 herbeiströmenden Szeklern zum örökös követ erwählt, und deßhalb mit einem Stück Grund, wozu jeder Szekler einige Groschen beitrug, beschenkt, da im Szeklerland nur ein Grundbesitzer Ablegat werden konnte. Als Revange für diese Auszeichnung stiftete Wesselenyi eine Schule in Udvarhely. Der Baron ward, des Hochverraths beschuldigt, Anno 1839 zu mehrjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt. Dies Urtheil wurde auch Anfangs Februar desselben Jahres vollzogen. Ein königlicher Fiskal und ein Offizier geleiteten Wesselenyi am hellichten Tage aus seiner Wohnung in Pesth zu Fuß unter Militäreskorte über den Eisstoß nach Ofen hinüber. Die Verhaftung erregte kein Aufsehen, und nur Graf Georg Karolyi und noch drei junge Leute folgten in einiger Entfernung dem Zuge. Hunderte von Menschen begegneten dem Gefangenen ohne Beileidsbezeugung, obgleich er ein Jahr früher nach der großen Ueberschwemmung als Schutzgeist für so manchen Verunglückten erschienen war. Dieser Mangel an Theilnahme erschütterte die eisernen Nerven Wesselenyi's, und man sah schwere Thränen aus seinem Auge rollen, als er an das Thor der Josephskaserne in der Festung gelangte. Neun Jahre später kam der Ersatz. Wesselenyi, bereits erblindet, hielt zur Zeit, als die Volksgesandtschaften im Schwunge waren, vor dem Museum eine Rede bezüglich der Union mit Siebenbürgen, und es war eine rührende Scene, als ihm hierauf eine unabsehbare Menschenmenge durch die halbe Stadt ein Ehrengeleite nach seiner Wohnung gab. Wesselenyi folgte auf dem Reichstage zu Pesth dem Beispiele der meisten Magnaten, sprach Anfangs für besonnenen Fortschritt, hielt namentlich für Beendigung des Sprachenkampfes und Versöhnung mit den Kindern nichtmagyarischer Race eine schöne Rede, ging mit der Deputation an den Wiener Reichstag, und verschwand, als die Revolution sich zu demaskiren begann, von dem Schauplatze der Oeffentlichkeit. Wesselenyi war an Leibesstärke ein halber Riese und versuchte sich 1836 in Preßburg täglich in seinem Quartiere mit dem bekannten französischen Athleten Dupuis in Kraftübungen, welche selbst den Letztern in Erstaunen setzten. Der Baron war auch ein eben so verwegener als ausdauernder Reiter, und ritt oft auf unterlegten Pferden 14—16 Stunden, ohne zu rasten. Er focht ferner ganze halbe Tage auf dem Fechtboden, ohne nur im Mindesten zu ermüden. In dem Badeorte Füred am Balaton immitirte er Leander und Byron und schwomm über den eine starke halbe Stunde breiten See nach Tihany hinüber. Wesselenyi hatte mehrere Duelle zu bestehen. Sein bekanntester Zweikampf fand auf den Säbel in der Nähe von Großwardein statt. Sein gräflicher Gegner hatte ihn feig gescholten, weil der Baron auf dem Siebenbürger Landtag als Deputirter eine Herausforderung, jedoch nur für die Dauer dieses Landtages, abgelehnt hatte. Der Kampf war hitzig, und Wesselenyi blutete bereits aus drei Wunden, ehe es ihm gelang, seinen Partner durch einen Hieb über den rechten Arm kampfunfähig zu machen.

(Const. Bl. a. B.)

Mannichfaltigkeiten.

Wie der Besuch der Universität Bonn, so hat der von Göttingen zugenommen. Die Anzahl der Studirenden beträgt 789; sie hat sich gegen das vorige Semester um 42 vermehrt. Seit 1847, wo die Zahl unter 600 hinabgesunken war, hat ein allmäliger Zuwachs stattgefunden. Von jenen 789 Studenten sind 463 Hannoveraner, 326 Auswärtige.

Digitized by Google

Viel mehr als der 10. December, der Jahrestag der Präsidentenwahl, beschäftigt die Pariser der 15. December. Da findet die große Jagd auf die Ratten statt, welche die Straßen und Kloaken anfüllen und mit Gestank verpesten. Ihre Zahl wird auf 15 Millionen geschätzt. Die Regierung zahlt für 1000 Rattenköpfe 100 Frcs. Belohnung. — Bei der vorjährigen Jagd wurden 15,000 Stück eingeliefert und etwa 30,000 ertranken durch Ueberschwemmung. Für die Wirthe bleibt immer noch genug Rattenbraten übrig, der als forcirter Kaninchenbraten verkauft wird. Die günstige Leserin darf einstweilen ihre Bestellungen machen, nicht auf die Ratten, aber auf die Handschuhe, die aus den Fellen gemacht werden. Sie übertreffen noch die feinsten schwedischen und die sogenannten Ziegenhandschuhe durch Feinheit und Geschmeidigkeit. Mehrere Händler haben bereits mit den Jägern Kontrakte abgeschlossen und zahlen für je 1000 Ratten 100 Frcs. (Dorfz.)

Die treffliche Kreuzzeitung in Berlin gesteht offen, sie halte es für die Pflicht jedes Ehrenmannes und Patrioten, Verdächtige zu beschleichen, zu belauern und zu überfallen und verdächtige Briefe Fremder zu erbrechen. — Das Gesetz freilich versteht von dieser patriotischen Pflicht nichts und verurtheilt Den, der fremde Briefe erbricht, in dem einen Lande zum Tod oder zur Deportation, in dem andern zum Zuchthaus.

Die „Times" berührt in einem ihrer Leitartikel die Freisprechung Waldecks, und nennt dieselbe die lehrreichste Lection, welche die preußische Regierung je empfangen habe und den praktischsten Beweis, daß das preußische Volk einige wirkliche Fortschritte in der constitutionellen Freiheit gemacht habe.

(Leipzig, 7. Dec.) Aus dem soeben erschienenen „Personalverzeichniß der Universität Leipzig für das Wintersemester 1849/50" theilen wir nachstehende Notizen mit. Die Zahl der ordentlichen Professoren, die unter dem Vorsitze des Rectors (Dr. Bülau) den akademischen Senat bilden, beträgt gegenwärtig 42; daneben besteht noch ein Senatsausschuß, zusammengesetzt aus dem Rector, dem Exrector, den Dekanen der vier Facultäten und 5 andern ordentlichen Professoren. Die Zahl der Studirenden, die im verflossenen Sommersemester 947 betrug, ist in diesem Halbjahr auf 950 (658 Sachsen, 292 Nichtsachsen) gestiegen.

Theodor Althaus, der zu dreijährigem Gefängniß verurtheilte Redakteur der „Zeitung für Norddeutschland", wird in Hildesheim, wohin er zur Erstehung seiner Strafe gebracht worden, sehr anständig behandelt. Er hat ein gesundes helles Zimmer, und benutzt seine unfreiwillige Muße zu schriftstellerischen Arbeiten. Man muß die Humanität der hannöver'schen Regierung in dieser und in andern Beziehungen rühmend anerkennen. Man braucht nur an die Gefängnisse der Berliner Maigefangenen zu denken, um den Contrast schneidend in's Auge springen zu lassen.

Korrespondenz.

Leipzig, 16. Dec.

Sellen bringt uns Ihre „Didaskalia" jetzt etwas über Vorgänge auf dem Theater munduldi lipsiensis. — Wir haben in den letzten Tagen Herloßsohn hier begraben. Er hätte nicht im Winter dahin fahren sollen, der gute weiland Kometenlenker! Allein die Zeit ist überhaupt nicht gemacht zu Todes- und Gedächtnißfeiern, diese Zeit unübersehbarer Geburtswehen. Sie muß der Nachwelt die Sorge vermachen, das Andenken auch der Verdienstvollsten zu pflegen, die jetzt scheiden in Tagen großer Prüfung, wenn auch sie nicht ganz so schlimm ist wie jene freche Stimme in der Leipziger Zeitung, welche kürzlich von Schiller sagte, er sey bald vergessen! — Das Weihnachtsfest übt hier einen das politische Treiben abjordirenden Einfluß. Ein neues Unternehmen, die Eröffnung einer großartigen Ausstellung zum Festverkehr in der neuerbauten Centralhalle, die richtiger „Westendhalle" heißen wird, tritt heute ins Leben. Die Centralhalle wird unsere Gewerbshalle, wenn der Plan durchdringt. In derselben soll auch die für Ostern 1850 beabsichtigte große Industrieausstellung ihr Unterkommen finden. — Bei der Universität macht die Act, wie das Cultusministerium eine Habilitation in der philosophischen Facultät betreibt, großes Aufsehen. Die Professoren Haupt und Jahn führen mit ihrer bekannten Schärfe die Opposition gegen solches Ministerialvorhaben. — Eine ergötzliche Fehde ist unter Theilnahme derselben und der Buchhändler Reimer, Hirzel, Vogel, Wigand und mehrerer anderer unbestrittner Ehrenmänner auch gegen den Redakteur der Regierungszeitung (Leipziger Zeitung) im Gange. Hrn. Oswald Marbach scheint allerdings Gott in seinem Zorne zum Redakteur zugelassen zu haben; von dem, was man einen Charakter nennt, ist keine Spur an ihm, es sey denn, daß keinen Charakter zu besitzen, auch einer sey. Jenen mit Namensunterschrift von acht Ehrenmännern darüber öffentlich ausgesprochenen Zeugnissen und Belegen gegenüber hat derselbe nichts als — seine Verneinung. — Von der nahen Neujahrsmesse hegen Manche nicht unvortheilhafte Erwartungen. Seit einigen Wochen ist auch der frühere hiesige Docent Dr. Eduard Burkhardt nach langer Abwesenheit hierher zurückgekehrt.

Köln, 18. Dec.

Fr. Hay versucht es, eine neue Zeitschrift, „Rheinischer Hausfreund" geheißen, ins Leben zu rufen. Vorgestern wurde die erste Nummer, die das Programm enthält, ausgegeben. Das Blatt, welches sowohl die Politik, als die Belletristik berücksichtigt, verspricht im Prospektus die goldene Mittelstraße einzuschlagen, was sich weit besser thun als sagen läßt. Wenn sich der Herausgeber mehr auf dem belletristischen Felde bewegte, dann dürfte der Erfolg weniger problematisch seyn; Carl Cramer und Otto Sternau haben in diesem Genre schon bittere Erfahrungen gemacht.

Kirchbrombach, 13. Dec.

Gestern erfreute die Lutherstiftung zu Frankfurt durch den Präsidenten N. Hadermann die freie Gemeinde dahier mit einer Unterstützung von 100 fl. zum Baue eines Bethauses, nebst einer schönen Zuschrift. Nächstes Frühjahr soll mit dem Bau begonnen werden und hofft man bis Herbst schon die erste gottesdienstliche Versammlung darin halten zu können. Da die letzte Ministerialverfügung alle Gottesdienste, selbst bei freien Gemeinden, im Freien ganz bis auf Weiteres verboten hat, so ist ein Obdach für die Gemeinde dahier um so nothwendiger. Uebrigens hat der Prediger Kattmann einen energischen Protest gegen das Ministerium wegen des Verbots der gottesdienstlichen Versammlungen erlassen, und ist derselbe durch alle Buchhandlungen aus dem Verlage von J. B. Meidinger in Frankfurt a. M. in einer Broschüre: „Deutsche Volkspredigten ꝛc." zu beziehen. — Die freie Gemeinde zu Michelstadt, die vor einigen Wochen schon 1050 Seelen zählte, ist täglich im Zunehmen begriffen. Neulich ereignete sich ein interessanter Fall daselbst. Eine Frau aus der freien Gemeinde sollte beerdigt werden. Als man mit der Leiche an den Kirchhof kam, war derselbe verschlossen und hatte der Hofprediger, Decan Bauer, wie man sagt, bei 10 fl. Strafe dem Todtengräber verboten, ein Grab zu machen. Es gab dadurch große Aufregung; endlich aber konnte die Verstorbene zur Ruhe gebracht werden und hielt der Prediger Schäffer die Leichenrede. Wer bringt nun den Unfrieden? Die Geistlichen oder die freien Gemeinden, die nichts wollen, als ihr Recht?

Theater-Anzeige.

Montag, den 24. und Dienstag, den 25. Dec. bleibt das Theater geschlossen.

Mittwoch, 26. Dec. Gitana, das Zigeunermädchen, romantische Oper in 3 Abth. von Bunn, Musik von Balfe. Hierauf (neu einstudirt): Der alte Feldherr, Lustspiel in 1 Akt von Holtei.

Druck und Verlag von Heller und Fohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 307. Mittwoch, den 26. Dezember 1849.

Die Rose des Nordens.

(Romantische Erzählung aus dem Holländischen des W. Kers. Uebertragen von Gottfried Overmann.)

(Fortsetzung.)

XIV.

Der Prinz hatte jetzt nichts Eiligeres zu thun, als mit Latour über diesen Vorfall zu sprechen, und dieser, durch sein freundliches, einnehmendes Betragen gewonnen, erzählte auch bald vertraulich seinem Landsmanne alles darauf Bezügliche. Als er seines Zuhörers lebhafte Theilnahme gewahrte, schilderte er manche Scene aus der Vergangenheit, beschrieb, unwillkürlich des Auftritts im Treibhause gedenkend, in seinem Eifer Ostrolow's Eifersucht, Ungestüm und überhaupt die Wildheit seines Wesens mit etwas allzustarken Farben, blos um die verehrte, angebetete Paulowna desto mehr beklagen zu können, die, mit weit sanfterem Charakter begabt, ein besseres Loos verdiene, als das von ihr selbst gewählte, an der Seite jenes edeln aber wilden Naturssohnes, der seine taurische Abkunft noch allzu oft durchblikken lasse.

Auch der Prinz begann nun offenherzig zu reden; er war der Meinung, es möge ihr wohl noch ein anderes Loos beschieden seyn; er gestand, daß er selbst Paulownen liebe, und fragte, ob Latour es wohl für möglich halte, daß er, trotz aller Hindernisse, noch ihre Liebe gewinnen könne.

Latour zögerte; doch plötzlich ergriff ihn der Gedanke, Paulowna's Glück, sein höchstes Ziel, werde bei dem Prinzen sicherer blühen, als an der Seite jenes Mannes. Er schwieg einen Augenblick, verglich in Gedanken die beiden Nebenbuhler, und der Franzose, auf welchen das Anwesende so stark wirkte, entschied für den vor ihm stehenden Landsmann; indem er lebhaft ausrief: „Beim Himmel! wenn Jemand auf Erden lebt, der diesem erhabenen, stolzen, schönen Ostrolow sich gegenüber stellen und ihm Paulownen, zu ihrem eigenen Glücke, abwendig machen darf, so sind Sie, mein Prinz, der Einzige."

Beide bestärkten einander nun mehr und mehr in der Meinung, Graf Ostrolow, wie muthig und wohlgebildet er auch sey, bezeige sich dennoch zu leidenschaftlich und zu roh, um Paulownen glücklich machen zu können, und er sey überhaupt durchaus ungeeignet für sie. Latour wagte es, für den Prinzen zu hoffen; ihm wollte er sie gönnen, ja, schon freute er sich mit ihm, in der Aussicht, Paulownen einst in Frankreich glücklich zu sehen. Diese alte Lieblingsidee erwachte bei ihm in ihrer ganzen Kraft.

Er erlaubte sich nunmehr, bei Paulownen Anspielungen auf ein künftiges, glänzenderes Loos, was er indessen stets auf den Grafen anwandte, und sie eifrig fragte, ob sie auch kürzlich Etwas von ihm vernommen, worauf sie stets versicherte, nichts Näheres von ihm zu wissen. Doch bei dieser Gelegenheit suchte er ihre Erinnerung an vergangene Ereignisse zu fesseln, welche ihm selbst großentheils blos durch Tradition bekannt waren, die sie jedoch zu jener Zeit schmerzlich berührten und die wilde Selbstständigkeit des Grafen charakterisirten. Hatte er nicht einst sein Lieblingspferd, weil es ihn abwarf, auf der Stelle vor ihren Augen niedergeschossen? Bestrafte er nicht, in seinem raschen Zorn, einen Menschen übermäßig, der ihm nicht die gehörige Ehrerbietung bezeigte? Und hatte er nicht noch vor Kurzem wüthend ein Kind aus ihren Armin gerissen, weil sie es liebkoste, was er nicht anzusehen vermochte?

Diese und viele andere dergleichen Vorfälle berührte er zu seiner eigenen Qual, denn wohl sah er das schmerzliche Lächeln ihren Mund umspielen; er dachte jedoch, es sey blos ein Uebergang, und einst werde sie es ihm noch Dank wissen, daß er sie zur richtigen Einsicht geführt.

Als eine der besten Aussichten für sie an des Grafen Seite schilderte er ihr die Bärenjagd hoch im Norden, welche dieser leidenschaftlich liebte, und den Kampf mit den wilden Thieren, den er oft mit feurigem Enthusiasmus beschrieb, während der Graf ihr, seiner Geliebten, nur Einmal den Anblick eines solchen Schauspiels gewünscht und zugleich versprochen habe: denn er hatte dort Besitzungen, wohin er sie zu führen gelobte. Von diesen ihr in's Gedächtniß zurückgerufenen Versprechungen ging er rasch zu Frankreichs verfeinerten Vergnügungen über und schilderte ihr zum tausendsten Male, jedoch mit eben so großer Begeisterung, Paris mit seinen lockenden Freuden, als die Hauptstadt der Welt. Dann sah Paulowna zerstreuten Blickes ihn an; es war, als schwebe ihr Geist noch in den Einöden umher, wo ihr Geliebter mit den Raubthieren kämpfte.

Paulowna weilte so viel als möglich in ihren Gemächern, denn sie fühlte sich durchaus nicht gestimmt für die heitere Gesellschaft der Feanzosen; doch nicht immer konnte sie, schon als einzige Dame im Schlosse, sich diesen entziehen. Eines Tages bat der Prinz sie, in der Stadtkirche zu erscheinen, wo ein Te Deum werde gesungen werden, und rief dabei lebhaft aus: „Ja, Paulowna, beten Sie mit uns, Ihre Lippen rufen den Sieg hernieder!" Allein sie lehnte es ab mit der Aeußerung, sie vermöge für den Sieg der französischen Waffen weder zu beten, noch zu danken.

„Nicht, nicht?" rief der Prinz. „Nun, so möge Paulowna beten was ihr beliebt oder auch gar nicht, wenn sie nur mitgeht, denn in ihrer Nähe werde ich andächtiger seyn. — Kann sie mir es verweigern? — o nein, das thue sie nicht!" flehte er, „nur selten ist mein Geist in gemüthlicher Stimmung: sie ist es, die ihm solche einzuflößen vermag."

Wie dringend und hinreißend er auch flehte, sie beharrte auf ihrer Weigerung, denn es verletzte nicht nur ihr Gefühl, sondern auch ihre Vaterlandsliebe, bei einer Feierlichkeit zugegen zu

Digitized by Google

seyn, welche den Dank für die — wenngleich nur sehr scheinbare — Niederlage ihrer Landsleute ausdrückte. Sie blieb daheim, und der Prinz entfernte sich mit dem unangenehmen Gefühle, daß er erst solche geringe Macht über sie gewonnen.

Inzwischen hatte der Graf öftere Versuche angewandt, Paulownen zu sehen; allein aus Furcht, er möge entdeckt werden, wollte sie nimmer die Hand dazu bieten, und so war er denn nie zu einer Zusammenkunft gelangt, wie oft auch Paulowna, zu ihrem größten Schrecken, seine Gestalt in der Ferne zu entdecken glaubte. Einige kurze Billets voller Leidenschaftlichkeit und Vorwürfe hatte sie, vermittelst ihrer Leute, welche Alle ihm sehr geneigt waren, erhalten und beantwortet, indem sie ihn beschwor, unter diesen Umständen nichts zu wagen, um sie wiederzusehen, und sich jetzt lieber ganz aus ihrer Nähe zu entfernen, denn sie zittere vor der Möglichkeit, daß er sich nochmals in toller Vermessenheit der Gefahr aussetzen werde, von den Franzosen ergriffen zu werden.

Doch seit einigen Tagen athmete sie freier, denn nirgend gewahrte sie eine Spur von ihm, und glaubte endlich, er habe sich entfernt. Der Umstand, daß er auch jetzt, während die fremden Gäste Gottesdienst hielten, nicht bis zu ihr vordrang, wie sie mit klopfendem Herzen fürchtete, bestärkte sie in ihrer Vermuthung; sie wußte jedoch nicht, daß der Prinz, ehe er sich zur Kirche begab, die Schildwachen hatte verdoppeln lassen.

Paulowna sah mit Verwunderung, wie, gleich nach Beendigung des Gottesdienstes, die prächtige Equipage des Prinzen vor ihrer Thür hielt, als dieser nochmals bei ihr erschien, um sie zu einer kleinen Spazierfahrt abzuholen, indem er äußerte, er halte sich diesmal ihrer Zustimmung versichert, denn zweimal nach einander könne sie ihm doch unmöglich Etwas abschlagen; auch ertrage das ein Franzose nicht leicht, wie er scherzend hinzusetzte. Als sie dennoch zögerte, legte er die ganze Zauberkraft seiner Stimme die Worte: „Können Sie mir denn wirklich eine so kleine Gunst verweigern? — Es ist ja so wenig, warum ich Sie bitte — und ich wünsche doch so viel —" fügte er leiser hinzu, und machte alsbald Vorbereitungen, um mit liebenswürdiger Höflichkeit ihr den Mantel umzuhängen, indem er der Einwilligung ihres Vaters erwähnte, welcher einen kurzen Genuß der frischen Luft sehr wünschenswerth für sie finde, was denn auch dieser, der eben hereintrat, durch einen heimlichen Wink bestätigte, denn sein Grundsatz war, jetzt in Kleinigkeiten gute Miene zu bösem Spiel zu machen.

So saß denn Paulowna bald, wider ihren Willen, im prachtvollen, mit kostbaren Decken verzierten Phaeton an des Prinzen Seite, und die vier herrlichen Pferde flogen mit ihnen über die Ebene dahin.

Der Prinz wollte die Gelegenheit so viel wie möglich benützen. Er bemühte sich, seine Unterhaltungsgabe geltend zu machen, und verwickelte sie in einen gelehrten Streit, in welchem sein Verstand glänzte; oft auch schwebten seine Worte in das reiche Gebiet des Sentimentalen hinüber, und dann war's, als lausche sein inneres Ohr, ob es bei ihr kein Echo vernehme. In solchen Augenblicken bog er sich zuweilen etwas mehr seiner schönen Nachbarin zu, an welche er dann mit ehrerbietig zärtlicher Miene und unbeschreiblicher Anmuth sich wandte.

Bei einer solchen Wendung des Gesprächs jagte einmal ein Reiter ihnen voraus; er flog pfeilschnell an ihnen vorüber, doch Paulowna hatte ihn recht gut erkannt und glaubte, ein höhnisches Gelächter zu vernehmen, was ihr Schauder erregte. Der Prinz bemerkte Nichts oder schien es nicht zu bemerken, und strengte mit jedesmal erhöhetem Eifer alle seine Geisteskräfte an, ihr zu gefallen; doch nicht ein ein einziges Mal gelang es ihm, ihre Aufmerksamkeit wieder zu fesseln.

XV.

Spät am Nachmittag desselben Tages begab Paulowna sich wieder in das Gewächshaus, denn seit der früher beschriebenen Scene mit dem Grafen wagte sie es nicht mehr, dasselbe Abends zu betreten, daher besuchte sie es nun auch früher, denn sie fühlte, daß eine einsame Stunde durchaus Bedürfniß für sie geworden. Sie war sehr angegriffen. Bald bestürmte sie die beängstigende Gegenwart mit ihren Tausenden von Sorgen und allen möglichen Schreckgebilden, bald umschwebten sie Träume einer glücklicheren Zukunft und beruhigten ihr geängstetes Herz, das jedoch nur zu bald wieder den Schreckensgestalten der Gegenwart zum Raube ward.

So hatte sie eine Weile in düsterm Nachsinnen durchgebracht, als sie plötzlich nahe hinter sich ein Geräusch vernahm. Erschrokken sprang sie empor und vor ihr stand — der Prinz, der sie trübsinnig ansah und dann mit beunruhigter Stimme sagte: „Wir haben Marschordre erhalten, die Reserve soll dem Kaiser folgen; in wenigen Stunden brechen wir auf, schon macht sich Alles dazu bereit. — Paulowna! ich komme, um Abschied zu nehmen und wenigstens Einmal mein Herz sprechen zu lassen. Vielleicht hätte ich, durch Ihre Kälte dazu veranlaßt, noch länger geschwiegen, doch der Augenblick ist dringend: vielleicht kehrt er nie wieder. So vernehmen Sie denn nun endlich, Paulowna! daß ich Sie liebe."

Paulowna wollte reden, er aber fuhr lebhaft fort: „Einmal sollen Sie, müssen Sie hören, was ich von Ihnen denke, was ich für Sie fürchte und hoffe!„

Er schilderte ihr nun seine Liebe und das Leben in Frankreich von der reizendsten Seite, wobei zuweilen ein mattes Lächeln ihr Antlitz beschlich; als er aber, von seiner Leidenschaft und der Stunde des Scheidens hingerissen, so weit ging, zu behaupten, sie könne mit dem Grafen nicht glücklich werden; als er es wagte, in gewissem Sinne sich diesem gegenüber zu stellen: da bat sie ihn, einzuhalten und sprach mit ganz eigenthümlichem Nachdruck: „Sie, mein Prinz! besitzen den edelsten Geschmack, wurden von Jugend an fein gebildet, Sie sind geistreich, glänzend, schön und, was noch mehr sagen will, reizend, ja sogar interessant, das verkenne ich nicht — aber besitzen Sie auch ein Herz, das für stärkere Gefühle empfänglich ist?"

„Ha!" rief der Prinz erbittert, „hat der wilde Ostrolow Dich schon so sehr an den Sturm gewöhnt, Mädchen! daß dieser Dir reizend scheint? Bei Gott! Du sollst ihn haben. Auch ich kann zornig seyn, auch ich kann wüthen, rasen."

Als nun aber Paulowna, unter mitleidigem Lächeln, stolz sich abwandte, bat er sie gerührt, ihm seine Heftigkeit zu verzeihen. Sie erschien ihm jedoch gleich einer Blume, die durchaus auf einem Vulkan blühen wolle, und ihm war nun einmal so zu Muthe, als ob er, selbst wider ihren Willen, sie der gefährlichen Stelle entreißen und auf einen sicherern Boden verpflanzen müsse.

„O!" rief er aus, „wie sehr würde ich trauern, wo ich auch sey, wenn der Sturm die liebliche Rose des Nordens entblätterte oder die glühende Lava sie verzehrte!"

„Nein," fuhr er in leichtem, fast scherzendem Tone fort: „nein, prachtvolle Rose! Du müßtest im großen Garten meines Vaterlandes die Fürstin der Rosen werden und in meinem Frankreich würdest Du nicht als eine Fürstin allein gelten; dort ist dem Weibe ein Thron errichtet, den die Anmuth und die Liebesgötter umschweben — dort herrscht das Weib: o, könnte ich dahin Dich führen! Reden Sie Paulowna! hat es denn für Sie nichts Reizendes, in der glänzendsten Hauptstadt der Welt zu wohnen, unter dem gebildetsten Volke der Erde zu leben und von Ihres Gleichen — angebetet zu werden?"

„Nein," sprach Paulowna sanft, doch fest, „denn was ich hier verlöre, würde ich doch nirgend wiederfinden."

Digitized by Google

„Hierauf erklärte der Prinz seufzend, er wolle jetzt nicht weiter in sie dringen; vielleicht werde Zeit und Geschick noch für ihn wirken. Dann warf er sich, von dem schmerzlichen Augenblicke hingerissen, vor Paulownen nieder, schwur laut, er werde so bald als möglich zurückkehren, drückte, ehe sie es verhindern konnte, ihre Hände an seine Brust und Lippen, rief: „Lebe wohl, Rose des Nordens!" und entfernte sich rasch.

Paulowna, durch seine unerwartete Erklärung betroffen, und nicht ohne Mitleid mit seiner hoffnungslosen Liebe, blieb wie versteinert an ihren Sitz gefesselt, als sie, durch ein abermaliges Geräusch zum Aufspringen bewogen, an jener Seite des Fensters die unverkennbare Gestalt des Grafen gewahrte. Schrecken und Furcht überfielen sie, denn noch war es Tag: wie leicht konnte man ihn entdecken, ja, wie gewiß war dies sogar! Als er ihre unwillkürlich abwehrende Bewegung bemerkte, verzog sein schon wildes Gesicht sich noch mehr. Achtlos zertrümmerte er die dünne Scheidewand und trat rasch hindurch.

„Erbleichst Du, Rose des Nordens? ja, zittre!" rief er, selbst erbebend, und seine bleiche, vom schwarzen Haare dunkel beschattete Stirne umzogen düstere Wolken, gleich denen, wie sie dem Ausbruch eines heftigen Gewitters vorhergehen. Während er vor ihr stand, schossen seine Augen Blitze auf sie, dann riß er sie stürmisch in seine Arme und sprach mit verbissener Wuth: „So — noch Einmal leben und dann sterben — ja, sterben: denn für unsere Liebe ist keine Rettung mehr, als der Tod!"

„Der Tod?" entgegnete Paulowna schaudernd.

„Ja, ja! er allein vermag Dich zu retten — und mich, Paulowna! und ich rufe ihn. — Du willst nicht sterben?" murmelte er, „aber Du mußt, Du mußt. — Nein, nein!" rief er dann wieder, tief Athem holend und mit Leidenschaft, „freiwillig mußt Du sterben, auf daß Du wenigstens im Tode ganz die Meine bleibest. — O, sag' mir," rief er, vom sanftesten zum wildesten Ton übergehend, indem er vor ihr niederkniete, „hat es denn für Dich nichts Reizendes mehr, mit Deinem Jaromir zu sterben? — O, sage, daß Du sterben willst, daß ich nicht länger leben darf," flehte er wild, „sag' . . ."

„O nein, nein, nein, Jaromir!" fiel sie angsterfüllt ihm in's Wort, „ich bin ja die Deinige!"

„Ja, ja, ich weiß es wohl — Du würdest mir Dein Herz wohl erhalten wollen — Du willst es, doch Du vermagst es nicht, armes Mädchen!" klagte er, „darum — laß uns sterben!"

Paulowna erblaßte. Als sie sein entschlossenes Wesen gewahrte, vermochte sie nur noch zu stammeln: „O, laß uns leben!"

„Leben und langsam untergehen!" sprach er unter krampfhaftem Lachen. „Nein! den Schmerz will ich nicht fühlen. — Noch bist Du die Meinige, Geliebte! noch wohne ich in Deinem Herzen. Noch stirbst Du für mich. Doch bald würdest Du nicht mehr für mich leben," sagte er dumpf und langsam, und begann nach einer Pause wieder: „Ja, das Geliebteste in's Grab zu bergen, ist himmlische Wonne gegen die höllische Qual, es lebend zu verlieren — auf ewig alsdann es zu verlieren; — daher," setzte er hinzu, den leidenschaftlichen Blick auf sie gerichtet, „daher verschwinde lieber, Du schönes Sternenlicht der Augen, als daß Du nicht mehr für mich erglänzest; erbleiche, süßer Mund! ehe Du einen andern Namen liebevoll flüsterst; erstarre, bezauberndes Geberdenspiel! bevor Du mich nicht mehr anlächelst; erkalte, theure Hand! ehe Du einen Andern zu Dir ziehst; bricht, o schönes Herz! ehe Du von mir Dich abwendest; erblasset, ihr lebensfrischen Farben! die noch glühen; Vernichtung dir, o Bezauberung! die du so geheimnißvoll sie umschwebst — Du, ganze Engelgestalt! stirb, entflieh', edler Geist! gen Himmel! Aber — sey dort die Meinige!" — So rief er in allmälig steigender, endlich auf den höchsten Gipfel gestiegener Leidenschaftlichkeit, den Blick empor gerichtet.

„Hier bin ich, mein Jaromir!" flüsterte Paulowna schaudernd und warf sich in seinen krampfhaft ausgestreckten Arm, indeß sie nach dem über ihr funkelnden Stahl blickte, der auf ihr Herz gerichtet war.

Mit einem letzten Blicke wollte er ihr für das Opfer ihres Lebens danken und zugleich ihr Bild auf ewig seiner Seele einprägen, während er den bereits erhobenen Dolch fester zum tödtlichen Stoß erfaßte — doch entsetzt ließ er ihn fallen beim Anblick ihres ganz veränderten Wesens, ihres rollenden Auges. Sie sank zu seinen Füßen, als hätte er sie wirklich getroffen, als wäre ihr Herz durchbohrt. Draußen erhob sich nun ein Geräusch und unwillkürlich floh der Graf hinweg, als hätte er in der That einen Mord begangen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Ereigniß seltsamster Art

beschäftigt gegenwärtig fast einzig die haut volée von Paris. Graf R., 60 Jahre alt, früher Diplomat einer auswärtigen Macht, Gatte eines jungen, schönen Weibes und Vater eines sechsjährigen Kindes, der noch jüngst hier mit seiner liebenswürdigen Gattin in allen Cirkeln glänzte, erhielt verwichenen September ein Schreiben aus einer nordischen Hauptstadt, worin ein Geistlicher die dringende Aufforderung an ihn richtete, sich auf's schleunigste an das Sterbelager der Mutter seiner Frau zu begeben, mit der ausdrücklichen Bitte, allein zu kommen. Der Graf, obgleich erstaunt, folgte dem seltsamen Begehren, der Gattin die Ursache seiner Reise verheimlichend. Wir finden ihn alsbald am Lager der Sterbenden, von wo er nicht mehr zurückkehren sollte. . . . . So viel bis jetzt der Schleier gelüftet, hatte der Graf vor einer Reihe von Jahren die Mutter seiner Frau als Gattin eines Greisen kennen gelernt. Ein intimes Verhältniß zu jener Familie wurde bald zu seinem wie der Baronin A. Bedauern, durch seine Versetzung unterbrochen. Achtzehn Jahre später kehrte der Graf als Gesandter zurück und fand die Baronin als Wittwe und ohne Vermögen wieder. Ihre Tochter, eine reizende junge Person, sah einer ungewissen Zukunft entgegen. Der Graf bot dem unbemittelten Mädchen Herz und Hand. Die Mutter, von den materiellen Folgen dieses Bündnisses geblendet, gab eine strafbare Einwilligung. Die Heirath wurde vollzogen. Das junge Ehepaar wechselte bald darauf, und, wie man sagt, auf den ausdrücklichen Wunsch der Mutter, seinen Aufenthalt und lebte bis zur letzten Revolution in Italien, während die Mutter im Norden allein zurückgeblieben. Der Graf kam in der jüngern Zeit nach Paris und folgte hier dem Rufe zur sterbenden Schwiegermutter, wo ein schreckliches Geheimniß seiner harrte. Der sterbenden, strafbaren Mutter ward verziehen — allein der Graf war durch das vernommene Geständniß so erschüttert, daß er beschloß, Gattin und Kind nie wiederzusehen. Er eilte nach Italien und sühnt dort gegenwärtig in den Mauern eines Klosters seine früheren Verirrungen. Die Gräfin vernahm gleichzeitig den Tod ihrer Mutter und das seltsame Verschwinden ihres Gatten. Die junge Frau, so plötzlich Waise und fast Wittwe, verfolgte die räthselhaften Spuren ihres Gatten und langte im verflossenen Monat in der fremden Hauptstadt an, wo ihre Mutter gestorben. Hier hat das unglückliche Weib Alles erfahren, wie, das weiß man nicht. Sie vermochte ihre Tochter, ein kleiner Engel, den ganz Paris bewunderte, nicht mehr zu sehen. Wahnsinn umhüllt jetzt ihre Sinne. Vor einigen Wochen wurde das Hotel des Grafen R. sammt Mobiliar öffentlich verkauft. Eine Büste der kleinen Waise ging zu einem enormen Preise fort. (Aachn. Anz.)

Digitized by Google

Erste Aufführung der neuen Oper von Schindelmeisser: „Der Rächer."

(Frankfurt a. M.) Am 23. d. M. fand bei stark besuchtem Hause, sowie unter lebhaftem Beifall und wiederholter Hervorrufung des Componisten die erste Aufführung der Oper: „Der Rächer", von unserem Kapellmeister Schindelmeisser statt. Nach einmaliger Anhörung dieses im großen Style der heroischen Oper gehaltenen Tonwerks sind wir noch nicht im Stande, ein gehörig motivirtes Urtheil über den Werth desselben abzugeben, glauben aber vorläufig den günstigen Totaleindruck und die würdevolle Haltung des Ganzen, sowie das unverkennbare und rühmliche Bestreben nach dramatischer Gediegenheit und nach der Weihe der Kunst, welche das Gemüth des Hörers zu erheben beabsichtigt, nach Verdienst anerkennen zu müssen. Jedenfalls liegt hier ein tüchtiges und Achtung gebietendes Werk vor uns, welches außer seiner gediegenen Tendenz auch durch die Gründlichkeit und den Fleiß der musikalischen Durcharbeitung, sowie durch viele sehr ansprechende Melodien und ganz besonders durch eine sehr effectvolle und brillante Instrumentation sich auszeichnet. Diese allgemeinen Andeutungen mögen vorläufig genügen, um auf eine Komposition aufmerksam zu machen, die schon darum Würdigung verdient, weil sie sich eine höhere und ernstere Aufgabe gestellt hat, als die der modernen Oberflächlichkeit und Geschmacksleichtfertigkeit, und, weil sie Edleres anstrebt, als den heutigen Tages leider! allzu beliebten Ohren- und Sinnenkitzel und das nur auf den Eindruck des Momentes berechnete Amüsement, welches so gern die Schaale und das äußere Flitterwerk an die Stelle des Kerns und des inneren Lebens setzen möchte. Schließlich dürfen wir nicht unterlassen, die mit großer Sorgfalt und mit unverkennbarer Liebe zur Sache stattgehabte Aufführung hervorzuheben und, wie bereits oben bemerkt, der günstigen Aufnahme zu gedenken, welche unser kunstsinniges Publikum dem geschätzten und befähigten Tonsetzer zu Theil werden ließ.

Mannichfaltigkeiten.

Der neue Odysseus Franz Liszt hat auf seinen Irrfahrten in Bückeburg seine Calipso, eine Fürstin von Wittgenstein, gefunden, die sich mit ihm vermählen will. Sie muß aber zuvor die Religion wechseln, da sie Katholikin ist. (Dfz.)

Korrespondenz.

Darmstadt, im Dec.

Der freundliche Verkehr, in welchem die Theaterdirektion dahier mit der zu Frankfurt steht (der gewiß im beiderseitigen Interesse ist, da es bei der schnellen Communication durch die Eisenbahn an Gelegenheiten zu gegenseitigen Gefälligkeiten nicht fehlen kann) hat uns in neuester Zeit mehrmals das Vergnügen verschafft, ausgezeichnete Künstler Ihrer Bühne hier zu bewundern, so die Herren Breuer und Schneider und Fräul. Janauscheck. Hr. Direktor Meck selbst erfreut uns durch einige Gastrollen. Er trat bereits als Rath Presser in „Er muß auf's Land" und Dorfrichter Adam im „Zerbrochenen Kruge" mit dem außerordentlichsten Beifalle auf und nächsten Sonntag, den 23. d., werden wir ihn als Oberförster in den „Jägern" sehen, später als Kaufmann Krabbe in den „Vatersorgen". Wir freuen uns nun endlich auf die weiteren Rollen dieses ächten Charakterdarstellers, der so lebhaft an die gute Zeit eines Iffland erinnert. Der neuen Direktion aber, die Hr. Tescher mit großer Thätigkeit führt, müssen wir es Dank wissen, daß sie außer tüchtiger Benutzung der einheimischen Kräfte in einem sehr mannichfaltigen Repertoire, uns auch den Genuß verschafft, von Zeit zu Zeit ausgezeichnete auswärtige Künstler zu sehen. Dies kann nur edlen Eifer erwecken und den Kunstsinn heben. So werden wir im Monat Januar weiter einen der anerkannt tüchtigsten Künstler sehen, Hrn. Grunert aus Stuttgart, früher in Hamburg. Wie man vernimmt, wird er in Ludwig XI., den Räubern, Faust, Nathan oder Kaufmann von Venedig, also in vier Rollen, auftreten und uns so einen Kunstgenuß bereiten, den wir seit Seydelmann's letztem Hierseyn nicht mehr hatten. — Wie rührig unsere neue Direktion ist, mögen Sie daraus entnehmen, daß wir in den eben beendigten drei ersten Abonnementsmonaten, deren jeder zwölf Vorstellungen zählt, und in drei Vorstellungen außer dem Abonnement, zwanzig verschiedene musikalische Darstellungen hatten, meistens große Opern, worunter zwei neue (Martha und die Lombarden), zwei kleinere neu und drei neu einstudirt; dann acht verschiedene größere Trauer- und Schauspiele, wovon drei neu und zwei neu einstudirt; weiter vierzehn verschiedene Lustspiele, woron vier neu und drei neu einstudirt. Dabei wurden die Stücke, in soweit es die vorhandenen Kräfte nur immer gestatten, gut in die Scene gesetzt und mit vielem Fleiße gegeben, und wenn auch nicht alle Alle befriedigen konnten, so waren doch viele Vorstellungen sehr tüchtige und selbst ausgezeichnete, was namentlich von dee großen Oper gilt, die in jeder Beziehung glanzvoll ist. Es verdient darum auch dieses Streben, das von einem kunstfreundlichen Fürsten selbst kräftigst gefördert wird, volle Anerkennung und Theilnahme des Publikums, durch welche allein es sein Ziel erreichen kann. Näheres uns vorbehaltend, erwähnen wir heute nur noch eines jungen Talentes aus ihrer Stadt, der Fräulein Antonie Geahn, welche uns neulich an der Seite ihres vortrefflichen Lehrers, des Hrn. Beeuee, als Griseldis wirklich in Erstaunen setzte. Ein so junges Mädchen, welches die Bühne erst zum zweiten oder dritten Mal betritt, diese Rolle so durchführen zu sehen, gehört gewiß zu den seltenen und merkwürdigen Erscheinungen der Kunstwelt, und ist nur bei entschiedenem Talente mözlich, dem wir aufrichtig freudiges Gedeihen wünschen.

Nassau-Diez, 22. Dec.

Die Anwendung von Chloroform hat sich diesee Tage wiedee trefflich bewährt. Einem jungen Bergmann von Birlenbach dei Nassau-Diez wurden am 17. d. in der Grube Fuß und Knöchel so zerschmettert, daß ihm das Bein unterhalb des Knie's abgenommen werden mußte. Die Operation — von unserem tüchtigen Dr. Vogler ausgeführt — ging mittelst Anwendung von Chloroform so glücklich vorüber, daß der Kranke nach seinem Erwachen fragte: „Wann wird mir denn das Bein abgenommen?"

Frankfurt a. M.

Freitag, 28. Dec. Erste Quartett-Unterhaltung dee Herren Heinrich Wolff, Posch, Drinnenberg und Siedentopf im russischen Hof. Programm: 1) Quartett aus C dur von Haydn; 2) Quartett aus E moll von Mendelssohn; 3) Quartett aus G dur von Beethoven. — Abonnements-Billets zu fl. 4, sowie Billets zu fl. 1 45 kr. sind in der Musikalienhandlung des Hrn. André und Abends an der Kasse zu haben.

Theater-Anzeige.

Mittwoch, 26. Dec. Gitana, das Zigeunermädchen, romantische Oper in 3 Abth. von Bunn, Musik von Balfe. Hiecauf (neu einstudirt): Dee alte Feldhere, Liederspiel in 1 Akt von Holtei

Donnerstag, 27. Dec. Ein Sommeenachtstraum, Schauspiel in 5 Abth. von Shakespeare. Die darin vorkommende Musik von Mendelssohn-Bartholdy.

Freitag, 28. Dec. (Zum Vortheil und 50jährigen Künstler-Jubiläum des Hrn. Weidnee): Kabale und Liebe, Trauerspiel in 5 Aufzügen von Schiller. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteue: J. A. Dammeeau.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 308. Donnerstag, den 27. Dezember 1849.

Die Rose des Nordens.

(Romantische Erzählung aus dem Holländischen des W. Kers. Uebertragen von Gottfried Overmann.)

(Fortsetzung.)

Nun ward Alles stille, das Geräusch, was Ostrolow vertrieben, hörte sofort wieder auf, denn es war bloß zufällig veranlaßt durch die Rüstungen der Soldaten und nur ihre plötzliche Geschäftigkeit, welche sogar die Schildwachen von ihren Posten rief, machte es ihm möglich, unbemerkt zu entkommen.

Paulowna lag lange so, gleich einem bleichen Bilde, beschienen und wie verklärt von den letzten Strahlen der scheidenden Sonne, welche auch zuweilen auf den ihr nahe liegenden Dolch glitzerten und dann solche sonderbare Lichtgebilde erscheinen ließen, daß sie gleichsam schlummernde böse Geister zu erwecken schienen, die bloß auf Augenblicke Tod und Verderben drohend aus dem klaren Metallspiegel hervorschauten.

Als es dunkel ward und Paulowna noch immer nicht zurückkehrte, wollten die beiden Jünglinge sie abholen, wie dieß früher schon häufig geschehen. Doch wer beschreibt ihren Schrecken, als sie das theure Wesen unbeweglich und leblos liegend fanden! Aus dem nahe bei ihr befindlichen Dolche, den sie mit Entsetzen als des Grafen Eigenthum erkannten, ahnten sie ungefähr den Lauf der Sache, der noch durch einen besondern Umstand seine Bestätigung erhielt.

Als nämlich die Jünglinge, vom ersten Schrecken betäubt, um Paulowna's niedergesunkene Gestalt knieten und jammernd und klagend ihre kalten Hände ergriffen, bewegte sich Etwas in der nächsten Ecke und unter tief herabhängenden Pflanzenzweigen kroch der kleine Michalowitsch hervor, nachdem sein rauhhaariger Kopf zuerst scheu umhergeschaut. Anfangs beachtete man ihn wenig, später aber hat man Folgendes von ihm vernommen. Er hatte, wie schon oftmals geschehen, an jenem Nachmittag in einer bequemen Ecke geschlafen, war jedoch plötzlich durch ein lautes Gespräch erwacht und hatte dann den Grafen und das Fräulein erblickt. Da der Erstere sehr böse gewesen war und oft ein großes Messer geschwungen hatte, war er voller Angst gleich wieder weggekrochen und hatte sich mäuschenstill gehalten. Bald darauf hatte er gehört, wie das Fräulein niederfiel und der Graf fortlief.

Auf die Frage: warum er alsdann nicht sofort zum Vorschein gekommen, gestand er, ihm sey immer noch zu bange vor dem zurückgebliebenen großen, blanken Messer gewesen, obgleich er wohl Lust gespürt habe, mit den daran befindlichen vielfarbigen glänzenden Steinen zu spielen.

Paulowna ward in's Schloß getragen und hier alles Mögliche angewendet, sie in's Leben zurückzurufen. Ihr Vater war außer sich, die augenblickliche Verwirrung groß, denn die Franzosen zogen gerade ab. Der Prinz hatte bloß noch vernommen, daß man Paulownen in Ohnmacht gefunden, was er beinahe im Stillen zu seinen Gunsten auszulegen geneigt war.

Es freute ihn nunmehr doppelt, daß er den Chevalier, der, nach früherer Absprache, sich ihm anschließen sollte, späterhin ersucht hatte, im Schlosse zurück zu bleiben, um ihm von Dem, was hier vorfiele, Nachricht zukommen zu lassen. Latour gehorchte ungern, denn ihn verlangte nach Thaten, doch gab er nach, weil er in seiner rechten Hand noch eine von seiner Wunde zurückgebliebene Schwäche fühlte, welche ihn vorerst doch sehr im Dienste gehindert haben würde, was der Prinz bei jener Anordnung auch wohl berücksichtigt zu haben schien, indem er auf diese Weise seinen jungen Landsmann von Gefahren fern hielt, welchen er, unter diesen Umständen, bei allem Eifer für des Kaisers Sache, nicht gewachsen war. Er hatte ihm dringend empfohlen, erst dann nachzufolgen, wenn seine Hand ihre volle Kraft und Biegsamkeit wieder erlangt hätte. Und Latour war jetzt fast froh, daß er sich nicht von Paulownen entfernen durfte.

XVI.

Der Himmel erhörte die inbrünstigen Gebete für Paulowna's Leben: der Todesengel lüftete seinen dunkeln Schleier wieder von ihren Augen und sie erwachte; doch ihr Antlitz war und blieb todtenbleich, ihr Auge starrte wild umher, ihre Geberden zeigten etwas Auffallendes und ihr Mund flüsterte, indem sie scheue Blicke um sich her richtete und keinen der Umstehenden erkannte: „Hier bin ich — doch wohin ist er gegangen — Engel oder Teufel? — Ha, es war der Engel des Todes, der nach mir griff, — ach! ein böser Geist, der meines Jaromirs Gestalt annahm, um mir desto sicherer zu nahen. — Wie fürchterlich schön, wie verführerisch er war! Ich mußte, mußte ihm folgen! Weh mir! — Oder —" setzte sie in qualvoller Ungewißheit hinzu, — „sollte ich jetzt vielleicht nicht gestorben, nicht todt seyn? — War mir's doch, als ob ich fühlte, daß mir Etwas entfliehe — war es der Geist — das Leben — oder — oder . . ."

Erschöpft sank sie in den Sessel zurück, doch nach einer kurzen Pause, stets mit demselben Gedanken beschäftigt, begann sie wieder: „Ja, ja, ich werde wohl gestorben seyn, denn mein Jaromir ist nicht mehr um mich, wie sonst, auf der ichönen Erde, und ich will lieber dorthin zu ihm zurück, denn ohne ihn ist selbst der Himmel mir freudenleer! — Doch wo, wo ist der große Weltregierer, der mich kennen, der mich lieben soll, wie man dort unten sagt, und der mich doch muß hierher gerufen haben, obgleich ich, ach, so ungern kam! — Wo, wo ist er? — schon durchirre ich alle Himmel und finde ihn nicht; — und auch Du, Jaromir, mein Jaromir, wo bleibst Du?" rief sie wehklagend aus und schwieg dann mit allen Anzeichen stiller Verzweiflung.

Digitized by Google

Als der Graf hinwegeilte, jagten die Furien ihn lange umher, denn der entsetzliche Augenblick, in welchem er Paulowna's gebrochenes Auge geschaut, schwebte ihm unaufhörlich vor dem Geiste und ein Schauder befiel ihn, so oft er dieses Blickes gedachte. In derselben Nacht aber kehrte er wieder in das Schloß zurück; doch wie sehr er auch flehte, drohte und beschwor: Paulowna blieb unsichtbar für ihn; ihr alter Vater fragte ihn, ob er sie gänzlich tödten wolle, worauf er eben so trostlos und verzweifelnd, als er gekommen, sich entfernte. Wie oft er auch seine Besuche erneuerte, sie hatten keinen andern Erfolg, als die heftigsten Vorwürfe von Seite ihres Vaters.

Was man Anfangs bei Paulownen für Schwärmerei hielt, war Wahnsinn. Ihr Körper genaß bald, doch ihr Geist blieb umwölkt. Als man dies einsah, war die Freude über ihr Leben in eines Jeden Herzen verschwunden. Der Gouverneur, von Schmerz niedergebeugt, schlich einher und vermied die peinliche Gegenwart seiner Tochter, denn bei ihrem ergreifenden Anblick fühlte er sich geneigt, dem Grafen zu fluchen.

Was dieser empfand und litt, als er Paulowna's Unglück in seinem ganzen Umfange, ihren Wahnsinn, erfuhr, ist schwer auszudrücken. Er glich noch immer einem schönen, herrlichen, jedoch dem Abgrunde des Unglücks verfallenen Wesen, das gegen sich selbst wüthen mögte, durch höhere Beweggründe aber zurückgehalten ward. Schweigend, ohne ein einziges Wort zu erwiedern, hörte er des Vaters Klagen und Vorwürfe an, und stürzte sich mit stets vermessenerem Muthe in die Gefahren des Krieges.

Die beiden Jünglinge verließen Paulownen fast nie, und warteten ihrer mit der größten Zärtlichkeit und Wehmuth, erfüllten ihre kleinsten Wünsche, wenn sie deren noch hatte, vor wie nach, und wurden von ihr geduldet. Ihr Wahnsinn war in der Regel ein stiller, oft aber ward die Idee, daß sie gestorben sey, lebhafter bei ihr, und dann verlangte sie auch lauter nach dem Grafen, mit dem sie überhaupt sich beschäftigte, den man jedoch auch jetzt nicht bei ihr zuließ, in der Befürchtung, bei seinem Anblick möge die Erinnerung an jene schreckliche Scene zu stark in ihr erweckt werden, und sie dadurch vielleicht in völlige Raserei verfallen. Allein die Liebe ist erfindungsreich: sie wirkte geheimnißvoll fort in Paulownens Herzen und zeigte der Unglücklichen in dem gedachten wichtigen, entsetzlichen Augenblick nie den Geliebten selbst, sondern es mußte irgend ein böser Geist gewesen seyn, der seine Gestalt angenommen. Die Liebe ging nicht unter in Paulownens Wahnsinn, ja sie besiegte sie sogar einigermaßen, wie die Folge lehren wird.

Latour schrieb dem Prinzen, um ihm Paulownens fürchterliches Unglück zu berichten, und des Prinzen Antwort bewies, wie sehr ihm solches zu Herzen ging. Er bedauerte die „schöne Rose des Nordens" und verwünschte den Grafen. Zugleich versprach er, den Leibarzt des Kaisers zu senden, welcher auch nach einigen Tagen eintraf, jedoch mit seiner Kunst nichts auszurichten vermochte.

Es war, wie wir bereits erwähnten — die Liebe, welche über Paulownens Wahnsinn einige Macht erlangte und ihr mindestens ruhige Augenblicke verschaffte. Sie hatte, als sie wieder umherwandelte, in einem hohen Spiegel einen wahren Abscheu gegen ihr eigenes Bild bezeigt, denn seit ihrer Ohnmacht bedeckte eine unveränderliche, fast durchsichtige Blässe ihr Antlitz. Sie bebte zurück, wähnte, sich selbst als Geist gesehen zu haben, und war lange Zeit hindurch nicht zu beruhigen, denn mit dieser Idee verbanden sich mit neuer Macht alle andern wahnsinnigen Begriffe. Seitdem wurden sämmtliche Spiegel aus ihrer Nähe entfernt und sorgfältig verdeckt.

Doch eines Tages war Paulowna allein in einen entlegenen Saal gerathen, wo man diese Vorsicht nicht angewendet, vielmehr alle abgenommenen Spiegel niedergesetzt hatte, weil sie sonst selten oder nie dahin kam. Nachsinnend ging sie bis zur Mitte des Saales, — vielleicht auch gedankenlos, — doch hier schlug sie zufällig das Auge auf — und sah von allen Seiten ihr Bild. Entsetzen ergriff sie, wild floh sie scheuen Blickes von einer Ecke zur andern und eilte athemlos die Wände entlang. — Nun ward die Thür geöffnet und der Graf, der schon längst auf eine Gelegenheit gelauert, sie dennoch zu sehen, trat ein.

Sogleich stürzte sie, ihn erkennend, auf ihn zu und rief, ängstlich um sich her zeigend: „Rette mich vor meinen Geistern! sie sind von hier, auf ihren Kopf deutend, entflohen und dringen nun von außen auf mich ein! Rette mich vor mir selbst!" Sie legte das bleiche Haupt an seine Brust, welches er mit unnennbarem Gefühl schweigend an sein Herz drückte. Endlich hob sie es wieder empor — und ihr Auge war sanft, ihr Wesen freundlich, und leise flüsterte sie: „Bist Du es, mein Jaromir? — Ja, Du bist es, kein trügerisches Bild täuscht mich, denn mir ist so wohl! — O, ich habe schwer geträumt, — mir war's so lange Nacht! — Viele göttliche Keime meiner Seele waren in tiefste Dunkelheit gehüllt, und kein Erwachen derselben war zu hoffen, — keins," wiederholte sie leise und sank in tiefes Nachdenken; doch der Wahnsinn war von ihr geschwunden, die Gegenwart des Geliebten allein vermochte es, ihn zu verbannen. Als der Graf sie verlassen mußte, verfiel sie auf's neue jenem schrecklichen Zustande. Daher duldete jetzt der Gouverneur schweigend seine Besuche, wie sehr er ihn auch seit dem Unglück seiner Tochter haßte, denn diese kurzen Ruhepunkte und Erholungen wirkten wohlthätig auf sie und kühlten sie gegen den Schmerz, den der Wahnsinn ihr bereitete.

Es war auffallend, daß Paulowna nie eine Erinnerung daran zu haben schien, daß sie den Grafen nach dem erwähnten schrecklichen Auftritte wiedergesehen; jedesmal glaubte sie, ihn zum ersten Mal nach demselben zu erblicken, und jedesmal erneuerte sich in ihm, wenn er bei ihr war, und in Paulownen, wenn er sich entfernt hatte, derselbe Schmerz, denn stets jammerte sie mit erneuertem Verlangen nach dem Geliebten. Sie beschäftigte sich jetzt mit ihm, ja sie schrieb ihm sogar nach alter Gewohnheit, und wenngleich diese Mittheilungen meist unvollendet blieben, so kamen deren doch oft genug auch ganze zu Stande, und diese bewiesen dem Grafen zu seiner Verzweiflung, wie unwandelbar ihre gegenwärtige Seelenstimmung sey.

XVII.

Gleichgültig für alles Andere, gab der Graf nunmehr dem Türken seine Freiheit wieder und bestätigte jene des Franzosen, den er schon längst nicht mehr als seinen Gefangenen hatte betrachten können. Er rieth Beiden, in ihr Vaterland zurückzukehren. Gerührt dankten sie ihm, blieben jedoch noch freiwillig bei Paulownen, welche jetzt zu verlassen sie sich nicht entschließen konnten. Diese nannte die Beiden zuweilen in ihrem Wahnsinn, doch gewiß nicht mit Unrecht, ihre „guten Geister," an welche sie sich häufig in ihrem schrecklichen Zustande, um Schutz flehend, wandte.

Das russische Heer entfernte sich inzwischen je länger je weiter aus dieser Gegend, und dies machte dem Grafen seine Besuche bei Paulownen unendlich schwieriger, ja, er konnte dieselben, während er zugleich seine militärischen Pflichten erfüllte, nur durch die übermenschlichsten Anstrengungen ermöglichen, nämlich durch das wildeste Hin- und Herjagen, wobei seine Pferde, die edelsten, schnellsten Renner, nicht selten unter ihm niederstürzten, und er selbst bis zum Erliegen abgemattet anlangte. Wenn er dann, gänzlich erschöpft, Paulownen an seine Brust drückte, fühlte er sich zuerst wieder etwas beruhigt.

Es fiel ihm unsäglich schwer, daß er nicht mehr so oft zu kommen, ihr nur selten den einzigen Trost seiner Gegenwart zu bringen vermochte. In diesem peinigenden Gefühl wagte er es,

Digitized by Google

dem erzürnten Vater seinen feurigsten Wunsch zu erkennen zu geben, Paulowna's Genesung, zu welcher, trotz allen Bemühungen des französischen Arztes, wenig Aussicht vorhanden scheine, nicht länger abzuwarten, sondern jetzt sofort mit ihr sich zu vermählen, auf daß er sie mit sich nehmen und den alleinigen Zweck seines elenden Lebens erfüllen könne, nämlich den: den Wahnsinn stets von ihr fern zu halten, der bekanntlich in seiner Gegenwart in bloßer Schwermuth sich äußere.

Doch der alte Gouverneur hörte ihn mit Unwillen an und nahm den Vorschlag übel auf. „Wie wagen Sie es, mir solchen Antrag zu machen?" rief er aus: „Doch hören Sie mich. Für's Erste lasse ich mein Kind nicht aus Mitleid heirathen und zweitens würde die Ehre Sie, als Krieger, doch beständig von ihrer Seite rufen, denn jetzt können und dürfen Sie Ihren Abschied nicht nehmen, und ihr Loos würde alsdann nicht besser werden, als es gegenwärtig ist; drittens will ich sie nicht der unaufhörlichen Gefahr bloßstellen, durch Sie selbst ermordet zu werden. Entfernen Sie sich, Unglücklicher! ich fluche Ihnen nicht, mein armes Kind aber behalte ich! Es ist mir noch eben so theuer in dem Nebel, womit ihr Geist, vor Ihnen zitternd, umgeben ward, als Sie, Barbar! sie in das Leichenkleid hüllen wollten, was Sie, zum Dank für Paulownen's Liebe, ihr zu schenken gedachten. — Verschaffen Sie," fuhr er sanft und zugleich erbittert fort, „verschaffen Sie nur dann und wann ihrem Geiste einen hellen Augenblick: es ist das Einzige, was Sie von allem ihr versprochenen irdischen Glück ihr noch schenken können — aber sie Ihnen anvertrauen, das mag ich nicht.

Als der Graf mit diesem Bescheide ihn verließ, glich sein Antlitz einem zum Eise der Hoffnungslosigkeit erstarrten Paradiese. Mit welchen bittern Empfindungen sah er Paulownen wieder, und wie mußte er mit sich selbst kämpfen, ehe es ihm gelang, die dazu erforderliche Gelassenheit blos äußerlich zu zeigen.

Es war Abend. Man hatte Paulownen auf seine Ankunft vertröstet und ihr gesagt, er werde heute noch erscheinen, daher stand sie auf dem Balkon, ihn zu erwarten, wie dies in früheren, glücklichen Tagen wohl auch geschehen. Ein Kreis von Fackeln, welche auf ihr Geheiß auf die Brüstung gestellt wurden, beleuchtete sie mit eigenthümlichem Licht; sie umflammten oft ihre Gestalt, indeß ihr rund umher fliegendes Auge mit sonderbarem Ausdruck in die dunkle Ferne starrte, wobei sie oft sich weit über das eiserne Geländer, zwischen den Fackeln durch, beugte und ihre dunkeln loseflatternden Locken in Gefahr brachte, von den Flammen ergriffen zu werden. Doch im Hintergrunde ward sie von den beiden Jünglingen beobachtet, welche abwechselnd an der Thürspalte sichtbar wurden, um sofort bei der Hand zu seyn, wenn Paulowna Etwas wünschte oder etwas Gefährliches beginnen möchte.

(Fortsetzung folgt.)

Freiherr von Kübek.

Ueber den als österreichischen Bundes-Commissär nach Frankfurt a. M. abgegangenen Karl Friedrich Freiherrn von Kübek theilt der „Lloyd" folgende Lebensbeschreibung mit:

Kübek wurde am 28. October 1780 zu Iglau in Mähren geboren. Seine Studien begann er zu Znaim und vollendete sie an der Wiener Universität. Die Laufbahn im Staatsdienste begann er am 13. Oct. 1800 bei dem Olmützer Kreisamte. Schon im Jahre 1803 wurde er, seiner seltenen Fähigkeit wegen, zum mährisch-schlesischen Landes-Gubernium berufen, und ein zu jener Zeit höchst seltener Fall, im Präsidium verwendet. 1804 erhielt er eine Concipisten-Stelle bei der nieder-österreichischen Landesregierung und wurde während des Krieges im Jahr 1805 bei der Hof-Commission unter dem Grafen Rudolf Wrbna verwendet, bei welcher Gelegenheit Kübek sehr ersprießliche Dienste leistete. 1805 erfolgte seine Beförderung zum Hof-Concipisten bei der vereinten Hofkanzlei; 1807 wurde er zum geheimen Staatsrath-Official, und später zum Präsidial-Secretär in Böhmen ernannt. 1809 wurde Kübek dem Armee-Ministerium beigegeben und dasselbe Jahr zum nieder-österreich. Regierungsrathe ernannt; 1811 erfolgte seine Zuweisung zur Finanz-Hof-Commission; 1812 seine Ernennung zum wirklichen Hofrathe; 1814 wurde ihm das Referat bei der Central-Organisirungs-Hof-Commission für die neu acquirirten Provinzen übertragen, und er im September desselben Jahres zum Referenten im Staatsrathe ernannt, wobei er jedoch jene Organisirungs-Arbeiten ununterbrochen fortgesetzt. Nachdem sich Kübek dieses Auftrages auf entsprechende Weise entledigt hatte, ward er im Jahre 1815 dem damaligen Finanz-Minister Grafen Stadion zum Behufe der Ausarbeitung zur Gründung eines festen Finanz- und Credit-Systems zugewiesen; — in Mailand, wo Stadion damals verweilte, wurde Kübek auch zu den Conferenzen gezogen; 1816 wurde er mittelst kaiserlichen Cabinetsschreibens zum Lohne seiner vielfachen Verdienste in den erblichen Ritterstand erhoben und gleichzeitig in der tyrolischen Landmannschaft und ständischen Matrikel aufgenommen. 1821 erhielt er die Stelle eines Greffiers des k. k. Leopold-Ordens und für seine Theilnahme an den polnischen Absendungs-Verhandlungen vom Kaiser von Rußland den königl. polnischen St. Stanislaus-Orden. Dasselbe Jahr wurde er zum wirklichen Staats- und Conferenz-Rathe erhoben, wobei ihm der Finanzminister Graf v. Stadion mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken eröffnete, daß Se. Majestät erlaube, mit ihm auch als Staatsrath in Gegenständen seiner Amtsführung zu berathen. 1824 erhielt Kübek das Ritterkreuz des königl. ungarischen St. Stephan-Ordens und wurde im Jahre 1829 in den Freiherrenstand erhoben und den böhmisch-mährischen Landständen einverleibt. 1830 wurde ihm die Schatzmeisters-Stelle des k. k. Leopold-Ordens zu Theil und mehrere Akademien und gelehrte Gesellschaften ernannten ihn zum Mitgliede. Im Jahre 1833 erhielt Kübek die geheime Rathswürde und wurde zum Präsidenten des General-Rechnungs-Direktoriums ernannt.

Im Jahr 1841 zum Präsidenten der k. k. allgemeinen Hofkammer erhoben, gewann Freiherr von Kübek bald das Vertrauen des Publikums, welches bedeutende Reformen im Finanzwesen erwartete. Seine Wirksamkeit begann der Präsident damit, den unermeßlichen Credit, welchen bis dahin einige Banquiers bei der privilegirten Nationalbank genossen, wohlthätig zu beschränken. Freilich entstand in Folge dessen eine Art Handelskrise, als deren neuestes Opfer das Haus Geymüller und Comp. fiel. Nach dem Tode des Fürsten Lobkovitz wurde Kübek von Sr. Majestät durch ein sehr schmeichelhaftes Handschreiben auch zum Vorsteher der Hofkammer im Münz- und Bergwesen ernannt, welches Departement er zuerst dem nachmaligen Bank-Gouverneur Ritter von Breyer, später dem staatsräthlichen Referenten Schwarzhuber zur Besorgung unter seiner Oberleitung anvertraute. — Während seiner Amtsführung ward der große Beschluß gefaßt, den Staatseisenbahnbau zu unternehmen. Von Kübek rührt die erste Emittirung der Central-Cassescheine, zunächst im Betrage von fünf Millionen Gulden her. Das Papier fand bei der Creditfähigkeit des Staates reißenden Absatz. Weniger glücklich war er bei dem Schlusse zweier Anlehen, denen drückende Stipulationen beigesellt wurden und durch welche der Grund zu jenem mittelbaren Terrorismus gelegt scheint, welchen die Banquiers gegenüber auszuüben begannen, und welchem damals leichter als jetzt bei dem so glücklich gelungenen Wurfe des $4^1/_2$ prCt. Anlehens die Spitze abgebrochen werden konnte. Auch im Zollwesen versuchte Freiherr v. Kübek einige sehr wesentliche Reformen, so z. B ward

Digitized by Google

der Zoll auf Colonialwaaren, namentlich Kaffee, durch ihn bedeutend ermäßiget; auch Halbfabrikate erhielten später einen geringeren Zoll, ohne daß jedoch diese Begünstigung eine erhebliche Wirkung zu äußern vermocht hätte. Kübek's Tendenz, dem Schutzzoll-Prinzipe zu huldigen, fand an den Industriellen, namentlich in Böhmen, mächtige Gegner. Der von Kübek in's Leben gerufene Ankauf von Privat-Eisenbahnaktien äußerte keine vortheilhafte Wirkung im Allgemeinen, und der Präsident stimmte später selbst dafür, daß eine Vorschußkasse genügt hätte, um dem gedrückten Zustande des Papierhandels aufzuhelfen.

Im März des Jahres 1848 zog sich Freiherr v. Kübek freiwillig von den Staatsgeschäften zurück, und es ist ungewiß, ob aus Erkenntniß der ungeheueren Schwierigkeit der Lage, oder aus einem andern Grunde. Man sprach damals, Freiherr v. Kübek habe seinem Posten aus Gesundheitsrücksichten entsagt, und nannte ein Herzübel als die Quelle seiner Leiden. Im Herbste vorigen Jahres fand sich Kübek wieder geneigt, eine ihm zu Theil gewordene Wahl als Deputirter für den Kremsierer Reichstag anzunehmen, woselbst er auch eintrat, ohne aber irgend eine politische Thätigkeit zu entwickeln oder sonstigen Einfluß zu üben. — Eine von ihm im April d. J. nach Pesth übernommene Mission, wo er dem Armee-Kommando zur Seite stehen sollte, war von ganz kurzer Dauer. — Das Gerücht, Kübek sey der Verfasser der Brochure: „Die Genesis der österreichischen Revolution", hat sich als unwahr gezeigt. Seine neueste Sendung nach Frankfurt am Main, in einer interimistischen Central-Bundes-Commission für Oesterreich Theil zu nehmen, hat nicht verfehlt, die Aufmerksamkeit des Publikums auf diesen Mann zu lenken, dem ein so hochwichtiger Posten anvertraut wurde.

Mannichfaltigkeiten.

Der Mansfelder Bauernverein hat sich vor kurzem in einer Versammlung zu Schmittersdorf u. A. auch damit beschäftigt, ob es räthlich und im Mansfeldischen auch möglich sey, Kornmagazine in Erdgruben oder sogenannte Silos zur Unterstützung der Armen in Nothjahren anzulegen. Hr. Boltze aus Salzmünde trug das darüber gesammelte Material in klarer und faßlicher Weise vor und wies nach, daß die Mansfelder Gewerkschaft seit langer Zeit Roggen in Erdgruben mit solchem Erfolge magazinirt hat, daß sie in diesem Jahre bereits über 75,000 preußische Scheffel zu dem gedachten Zwecke aufkaufen konnte. In ähnlicher Weise will auch die neue Gesellschaft Magazine anlegen, weshalb der Entwurf zu einem Statut vorgelegt wurde. Der Bauernverein erachtete es für zweckmäßig, daß eine Commission ernannt werde, um die nothwendige Vorbereitung zur alsbaldigen Ausführung des Planes zu treffen. Man ernannte sofort die Vorstandsmitglieder des Vereins zu dieser Commission. Bis spätestens Mitte Januar k. J. muß die neue Gesellschaft berufen werden, um die definitive Entscheidung zu treffen. Wohl ist dem Vorgange der Mansfelder Bauern eine rüstige Nachfolge im ganzen Vaterlande zu wünschen.

Korrespondenz.

Köln, 22. Dec.

In der rheinischen Kunst- oder Malerschule, die in hiesiger Stadt ihren Sitz hat, ist es eben jetzt sehr lebendig, weil der Vorstand des Kölner Kunstvereins, nachdem er das Aufkommen des jungen Instituts gewahrt, den Versuch macht, mit an die Spitze zu treten, zu welchem Behufe eine Eingabe angefertigt wurde. Davon wollen aber die jungen Künstler nichts wissen, weil sie mit ihrem jetzigen Vorsteher, Hrn. Rambour, völlig zufrieden sind und weil sie dem Vereine auch kein besonders großes Zutrauen schenken zu dürfen glauben, da sich viele strebsamen Männer unter ihnen vorfinden, für deren Aufkommen, ausländischen Malern gegenüber, wenig von dem Vereine gethan wurde. Besonders ist es ein Verdacht, dem man Raum gibt, der nämlich, man werde, wenn man am Ruder stehe, einen Liebling des Vereins, etwa Osterwald oder Weber, als Lehrer hinstellen. Die Sache wird nächstens im Gemeinderath zur Verhandlung kommen, bei welcher Gelegenheit wir Veranlassung nehmen, Näheres zu berichten. — Man ist damit beschäftigt, für die Feiertage ein Bild aus einem Londoner Diorama, die St. Marcus-Kirche in Venedig, im Simon'schen Diorama aufzustellen; eine weitere Mittheilung machen wir, wenn die Hallen dem Besuch eröffnet sind.

Berlin, 16. Dec.

Die gebildeten Kreise sehen mit Spannung der zu Anfange des neuen Jahres bevorstehenden Aufführung eines neuen Original-Schauspiels: Der Genius und die Gesellschaft", entgegen. Das Interesse an diesem Drama wird, von der Genialität der Komposition, die man ihm nachrühmen hört, abgesehen, hauptsächlich dadurch rege erhalten, daß man die durch ein undurchdringliches Geheimniß verhüllte Person des Dichters in den sogenannten illüstren Kreisen suchen zu dürfen glaubt. Selbst dem mit dem Debit des Stückes an die Bühnen beauftragten Redakteur des „Theater-Horizonts", Hrn. Michaelson, ist es nicht vergönnt worden, hinter den Schleier zu blicken, und nur Prof. Rötscher, der das im Manuscript gedruckte Dichtwerk durch ein Vorwort in die Bühnenwelt einführet, scheint in das Mysterium eingeweiht. — Vor einigen Tagen hatten drei aus England hierher gekommene Quäker eine Audienz beim Könige, in welcher sie um die Theilnahme Sr. Maj. des Königs für die Grundsätze der Friedensgesellschaft baten. Sie sollen nicht ohne Hoffnung entlassen worden seyn, obgleich sie wahrscheinlich neben dem christlichen Sinne in Sanssouci eine größere Abneigung gegen das Kriegshandwerk erwartet haben mochten. Sie wissen freilich nicht, daß viele unserer Obersoffiziere eben so strenggläubig wie kriegslustig sind. — Seit dem Jahre 1848 hat sich der Wirkungskreis der hier stationirten britischen Missionäre auffallend verengt. Die schottische Mission ist ganz eingegangen und der Prediger derselben, Dr. Schwarz, hat Berlin verlassen; aber auch die englische Mission unter Prediger Bellson wirkt nur mit geringem Erfolge und sie würde wahrscheinlich auch aufgehoben werden, wenn nicht Hr. Bellson zugleich Prediger der Gesandtschaft der englischen Kapelle wäre.

Hauptversammlung des Redevereins.

Donnerstag, den 27. d., Abends 7½ Uhr in des Unterzeichneten Wohnung, wozu sämmtliche Mitglieder hierdurch höflichst eingeladen werden.

Tagesordnung:

1) Wahl eines neuen Vorstandes.
2) Bericht des Ausschusses.

Johann Hartig, Graben, 33.

Theater-Anzeige.

Donnerstag. 27. Dec. Ein Sommernachtstraum, Schauspiel in 5 Abth. von Shakespeare. Die darin vorkommende Musik von Mendelssohn-Bartholdy.

Freitag. 28. Dec. (Zum Vortheil und 50jährigen Künstler-Jubiläum des Hrn. Weidner): Kabale und Liebe, Trauerspiel in 5 Aufzügen von Schiller. Mit aufgehobenem Abonnement.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 309. Freitag, den 28. Dezember 1849.

Dem Erzherzog Johann!

Du, der uns kam, dem Morgensterne
Der kaiserlichen Sonne gleich,
Die bald mit vollem Strahlenkerne
Aufgehen sollte wonnereich:
Du scheidest jetzt, wie sie geschieden,
Vielleicht auf lange, lange Zeit,
Und suchst, was hier Dich stets gemieden,
In Deiner Alpen Schooß den Frieden
Von allem Sturm und Drange weit.

Wie schwoll, als Du, den Blick voll Segen,
Als Reichsverweser zogest ein,
Dir jubelnd jedes Herz entgegen
In sommergoldner Ernte Schein!
In Aller Augen war's zu lesen:
Du bist des Volkes rechter Mann,
Durch den allein, wie's nie gewesen,
Das wunde Vaterland genesen
Und groß und mächtig werden kann!

Wie hallten feierlich die Glocken
Zu des Geschützes Donnergruß,
Zum tausendstimmigen Frohlocken,
Der kühnsten Hoffnungen Erguß!
Selbst Greisenadern, halb schon trocken,
Verjüngten sich zu raschem Fluß —
Ach, daß so früh schon Alles stocken
Und unter rauhen Winters Flocken
Der schönste Flor verkümmern muß!

Von jenen deutschen Maienblüthen
Was ist zur Frucht herangereift?
Verblendeter Parteien Wüthen
Hat Knosp' um Knospe abgestreift;
Was so gediegnem Grund entsprossen,
Der Volkes rechte heil'ge Saat,
Nicht lag's an Dir, der unverdrossen
Für ihre Pflege war entschlossen,
Daß sie nur schwach in's Leben trat.

Gern hätt'st Du ja Germaniens Eiche
Zu einem Weihnachtsbaum geschmückt,
Der uns in Hüll' und Fülle reiche,
Was edlen Volkes Sinn beglückt:
Der ächten Freiheit Süßigkeiten,
Der wahren Bildung Himmelslicht,
Ruhm, Glanz und Macht für alle Zeiten,
Zu Land und Meer sich auszubreiten
In vollster Kräfte Gleichgewicht. —

Blieb fern auch Deiner Wünsche Krönung,
So vieler Köpfe Meinungsstreit
Rings zu verschmelzen in Versöhnung
Zu brüderlicher Einigkeit;
So wird Dir doch die Bürgerkrone
Im Volksherzen immer blühn,
Ob mit Verkennung, ja mit Hohne
Der Schlechten Bund Dein Streben lohne,
Nie wird Dir unser Dank verglühn!

Zuletzt muß doch gehn in Erfüllung,
Was redlich ist gemeint und wahr,
Starrt gleich in düsterer Verhüllung
Vor unserm Blick das neue Jahr.
Du scheidest — doch auch dieser Lücke
Wird bald vielleicht ein guter Schluß,
Wohl stark genug zur Rettungsbrücke,
Darüber uns noch führ' zum Glücke
Der deutschen Freiheit Genius.

August Schnezler.

Die Rose des Nordens.

(Romantische Erzählung aus dem Holländischen des W. Kers. Uebertragen von Gottfried Overmann.)

(Fortsetzung.)

Es währte nicht lange, da hielt Paulowna sich für die Königin der Nacht, ein Gedanke, der an diesem Abende schon mehrmals in ihr aufgestiegen war, und die Wirklichkeit entfloh ihr wieder gänzlich. Ihr schien es, als ob die dunkle Erde ihr huldige, die Fackeln dünkten ihr ein reizendes Lichtmeer, die Sterne schienen sie vertraulich zu begrüßen und sich zu ihr herabzuneigen. Sie erhob das schöne, bleiche Gesicht zu den Sternen und schaute mit verwirrten Blicken zu ihnen empor.

So stand sie eine Weile, als der inzwischen eingetroffene Graf auf sie zutrat und seine Macht über sie wieder ausübte. „Welch ein wunderbarer Schleier fällt von meinem Geiste," sagte sie, wie aus einem Traum erwachend, „er verschwindet wie ein Nebel," und näher zu ihrem Freunde sich hinbeugend, sprach sie heimlich: „Ist es denn wahr, Jaromir! was man um mich her flüstert — bin ich wahnsinnig? — Dir allein will ich glauben! sag', Jaromir, bin ich es?"

Digitized by Google

„Gerechter Himmel!“ rief dieser aus, „das fragt sie mich!“

„Ja, Dich und nur Dich allein, denn Du wirst mich nicht belügen; darum sprich, o sprich!“

„Wohlan: Du bist zuweilen krank,“ ächzte der Graf mit Mühe in der peinlichsten Seelenangst.

„Also doch!“ rief Paulowna schmerzlich und fast überrascht und setzte dann nachsinnend hinzu: „Nun! es kommt mir auch beinahe vor, als hätte ich manchmal düstere Stunden, doch jetzt fühle ich mich frei und wohl: dieser Augenblick ist der mein'ge — der unsrige! O, lass' uns in ihm uns freuen! weiter soll der Mensch nicht sorgen, später wird der Himmel helfen!“

Als der Graf Willens war, sich zu entfernen, um noch beim Sternenlicht zurückzusprengen, vernahm er unten im Hause ein auffallendes Geräusch. Es waren Franzosen: die verhaßte gallische Sprache klang ihm in's Ohr. Rasch einen Entschluß fassend, spannte er seine Pistolen, zog den Säbel und wollte so zur Treppe hinabstürzen, als der Herr des Hauses eiligst oben erschien und ihm zurief, es seyen bloß Marodeure, mit denen er später sich schon verständigen werde, für ihn aber sey auf der Landstraße kein Durchkommen. Dabei zog er den Grafen gebieterisch mit sich fort, öffnete eine kleine Seitenthür und zeigte auf eine schmale Treppe mit dem Zusatze, er habe seinen Reitknecht, der bereits mit den Pferden vor der Thüre gestanden, beim Eintreffen der Feinde auf dem Hofe sofort nach der andern Seite reiten sehen, wo er ihn wohl finden werde.

Der Graf wollte vor seiner Abreise ihm noch danken, doch der alte Herr sagte ungehalten:

„Den Dank können Sie sparen — ich denke mehr an meine Tochter, als an Sie!“ Rasch schloß er die Thüre und ging den Franzosen entgegen, die sich schon auf der Treppe vernehmen ließen. Sie führten einen hohen Ton, zogen jedoch, nach einem guten Empfang, schleunig wieder ab.

XVIII.

Der Graf mußte sich nunmehr mit der Armee zu weit aus der Umgegend entfernen, als daß er noch öfter hätte bei Paulownen erscheinen können, denn die Franzosen drangen allmälig mit größerer Schnelligkeit in's Innere des Reiches vor und die Russen zogen sich zurück. Des Grafen Besuche hörten daher gänzlich auf und Paulowna's Wahnsinn nahm durch die lange Abwesenheit ihres Geliebten zu, denn wenngleich ihr keine Erinnerung blieb, daß er gegenwärtig gewesen, so schien es doch, als ob seine Nähe jedesmal für eine Weile wohlthätig auf sie einwirkte. Auch Napoleons Leibarzt hatte sie wieder verlassen, da er es aufzugeben schien, ihr durch seine Kunst wesentlich helfen zu können.

Der alte, durch seines Kindes Loos ganz niedergebeugte Vater legte, als er ihr Unglück, ihren Wahnsinn täglich sich mehren sah, seinen Posten als Gouverneur nieder und lebte nur noch für seine Tochter, ja, er beschloß sogar um ihretwillen, wie schwer es ihm auch fiel, dem russischen Heere in einiger Entfernung zu folgen, um Ostrolow's Besuche, als die einzigen Lichtpunkte in ihrem Leben, zu ermöglichen.

„Sie dürfen sich nicht wundern, uns hier zu sehen,“ sagte er bei ihrem ersten Wiedersehen zum Grafen, „das Elend meines Kindes hat meinen Stolz gebrochen — wir ziehen Ihnen nach — als Bettler — doch wir sind keine gemeine, gewöhnliche Bettler — wir bitten bloß um eine Gabe der Vernunft — obgleich ich nicht weiß, was vorzuziehen wäre.“

Der Graf lachte wild und laut, gleichwie zum schmerzlichsten, fürchterlichsten Hohn über sich selbst und dieß war der einzige Ausbruch der Leidenschaft seit der großen Veränderung, die er in Paulownens Leben herbeigeführt. Er war entsetzlich verändert. Aus seinen Zügen war das bewegliche, stets abwechselnde Geberdenspiel gänzlich verschwunden, sie trugen nur noch den bleibenden Ausdruck eines gewaltigen Schmerzes, nur zuweilen, wenn die innere Qual allzuheftig an seinem Herzen nagte, überflog sie ein namenloses Leid, wie ein matter Blitzstrahl. Sein ganzes Leben schien in seine Augen sich geflüchtet zu haben: dort glühte beständig eine ganze Welt voll Qualen, worin seine Seele sich abspiegelte, und diese düstern Bilder gestalteten sich nicht klarer, wenn er Paulownen in seinen Armen hielt, ja, oft noch dunkler, wenn sie so kindlich sich zu ihm neigte und so voller Vertrauen zu ihm aufblickte oder wohl gar ihn zärtlich fragte, was ihm fehle, warum er doch so bleich und elend aussehe.

„Weil ich elend bin, im Tiefsten meiner Seele es bin,“ seufzte er dann innerlich, doch sein Mund blieb stumm, denn bald vergaß sie es auch wieder. Seine wiederholten Besuche äußerten auf Paulownen die frühere Wirkung: in seiner Anwesenheit verschwand der Irrsinn; kaum aber hatte er sich entfernt, so kehrte dieser zurück und fiel sein Opfer auf's Neue an.

XIX.

Napoleon rückte inzwischen immer weiter vor. Auf seinem ganzen Wege wurden, wenngleich überall bloße Scharmützel vorfielen, fast alle Dörfer von den Russen in Brand gesteckt, welche darauf, nach ihrer Gewohnheit, sich zurückzogen. Doch die öffentliche Stimme des russischen Volkes verlangte nun endlich eine Entscheidung des Kampfes, und demzufolge ward am 7. September die Schlacht an der Moskwa geliefert. Der Graf hielt sich nicht allein sehr tapfer, sondern er zeichnete sich auch durch seinen Muth aus. Er verschaffte in entscheidenden Augenblicken den Seinigen wesentliche Vortheile und war stets dort zu treffen, wo die Feinde am dichtesten standen.

Er und Prinz S. stießen im Gefecht auf einander und schienen sich gegenseitig bemerkt zu haben, denn sie riefen sich ihre Namen zu und fochten einige Augenblicke mit großer Erbitterung zusammen, bis der allgemeine Kampf sie wieder trennte. Noch auf dem Schlachtfelde ward der Graf zum Obersten ernannt und sein Ruhm von Jedem verkündet, ja, der General C. entnahm der Brust eines Gefallenen einen hohen Orden und hing ihn dem Grafen auf der Stelle um; allein was nützte diesen jetzt noch Ruhm und Ehre?

Beide Heere schrieben sich den Sieg zu, die Russen aber traten auch hier den Rückzug an. Selbst unter den Mauern der alten Kaiserstadt wurde keine Schlacht gewagt; die Russen zogen sich hinter Moskau zurück; Ostrolow aber, dem nicht nur höherer Rang, Ruhm und Ehrenzeichen, sondern auch Wunden zu Theil geworden, war außer Stande, der Armee zu folgen. Zwar machte er einen Versuch dazu, mußte jedoch bald bei der Nachhut zurückbleiben, welche vom Prinzen S. eine Strecke weit auf der Straße von Wladimir verfolgt ward.

In einem Dorfe, mehrere Meilen hinter Moskau, machte man Halt, und hier blieb der Graf zurück, da die Noth ihn zwang, einige Stunden der Ruhe zu pflegen. Von hier aus sandte er einen Boten, der, für eine reiche Belohnung, sich nach Moskau wagen wollte an den Gouverneur, um ihm Nachricht von sich zu geben und zu vernehmen, wie es ihm ergehe, was ihn auf's schmerzlichste beunruhigte und quälte. So lange er jedoch ermattet war, konnte er es noch aushalten, denn körperlicher Schmerz und Leiden waren in gewissem Sinne Balsam für die Wunden seines Herzens. Mit der Zunahme seiner Kräfte kehrte auch der Sturm seiner Empfindungen zurück und quälte ihn heftig, denn zu seiner gewöhnlichen Seelenpein gesellten sich nunmehr neue Sorgen. Der Gouverneur, Paulowna und ihre Begleitung hatten sich nämlich vor der Schlacht an der Moskwa nach Moskau begeben, doch was war aus ihnen geworden seit dem Einzug der Franzosen in diese alte Hauptstadt des Landes?

Digitized by Google

Als diese die Thore derselben erreichten, jubelten sie, betrachteten sich bereits als Sieger, und hielten, ihrer Gewohnheit zufolge, auf eine so prunkvolle Weise ihren Einzug in den ersehnten Hafen, als ihr keineswegs glänzender Zustand gestattete, denn ihre Armee hatte in der Schlacht an der Moskwa ungefähr 40,000 verloren; an gehöriger Begleitung und an Kriegsvorrath hatte es schon hier und dort, an Lebensmitteln schon längst gemangelt. In Moskau wollten sie sich nun einmal gütlich thun und zogen voller Hoffnung ein. Doch wie erstaunt, wie unangenehm überrascht standen sie, als Niemand sich zeigte, ihrem Triumphzuge zuzuschauen, denn die langen Straßen waren wüst und leer, Paläste und Hütten größtentheils verlassen und wie ausgestorben, Thüren und Fenster geschlossen und kein Neugieriger sichtbar. Fast die ganze Bevölkerung von 300,000 Menschen hatte Moskau verlassen, ganze Schaaren zogen noch zum Thore von Kolumna hinaus, als die verhaßten Feinde bereits von der andern Seite einrückten, und diese wurden blos mit einem tiefen Schweigen, wie es ähnlich in den Ruinen von Theben oder in der schauerlichen Stille einer Wüste herrscht, empfangen. Wo endlich hier und dort noch Einwohner angetroffen wurden, fand man keine freundliche Aufnahme, vielmehr nur grämliche, nichts Gutes versprechende Gesichter.

Napoleon bezog den Kremlin; allein es schien, als ob die hohe und stolze Burg der Czaren dieses kaiserliche Kind des Glückes nur mit Unwillen in seine festen Mauern aufnähme, so still, fast schauerlich schweigend war auch hier Alles. Zwar hatte man nun das so lang ersehnte Ziel erreicht; zwar war man in Moskau, aber ohne hinlängliche Kleidung, Lebensmittel und Kriegsvorrath für 80,000 Mann!

Der Bote des Grafen gelangte glücklich in die Stadt; doch hier fiel er in die Hände der erbitterten Franzosen, welche, anstatt der in jeder Hinsicht gehofften Erfrischungen, nur Hunger und Kummer und verlassene Häuser fanden. Er wurde dergestalt mißhandelt, daß er nur mit Mühe den ihm bezeichneten Palast, das Ziel seiner Sendung, erreichen konnte, wo er die gesuchten Personen endlich im hintern Theile des Gebäudes verborgen ermittelte, denn sie hatten nicht mit ihren Verwandten entfliehen können, weil der Gouverneur, von Gram und Sorgen niedergebeugt, seit einigen Tagen krank war, und daher hatten sie sich den Wenigen anschließen müssen, welche zurückblieben und sich versteckt hielten. Paulowna selbst befand sich schlimmer als je, denn ihr Wahnsinn drohte, durch die längere Abwesenheit des Grafen, vielleicht auch durch die Einsamkeit, auf den stärksten Grad erhöht, in Raserei auszuarten.

Die beiden jungen Männer, ihre treuen Begleiter, hatten deßhalb schon lebhaft gewünscht, dem Grafen Nachrichten zugehen lassen zu können, wenn sie nur gewußt hätten, wohin die Schlacht und die letzten Ereignisse ihn geführt oder ob er überhaupt noch am Leben sey. Daher waren sie höchst erfreut über das Erscheinen des Boten, der ihnen Beides mittheilte, und sie beschlossen, da dieser außer Stande war, zurückzukehren, den Grafen selbst aufzusuchen, damit er die Nachricht sicher erhalten und erfahren möge, daß sie sich noch zu Moskau in dem bewußten Palais befänden. Es entstand nun aber die Frage, wer von ihnen gehen und bleiben solle. Anfangs wollten Beide gemeinschaftlich Paulownen diesen großen Dienst erzeigen; nach kurzer Berathung fanden sie dieß jedoch unzulässig, denn es war eben so nöthig, um ihre Person zu seyn. Der Franzose war eigentlich der Passendste von Beiden für die Reise, denn er hatte es mit seinen Landsleuten zu thun, und durch seine Fürsprache schon Vieles zu Wege gebracht; er konnte aber auch unterwegs, ehe er den Grafen erreichte, den Russen in die Hände gerathen und ihn, als einzelnen Franzosen, konnte das schlimmste Loos treffen, und eben so waren die Zurückbleibenden, wenn er fern war, den Mißhandlungen der Letzteren mehr ausgesetzt.

Beide Jünglinge erwogen reiflich, was in dieser Verlegenheit am besten zu thun sey, und kamen endlich überein, daß Omar bei Paulownen bleiben und Latour sich zum Grafen begeben, zuvor aber eine Sauvegarde für das Palais nachsuchen solle. Nach kurzer Berathung wandte er sich dieserhalb an den Prinzen S. und erhielt auch sofort, was er verlangte, mit dem Versprechen jedes möglichen Schutzes und der Versicherung, daß er so bald wie thunlich selbst erscheinen werde, um die Wünsche der Familie entgegen zu nehmen.

Als Latour die Wache in die vordersten prachtvollen Gemächer des Palastes einrücken sah, steckte er einen der vielen Briefe Paulowna's an den Grafen zu sich, wählte aus der kleinen Zahl von Dienern sich einen Russen und schlug den zwar nicht langen, aber gefährlichen Weg zum Dorfe ein, das ungefähr einige Meilen von Moskau entfernt war. List, Behendigkeit, zuweilen auch die Begleitung des Russen, halfen ihm allenthalben durch, und nach einigen glücklich bestandenen Gefahren fand er den Grafen noch an dem bezeichneten Orte.

Ostrolow lag noch am Wundfieber darnieder, und dieses, gepaart mit seinem Seelenleiden, hatte ihn schrecklich angegriffen.

Als Latour so überraschend bei ihm eintrat, sprang er erschrocken empor, und seine Stimme zitterte hörbar, als er fragte, was ihn herführe, ob etwa ein neues Unglück sich ereignet habe. Jener erzählte ihm Alles und übergab ihm zugleich Paulowna's Brief, den der Graf heftig aufriß und las. Er lautete:

„Wo bleibst Du, mein Jaromir? Es wird in mir je länger, je dunkler, und noch erscheinst Du nicht. Mir ist, als wäre ich gestorben — ja, ich bin todt! Aber Du weißt doch, daß ich ohne Dich nirgend bleiben kann, Du weißt, daß ich nicht glücklich bin ohne Dich! Ach, selbst des Himmels Glanz erbleicht mir ohne Dich. Höre mich: komm' und nimm mich zurück auf jene schöne Erde, auf der Du noch weilst; dort will ich die Göttin des Tages seyn, wie ich hier die Königin der Nacht bin. Dunkle Wolken umschweben mich, gleich irdischen Trauergewändern. Sterne funkeln darin und glänzen wie Strahlen der ewigen Hoffnung — ach, was hofften wir einst nicht Alles auf Erden? Wir wollten glücklich seyn — das ist nun einmal vorüber — doch komm' nur, o komm'! Ich bin aber nicht mehr schön, sondern bleich, fast wie ein Geist — Du weißt ja, der Blick eines bösen Geistes macht die irdischen Blüthen abfallen. Doch Du achtest die vergängliche Schönheit wenig und fürchtest Dich nicht vor Geistern — daher komm' nur, komm', mein Jaromir und bringe mir den Mond mit: seine kühlen, blassen Strahlen wirken wohlthätig auf mich; die Sonne aber laß weg, hörst Du? ihre Gluth versengt mir das ohnehin brennende Haupt — ihre Strahlen sind Dolche — Dolche, ha! diese und jene blinken zuweilen geheimnißvoll durch einander, und was man dann sieht, dann vernimmt — hu! mir ist, als hätte ich einst ein solches Gefunkel gesehen — zwar ist's schon lange her, allein noch schimmern jene Blitze wie feurige Schlangen mir vor den Augen und blenden mich, daß ich nichts genau zu unterscheiden vermag. Doch den Mond will ich — ja, auf mein armes Herz will ich ihn legen — ach! es müßte nun schon längst ruhen, denn es ist gebrochen. — Du weißt wohl — aber ach! es schlägt noch immer fort — doch nein! jetzt merk' ich es — es zuckt nur noch, doch weh' mir — weh'! auch das ist noch zu viel — es muß, ja, es muß ganz verstummen, denn hier schweigen alle Herzen und nur die Geister werden laut. Komm', komm', mein Jaromir! ich breite meinen schimmernden Mantel aus und fernhin schwebt mein Sternenschleier Dir entgegen — er winkt Dir — komm', o zögere nicht, ich rufe Dich — ich — die Königin der Nacht!"

Als der Graf diesen Brief gelesen, faltete er ihn krampfhaft zusammen, barg ihn in seinen Busen und rief, sich emporrichtend: „Ja, ich will hin, ich muß zu ihr! mindestens auf Stunden will

Digitized by Google

ch der Welt diesen Engel und ihm die Welt zurückgeben, eine Stunde diesem engelgleichen Geiste Licht und Klarheit verschaffen!"

Es war ungewiß, ob das Fieber oder die Erschütterung des Augenblicks ihm Zittern erregten, vielleicht beide; doch er sprang mit Gewalt von seinem Lager empor und als er gleich darauf völlig gekleidet, d. h. im Civilanzuge, da stand, schien er auf den ersten Anblick fast alle Schwäche abgelegt zu haben; nur seine glänzende, sonst so kräftige Gestalt wankte ein wenig und er stand nicht mehr so ganz aufrecht als früher.

(Fortsetzung folgt.)

Weihnachtsfest der Turner.

Frankfurt, 26. Dec. Wer sich unter den Turnern, wenigstens unter den Frankfurter Turnern, politische Fanatiker denkt und Bassermannische Gestalten, ist wohl offenbar falsch berichtet. Die dem Frankfurter angeborne Gemüthlichkeit ist auch aus der hiesigen Turnerschaft keineswegs gewichen; und wenn auch in Zeiten großer politischer Aufregung ein Theil derselben sich zur Fahne der Partei hielt, so ist dies kaum zu verwundern: denn in der Turnerschaft ist eben wesentlich das jugendliche Element vertreten, und daß die Jugend überall und zu allen Zeiten, ob sie nun turne oder nicht turne, mehr als das gereiftere Männerthum für das Ideal der Freiheit schwärmt und auch dafür einzustehen bereit ist, darf doch kaum hervorgehoben werden. — Jetzt, wo die Wogen der Bewegung nicht mehr so hoch gehen, kehrt auch die Turnerschaft immer mehr zur Erkenntniß ihres wahren und eigentlichen Zieles: vollendete Menschenbildung durch Entwickelung der körperlichen, leider so sehr vernachlässigten Seite, zurück. Auch die in früherer Zeit von ihr immer festlich begangene Weihnachtsfeier, welche im vorigen Jahre unterblieben war, hat sie dieses Mal, in Verbindung mit dem ihr befreundeten „Vereine für gesellige Unterhaltung" wieder aufgenommen. Würdig wurde die Feier durch den unter der Leitung Kämpf's des Jüngeren immer kräftiger gedeihenden „Sängerkranz der Turner" durch Schelble's erhebendes „Der Du mit Weisheit" eröffnet. In einer Ansprache Ravenstein's wurden Worte der Vereinigung der bisher durch politische Ansichten, wenn auch nicht durch persönliche Abneigung oder gar Haß getrennten Turnerabtheilungen auf das rein turnerische Prinzip gesprochen, die gewiß nicht ohne Erfolg seyn werden. Jacob Frieß leitete dann die Verloosung der Weihnachtsgaben durch einen schönen Festprolog ein, und im Laufe des, der Erheiterung und Erhebung gewidmeten Abends, wurde auch der nothleidenden Mitmenschen nicht vergessen. — Dies als kurze Schilderung des wieder neu keimenden turnerischen Lebens, zur Steuer der Wahrheit bei der vielfach über die Tendenzen der Turner irre geleiteten öffentlichen Meinung und zur Beruhigung Derer, die sich eben aus Unkenntniß der wahren Sachlage vielleicht von der Turnerei zurückgezogen haben, oder sich doch nicht so lebhaft wie sonst dabei interessiren.

Mannichfaltigkeiten.

(London.) In einem sehr witzigen und treffenden Artikel macht sich die „Times" über das französische Paß-System lustig, woraus sie den Schluß zieht, daß die Franzosen heute eben so wenig die Freiheit praktisch begriffen, als 1790. Eine Constitution, sagt sie, folgte einer Constitution, eine Charte einer Charte, wie eine Welle an der Meeresküste der Welle folgt, allein die Fluth schwindet wieder, wie sie gestiegen, und läßt nichts hinter sich, als die Erinnerung an den Lärm, den sie gemacht, wie jede Welle in Schaum zerstiebt. An diese Betrachtung knüpft die Times die Nachricht, daß es in der Absicht des Gouvernements Louis Napoleons liege, sehr bald das jetzige Paßsystem zu modificiren, wenn nicht gar ganz abzuschaffen. Sie meint, Louis Napoleon habe während seines langen Aufenthalts in England die Erfahrung gemacht, daß man weit besser das gleiche Ziel erreichen könne, ohne das lästige Paßwesen, welches nur den ehrlichen Mann bedrücke.

Korrespondenz.

Heidelberg, 26. Dec.

Auch Heidelberg hat, wenn auch kein Theater, doch theatralische Vorstellungen, welche von Dilettanten des hier liegenden preußischen Militärs ausgeführt werden. Am vorletzten Sonntage gaben sie „die Ahnfrau von Grillparzer" und am letzten „den Nachtwächter von Körner", den „Eckensteher Nante im Verhör" und zum Schlusse „komische Schattenpantomimen". Die erste Vorstellung gaben sie zum Besten ihrer in Baden invalid gewordenen Kameraden und die letzte zum Besten der Rettungs-Anstalten für sittlich verwahrlos'te Kinder in Baden. Zu gleichem Zwecke wird morgen ein großes Konzert im Museums-Saale von dem Musikcorps des preußischen Infanterie-Regiments ausgeführt werden. Die Direktion des Vereins für Rettung sittlich-verwahrlos'ter Kinder hat nämlich einen wahren Nothruf an die Einwohner Badens erlassen. Der Verein sieht sich genöthigt, nicht nur das nunmehr hergestellte Rettungshaus für Mädchen in Constanz uneröffnet zu lassen, sondern auch eines der beiden in Wirksamkeit befindlichen Rettungshäuser für Knaben zu schließen, wenn nicht bedeutende neue Kräfte demselben zufließen. In allen Kirchen Badens wurden deshalb gestern — am ersten Weihnachtsfeiertage — Collecten für diese in ihrem Bestande auf's äußerste gefährdeten Anstalten erhoben und die hiesigen Geistlichen (evangelische, katholische und deutschkatholische, Zittel an ihrer Spitze), wandten sich mit der dringenden Bitte zu helfen an die Bewohner Heidelbergs, damit nicht eine der segensvollsten Anstalten in Baden zu Grunde gehe. — Bei der am 15. d. M. durch den Gemeinderath und Ausschuß vorgenommenen Wahl eines ersten Bürgermeisters hiesiger Stadt fielen sämmtliche Stimmen auf den Lederfabrikanten Speyerer, welcher vor etwa zehn Jahren schon einmal durch das Vertrauen seiner Mitbürger zu diesem Ehrenamte berufen worden war. Ein großes Festmahl sollte sowohl ihm als auch seinem wackeren Vorgänger in diesem Amte von den Einwohnern Heidelbergs gegeben werden allein beide Männer lehnten diese Ehre ab, und wir glauben mit Recht, die Stimmung ist hier, wie allüberall im Badischen, eine gedrückte. Mit trüben Blicken sieht man der Zukunft entgegen. Man ist daher nicht aufgelegt, Feste zu feiern. Auch gilt es, jetzt alle Gelegenheiten zu vermeiden, wodurch die verschiedenen Parteien einander gegenüber gestellt und dadurch Veranlassungen zu Reibereien hervorgerufen werden.

Theater-Anzeige.

Freitag, 28. Dec. (Zum Vortheil und 50jährigen Künstler-Jubiläum des Hrn. Weidner): Kabale und Liebe, Trauerspiel in 5 Aufzügen von Schiller. Mit aufgehobenem Abonnement.

Samstag, 29. Dec. (Zum ersten Male wiederholt): Der Rächer, heroisch-romantische Oper in 3 Abth. von Prechtler, Musik von Schindelmeisser.

Sonntag, 30. Dec. Der Verschwender, Schauspiel mit Gesang in 3 Abtheilungen.

Dienstag, 1. Jan. Prolog zum neuen Jahre von Wilhelm Wagner, gesprochen von Hrn. Breuer. Hierauf (zum ersten Male): Rosenmüller und Finke, oder: Abgemacht! Original-Lustspiel in 5 Aufzügen von Dr. Carl Töpfer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blatter für Geist, Gemüth und Publicität.

M. 310. **Samstag, den 29. Dezember** **1849.**

Die Rose des Nordens.

(Romantische Erzählung aus dem Holländischen des W. Kers. Uebertragen von Gottfried Overmann.)

(Fortsetzung.)

Sie wählten nun einen andern Rückweg und gingen nicht durch das Thor zur Stadt hinein, sondern der Graf führte den Franzosen durch viele, ihm längst bekannte, Hinterthüren, Gänge und Gebäude. Hier trafen sie verschiedene angesehene Russen, die den Grafen erkannten, ihn bei Seite zogen und leise mit ihm flüsterten, wobei er, indem eine leichte Röthe sein bleiches Antlitz überflog und seine Gestalt sich würdevoll erhob, mehrmals, wie zu lebhafter Zustimmung, das edle Haupt neigte.

Bei seinem Anblick war Paulowna entzückter, als je. Wie immer, verließ sie auch jetzt ihr Wahnsinn, doch heute hatte sie mehr als sonst ein undeutliches Gefühl davon, daß in seiner Nähe eine große, glückliche Veränderung mit ihr vorgehe. Daher benahm sie sich auch sanfter gegen ihn, wodurch er sich unendlich schmerzlich getroffen fühlte, ja, auch der alte Gouverneur schien in seiner Krankheit milder als früher gegen ihn gestimmt.

So entschwanden die Stunden bis Morgens bis zum Nachmittage für Paulownen höchst glücklich und für die Uebrigen erträglich, wie sehr auch den Grafen zuweilen ein Fieberschauer befiel. Nun aber ward er unruhig, denn er gedachte der geheimen Verabredung, in der nächstfolgenden Stunde an einem bestimmten Orte zu erscheinen, welche Absprache er diesen Morgen mit mehreren edeln Russen getroffen.

Als er endlich sich zur Abreise entschloß, was unter diesen Verhältnissen wahrlich keine leichte Aufgabe war, ihm aber heute besonders schwer fiel, rief Paulowna aus: „O, verlaß mich nicht, mein Jaromir! denn mir ist, als ob es Nacht würde, sobald Du gehst, und nie, nie wieder der Tag erschiene."

Er blieb noch eine Weile, versprach dann, bald zurückzukehren, drückte sie noch einmal an sein Herz und ging. Paulowna schaute ihm so lange als möglich nach und es war, als wenn sie bei seiner Entfernung zugleich den Nebel wieder um sich niedersinken fühle. Als Jaromir ihrem Blicke ganz entschwunden, stürzte sie nieder, doch kurz zuvor schien in ihrem Auge, ehe der Wahnsinn sie wieder umfing, ein leiser Anflug von Bewußtseyn zu strahlen, indem sie im letzten lichten Augenblicke sanft erbebend ineinander sank, als ob sie das geisterartige Nahen einer bevorstehenden wichtigen Zukunft empfände.

XX.

Als der Graf dem ihm angewiesenen Orte zueilte, erwachten unterwegs Zweifel in ihm, die sein Herz zerrissen. Er fühlte zwar, daß wenn er jetzt etwas Großes verrichte oder wenigstens dazu mitwirken könne, er mehr Kraft besitzen werde, das Leben ferner und zugleich würdiger zu ertragen; allein es entstand doch die Frage, ob er, bei seinem Verhältnisse zu Paulownen, sich in Gefahren begeben dürfe, die sein Beruf ihm nicht auferlegte. Auch sah er die Möglichkeit ein, daß er bei den ihm erst flüchtig angedeuteten Unternehmungen den Tod finden könne, aber er dachte: „Wenn ich dabei unterliege, so wird auch Paulowna bald bei mir seyn, auf einmal wird es für ewig wieder hell in ihrem Geiste werden und uns Beiden ist dann besser. Komme ich aber mit dem Leben davon, nun, dann leben wir noch eine Weile so fort im traurigen Schimmer ihrer Schwermuth — ich habe dann dieß Glück vielleicht durch eine That erkauft, wenngleich nicht verdient — fort daher! das Vaterland ruft und Paulowna nicht minder!"

Er fand eine große Anzahl Russen aus allen Ständen versammelt, mehr, als man in dem verlassenen Moskau vermuthet hätte. Sie beriethen hier heimlich, als echte Patrioten, was nun zu thun sey und wie man dem bereits triumphirenden Feinde den meisten Schaden zufügen könne. Eifrig kam man dem Grafen entgegen und theilte ihm die verschiedenen Ansichten und Pläne mit. Der Kremlin sey schon im Voraus unterminirt, sagte man, und es frage sich nur, ob man ihn sammt dem fremden Kaiser, der das ehrwürdige Gebäude jetzt in seiner Verlassenheit bezogen, in die Luft sprengen solle. Die Mehrzahl stimmte dagegen, weil dadurch die Stadt zu vielen Schaden leiden würde. Darüber sey man jedoch bereits einig, daß in der Stadt selbst Brand gestiftet werden müsse, um die Franzosen der gefüllten Magazine und Vorrathsscheunen zu berauben; auch sey dazu schon Alles vorbereitet; nur über die Zeit der Ausführung seyen die Meinungen noch verschieden. Allein der Graf gab den Ausschlag. „Je eher, je lieber!" rief er, „noch heute, augenblicklich!"

Er drang nun auch mit seinem Vorschlage durch, den Kremlin nicht zu schonen und übernahm selbst die Leitung des Wagestücks. Nach einer wiederholten kurzen Berathung, in welcher Alles auf's Genaueste festgesetzt ward, ging man zur raschen Ausführung über, indem der Graf ausrief:

„Auf, Freunde des Vaterlandes, fort! wir wollen unseren Gästen eine Beleuchtung schenken, das Tedeum mögen sie selbst anstimmen! vielleicht fliehen die erschrockenen Feinde aus der brennenden Stadt, vielleicht begraben die einstürzenden Mauern die Blüthe Frankreichs unter ihrem Schutt, vielleicht findet der Koloß des Südens seinen Untergang im Norden!"

Bald brach, zum Schrecken der Franzosen, das Feuer aus. Anfangs glaubten sie, sie selbst hätten aus Unachtsamkeit es erregt; allein die Flammen brachen aus geschlossenen Häusern und in verschiedenen Theilen der Stadt zugleich hervor; die Brandspritzen waren vernichtet und außerdem der Wind mit dem Feuer

Digitized by Google

im Bunde: ein Element kam dem andern zu Hülfe und beide wirkten rastlos.

Nachdem die Franzosen die Ueberzeugung gewonnen, daß der Brand angezündet sey, bemeisterte sich ihrer das höchste Entsetzen; selbst ihr Kaiser, der immer, wie ein Fels in der Gefahr, im Kremlin am Fenster stand, nicht von dort weichen wollte und bestürzt in die Flammen stierte, erhielt erst jetzt einen richtigeren Maßstab zur Beurtheilung dieses kräftigen Volkes und Dessen, wozu es in seiner Vaterlandsliebe im Stande. Als er so mit seinem mächtigen Blick, nachsinnend, in das Feuermeer starrte und in dieser höllischen Gluth einzelne Russen eifrig hin und her schleichen sah, war es ihm zu Muthe, als sähe er seinen großen Lieblingsplan scheitern, wenigstens begann er zu ahnen, daß Moskau wohl nie eines der Thore seines „europäischen Reiches" werden würde, welches er zu stiften gedachte. Er hatte schon sogleich Befehl ertheilt, das Feuer zu hemmen und zu dem Ende den größten Theil seines Gefolges abziehen lassen.

Prinz S. und verschiedene andere Generale und Marschälle durchritten langsam die Straßen, indem sie zum Löschen ermuthigten und jede Unordnung zu verhüten suchten. Allein das Feuer nahm immer mehr überhand und kehrte sich nicht daran, daß es, wie man später behauptete, insbesondere auf die Magazine und Vorrathsscheunen abgesehen war; einmal losgelassen, wandelte es umher wie eine freie Tochter der Natur, die unglücklicher Weise ein Sturm zur Braut sich erkoren, welcher sie so rastlos bald hier bald dort herumpeitschte, daß die Stadt alsbald ganz in vollen Flammen stand. Die Verheerung ward fast allgemein und Moskau wird den denkwürdigen 16. September nicht leicht vergessen!

Als der Graf, gleichwie andere Russen, den Ausbruch der Flammen erwartend, die bedrohten Straßen durchschritt, glich er dem in Finstern einherwandelnden Geschick. Nun stand er an eine alte verfallene Säule gelehnt und vertiefte sich in die lebhaft erregte Welt in seinem Innern. Gleich dem kalten Marmor eines Götterbildes stand er da, bleich, kalt und ruhig. Es war ihm vielleicht zu Muthe, als ob er sein nahendes Schicksal über sich rauschen hörte, denn mit einem tiefen Seufzer schaute er empor, starrte einen Augenblick erstaunt in die mittlerweile ausgebrochenen Flammen und erschrack, als er einen so weiten Feuerkreis um sich her erblickte, welcher augenscheinlich auch denjenigen Stadttheil umfassen mußte, den Paulowna bewohnte, und wohin planmäßig das Feuer durchaus nicht gelangen sollte. Mit einem, wir mögten fast sagen gewaltigen Blick zum rothgefärbten Himmel flog er fort. Wie er aber so bald dorthin gelangte: ob der Sturmwind ihm seine Flügel lieh oder ob die Angst sie ihm gegeben — das wissen wir nicht; allein in fast unglaublich kurzer Zeit legte er die große Strecke zurück, um ihr beizustehen, um sie zu retten.

XXI.

Unglücklicher Weise hatten die beiden Jünglinge, natürlich keine besondere Gefahr ahnend, Paulownen auf ihre Bitten verlassen, um den Grafen, indem sie sich nach verschiedenen Orten begaben, wo sie ihn zu finden hofften, aufzusuchen und ihn heute noch einmal zu ihr zurück zu führen, was sie leidenschaftlich verlangte und ungestüm forderte.

Als der Brand endlich auch in ihrer Nähe ausbrach, wollten die Dienstboten sie und den kranken Herrn wegbringen; sie aber begriff die Gefahr nicht, hielt sich fest an dem schwachen Greise, hörte nicht auf seinen Zuspruch und verzögerte auf diese Weise ihre beiderseitige Rettung, indeß das Feuer sich allmälig rascher rund um sie her ausbreitete und das Entkommen jeden Augenblick schwieriger und später unmöglich schien. Die Leute, wenigstens müde ihres fruchtlosen Zuredens und, bei der rasch wachsenden Gefahr, auf eigene Lebensrettung bedacht, liefen zuletzt davon, ihre bedauernswürdigen Herrschaften im Stich lassend.

Der alte kranke Mann gewahrte mit Schrecken seine Verlassenheit, raffte alle seine schwachen Kräfte zusammen und faßte seine unglückliche Paulowna, welche lächelnd die Flammen anstarrte, in seine kraftlosen Arme und wollte eben versuchen, sie nach einer schon brennenden Treppe zu tragen, als der Graf hereinstürzte, sie in seine Arme faßte und in Rauch und Dampf mit ihr verschwand. Der Vater wollte ihm folgen, allein schon nach den ersten Schritten verließen ihn seine Kräfte; diese Anstrengung hatte ihn gänzlich erschöpft; den Weg zur Rettung vor sich sehend, ohne denselben einschlagen zu können, sank er ermattet nieder und bemerkte mit vollem Bewußtseyn, wie die Gefahr rings um ihn wuchs, ohne daß er sich im Stande fühlte, ihr zu entfliehen.

Mittlerweile trug der Graf seine Paulowna glücklich durch die Flammen, welche rings um ihn her begierig leckten und gleichsam erzürnt, daß eine so edle Beute ihnen entgehe, ihm einen Regen von Funken nachsandten. In der Straße bahnte er sich einen Weg über rauchende Schutthaufen, kletterte über niedergestürzte glühende Balken, flog, seine Gerettete stets fest an sein Herz drückend, durch verschiedene Gebäude und Hinterhäuser mit ihr ohne Aufenthalt weiter, als ob er einer Hölle entfliehe, aus deren Rachen er so eben seine Geliebte gerissen, und es hatte den Anschein, als ob er sie ihr nöthigenfalls mit Gewalt hätte abzwingen wollen.

Endlich legte er sie in einen Garten nieder, wo keine Gefahr nahe schien, sprang wieder empor und flog nochmals hinweg, indem er ihr zurief, ruhig hier zu bleiben, bis er zurückkehre; er wollte auch ihren Vater holen, dessen Verlassenheit ihm zentnerschwer auf dem Herzen lastete. Er hatte ihren Wahnsinn vergessen oder gedachte vielmehr seiner in diesem entsetzlichen Augenblicke nicht; ja, er wußte nicht einmal, ob Paulowna ihr volles Bewußtseyn besitze oder von Rauch und Dampf halb ohnmächtig sey. — Sie war wenigstens gerettet, ihr Vater aber immer noch von den Flammen bedroht und von jedem Augenblick, den er zögerte, konnte des Greises Leben abhängen.

Rasch eilte er daher, ohne sich noch einen Blick auf seine gerettete Geliebte zu vergönnen, den gefahrvollen Weg zurück, der inmittelst noch verschlimmert war, und warf sich, zum Erstaunen der mit Löschen beschäftigten Franzosen, nochmals kühn in die Flammen, gleich einem Salamander — nochmals drang er über die brennenden Treppen, an deren beiden Seiten die Flammen jetzt schon hoch emporloderten, und suchte mit forschenden, ängstlichen Blicken den Greis, den er in der höchsten Noth verlassen, ja, er wagte sich tiefer in's Innere des Hauses, wo die Balken bereits einstürzten und ein Meer von Funken umherstoben: doch nirgends war der Gesuchte und ihm ward keine Antwort, wie laut er auch seine Stimme erhob, und dann mit der gespanntesten Erwartung und aller nur möglichen Anstrengung horchte, ob er nicht irgend einen menschlichen Laut vernähme.

Schaudernd und unwillkürlich von dieser Stelle sich entfernend, stürzte er zurück, denn er glaubte, Paulowna's Vater müsse bei seiner Schwäche bereits ein Opfer der Flammen geworden seyn, denen er selbst jetzt nur durch gewagte Sprünge entkam, welche blos seine große, fast unbegreifliche Schnelligkeit und die größte Anstrengung ihm möglich machten.

Ohne einen Augenblick Athem zu schöpfen, eilte er trostlos in den Garten zurück, wo er Paulownen verlassen; doch Verzweiflung ergriff ihn, als er auch sie nicht fand. Die Stelle, wo er sie niedergelegt, war leer. Noch war auf dem Grase der schwache Eindruck ihrer Gestalt sichtbar, doch sonst nichts von der verschwundenen Geliebten zu spüren, wie laut er auch nach ihr rief und, sie eifrig suchend, umher schwärmte.

Nun kam ihm der peinigende Gedanke, er habe ihren Wahnsinn vergessen, als er sie allein ließ, und der folgende, noch

Digitized by Google

schrecklichere Gedanke, daß sie sich höchst wahrscheinlich selbst in die Flammen gestürzt habe oder, unbewacht, wie sie es war, durch seine Schuld hinein gerathen sey. Die Hölle im Busen, flog er, ohne zu wissen, was er that, durch die nächste Straße, zwischen den brennenden Häuserreihen, schleuderte dort, in der Wuth seiner Leidenschaften, brennende Stücke Holz in die Höhe, welche er in Kreisen so wild um sein Haupt schwang, daß er in einem Regen von Funken stand — ein fürchterlich-schöner Anblick! und warf sie dann, gleich einem Engel des Verderbens, nach allen Seiten um sich her.

Eine kleine Abtheilung Franzosen, welche dem Feuer und der Verheerung Einhalt zu thun versuchten, zog gerade um die Ecke der Straße. Schon von weiten bemerkten sie die ihnen entgegenwirkenden, heillosen Bemühungen eines Einzelnen, der so nachhaltiges Verderben verbreitete. Erzürnt rief der Anführer den Seinigen zu: „Gebt Feuer auf jenen Rasenden!" Dieß geschah, und die erhabene, feuerwerfende Gestalt stürzte wie eine gefällte Eiche danieder. Inzwischen näherten sich die Franzosen: ihr Anführer — es war Prinz S. — ritt näher, erkannte sogleich mit Entsetzen den Gefallenen und sprach zitternd: „Paulowna! ich räche mich fürchterlich, doch beim Himmel! ich wollte es nicht!"

Noch einmal erhob sich, fast gebieterisch, des Grafen edle Gestalt halb empor — noch einmal blickte er mit dem vollen, vielsagenden Ausdruck seiner Augen um sich her, als ob er Etwas suche, flüsterte dann mit schnell verändertem, von Todesschlaf umzogenen Blicke: „Paulowna!" und der Tod senkte seine Nacht für ewig nieder auf diesen erloschenen Stern, in welchem so eben noch eine Welt glänzte.

(Schluß folgt.)

Mittheilungen aus und über Schumla.

I.

Die „Oesterreichische Reichszeitung" enthält folgende Mittheilung aus Schumla, welche, wie der „Lloyd" bemerkt, wahrscheinlich von einem Agenten der Regierung herrührt (und wir dem Publikum mittheilen, ohne an deren Wahrheit zu glauben): „Am 22. November kam ich in Schumla an, wo Tages zuvor die ungarischen Flüchtlinge aus Widdin eingetroffen waren. Wie gespannt ich war, die Männer zu sehen, deren im Orient im Guten wie im Bösen so oft gedacht worden war, können Sie sich leicht vorstellen. Ich fand gleich Gelegenheit, mit einigen dieser Herren persönlich bekannt zu werden, und erfuhr von ihnen, die Hauptperson, Ludwig Kossuth, betreffend, einige höchst merkwürdige Thatsachen. Kossuth ist nicht mehr der Chef der Emigration; er ist gestürzt worden, und Moritz Perczel hat die Leitung übernommen. Die Ursache dieser neuen Phase ist gewiß der interessantesten Art. Kossuth, der, wie ich aus früheren Schilderungen glaubte, einen Platz in der Weltgeschichte allein für ein seiner würdiges Ziel ansieht, derselbe Kossuth, der in seinen glühenden Reden nur dem magyarischen Vaterlande allein mit allen Kräften seiner Seele zu dienen versprochen hatte, Kossuth, der bis jetzt blos Geschichte gemacht hat, betritt nun auch das Feld der Romantik und vertauscht den Lorbeer gegen die Rose. Mit einem Worte, Kossuth ist durch die Liebe gestürzt worden. Schon während der Herreise von Widdin waren ernstliche Zwistigkeiten zwischen den Häuptern der Emigration, namentlich zwischen Kossuth, Kasimir Batthyanyi und Perczel, ausgebrochen. Die Hauptveranlassung dazu war ein zärtliches Verhältniß Kossuth's mit der Gräfin Dembinsky, einer sehr schönen Dame, wie man sagt, der Tochter des Kaufmanns Hogel aus Temesvar, welche unter dem Namen Emil Hogel in Mannskleidern die Reise mitgemacht hatte. Kossuth hatte sich unterwegs einige Mal mit seiner Freundin von den übrigen Emigranten getrennt, und seine mehrtägige Abwesenheit scheint von seinen Gegnern sehr gut benutzt worden zu seyn; denn ungeachtet er einen nicht unbedeutenden Anhang hat, gelang es den Ersteren doch, gleich nach der Ankunft in Schumla, Kossuth den Oberbefehl über die Emigration abzunehmen und in die Hände Perczel's zu bringen. Der Einfluß von Murat Pascha (Bem) bei Halil Pascha soll eine in dieser Sache nicht unbedeutende Rolle gespielt haben; sonst lebt Bem zurückgezogen, denkt an die Heilung seiner Wunden und an Rache gegen Rußland. Die magyarischen Flüchtlinge waren übrigens schon seit längerer Zeit in drei Parteien getheilt: die Anhänger Kossuth's, diesem blind ergeben; jene Perczel's, welche von demokratischen Ideen besonders beherrscht wird, und endlich eine aristokratische Fraction, an deren Spitze Kasimir Batthyanyi sich befindet. Anfangs hatte man den Oberbefehl an diesen übertragen wollen. Sein historischer Name, seine Verwandtschaft mit den ersten Familien der Aristokratie schien ihn einer solchen Stellung würdig zu machen; bald aber trugen Betrachtungen einer anderen Art den Sieg davon. Die Flüchtlinge möchten die Sympathieen der Demokraten nicht gern verlieren; sie hoffen, bald in eine Lage zu kommen, in welcher diese Sympathieen ihre Zwecke sehr fördern können, und deßhalb stimmten die Anhänger Kossuth's mit denen Perczel's, und Batthyanyi mußte vor diesem zurücktreten. Seinen Einfluß wird Kossuth deshalb nicht verlieren; er weiß für Alles Mittel und Wege. So avancirte er während der Reise mehrere seiner Anhänger vom Civilstande zu Stabsoffizieren, um ihnen die nach dem Range steigenden höheren Emolumente zu verschaffen, ohne sich im Geringsten daran zu stoßen, daß er dadurch die türkische Regierung übervortheile. Unter den so Avancirten befinden sich Lorodi, Gorouve, Haczmann, Gyurmann, Redakteur des Kösz lönyi. Szkollossy, früherer Dolmetscher Kossuth's, wegen schlechten Benehmens von ihm entlassen, hält sich jetzt zu Batthyanyi. Kossuth theilte den Emigrirten unter Anderem auch mit, daß Graf Stürmer nächstens die Liste über die Personen, welche Oesterreich nach Asien geschickt zu sehen wünsche, der Pforte vorlegen werde, und daß der englische Gesandte in Konstantinopel versprochen habe, Pässe für die Emigrirten zu schaffen u. dgl. m. Nach mancher seiner Aeußerungen zu schließen, scheint er es mit der Wahrheit nicht so genau zu nehmen. — Die Nachricht, daß die Emigranten nach Asien sollen, brachte große Aufregung hervor. Kossuth äußerte sich, er ginge nur in Ketten dahin. Die Auswanderer wohnen in der großen Artillerie-Kaserne; Perczel aber und Kossuth in einer Privatwohnung. Unter Perczel kommandirt Kabos, früher Oberlieutenant im zweiten Szekler-Regiment. Unter den Offizieren fiel mir ein angeblicher Hauptmann Saros Gyula auf, der bei näherer Besichtigung sich als eine recht hübsche Frau erwies."

Eine Sage der Neuzeit.

Kurz nach dem unglückseligen 18. September des Jahres 1848 kam zu Frankfurt am Main auf der Zeil in einen Kaufladen ein Fremder und verlangte das Buch „Jenny Lind von Becher." Der Buchhändler bedauerte recht sehr, dem Wunsche augenblicklich nicht entsprechen zu können, indem das einzige Stück, was er auf dem Lager gehabt habe, vor ein paar Tagen (am 18. September 1848) durch einen Schuß, der in den Erker des Ladens eingedrungen wäre, dermaßen verletzt worden, daß es nicht mehr verkäuflich sey. Die Verletzung sey eigenthümlich, da der Schuß mitten durch das Buch gedrungen wäre und so den Namen des Verfassers gänzlich weggenommen habe. — Der Fremde erklärte, diese Verletzung mache ihm das Buch noch wün-

Digitized by Google

schenswerther, und er verlange dasselbe um jeglichen Preis. Der Buchhändler beeilte sich, dem Wunsche des Käufers auf's schnellste zu entsprechen, konnte aber das Buch auf dem bestimmten Platze und im ganzen Laden, trotz eifrigen Suchens, nicht auffinden. Der Fremde drang in den Buchhändler, ihm das verletzte Werk auf den andern Tag vor seiner Abreise zu beschaffen. Der Verkäufer, für den das unvollständige Buch keinen besondern Werth hatte, versicherte demselben, daß er sich alle Mühe geben wolle, seinem Verlangen nachzukommen. Der Fremde kam am andern Tage wieder, das Buch war aber nicht aufgefunden worden. —

Zu Wien, den 23. November desselben Jahres, drang eine Kugel mitten in die Brust des Verfassers vom Buche Jenny Lind, und der Name Becher war somit aus der Liste der Lebenden gestrichen. J. Bachmann-Korbett.

Mannichfaltigkeiten.

(Leipzig, 26. Dec.) Die gestern zum ersten Mal aufgeführte romantisch-komische Oper Salomon's erfreute sich vor einem überfüllten Haus eines eben so lebhaften als wohlverdienten Beifalls.

Noch nie hat's so viel Elephanten in Deutschland gegeben, als jetzt; sie werden ganz gemein. Radetzky und Fürst Schwarzenberg sollen nun auch den dänischen Elephantenorden erhalten. Sie müssen ihn aus Mangel an Platz etwas hinter der Schulter tragen.

(London) In einem Schreiben an das „Chronicle" empfiehlt der bekannte Staatsmann Sidney Herbert systematische Auswanderungen junger Mädchen und Frauen nach Australien, indem zu London es gegen 30,000 junge Frauenzimmer gäbe, die durch Näharbeiten kaum 3 Groschen den Tag verdienen könnten; so groß ist die Konkurrenz in der Hauptstadt. Da nunmehr in den australischen Kolonien wirklicher Mangel an Frauenzimmern ist, so empfiehlt er Gründung eines Fonds, um diesen Unglücklichen die Auswanderung möglich zu machen. Die Hülfe des Klerus und aller Menschenfreunde wird hierzu in Anspruch genommen. Mit ihm ist Lord Ashley sehr thätig, um das menschenfreundliche Unternehmen zu fördern.

Korrespondenz.

Wien, 23. Dec.

In der vorigen Woche wurden bei der hiesigen Sparkasse von 1286 Parteien fl. 106,471 eingelegt und an 962 Parteien fl. 82,822 zurückgezahlt. — In dem neuen Stücke: „Künstlerstolz und Nahrungssorgen", welches im Nationaltheater an der Wien zur Aufführung kam, wird ein Fleischhauer gefragt, was er denn nun thun werde, wenn das Fleisch freigegeben werde (die Satzung aufgehoben wird). „O das darf nicht seyn", erwiedert dieser, „wenn der Geist nicht frei ist, darf das Fleisch auch nicht frei seyn."

Mainz, 26. Dec.

Gestern wurde die zweite Messe von Aloys Schmitt in Frankfurt durch den, unter der Leitung des städtischen Gesanglehrers, Hrn. Werner, stehenden Verein für Kirchenmusik, in der Kirche zu St. Quintin zur Aufführung gebracht und trefflich exekutirt. Als besonders gelungene Theile bezeichnen wir das Kyrie, das Gloria, das Benedictus (für Baß-Solo, von Hrn. Lehrer Uehlein vorzüglich vorgetragen) und das Agnus Dei. Eine eingelegte Hymne (von einem Kloster der Carmelitanerinnen in Mexico), für Orchester bearbeitet von dem österreichischen Kapellmeister Hrn. Stiasny, ward ebenfalls, sowie auch die von der Kapelle des k. k. österreichischen Infanterie-Regiments Erzherzog Rainer ausgeführte Begleitung beifällig aufgenommen. Wir kennen diese zweite Messe des Hrn. Aloys Schmitt allen Vereinen für Kirchenmusik bestens empfehlen, und bedauern nur, daß der Compositeur verhindert war, der Aufführung hier anwohnen zu können.

Freiburg im Breisgau, im Dec.

Das gesellige Leben hat für diesen Winter wieder begonnen, die durch Parteien zerrissene, durch so viele Schicksale niedergedrückte Bürgerschaft zu vereinigen. Besonders hat die Kunst, welche weiland die ersten Mauern gründen half, dazu beigetragen, auch hier wieder eine leidliche, gesellige Stimmung hervorzurufen. Unsere Bühne kann sicherlich, was das Wesentliche der Leistungen betrifft, mit den kleineren Hofbühnen Deutschlands wetteifern und besitzt an ihrem Direktor Keller einen so umsichtlichen Oberleiter und gediegenen Kunstkenner, als tüchtigen, ausübenden Künstler. Für die Oper kann weniger gethan werden; jedoch leistet auch hier das Personal, unter der vortrefflichen Leitung des Spohr'schen Jüngers Bärwolf Tüchtiges. Hr. J. Heim, ein Dilettant, welcher aber um die Tonkunst mehr Verdienste hat, als viele Künstler vom Fache, und auch viele dieser Künstler an Kenntnissen übertrift, hat wieder alle Gesangkräfte unter seiner Leitung vereinigt, führt wöchentlich klassische Gesangwerke von großem Umfange auf und läßt uns besonders die größeren Werke Mendelssohns in edler Form vernehmen. Zu den Genüssen, welche Theater und Konzertsaal bieten, ist nun ein ganz neuer dadurch getreten, daß A. Mohr aus Bonn, erster Geiger unserer Oper, ein gründlicher und gewandter Künstler, mit Musikdirektor Bärwolf, dem bekannten Geiger Plainer und dem tüchtigen Violoncellisten Schmidt im Verein, hier ein Quartett gegründet hat, daß diese Herren wöchentliche öffentliche Quartett-Aufführungen veranstalten. Sie leisten in Dem, was Reinheit des Spiels und Beobachtung des vorgeschriebenen Ausdrucks betrifft, das Mögliche und dürfen sich gewiß neben jedem andern Quartette Deutschlands hören lassen. Auch dürfte das oberrheinische Quartett viel beitragen, gerade jetzt eine ernstere Kunstrichtung in seinem Bereiche hervorzurufen, wie es sich jetzt schon einer gewählten, sehr theilnehmenden Hörerschaft erfreut und auch bei unsern Brüdern über dem Rhein, im Elsaß und im Sundgau schon Anerkennung findet. M.

Frankfurt a. M.

Dem hiesigen Publikum wird mit dem Beginn des neuen Jahres Gelegenheit geboten, ein Gebiet der Wissenschaft zu überblicken, das einen Haupttheil der Geschichte der ganzen Menschheit bildet. Hr. Stark, ehemaliger Reichstags-Abgeordneter aus Oesterreich, beabsichtigt nämlich, einen Cursus über die „Geschichte des Weibes in seiner gesellschaftlichen Stellung, im Familien- und im öffentlichen Leben, bei verschiedenen Völkern vom Urzustande der Menschheit bis zur Einführung des Christenthums", zu eröffnen. Wir dürfen uns das Gediegenste versprechen und demnach hoffen, daß die Vorlesungen sich eines starken Zuspruches zu erfreuen haben werden.

Theater-Anzeige.

Samstag, 29. Dec. (Zum ersten Male wiederholt): Der Rächer, heroisch-romantische Oper in 3 Abth. von Prechtler, Musik von Schindelmeisser.

Sonntag, 30. Dec. Der Verschwender, Schauspiel mit Gesang in 3 Abtheilungen.

Dienstag, 1. Jan. Prolog zum neuen Jahre von Wilhelm Wagner, gesprochen von Hrn. Breuer. Hierauf (zum ersten Male): Rosenmüller und Finke, oder: Abgemacht! Original-Lustspiel in 5 Aufzügen von Dr. Carl Töpfer.

Druck und Verlag von Heller und Robm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammerau.

Digitized by Google

Didaskalia.

Blätter für Geist, Gemüth und Publicität.

№ 311. Montag, den 31. Dezember 1849.

Die Rose des Nordens.

(Romantische Erzählung aus dem Holländischen des W. Kers. Uebertragen von Gottfried Overmann.)

(Schluß.)

XXII.

Bei diesem reich und seltsam beleuchteten Auftritte in dem großen Drama hatten sich mehrere Menschen versammelt, und nun stürzte auch ein junges Mädchen von verwildertem Aussehen herbei. Es war Paulowna. Als sie die theure Gestalt erblickte, lächelte sie erfreut, bat mit anmuthigen Gebärden die Umstehenden um Ruhe, und flüsterte: „Stille, stille, er schläft und träumt von mir; ich muß nun bei ihm wachen!“ Doch gleich darauf besann sie sich wieder und sagte: „Nein, ich will ihn lieber wecken, denn er muß mit mir sprechen, muß mich sehen!“

Sie ergriff seine erstarrten Hände, berührte sie mit ihren Lippen und lispelte seinen Namen. Als er dieses sanfte Aufwecken noch immer nicht hören und nicht fühlen wollte, rief sie erstaunt: „Wie fest und wie lange er schläft!“

„Ewig!“ flüsterte eine Stimme in ihrer Nähe.

Sie warf einen verwirrten Blick, worin jedoch einiges Bewußtseyn lag, dahin, und nahm das bleiche, theure Haupt in ihre Arme — aber wie von Vernichtung getroffen, ließ sie es sogleich wieder sinken, und fragte mit dem lebhaftesten Ausdruck des Erstaunens und Entsetzens im herzzerreißendsten Tone die Umstehenden, als wenn sie sie beschwöre: „Wo ist die Seele, der Geist, der göttliche Funke, der hier wohnt?“

„Bei Gott!“ sprach ein neben ihr stehender alter Mann langsam und feierlich.

Diese Worte trafen das Innerste ihrer Seele.

„Also todt!“ rief sie, stieß einen gräßlichen Schrei aus und sank zur Seite des Entschlafenen nieder. Als man sie aufrichten wollte, erwachte sie aus ihrer Ohnmacht, und wieder waren ihre ersten Worte: „Todt also, todt!“ allein sie besaß ihren Verstand wieder: die heftige Erschütterung, der gewaltige Schmerz gaben ihrer traurigen Zukunft dieses Geschenk zurück.

Der Prinz, der gleich anfangs innigst gerührt vom Pferde gestiegen, beschäftigte sich mit ihr und wollte sie wegführen oder tragen, doch schaudernd wandte sie sich von ihm ab mit den Worten: „Rühre mich nicht an. Du ließest ihn ermorden!“ — Auch erschienen bereits andere Leute zu ihrem Beistande.

Unter den hinzugekommenen Personen, welche ruhig Alles um sich her brennen ließen, befand sich auch einer der geflüchteten Diener des Gouverneurs. Er sah früher seine junge Gebieterin in der allgemeinen Verwirrung zufällig wieder, wie sie in der Nähe ihrer abgebrannten Wohnung eiligst über Asche und Schutt flog und dabei mit Wohlgefallen in die spielenden Flammen blickte. Diese hatten sie nämlich, bald nach des Grafen Entfernung zu sich gelockt. Als der Diener sie dort gewahrte, wollte er seinen Fehler verbessern und suchte ihr zu folgen; doch sie bemerkte es, und das Gefühl, daß sie verfolgt werde, reizte sie unwillkürlich zu schneller Flucht. Sie eilte rascher fort, um ihm zu entkommen, stürzte durch mehrere brennende Häuser aus einer Straße in die andere, und erreichte so den Ort, wo der Graf so eben den Geist aufgegeben. Der Diener folgte ihr auf dem Fuße, sah das geschehene Unglück, was die arme Flüchtige hier, wie bei einem Wendepunke ihres Lebens, fesselte und entfernte sich eiligst wieder, denn er sah von weitem die beiden Jünglinge nahen, die seiner Herrin so gewogen waren, und mit geschäftigem Treiben, als ob sie ängstlich Etwas suchten, aus einem Hause in das andere flogen.

Er eilte auf sie zu und theilte dem Ersten, auf den er stieß, den Vorfall mit. Nicht lange währte es, als beide junge Männer, obgleich selbst vor Schrecken fast halbtodt, bei Paulownen erschienen, um ihr Beistand zu verleihen. Als diese sie bemerkte, zeigte sie blos schweigend auf den Entschlafenen und ließ sich willig von ihnen wegführen.

Verschiedene Russen hoben die edle Gestalt des Entseelten auf und trugen sie stille in ein entlegenes Gartenhaus, wohin die beiden Jünglinge auch Paulowna's Vater bereits gebracht hatten. Als sie nämlich auf ihrem Wege zur Ermittelung des Grafen den Brand gewahrten, waren sie schon zu weit von ihrer Wohnung entfernt, um bald dahin zurückkehren zu können. Dennoch eilten Beide, von einer unbeschreiblichen Angst getrieben, sogleich zurück. Fast zu gleicher Zeit erreichten Beide den Palast und kamen noch gerade im rechten Augenblicke, um den Gouverneur zu retten, den sie schon von Rauch und Dampf halb betäubt fanden. Mit abgebrochenen Worten machte er sie mit Paulownens Rettung durch den Grafen bekannt, und so beruhigten sie sich denn, bis der alte Herr in freier Luft sich wieder gänzlich erholte.

Nun aber fiel es ihnen Allen ein, welche schreckliche Angst Paulowna um ihren Vater hegen müsse, wenn, wie immer im Beiseyn des Grafen, der Wahnsinn sie verlassen habe. Beide Jünglinge begaben sich daher, nachdem sie den Gouverneur in ein Gartenhaus geführt, auf den Weg, sie aufzusuchen. Natürlich begannen sie in der Nähe ihrer Wohnung, wo sie Paulowna denn auch bei dem Grafen, doch ganz anders, als sie ahnten, antrafen.

Man fürchtete für ihre Gesundheit, und wagte es nicht, zu hoffen, daß sie im Besitz ihrer wiedererlangten Verstandeskräfte bleiben werde; allein sie blieb ziemlich gesund, und als die ersten Tage des bittersten Leidens vorüber waren und sie in ihrem tiefen Schmerze kein Zeichen ihres frühern Irrsinns gab, da glaubte man an ihre völlige Genesung, die sie so unaussprechlich theuer erkauft hatte. Es schien, als ob die Vorsehung ihr die Vernunft, die so lange ihrem Glücke gefehlt, (denn was würde sie dem Ge-

Digitized by Google

liebten nicht verziehen haben?) blos deßhalb wieder schenke, um sie zu der Einsicht zu führen, daß für sie kein Glück mehr bestehe; um sie ihr Elend fassen und den Schmerz des Lebens erfahren zu lassen!

XXIII.

Graf Ostrolow von Samara ward mit allen unter den damaligen Verhältnissen möglichen, einem ruhmbedeckten Helden gebührenden Pomp von seinen Landsleuten, welche stolz auf ihn waren, zur Erde bestattet, wobei auch der liebenswürdige französische Prinz S. zugegen war, welcher den durch ihn gefallenen Feind auf diese Weise zu ehren suchte. Als er ihn in's Grab senken sah, flüsterte er Latour zu: „Er ist dennoch der Glücklichste! er nimmt ihre Liebe mit sich und läßt mich, noch in seinem Tode über mich triumphirend, elend im Leben zurück — denn fortan wird sie nur mit Schaudern meiner gedenken!"

So nahm denn das Alles verschlingende Grab den edeln Jaromir in seines Lebens Blüthe auf. Der alte kranke Gouverneur hingegen genas wieder vollkommen. Sobald er sich stark genug zum Reisen fühlte, verließen Alle das verheerte Moskau und begaben sich wieder auf ihre Landgüter, indem sie sich so weit als möglich vom Kriegsschauplatze entfernten und still und ernst zu leben trachteten.

Die beiden Jünglinge, welche Paulowna's sanfte Freundlichkeit entzückte, konnten sich durchaus nicht entschließen, sie zu verlassen, und der Franzose machte daher endlich den Vorschlag, eine Zeit lang, bis der Sturm hier vorüber gezogen sey, gemeinschaftlich nach seinem schönen Frankreich zu reisen, wo man sich erheitern, wenigstens zerstreuen könne.

Der Gouverneur stimmte, um seiner Tochter willen, dem Vorschlage bei; doch diese lehnte ihn ab mit den Worten: „Laßt mich hier, denn was würde mir jetzt das schöne Land, was könnte der mildere Himmel und die wärmere Sonne mir nützen? mich erfreut ja Nichts mehr — ist doch der heftigste Sturm vorüber, und" setzte sie nach einer Pause hinzu, „was nun noch kommen kann, wollen wir mit Gelassenheit erwarten!"

Noch einmal sah Paulowna den Prinzen wieder. Es war auf Napoleon's Flucht, wie man sein schnelles Rennen im strengsten Incognito von Rußland durch Deutschland wohl nennen mag. Der Gouverneur befand sich gerade mit den Seinigen auf einem seiner nahe bei Wilna gelegenen Landgüter, als eines Abends ein Schlitten mit dem hohen Reisenden eintraf. Der Prinz begleitete ihn und sah unerwartet Paulownen hier wieder, nahm aber die Ueberzeugung mit sich nach Frankreich, daß bei der jungen Russin nie Etwas für ihn zu hoffen sey, wie er dies früher bereits geahnt.

Die beiden Jünglinge machten noch immer keine Anstalten, Rußland zu verlassen, obgleich schon längst Nichts mehr sie daran hinderte, und das Verlangen nach dem Vaterlande, wiewohl bei Beiden auf verschiedene Weise, oft unwillkürlich bei ihnen durchbrach. Paulowna sah ihren Kampf und bat sie endlich selbst: „Geht und seyd glücklich!"

So kam es denn zuletzt zum Scheiden; doch dieses Scheiden fiel schwer.

XXIV.

Eine sanfte Melancholie umwölkte lange Zeit das Antlitz des Prinzen S.; sie ließ sein Wesen vielleicht noch reizender erscheinen; in manchem Augenblick aber schien es, selbst mitten im Gewühl des geselligen Lebens, in welchem er als ein Stern erster Größe glänzte, völlig Nacht in seinem Innern zu werden, und wenn man ihn dann um die Ursache fragte, sagte er wohl einmal zu seinen vertrautesten Freunden: „Ich gedachte gerade der schönen Rose des Nordens, die vor der Zeit verwelkte — und das durch mich! — Zwar hatte eine andere rohe Hand sie bereits angetastet, würde sie auch wohl gebrochen haben, — aber ach, daß ich früher noch der Sturm seyn mußte, der sie in den Abgrund des Schmerzes stieß — ich, der ich blos den Zephirn hätte gestatten wollen, ihr huldigend zu nahen!"

Nur mit Mühe konnte er seinen Geist von diesem trüben Bilde abwenden, das ihm jedesmal wieder vor Augen schwebte.

Beide Jünglinge machten pünktlich Gebrauch von der ihnen ertheilten Erlaubniß; fast jeden Sommer kamen sie, der Eine von Paris, der Andere von Konstantinopel, um die theure, verehrte Paulowna wieder zu sehen, welche sie jedesmal noch eben so unglücklich, mit noch bleicherem Antlitz und noch glänzenderen Augen, allein wo möglich auch jedesmal noch freundlicher und milder fanden. Einmal sah Latour sie lächeln, und das war sein Triumph, als er nämlich nach mehreren Jahren eine schöne Frau mitbrachte, welche er ihr als seine Adèle, als das Original des ihr wohlbekannten Portraits vorstellte.

Paulowna lebt noch immer mit ihrem Vater still, ernst und freudenlos, doch mit Gelassenheit und zum Nutzen Anderer. Sie befördert aus allen ihren Kräften die Bildung ihrer Landsleute, und bemüht sich, deren angeborne, oft ausgezeichnete, aber verderbliche Eigenschaften zu mildern oder diesen wenigstens eine unschädliche Richtung zu geben. So lebt die unglückliche Paulowna — so wird sie vielleicht noch lange leben — sie war nicht so glücklich, von dem Blitzstrahl, der schon im Frühling ihres Lebens sie traf, getödtet zu werden. Der Schmerz brach nicht rasch diese edle Blume, nur langsam ließ er sie dahinwelken.

Das fernere damalige Geschick der französischen Armee ist Jedermann zu gut bekannt, als daß wir es hier ausführlich schildern dürften. Ein stolzes Heer, eine halbe Million Krieger führte Napoleon in's Land und nur geringe Ueberreste verließen dasselbe — Frankreichs Adler waren die Schwingen gekürzt. Rußlands Kälte hemmte seinen kühnen Flug nach Osten, der Brand der alten Czaarenstadt sengte und lähmte jenes Adlers hochschwebende Flügel; die ganze Macht des feindlichen Klima's ließ ihn gänzlich niedersinken und — nicht wie sie ausgezogen, kehrten die Franzosen in's Vaterland zurück. Wenngleich nicht gebrochen, so waren die mächtigen Schwingen doch auf lange Zeit gelähmt!

Mittheilungen aus und über Schumla.

II.

Ein Reisender schreibt über das der ungarischen Emigration angewiesene Exil: Schumla liegt in Bulgarien in dem Winkel eines Thales, welches von zwei Reihen niederer Berge gebildet wird, an deren Seite sich amphitheaterartig Gärten und Pflanzungen bis zu den Gipfeln ziehen, welche die Stadt überragen und die reizendste Fernsicht gewähren. Ungefähr zehn Meilen von der Donau, vierzig von Konstantinopel entfernt, ist Schumla der Schlüssel des Gebirges, welches die Ebenen Bulgariens gegen Rumelien begränzt, eine große und volkreiche Stadt mit beiläufig 60,000 Einwohnern. Sie besteht aus zwei Abtheilungen: der türkischen und der christlich-bulgarischen. Die erstere bildet den oberen Theil der Stadt und zählt viele Moscheen, deren Dome und Minarets mit glänzenden Zinnplatten bedeckt sind, so daß man beim Sonnenschein die Stadt kaum ansehen kann. Abgesondert von diesem oberen Theile der Stadt ist der untere, „Warisch" genannt, von weit kleinerem Umfange. In diesem sind ungefähr 300 Häuser, die von Juden, Griechen und Armeniern bewohnt werden. Jede dieser drei Nationen hat ein besonderes Gebäude zur Kirche. Als militärischer Punkt ist Schumla für das türkische Reich von höchster Wichtigkeit. Seine Fortifikationen bestehen aus Erdbollwerken, die stellenweise durch starke Wartthürme flankirt sind, und dehnen sich drei englische Meilen in die Länge, eine in die Breite, über einen sehr durch-

Digitized by Google

schnittenen Boden aus. Den Russen ist aus den Türkenkriegen Schumla's Trotz noch immer lebhaft im Gedächtniß. Die christlichen Einwohner Schumla's leben einfach, sind freundlich, wohlwollend, und bilden dadurch einen Gegensatz zu den brutalen Türken, unter die sie gemischt sind. In den Straßen begegnet man häufig Gruppen von beiden, immer streng getrennt, obwohl mit denselben Verrichtungen beschäftigt. Die Türken sind an Turban, Säbel, Pistolen und Yaghans zu erkennen, noch mehr an dem wilden Ausdruck, dem herrischen Wesen und der sorglosen Art von Verachtung, die mit Widerwillen erfüllt. Nie geben sie einem Christen aus dem Wege. Die Bulgaren tragen Mützen von Schaffellen, Jacken von ungefärbtem Tuch, weiße Tuchstrümpfe und Sandalen, aber nie Vertheidigungswaffen. Weder Türken noch Bulgaren sympathisiren mit den Emigranten; nur den Polen ist es gelungen, der Sprachähnlichkeit wegen, einige Bulgarenstämme für sich zu gewinnen. Dem christlichen Theile der Emigration wurde der Grottenberg zum Aufenthalte angewiesen, während die Renegaten sich in Ibrahims Straza befinden. Kossuth erließ bei seiner Ankunft in Schumla ein Dankschreiben an die Türken, in welchem er denselben in gewohnter Weise für die wirksame Hülfe dankt, welche sie seinen Landsleuten angedeihen ließen. Dessenungeachtet ist es gewiß, daß es für einen christlichen Emigranten gewagt wäre, sich dem Hause eines Türken zu nähern, um von demselben etwas zu erlangen. Eine kleine Handpresse, welche Kossuth zur Erzeugung von Proklamationen mit sich führte, ließ der Kadi von Schumla mit Beschlag belegen. Der Verkehr mit der Emigration ist in jeder Beziehung sehr erschwert. Kossuth erschien in der Stadt ein einziges Mal und wurde von der Bevölkerung theilnahmlos empfangen. Er trägt ungarisches National-Costüm von schwarzer Farbe. Die Garnison Schumla's ist seit der Anwesenheit der Emigration bedeutend verstärkt worden. (Lloyd.)

Erbauung eines eisernen Dampfschiffes.

* Die „Tribüne von New-York" vom 6. Nov. meldet Folgendes: „Aus New-York, wo wir schon so vieles Neue gesehen haben, ist wieder eine Neuigkeit zu berichten, nämlich die Erbauung eines eisernen Dampfschiffes, das für den See Titicaca, d. h. für einen der Gipfel der peruanischen Anden bestimmt ist. Dieses Schiff ist beinahe fertig und der Gefälligkeit seines Erbauers verdanken wir nachstehende Notizen über dieses wunderbare Fahrzeug. Es wurde für Rechnung der Herren Aguirre und Galway erbaut und hat zwei kleine Dampfmaschinen, jede von 10 Pferdekraft. Seine Länge ist am Kiel 55 Fuß, seine Breite 12 Fuß und sein Bauch mißt 5 Fuß. Seine Räder haben 10 Fuß Durchmesser und sind ganz von Eisen, wie der übrige Theil des Schiffes. Auf dem Verdeck erhält es einen Salon mit Lutenklappen und dem Gehäuse für den Mann am Steuerruder. Wenn es ganz beladen ist, soll es nicht mehr als zwei Fuß Wasser ziehen. Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß der See Titicaca, welchen es befahren soll, auf dem Gipfel einer der höchsten Spitzen der peruanischen Anden liegt, in der Nachbarschaft von La Paz und ganz nahe bei dem Berge Sorato, dem höchsten von Amerika, ungefähr fünf englische Meilen über der Meeresfläche. Der Speculant hegt die Hoffnung, sich unter den Jägern und andern Bewohnern an dem Ufer des See's eine Kundschaft zu erwerben. Der See hat eine Länge von 140 (englischen) Meilen, gewiß genug, um in diesen hohen Regionen der Welt mit Hülfe des ersten Dampfschiffes, das für ein solches Unternehmen erbaut wurde, eine beträchtliche Küstenschifffahrt zu betreiben. Die Ladung des Schiffes soll, so hofft man wenigstens, in Pelzwerk, Wolle und Brettern bestehen, welche auf Maulthieren für die Erwärmung und Kleidung der Bewohner der niedriger gelegenen Gegenden vom Gebirge herabgeschafft werden sollen. Dem Erbauer wurde die Stärke des Schiffes ganz besonders empfohlen, da der See manchmal sehr unruhig und sehr heftigen Winden ausgesetzt ist, welche wirkliche Stürme erregen, weßwegen man dem Schiffe beinahe alle Formen eines für die hohe See bestimmten Fahrzeuges geben mußte. Es wird von den nordamerikanischen Staaten aus in Stücken von 350 Pfund nach Linne transportirt, und von da auf Maulthieren an seinen Bestimmungsort gebracht. Am Ufer des See's, mehrere tausend Fuß über der Meeresfläche, wird das Schiff von Arbeitern zusammengesetzt, die er für diesen Zweck besonders angestellt hat, wie er sich auch zur Lieferung der Vorrathsstücke, der Werkzeuge für alle möglichen Reparaturen und sogar einer Feldschmiede verpflichtete. In Folge dieser Anordnungen wird das Schiff bald nach seiner Ankunft seine Fahrten beginnen können, und ohne Zweifel ein Gegenstand großer Neugier für die peruanischen Indianer werden. In der Werkstätte des Erbauers genommen, kostet es nicht mehr als 3600 Dollars."

Deutsche Marine.

Aus einem in einer Berliner militärischen Zeitschrift erschienenen, von einem ehemaligen preußischen Abgeordneten in Frankfurt verfaßten ausführlichen Bericht über die Bildung der deutschen Marine, ihren gegenwärtigen Zustand, die bisherige Verwendung und die Angemessenheit der Hafenplätze geben wir nachstehende Mittheilungen: Die technische Kommission hatte zwei Stadien angenommen für die Entwickelung der Marine, deren erstes vom 1. April bis 1. Sept. 1849 lief; 6 Millionen Gulden sollten jährlich für die Marine verwendet werden. Von der ersten Rate von 3 Millionen wurden aber nur 2,500,000 Gulden eingezahlt. Preußen zahlte seinen Beitrag mit 900,000 Thlr., Oesterreich, Sachsen, Bayern blieben zurück; die zweite Einzahlung fiel noch unvollkommner aus. Für die erste Periode des ersten Stadiums sollten davon 16 größere und kleine Fahrzeuge, von 1—32 Kanonen hergestellt werden. In der zweiten Periode bis zum 1. Juni sollten noch drei Fahrzeuge, die in England gebaut würden, und in der dritten Periode bis zum 1. Sept. 1849 noch elf Fahrzeuge hinzukommen. Doch gingen Bau und Ausrüstung nicht so von Statten. Für das zweite Stadium war eine deutsche Flotte von 15 Segelfregatten zu 60 Kanonen, 5 Dampffregatten zu 500-Pferdekraft, 20 Dampfcorvetten zu 300-Pferdekraft, 10 Dampfavisos zu 180-Pferdekraft und 5 Schooner veranschlagt. Hinter diesem Ziele sind wir, da die auf dem Papier dekretirte deutsche Einheit keine wirkliche werden wollte und die einzelnen Volksstämme, die gar kein inneres Bedürfniß zur Marine fühlten, nicht einzahlten, allerdings weit zurückgeblieben. Doch ist ein erfreulicher Anfang geschehen, und ganz einig wird man mit dem Verfasser seyn, daß allmälig fortgeschaffen werden müsse, da eine improvisirte Marine eine Unmöglichkeit ist. Interessant sind ferner in dem Aufsatz die Mittheilungen über die einzelnen Unternehmungen der in's Leben getretenen Marine, deßgleichen die Untersuchungen über die zweckmäßigen Hafenplätze. Hela vor Danzig als Hauptthafen, Swinemünde als Nebenhafen erscheinen als die geeignetsten für die Ostsee; für die Nordsee die Localität der Jadde, am Krautsand (Glückstadt gegenüber) und der Nebenhafen Bremerhafen.

Korrespondenz.

Berlin, 27. Dec.

Von Bernd von Guseck ist bei der General-Intendanz der königlichen Schauspiele ein dramatisches Werk: „Dörfflinger", einge-

Digitized by Google

reicht worden. Wie es heißt, ist das Stück zur Aufführung angenommen. — Hr. v. Küstner ist aus Paris retournirt. — Auf dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater wird jetzt ein kleines Lustspiel: „Der Ausgewiesene" von M. Bertal mehrfach aufgeführt. — Zu Neujahr treten hier die schon seit lange projectirten „Volksbibliotheken", zunächst vier an der Zahl, ins Leben. Die Mittel sind hauptsächlich aus den Erträgen der von verschiedenen Gelehrten in einer Reihe von Jahren vor einem gebildeten Publikum gehaltenen populär-wissenschaftlichen Vorträge entnommen. An der Spitze der für Errichtung von Volksbibliotheken gebildeten Kommission stehen die Professoren v. Raumer und Schultze. Die demokratischen Vereine wollen gleichfalls Volksbibliotheken, nach den Grundsätzen ihrer Partei eingerichtet und verwaltet, für Berlin und die Provinzen ins Leben rufen.

Mainz, 21. Dec.

Ueber unserer Bischofswahl hängt ein undurchdringlicher Schleier. Außer einigen herzlosen Expectorationen gewisser geistlichen Jungfern und Köchinnen sowie einiger frommen Herren im Treubunde mit dem bekannten toleranten, von Gießen entfernten Professor Riffel, der erwählte Bischof Schmid werde von Rom nie und nimmer bestätigt, hört man hier auch gar nichts davon. Diese Windstille liegt in der Natur der Sache — man wartet auf Rom und seine baldige Entscheidung in der Sache, die man voraussichtlich für negativ, den Erwählten verwerfend, hält; hat man ja doch von erwähnter und anderer Seite versteckt und unversteckt in seiner unendlichen christlichen Liebe, obwohl in schwarzen langen Röcken steckend und heilige Miene machend — Alles, wie ein Spurhund, an Schmid aufzusuchen sich bemüht, und weil man eben nichts Schlimmes gefunden, zur Lüge und Entstellung, zur Verläumdung und Denunciation seine Zuflucht genommen und sie bis vor den Papst gebracht, wie sich dies dieser Tage durch bekannt gewordene Dinge hier klar herausgestellt und glaubte man ja ganz fest, der Papst wäre gerade so ein einseitiger Parteimann, wie man selber einer ist, und werde verwerfen, was die blinde Leidenschaft fast gebieterisch verlangt und doch am Ende rechtlich und billig nicht zu verwerfen ist. Schreiber dieser Zeilen, ein Katholik mit Herz und Mund, in Wort und Werk, welcher bisher die Parteistellung gewisser gegen Schmid agirender Geistlichen aufmerksam beobachtete, was sich auch auf gewisse geistliche und höhere Personen der Diöcese Limburg erstreckt, kann nicht die Bemerkung unterlassen, daß man von der Seite aus, welche für Lennig agirt, nicht die Sache — nein, sondern nur persönliche Interessen im Auge hat. Rom wird sich jedoch auf dem von der Kirche selber vorgeschriebenen Wege von der Wahrheit oder Unwahrheit aller vor sein Forum gebrachten Relationen nur allein genau überzeugen können, und findet es die Erstere, dann mag und muß es negative entscheiden, erkennt es aber die Unwahrheit, dann ist es nicht nur zur Präconisirung und Ehrenrettung Schmid's verpflichtet, sondern auch noch weiter dazu — alle hinterbrachten Lügenberichte mit Indignation zurückzuweisen und die Denuncianten zur Rechenschaft für ihre unverantwortliche Sünde zu ziehen.

Darmstadt, 26. Dec.

Im Interesse der Kunst und der Gerechtigkeit gegen eines der vorzüglichsten Mitglieder Ihrer Bühne darf ich Ihnen die Nachricht nicht vorenthalten, daß wir gestern Abend Hrn. Direktor Meck in Iffland's „Jägern" als Oberförster zu sehen und zu bewundern das Vergnügen hatten. Gleich bei seinem Erscheinen wurde er von dem Hause als ein sehr willkommener Gast freundlichst empfangen. Seine Darstellung war so schön gehalten, natürlich und wahrheitsvoll, daß er die Natur im Bilde mit großer Täuschung wiedergab. Am Schluß ward er enthusiastisch gerufen und erschien zum allgemeinen Vergnügen mit Frau Grahn, der Oberförsterin, welche dieses Gatten auf den Brettern keineswegs unwürdig war. Des Oberförsters Nichte, Friederike, von Fräul. Eypert dargestellt, entwickelte jenen zarten Schmelz der Gefühle und jene Feinheit des Spiels, welche wir an diesem unserem beliebten Bühnenmitgliede gewöhnt sind. Die übrigen Mitspielenden schienen sich zu beeifern, dem geschätzten Gaste zu Ehren hinter den Aufgaben ihrer Rollen nicht zurückzubleiben. Hr. Wisthaler erregte als Anton Interesse; Hr. Steck spielte in seiner Manier den bösen Amtmann ganz gut; Hr. Nötel den Pastor mit geistlicher Würde; Hr. Kronfeld den Gerichtsschreiber in großen charakteristischen Zügen (er schien ihn gleichsam mit dem vergrößernden Storchschnabel copirt zu haben); Hr. Bünte den biederherzigen Dorfschulzen; Hr. Peters den Jägerburschen Matthes, so treu, wahr und natürlich, daß ich mich durch seine gehaltene Darstellung, die nach keiner Seite hin abschweifte, sehr befriedigt fühlte. Unsere Bühnenmitglieder hielten sich in der That recht brav neben Hrn. Meck, und der edle Wetteifer der sie zu beseelen schien, verlieh auch ihrer Darstellung einen lebendigeren Ausdruck, der auf die Entwickelung des Ganzen vortheilhaft einwirkte.

Literarisches.

Was der Mensch säet, das wird er ernten. Predigt am Ernte-Dankfeste, den 4. Novbr. 1849, zu St. Katharinen in Frankfurt a. M. gehalten und auf Verlangen dem Drucke übergeben von G. Friederich, Doctor der Theologie ꝛc. Frankfurt a. M. bei F. B. Auffarth. Der Ertrag ist zu einem (auf der zweiten Seite genannten) wohlthätigen Zwecke bestimmt.

Unsrr alter ehrwürdiger Friederich ist noch jederzeit einer von denjenigen Geistlichen gewesen, der den Muth hatte, ein Wort zu sprechen, und zwar wie es von einem, im Alter noch so frischen und hellen Geiste nicht anders zu erwarten ist, ein kräftiges, vernünftiges Wort, ein Wort zu seiner Zeit. Das hat er auch jetzt wieder in der vorliegenden Predigt gethan. Es hegen zwar Viele die Ansicht, eine Predigt, die auf Politik Bezug nähme, sey eben so häßlich, als politische Lieder; Politik sey eben so unreligiös wie unästhetisch, und wollen deßhalb jede Anspielung, wie viel mehr gar s. g. Zeitpredigten, gänzlich vermieden wissen. Wir antworten: Weder Religion, noch Politik sind Dinge, die da drüben stehen in einem Jenseits, hinter festen Schranken, woselbst sich nur die auserwählten, eingeweihten Leute mit dem Herrscherverstande damit zu befassen haben; die Politik sind wir, die Religion sind wir, wir, das lebendige, gegenwärtige Volk. Was davon nicht in einem Volke lebt, ist für dasselbe gar nicht vorhanden. — Wo aber etwas lebendig seyn soll, da kann es nicht für sich allein bestehen; es hat nur Leben und Geltung im großen, ganzen, allgemeinen Leben, und es ist nicht möglich, daß Einer blos Theolog, blos Jurist, blos Geschäftsmann u. s. w. sey, denn er ist auch — und zwar vor allen Dingen — Mensch und Bürger, mit menschlichen und bürgerlichen Anlagen und Bedürfnissen. In Religion schlägt dem innern reinen Menschen sein fühlendes Herz, empfindet seine Ohnmacht in Demuth, wie seine Hoheit in Menschenwürde. In politischen Dingen spricht dasselbe Herz in Vaterlandsliebe und dem edlen Drange, ungehindert in der Staatsgesellschaft ein guter Mensch seyn zu können, und lebt und stirbt für die Freiheit. Nicht zwei Dinge sind es, sondern ein einziges, untheildares. Im Staate soll und muß Jeder, der mitzählen will, menschlich, religiös und politisch fühlen, denken und thun, sonst ist er eine Null, wohin man ihn auch stellen möge. — Und nun der Pfarrer? — Er ist nicht ein Priester, der mittels Lamm, Blut, Opfer, Kasteiung, Fürbitte und dergl. Gott zu versöhnen habe — er ist Mensch, wie Jeder. Aber er ist vorzugsweise Träger und Beschützer des Göttlichen und Reinen im Menschen; das soll er mittels der Lehre und den religiösen Formen, die der Kultus, d. h. die religiöse Sitte, ihm darbietet, unter allen Umständen aufrecht halten und verkündigen und predigen, so weit seine Kraft reicht. Und dieß kann er wieder nur dann, wenn er die Herzen an derjenigen Seite ergreift, wo sie am lebhaftesten fibriren, wo das Gefühl eben rege ist, wo es unmittelbar und natürlich da liegt und wo es ein allgemeines ist. — In diesem Sinne hat Friederich schon oftmals das Wort ergriffen; so auch dies Mal, und wir wissen es ihm herzlich Dank. Wahrlich, es sähe anders aus in Deutschland, wenn wir eine sorgfältigere Pflege des Herzens in Familie, Schule, Kirche, Sitte und Kunst von den dazu Berufenen empfangen hätten! Denn dort nur sind die einzigen wirksamen Vermittler und Versöhner (nicht aber Galgen, Rad und Bajonnette) in den Streiten und Kämpfen, wie die jetzigen, die ja an sich gar kein Uebel sind, im Gegentheil, die seyn müssen, um des Lebens willen, die waren und seyn werden.

Theater-Anzeige.

Dienstag, 1. Jan. Prolog zum Neuen Jahre von Wilhelm Wagner, gesprochen von Hrn. Breuer. Hierauf (zum ersten Male): Rosenmüller und Finke, oder: Abgemacht! Original-Lustspiel in 5 Aufzügen von Dr. Carl Töpfer.

Druck und Verlag von Heller und Rohm. — Verantwortlicher Redakteur: J. A. Hammeran.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß

zum ersten Semester 1849

des

deutschen Auswanderers.

Nr. 1. Ansprache des deutschen Auswanderers an seine Leser. — Auswanderung, Ansiedelung und deutsches Element in Mexiko. Von J. H. Dick. — Der Glarnerische Auswanderungsverein und die Colonie Neu-Glarus in Wisconsin, von Debus. — Amerikanische Briefe. (Aus Milwaukee.) — Die Goldregion am Sacramento in Obercalifornien, von Dr. Künzel. (Mit einer Karte.) — Interessante Mittheilungen und Auszüge aus der neuesten Literatur der Auswanderung und Reisen. (Die deutsche Stadt Herman.) — Literatur der Auswanderung. I. (Dr. Strickers Germania.) — Verschiedenes aus der alten und neuen Welt. — Intelligenzblatt.

Nr. 2. Kritik der Ansiedelungspläne. 2. Von Reißig. Denkschrift für Zürich. — Literatur der Auswanderung. II. (Die Vereinigten Staaten von Nordamerika ꝛc., von Pfarrer Wichardt.) — Auswanderung, Ansiedelung und deutsches Element in Mexiko. Von J. H. Dick. (Schluß.) — Der Glarnerische Auswanderungsverein und die Colonie Neu-Glarus in Wisconsin, von Debus. (Fortsetzung.) — Amerikanische Briefe. (Aus Milwaukee.) (Fortsetzung.) — Die Goldregion am Sacramento in Obercalifornien, von Dr. Künzel. (Fortsetzung.) — Interessante Mittheilungen und Auszüge aus der neuesten Literatur der Auswanderung und Reisen. (Die deutsche Stadt Herman.) (Fortsetzung.) — Verschiedenes aus der alten und neuen Welt. — Intelligenzblatt.

Nr. 3. Gegen die Auswanderung nach dem californischen Goldland von M. P. in Heidelberg. — Kritik der Ansiedelungspläne. 2. Von Reißig. (Denkschrift für Zürich.) (Fortsetzung.) — Der Glarnerische Auswanderungsverein und die Colonie Neu-Glarus in Wisconsin, von Debus. (Fortsetzung.) — Amerikanische Briefe. (Aus Milwaukee.) (Fortsetzung.) — Die Goldregion am Sacramento in Obercalifornien, von Dr. Künzel. (Fortsetzung.) — Interessante Mittheilungen und Auszüge aus der neuesten Literatur der Auswanderung und Reisen. (Die deutsche Stadt Herman.) (Fortsetzung.) — Verschiedenes aus der alten und neuen Welt. — Intelligenzblatt.

Nr. 4. Die Auswanderungsfrage in der Ständekammer des Großherzogthums Baden nach dem Commissionsberichte des Abgeordneten Helbing. — Kritik der Ansiedelungspläne. 2. Von Reißig. (Denkschrift für Zürich.) (Schluß.) — Der Glarnerische Auswanderungsverein und die Colonie Neu-Glarus in Wisconsin, von Debus. (Schluß.) — Amerikanische Briefe. (Aus Milwaukee.) (Fortsetzung.) — Die Goldregion am Sacramento in Obercalifornien, von Dr. Künzel. (Fortsetzung.) — Interessante Mittheilungen und Auszüge der neuesten Literatur der Auswanderung und Reisen (Die deutsche Stadt Herman.) (Schluß.) — Verschiedenes aus der alten und neuen Welt. — Intelligenzblatt.

Nr. 5. Epistel aus dem fernen Westen von Missouri an die zurückgebliebenen Freunde über dem großen Wasser ꝛc. Von Hilarius Helderwald. — Die Freibodenbestrebungen in den Vereinigten Staaten. — Die Goldregion am Sacramento in Obercalifornien, von Dr. Künzel. (Schluß.) — Amerikanische Briefe. (Aus Milwaukee.) (Fortsetzung.) — Literatur der Auswanderung. III. (Kärten.) — Die Auswanderungsfrage in der Ständekammer des Großherzogthums Baden nach dem Commissionsberichte des Abgeordneten Helbing. (Fortsetzung.) — Verschiedenes aus der alten und neuen Welt. — Intelligenzblatt.

Nr. 6. Deutschlands innere Colonisation. Vorwort. I. Die Auswanderung nach den Donauländern. — Statistik der Bremer Rhederei im Jahre 1848. — Der Auswanderungsverein im Großherzogthum Baden, als Zweigverein des Nationalvereins für deutsche Auswanderung und Ansiedelung zu Frankfurt a. M. — Die Auswanderungsfrage in der Ständekammer des Großherzogthums Baden nach dem Commissionsberichte des Abgeordneten Helbing. (Fortsetz.) — Amerikanische Briefe. (Aus Milwaukee.) (Schluß.) — Literatur der Auswanderung. IV. Texas, von B. Bracht. — Auszüge aus interessanten Briefen aus Amerika. — Verschiedenes aus der alten und neuen Welt. — Intelligenzblatt. (Beilage.)

Nr. 7. Statistik der Einwanderung in New-York, von Leopold Bierwirth. — Die Grundsätze, durch welche einzig und allein die deutsche Auswanderung geregelt werden kann, von Leop. Bierwirth. — Amerikanische Briefe. (Aus Sheboygan. Von Linz aus Trier.) — Auszüge aus interessanten Briefen aus Amerika. (Mittheilungen aus Californien.) — Die Auswanderungsfrage in der Ständekammer des Großherzogthums Baden nach dem Commissionsberichte des Abgeordneten Helbing. (Fortsetzung.) — Statistik der Bremer Rhederei im Jahre 1848. (Fortsetzung.) — Deutschlands innere Colonisation. Die Auswanderung nach den Donauländern. (Fortsetzung.) — Verschiedenes aus der alten und neuen Welt. — Intelligenzblatt.

Nr. 8. Die deutsche Auswanderungsfrage als Angelegenheit der deutschen Logen. Von N. — Deutschlands innere Colonisation. Die Auswanderung nach den Donauländern. (Fortsetzung.) — Die Auswanderungsfrage in der Ständekammer des Großherzogthums Baden nach dem Commissionsberichte des Abgeordneten Helbing. (Fortsetzung.) — Statistik der Bremer Rhederei im Jahre 1848. (Schluß.) — Die deutsche Gesellschaft zu New-Orleans an den hessischen Zweigverein. — Amerikanische Briefe. (Aus Baltimore.) — Intelligenzblatt.

Nr. 9. Nach Amerika's Ostküste. Von Max Vitali. — Die deutsche Auswanderungsfrage als Angelegenheit der deutschen Logen. Von N. (Schluß.) — Die Auswanderungsfrage in der Ständekammer des Großherzogthums Baden nach dem Commissionsberichte des Abgeordneten Helbing. (Fortsetzung.) — Warnungen vor Algier, von Dr. Stricker. — Deutschlands innere Colonisation. Die Auswanderung nach den Donauländern. (Fortsetzung.) — Von der nordamerikanischen Regierung bestätigte und verbürgte Passagierpreise für Auswanderer von New-York. — Literatur der Auswanderung. V. Reise der Familie Fr. Diederichs. — Constituirung des Vereins in Baden. — Verschiedenes aus der alten und neuen Welt. — Intelligenzblatt.

Nr. 10. Einige Mißstände bei der Auswanderung und wie sie abgestellt werden können. Vom Vicepräsidenten H. E. Ludewig in Newyork. (Officiell.) — Literatur der Auswanderung. Reise der

Digitized by Google

Familie Fr. Diederichs. (Schluß.) — Neue Sympathieen zwischen Deutschland und Amerika. — Die Armen- und Auswanderungsfrage in Baden. Von H. K. — Die Auswanderungsfrage in der Ständekammer des Großherzogthums Baden nach dem Commissionsberichte des Abgeordneten Helbing (Schluß.) — Deutschlands innere Colonisation. Die Auswanderung nach den Donauländern. (Schluß.) — Gesetzesentwurf zum Schutze deutscher Auswanderer. Verschiedenes aus der alten und neuen Welt. — Intelligenzblatt.

Nr. 11. Vorschlag zur Absendung einer Prüfungsbehörde nach Nordamerika für den Zweck des Ankaufs von Ländereien (Officiell.) — Gesetzesentwurf zum Schutze deutscher Auswanderer. (Schluß.) — Die Armen- und Auswanderungsfrage in Baden. — Statistische Vergleiche der Bremer Rhederei im Jahr 1848. Von Haßkarl. — Einige Mißstände bei der Auswanderung und wie sie abgestellt werden können. Vom Vicepräsidenten H. E. Ludewig in New-York. (Schluß.) — Literatur der Auswanderung. VI. (Bericht einer Reise nach dem nördlichen Theile von Mexiko von A. Wislizenus.) Von Münch in Missouri. — Californien. — Verschiedenes aus der alten und neuen Welt. — Intelligenzblatt (Beilage.)

Nr. 12. Das Reichsauswanderungsgesetz. — Vorschlag zur Absendung einer Prüfungsbehörde nach Nordamerika für den Zweck des Ankaufs von Ländereien. (Officiell.) (Schluß.) — Literatur der Auswanderung. (Fortsetzung.) — Californien. (Fortsetzung.) — Intelligenzblatt.

Nr. 13. Die Auswanderung, vornämlich die über Havre. (Officiell.) — Das Reichsauswanderungsgesetz. (Fortsetzung.) — Mittheilungen aus dem Tagebuche während der Seereise auf dem Schiffe Uhland von Bremen nach Neworleans vom 2. Nov. bis 23. Dec. 1848, von Georg Fischer. — Literatur der Auswanderung. (Fortsetzung.) — Californien. (Fortsetzung.) — Verschiedenes aus der alten und neuen Welt. — Intelligenzblatt.

Nr. 14. Jahresbericht der deutschen Gesellschaft der Stadt Newyork, vom 22. Febr. 1849. (Officiell.) — Amerikanische Briefe. (Aus Neworleans.) — Literatur der Auswanderung. (Schluß.) — Mittheilungen aus dem Tagebuche während der Seereise auf dem Schiffe Uhland ꝛc., von Georg Fischer. (Fortsetzung.) — Californien. (Schluß.) — Das Reichsauswanderungsgesetz. (Fortsetzung.) — Intelligenzblatt.

Nr. 15. Promemoria, betreffend die in der deutschen constituirenden Nationalversammlung angeregte Frage der Leitung des Stroms der deutschen Auswanderung nach den Donaufürstenthümern. (Officiell.) — Das Reichsauswanderungsgesetz. (Fortsetzung.) — Literatur der Auswanderung. VII. (Kurze Belehrungen für Auswanderer von Aug. Schulze, von Dr. Stricker.) — Jahresbericht der deutschen Gesellschaft der Stadt Newyork, vom 22. Febr. 1849. (Officiell.) (Fortsetzung.) — Der neue Präsident der Vereinigten Staaten Nordamerikas, Zacharias Taylor (vom 4. März 1849 bis 4. März 1853) und sein Ministerium. — Mittheilungen aus dem Tagebuche während der Seereise auf dem Schiffe Uhland ꝛc., von Georg Fischer. (Fortsetzung.) — Verschiedenes aus der alten und neuen Welt. — Intelligenzblatt.

Nr. 16. Der Staat Jowa (mit einer Karte). Von Dr. Künzel. — Die deutsche Gesellschaft der Stadt Neuyork an den hess. Zweigverein des Nationalvereins für deutsche Auswanderung und Ansiedelung zu Darmstadt. (Officiell.) — Jahresbericht der deutschen Gesellschaft der Stadt Newyork, vom 22. Febr. 1849. (Officiell.) (Schluß.) — Amerikanische Briefe. (Brief aus Texas von Louise Weygand.) — Mittheilungen aus dem Tagebuche während der Seereise auf dem Schiffe Uhland ꝛc. von Georg Fischer. (Forts.) — Das Reichsauswanderungsgesetz. (Fortsetzung.) — Verschiedenes aus der alten und neuen Welt. — Intelligenzblatt.

Nr. 17. Auswanderung, Ansiedelung und deutsches Element in Mexiko. von J. H. Dick. 2. — Skizzen aus Mexiko aus dem Tagebuche eines Touristen. — Der Staat Jowa. Von Dr. Künzel. (Forts.) — Amerikanische Briefe. (Von Louise Weygand. Forts.) — Mittheilungen aus dem Tagebuche während der Seereise auf dem Schiffe Uhland ꝛc., von Georg Fischer. (Schluß.) — Jahresbericht der deutschen Gesellschaft der Stadt Newyork, vom 22. Febr. 1849. (Forts.) — Das Reichsauswanderungsgesetz. (Forts.) — Verschiedenes aus der alten und neuen Welt — Intelligenzblatt.

Nr. 18. Ueber den Aufenthalt in wärmeren Klimaten, von Max Pilati. — Skizzen aus Mexiko. (Forts.) — Der Staat Jowa. (Forts.) — Amerikanische Briefe (Von Louise Weygand. Forts.) Jahresbericht der deutschen Gesellschaft der Stadt Newyork. (Forts.) Literatur der Auswanderung. VIII. (Specialkarte von Wisconsin.) Das Reichsauswanderungsgesetz. (Forts.) — Verschiedenes aus der alten und neuen Welt. — Intelligenzblatt.

Nr. 19. Jahresbericht der deutschen Gesellschaft zu Neworleans. (Officiell.) — Ueber den Aufenthalt in wärmeren Klimaten, von M. Pilati. (Schluß.) — Skizzen aus Mexiko. (Forts.) — Der Staat Jowa. (Fortsetzung.) — Amerikanische Briefe. (Von Louise Weygand. (Forts.) — Jahresbericht der deutschen Gesellschaft der Stadt Newyork. (Schluß.) — Das Reichsauswanderungsgesetz. (Forts.) — Nachtrag zu den statistischen Notizen in Nr. 11 des deutschen Auswanderers. — Verschiedenes aus der alten und neuen Welt. — Intelligenzblatt.

Nr. 20. Literatur der Auswanderung. IX. (G. B. Wilkinson's Handbuch für Auswanderer nach Australien, von Dr. Stricker. — Jahresbericht der deutschen Gesellschaft zu Neworleans. (Forts.) — Amerikanische Briefe. (Von Louise Weygand. Forts.) — Skizzen aus Mexiko. (Forts.) — Das Reichsauswanderungsgesetz. (Forts.) — Verschiedenes aus der alten und neuen Welt. — Intelligenzbl.

Nr. 21. Skizzen aus Mexiko. (Forts.) — Literatur der Auswanderung. X. (Wegweiser und Rathgeber für Auswanderer ꝛc., von Werner.) — Jahresbericht der deutschen Gesellschaft zu Neworleans. (Schluß.) — Amerikanische Briefe. (Von Louise Weygand. Schluß) Das Reichsauswanderungsgesetz. (Forts.) — Verein in Nassau. — Einwanderung in Posen. — Verschiedenes aus der alten und neuen Welt. — Intelligenzblatt.

Nr. 22. Der Nationalverein und seine Gegner. 1. 2. — Horace Greeley's guter Rath für Einwanderer, bearbeitet von Herrmann E. Ludewig. — Intelligenzblatt.

Nr. 23. Horace Greeley's guter Rath für Einwanderer, bearbeitet von H. E. Ludewig. (Forts.) — Der Nationalverein und seine Gegner. 3. Dr. v. Herff gegen den hess. Verein und dessen Ansiedelungsplan. — Bericht des Grafen Schlitz in der 1. Kammer des Großh. Hessen über eine Geldverwilligung für den hess. Zweigverein. — Verschiedenes. — Intelligenzblatt.

Nr. 24. Gutachten über verschiedene, die deutsche Auswanderung und Colonisation betreffende Vorschläge. Beurtheilung des Ehlevereins in Stuttgart. — Herr Traugott Bromme und die im Nationalverein verbundenen Vereine. — Guter Rath für Auswanderer von Horace Greeley, beard. von H. E. Ludewig. (Forts.) — Amerikanische Briefe. (Aus Wisconsin, von Jakob Frey.) — Einladung zu Colonien in Südcarolina. — Verschiedenes. — Intelligenzblatt.

Nr. 25. Gutachten über verschiedene Colonisationsvorschläge. Die deutsche Auswanderung von Hundesbagen. — Gute Rathschläge für Auswanderer von Horace Greeley. (Schluß.) — Einladung zu Colonien in Südcarolina. (Schluß.) — Nordamerikanische Briefe. (Aus Wisconsin, von J. Frey. (Schluß.) — Die deutsche Gesellschaft in Newyork gegen die hess. Gemeinde Gimbsheim. — Der hess. Landesgewerbverein. — Verschiedenes. — Intelligenzblatt.

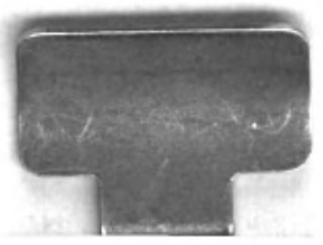
Nr. 26. Gutachten über verschiedene Colonisationsvorschläge. Colonisation armer deutscher Familien in dem Grant von Texas. — Horace Greeley über Ostennesse. — Die Colonie Wartburg in Ostennesse. — Verhaltungsmaßregeln für deutsche Einwanderer bei der Ankunft in Newyork. — Amerika und die deutsche Industrie. Würtemberg. — Verschiedenes. — Intelligenzblatt.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google